Bilder der Nacht

in

lyrischen Rahmen

von

Ernst Ortlepp.

Leipzig,
Julius Wunders Verlags-Magazin.

1837.

19 A 1656

Landes-
Bibliothek
Weimar

Inhalt.

I. Erzählungen.

Hans Dolling oder: Der Bund mit dem Teufel. . . . . Seite 1
Der gespenstische Organist. . . . . — 47
Die Virtuosin. . . . . — 96
Dorn und Röschen. . . . . — 131
Die Gespenster: a) Der mordende Todte. b) Der sprechende Schädel. c) Das Schwert des Scharfrichters. d) Der Zögling der Dämonen. e) Der Jägerdienst. . . . — 190
Das geisterhafte Mädchen. . . . . — 235

II. Gedichte.

Die Abendglocken. . . . . — 41
Das Pfingsten. . . . . — 42
Die Trauerbirke. . . . . — 44
Zurückgezogenheit. . . . . — 44
Das Finden. . . . . — 44
Das ferne Land.. . . . . — 45
Die Lampe. . . . . — 85
Der Naturfreund. . . . . — 86
Stern und Auge. . . . . — 87

Die Wahl.	Seite	87
Die Monate.	—	88
Ruf in die Ferne.	—	89
Die Mutter und ihr Kind.	—	90
Der Abschied.	—	91
Mein Hund.	—	93
Ein Herz.	—	94
Innerer Tod.	—	95
Eichbaum und Buche.	—	125
Rede eines Todten.	—	128
Versteinung.	—	129
Der Einsiedler.	—	130
Skelette.	—	166
Die Wiese.	—	228
Disharmonien.	—	230
Die Rache.	—	233
Heute und Morgen.	—	234
Der Welt ist nichts recht.	—	262
An einen Schneider.	—	263
Tröstet euch!	—	263
Bestimmung.	—	265
Die grauen Gedanken.	—	265
An die Seele.	—	266
Lebe wohl!	—	266
Contrast.	—	268
Die Heimath.	—	268
Wanderers Ruh.	—	269
Mündigkeit.	—	270
Der Klostersaal zu Batalha.	—	270

Hans Dolling,

oder

der Bund mit dem Teufel.

In einem Dorfe des Odenwaldes lebte vor langer Zeit einmal ein Mann, Namens Hans Dolling, der sich redlich von seiner Hände Arbeit nährte und einen gottesfürchtigen Lebenswandel führte. Durch Fleiß und Sparsamkeit hatte er sich nach und nach ein Sümmchen blanker Thaler erübrigt, wovon er sich das kleine am Ende des Dorfes gelegene Haus und dazu auch einige Acker Feld kaufte. Außerdem trieb er einen Handel mit Vieh, der so glücklich einschlug, daß er sich bald eine Scheune an das Haus bauen und das Haus selbst vergrößern lassen konnte.

Früh, ehe er sein Tagewerk begann, und Abends, wenn er es vollendet hatte, versammelte er regelmäßig sein Weib, seine siebenzehnjährige Tochter und seine zwei muntern Knaben um sich her und las ihnen entweder ein Capitel aus der Bibel oder ein schönes Lied aus dem Gesangbuche vor, woran sich alle herzlich erbauten. Besonders war sein Töchterlein Marie ein gar gutes, frommes, bescheidenes und sittiges Kind, das durch sein freundliches und doch zurückgezogenes, fast schüchternes Betragen sowohl als durch seine ausnehmende Schönheit die Herzen aller jungen Bursche in geheimer Liebesgluth entzündete. Das Mädchen hatte etwas in seinem Wesen, welches es vor allen seines Gleichen auszeichnete; die zartere Farbe seiner Wangen, sein geistbelebtes Auge, seine edle Haltung und seine richtige, reine, höchst wohllautende Sprache — das Alles waren Eigenschaften, die dasselbe über eine gemeine Dorfschönheit erhoben und ihm in Aller Augen den Anschein eines höhern Wesens gaben. Wohl drängte sich so mancher junge heirathslustige Handwerker und Landmann hinzu und suchte die Gunst der reizenden Jungfrau zu gewin-

nen; aber immer wich Marie höflich aus, und wenn ſich einer gar erkühnte, um ſie zu werben, ſo erklärte ſie ihm kurzweg, daß ſie unter mehrern Jahren noch nicht heirathen werde.

Wie es in der Welt zu gehen pflegt, ſo fanden ſich auch Einige, die, weil Marie nur ſehr ſelten bei dem Tanze oder andern ländlichen Vergnügungen erſchien, allerlei boshafte Reden führten. „Wo mag der Vater mit dem eiteln Püppchen hinauswollen?" ſagten ſie. „Iſt ihr doch Keiner von uns gut genug! Wonach trachtet das vornehmthuige Ding, daß ſie nicht, wie die Andern, einen Spaß verſteht, ſondern ſich zu Hauſe einſperrt, als wollte ſie mit uns keine Gemeinſchaft haben? Aber gebt Acht! Hochmuth kommt vor dem Falle! Wir werden's gar wohl noch erleben, wie ſie einmal daſitzen, und Niemand Luſt haben wird, ſich ihrer zu erbarmen!"

So ziſchelten die böſen Zungen, um ſich für die abſchlägigen Antworten zu rächen. Noch mehr triumphirten die Feinde, als auf einmal wirklich das Unglück in Dollings Haus einzog. Eine Seuche raffte Dollings Vieh hinweg. Kurz

darauf wurde er in der Nacht von Räubern überfallen und seines ganzen baaren Geldes beraubt. Inbrünstiger als je betete er mit seiner Familie zu Gott um Hilfe, um Rettung; während des Gebets wurde er von harten Mahnern gestört, die ihm in der letzten Zeit zu seinem Handel Geld vorgeschossen hatten, und jetzt herzuliefen, die Hände ausstreckend nach den Trümmern seines Glückes. Fast Tag und Nacht war Dolling thätig, um sich wieder emporzuhelfen, und fortwährend betete er bei seiner Arbeit zu dem Himmel. Da brannte seine Scheune nieder, und der ganze Segen einer glücklichen Erndte war verloren. Dieser Unglücksfall griff seinen Geist so sehr an, daß er in ein hitziges Fieber verfiel, von dem er erst nach acht Wochen genas.

Sein Muth, seine Kräfte waren gesunken. Es kostete ihm einen schweren Kampf, einige Freunde um Aushilfe anzugehen, und noch beschämender und drückender waren ihre mehrfachen abschlägigen Antworten für einen Mann, der sich früher auf sich selbst verlassen durfte, und nicht gewohnt war, Jemandem ein gutes Wort zu ge-

ben. Er entſchloß ſich endlich, den größten Theil ſeines Feldes zu verkaufen, um die ſchlimmſten Gläubiger zu befriedigen und mit dem Reſte der gewonnenen Summe ſeinen Handel wieder anzufangen. Aber in Allem, was er unternahm, fehlte ihm das vorige Glück; bei dem eingeſchränkteſten Leben reichte ſein geringer Verdienſt für die Bedürfniſſe der Familie nicht aus, und ſo ſah er ſich denn im nächſten Frühjahre genöthigt, auch die ihm noch übrige kleinere Hälfte ſeines Feldes zu verkaufen. Auf ſein Haus hatte er bereits mehrere Summen geborgt; als der Herbſt begann, waren auch dieſe aufgezehrt, und mit Schauder dachte er an den nahenden Winter, den er befürchtete nicht überſtehen zu können, da es ihm an Korn, Holz und Allem fehlte, was zum Leben nöthig iſt.

Mit Geld wollte ihm Niemand mehr helfen; alle wichen ihm ſchon von Weitem aus wie dem böſen Feinde, fürchtend ſeine Klagen und ſeine Bitten. Selbſt die immer reizender aufblühende Marie war nicht mehr der Gegenſtand der vorigen Bewunderung; ihre frühern Verehrer hatten ſich alle zurückgezogen; Niemand warb mehr um

sie. Je mehr ein Mensch der Hilfe bedarf, desto schwerer findet er sie gewöhnlich. Wenn es mit Jemandem rückwärts geht, so entsteht eine allgemeine Scheu vor ihm; man meidet seinen Anblick, seine Nähe, sein Gespräch; man will mit dem Sohne des Unglücks am liebsten gar nichts zu thun haben.

So erging es auch unserm Dolling. Da sank sein Muth immer mehr und mehr; nach so vielem vergeblichen Flehen zu dem Himmel ermattete seine Kraft zum Beten; seine frühere Munterkeit und sein Frohsinn verkehrten sich in ein düsteres, in sich hineinbrütendes Wesen, sein Blick war scheu und bewölkt, und es bildete sich in ihm die fixe Idee, daß er nun einmal zum Verderben auserkoren sei, und ihm alle Bemühung und Arbeit nichts helfen werde. In solchen Stimmungen wandte er sich jetzt häufiger nach der Schenke, und trank mehr, als er sonst gepflegt, um nur die Sorgen ein wenig zu vergessen, die wie Berge seine Brust belasteten.

Sein Nachbar Martin, der stets ein leichtsinniges und unordentliches Leben geführt, ein Mensch, der allgemein für einen Taugenichts galt,

hatte in diesen Tagen einen Theil des großen Loo-ses gewonnen. Unter bittern Empfindungen dachte Dolling darüber nach, wie doch der Himmel seine Gaben so oft an Unwürdige vertheile und seine Hand ganz abziehe von dem Guten, der sein lebelang Gott vor Augen und im Herzen ge-habt habe.

Dolling war jetzt so weit herabgekommen, daß er die gewöhnlichsten Tagelöhnerarbeiten ver-richten mußte. Weib und Kinder halfen ihm dabei unermüdet, und besonders erschien Marie immer heiter und sprach dem Vater Muth ein, wenn ihn traurige Gedanken übermannen wollten.

Eines Tages hatte er im Walde Holz gefällt; er schickte die Seinigen mit einigen Körben voll dürren Reisern und Ueberbleibseln voraus und versprach bald nachzukommen. Es war einer von den rauhen Herbst-abenden, die uns mit ihrer scharfen Luft und dem gewaltigen Brausen des Sturmes mächtiger an das Heranziehen des Winters erinnern und geeignet sind, alle düstere und grausenvolle Bilder in der Seele aufzuwecken. Dolling fühlte sich ungewöhnlich einsam; das Herabrascheln der dürren Blätter, die

hereinbrechende Dämmerung, die umhergaukelnden Strahlen des ersten Mondviertels, das sich bald in die am Himmel rasch dahin jagenden schwarzen Wolken hüllte, bald hell durch die hohen Baumwipfel herniederschien und das Brausen eines nahen Wasserfalles — das Alles trug dazu bei, ihn in eine gewisse phantastische Stimmung zu versetzen, bei welcher es ihm trotz seiner tiefen Einsamkeit immer war, als müsse sich Jemand in seiner Nähe befinden. Sonst ein unverzagter Mann, sah er sich mehrmals erschrocken bei seiner Arbeit um, setzte sie aber fort, als er sich von der Täuschung seiner Einbildungskraft überzeugte. Auf einmal kam es ihm so vor, als hörte er tief aus dem dunkeln Walde heraus seinen Namen rufen. Das Beil entsank seinen Händen. Er lauschte wie vom Donner gerührt. Es war Alles still und Niemand umher zu sehen. In der nächsten halben Stunde störte ihn derselbe Ruf noch drei bis viermal, doch dachte er, es sei das Brausen des Sturmes, der heute tausenderlei schauerliche Melodien durch einander orgelte.

Als er sein Tagewerk vollbracht hatte, weilte

er noch einige Augenblicke, seine trostlose Lage überdenkend. Wie froh war er sonst am Abende zu seiner Familie zurückgekehrt! Aber jetzt fand er dort nur Sorge, Gram und Verstimmung. Da murmelte er vor sich hin: „Am besten wäre es wohl, du gingest nie wieder nach Hause!“ Und da fuhren ihm allerlei tolle Gedanken durch den Kopf, wie er sich wohl am schnellsten befreien möchte von einem Dasein, das ihm keine Hoffnung und keine Freude mehr zu gönnen schien. Doch siegten sein religiöses Gemüth und der Gedanke an seine Familie, die dem Verderben zu überlassen er nicht über das Herz bringen konnte.

In tiefe Gedanken versunken hatte er eine zeitlang an den Boden gestarrt, von dem er jetzt sein Handwerksgeräth aufhob, um nun seinen Rückweg anzutreten. Als er sich träumerisch einige Schritte fortgeschleppt und jetzt den Blick erhob, da kam es ihm vor, als sähe er die Gestalt eines langen starken Mannes an einem Baume lehnen. Der Mond trat gerade aus einer Wolke, und jetzt sah er ganz deutlich, daß er sich nicht irre. Obwohl er keine Habseligkeiten bei sich führte, so kam ihm

doch auf einmal ein unwillkürliches Grauen an, das ihn trieb, seine Schritte zu verdoppeln. Aber, als er vor dem Baume vorüber war, so sah er den Mann vor jedem neuen Baume stehen, was seinen Schauder zu dem höchsten Grade erhöhte und ihm schier die Sinne verwirrte.

Endlich hielt er den Spuk nicht länger aus, trat keck mit erhobener Axt auf die Gestalt zu und fragte sie mit zornigem Tone:

„Wer bist Du, daß Du mich hier auf meinem harmlosen Wege verfolgst, Du zudringlicher Kumpan? Steh mir Rede, oder ich haue Dir den Schädel entzwei!"

„Oho, nur gemach, mein Freund!" versetzte die Gestalt in einem hohlen und verhöhnenden Tone. Habt Ihr so viel Courage? Ich wollte es Euch nicht rathen, es im Ernste mit mir aufzunehmen, denn ich besitze einige Fertigkeit im Halsumdrehen."

Bei diesen Worten funkelte das Auge des Unbekannten von einem wilden fürchterlichen Feuer, was jedoch auf den gereizten Dolling wenig Eindruck machte. „Und wenn Ihr der Teufel selber wäret," rief Dolling aus, seine Axt schwingend —

„Verſucht es nur! Schlagt zu!“ ermunterte der Gegner mit einem Ausdrucke des Spottes, welcher Dolling beſtimmte, der Ermunterung zu folgen. Er holte weit aus, und führte einen Schlag, der den Gegner hätte in zwei Stücke ſpalten müſſen. Doch er hieb — in die Luft, und der Feind ſtand wohlbehalten am nächſten Baume, ihn verhöhnend mit einem lauten gellenden Lachen. Dolling wurde nicht wohl zu Muthe.

„Ihr ſeht, daß ich behend ausweichen kann,“ hob der Fremde wieder an, und werdet Euch wohl nun weitere Verſuche erſparen, mir etwas anzuhaben. Wohl könnte ich Euch im Augenblicke das Lebenslicht ausblaſen, aber das liegt gar nicht in meinem Plane. Merkt Ihr denn nicht, daß ich im Gegentheile gekommen bin, Euch eine Hilfe zu bringen, deren Ihr ſo ſehr bedürft? Wenn Ihr Euch in Frieden mit mir vertragen wollt, ſeht hier!“ —

Bei dieſen Worten zog er eine Hand voll Goldſtücke aus der Taſche, und bot ſie dem erſtaunten Dolling an, welcher fragte:

„Wie? Ihr wolltet — mir dieß — leihen?“

„Leihen! Schenken! Wie Ihr wollt!“ verſetzte

der Fremde. „Es kommt mir auf die Kleinigkeit nicht an, die mir übrigens schon Zinsen tragen wird. Da! Nehmt es hin!"

Dolling trug Bedenken zuzugreifen, aber als er seine schreckliche Noth bedachte, streckte sich seine Hand fast unwillkürlich aus, und schnell hatte er das Geld in seiner Tasche.

„Ich bin Euch gut Dolling," sagte der Fremde. „Wenn Ihr mehr braucht, so kommt nur wieder an diesen Platz, und ruft dreimal so laut, als Ihr könnt, „Ulphilas!" so werde ich Euch erscheinen und Euch prompt bedienen."

Erst bei diesen Worten sah Dolling das Gesicht des Unbekannten im hellen Mondschein deutlicher; er hatte eine hochrothe Farbe, eine hämisch gebogene Nase, unstät umherschweifende Augen, dünne eingekniffene Lippen und ein Feuermal an der Stirn, das ihm ein sehr widerliches Ansehn gab. Dolling empfand einen mächtigen Schauder; ihm war, als brenne das Geld in seiner Tasche wie glühendes Eisen, er riß es wieder heraus, um es dem Unbekannten zurückzugeben, doch in demselben Augenblicke war dieser verschwunden.

Im Nachhausegehen beschwichtigte Dolling alle seine Bedenklichkeiten damit, daß er ja das Geld eigentlich gar nicht habe behalten wollen. „Es ist mir halb und halb aufgedrungen worden," dachte er bei sich selbst; „ich habe es ja weder gestohlen, noch auf sonst eine unrechte Art an mich gebracht; warum soll ich mir also ein Gewissen darum machen?"

Doch hielt er es für gut, seinem Weibe und seinen Kindern die Wahrheit zu verschweigen, nur nach und nach mit dem Gelde herauszurücken, und sich gegen sie so zu stellen, als ob er es im Handel verdient habe.

Als er in seine ärmliche Wohnstube trat, wo nur eine Wassersuppe und einige Bissen Brot aufgetragen wurden, war ihm Alles nicht recht. Er klagte über Hunger, und forderte sein Weib Marthe auf, ihm eine seiner frühern Lieblingsspeisen zu bereiten.

„Was fällt Dir denn ein?" sagte Marthe, „daß Du heute so hoch zu leben gedenkst? Haben wir denn etwa Geld genug, um nur ein Pfund Fleisch zu kaufen?"

„O genug auch zu Eiern, zu Butter und einer Flasche Bier!“ versetzte Dolling, einen Louisd'or aus der Tasche ziehend.

„Mein Gott, wo hast Du denn das Goldstück her?“ fragte Marthe, über das ganze Gesicht erblassend.

Dolling half sich mit einer Lüge, und sagte, der Nachbar Martin, der den reichen Gewinn in der Lotterie gethan, habe es ihm so eben geschenkt, um sich einmal einen frohen Tag zu machen.

Da dieß Marthe glaubte, und Weiber selten viel dagegen haben, wo es gilt, einmal etwas Gutes zu kochen, oder Kuchen zu backen, so lief sie sogleich mit einem Handkorbe nach dem Gasthof, um Vorräthe zu holen, und sprach auch noch in dem Kramerladen ein, wo sie ihrem Gelüste folgend ein paar Chocolatentafeln mitnahm. Unterwegs begegnete sie dem Nachbar Martin, dem sie einen recht höflichen Dank abstattete für das ihrem Manne eingehändigte Geschenk. Dieser nahm den Dank für einen boshaften Vorwurf und glaubte, Marthe wolle es ihm unter die Nase reiben, daß er Dollingen als Nachbar wohl auch etwas hätte

mittheilen können, und wurde daher grob gegen ſie, bis ſich die Sache aufklärte, und Beide einſahen, daß Dolling das Goldſtück auf einem andern Wege müſſe erhalten haben.

„Ei ſeht mir doch," rief Marthe aus, als ſie wieder in die Stube trat, „was das für Flauſen ſind! So eben habe ich Martin ſelbſt geſprochen. Du willſt mich dumm machen! — Jetzt aber einmal im Vertrauen, lieber Mann, ſage, wo haſt Du das Goldſtück her?"

„Ei über die Fragerei!" verſetzte Dolling ärgerlich. „So laß es doch hergekommen ſein, wo es will! Ich verſichere Dich auf meine Seligkeit, daß es mir Jemand geſchenkt hat. Doch ſoll ich darüber ſchweigen. Damit Punctum! Jetzt geh, und beſorge den Tiſch!"

Mit Mühe ihre Neugier bezwingend eilte Marthe mit der Tochter nach der Küche. Bald prangte auf Dollings Tiſch ein Mahl, wie es ſeit ſeinen früheren glücklichen Tagen nicht wieder vorgekommen war. Es ſchmeckte allen den armen ausgehungerten Leutchen ſo gut, daß faſt nichts davon

übrig blieb; der Abend war zugleich ein Fest für den verfallenen Haushund und die dürre Katze.

Dolling zeigte eine halb frohe, halb unruhige Aufgeregtheit; er tadelte allerlei an dem schlechten Hausgeräthe und sprach von einer bessern Einrichtung. Geld zu verheimlichen ist sehr schwer, und zumal für den, der eine lange Zeit hindurch nicht im Besitze desselben gewesen ist. So drückte sein Geheimniß auch Dolling fast das Herz ab, und immer schwebte er nahe daran, sich zu verrathen. Bei der Chocolate konnte er nicht sitzen bleiben; er ging unruhig in der Stube hin und wieder, gab zerstreute Antworten, und als es schon gegen neun Uhr war, sagte er, er wolle morgen zum Viehmarkt nach B.— gehen und müsse noch einmal nach dem Gasthof.

Da Dolling keine Ruhe hatte, wenn er Jemandem etwas schuldig war, so sprang er vorher erst rasch zu einigen Gläubigern und zahlte Jedem eine Abschlagssumme. Im Gasthof blieb er darauf bis in die tiefe Nacht bei dem Glase sitzen und ließ sich sogar zu einem Würfelspiel verleiten, worin er gegen zwanzig Thaler gewann. Von verschiedenen

Getränken und von ſeinem ungewohnten Glücke verwirrt taumelte er endlich nach zwölf Uhr Arm in Arm mit ſeinem lüderlichen Nachbar Martin nach Hauſe.

Das Leben ſelbſt iſt wie ein Spiel; ebenſo wie das Unglück folgt auch das Glück Schlag auf Schlag; Leiden und Freuden kommen gewöhnlich in Geſellſchaft.

Auf dem Viehmarkte erhandelte Dolling ein paar Kühe, die er noch an demſelben Tage mit bedeutendem Gewinn wieder verkaufte. Und ſo fielen noch mehrere ähnliche Geſchäfte günſtig für ihn aus. Er brachte daher von mehrern Märkten neue Stühle, ein Sopha, allerlei Hausgeräthe und auch Stoffe zu neuen Kleidern mit, worüber Frau Marthe und Marie eine große Freude hatten, ohne dabei einem argen Gedanken Raum zu geben.

Dolling trieb ſich jetzt viel auswärts herum, indem er äußerte, bei dem zu Hauſeſitzen komme weniger heraus, als wenn man ſich in der Welt umſehe, wo etwas zu machen ſei. Befand er ſich einmal zu Hauſe, ſo fielen die Morgen- und Abendgebete weg, weil er immer viel zu zerſtreut war

und des Abends erſt aus dem Gaſthofe kam, wenn alle ſeine Leute ſchon längſt ſchliefen.

Er dachte, ſein Geld könne gar nicht alle werden; aber ſchon nach vierzehn Tagen ſahe er mit Schrecken, daß es geſchmolzen war bis auf das letzte Goldſtück. Er war jetzt daran gewöhnt, gut zu leben und viel zu trinken, und nach ſeinem erſten Glücke im Spiele hatte er auch der Karte und den Würfeln Geſchmack abgewonnen. In mancher Rückſicht war ihm nun freilich der Gedanke, den Fremden wieder aufzuſuchen, recht widerlich; aber auf der andern Seite beruhigte es ihn wieder ſehr, daß er doch Jemanden hatte, auf deſſen Unterſtützung er rechnen könnte. Seine Hauptſorge war nur, daß er den Fremden am Ende gar nicht wieder treffen möchte.

Nach einigen Tagen, wo er von ſeiner Baarſchaft gar nichts mehr übrig hatte, ſaß er recht wortkarg und mißmuthig zu Hauſe. Es regnete ſo ſtark, daß er ſchon ſeine Wanderung in den Wald bis zu dem nächſten Abend zu verſchieben beſchloſſen hatte. Dennoch trieb ihn eine mächtige Unruhe alle fünf Minuten einmal an das Fenſter

oder an die Hausthür. Endlich gegen acht Uhr ließ der Regen nach. Da brach er denn rasch auf, und rannte mit eiligen Schritten nach dem Walde hin, sich der Stelle zuwendend, wo er das vorige Mal den Unbekannten gefunden hatte.

Es war eine stockdunkele Nacht. Er mußte sich in Acht nehmen, um nicht an die Bäume anzustoßen. Am Himmel hingen große schwarze Wolken. Kein Luftzug regte sich. Rings herrschte Todtenstille. Als er sich an der rechten Stelle zu befinden glaubte, wandelte ihn ein flüchtiger Schauer an, doch er schüttelte ihn ab, und rief nun dreimal mit lauter Stimme:

„Ulphilas! Ulphilas! Ulphilas!"

welchen Ruf ein mehrfaches Echo in den Tiefen des Thalgrundes schauerlich wiederholte.

Da regte sich in den Wipfeln der Bäume ein unheimliches Geflüster der dürren Blätter, es flogen Raben und Eulen auf, es wehten ihm kalte Luftzüge entgegen, es rauschte bald hier, bald dort in den Gebüschen, Irrlichter gaukelten vorüber, dann hörte er halbverlorene Stimmen eines durch einander fließenden Geheuls und Gelächters — mit einem

Male war Alles wieder todtenſtill — jetzt fühlte er einen elektriſchen Schlag durch den ganzen Körper, und — der Fremde ſtand rieſengroß vor ihm.

„Ich komme, Euch nochmals um Eure Hilfe zu bitten," ſtammelte Dolling mit wankendem Tone. „Ihr erlaubtet mir —"

„Ich dachte mir es wohl," verſetzte der Unbekannte, „daß Ihr mit der Kleinigkeit nicht lange reichen würdet. Hier nehmt dieſen Beutel und macht Euch gute Tage. Heute muß ich ſchnell fort. Wenn Ihr wiederkommt, werden wir uns ſchon länger unterhalten."

Dolling wollte danken, aber ſchon war der Fremde verſchwunden. Das Herz klopfte ihm hoch auf, als er mit dem ſchweren Beutel dem Dorfe wieder zueilte; eine eigene Angſt trieb ihn, ſeine Schritte zu beflügeln; er konnte den Augenblick kaum erwarten, wo er ſich in Ruhe an dem Anblicke der blanken Goldſtücke weiden würde. Als er zu Hauſe ſeinen neuen Reichthum in einer Kammer allein in Augenſchein genommen, begab er ſich ſogleich in den Gaſthof, und ſetzte in der nächſten Zeit ſein flottes umherſtreifendes Leben fort. Er

betete nicht mehr, er ging nicht in die Kirche, er faulenzte, er trank, er spielte, und bemühte sich nicht im Geringsten, etwas zu verdienen, auf den Beistand seines unbekannten Helfers bauend. Und so kam es denn, daß er in der kurzen Zeit von drei Wochen abermals mit seiner Baarschaft fertig wurde.

An einem Abende, wo es durch einander schneite und regnete, und wo er an den nun abermals nöthigen Weg nach dem Walde dachte, klopfte es auf einmal an das Fenster. Der älteste seiner beiden Jungen sah hinaus, fuhr aber erschrocken zurück. Er sagte, es stehe ein großer starker Mann draußen, der Einlaß begehre. Dolling ging an die Thür des Hauses; da trat ihm, in einen schwarzen Mantel gewickelt und den Hut tief über die Stirn hereingedrückt, ein Fremder entgegen, der sich für einen Reisenden ausgab, und, weil er in dem bösen Wetter nicht weiter kommen könne, ihn dringend bat, ihm ein Nachtquartier zu gewähren. Dolling verwies ihn an den Gasthof.

„Erkennt Ihr denn die Leute so schlecht wieder?" entgegnete der Fremde. „Hab' ich Euch doch

gern gedient in der Verlegenheit, und zum Danke wollt Ihr mir nun Eure Thür verschließen?"

Erst jetzt sah Dolling, wen er vor sich hatte. „Entschuldigt mich," versetzte er, „ich erkannte Euch nicht, und habe ja ohnehin Euer Antlitz noch nicht anders gesehen als bei Nacht, Mondschein und schlechtem Wetter. Jetzt versteht es sich, daß Ihr bei mir logirt und weilet, so lange es Euch gefällt. Kommt herein!"

„Ich hatte es schon längst im Sinne, Euch einmal in Euerem Hause zu besuchen, und zu sehen, wie Ihr es treibt," sagte der Fremde, als sie an die Stubenthür traten, die jetzt Dolling öffnete. Die beiden Jungen fuhren erschrocken vor dem Fremden zurück, Frau Marthe und Marie boten einen schüchternen guten Abend, ein unheimliches Gefühl empfindend, und selbst der Hund und die Katze drückten sich in einen Winkel.

„Hervor, ihr Buben," rief Dolling, „und bietet dem Herrn Ulphilas Euern Willkommen!"

„Vater, wir fürchten uns," sagten Beide, und fingen an zu weinen.

Ulphilas nahm Platz. Marthe eilte mit

Marien nach der Küche, um das Eſſen zu beſorgen.

„Ei ſeht doch, was Ihr da für eine hübſche Tochter habt!“ hob Ulphilas an. „Wie heißt ſie denn?“

„Marie,“ verſetzte Dolling.

Der Fremde fuhr bei dem Namen wie von einem momentanen Schreck getroffen zuſammen, doch ſprach er ſogleich mit Dolling über andere Gegenſtände weiter, bis die Speiſen aufgetragen wurden. Erſt jetzt legte der Fremde Hut und Mantel ab. Seine ſchwarze Kleidung, ſein feuerfarbenes Wamms, ſeine hochrothe Geſichtsfarbe, ſeine hämiſch gebogene Naſe und ſeine wildfunkelnden Augen machten einen recht fatalen Eindruck. Als der jüngſte Knabe ein kurzes Tiſchgebet ſprach, ſchnitt der Fremde recht abſcheuliche Grimaſſen, er zuckte, als hätte er Gliederreiſſen, ein paar Male ſtieß er dabei einen höhniſch lachenden Laut aus, und ſchien ſehr froh zu ſein, als der Knabe fertig war.

Bei Tiſche erzählte er viel von ſeinen Reiſen und Fahrten durch alle Länder; er hatte die größten Herren beſucht, und, wie er ſagte, mit ihnen

auf Du und Du gestanden. Er sprach von London, Paris, Madrid und Rom, und doch schien er auch hier in dem Dorfe nicht unbekannt. Frau Marthe zerbrach sich schier den Kopf darüber, wer er wohl sein möge, und nahm sich endlich die Freiheit geradezu zu fragen.

„Mit Verlaub, was seid Ihr denn eigentlich für ein Landsmann, Herr Ulphilas?"

„Ein Schwarzburger," sagte er kurzweg; aber ich habe hier herum manchmal Geschäfte gehabt."

„Vielleicht Kaufmann?" fragte Marthe weiter.

„Das weniger!" versetzte Ulphilas.

„Oder Oekonom?"

„Auch nicht!"

„Im Staatsdienste?"

„Nein! — Wenn Ihr es durchaus wissen wollt, ein Rentier, der zum Vergnügen reist."

Frau Marthe sah sehr zweifelhaft aus bei dieser Antwort, da eine Fußwanderung bei dem schlechten Wetter wenig geeignet war, Vergnügen zu gewähren. Als die Rede zufällig auf den Pfarrer des Dorfes, den Mag. Cyrillus, kam, zeigte

Ulphilas einen großen Abſcheu gegen den wegen ſeiner Frömmigkeit allgemein geachteten Mann und ſchimpfte auf die Geiſtlichen überhaupt; dagegen er Dollings lüderlichen Nachbar Martin ſehr lobte.

„Ei, kennt Ihr denn Martin?“ fragte Dolling verwundert.

„Warum ſollt' ich ihn nicht kennen?“ verſetzte Ulphilas. „Wir ſind ſogar dicke Freunde ſeit langer, langer Zeit.“

In dem Augenblicke trat Martin ein, um Dollingen nach dem Gaſthofe abzuholen.

„Ah, ſieh da, Lupus in fabula!“ rief Ulphilas aus. „Wie geht's, Bruder Martin? Ich werde Euch nun bald auch beſuchen.“

Bei Ulphilas Anblick befiel Martin ein ſolcher Schreck, daß er ſogleich umwandte und davon lief. Dollings Familie wurde nicht wohl zu Muthe. Beſonders fühlte Marie in der Nähe des unheimlichen Gaſtes eine ſolche Angſt und Beklommenheit, daß ſie kaum fähig war, ein Wort mitzuſprechen. Die Augen des Fremden drangen wie vergiftete Dolche in ihre Seele; es war ihr,

als habe er es vor allen auf sie abgesehen, und diese Gedanken gewannen um so mehr Gewalt über sie, je weniger Ulphilas den Schein hatte sie zu bemerken. Einige Male, wo er sie ansah, lag in seinem Blicke etwas so Tückisches, als dächte er dabei: „wehre dich, wie du willst, du kannst mir nicht entgehen, du wirst doch mein Opfer!“

Dolling entdeckte dem Fremden heimlich, daß er mit seiner Casse wieder zu Ende sei; Ulphilas schnitt eine verdrießliche Grimasse und sagte: hier könne er ihm nichts geben, aber er möge nur morgen nach dem Walde kommen.

Bei dem zu Bettgehen drängte sich der jüngste Knabe recht ängstlich an die Mutter und erzählte ihr, es sei ihm so vorgekommen, als ob der Fremde einige Male bei dem Trinken oder Husten Feuer ausgespieen habe. Als Dolling den Fremden in eine Kammer allein gebracht, hob Frau Marthe an:

„Aber wie kannst Du uns nur einen so häßlichen Kerl ins Haus führen? Wir alle sind halb des Todes! Woher kennst Du ihn? Wer ist er?“

Dolling versetzte, daß er auf den Märkten öfters mit ihm Geschäfte gemacht habe, und er es

um der ferneren Kundſchaft willen nicht mit ihm verderben dürfe. Sie möchte nur ganz ruhig ſein. Er werde Niemandem ein Leid zufügen.

Als ſich alle ſchlafen gelegt hatten, polterte und rumorte es im Hauſe bald hier bald dort bis in die tiefe Nacht; dabei flüſterte und kicherte es aus allen Winkeln hervor; es heulte, es pfiff, es tappte und ging umher, es ſchlug mit den Läden und Thüren, und ſo ertönten tauſend Arten des Geräuſches und Stimmen durch einander, ſo daß die ganze Familie vor Angſt kein Auge zuthun konnte. Dolling ſchob Alles auf den draußen tobenden Sturm und Regen, und litt nicht, daß ſich Jemand aus der Kammer entfernte. Jedes wachte bis nach ein Uhr, woher es kam, daß es Alle verſchliefen. Sie ſtanden erſt nach acht Uhr auf. Als Dolling nach dem Fremden ſah, war dieſer — verſchwunden.

Alle waren darüber ſehr verwundert, doch Dolling meinte, Ulphilas habe auf jeden Fall eine plötzliche Luſt zum Aufbruche gefühlt, und ſich in aller Stille fortgemacht, um Niemanden im Schlafe zu ſtören, bei welcher Erklärung man ſich auch beruhigte.

Dolling konnte nun kaum den Abend erwarten, wo er wieder mit einer gespickten Geldbörse aus dem Walde zurückzukehren gedachte. Aber leider schlug ihm seine Hoffnung für dießmal fehl. Es war ein tiefer Schnee gefallen. Eine scharfe, schneidende Luft wehte ihm entgegen, als er Abends aus dem Dorfe ging. Der Weg in den Wald war ziemlich bahnlos, doch er wadete rüstig durch den Schnee, bis er die wohlbekannte Stelle erreicht hatte. Auf seinen dreimaligen Ruf erschien Ulphilas sogleich, machte aber heute in Betreff des Geldes allerlei Schwierigkeiten.

„Ich habe Euch schon zweimal geholfen, Dolling, sagte er, und ich will Euch wohl auch noch ferner helfen, doch nur unter einer gewissen Bedingung. Ihr habt eine sehr reizende Tochter —"

„Was soll das?" rief Dolling betroffen aus.

„Nun, was soll's?" versetzte der Fremde. „Gebt mir Macht über sie!"

„Ich versteh' Euch nicht!" erwiederte Dolling.

„Ha, wie Ihr doch so einfältig thut," grinst'e Ulphilas. „Nun so muß ich deutlicher reden. Ich glaube, Ihr ahnet wohl so ungefähr, welche

Bewandtniß es mit mir hat. So wiſſet, daß ich mir Eure Tochter zur Beute auserkoren habe, daß ich ihr aber ſchwer etwas anhaben kann, ſo lange mir des Vaters Wille entgegenſteht. Betrachtet ſie in Eurer Seele nicht mehr als Euer Kind, wünſcht, daß ſie in Zukunft nicht ſo fromm bleibe, wie ſie jetzt iſt, betet nie im Stillen für ihr Wohl, und verheirathet ſie an Euern Nachbar Martin, dann iſt ſie mein, und ich belohne Euch mit ganzen Haufen Goldes."

„Entſetzlicher, was muthet Ihr mir zu?" rief Dolling aus. „Nimmer, nimmer geb' ich mein geliebtes Kind in Eure Macht, und ſollt' ich verhungern und verderben!"

„Hahahaha!" lachte der Fremde ſcheußlich. „So thut, wie Euch beliebt! — Seht hier dieſen Beutel, Dolling! Er iſt dreimal ſchwerer als der vorige! Schlagt ein! Gebt mir Macht über Eure Tochter!"

„Nein! Nein! Nein!" rief Dolling entſchieden.

„Nun ſo geht, wie Ihr gekommen ſeid! So erhaltet Ihr von mir keinen Heller; jedoch ſtell'

ich es Euch frei, mich jederzeit hier aufzusuchen, sobald Ihr Euch eines Bessern besonnen habt."

Nach diesen Worten sah Dolling den Fremden nicht mehr, und kehrte mißmuthig in das Dorf zurück. Unterwegs traf er auf den Pastor des Dorfes, den frommen Magister Cyrillus, der einen Sterbenden auf dem Filiale besucht hatte.

„Ei, guten Abend, Dolling," hob Cyrillus an. „Es ist mir recht lieb, daß ich Euch einmal sehe, denn es lag mir lange am Herzen, mit Euch zu sprechen. Sagt, was ist mit Euch für eine Veränderung vorgegangen? Sonst ein thätiger Mann, habt Ihr Euch dem Müßiggange ergeben; sonst einer der Andächtigsten an heiliger Stätte, besucht Ihr keine Kirche mehr und erscheint nie bei dem Tische des Herrn; sonst ein Feind aller verderblichen Laster, habt Ihr Euch dem Trunke und Spiele ergeben! Da es mir obliegt, den Verlornen von dem Irrwege auf den Pfad der Tugend zurückzuführen, so kann ich es nicht länger mit ansehen, wie Ihr die Bahn der Sünde wandelt."

Dolling, der sich im Innersten getroffen fühlte, wußte wenig zu erwiedern auf die Worte des wür-

digen Gotteslehrers, der ihm in's Gewiſſen redete, und ſein Herz tief erſchütterte, ſo daß er im Innerſten zerknirſcht beſchloß, von morgen an einen neuen Lebenswandel anzufangen.

Dolling ging die nächſten Tage auf Arbeit, er führte die Früh- und Abendgebete wieder ein, er beſuchte die Kirche und vermied die Schenke. Das ganze Dorf wunderte ſich über dieſe Umwandelung. Doch nur kärglich war der Ertrag ſeiner Mühe, die ſchwere Arbeit wollten ihm nicht ſchmecken, oft wurden ihm die Abende zu Hauſe recht unausſtehlich lang, die ſchmale Koſt, ein bloßer Trunk Waſſer und die ganze Lebensweiſe wollten ihm nicht behagen. Und dabei riß trotz aller Thätigkeit und Einſchränkung die Noth wieder ein, die oft im Verlaufe des harten Winters auf das Höchſte ſtieg. Bald ſah er ſich wieder in Schulden und die Gläubiger peinigten ihn um größere Summen, wo er keinen Heller im Vermögen hatte. Ohne Erbarmen ſchickten ſie ihm hartherzige Advocaten auf den Hals, die ihm das Fell ſchier über die Ohren zogen. Einige Male half ihm der reiche Nachbar Martin aus der Noth, der ſich ſeit einiger Zeit lebhaft um

Mariens Hand beworben hatte. Aber da Marie alle nur erſinnliche Ausflüchte machte und von Martin nichts wiſſen wollte, ſo zog ſich dieſer auch zurück, und überließ Dolling ſeinem Elende. Manchmal wankte Dolling und dachte an den Gang in den Wald; einige Male machte er ſich ſogar auf, doch kehrte er wieder um, und beſchloß lieber, Alles zu ertragen, als ſeine Tochter der Macht des böſen Feindes zu übergeben.

So verging der Winter. Der Frühling erfüllte wieder die Welt mit Freude und Leben; aber in Dollings Hauſe wohnten nur Sorgen und Jammer. Bloß Mariens Herz erfüllte eine wunderbare Heiterkeit mitten in Dürftigkeit und Mangel. Sie war noch weit ſchöner geworden als vorher, und es begannen in ihr Empfindungen einer Sehnſucht zu erwachen, die ſie vorher nimmer gekannt hatte. Seit einiger Zeit war der Sohn des Förſters Jonathan oft vor ihrem Hauſe vorbeigegangen, und hatte jedesmal mit ſpähendem Blicke nach den Fenſtern geſchaut. Es war ein ſchöner junger Mann, ganz geeignet, einem Mädchen den Kopf zu verrücken. Als Marien im Frühlinge

und Sommer ihre Beschäftigungen öfters in das Freie führten, benutzte Jonathan bald die Gelegenheit, sich Marien zu nähern, und so bildete sich in aller Stille ein Liebesverhältniß, das den Beiden die seligsten Tage gewährte.

Wohl entdeckte Jonathan seinen Aeltern die glühende Leidenschaft für Marien, und beschwor sie, ihm ihren Segen zu diesem Bunde nicht zu versagen. Doch diese wollten nichts von einer solchen Heirath wissen, und verlangten, er solle sich ein Mädchen aus anderm Stande wählen und dabei auch auf etwas Vermögen denken. Streng untersagten sie ihrem Sohne den weitern Umgang mit Marien, der indeß trotz dieses Verbots insgeheim fortgesetzt wurde.

Der Herbst war bereits wieder eingetreten, als Dollings Lage sich immer trüber und trüber gestaltet hatte. Sein Credit war erschöpft; es borgte, es half ihm Niemand mehr. Er sollte Geld schaffen, wo er nicht einmal für den nächsten Tag zu leben hatte. Oft rang er Stunden lang die Hände zum Himmel; oft flossen seine Thränen auf Bibel und Gesangbuch herab; aber da er redlich das

Seinige that, und immer und immer keine Rettung erschien, so wurde er am Ende ganz irr und muthlos. Die Noth brachte ihn dem Wahnsinne nahe. Manchmal dachte er an den Selbstmord, denn alle Hoffnung war ihm verschwunden. Noch hatten ihn bisher immer die ermuthigenden Reden seines Weibes und seiner Tochter aufgerichtet; jetzt aber versank er in ein wortkarges, düsteres Brüten und beharrte manchmal Tage lang in tiefem Schweigen. Es schien ein Plan in seiner Seele zu arbeiten. Und dem war also. Er gab dem Himmel noch drei Tage Frist, um ihm zu helfen. Als diese verlaufen waren, erschien er am Morgen des vierten Tages sonderbar lustig, und sagte zu Marthen, nun solle bald Alles ganz anders gehen.'

Bei dem ersten Ausweg traf er den lüderlichen Martin, dem er auf seine wiederholte Anfrage jetzt sogleich die Hand Mariens fest zusagte. Aus Freude darüber nahm ihn Martin auf der Stelle mit in den Gasthof, wo sie Mittag hielten und dann mit einander zechten, bis der Abend anbrach.

Nachdem sich Dolling gehörige Courage angetrunken, machte er sich auf und ging nach dem

Walde. Die ſchwarzen Bäume und Gebüſche ſahen ihn recht ſchauerlich an, es ſauſte darin ſo bang und hohl, neben ihm huſchten allerlei ſeltſame Schatten und Larven vorüber, es rief „Dolling! Dolling!“ bald hier bald dort, es kam ihm vor, als ob der fromme Pfarrer Cyrillus ihn am Eingange des Waldes faßte, um ihn zurückzuhalten — hinter ihm tönte es wie Glocken- und Orgelklang — und vor ihm klimperte es wie Goldſtücke — Todtengerippe mit grinſenden Schädeln nickten ihm zu und grinſten: „guten Abend, Dolling, guten Abend, Dolling!“ — Dann ſah er wieder ein Schattenbild ſeiner Tochter Marie, das ſich ihm, die Hände ringend, in den Weg warf. — Ihm grauſ'te; ein kalter Fieberfroſt durchſchüttelte ihm alle Glieder. Doch einige tüchtige Züge aus der Flaſche erneueten ſeinen Muth, und ſo rief er denn, als er die wohlbekannte Stelle erreicht hatte, dreimal laut: „Ulphilas! Ulphilas! Ulphilas!“

Das Echo rief den Ton heute recht dumpf und grauſig nach, es ertönte ein ſchreckliches Geheul, ein Rabe flog dreimal im Kreiſe um Dollings Kopf und berührte ihn mit den ſchauerlichen Schwingen,

wovon es ihn kalt durchdrang bis in das Innerſte, dann that ſich mit einem furchtbaren Krach die Erde auf, und — der Unbekannte ſtand vor Dolling.

Dolling konnte vor innerem Entſetzen kaum die Worte der Anrede hervorbringen.

„Dacht' ich's doch," ſprach Ulphilas mit einem triumphirenden Hohne, „daß Du Zeit genug wieder kommen würdeſt. Nun, haſt Du Dir meine letzten Worte überlegt? Biſt Du klug geworden? Und willſt Du mir nun Macht über Deine Tochter geben?"

„Ja, ſtammelte Dolling wankend, „doch nur mit dem Beding, daß auch Ihr Wort haltet, und mir Gold gebt, ſo viel als ich von Euch verlange. Um die Wege zu erſparen und mich im Voraus ſicher zu ſtellen, wäre es mir lieb, wenn Ihr mir jetzt einmal für allemal gleich eine runde Summe zahltet."

„Mir kann das gleich ſein," verſetzte Ulphilas, „aber dann dürft Ihr nie wiederkommen; kämet Ihr, ſo würdet Ihr Euern Zweck verfehlen. Wie viel fordert Ihr?"

„Dreitauſend Goldſtücke!" ſagte Dolling.

„Hier ſind ſie!“ erwiederte Ulphilas, einen mächtigen Geldſack vom Boden emporhebend.

Dolling ſprach darauf einen fürchterlichen Eid nach, den ihm Ulphilas vorſagte, und trat dann mit dem ſchweren Geldſack ſeinen Rückweg an. Als er an ſein Haus kam, ſo öffnete er ganz leiſe die Thüre, und verbarg das Geld in einen Koffer der Bodenkammer, den er feſt verſchloß. Noch an demſelben Abende trug er es Marien vor, daß ſie den Nachbar Martin heirathen müſſe, der bald darauf herüberkam und ſeine Beſtrebungen mit denen des Vaters und der Mutter vereinte. Auch Marthe ſtimmte für die Heirath, weil Martin reich war, und was ſeine Lüderlichkeit anlangte, ſo dachte ſie, einer ordentlichen Hausfrau werde es ſchon bald möglich werden, ihm den Kopf zurecht zu ſetzen. Marie weinte und erklärte, daß ſie ſich unmöglich entſchließen könne. Der Vater tobte und ſchalt ſie in den heftigſten Ausdrücken, bis ſie ſich endlich, um nur Ruhe zu erlangen, ſtellte, als willigte ſie ein.

Doch des andern Tages mit dem früheſten Morgen war ſie aus dem Hauſe verſchwunden. Alles

Suchen blieb vergebens. Es vergingen Wochen und Dolling hörte nichts von ihr. Da machte er sich eines Tages auf, um sein Geld in Aschaffenburg auf Zinsen auszuleihen. Es war dort gerade Jahrmarkt. Dolling machte sich mehrere lustige Tage; unter anderm lockten ihn das Faro und Roulet mächtig an, um das sich ein Haufe von Glücksjägern versammelt hatte. Den erlittenen Verlust von einigen hundert Louisd'ors rechnete er für nichts, und gedachte, sich am letzten Abende des Marktes schon Alles wiederzuholen, wo er das Spiel forciren wollte. Er war der Meinung, daß man gewinnen müsse, wenn man den Satz jedesmal verdoppele. Doch täuschte er sich. Es verfolgte ihn hartnäckiges Unglück. Bald hatte er tausend Louisd'or verloren, bald zweitausend, und endlich auch das dritte Tausend.

Mit den entsetzlichsten Empfindungen der Verzweiflung stand er nun als Bettler da. Jammernd und heulend reiste er in sein Dorf zurück. Nach einigen Tagen beschloß er, doch noch einmal in den Wald zu gehen, um Ulphilas noch eine Vorstellung zu machen.

Dieß that er denn auch wirklich an einem rauhen Herbſtabende; doch kam er nie zurück. Ein Mann aus dem Dorfe, der zufällig um dieſelbe Zeit durch den Wald gegangen war, hatte ein klägliches Hilfegeſchrei gehört. Am andern Tage eilte man hinaus, und da fand man Dolling gewaltſam erwürgt und entſetzlich entſtellt und verzerrt im Geſichte; auch ſah man ein rothes Maal an ſeiner Stirn.

So ereilte den Schuldigen die Strafe, doch die ſchuldloſe Marie war dem Verderben entgangen. Weinend und voll Verzweiflung die Hände ringend hatte ſie Jonathan im Walde gefunden, und in das Haus ſeiner Aeltern geführt, ſie nochmals um ihre Einwilligung beſchwörend. Den Aeltern gefiel das liebliche Mädchen, deſſen Lage ſie rührte, und ſo wurde ſie vor der Hand zu Verwandten nach Mannheim gebracht, in deren Hauſe ſie Gelegenheit fand, ſich auszubilden. Nach einem Jahre kehrte ſie zurück und beſuchte ihre Mutter Marthe, die mit Freuden in die Verbindung mit Jonathan willigte, welche nun bald erfolgte. Der ſchlechte Nachbar Martin war ſeit einiger Zeit

immer bläſſer und kränker geworden und vor vierzehn Tagen geſtorben. In der Nacht ſeines Todes hatte er unter heftigen Flüchen mehrmals: „Ulphilas! Ulphilas!“ ausgerufen, und man wollte einen großen, ſtarken, in einen ſchwarzen Mantel gehüllten Mann aus ſeinem Hauſe haben gehen ſehen, der vor der Hausthüre in die Erde verſunken ſei.

Jonathan und Marie lebten glücklich bis in ihr hohes Alter; ſie zeugten mehrere Kinder, an denen ſie Freude erlebten, und der Segen Gottes ruhte ſichtbar auf ihrem Hauſe.

Die Abendglocken.

Die Abendglocken erklingen
Im friedlich melodiſchen Chor,
Sie muſiciren und ſingen
Manch Mährchen dem Träumer vor.

Sie erzählen von Jugend und Heimath,
Sie reden von Feſten und Tanz,
Sie zeigen mein treuloſes Lieb mir,
Umwunden vom bräutlichen Kranz.

Sie öffnen den mooſigen Hügel,
Der Vater und Mutter vereint,
Und führen in Echos vorüber
Mir, was ich bejauchzt und beweint.

Das klingt von vergangenen Stunden,
Vom Dörfchen, vom Sonntag, von Gott,
Von Oſtern, von Pfingſten, von Kirmes,
Von Kindheit, von Leben, von Tod!

Wohl Mancher ſchläft in dem Grabe,
Und hört die Glocke nicht mehr,
Er wandelt in ſeligen Höhen,
Und ſehnt ſich nicht wieder hierher.

Die Abendglocken erklingen,
Sie klingen und ſpielen um's Herz,
Es bebt und möchte zerſpringen
Vor Entzücken und ſeligem Schmerz.

Das ſind die Töne der Ruhe;
Wie ſüß nach der Arbeit und Pein,
Nach allen den ſtürmiſchen Tagen,
Ach, wie ſüß muß die Ruhe doch ſein!

Die Abendglocken erklingen,
Die Sonne ſinkt — ich träum' —
Nach Hauſe ziehn alle die Müden;
Wollt auch, ich wäre daheim!

Das Pfingſten.

Das Pfingſten, das Pfingſten,
Was iſt's ein ſchönes Feſt!

Da grünen alle Wälder,
Da wogen alle Felder,
Da blühen alle Bäume,
Da klingen alle Räume;
Das Pfingsten, das Pfingsten,
Was iſt's ein ſchönes Feſt!

Das Pfingsten, das Pfingsten,
Was iſt's ein ſchönes Feſt!
Da tanzen Burſch' und Mädchen
In Dörfern und in Städtchen,
Da klingen die Schallmeien,
Da duften junge Maien;
Das Pfingsten, das Pfingsten,
Was iſt's ein ſchönes Feſt!

Das Pfingsten, das Pfingsten,
Was iſt's ein ſchönes Feſt!
Da regt ſich alles Leben
In tieferm Wonneleben,
Und wen ſie legen in's Grab hinein,
Der ſchlummert unter Roſen ein!
Das Pfingsten, das Pfingsten,
Was iſt's ein ſchönes Feſt!

Die Trauerbirke.

Wo die Trauerbirke ragt,
Halb hinauf zum Himmel fragt,
Halb zur Erde niederweint,
Daß sie steht so veralleint.

Dorten steh' ich oft ihr gleich,
Starr' hinein in's Wolkenreich,
Starre nach der Erd' herab,
Wollt', ich läg' im tiefsten Grab.

Zurückgezogenheit.

Aus stiller Ecke
Seh ich dem Feste zu;
Welche Lust ich schmecke? —
Ruh'. —

Das Finden.

Sucht' ein Mann einst Perlenmuscheln,
Mühte sich von früh bis Abend,
Und doch konnt' er keine finden.

Später ging er an dem Ufer
Wieder, nicht an Perlen denkend,
Und — da fand er ſchöne Perlen.

Das ferne Land.

Es liegt in fernen Räumen
Ein wunderſchönes Land,
Dahin in ſüßen Träumen
Iſt jedes Herz gewandt.

Da lächeln Blumenauen
In hellem Sonnenſchein,
Und keines Winters Grauen
Dringt in den Frühling ein.

Und zarte Arme ſchlingen
Sich um die wunde Bruſt,
Und von der Lippe klingen
Die Laute ſel'ger Luſt.

Geheilt ſind alle Wunden,
Die Sehnſucht iſt geſtillt,
Und Alles iſt gefunden,
Und Alles iſt erfüllt.

Wir gehen und wir wandern
Wohl Alle nach dem Land'
Von einem Jahr' zum andern,
Doch keiner noch es fand.

Wir ſehnen uns und ſtreben
So mächtig und ſo viel,
Doch es vergeht das Leben,
Und Keiner kommt an's Ziel.

Umtobt von Well' und Winden
Sehn wir nur Wüſt' und Sand; —
Wo biſt du doch zu finden,
Du wunderſchönes Land?

Der geſpenſtiſche Organiſt.

Ein Capriccio.

Motto: „Paule, Du raſeſt!"

Florian war recht ärgerlich darüber, daß er den 1. December, ſeinen Geburtstag, ſo ſtill und freudenlos hatte zubringen müſſen. Die gewohnten muſikaliſchen Studien hatten ihm nicht behagen wollen; er war von der Flöte zur Violine und von dieſer zum Pianoforte geeilt; er hatte Briefe geſchrieben, Compoſitionen angefangen und wieder weggeworfen und allerlei durcheinander getrieben; aber nichts ging ihm von der Hand. Am beſten vergnügte ihn noch eine Sammlung von Geſpenſtergeſchichten, die ihm eigentlich nur durch ein Verſehen des Leihbibliothekars zugekommen war, und mit deren Lectüre er den Nachmittag hinbrachte, weil er nun einmal heute zu keiner ernſteren Be-

schäftigung Lust fühlte. Doch auch dieser Speise wurde er endlich satt; die Himmelserscheinung von gestern lag ihm noch im Sinne, und da jetzt der mit Schnee gemischte Regen nachgelassen hatte, so konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich nach der etwas entlegenen Gasse zu wenden, wo ihm die Wundergestalt des Mädchens entschwunden war. Dort ging er wohl eine Stunde träumend auf und nieder, oft weilend und spähend, aber Alles vergebens, bis endlich der aufs Neue beginnende Regen ihm rieth, die unfreundliche Nacht an einem traulichern Orte zuzubringen.

Und so wandte er sich denn durch mehrere Straßen nach dem Keller des Italieners Pietro, wo er von einer lustigen Gesellschaft mehrerer Bekannten freudig bewillkommt wurde. Aber es geschieht wohl je zuweilen, daß dem verdüsterten Sinne eine laute Fröhlichkeit recht widerlich entgegentritt; und so widerfuhr es auch unserm Florian, der sich gar nicht aufgelegt fühlte, in das Lachen und die Scherze der Freunde einzustimmen, und sich deßhalb ganz für sich allein in einen grillenfängerischen Winkel setzte. Anfangs neckte man

ihn wegen ſeiner abſonderlichen Laune; aber da die Andern ſahen, daß mit ihm einmal nichts anzufangen war, ſo ließen ſie ihn gewähren, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern.

Nur Freund Edmund konnte es nicht über's Herz bringen, Florian ſo ganz dem Teufel der Hypochondrie preisgegeben zu ſehen. Er ſetzte ſich neben ihn und fragte:

„Aber, Florian, was in aller Welt haſt Du, daß Du heute den Sonderling ſpielſt, und in Dich hineinbrüteſt, wie ein ſaurer Mops? Was liegt Dir im Sinne? Was iſt Dir widerfahren? Sprich Dich aus! Sage mir's wenigſtens, da Du weißt, wie gern ich immer Freud oder Leid mit Dir theile!"

„Nun, wenn Du es denn durchaus wiſſen willſt," verſetzte Florian — „aber Du ſchweigſt gegen die Andern? Verſprich mir! Gieb mir Deine Hand!"

„Es erfährt keine Seele ein Wort!" verſicherte Edmund mit ſeinem Handſchlage.

„Nun ſo wiſſe denn," fuhr Florian fort, „wiſſe, daß ich zum erſten Male in meinem Leben liebe, glühend, grenzenlos, bis zum Wahnſinne liebe!

Ich habe es geſehen, mein Ideal in ſeiner ganzen Fülle der Schönheit — ha, dieſes ſchwarze Haar, das feurige Auge, der Ausdruck in ihrem Geſichte, ihre edle, hohe Haltung! Die Erſcheinung traf mich wie ein Blitz! Denke Dir, Edmund — nein, es giebt nichts Schönes außer ihr — mein früheres Leben war ein unerſprießliches Umhertappen in der Nacht — erſt ſeit geſtern hat es mir getagt — und doch iſt mir dieſer neue Tag nur noch eine dunklere Nacht, weil ſie nur fehlt — ach — Edmund, jeder, wer ſie ſieht, muß verrückt werden. —"

„Aber, ich bitte Dich," verſetzte Edmund, „ſo trage mir doch ruhig vor, was ſich eigentlich mit Dir begeben hat. Du biſt ja ganz außer Dir!"

„Nun ſo laß Dir erzählen!" hob Edmund wieder an. „Denke Dir, als ich geſtern im Park promenire, tritt ſie mir entgegen. Ich bleibe einen Augenblick wie in den Boden gewurzelt ſtehen, dann folge ich beſcheiden — ſie reißt mich ſich nach um die halbe Stadt — ſie geht zum Thore herein und dann durch fünf, ſechs Straßen bis in die abgelegene Laurentiusgaſſe — dort wendet ſie ſich nach

einem alten unſcheinbaren Hauſe, öffnet die Thüre und — verſchwindet! Ich ſpähe Stunden lang nach den Fenſtern, aber ich ſehe, ich höre nichts von ihr. Seitdem bin ich wie vor den Kopf geſchlagen, habe zu keiner Arbeit Luſt, beginne dieß und jenes, und werfe weg, was ich begonnen, genug, es iſt mir, wie Einem, der die Ausſicht in den Himmel hat, und doch dazu verdammt iſt, ſeine Tage in dem Fegefeuer zuzubringen."

„Und haſt Du denn nicht erforſcht, wer Deine Schöne iſt?" fragte Edmund.

„Ich fragte, wer in dem Hauſe wohne," verſetzte Florian, „und erhielt zur Antwort: „Keine Seele außer einem alten Organiſten," deſſen Namen ich nicht einmal erfahren konnte. Aber ich ſage Dir, Edmund, trotz aller meiner Pein iſt mir doch zugleich ein ganz neues inneres Sein aufgegangen, ich fühle etwas Höheres, Heiligeres, Geiſtigeres in mir, das mit meinem vorigen Treiben und der ganzen profanen Welt um mich her in dem grellſten Contraſte ſteht. Als ich ſie erſchaute, da erwachten Reime und Dichtung in mir, mein Ohr umklangen himmliſche Melodieen und holde

Gebilde umschwebten mich mit beseligendem Zauber — es war mir, als hätte sich mir in diesem Momente das Thor zu dem Tempel der Kunst, nach welchem ich in dem Irrgarten des Lebens so lange fruchtlos umhertappte, mit einem Male erschlossen. Ganze Opern und Symphonieen und Missen, die ich mit aller Mühe nie erklügelt haben würde, waren in meiner Seele fertig. Aber ach, dieß Alles sank im Nu zurück in einen geheimnißvollen Abgrund, als sie mein Auge nicht mehr erblickte! Ach, mein Edmund, wo, wie und wenn find' ich sie wieder, mit der ich vereinigt sein muß ewig, ewig, wenn ich mich nicht verzehren soll in hoffnungsloser Sehnsucht, wenn ich nicht untergehen soll für das Leben und für die Kunst, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll?"

Edmund rieth Florian, an der Unterhaltung Theil zu nehmen, um seine melancholischen Liebesgedanken auf eine Zeit lang zu vergessen, doch dieser erwiederte:

„Ich bitte Dich, überlaß mich mir selbst, Freund, damit ich nicht Andere mit meiner übeln Laune quäle!" worauf Edmund zu dem frohen Cirkel zurückkehrte.

Es giebt nichts Furchtbareres, als ſich in einer lebhaften Geſellſchaft ſo recht allein und von der allgemeinen Fröhlichkeit ausgeſchloſſen zu fühlen; man findet dann ein ordentliches Vergnügen daran, ſich von allen ſchlimmen Gedanken das Herzblut ausſaugen zu laſſen, das ſie, feſt eingebiſſen, ziehen wie durſtige Inſecten. Doch geſchieht es auch, daß wir in ſolchen Stimmungen ſchärfer als gewöhnlich Acht haben auf Andere, und daß uns dann irgend eine auffallende in unſerer Nähe weilende Perſon auf neue heterogene Gedanken bringt. So erging es Florian mit einem ihm in der Ecke querüber ſitzenden ältlichen, klapperdürren, kleinen Manne mit ſpitzer Naſe und eingefallenen runzeligen Wangen, aus denen die Knochen hervorſtanden, der tief in Betrachtungen verſenkt und ganz mit ſich ſelbſt beſchäftigt ſchien, wobei er zuweilen ſeltſame Bewegungen machte, auch für ſich geſtikulirte und demonſtrirte, als ob er Jemand vor ſich habe. Nur mitunter ſah er ſich um, und dann trafen ſeine ſtechenden Blicke auch auf Florian mit einem Scheine von Hohn und Mißtrauen. Florian wußte ſelbſt nicht, warum er ſich dann ſo tief von einem

eigenen Grauen durchdrungen fühlte, und warum die Erscheinung des Alten so abstoßend und anziehend zugleich auf ihn wirke. Am meisten frappirte ihn die Aehnlichkeit, die der Unbekannte mit seinem Clavierstimmer Kilian hatte, von dem er sich jedoch durch einen eignen maliziösen Zug in seiner Physiognomie und das fortwährende Zucken in den Mundwinkeln unterschied.

Florian fragte, als er einen zweiten Römer Wein bestellte, heimlich den Italiener nach dem Gegenstande seiner Neugier, erfuhr aber weiter nichts, als daß der Mann Wenzel heiße und einmal vor langen Zeiten Organist an einer Kirche in Wien gewesen sein wolle. Pietro bemerkte dabei: „Niemand von seinen Gästen kenne den Mann näher; er sei aber nicht selten hier, trinke einige Römer Wein, und unterhalte sich dabei auf die sonderbarste Weise mit sich selbst. Anfangs sei dieß aufgefallen und man habe ihn für nicht recht gescheut gehalten, aber er äußere niemals Zeichen eines wirklichen Wahnsinnes, sondern sei sehr friedliebend, wenn man ihn nicht in seinen Betrachtungen unterbreche. Neugierige Frager und Zudringliche fertige er freilich

manchmal ſehr impertinent ab. Einige Male habe er ſtark getrunken, worauf er lebhafter geworden ſei, und die Anweſenden mit allerlei wunderlichen Geſchichten aus alter Zeit ergötzt und beſonders viel über die Muſik geſprochen habe, die er ſehr zu lieben ſcheine. Er falle jetzt weiter nicht auf als nur ſolchen Perſonen, die ihn zum erſten Male ſähen, und man laſſe ihn ſein Spiel treiben, ohne ſich viel um ihn zu bekümmern. Einige Male ſei er auf eine unbegreifliche Weiſe plötzlich verſchwunden, doch nie ohne zuvor den Betrag ſeiner Zeche neben das Glas gelegt zu haben."

Nach dieſer nur noch mehr Neugier erweckenden Auskunft fühlte Florian einen unwiderſtehlichen Drang ſich dem Alten zu nähern, und wandte ſich nun ſogleich an ihn ſelbſt, um Entſchuldigung bittend, daß er es wage, ihn in ſeinen Betrachtungen zu ſtören. Er habe gehört, daß er ein großer Muſiker ſei, und wünſche, ſein Urtheil über einige neuere Compoſitionen zu hören.

Wenzel ſah während dieſer Anrede ſtarr zu Boden, und erſt, als Florian längſt geendet, fuhr er wie aus einem tiefen Traume auf, betrachtete

erſt Florian, ihn von unten bis oben meſſend, mit einer durchdringenden, lächelnden, zugleich aber mitleidigen und verachtenden Miene, und hob dann endlich an:

„Denkt Ihr denn, mein Herr Barnabas, daß ich ganz und gar mit Blindheit geſchlagen bin? Ich kenne Eure hinterliſtigen Anſchläge und feindlichen Geſinnungen gar wohl; Ihr wollt mich nur mit Euern fein angelegten Reden übertölpeln, daß ich Euch meine Geheimniſſe verrathe, aber daraus wird nichts! Bleibt meinem Hauſe fern in Ewigkeit! Geht, und laßt mich ungeſchoren!"

So ſprach der Alte, grimmig die Augen rollend. Florian war betreten über die kurz abweiſende Antwort; doch ſchrieb er das Mißtrauen auf Rechnung der Melancholie des Alten, und begann von Neuem:

„Ihr intereſſirtet mich, Herr Kapellmeiſter —"

Hier knirſchte der Alte mit den Zähnen, und ein ſardoniſches Lächeln ſchwebte auf ſeinen Lippen.

Florian fuhr fort: „Ja, es iſt wahrhaftig bloß das reinſte Intereſſe, was mich zu Euch zog, und Ihr thut mir ſehr Unrecht, wenn Ihr mich

für Euern Feind haltet — ich liebe die herrliche Kunſt mehr als mein Leben, und ſpreche gern davon — das wollt' ich auch mit Euch, aber Ihr ſeid ein Menſchenfeind, ein Thor, ein Wahnſinniger, und kein Künſtler!"

Florian hatte den rechten Weg getroffen. Nichts machte den Alten geſprächiger und lebhafter, als wenn man an ſeiner Kunſt zweifelte und ihn wegen ſeiner Miſanthropie hart anließ.

„Wenn Ihr das Menſchengeſindel kenntet," ſagte der Alte, „ſo würdet Ihr mir nicht einen ſo abgeſchmackten Vorwurf machen. Euch haben ſie noch nicht gepeinigt, geſchunden und unter die Erde gebracht — Euch hat noch kein Advocat das Fell vom Leibe gezogen. Ihr habt Recht, ich mag mich wohl etwas abſonderlich gegen die Brut benehmen, weil ſie mir alle läſtig und ſo recht im Innerſten verächtlich erſcheinen — aber, was die Kunſt betrifft, ſo iſt mir's wahrhaftig nur lächerlich, wenn ſo ein erbärmlicher Pfuſcher und Stümper, wie Ihr ſeid, ſich anmaßen will, über mich ein verdammendes Urtheil auszuſprechen!"

„Ich lebe und ſterbe für die Kunſt," rief

Florian heftig, „und meine Compoſitionen haben ſchon anderer Leute Beifall erworben, als den Eurigen! Und wo habt Ihr denn etwas von mir gehört, daß Ihr mich ſo ſchlechthin einen elenden Stümper nennt?"

„Meine Ohren haben's noch nicht verwunden," erwiederte der Alte, „Euer leeres, unſinniges Geklingel und Gequitſche — ich war zugegen, als Ihr es am letzten Sonntage in der Johanniskirche dirigirtet, Euer ſauberes Machwerk! Kein Fluß der Melodie, keine lieblichen Soli's, lauter Modulationen aus Frankreich nach Ceylon hinaus, lauter verkünſtelte harmoniſche Architektonik — da wißt Ihr nicht, wo ein noch aus, habt nirgends ein Bleibens, und, ohne Trompeten- und Poſaunenſpectakel etwas zu machen, ſeid Ihr gar nicht im Stande, Ihr jämmerlichen Lumpe!"

„Braucht etwa Beethoven keine Trompeten und Poſaunen?" fragte Florian.

Bei dem Namen Beethoven entblößte der Alte ſein Haupt — (er trug nämlich ein ſchwarzes Käpſel, das ſein ſchneeweißes Haar bedeckte) — und Thränen traten ihm in die von einem geiſterhaften

Glanze leuchtenden Augen. Schnell aber ſprang er in ſeine vorige Laune zurück und ſagte:

„Aber wie ſteht's mit Euern Auber's, Roſſini's und all' den ſaubern Herren, mein Herr Barnabas?"

„Schon wieder Barnabas!" dachte Florian im Stillen verwundert, ließ es indeß gut ſein, und verſetzte:

„Ihr könnt es doch nicht läugnen, ſie ſind die Genies unſerer Zeit!"

„Genie! Genie!" ſpottete der Alte. „Die Zeit der Genies iſt vorbei. Meine Buſenfreunde Haydn und Mozart waren Genies, aber jetzt giebt es bloß noch Talente, gerade ſo, wie ſie die Affen haben. Ein Affe erzeugt jetzt den andern. Ich bin noch das einzige Genie in der Welt, ich bin das A und das O! Ihr ſolltet nur einmal etwas von mir hören, da würdet Ihr Maul und Naſe und Ohren aufſperren, mein Herr Barnabas!"

Florian fragte den Alten jetzt, wie er denn nur darauf komme, ihn ſo hartnäckig Barnabas zu nennen.

„Nun, wie denn anders?" entgegnete der Alte.

„Ich kenne Euch ja längſt, mein Beſter! Verſtellt Euch doch nur nicht! Wißt Ihr denn ſo gar nichts mehr von dem Diner auf der Eisbahn, wo zehn Perſonen in der Donau erſoffen und wo Ihr meine Tochter Angelika vom Tode rettetet? Von der Miniaturorgel, die wir in der Baumannshöhle bei abnehmendem Monde in der Sylveſternacht einſchmolzen, um aus den vielen in ihr ſteckenden Tönen den Ton der Töne, den muſikaliſchen Stein der Weiſen, zu gewinnen? Von der Frau Strotzfleiſch, zu der ich Euch Zutritt verſchaffte, die Ihr aber zu materiell fandet, weil Ihr an der idealiſchen Schwindſucht leidet? Von den amüſanten Winterabenden, wo wir bei dem Pulvermüller Sebaſtian Bach Windbüchſen einölten und gehaltreiche Bierflaſchen verſinnlichten? Von den Mittagsſtunden, die wir mit romantiſch-antik-mittelalterlichen Bandwurmausſtellungen zerſchraubten und in die idealiſchen Regionen des goldenen Seins oder Nichtſeins hinüberblieſen? Von den rothwangigen Wanduhren, an denen ſich der perpendikelhafte Puls der Zeit gleichmäßig hin und herbewegte? Von den röthlichen Tintenfäſſern, deren ſchneebela-

ſtete Gipfel mit den Elephantenlocken durchſchoſſener Makulaturtrichter prangten? Von den ſchwefelfarbigen Kalender-Echo's —"

„Um Gotteswillen, haltet ein, haltet ein!" rief Florian, der jetzt den Alten für wahnſinnig zu halten anfing —„von dem allen weiß ich ja ſo wenig wie von den Dingen im Monde! Ihr müßt mich verwechſeln! Ich bin von hier gebürtig, und mein Name iſt Florian!"

„So — ſo!" murmelte der Alte. „Nun nicht für ungut. Ich bin aus Wien gebürtig, und mein Name iſt Wenzel. Mein lendenlahmes Gedächtniß wirft ſeit meinem Begräbniſſe tauſend Ereigniſſe durcheinander. Ja, ja, Ihr habt Recht; das Alles geſchah drüben, da drüben!" Dabei warf er einen Blick wie nach dem Jenſeits hinauf." — „Aber apropos, wie ſteht's denn mit Ihrer dreiekkigen Flöte und Ihrem zweiſchneidigen Fortepiano, mein Herr Barnabas?"

„Immer wieder Barnabas! Ich bitte Sie, mich mit dieſem mir keineswegs angenehmen Namen und mit ſolchen verrückten Fragen zu verſchonen!"

„Ein Künſtler und nicht verrückt?" rief Wenzel

aus, und fuhr fort, den schrecklichsten, Florian einschläfernden Unsinn zu reden.

„Wie Unrecht handelt Ihr," sagte er, „einen Menschen, der wohl weiß, was er will, sogleich zu verdammen! Der Mensch ist ja ein Riesenstudium! Hört mich an! Der Mensch ist ein gehetztes Thier; wer nicht wenigstens eine halbe Million im Vermögen hat, ist ein erbärmlicher Lump! Auf meiner Reise von Orgelburg nach Constantinopel, die ich in den Zeiten der Kreuzzüge machte, wo ich die Ehre hatte, mit dem Kaiser Friedrich zu ertrinken — aber, mein Gott, Ihr hört ja nicht! Ihr schlaft ja ein!"

Bei den letzten Worten stach Wenzel Florian mit einer Nadel in die Hand, so daß dieser hätte laut aufschreien mögen, wobei er sagte:

„Entschuldigt, mein Herr Barnabas, daß ich Euch etwas fühlbar anrege, doch ich denke: Gleiches mit Gleichem. Ihr schlieft ein; das war unartig; ich wollte Euch nur zeigen, daß ich auch unhöflich sein kann."

„Aber müßt Ihr denn gleich stechen, Herr Scorpion?" frug Florian verdrießlich; wobei er

ſich jedoch nicht enthalten konnte, zugleich über die Neckerei des Alten zu lachen.

Alle Andere waren bereits früher aufgebrochen. Als die Glocke zwölf ſchlug, erhob ſich auch Wenzel. Florian begleitete ihn, und ſtaunte nicht wenig, als ſich derſelbe nach der Gaſſe und ſogar nach dem Hauſe wandte, wo Florian vorgeſtern ſeine unbekannte Geliebte hatte hineingehen ſehen. Sogleich fragte er:

„Herr Kapellmeiſter, wohnt nicht eine ſchöne Dame in dieſem Hauſe? Ich bitte Sie um Gotteswillen, geben Sie mir eine Auskunft über das himmliſche Weſen, das meinen Sinn erfüllt Tag und Nacht!“

„Ich kenne Eure ſchändlichen Anſchläge auf meine Angelika gar wohl,“ verſetzte Wenzel; „aber glaubt nicht, daß es ſo leicht werden ſoll, mich zu hintergehen! Seid kein Thor! Schlagt Euch die Angelika aus dem Sinne! Denn nie kann ſie die Eurige werden! Gute Nacht! Packt Euch fort!“

Jetzt ſchien es Florian auf einmal, als ob ſich Wenzels Geſtalt vergrößere, ſeine Augen

funkelten wie Kohlen, er schlug eine abscheulich gellende Lache auf, und als Florian betroffen darüber zurücktrat, öffnete er die Thüre, schlug dieselbe hinter sich donnernd zu, und ließ Florian allein stehen.

„Hm!“ murmelte dieser für sich, „eine seltsame Bekanntschaft, die du da gemacht hast!“ und sah dem Verschwundenen noch eine Zeit lang nach. Darauf ging er unter allerlei unheimlichen Phantasieen nach Hause. Vom Gespräche und Weine erhitzt fühlte er bei dem Eintritte in sein kaltes Zimmer ein fieberhaftes Frösteln, weßhalb er sich sogleich zu Bette legte. Aber er konnte nicht schlafen. Tausend tolle Gedanken und seltsame Bilder jagten durch seine aufgeregte Seele, alle heute gelesenen Geistergeschichten wurden in ihm wach, und aus dem wilden Chaos der Erscheinungen hob sich immer Wenzels Gestalt bald groß, bald klein, bald jung, bald alt hervor. Manchmal war es ihm sogar, als ob sich der unheimliche Alte in die schöne Angelika verwandele, die ihn mit sehnsüchtigen Blicken ansah, und dann auf einmal schrumpfte das himmlische Gebild wieder zusammen in die Gestalt des klapperdürren, greisigen Organisten.

Auf einmal war es ihm, als höre er einen Accord auf seinem Flügel anschlagen. Er hielt es für eine Täuschung; doch nach einigen Minuten ertönte ein zweiter Accord, dem mehrere folgten, bis sich eine förmliche musikalische Phantasie daraus bildete. Und die Töne klangen ihm wie Worte; ganz deutlich sprachen sie:

„O ihr Klänge der Liebe! Stimmen aus einer andern Welt! Zieht ihn herbei den Geliebten, an die vor Sehnsucht dahin sterbende Brust! Herz an Herz! Und Lippe an Lippe! Selig für Momente und selig für Ewigkeiten! Ströme hin, o Hauch, in Hauch, und Seele in Seele! An Wonne sterben, und in ewiger Wonne leben! Ach, mein zweites Herz, vernimm meine Seufzer, eil', o eil' ihr zu, die dich schmerzlich sucht!"

Darauf brach ein Gewirr der gräulichsten haaraufsträubenden Dissonanzen los und die Töne wühlten sich wie zweischneidige Dolche in Florians Herz; Zuckungen des Wahnsinns ras'ten durch sein Gehirn.

Endlich sprang er, von kaltem Schweiße triefend, aus seinem Bette empor und riß die Kammerthüre

auf. Wer schildert sein Entsetzen, als er bei dem hellen Scheine des Mondes den Organisten Wenzel an seinem Flügel sitzend erblickte!

Dieser sah sich bei Florians Eintritte gar nicht um, sondern tobte fort in den entsetzlichsten Mißklängen, wobei er den Mund gräßlich verzerrte, auf die Pedalzüge mit den Füßen stampfte, so daß der ganze Fußboden krachte, und dazu mit den dürren Knochenfingern gräßlich klapperte.

Florian stand starr wie eine Säule, und fühlte sich völlig verwirrt durch die entsetzlichen Grimassen des Alten, als dieser mit einer durch Mark und Bein schneidenden Dissonanz endigte und wie ein Seliger verzückt emporsah.

Jetzt rief er Florian zu: „Nun, Söhnlein, was meinst Du zu dieser Musik? Nicht wahr, das läßt sich hören, und ist ein ander Ding als Dein schülerhaftes Gestümper?“

In demselben Momente erblickte Florian eine zweite Erscheinung. Gott, es war Niemand anders als die himmlische Angelika, die mit reizend gelöstem Haare in einer malerischen Stellung vom

Monde beleuchtet am Fenster stand und die Arme sehnsüchtig nach ihm ausstreckte.

Von süßem Verlangen ergriffen, wollte er sich an ihre Brust stürzen, als Wenzel einen schrecklichen Schlag auf den Flügel that, so daß alle Saiten der getroffenen Tasten zersprangen und der ganze Resonanzboden erdröhnte, bei welchem höllischen Tone Angelikas Bild mit einem lauten Schrei verschwand. In einem Anfalle von Wahnsinn packte Florian jetzt Wenzeln, trug ihn die Treppe hinab, öffnete die Hausthüre und warf ihn hinaus auf die Straße.

Wieder auf sein Zimmer angelangt, zündete er Licht an, und rief schmerzlich: „O Angelika, meine Angelika, erhöre meine Seufzer und kehre wieder!" Doch vergeblich war alles Rufen und alles Spähen.

Da erklangen auf einmal wieder einzelne Saiten des Flügels, — er trat an das Instrument und beugte sich mit dem Kopfe lauschend nieder; — da sprach es aus dem Resonanzboden leise heraus:

„Sei unbesorgt, ich ziehe Dir heute Nacht alle Saiten wieder auf, und wenn Du nicht da bist,

da komme ich immer wieder mit meinem Töchterlein und ſpiele meine herrlichen Capriccios! — Ade, Du Herzensfreund! Ade!"

Halbraſend zerſchnitt Florian den Reſonanzboden, denn es war ihm, als müßte Wenzel hineingekrochen ſein und darin ſitzen; — doch mit dem Lichte forſchend entdeckte er nichts, — nur ganz leiſe lispelte es unter einer Taſte: „Ich bin immer da und auch nicht da! Laßt doch nur Euer Suchen, mein Herr Barnabas — nabas — bas! Und zerſchneidet nicht Euer ſchönes Flügelein — gelein — ein!"

Darauf erſtarb das Flüſtern in pianiſſimo. Ganz furchtſam geworden, verſchloß Florian den Flügel, und in allen Ecken Spuk und Kobolde ſehend eilte er in ſein Bette zurück, wo er ſich tief in die Decken hüllte, und ſich bemühte einzuſchlummern. Doch kaum ſtand er auf dem Uebergangspuncte von dem Wachen zum Schlafe, als es ihm auf einmal wieder vorkam, als ob etwas leiſe an das Fenſter ſeiner Kammer klopfte. Er ſchielte ein wenig aus dem Bette hervor, — und da ſchien ihm ein ſchwarzer Schatten an dem mondhellen Fenſter

hin und her zu gaukeln. Tiefer hüllte er ſich unter die Decke. Bald aber pochte es von Neuem ſtärker und ſtärker, und endlich ſo gewaltig, daß es die Fenſterſcheiben zu zerſchlagen drohte. Das wurde ihm denn doch zu arg. Er erhob ſich, und wandte ſich nach dem Fenſter, entſetzt zurückfahrend. Denn was erblickte er! Wenzels Kopf, auf das Ungeheuerſte vergrößert, grinſ'te ihn teufliſch lachend an. Und in dem andern kleineren Kammerfenſter derſelbe Kopf, und in allen vier Fenſtern ſeines Wohnzimmers derſelbe herein guckende Kopf — und überall — ach, in jedem Winkel lauter Wenzelsköpfe! zu Hunderten! zu Tauſenden!

Schnell zündete er wieder Licht an. Der ganze Spuk verſchwand ſogleich. Nun beſchloß er, obwohl vor kaltem Fieberfroſte zitternd, die Nacht außer dem Bette zuzubringen; er kleidete ſich an, und griff, um ſich zu zerſtreuen, nach ſeiner Flöte. Aber da traf er nur auf neue Wunder! Sie ließ ſich gar nicht auf gewöhnliche Art behandeln; bei dem ſtärkſten Hauche tönte ſie nur ganz leiſe, und wenn er Pianiſſimo auf ihr blaſen wollte, wieder ſtark wie eine Poſaune. Als er ſie einige Minuten

hatte ruhen lassen, meditirend über das seltsame Phänomen, und er nun von Neuem spielen wollte, war sie ganz tonlos. Er hielt sie für verstopft, und fuhr mit einem Drahte in ihr herum; — da kam's ihm vor, als hielte etwas den Draht zurück; — er zog heftiger, — da kam ein Wenzel en miniature heraus, der aber bei seinem Erscheinen sogleich zu Boden fiel und dahin schlüpfte wie eine Ratte oder eine Maus. Jetzt probirte er die Flöte von Neuem; es ertönte ein wildes Gebrüll aus ihr wie das eines Löwen. Vor Schreck ließ er die Flöte zu Boden fallen. Nach einigen Minuten starren Entsetzens faßte er Muth, sie von Neuem zu versuchen. Da klang sie bald wie Hörner, bald wie Trompeten, wie Hoboen, Clarinetten, ja sie gab sogar den Ton aller nur möglichen Saiten-instrumente, nur nicht den Ton einer Flöte. Auf einmal bemerkte er auch, daß sie ihre Farbe verändert hatte; — erst sah sie gelb aus, — jetzt war sie auf einmal schwarz geworden. Dann wurde sie feuerroth, dann blau, dann grün, dann sogar weiß, ganz schneeweiß. Bei einem abermaligen Versuche, auf ihr zu spielen, fand er sie abermals stumm,

und nahm daher wieder den Draht zu Hilfe. Auch diesmal brachte er einen kleinen Wenzel heraus, und noch einen, und noch einen, und noch einen, und so hundert kleine Wenzel, die jedesmal einen neuen Klang von sich gaben, als ob sie Töne wären, und sich dann geschwind in einen Winkel verkrochen.

Auf einmal sah er den Organisten Wenzel in Lebensgröße oben auf seinem Schreibepulte stehen.

„Vermaledeiter Kobold der Hölle," schrie Florian zornig, „was hast Du hier zu schaffen? Packe Dich den Augenblick zum Teufel oder ich schieße!"

Er nahm ein geladenes Pistol von der Wand, und richtete es auf die Erscheinung. Doch diese lachte und wisperte:

„Schieß nur zu, Freundchen! Immer schieß!"

Da riß Florian die Geduld; er drückte das Pistol ab. Aber wunderbar! Das Pulver auf der Pfanne brannte zwar ab, doch statt eines Knalles erklangen aus dem Pistole die lieblichsten Flötentöne und tönten fort, während er es staunend in der ausgestreckten Hand hielt, in den bezaubernd̃sten Melodien.

Dazu murmelte Wenzel:

„Horch, wie das herrlich klingt! Die Töne sind lauter kleine Geisterchen, — sie wollen alle in Dein Herz hinein; — schneide Dir nur ein Löchlein in die Brust, — dann finden sie den Eingang — und dann wirst Du der größte Componist in der Welt!"

Zu Ende dieser Worte mit dem Abnehmen und allmälichen Ersterben der Töne wurde Wenzel immer dünner, kleiner und geisterhafter und zerging endlich in einen bloßen Duft.

Florian, grenzenlos verwirrt durch die von allen Seiten auf ihn eindringenden Wunder, verharrte eine ganze Weile starr und unbeweglich. Endlich aber fühlte er sich von einer gewaltigen Müdigkeit übermannt; — der Nachtwächter rief schon vier Uhr — und so eilte er denn erschöpft zur Ruhe und sank auch alsbald in einen recht tiefen Schlaf.

Es mochte am andern Morgen gegen zehn Uhr sein, als Florian durch den lauten Ruf seines Freundes Edmund aus dem Schlafe geweckt wurde.

Edmund wunderte sich nicht wenig, als ihm Florian mit geballter Faust und der Anrede:

„Hinweg von mir, verdammter Kobold!“ entgegensprang; denn Florian vermeinte den Organisten Wenzel wieder vor sich zu sehen, bat indeß sogleich um Entschuldigung, als er seinen Irrthum erkannte.

„Ach, Du bist es, Edmund!“ rief er aus. „Gott sei Dank! Ich habe eine fürchterliche Nacht gehabt! Der Organist Wenzel mit der schönen Angelika ist bei mir gewesen, und eine Menge Wenzelköpfe, und große Wenzel und kleine Wenzel, genug Wenzel von allen Arten zu vielen Hunderten. Der eigentliche Wenzel, der saß hier — sieh, hier an dieser Stelle am Flügel, und nachher stand er oben auf meinem Schreibepulte, und da habe ich ihn mit dem Pistol todtgespielt — und meine Flöte ist keine Flöte mehr, sondern eine Posaune, ja ich glaube gar, daß ich damit schießen kann, da ja umgekehrt das Pistol die herrlichsten Melodien producirt; — und das Mädchen in meinem Fenster streckte die Arme nach mir aus; — nein, Edmund, Du hast keinen Begriff von den Dingen, die ich erlebt habe!“

„Nun Du mußt entweder krank oder verrückt

geworden ſein," verſetzte der Doctor Edmund; „was ſprichſt Du denn für tolles Zeug? Erlaube einmal Deinen Puls. Ganz richtig! Brevis, minutus! Und jetzt — wie das wieder jagt! Der Wein, Deine geſtrige Lectüre, die aufgeregte Phantaſie — Florian! Du haſt das Fieber, — ich will Dir gleich ein Recept verſchreiben. Du wachſt jetzt noch nicht, — Du haſt toll phantaſirt und geträumt!" —

„Geträumt!" rief Florian ärgerlich, „und habe doch Alles ſo deutlich geſehen und aus dieſer meiner Flöte mit dieſem Drahte hier die kleinen Wenzel herausgeholt." —

„Hahahaha!" lachte Edmund laut auf, faßte Florian an beiden Schuldern, ſah ihm in's Geſicht, und hob an: „Nein, ſag' einmal, Kerl, ob Du völlig den Verſtand verloren haſt! Was redeſt Du denn für unſinniges Zeug! Was willſt Du denn mit Deinen Wenzeln? Das geht mir doch zu weit, wenn ein Menſch am hellen lichten Tage fortträumen will, wie in dem tiefſten nächtigen Schlummer! Du ſollſt China einnehmen! Doch nein! Der Anfall iſt wohl bloß tranſitoriſch! Komm mit hinaus in's Freie, damit Dich die friſche Luft

und der Anblick der gewöhnlichen Welt wieder zu Verſtande bringen!"

Und in der That wurde es nach dem Spaziergange Florian völlig wohl. Schon der Anblick der Menſchen und des gewöhnlichen lebendigen Treibens in der volkreichen Stadt ſchien die beſte Heilkraft an ſeiner mit Geſpenſtern bevölkerten Phantaſie auszuüben. Er vermied es in der nächſten Zeit, nach der Gaſſe, wo Wenzel wohnte, zu gehen, und vergaß ſelbſt Angelika mehr und mehr. Und ſo vergingen einige Wintermonate, bis ihn ein eigener Zufall abermals in das Geiſterreich hineinriß.

Er war in einer größern Geſellſchaft geweſen. Man hatte dort getrunken, muſicirt, getanzt, und zu guter Letzt noch Geſpenſtergeſchichten erzählt. Doch war darüber nur gelacht und geſcherzt worden, und auch Florian hatte herzlich mit eingeſtimmt. Bei dem Weggehen begleiteten ihn Mehrere, von denen er ſich jedoch nachher trennte, und ganz allein nach Hauſe ging. Dort angelangt bemerkte er erſt, daß er den Schlüſſel des Hauſes vergeſſen hatte. Es war ſchon tief in der Nacht. Er pochte, er lärmte über eine Stunde; es hörte

Niemand; daher er sich endlich genöthigt sah, einige Hotels zu untersuchen. Doch sie waren schon alle längst geschlossen. An der Wenzelskirche vorbeigehend bemerkte er, daß eine Thüre offen stand. Sogleich dachte er: „Wie, wenn du hier den Tag erwartetest?“ Als er ein wenig hineinblickte in die todtstillen Räume des Gotteshauses, die der Mond magisch erleuchtete, kam ihm zwar ein ganz eigenes Grauen an; doch suchte er sich zu beruhigen, und da er durchaus nichts Unrechtes darin sah, beschloß er, die Nacht über in der heiligen Stätte zu verweilen.

Und so ging er denn getrost hinein, verrichtete voll Andacht sein Gebet, und setzte sich in einen offen stehenden Kirchenstuhl, um dort seine Ruhe zu halten. Er war schon dem Einschlafen nahe, als ihm ein gegenüber an der Wand hängendes sehr schönes Marienbild in die Augen fiel, das jetzt von den Strahlen des Mondes heller beleuchtet wurde. Er wußte nicht, wie es kam, er mußte bei dem Anblicke dieses Bildes unwillkürlich an Angelika denken. Je länger er jetzt das Bild ansah, desto fester schien es auch ihn anzublicken; er mochte sich drehen und wenden, wie er wollte, er

konnte dem Bilde nicht ausweichen. Jetzt schienen ſich die Augen des Bildes zu bewegen, — ja, es hob ſogar den rechten Arm empor, — und ha! jetzt ſtieg es von der Wand nieder und ſchritt langſam und feierlich nach dem Kirchenſtuhle zu, in dem er ſaß. Der Gedanke an Angelika riß ihn empor, aber mit der erwachenden Gluth ſeiner Leidenſchaft vermiſchte ſich ein furchtbares Grauen, ob er gleich wußte, daß die ihm entgegen kommende Erſcheinung nur ein Marienbild, ein Gemälde war.

Jetzt ſtand das Bild vor ihm und fing ſogar an zu ſprechen:

„Du wähnſt, ich ſei das Werk eines Malers, und beſtehe bloß aus todten Farben und Pinſelſtrichen, aber ſieh mir nur genau in's Antlitz, da wirſt Du wohl erkennen, daß ich die Angelika bin, die Du liebteſt, aber ſchändlich vergaßeſt, ach, die Angelika, die ſich in tödtlicher Sehnſucht nach Dir verzehrt! Wenzel iſt auch da, — er giebt ſeine Einwilligung, — komm! Folge mir zum Altare! Der Prieſter wartet unſer, daß er auf ewig unſere Hände und Herzen zuſammenfüge!“

„Ja, Dein, ewig Dein, Angelika,“ rief

Florian, von dem Anblicke der himmlischen Gestalt bezaubert, aus und faßte ihre Hand; — doch die Hand wich zurück, die Gestalt war verschwunden, und regungslos schaute er oben an der Wand wieder das todte Marienbild.

Auf einmal ertönte vom Chore herab der tiefste Pedalton der Orgel, lang ausgehalten. Nach einigen Minuten gesellte sich die Terz dazu, dann die Quinte, dann die Octave, dann der volle Accord im Manual, es wuchs immer mehr an, bis das ganze Werk in allen drei Clavieren erklang und zwar mit allen Registern. Dabei erhellte ein eigener Glanz die Kirche mehr und mehr; die Kirchenstühle füllten sich mit allerlei fremdartigen, alterthümlich gekleideten Personen, die aus dem steinernen Boden emporstiegen; — der Christus von dem größten Crucifix in der Kirche stieg vom Kreuze herab und hielt, nachdem die Gemeinde gesungen und die Orgel schwieg, eine gewaltige Predigt; — dann schritten die großen steinernen Figuren der zwölf Apostel feierlich nach dem Altare und genossen das Abendmahl. Es klang ganz schauerlich, als Christus selbst sagte: „Nehmet hin und esset,

das iſt mein Leib, der für Euch gegeben wird," und: „Nehmet hin und trinket, das iſt mein Blut, das für Euch vergoſſen wird," u. ſ. w. Dann einige Augenblicke darauf hing Chriſtus wieder am Kreuze, und unten ſtanden die Kriegsknechte, die ihn verhöhnten. — Er rief: „Mich dürſtet!" „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!" Darauf trat hinter dem Altare der Satan hervor, rieſig groß, eine gellende Lache aufſchlagend, die durch die ganze Kirche widerhallte, und mit Triumph in der ſcheußlich verzerrten Miene an dem Kreuze vorüberſauſend wie ein Sturmwind. Dann begann die Orgel ganz langſam und ſchwermüthig den Choral: „Nun laßt uns den Leib begraben!" — und es wurde Oſtern und Lerchen ſangen in der Kirche, die Auferſtehung des Herrn feiernd, — und es wurde Pfingſten in der Kirche und die Nachtigallen ſchlugen, — rings umher zeigten ſich grüne Haine und wallende Saatfelder, und die Sonne ſchien hell vom Himmel herein, und die über dem Altare befeſtigte Taube, das Symbol des heiligen Geiſtes, flog weit in die Wolken hinaus; — dann aber erſchien ein Tyroler mit bunten Bändern und Blumen

auf der Kanzel, der Teppiche versteigern wollte — und ausrief: 8 Gr. zum Ersten! dann wurde die ganze Kirche zu einem Gasthofe, dann zu einem Schreibepulte, dann zu einer Schnupftabaksdose, dann zu einem Löffel voll bitterer Medicin, dann zu einem Sarge, bis sie endlich ihre vorige Gestalt wieder annahm, und die Orgel wieder erklang.

Florian war mehr todt, als lebendig. Doch auf einmal riß ihn ein mächtiger Drang empor. Er ging rasch aus dem Kirchenstuhle heraus, stieg die Treppen hinauf, und rannte nach der Orgel, wo er zu seinem nicht geringen Schreck den Organisten Wenzel sitzen sah, der wie wüthend auf die Tasten loshämmerte, so daß ihm alle Fingergelenke knackten, und dazu ausrief: „O Angelika! Christus! Florian! Sebastian Bach! Gott! Mozart! Gift! Tod! Salieri! Eifersucht! Wahnsinn! Abendmahl! Fuge! Tanz! Moll! Dur! Quinte! Octave! Septimenaccord! Teufel! Himmel! Beethoven! Champagner! Paganini! Schinderhannes! Luther! Venus! Maria! Tireli! Hoho! Trallala! Wehe! Hoch! Nieder! Nichts! Alles! Stimmhammer her! Scheeren! Messer! Dolche! Flöten! Bürsten! Trichter!

Hoch! Niedrig! Haydn, ich erhänge mich; ſchneide mich nicht ab! — Mein Don Juan war ein Meiſterwerk! Mozart, du biſt ein Dieb! — Den Meſſias hab' ich gemacht! Händel, du haſt mich beſtohlen! — Meine C- und D-Moll-Symphonie ſollt Ihr mir aber doch nicht nehmen, Ihr Lumpenhunde! Ich habe gehurt, geſpielt, geſoffen und Schulden gemacht, aber mein Herz brennt nur für Gott. — Ihr Frommen alle ſeid Schurken! — Ihr, die Ihr Millionen habt, Euch ſpuck' ich an! Du haſt einen Stern auf der Bruſt; du biſt ein Schuft! — Ein Vivat dem König und ein Pereat den Miniſtern. — „So laßt uns denn heute recht luſtig ſein" — „Eine feſte Burg iſt unſer Gott" — „Maikäfer flieg'!" „Kyrie eleison" — Triumphmarſch! — B-Moll mit Janitſcharenmuſik! — „Herzliebſter Jeſu, was haſt du verbrochen" — mit Trompeten und Pauken! — Der Teufel iſt ein Tenoriſt, denn er ſingt im Falſet — das Fagott iſt eine Flinte — ein Glasbläſer übertrifft alle Virtuoſen. — Hier noch drei Notenpulte! — Tact gehalten! Noch einmal vom Buchſtaben D! — „Vom Himmel hoch da komm' ich her!" —

Vox humana! Glockenſpiel! Wie ſich die Sterne oben drehen! „Singt dem Herrn mit Cymbeln!“ Der Frömmſte iſt der größte Verbrecher! Nagelt nur jeden Chriſtus an's Kreuz, da wird's ihm ſchon vergehen, die Wahrheit zu reden! — Mit Verlaub, Ihr ſeid alle Stümper! Ihr überſeht den Shakſpeare. — Ihr redet von Schiller und Göthe — daß Euch die Zungen faulten! Wehe über Euch und Eure Kinder. — Zehn Ellen Kattun macht 60 Gr.! — Ach ja, der Tieck iſt ein unvergleichlicher Dichter! — Ei, du ganz niederträchtiger Lump! — 100,000 Thlr. her, da bin ich das größte Genie! — Poſaunenbaß! Werde eine Kanone und erſchieße mich!“

Nach dieſen Worten, während denen der raſende Wenzel unter den entſetzlichſten Grimaſſen heulend, lachend, fluchend und ausſpeiend in den ſchrecklichſten Diſſonanzen immer fortgeſpielt hatte, ſank er erſchöpft zu Boden, verdrehte in der furchtbarſten Epilepſie die Augen, ſteckte die Zunge weit heraus, und ſtarb, worauf die ganze Orgel unter einem dumpfen Geheul zuſammenſtürzte, und die Kirche ſich in ein Nichts auflöſte.

Des andern Nachmittags um drei Uhr erſchien der Clavierſtimmer Kilian bei Florian, nach dem Flügel eilend.

„Schurke," rief Florian aus, ihn bei der Kehle packend, „willſt Du mir auch am Tage keine Ruhe laſſen? Gib mir Deine Tochter zur Frau, dann ſoll Alles gut ſein!"

Der trockne, proſaiſche Kilian verſetzte:

„O was iſt Ihnen denn, mein beſter Herr Florian? Hab' ich doch nie gewagt, Sie nur im Geringſten zu ſtören!"

„Hund!" ſchrie Florian, „Du ſtellſt Dich, als wüßteſt Du nichts von der vergangenen Nacht! Du haſt es darauf angelegt, mich in's Tollhaus zu bringen; aber es ſoll Dir nicht gelingen! Vor einiger Zeit hatteſt Du Dich in meinem Flügel eingeniſtet, und mein Piſtol mit Melodien geladen, und heute Nacht haſt Du in der Kirche einen muſikaliſchen Shakſpeare geſpielt, Du verdammter Organiſt Wenzel!"

Kilian riß ſich in größter Angſt los und lief fort. Edmund kam und ſuchte Florian zu überzeugen, daß alles Erlebte nur aus ſeiner aufgeregten

Phantaſie hervorgegangen. Er rieth Florian, Wenzel ſogleich zu beſuchen, worauf ſich denn Florian auch auf den Weg machte.

Er klingelte an dem einſam gelegenen Hauſe. Die Thüre öffnete ſich. Er ſtieg die Treppe empor, und pochte an das erſte Zimmer. Es regte ſich kein Laut. Er ging hinein. Es war völlig leer. Darauf eilte er nach einer zweiten Thüre. Auch hier traf er ein leeres Zimmer. Keine Meubles, kein Stuhl, nichts! So ein drittes, ein viertes, fünftes und ſechstes, bis ihn ein mächtiges Grauen überfiel, das ihn aus dem leeren Hauſe trieb. Unten fragte er in dem nächſten Hauſe nach dem Organiſten Wenzel. Man gab ihm zur Antwort:

„Der Organiſt Wenzel ſei in dieſer Nacht mit ſeiner Tochter ſpurlos verſchwunden.“

Die Lampe.

Die Lampe drüben brennt ſo hell,
Wem rinnt ihr ſtiller Strahlenquell?
Ich ſah ſie ſchon ſo manchen Tag
Bis nach dem zwölften Glockenſchlag. —

Der Dichter ſitzt in tiefer Nacht,
Er ſinnt und ſinnt, und wacht und wacht,
Und hebt mit Qual und hebt mit Luſt
Den heil'gen Schatz aus tiefſter Bruſt.

Er hat gebarbt, gerungen oft,
Er hat verzweifelt, hat gehofft;
Nun winkt der Kranz, nun winkt der Lohn
Dem kampferſchöpften Götterſohn.

Sehnt ſich einmal, recht froh zu ſein,
Die Lampe dünkt ihm Sonnenſchein;
Doch ach! Es weicht der heit're Traum;
Er war nur Nebelbild, nur Schaum!

Die Lampe drüben brennt noch fort,
Noch regt ſich's hinter'm Vorhang dort;
Doch matt und matter jedesmal
Glimmt ihr geheimnißvoller Strahl.

Noch ſitzt der Dichter in der Nacht,
Und ſinnt und ſinnt und wacht und wacht;
Wer ſagt wohl, was er ſinnen mag?
Aus Nacht blickt er auf welchen Tag? —

Einſtmals die Flamm' im ſtillen Haus
Nur zuckte noch — dann loſch ſie aus;
Ein ſchwarzes Dunkel zog daher;
Man ſah die Lampe niemals mehr.

Der Naturfreund.

Von einem Herzen keine Spur,
Berechnet pünctlich nach der Uhr
Die Stunden ſeiner Frühlingscur;
Erträglich nennt er den Azur
Und leidlich auch die Blumenflur,
Und ſchwört dabei ein'n mächt'gen Schwur,
Sie habe zu viel Unkraut nur. —
Eine ächte Recenſentennatur!

Stern und Auge.

Ein Sternlein blickt hernieder
Aus wolkendunkler Nacht,
Und fragt das Auge lachend,
Warum's noch weint und wacht.

„Du haſt dein helles Scheinen,"
Das Auge zu ihm ſpricht;
„So laß auch mir mein Weinen,
Und frage weiter nicht!"

Die Wahl.

Jüngſt trat die Proſa zu mir ein,
Und reichte mir die Hand:
„Komm! Willſt du mein Getreuer ſein,
So knüpfe gleich das Band!"

„Ich ſchenke dir ein Amt, ein Haus,
Und bringe Wein und Fiſch
Und Braten dir Jahr ein, Jahr aus
Tagtäglich auf den Tiſch."

„Laß ab von meiner Schweſter! Sie
Betrügt dich um dein Glück!
Was dir geraubt die Poeſie,
Giebt Proſa dir zurück!“

Ich ſann, und dachte ſchon an's „Ja!“
Schon ſchwand mir jede Luſt;
Da ſtand die ſchön're Schweſter da; —
Der ſtürzt' ich an die Bruſt.

Die Monate.

Und es begann der Januar,
Da blieb' es g'rade wie es war;
Und Februar, ſein Bruder kam,
Der war, wie Januar, ſo lahm;
Es lachte mir der helle März,
Doch täuſcht' er nur mein hoffend Herz.
Es kam der windige April,
Auch der ſprach wieder: „Halte ſtill!“
Und es erſchien der ſchöne Mai,
Doch ging er kalt an mir vorbei;
Und Juni, dem ich viel vertraut,
Hat mich nicht beſſer angeſchaut.

Der Juli hat ein heißes Blut,
In ſeiner Gluth ging mir's nicht gut.
Auguſt, der mich zur Welt gebracht,
Hat ſeines Kindes ſchlecht gedacht.
September kam mit Obſt und Wein,
Und ſprach: „Für dich ſoll es nicht ſein!"
Und der October kam heran,
That, wie die Brüder all' gethan;
November brachte Sturmgebraus,
Da dacht' ich: „Nun iſt Alles aus!"
December hat zu guter Letzt
Mir noch am ärgſten zugeſetzt.
So plagten ſie mich alle Zwölfe,
Und biſſen auf mich los wie Wölfe.
Und kommt ein neuer Januar,
So geht es wieder, wie es war.

Ruf in die Ferne.

Fernes Waldhorn, ach, dein Klang
Macht die Seele mir ſo bang;
Einer tiefen Sehnſucht Schmerz
Ueberfluthet ganz mein Herz.

Rufſt mich ach, wohin, wohin?
Fragt der weichgeſchmolz'ne Sinn,
Fragt die Thräne, fragt der Traum,
Der mich zieht in fernen Raum.

Sei's nach Süden, ſei's nach Nord',
Alles, Alles ruft mich fort;
Was das Waldhorn zu mir ſprach,
Tönen tauſend Stimmen nach.

Die Mutter und ihr Kind.

„Wohin mit dir, du armes Kind?
Erſchauerſt in dem kalten Wind!
Ach, welche Straße ſoll ich ziehn,
Da alle Freunde von mir fliehn?

Es wies mich fort von ſeiner Thür
Ein Jeder, der verwandt mit mir;
Es fragte nicht nach meinem Schrei
Die unbarmherz'ge Polizei!

Und in der ganzen weiten Stadt
Nicht eine Seele Mitleid hatt';
Nun irr' ich durch das öde Feld
Verlaſſen in die weite Welt!

Du ungetreuer Buhle mein,
Soll ich durch dich verloren ſein?
Die Blume, die ſo fröhlich ſtand,
Zerknickteſt du mit wilder Hand!

Nun irr' ich, ach! durch Nacht und Sturm
Verzweifelnd mit dem armen Wurm!
Kein Haus, kein Obdach, keine Stätt',
Kein Biſſen Brot, kein Trunk, kein Bett!

Erbarme dich, mein Herr und Gott,
Und rette mich aus meiner Noth! —
Vergeblich iſt mein Flehn und Schrei'n,
Ich ſoll und muß verloren ſein!"

Das Mädchen ſprach's — in tiefer Nacht
Hat ſie das Kindlein umgebracht;
Ein Meſſer fand man blutigroth;
Sie waren alle Beide todt.

Der Abſchied.

So lebe denn auf ewig wohl,
Du herzgeliebte Maid;
Du war'ſt mein einziges Idol
So lange, lange Zeit;

Du warſt mein Mai, mein Sonnenſchein,
Doch ach! es muß geſchieden ſein!

Ich hing an dir der Rebe gleich,
Die an die Ulm' ſich ſchmiegt,
Du warſt mein All, mein Himmelreich,
Darin ich mich gewiegt;
Du warſt mein Blut, die Seele mein,
Doch ach! es muß geſchieden ſein!

Leb wohl, und nimm den heißen Dank
Für all' der Stunden Zahl,
Wo du der Bruſt, ſo wund und krank,
Gelindert ihre Qual!
Weiß wohl, nun bin ich ganz allein,
Doch ach! es muß geſchieden ſein!

Da hilft kein Gott — es muß, es muß!
Sag', Schickſal, an, warum?
Der Abſchiedskuß iſt Todeskuß!
Des Schickſals Mund iſt ſtumm!
Im Echo klingt's mir nur herein:
„Es muß, es muß geſchieden ſein!"

Es weicht das wunderſchöne Land,
In dem ich ſelig war;

Es bricht und welkt das Roſenband,
Duftreich durch manches Jahr;
Noch einen Kuß! Noch einmal dein!
Und nun! — nun muß geſchieden ſein!

Mein Hund.

Gutes Thier, du bleibſt mir treu,
Ob ich keinen Heller habe,
Deine Gunſt geht nicht zu Grabe,
Wird mit jedem Tage neu.

Gutes Thier, du achteſt mich,
Wenn mich alle rings verachten
Und als einen Lump betrachten,
Nimmer, nimmer irrt es dich.

Gutes Thier, du haſt mich lieb,
Wenn mich alle Freunde fliehen,
Und die Herzen mir entziehen;
Nie wirſt du ein gleicher Dieb.

Gutes Thier, dein feſt Gemüth,
Es beſchämt der Menſchen Wanken,
Kennt kein Schwanken, kein Erkranken,
Darum preiſe dich mein Lied!

Ein Herz.

Schweifendes Herz, wo winkt dir die Ruh?
Weinende Sehnſucht, wo lächeln die Auen
Deiner erträumten Lenze dir zu?
Wirſt du ſie finden, wirſt du ſie ſchauen?

Ach, nur ein Herz! In Weh und in Luſt
Neigſt du dich ewig von Herzen zu Herzen;
Ach, für die Bruſt eine fühlende Bruſt!
Dann wird dir wohler, dann heilen die Schmerzen!

Himmliſche Liebe, Du ſonniger Strahl,
Lächle noch einmal dem Träumer hernieder!
Sende dein Licht in des Buſens Thal!
Dann iſt er glücklich! Dann lebt er wieder!

Innerer Tod.

Im tiefſten Kelch der Roſe
Da wohnt ein böſer Wurm,
Und zehrt in ihrem Schooſe,
Bis ſie zerfällt im Sturm.

In jeder ſchönen Seele
Da wohnt der ew'ge Schmerz,
Und jeder Philomele
Zerbricht der Gram das Herz.

Die Virtuoſin.

1.

„Wie alt iſt denn eigentlich Ihre Tochter?“ fragte der Herzog von — den Vater Malwina's wenigſtens zum ſechsten oder ſiebenten Male.

„Ei, ſo frage Du und der Teufel!“ dachte Meiſter Dorner im Stillen, und erwiederte mit einer devoten Verbeugung:

„Sie hat vor Kurzem ihr funfzehntes Lebensjahr angetreten, Durchlaucht.“

„Ihre Tochter hat viele Fertigkeit!“ ſagte die Durchlaucht, gleichfalls zum ſiebenten oder achten Male.

„Das macht die Uebung, Durchlaucht!“ verſetzte Dorner trocken, indem er die nach der Concertpauſe folgenden brillanten Variationen von Herz

auf den Flügel legte, und den Stimmer bat, ja recht rein zu stimmen.

„Das Spiel scheint Ihre Tochter sehr anzugreifen," hob die Durchlaucht nochmals an.

Dorner erwiederte kurz: „daß ein Virtuos, der sich nicht angreife, seiner Meinung nach nichts tauge."

Schon erklangen die stimmenden D-moll-Accorde des Orchesters, das Publicum eilte nach seinen Plätzen, und selbst die Conversation der Damen wurde durch den Beginn der neuesten Ouvertüre unseres zweiten Beethovens, ich meine Mendelssohn-Bartholdys Ouvertüre zur schönen Melusina abgebrochen.

Leopold, ein eifriger Verehrer Malwinas und Mendelssohns, hatte sich voll Andacht im Hintergrunde des Saales in die Mitte gestellt, die Akustik berücksichtigend, und war schon in süße Schwärmerei versunken, ehe noch die Ouvertüre begann. Jetzt erhob der Director den Stab, — die Anfangs-Figur in F-dur, die durch das ganze Werk hindurch die Seele immer enger einspinnt, und sich bei dem ersten Hören ewig einprägt, übte auf ihn einen neuen Zauber, den leider eine nahe ziemlich

laut geführte Converſation ſtörte. Er wich einige Schritte weiter auf die Seite; doch die Converſirenden ſprachen nur noch lauter. Es war zum Verzweifeln.

„Ihr Schufte, packt Euch doch den Augenblick nach Hauſe,“ brummte er, „wenn Ihr mit einander reden wollt;“ und ging noch weiter fort; ach, ſelbſt ein leiſes Ziſcheln bringt ja einen rechten Muſikmenſchen in einem Concertſaale zur Verzweiflung! Es war keine Rettung; die Ouvertüre ging dem nun einmal in ſeiner Andacht geſtörten Leopold halb verloren. Die Sprecher murmelten bei dem, ſüß dahinſterbenden Schluſſe: „Göttlich!“ Er dachte bei ſich: „Ihr Lumpenkerle!“

Man klatſchte wenig, weil die Ouvertüre im Piano endigte. — Der Stimmer, dieſe ſo wichtige, und doch auch ſo ungeheuere Nebenperſon in einem Concerte, ging nochmals die chromatiſche Scala durch, und die Fortepianiſtin oder Pianofortiſtin — oder beſſer — die Pianiſtin — betrat an der Hand des dicken Muſikdirectors das Orcheſter. Der Concertmeiſter, ein ſinniger Mann, der ſtets auf dem Geſichte mitmuſicirte — ein nicht productives, aber

höchſt receptives Genie — gab durch dreimaliges Niederſchlagen mit dem Bogen das Signal, und die Introduction begann. Sie glich an Prätenſion faſt einer Straußiſchen, auf deren tiefſinnigen Schwung ein — Walzer folgt. Hier folgte das Thema zu Variationen. —

Malwina fand es nicht gut, das einfache, rührende Thema aus „Jacob und ſeine Söhne" mit vielen Verzierungen zu überladen. Ihr Herz war bewegt dabei, obwohl ſie es ſchon tauſendmal geſpielt hatte. Sie ballte ſogar an ein paar Stellen gegen alle Regel die Hand zuſammen, und ſpielte die Melodie bloß mit dem dritten Finger. Aber die Herren mit den Lorgnetten und die noch ſchwatzenden Damen merkten gar nichts davon. Die Erſteren ſprachen bloß von den intereſſanten Augen der Virtuoſin, und die Zweiten von ihrem phantaſtiſchen Anzuge. Es folgten die Variationen. Jede wurde beklatſcht. Aber jedes Klatſchen gab Malwina einen Stich in's Herz. Das Concert ſchloß; das Publicum ging fort wie eine Anzahl Scholaren von dem Profeſſor, welche froh ſind, das Nöthige, wie es dort heißt, „ſchwarz auf weiß getroſt nach

Hause tragen zu können.“ Der fragende Herzog hatte den Saal schon längst verlassen, weil ihn Kunstleistungen nicht auf die Länge amüsirten. Auch Leopold war fortgelaufen, aber aus ganz andern Gründen als der Herzog.

Eine halbe Stunde später saß Dorner mit seiner Tochter im Hotel de France bei Tafel. Beide schienen in Gedanken versunken, aus denen sie die Umhersitzenden, triviale Gespräche führend, nicht aufstörten.

„Was bin ich, wenn mich ein angehender Violinist vernichten kann?“ sagte Malwina leise zu ihrem Vater. In dem ersten Theile des Concerts hatte nämlich ein Violinist großen Beifall gefunden.

„Es soll kein Violinist wieder in einem Deiner Concerte spielen;“ versetzte dieser.

Ein gegenübersitzender Fremder, blaß und abgezehrt, mit schwarzem Haare und schwarzem Backenbarte, hatte die Worte gehört und sagte:

„Ich bin ein Violinist, und vielleicht keiner der Letzten. Aber ich habe die umgekehrte Erfahrung gemacht; ein Pianoforte siegt, wenigstens bei den Damen, stets über die Violine.“

„Du magst mir auch ein rechter Kerl sein!“ dachte Dorner bei sich selbst, indem er den Fremden betrachtete. Der Fremde las in dem Blicke Dorners eine bemitleidende Verachtung, ließ das aber gut sein, und setzte nur ganz geradehin hinzu, daß er so eben den Entschluß gefaßt habe, in den nächsten Tagen selbst Concert zu geben.

„Das Concertgeben ist das Nächste nach dem Bettelgehen!“ versetzte Dorner in satyrischem Tone.

„Das bezweifle ich!“ sagte der Fremde, mit einer eigenen Sicherheit lächelnd.

„Nun Glück zu!“ meinte Dorner. „Es muß Jeder seine Erfahrungen machen, und man darf davon Niemanden abhalten. Jeder Künstler setzt sein Leben an die Kunst.“

„Der Stümper so gut als der Virtuos;“ stimmte der Fremde ein; „darüber sind wir einig.“

„Wir leben in einer Zeit,“ — hob Dorner an —

„Die sich nur das Außerordentlichste gefallen lassen will,“ fuhr der Fremde fort, „was man ihr auch nicht verdenken kann, da sie alles Gewöhnliche schon an den Schuhen abgelaufen hat.“

„Die Kälte des Publicums," begann Dorner von Neuem. —

„Freilich ſo lange ſich ein Künſtler noch beklagen muß," unterbrach ihn der Fremde wieder, „da iſt's ein übel Ding. Ihre Fräulein Tochter ſpielt ſehr gut — ſehr gut — aber, wenn ich's ehrlich ſagen ſoll, es iſt doch eigentlich noch nichts! Es fehlt noch ein gewiſſes Etwas, über das wir uns in einigen Tagen weiter ſprechen werden."

Jetzt brach der Fremde auf, nach dieſer Offenheit oder Grobheit ſich höflichſt empfehlend.

„Das war doch ein recht impertinenter Menſch!" ſagte Malwina zu ihrem Vater.

2.

Leopold war ſchon eine beträchtliche Zeit vor dem Ende des Concerts fortgegangen, und ſaß jetzt in der Ecke einer Weinſtube, allerlei durcheinander meditirend, wie er es liebte. Die lauten Geſellſchaftscirkel um ihn her waren für ihn nicht da. Sein einziger Gedanke war ſchon ſeit Jahren eine Revolution. Er wollte morden, vergiften, das Oberſte zu unterſt kehren und das Unterſte zu

oberſt, aber bloß muſikaliſch; denn er kannte bloß eine Kunſt, aber keine Politik; er kannte bloß eine Ewigkeit, aber keine Zeit, er kannte bloß eine Liebe, aber keinen Haß. Heute tyranniſirte ihn die Liebe, zu wem? — das mag man errathen. Es war freilich eine eigene Art von Liebe; — er liebte allerdings ein Mädchen, aber er liebte eigentlich die Kunſt in ihr. Indeß, kein Menſch kann das Menſchliche von ſich ſo ganz und gar abthun; — er war zunächſt verliebt in die Augen und in den daraus ſtrahlenden Geiſt ſeines Mädchens, welchem all ſein Trachten und Phantaſiren galt. An die phlegmatiſche Placida, die vor einigen Jahren eine gewöhnliche Neigung zu ihm gefaßt hatte, dachte er nur noch mit einem bemitleidenden Lächeln. Placidas Körper hatte ihn geliebt — auch allenfalls ihr Herz — aber das Herz iſt wohlfeil — ihr Geiſt hatte nichts davon erfahren, denn Placida hatte keinen Geiſt. Aber Malwina hatte vielen. Leopold war der Malwina nachgereiſt, ohne es ihr und ihrem Vater merken zu laſſen. Beide hatten ihn im Concerte nicht geſehen.

Leopold hatte bereits über eine Stunde bei dem Weine im Stillen componirt und mit keiner Seele ein Wort geſprochen; — es war ſchon eilf Uhr, — als ein blaſſer, hagerer Mann eintrat und ſich neben ihn ſetzte. Beide ſchienen gegenſeitig an den rechten Mann gekommen. Leopold ſprach keine Sylbe, und der Fremde noch viel weniger. Sie trotzten förmlich gegen einander. Gegen zwölf Uhr endlich hob der Unbekannte gegen Leopold an:

„Es ſcheint, wir ſind Beide fremd hier.“

„Ja, ſo ſcheint es,“ verſetzte Leopold.

Es folgte eine lange Pauſe.

Leopold ließ ſich eine Flaſche Champagner geben, und ſagte gegen den Fremden, als der Wein gebracht wurde, „das iſt ein gutes Getränk zu ſeiner Zeit.“

„Was mich betrifft,“ verſetzte der Unbekannte, „mir iſt der Champagner zuwider.“

„Nun dann gerade lad' ich Sie dringend ein,“ erwiederte Leopold, „mir auf ein Glas Geſellſchaft zu leiſten.“

„Wollen Sie mir ein Jahr Ihres Lebens

ſchenken?" fragte der Fremde, mit einer diaboliſch lächelnden Miene.

„Ich mache mir ein Vergnügen daraus, wenn Sie mir den Gefallen thun mitzutrinken!" verſetzte Leopold. „Sie erzeigen mir dadurch einen Dienſt; und eine Liebe iſt der andern werth."

„Sie nehmen die Sache ſehr leicht. Ich ſpaße nicht!" ſagte der Unbekannte; „aber Sie ſcheinen mit dem Leben ſehr wegwerfend umzugehen; — Sie ſind ſo gleichgiltig." —

„Allerdings, ich bin ein ſehr gleichgiltiger Menſch!" ſagte Leopold einſchenkend. „Der Tod ſoll leben!"

„Wenn ich nun ſelbſt der Tod wäre?" fragte der Unbekannte mit einem entſetzlichen Blicke, der Leopold durch Mark und Bein drang.

„Dann deſto beſſer für Sie!" verſetzte er, trotz ſeinem Schauer, das Glas austrinkend und mit dem Fremden anſtoßend.

„Wünſchen Sie nicht ein hohes Alter zu erreichen?" fragte der Unbekannte.

„Ich mag nur Jugend!" verſetzte Leopold, von Neuem einſchenkend. „Das Alter iſt lauter Tod!"

„Nun dann wird's Ihnen freilich auf das Jahr nicht ankommen!" fuhr der Fremde fort. „Eigentlich sind Ihnen 50 Jahre bestimmt; aber Sie können subtrahiren." —

„So gut wie componiren."

„1 von 50 bleibt 49. — Gefällt Ihnen der Stimmhammer hier?"

„Wie jeder andere."

„Er stimmt nicht bloß Instrumente. Er stimmt Seelen."

„Meine gewiß nicht!" versetzte Leopold.

„Legen Sie ihn an die Pulsader! Wollen Sie heiter gestimmt sein, was Sie jetzt gar nicht sind?"

Leopold experimentirte und lachte sogleich vor herzlicher Lust, den Stimmhammer einsteckend.

„Ich bin Musiker und kann das Ding brauchen;" sagte er, und unterhielt sich nun mit dem Fremden in der scherzhaftesten Stimmung.

Der Gedanke, sich dem Teufel zu ergeben, liegt jedem tugendhaften Menschen außerordentlich nah. Wenn Einer täglich betet und arbeitet, und immer arbeitet und betet, und dabei immer weiter rückwärts kommt, wenn Schneider, Schuster und

Advocaten über eine edle Natur förmlich disponiren, und sie wie einen Galgenstrick tractiren können, das ist höchst erfreulich. Es zeigt von großer Cultur. Die Dummköpfe sollten einmal in die Lotterie setzen; der größte von ihnen würde gewiß das große Loos gewinnen.

Leopold hatte noch Vermögen. Aber es mußte nun bald alle werden. „Mit Grausen sah er das von Weitem." Bisher war er ein Mensch, der den Umständen gebieten konnte, und hatte keinen Begriff davon, wie es ist, wenn die Umstände anfangen zu gebieten.

Er hatte sich tief in sich selbst hinein verphantasirt, als er auf einmal bemerkte, daß der Unbekannte verschwunden war. Das kümmerte ihn jedoch wenig; er goß noch mehr hirnzerrüttendes Getränk in sich hinein, und wankte um zwei Uhr nach Hause.

3.

Einige Tage später stand an allen Ecken der Stadt angeschlagen:

„Concert von Richard Schwarz" ꝛc. ꝛc.

Entrée à Person 2 Thaler.

Der Saal war Abends gedrängt voll. Nach der Ouvertüre erschien jener hagere, blasse Mann mit den tief markirten Gesichtszügen, in welchen der auch anwesende Leopold sogleich jenen Fremden erkannte, dem er ein Lebensjahr überlassen hatte. Auch Dorner und seine Tochter waren zugegen.

Die Introduction zu dem Concerte war lang und zugleich langweilig. Der Componist hatte alle Instrumente, wie es schien, so recht mit Absicht en bagatelle behandelt. Jetzt ergriff er sein Instrument. Die Violine klang wie eine Menschenstimme. Das Publicum traute seinen Augen nicht; es dauerte, es müßte durchaus eine Sängerin oben stehen. Leopold trat aus dem Hintergrunde hervor. Dorner wurde blaß und Malwina hatte Mühe, Thränen zu unterdrücken. Doch auf einmal jauchzte die Geige auf und überschüttete die Zuhörer mit Künsten, bei denen ihnen der Verstand förmlich stehen blieb. Die Männer und selbst die Damen erhoben sich, um den musikalischen Zauberer und seine Finger zu sehen, und der Schluß der musikalischen Periode wurde durch ein Klatschen und Bravorufen erstickt, das gar nicht wieder enden

wollte. Der Virtuos verbeugte sich ganz leichthin; in seiner Miene lag mehr eine Verachtung, als ein Dank.

„Er sieht wie ein armer Sünder aus."

„Wie Einer, der geradeswegs vom Galgen kommt."

„Wie ein Teufel!"

„Diese Musik macht verrückt."

„Er ist am Ende wahnsinnig."

„Das ist der erste Virtuos der Welt."

So lief es im Gemurmel durch den Saal, bis das neue Solo begann. Es weinte glühende Thränen — jeder Bogenstrich war ein brennender Tropfen — einzelne Töne waren in die Brust gestoßene Dolche, die das Herzblut herausholten, andere waren köstlicher Balsam — es wand sich eine zerknirschte Seele vor dem Publicum wie ein zertretener Wurm und sagte:

„Ach, ich habe viel gelitten in dieser schönen Welt, so manchen Kampf gestritten, so manchen Wunsch verfehlt! Das war meine Liebe! — das war meine Jugend! — das war meine Hoffnung — aber Alles ist todt! — ich selber bin todt! —

mein Schmerzruf ist nur eine Stimme aus dem Grabe.“ —

Der ganze Concertsaal war ein Grab bei diesen Klängen — kaum ein Athem regte sich — Alles umher todtstill — und oben auf dem Orchester [illegible] Schwarz von noch schrecklicherer Todtenblässe bedeckt als vorher.

Nach einem Intermezzo des Orchesters begann ein buntes Leben. Lauter Frohsinn, lauter Jubel; einzelne schwermüthige und einzelne diabolische Momente blitzten hervor, aber die heitere Wirklichkeit verschlang wie Sonnenstrahl jede Wolke. Das Publicum [illegible] umgestimmt; Alles lachte, scherzte und regte sich zum donnernden Applaus.

Schwarz dankte wieder, aber mit einem noch sichtbareren Hohne. Man sah schon etwas Neues auf seiner Physiognomie arbeiten.

Seine Töne klopften an das Thor der Hölle. Die Pforten sprangen. Man sah Dämonen mit feurigen Fackeln tanzen, — Nixen, Elfen, Kobolde, Gerippe, blasse Gespenster, Hexen, Engel mit goldenen Flügeln — Alles fuhr in buntem Gewühle durcheinander, — die Laster waren Tugenden und

die Tugenden waren Laſter, und Gott war ein Teufel, und der Teufel war ein Gott, — der Virtuos kochte, ſchäumte, er fluchte, er ſchimpfte, er weinte, er jubelte auf der Violine, — es wußte Niemand mehr, ob er im Himmel oder in der Hölle oder auf der Erde war, — denn Alles war Eins, — und ſo ſpielte Schwarz fort, bis er das Publicum völlig wahnſinnig geſpielt, worauf er erſchöpft zuſammenbrach.

Der zweite Theil machte das Publicum doppelt verrückt, und der Spieler war doppelt todt. Er hatte ſein ganzes Leben aus ſich heraus und in das Publicum hineingeſpielt. Er hatte jedem Zuhörer eine neue Seele gegeben, und auch dem Herzloſeſten ein Herz. Jahre lange Feinde verſöhnten ſich; Liebende ſchloſſen den Bund; Sünder gingen aus dem Concerte frömmer als wie vom Abendmahle, und Künſtler ſchwuren, in ihrem Leben nie wieder ein Inſtrument anzurühren.

4.

Am folgenden Morgen ging Dorner mit Malwina im Park der Stadt ſpazieren.

„Vater, Du haſt eine recht unglückliche Tochter!“ hob Malwina an.

„Es iſt wahr; aber ſage das keiner Seele!“ verſetzte Dorner.

„Ich wollte, ich wäre ein geiſtloſes Geſchöpf, das nur waſchen, nähen und kochen könnte!“ fuhr Malwina fort. „Was iſt's mit unſerm Reiſen? Wir ſchlagen uns herum. Mir winkt kein ſtilles Glück, nach dem ich mich ſehne. Ich ſpiele mit zerriſſenem Herzen, wo ich zu jauchzen ſcheine. Und ich fühle immer, ich bin ein Nichts, ſo lange es Violinen giebt.“

„Freilich neben einem Schwarz exiſtirt nichts weiter und kann nichts weiter exiſtiren;“ ſagte Dorner. „Du haſt Recht, gegen ihn biſt Du nichts, meine Tochter. Du kannſt ein Publicum nicht raſend machen.

„Und der Virtuos oder die Virtuoſin, die das nicht kann, ſollte lieber gar nicht da ſein;“ verſetzte Malwina melancholiſch. „Ich wollte, ich wäre begraben; es entſtände dadurch keine Lücke in der Welt. Und ein Menſch, den die Welt nicht vermißt, kann in der Kunſtwelt gar nicht in Betracht

kommen. Wozu hab' ich Clavierſpielen gelernt? Was iſt Clavierſpielen? Als eine gute Köchin wäre ich etwas; als Virtuoſin bin ich eine Null in einer Zeit, die ſelbſt auf Vorzügliches nur mit halbem Ohre hinhorcht!"

Der Vater wußte kaum etwas zu entgegnen. Die Zeit predigte die Wahrheit zu laut, die ſeine Tochter jetzt ausſprach. Denn unſere Zeit will keine Kunſt mehr, ſie will Hexerei.

Alles in der Stadt ſprach von Schwarz, von ſeinem Spiele, von ſeinem Äußeren, von ſeinem frühern Leben. Er habe lange Jahre im Gefängniſſe geſeſſen. Er habe Verbrechen verübt. Er ſpiele, trinke, er — kurz, man machte einen halben Satan aus ihm, und als ſolcher war er intereſſant. Malwina hatte man ſchon am nächſten Tage vergeſſen.

„Ich traute dem Schwarz bei unſerm erſten Zuſammentreffen bloß große Worte zu;" ſagte Malwina.

„Aber ſeine Worte wandelten ſich in Thaten," verſetzte Dorner; „ein ſolcher Held ſchlägt ganze Armeen von Virtuoſen."

In diesem Augenblicke begegneten den Lustwandelnden — Lustwandelnde sind oft Verzweifelte. — Schwarz und Leopold, Arm in Arm.

Schwarz machte Malwinen Lobeserhebungen. Malwina schämte sich vor ihm und wußte kein Wort zu sagen, außer ein ganz naives. Nämlich:

„Ich hörte immer von Kunst reden. Ich wußte nicht, was das wäre. Nun weiß ich's. Kunst ist die Fähigkeit, das zu können, was eigentlich Niemand kann."

„Eine sehr richtige Definition," versetzte Schwarz. „Der Mensch statuirt jetzt nur noch das, was über den Menschen hinausgeht. Das Genie geht aber immer über den Menschen hinaus. Wenn man kein Gott mehr sein darf, so muß man ein Teufel werden. Auch der Teufel hat seine Ehre; selbst die hohe Cultur unseres Zeitalters," — dabei spuckte Schwarz aus — „macht ihn nicht todt."

Und so sprachen die Leutchen fort, dieß und jenes, was unsere höchst prosaischen Leser weiter nicht interessirt. Daher der rücksichtnehmende Autor,

der überdieß lieber erzählt, als räſonnirt, gleich einen Sprung von einigen Jahren macht.

5.

Es waren gerade zwei Jahre vergangen, als Leopold an einem warmen Herbſtabende an der Elbe bei D. — langſam hin und wieder ging. Der Fluß, in welchem der Mond allerlei magiſche Zaubereien trieb, lockte ihn ſehr, ſich hinein zu ſtürzen. Er konnte ſich gebadet haben — wer wußte von ſeiner Abſicht? Wer weg iſt, nach dem fragt man wenig. Von einem Todten kann ein Advocat nichts profitiren, wenn er nichts Klingendes hinterläßt, als Muſik in Manuſcripten. Manuſcripte aber klingen nicht einmal. Shakſpeare hat ſehr Recht in Anſehung der „Muſik mit ihrem Silberklange." Der Klang des Goldes iſt noch melodiſcher für Speiſewirthe, Schneider und achtzehnjährige Mädchen. Ein Lehrbuch der Moral iſt jetzt keinen Heller werth. Man muß das der Welt ſagen, die ſo göttliche Taxen hat, damit ſie in ſich gehe. Darüber ſind die neueſten franzöſiſchen Schriftſteller einig, und die Leute haben Recht.

Also Leopold hatte gar nicht übel Lust, sich zu ersäufen. Nur schien ihm das Erschießen nobler, und das hielt ihn ab, denn ein Pistol hatte er nicht zur Hand. Ueberdieß zuckte die Lust, zu leben und zu lieben, in ihm auf. Malwina stand in der schönsten Blüthe; sie war jetzt in D.— Ja, noch mehr, sie hatte sich von Leopold überreden lassen, ihn an dem Orte zu treffen, wo er sich so eben befand. Es war ein höchst schwärmerischer, melancholischer Abend, zusammengesetzt aus halbem Herbst und aus noch halbem Sommer und mit einem ganz bezaubernden Mondscheine, dem Leopolds Phantasie noch mehr Poetisches anschwärmte.

Er stand an dem ewigrollenden Strome, und war versunken in die Malerstudien der gaukelnden Wellen, die ihm alle Musik wurden, als das Gebüsch rauschte, und Malwina vor ihm stand. Als sie ihn erblickte, wollte sie fliehen, sich entsetzend vor ihrer eigenen Kühnheit. Doch seine Hand hielt sie zurück. Er bot ihr recht gleichgiltig „guten Abend," aber sein Blick accentuirte den Gruß ganz anders als seine Stimme. Ein Kuß bringt ein Mädchen außer sich, und zumal der erste. Leopolds Lippen

brannten schnell auf Malwinas Lippen; ihr vergingen die Sinne. Leopold war ein schöner, blühender, junger Mann, und der Geist küßte hier den Geist. Gewöhnlich küssen bloß Körper Körper.

Er schlug ihr sogleich eine Entführung vor. Malwina hatte nicht übel Lust, sich entführen zu lassen.

„Ich liebe Dich längst," sagte er, „glühend, bis zum Wahnsinne."

„Ich hatte seit Jahren keinen andern Gedanken, als Dich!" erwiederte sie.

„Nun so wollen wir fort!" ermunterte er. „Ich heirathe Dich!"

„Aber mein Vater?" — entgegnete sie. „Er würde ja wohl einwilligen — wozu also fliehen?"

„Weil das poetisch ist, höchst poetisch! Wie? Malwina, Du willst eine Künstlerin sein, und die Bahn der Philister gehen?"

„Und Du willst zur Hälfte ein Teufel sein?" fragte Malwina.

„O ein Teufel, der Dich in alle Himmel führt!" Bei diesen Worten umschlang Leopold Malwinen von Neuem, streifte die leichte Hülle von der

schön gerundeten Brust, drückte einen Kuß auf die reizenden Hügel, legte auf einen Moment sein Haupt dazwischen, und wollte das glühende Mädchen, die sich ihrer kaum noch bewußt war, so eben mit sich fortziehen, als sie ein ältlicher Mann mit Gewalt aus seinen Armen riß.

Von nun an waren Malwinas Vater und Leopold heftige Feinde.

6.

Es war wieder ein Jahr vergangen. Das achtzehnte Jahr ist für ein Mädchen ungefähr das, was für einen jungen Mann das acht und zwanzigste. Es ist die schönste Zeit des Lebens; es ist sein Culminationspunct. Aber von dem höchsten Berge aus sieht man den tiefsten Abgrund. Daher die Melancholie in diesem Alter. Auch Malwina hatte einen sehr melancholischen Zug. Wenn wir einmal mit der Sprache heraus gehen und ihn in Prosa übersetzen sollen, so müssen wir sagen, sie sah voraus, daß sie schwer einen Mann bekommen werde; sie sah zugleich ein, daß nur ein Schwarz oder Teufelskünstler ein Virtuos sein könne. Doch sie

hatte eine Ausflucht. Seit einigen Jahren componirte sie viel, und eine Componiſtin iſt ſchon als Componiſtin ein Meteor. Schreibende und poetiſirende Frauen giebt's viele; aber componirende waren ſeit Anbeginn der Schöpfung bis dato noch wenige vorhanden. Malwina hatte ſchon Vieles componirt. Ihr Hang zur Compoſition rieb ihre Virtuoſität auf. Sie wollte etwas ganz Unerhörtes, ſie wollte eine muſikaliſche Schriftſtellerin und Dichterin ſein. Das Publicum wunderte ſich darüber, aber es blieb ein Publicum. Wie geſagt, der Künſtler, der über das Publicum klagen muß, iſt verloren. Wenn über ihn nicht Alles verrückt wird, ſo heißt es: „oleum et operam perdidi.“

Leopold ging es gerade ebenſo wie ſeiner geiſtigen Frau. Er fragte nach keinem Publicum, und deshalb fragte das Publicum nicht nach ihm. Das hebt ſich. Eins trotzt dem Andern. Das Publicum lacht, und der Künſtler weint. Und Thränen ſind ja nichts als eine Art des Waſſers, Tropfen in's Meer, ſalzige Tropfen in das ſalzige. Leopold weinte nie; er hielt Thränen, ausgenommen die, welche die Wuth weint, eines Mannes

für unwürdig, obgleich Achilles im Homer einmal über den Patroklus weinte. „Ueber sich selbst darf eine alte Frau weinen, aber Niemand, der den Anspruch auf den Titel Pater hat," dachte Leopold. Er hatte mit einem üppigen Weibsbilde aus niederm Stande einen tüchtigen Jungen erzeugt; das machte ihm Spaß; dabei liebte er die Malwina schwärmerisch. Für seine Christel hatte er nie etwas als erst Wollust, und dann Mitleid empfunden. Aber er handelte redlich an ihr. Er sah sie fast alle Tage auf einen Augenblick, und gab ihr Geld, so viel er geben konnte. Er hatte ihr so eben heute sein letztes gegeben, denn morgen war er mit seinem Vermögen fertig. Es war ihm widerlich, etwas übrig zu behalten, und er vertrank daher heute sein Geld bis auf den letzten Heller.

7.

Armuth ist ein Wort, vor dem jeder honette Mann in Ohnmacht fällt. Indeß Schulden sind weit schlimmer, als Armuth. Nach einem halben Jahre hatte Leopold ziemlich bedeutende. Sie

kamen ihm sehr kurios vor. Vor noch zwei Jahren hätte er einen Schneider angespuckt, der ihn hätte setzen lassen wollen. Aber jetzt war das Ding außer Spaß. An jedem Morgen quälten ihn Mahner. Wenn er in himmlische Phantasien versunken war, erschienen die höllischen Dämonen, ihn bald beschwörden, bald stürmisch fragend: „Nun, Herr Leopold, wie steht's?"

„Der ich mich auf den Erwerb schlecht
als ein Dichter verstand."

Tief fühlte Leopold die Wahrheit der Goethischen Worte, eines Dichters, der nie Noth kannte. Auch mit Leopold hatte es noch keine, so lange der Substitut des Geldes, der Credit, lebte. Aber der Credit wurde kränker und kränker; Leopold war nicht der Mann, dem man hätte zurufen können: „Arzt, hilf dir selber!" Er war es so wenig, als Jesus Christus. Er lernte beten und in Gesangbüchern lesen; seine vorigen Phantasien von einem Zustande der Noth, wo ein Künstler ein Gott sei, wurden zerspringende Seifenblasen. Es kamen Zeiten, wo er ein halbes Leben für einen von den Louisd'ors gegeben hätte, die er in den

Gewölben der Wechsler ihn verhöhnend klimpern hörte. Nichts haben und den Klang des Geldes zu hören — es giebt für eine tugendhafte Seele keine größere Höllenqual auf Erden! Leopold, der sanguinische Mensch, wurde total melancholisch.

Eines Abends traf er den hagern, blassen Mann, dem er eines seiner Lebensjahre um den Spottpreis eines Stimmhammers geschenkt hatte. Schwarz war sehr aufgeräumt. Er sprach von der Dummheit des Publicums. Leopold bekräftigte sie und sagte ihm, daß er nur wie ein mitternächtig umgehendes Gespenst noch fortvegetire. Das freute Schwarz, und er meinte:

„Nun erst kann etwas aus Ihnen werden.“ Denn jetzt gehe die Kunst nur aus Verzweiflung hervor. Die Verzweiflung müsse aber dem Publicum Seligkeit scheinen. „Apropos,“ hob er an, „ich gab ihnen einen Stimmhammer? Hat er seinem Zwecke genügt?“

„Er sprengt alle Saiten!“ versetzte Leopold; „ich habe das Ding zum Fenster hinaus geworfen.“

„Erlauben Sie,“ fiel Schwarz ein, Leopolds Taschen sondirend. „hier ist er ja!“

„Das iſt ſonderbar," rief Leopold aus.

„Es iſt manches in der Welt ſonderbar!" fügte Schwarz hinzu. „Sie ſind ein Sebaſtian Bach, das iſt auch ſonderbar. Ich habe vor einigen Jahren Ihnen zu Gefallen mitgetrunken, und Sie müſſen jetzt mir zu Gefallen mitgehen! Scheint Ihnen das etwa auch ſonderbar?"

Leopold hatte keine Luſt. Doch Schwarz riß ihn am Arme mit ſich fort. Leopold befiel ein Schwindel; er ſah Dorners und Malwinas Schatten ihm Abſchied zunickend an der Wand.

Schwarz ſagte: „Es iſt Alles Schatten in der Welt. Sie ſind auch einer geweſen, und werden als ſolcher nun wo anders figuriren!"

Als ſie auf der Straße waren, öffnete ſich ein Loch, aus dem Feuer hervor flammte. Leopold wollte nicht mit hinunter; doch Schwarz zerrte ihn, indem er ihn bei der Gurgel packte, hinab.

„Der Teufel iſt der beſte Virtuoz!" rief er aus.

Leopold wurde am nächſten Morgen todt gefunden und bald begraben. Ein Kreuz, ganz wie ein Stimmhammer geformt, erhob ſich über ſeiner

Gruft. Alle Journäle nannten ihn einen zweiten Beethoven.

Malwina ſtarb zwei Jahre ſpäter über einer Compoſition, die ſie Leopolds Manen widmen wollte. Dorner wurde wahnſinnig. Schwarz zeigte ſich noch mehrmals in Concertſälen; man hielt ihn ſtets für den größten Violiniſten in der Welt, aber zugleich auch für nichts anderes als — den Teufel.

Eichbaum und Buche.

Eichbaum.

Was säuſelſt du, Buche, ſo bang und ſchwer,
Und wiegeſt die Aeſte all' hin und her?

Buche.

Mein ganzes Weſen iſt in Bewegung,
Es woget und wallt in ſehnender Regung.

Eichbaum.

Wohin zieht deine Sehnſucht dich?
Was regt ſich in dir? Was haſt du? Sprich!

Buche.

Süß wehet des Lindenbaums lieblichen Duft
Herüber zu mir die ſchmeichelnde Luft;
Das dringt mir ſo eigen in's innerſte Mark;
Ach, ſtänd' ich doch neben ihm dort im Park!

Eichbaum.

Mir winket die dunkele Tanne dort,
Doch geht's mir wie dir, ich kann nicht fort;
Verſagt bleibt mir, was dem Epheu gelingt,
Der ſie ſelig mit tauſend Armen umſchlingt.

Buche.

Ach, daß doch immer das Schickſal trennt,
Was für einander in Liebe brennt!

Eichbaum.

O wären wir Menſchen! Wie neid' ich ſie!
Frei gehn ſie die Pfade der Sympathie.
O wären wir Menſchen! Da eilt' ich hin
Zu meiner Tanne mit trunk'nem Sinn!
Doch wir ſind an den leidigen Boden gebannt,
Die Sehnſucht ändert nicht unſern Stand!

Buche.

Die Menſchen, Eichbaum, beneide nicht;
Auch ihnen gar oft das Liebſte gebricht.
Ein Jüngling hatte vor wenigen Stunden
In meinem Schatten ſich eingefunden,
Der in die Rind' einen Namen ſchnitt,
Als plötzlich ein Mägdlein vorüberſchritt.
„O weile, rief er, mein zweites Herz,
Meine einzige Wonne, mein einziger Schmerz!
Ach, ſtille die zehrende Glut in der Bruſt,
Und wandle die Qual mir in himmliſche Luſt!"
Doch kalt und ſtolz ging ſie vorbei,
Verlachte des Jünglings Klagegeſchrei.

Da brach er in glühende Thränen aus,
Und ſtarrt' in den weiten Himmel hinaus,
Verfluchte ſein Daſein und rang die Hände,
Und geberdete ſchier ſich, als wär' es ſein Ende.

Eichbaum.

Wohl haſt du recht, ich ſeh' es ein;
Die Tanne könnte wie's Mädchen ſein,
Und das ertrüg' ich wahrlich nie.

Buche.

Hör' einen Vorſchlag, Eichbaum! — Sieh,
Da uns die Natur zu einander geſellt,
So könnten wir, wenn es dir gefällt —

Eichbaum.

Ja, wahrlich, Gute, wir ſtimmen zuſammen;
Laß uns vergeſſen der alten Flammen!
Wir wollen liebend uns umflechten,
Und nicht mit unſerm Schickſal rechten!

Buche.

Des nächſten Guten vergißt man oft,
Wenn man auf das Ferne ſchaut und hofft.

Eichbaum.

So bleiben wir denn nun verbunden;
O Heil uns, daß wir uns gefunden!

Ich hoffe, wir wollen recht glücklich ſein
Bei Regen und Sturm, wie bei Sonnenſchein.

Rede eines Todten.

Ein Todter ſtand vom Grabe auf,
Und ſprach: „Hört meinen Lebenslauf!“

„Gar ehrlich hab' ich mich geplagt;
Kein Teufel hat nach mir gefragt.

Die Wahrheit ſagt' ich frei heraus,
Drum hatt' ich weder Gut noch Haus.

Das Beſte hab' ich ſtets gewollt,
Drum mir's am ſchlechtſten gehen ſollt'.

Ich war für ſie, ſie gegen mich;
Mir gab's am Herzen einen Stich.

Ich liebt' auch einſt — ein ſüßer Traum!
Ein ſchöner Traum! Doch Traum noch kaum!

Ich dichtete gar mancherlei,
Unſterbliches war auch dabei.

Heiß glüht' ich für mein Vaterland,
Drum hat es mich von ſich verbannt.

Der Polizei war ich ſo lieb
Als wie ein Mörder und ein Dieb.

Ich machte Schulden auch einmal;
Das iſt mir die geringſte Qual!“

Der Todte ſprach's; ein Echo mag
Es bringen zu dem jüngſten Tag!

Verſteinung.

Mich rührt nicht mehr die Allgewalt
Der ſinnbezaubernden Geſtalt;
Der Pfeil aus eines Mädchens Blick
Prallt machtlos von dem Aug' zurück.
Im Lebensmai der Liebe feind,
Mein Herz für jedes Herz verſteint,
Und mit dem fürchterlichſten Schmerz
Nur treibend fürchterlichſten Scherz,
So lach' ich auf voll Hohn und Spott,
Und weine ſchweigend nur — vor Gott.

Der Einſiedler.

Dort unten an dem Walde
Da wohnt ein alter Mann
In einer kleinen Hütte;
Ein Gärtchen iſt daran.

Sein Bart iſt weiß wie Silber,
Er trägt ein ſchwarz Gewand;
Wie freundlich du ihn grüßeſt,
Er reicht dir keine Hand.

Er tritt vor dir zurücke
Und ſieht gar ſcheu dich an;
Deß wunderten ſich Viele,
Die ihm kein Leid gethan.

Mir hat er's offenbaret,
Warum er Menſchen flieht;
Den er am meiſten liebte,
Der war's, der ihn verrieth.

Dorn und Röschen.

Motto: „Der Niedere, der Höh'res koſtete,
Iſt rettungslos verloren!“ —

Jedes der drei hohen Feſte, die wir jährlich feiern, hat ſeine eigenthümlichen Reize. Wenn uns das ſtille in Schnee begrabene Weihnachtsfeſt mit ſeinem Flimmer und funkelnden Chriſtbäumen in eine Zeit verſetzt, wo wir in eine Kammer geſperrt wurden, und wo uns das Herz klopfte, ehe der Ruf ertönte: „Nun kommt! Der heilige Chriſt iſt da!“ in eine Zeit der Unſchuld, wo unſre Wünſche beſcheiden waren, und wo die Wonne des Augenblicks den Himmel um uns verbreitete; ſo ſtimmt uns das Oſterfeſt mehr zu einem freudigen Ernſte; es erweckt in uns nicht ſowohl die Erinnerungen an die Vergangenheit, als Gedanken

an das Künftige. Das erſte Aufkeimen des Lenzes und die neuerwachende Natur werden uns ein liebliches Bild unſerer eigenen Fortdauer nach dem Tode, und wir gedenken in ſtillen Träumen einer ſchönern Welt. Das Pfingſtfeſt dagegen umſpinnt uns mit allen Reizen dieſer Erde; Wälder, Wieſen, Felder, Gärten und Bäume prangen in ihrem holdeſten Schmucke, der blaue Himmel lacht hernieder wie ein großes Auge Gottes, linde Lüfte ſpielen uns um Bruſt und Wangen, die Lerchen und Nachtigallen wetteifern von früh bis in die Nacht, uns mit ihren Liedern zu entzücken; die ganze Natur ſchimmert, blüht, duftet, tönt und lebt; dann vergeſſen wir die Vergangenheit und verlieren uns ganz in die bezaubernde Gegenwart.

Nirgends aber übt das Pfingſtfeſt ſeine magiſchen Zauber ſo, wie auf dem Lande. Zu Pfingſten ſollte kein Menſch in der Stadt ſein. Ruhend von ſeiner Arbeit ſammeln ſich da die fröhlichen Dorfbewohner unter ſchattigen Linden oder an duftigen Birkenhainen, es beginnt eine fröhliche Muſik, der Becher kreiſet, man neckt ſich, man ſcherzt, man koſet, man luſtwandelt, und vor Allem regiert, den

runden mit bunten Bändern geſchmückten Hut auf dem Haupte, der Tanz unter lautjubelnden Huldigungen des Volkes als der König des Feſtes.

Es war auch an einem Pfingſten, und zwar an dem zweiten die ländliche Luſt eröffnenden Feiertage, als ſich die Bewohner des Dorfes Blumenau, acht Muſikanten an ihrer Spitze, die Jünglinge mit Birkenzweigen an den Hüten, und die Mädchen mit Blumen und Bändern geſchmückt, bei der breitwipfligen am Ende des Dorfes vor der Schenke ſtehenden Linde verſammelten, die vielleicht ſchon mehr als hundertmal zu der Feier des Feſtes eingeladen hatte. Unter dem Baume befanden ſich mehrere Buden, wo Kuchen und Getränke verkauft wurden. Dicht daran ergötzte die Freude des Kegelns ein Kegelſchub; das Hauptvergnügen aber, der Tanz, hatte ſeinen Sitz oder Thron oben mitten unter den Aeſten der Linde ſelbſt, wo eine Treppe hinaufführte, und wo ein geräumiger Tanzboden eine ziemliche Anzahl Menſchen faßte. Dort oben angelangt ſuchten ſich die Jünglinge ihre Lieblingstänzerinnen; ein luſtiges Wirbeln und Drehen begann unter hellem Geſchmetter der Inſtrumente.

Das Vergnügen mochte schon einige Stunden gedauert haben, als drei reichgekleidete Herren erschienen. Den Landleuten fielen sie weiter nicht auf, da es nicht selten geschah, daß sich Städter unter sie mischten, und an ihren ländlichen Vergnügungen Theil nahmen. Sie sahen das, sich dadurch geehrt glaubend, recht gern, und beeiferten sich, durch Zuvorkommenheiten aller Art solchen Gästen die Stunden ihres Aufenthaltes so angenehm als möglich zu machen. Sie präsentirten ihnen fast mit etwas lästiger Zudringlichkeit Kuchen und Getränke, was die Gäste, um den Schein einer Verachtung zu vermeiden, nicht zurückweisen durften. Außerdem sorgten sie dafür, daß die Gebildetsten des Dorfes die Fremden unterhielten, und suchten ihnen die schönsten Landmädchen aus, um mit ihnen vorzutanzen.

Zweien von den Städtern wurde es auch bald recht wohl zu Muthe in der Mitte der einfachen und gemüthlichen Menschen; nur der Dritte blieb mürrisch und einsylbig, obwohl er sich sichtbar anstrengte, auch eine heitere Miene zu zeigen. Doch Verstimmung läßt sich schwer überwinden. Der

Herr von Dorn, ſo hieß er, dankte, erzwungen lächelnd, als man ihm eine hübſche Tänzerin zuführte, und ſchlich ſich von dem Tummelplatz der Luſt hinweg. Es lockte ihn ein naher Birkenhain in ſeine laubigen, duftigen Hallen; dort dachte er, wie Jean Paul einmal ſagt: „Tanzt nur und freut Euch Eures Lebens! Ihr habt heute alle einen frohen Tag, aber ich habe einen andern!“ Melancholiſch warf er ſich unter einer ſüßduftenden Birke in das Gras, an einer Stelle, von welcher aus er den in das Dorf führenden Weg überſehen konnte. In das geſchwätzige Murmeln einer aus felſigem Geſtein herabrieſelnden Quelle miſchten ſich die langgezogenen Melodieen einer nahen klagenden Nachtigall, und leiſe tönten die Klänge der allgemeinen Luſt von der Linde her zu ihm herüber. Schon oft hatte Dorn das Zuſchauen bei dem Tanze recht ſchwermüthig geſtimmt; das Vorüberwogen und der ewige Wechſel der kommenden und verſchwindenden Geſtalten war ihm immer ein rührendes Bild von der Veränderlichkeit und Vergänglichkeit aller irdiſchen Freuden; er fühlte dann ſo tief; ach, das Leben iſt nur ein flüchtiger Tanz,

ein dahinfliegender Traum, ein unaufhaltsam enteilender Strom!

Die jetzt ihm ganz nahe schlagende Nachtigall schien ihn ordentlich wie mit deutlichen Worten zu fragen: „Was fehlet dir, du Lieber, da Alles sich des Lebens freut? Welcher geheime Kummer zehrt an deiner Seele? Nach welchem unbekannten Glücke geht dein Sehnen?"

Heute vermehrte nur der Anblick der herrlichen Natur und des ihn umwallenden, grünenden, rauschenden, wogenden Frühlingsmeeres seine Verstimmung. „Diese schöne Harmonie in der ganzen neugebornen Welt, dieser selige Wohllaut der Schöpfung, dieser auf der Erde ruhende Himmel," dacht' er, „und diese Höllenqual im Innern! An ein Wesen sollst du dich ketten, das du ewig nicht lieben kannst, in ein Auge blicken, aus dem dich die Kälte hohl anstiert, eine Hand drücken, deren Gegendruck nur ein erzwungenes mechanisches Zusammenziehen der Finger ist, eine Seele aussprechen vor einem Geldhaufen, der keine Seele hat! Mit einem Worte, unglücklich werden sollst du, so unglücklich, als nur ein Mensch werden kann, der ein

für das Höhere empfängliches Herz in seinem Busen trägt!"

Seine Aeltern wünschten, daß er dem Fräulein von B.— seine Hand reichen möchte. Fräulein von B. wünschte es selbst. Sie glühte für den schönen jungen Mann. Sie hatte längst seine Annäherung erwartet, ja, sie hatte sich ihm nach Art älterer Damen sogar selbst genähert. Herr von Dorn war ausgewichen. Sie hatte ihn durch Andere zu erforschen gesucht, sie hatte alle zum Ziele führende Mittel angewandt, in denen Frauenzimmer von bereits spätsommerlichen Jahren so unerschöpflich erfinderisch sind, wo es gilt, einen Hafen zu erreichen, nach dem ihre ganze Sehnsucht strebt. Von Dorn achtete sie, er bedauerte sie, aber lieben konnte er sie nicht.

Der Mensch, und auch der geistigste, ist ein materielles Wesen. Ein Mann in seiner schönsten Blüthe und ein Weib von 38 Jahren werden selten zu einander passen. Ein Weib soll nie älter sein, als ihr Mann. Von einer gewissen Zeit an macht jedes Jahr unliebenswürdiger, häufig sogar häßlicher.

Fräulein von B. — hatte eigentlich ein vortreffliches Herz. Sie war religiös, weichmüthig, wohlthätig und äußerst zartfühlend. Aber dieses Zartgefühl hatte sich schon gewöhnt leicht in Empfindlichkeit überzugehen, in der Religion hielt sie es mit dem Mystizismus, ihre Wohlthätigkeit trug sie gern zur Schau, ihre Seelenweichheit erschien zum großen Theil als eine kranke Sentimentalität; dabei war sie launig, veränderlich, auffahrend, hitzig, und gebieterisch bis zur Tyrannei. Dazu kam noch die größte Eitelkeit. Sie hielt sich für schön. An jedem Tage kleidete sie sich fünf bis sechsmal anders. Falsche Zähne, falsche Locken und andere künstliche Ersatzmittel für den Mangel der Reize, die ihr die Natur verweigert oder das Alter geraubt hatte, hielt sie für sich von selbst verstehende Erfordernisse der Mode; mit einem Worte, sie war eine ganz feine, noble Dame, aber doch nur eine alte Jungfer. Mit ihrem Reichthume wollte sie einen Armen beglücken; sie wollte nach ihrem Herzen wählen. Darin dachte sie edel. Aber wer weiß die Quellen solches Edelmuths? Ein Reicher mag auch nicht Jede nehmen, die weiter nichts als reich ist.

Es iſt mit dem Heirathen überhaupt eine vertrackte Geſchichte. Ein genialer Menſch liebt, er liebt ewig, aber er heirathet nicht. Dorn hatte einen Anflug von Genialität. Die Adeligen hielten ihn für einen Sonderling, weil er keinen Werth auf ſeinen Adel legte. Er wollte nur einen Verdienſtadel, ſo wie ein rechter Leſer keine Namen will, ſondern etwas, was hinter dem Namen ſteckt. Ein Autor, der gar keinen Namen hat, der ihn aber faſt wahnſinnig macht, iſt ihm lieber als ein ausgemergeltes Genie. So iſt's auch in der Liebe. Kunſt und Liebe ſind überhaupt ganz dieſelbe Sache. Dorn — er ließ am liebſten ſein „von" weg — hatte — „who does not in our time?" — viel gedichtet — jetzt im Graſe liegend wurde er eine Art von Klopſtock — er dichtete trotz ſeiner Antipathie gegen den weiland großen Mann etwas auf die „unbekannte Geliebte," die ſich jedoch bald zur bekannten umwandeln ſollte. Bald? Nein! ſogleich.

Dorn — wir laſſen, da er es ſelbſt ſo haben will, ſein „von" weg — hatte ſich aus einem Vorwand auf das Gut ſeines Oheims zurückgezogen.

Es befällt ja jeden mitunter einmal eine Passion für das Landleben, zumal im Frühling. Er schützte ein Brustübel vor; der Arzt hatte gemeint, die Landluft würde wohl die beste Medicin sein; deshalb zieht ihm die Aeltern selbst zu einem längern Aufenthalt zu dem Onkel.

[redacted] einige Wochen bei demselben in dem Dorfe R. — verlebt, war auf den Rath des Arztes viel spazieren gegangen, und hatte auf diesen Wegen mehrmals ein Mädchen bemerkt, das ihm jedesmal nach ländlichem Brauche guten Morgen bot, aber dabei die Augen niederschlug, und von einem glühenderem Roth übergossen weiter ging. Dorn war idyllisch gestimmt. Er schwärmte für das Landmädchen, das ihm in einem höchst poetischen Lichte erschien, weil es wirklich schön, sehr schön war. Das Mädchen war aus Blumenau. Dorn hatte sie beobachtet, und vor einigen Tagen sogar verfolgt. Ihre äußere Erscheinung entsprach seinem Ideal von einem Frauenzimmer, und ihre Augen, diese etwas scheuen, schüchternen, aber glühenden Augen, zeigten Seele, Geist und Leben. Dorn dachte jetzt in seiner Einsamkeit viel an das

schöne Landmädchen. Zwei Universitätsfreunde besuchten ihn bei seinem Onkel. Er hatte sie absichtlich veranlaßt, mit zu dem Pfingsttanz nach Blumenau zu kommen. Er mußte deshalb auch jetzt zu ihnen zurückkehren.

Von Neuem mischte er sich in das Gewühl. Die beiden Freunde nahmen fortwährend an dem Tanze Theil. Man forderte auch ihn abermals auf; er schlug es abermals ab; als plötzlich ein Mädchen erschien, in welcher Dorn zu seiner freudigen Ueberraschung dieselbe erkannte, der er öfters auf seinen Spaziergängen begegnet war. Sie war heute festlich, aber zugleich doch einfach und geschmackvoll geputzt; die knappen Kleider zeigten deutlicher die drallen Formen und die schlanke Taille. Ihr Auge strahlte von einer verstohlnen Freude. Sie schlug es nieder, als sie Dorn erblickte, um im nächsten Moment schüchtern wieder nach ihm aufzuschauen. Ihr Gesicht war das reizendste Oval, die Wangen glichen frischerblühten Rosen, um den Mund mit den schwellenden Lippen bildeten sich bei ihrem Lächeln zwei schalkhafte Grübchen, und ihr ganzes Wesen erschien so süß-unschuldvoll, daß

Dorn bei ihrem bloßen Anblick sogleich außer sich gerieth.

Ein junger Landmann, Namens Götze, der für ihren Liebhaber galt, forderte Röschen — so hieß das Mädchen — zum Tanze auf. Dorn mißgönnte dem ordinären Burschen die Tänzerin. Erst der Tanz vertrieb die ganze angeborene Grazie Röschens. Er war ganz in sie versunken; sein Auge folgte jeder ihrer Bewegungen, jedem Zug des Mundes, und jedem ihrer Blicke, von denen so mancher heimlich zu ihm herüber zu streifen schien. Er beneidete den jungen Landmann um sein Glück, Arm in Arm mit ihr zu weilen, er beneidete ihn noch mehr um die Wonne, sie zu umschlingen, und so mit ihr umherwirbelnd die ganze Welt zu vergessen. Darüber versank er in eine schwermüthige Träumerei. Die Instrumente erklangen, es drehte sich Alles um ihn her; er sah gar nichts mehr, denn sein Blick ruhte am Boden.

Auf einmal fühlte er ein Klopfen auf seiner Schulter. Der Schulze des Dorfes stand vor ihm, das schöne Röschen an der Hand. Der neue Tanz sollte beginnen, und das vor ihm stehende

mit Purpur übergossene Mädchen war ihm zur Tänzerin erkoren.

In süßer Ueberraschung ergriff er sogleich ihren Arm. Der beginnende Walzer war lauter Melodie, lauter Innigkeit, ach, lauter Seligkeit! Der Walzer überhaupt mit seinen unaufhörlichen ewig alten und ewig neuen Kreisen umspinnt die ganzen Seelen und die ganzen Körper mit einer Zauberei, die kein Tanz weiter kennt. Man dreht sich um das eine Wesen wie der Schmetterling um die Blume, man wird eingewiegt, tiefer und tiefer eingewiegt in die Einzige, die alle Gedanken beschäftigt — es schließt sich ein Zauberzirkel, aus dem kein Entrinnen möglich ist — und wenn nun der Frühling dazu umher blüht, leuchtet und mit seinen tausendfältigen Stimmen musicirt, dann geht die ganze Welt unter, und es bleibt nur ein einziges Paar übrig.

Dorn sprach mit Röschen; was? das wußte er selbst nicht, und wir noch weniger. Jeder Leser wird einmal lieben, oder hat einmal geliebt; er schwärmt, oder er hat Erfahrung, oder, wenn Beides nicht, so hat er eine Phantasie, die sich Schönes

träumt, das Schönste, was auf der Welt existirt, und dieses Schönste kann nichts anders sein, als, das Liebste auf der Welt in den Armen zu halten, und ihm vorzustammeln: „Dich lieb' ich, und außer Dir ist mir die ganze Welt ein leeres Nichts!"

Nach dem Tanze setzte sich Dorn neben Röschen. Er wußte ihren Namen; sie rieth umher nach dem seinigen. Er war offen, und schwieg nicht lange.

„Dorn und Rose sind Mann und Frau;" sagte er, halb im Scherz. „Sie sind es von Natur. Wer will sie trennen?"

Röschen lächelte über den Einfall; aber sie wurde nachdenkend. Ihr Liebhaber Götze warf ihr furchtbare Blicke zu. Wohl sah auch Dorns Phantasie die blasse Gestalt des Fräuleins von B.— Juwelen durch die grünen Masken mischten am Tage gespenstische Erscheinungen. Aber die Beiden waren im Himmel, und der Himmel war heute auf der Erde. Dorn sagte leise Röschen Rückerts herrliches Gedicht vor:

„In den hellen Pfingſtentagen
Sah ich eine Braut im Glanz;
Keine ſchien ſo ſchön zu tragen
Jemals mir den Hochzeitskranz.

In den hellen Pfingſtentagen
Sah' ich einer Leiche zu,
Keine ſchien ſo ſchön getragen
Unter Blumen mir zur Ruh'.

In den hellen Pfingſtentagen
Soll ich ſterben oder frei'n,
Wie's dir, Himmel, will behagen;
Laß es nur um Pfingſten ſein."

Der Mond ſtieg empor. Dorn ſchied, und lispelte Röschen zu: „Morgen komm' ich wieder!"

Am dritten Feiertage war Dorn mit ſeinen beiden Freunden wieder in Blumenau. Er fand Röschen. Er tanzte mit ihr, er wechſelte manches Wort mit ihr, das Niemand belauſchte; der junge Landmann Götze ſah aus einem Winkel nach ihr wie vor den Kopf geſchlagen, und weinte verſtohlen, wo Dorns Augen von ſeliger Freude ſtrahlten. „Du armes Opfer!" dachte er im Stillen; und er hatte Recht. Wenn es keine Verhältniſſe gäbe, dann wären alle Menſchen Engel. Jede Schändlichkeit kommt von Verhältniſſen. Wohl

kein Menſch will etwas Schlechtes, aber eben die Verhältniſſe drängen ihn dazu.

Dorn tanzte mit Röschen an dem Tage nach den Feiertagen; er tanzte wieder mit ihr an dem darauf folgenden Sonntage, wo das ſogenannte „Kleinpfingſten" gefeiert wurde.

Dorn hatte ein Gewiſſen; aber was vermag das Gewiſſen gegen die Neigung? Wohl mahnte ihn eine geheime innere Warnung, als ob er unrecht daran handele, in einem harmloſen Weſen eine Flamme zu entzünden, die einmal die zerſtörendſte Wirkung äußern könnte; und doch fühlte er ſich fortgeriſſen von einer nicht nach der Stimme der Vernunft fragenden Leidenſchaft. Er galt ſchon für den Bräutigam des Fräuleins von B. — Doch das war ihm jetzt Alles gleich; er fand auf der einen Seite Adel und Reichthum, und auf der andern Jugend, Schönheit und glühende Neigung; und er dachte, der Jüngling, der da ſchwanken könne, ſei ein elender Kerl.

Röschen war am letzten Abende der Tanzvergnügungen ſehr in ſich gekehrt. Er forſchte nach der Urſache ihres Nachdenkens. Sie ſagte ihm faſt

kein Wort auf seine Fragen. Er ahnete, was auf ihrem Herzen lastete. Auf einmal war sie verschwunden. Er eilte sogleich nach und fand sie allein in dem Gehölze an derselben Stelle, wo er in melancholischer Stimmung am zweiten Feiertage die Nachtigall belauscht hatte. Schnell verbarg er sich hinter ein Gebüsch. Da hörte er denn, wie sie in der Einsamkeit in die Worte ausbrach:

„So seid ihr denn nun dahin, ihr schönen Tage? So bin ich nun auch von Dir getrennt, den ich ewig liebe? Ach, ich werde täglich, stündlich an Dich denken! Hätte ich Dich doch lieber nie gesehen! Es giebt nur ein Glück für mich! Es liegt in Deiner Hand! Fern von Dir werd' ich unaussprechlich elend sein! Ach, Dorn, ewig geliebter Dorn, wüßtest Du doch, was ich für Dich empfinde!“

Es war Dorn unmöglich, sich länger zurückzuhalten; im Momente stürzte er aus dem Gebüsche hervor und lag an der Brust des bestürzten Mädchens.

„Nie scheid' ich von Dir, nie, nie!“ rief er aus, und bedeckte Röschens vollschwellende Lip-

ten mit brennenden Küssen. „Keine Macht der Erde soll uns trennen," fuhr er fort; „ich bin Dein, ganz Dein, und Du bist mein, Röschen, ganz mein, bist mein für diese Welt und für die andere!"

Röschen war außer sich. Sie zitterte, sie glühte, sie weinte; Freude, Ueberraschung, Schmerz und höchste Wonne versetzten das Mädchen in einen süßen Tumult. Ihr verschwand Himmel und Erde. Dorn preßte sie fester an sich. Sie starb in seinen Küssen hin. Es wurde später und später. Die Glocke schlug neun, und die Liebenden hörten sie nicht, die Glocke schlug zehn, und die Liebenden hörten sie nicht. Die nahe Philomele verströmte ihre süßesten Melodien. Die ganze Welt athmete Sehnsucht und Liebe. Dorn schwärmte über den Frühling und über den vollen Mond; Röschen schwärmte mit; die zwei für einander geschaffenen Wesen waren ganz ein Gefühl und eine Seele; ernst warnend lugten Röschen aus den Gebüschen die düsteren Gesichter ihrer Aeltern und ihres Liebhabers Götze an; doch ein Mädchen, das einen Gegenstand für sein Herz findet, kennt

außer diesem nichts weiter; kurz Röschen vergaß Alles außer Dorn, und Dorn vergaß Alles außer Röschen, und so ging das selige Paar in dem Strome der süßen Lethe unter.

Nicht immer ist mit einem niederen Stande eine niedere Gesinnung verbunden. Es giebt in jedem Dorfe Menschen, die eine Ahnung von etwas Höherem haben. Die göttliche Natur des Menschen findet sich auch in der strohbedeckten Hütte, dagegen man sie oft in dem marmornen Palaste vergebens sucht. Es giebt Menschenthiere oder Thiermenschen, die mit Gold und Edelsteinen bedeckt sind; es giebt aber auch Engel, die Lumpen tragen. Das scheint oder klingt sehr paradox, aber es ist so.

Auf Röschen hatte Dorn einen mächtigen, tiefen Eindruck gemacht. Aber der Mensch aus niederm Stande, der etwas Höheres kennen lernt, ist verloren. Röschen trug auch die Ahnung von einem Unglücke in tiefster Brust, doch eben dieses Unglück war ja ihre höchste Seligkeit. Sie wollte nicht an Dorn denken; aber seine Gestalt, sein

liebenswürdiges Bild, sein ganzes Wesen schwebte ihr in jedem Augenblicke vor; bei ihrer häuslichen Arbeit sank ihr die zur Thätigkeit gewöhnte Hand, und sie brütete hin in melancholischen Träumen. Ihr Liebhaber Götze, ein guter hölzerner Mensch, erschien ihr trocken und langweilig; sie bedauerte seine redlichen Bemühungen; doch wenn sie verglich, so kam er gegen Dorn gar nicht in Betrachtung; und doch erschien es ihr als Wahnsinn, an Dorn ernstlich zu denken. Aber gewöhnlich siegt der Wahnsinn im menschlichen Leben über den Verstand. Die Menschen sollten eigentlich alle in ein Irrenhaus eingesperrt sein. Dorn hatte ihr so Vieles zugeflüstert, was sie sich tausendmal wiederholte; er hatte bei ihr jede zarte Saite berührt, die vollтönend wiederklang, er hatte das Mädchen so ganz in den Kreis seiner idealen Empfindungen emporgehoben, daß ihr alles Alltägliche nicht mehr behagen wollte. Götze war ein bloßer Körper; er war ein Körper, der ein Haus und etwas Geld hatte. Der Körper gilt zwar bei vielen Frauenzimmern das Meiste; aber Röschen dachte eben nicht wie die Meisten. Sie war an

Stand ein Bauermädchen, an Gesinnung aber eine Fürstin. Mit einem Worte, Röschen hatte Geist. Der Geist fehlt Manchen, vielleicht den Meisten, die Hunderttausende besitzen. Röschen, die bei dem Pfarrer noch fortwährend mit dessen Töchtern Lehrstunden in der Religion, deutschen Sprache, Geschichte und Geographie, und bei der Pfarrerin Anweisung in weiblichen Arbeiten hatte, fühlte sich von jeher nicht für den einfachen, ungebildeten Götze geschaffen. Es gab in dem ganzen Dorfe keinen Mann, der ihren stillen Wünschen genügt hätte. Sie fühlte sich Allen an Geist überlegen; sie sah, es verstand sie Niemand von Allen, die um sie waren. Der Umgang mit Dorn eröffnete ihr eine neue Welt.

Dorn hatte ihr viel von den Genüssen der Stadt erzählt. Das regte ihre Phantasie auf. Sie malte sich die Stadt mit ihren geistigeren Vergnügungen als einen Himmel, und wußte nicht, daß sie auch eine Hölle sein könne. Wie, wenn Dorn vielleicht erschienen war, um sie in das Feenreich einzuführen, das so lockend vor ihrer Seele stand? Wie, wenn sie aus seiner Hand

jenes Glück empfangen sollte, das er ihr mit so zauberischen Farben vorgemalt hatte?

Wie leicht überläßt sich ein mit der Welt bekanntes Mädchen solchen Träumen, um wie viel mehr ein mit ihr so unbekanntes als Röschen! Wie gern überredet sie sich das, was sie wünscht, und wenn es auch an das Unmögliche grenzte! Wie leicht wird ihr die zweifelhafte Aussicht zur zuverlässigen Hoffnung! O hätte Röschen alle Gedanken dieser Art in ihrem ersten Aufkeimen unterdrückt, hätte sie doch nie einen Blick über die stille beschränkte Sphäre hinaus gethan, für die ihr Schicksal sie bestimmt hatte!

Ihre häuslichen Geschäfte wollten ihr in den ersten Tagen nicht von der Hand gehen; immer vergegenwärtigte ihr ihre Phantasie die Scenen auf der Linde, sie hörte die frohe Musik im Echo wiederklingen, sie fühlte sich von Dorn's Arm umschlungen, sie sah sich mit ihm allein an der Stelle des Hains, wo er sie überraschte; sie sprach mit dem Abwesenden, sie tanzte mit ihm in der Erinnerung; genug, sie hatte ihn im Sinne von früh

bis in die Nacht. Götze suchte sie mehrmals auf. Er fand sie verschlossen und geheimnißvoll. Sie ließ es ihn fühlen, daß er ihr nicht mehr genügte. Seine einfachen, herzlichen Worte erschienen ihr trocken und gewöhnlich; seine Bewerbungen wurden ihr lästig. Sie antwortete ihm kurz, sie zeigte sich überhaupt einsylbig, kühl, ja fast kalt, und in einem Grade kalt, der Götze bestimmte, sich von ihr zurückzuziehen.

Mit Dorn hatte sie natürlich Stunden und Orte des Wiedersehens verabredet. In bangen Stimmungen sah sie einen Abgrund vor sich; ihr schwindelte; aber eben der Schwindelnde hat keine Macht mehr über sich selbst; eine dämonische Gewalt zieht ihn unwiderstehlich in die Tiefe. Röschen war gegen Dorn ganz Vertrauen, ganz Hingebung, ganz flammende Empfindung. Ein liebendes Mädchen soll sich ihrem Liebhaber ohne Rücksicht weihen, sie soll sich ihm opfern, sie soll ihr ganzes Lebensglück in seine Hände legen. Wenn sie das nicht kann und wenn sie das nicht thut, so liebt sie nicht. So dachte Röschen. Aber die Männer erkennen nicht immer, ja, sie erkennen

sogar nur sehr selten den Werth einer solchen Aufopferung. Ein Argwohn flüsterte ihr zwar zuweilen zu, daß sie Dorn doch nur täuschen wolle. Aber wenn sie dann Dorn wieder sah, wenn sie ihn sprach, wenn sie seine brennenden Küsse fühlte, so baute sie wieder felsenfest auf sein ewiges Gefühl. Ach, ein einziger Kuß ist ja einem Mädchen beinah noch mehr als ein Schwur!

Dorn, für seine Person war nicht gewissenlos. Er sah es ein, daß er hier ein gutes, harmloses Wesen vielleicht ganz unglücklich machen könne, er schaute in einzelnen kälteren Augenblicken mit bangen Blicken in die Zukunft. Doch die Leidenschaft ist die Göttin der Gegenwart. Wenn er Röschen sah, so empfand er wieder, daß der Mensch eigentlich nichts habe, als den Moment, und daß ein fehlendes Herz, welches den Moment nicht erfasse, ewig ein Bettler bleibe. Je mehr sich das Fräulein von B. — um ihn bemüht hatte, desto mächtiger fühlte er sich von ihr abgestoßen. Wo sich Absicht blicken läßt, schwindet gewöhnlich das reine schöne Gefühl. Absicht verfehlt gerade immer die Absicht. Tausend Frauenzimmer werden das

unterschreiben müssen, und besonders Frauenzimmer wie das Fräulein von B. —

„Du bist eine Zeitlang glücklich," dachte Dorn, „und das Mädchen ist es auch. Vielleicht sind wir es auch beide auf ewig. Der Wunsch und ein fester Wille haben eine mächtige Kraft. Was man nur recht ernstlich wünscht, das kann man auch zur Wirklichkeit gestalten."

Und so schlürfte denn Dorn aus dem Becher der beseligenden Gegenwart in vollen Zügen den berauschenden Trank, der ihm kein kälteres Nachdenken mehr gestattete. Anfangs besiegte er seine stürmischere Leidenschaft; das Mädchen war ihm heilig. Aber aus einer himmlischen Madonna wird nur zu leicht eine Venus. Die Schönheit ist zugleich das Geistigste und das Körperlichste in der Welt. Das Ideal für sich allein ist ein glühend Liebender ohne Geliebte; es muß um so gewisser in der realen Welt untergehen, je höher es gediehen ist.

Es war an einem himmlischen Sommerabende, wo sich kein Lüftchen regte und der volle Mond frei und wolkenlos vom blauen tiefdunkeln Himmel

niederlächelte, als Dorn sich aus dem Hause des Onkels weggestohlen hatte, und in der Nähe von Blumenau auf Röschen wartete. Jede Secunde wurde ihm zu lang. Endlich erschien sie. Er begrüßte sie mit einer ungestümen Umarmung. „Mein, mein auf ewig!“ rief er ihr zu. „Ich lasse nicht von Dir! Ich könnte und würde ohne Dich nie glücklich sein, liebes Röschen,“ fuhr er fort, sie in seine Arme schließend und mit glühenden Küssen bestürmend. „Was kümmert mich die Meinung der Welt? Ich suche das Glück, und ich finde es in Dir! Entweder Du wirst meine Gattin, oder ich bleibe ewig unvermählt!“

Auf welches liebende Mädchen machen solche Worte wohl keinen Eindruck! Röschen war außer sich; sie weinte vor Entzücken, wo sie vor Jammer hätte weinen sollen. Die Liebenden umarmten sich inniger als je; ihre Küsse waren von heute an die Unterpfänder einer ewigen Liebe — es verschwanden vor ihnen alle Verhältnisse der Welt. Dorn streichelte ihr Haar und löfete es auf, bis es in Wogen über ihren üppigen Nacken niederwallte; er öffnete mit kecker Hand das knappe

Mieder, aus dem zwei Marmorhügel hervordrangen, wie ſie der Mond nie ſchöner geſchaut hatte. Er wühlte wie wahnſinnig in ihren Locken, er legte ſein träumendes Haupt auf die elaſtiſchen Brüſte, die es von innerer Gluth gedrängt unruhig auf- und niederhoben, und verſank von dieſen Wellen gewiegt in ein bodenloſes Meer von Seligkeit. Seelenvereinigung! Körpervereinigung! In ſolcher Stimmung folgt Beides wie Blitz auf Blitz, denn die Leidenſchaft iſt ein Gewitter, und der Menſch iſt Menſch. Dorn und Röschen erwachten aus dem ſüßeſten Traume, den ſie je geträumt hatten.

Einige Tage ſpäter brach das Nervenfieber in dem Dorfe aus. Röschens Mutter wurde von der heftigen Epidemie dahingerafft. An dem Tage nach ihrem Begräbniſſe erkrankte auch der Vater. Röschen ſchwebte in der furchtbarſten Angſt. Tag und Nacht wachte ſie bei dem Vater; es ſchien ihr ein Verbrechen, ihn zu verlaſſen, und doch that ſie es einigemal, um Dorn zu ſehen. Auch Götze nahm innig an ihrem Schickſale Theil und beſuchte ihren kranken Vater täglich. Dieſer ſagte,

er würde ruhiger ſterben, wenn er ſie Beide verbunden wüßte. Doch Röschen machte Ausflüchte, und eilte Abends zu ihrem geliebten Dorn.

Dorn's Name erfüllte ſie mit trüben Ahnungen. „Wenn er nur nicht ſtatt eines Dorns, der die Roſe beſchützt, ein Dorn wird, der dein Herz zerſticht!“ ſo dachte ſie. Doch Dorn wußte ſie zu beruhigen, zu tröſten und zu erheitern, wenn nur eine Beſorgniß dieſer Art über ihre Lippen ging. An einem Abende war der Vater ganz gefährlich krank. Doch die Stunde ſchlug, wo Dorn ihrer wartete. Sie eilte hinaus. Als ſie zurückkam, war der Vater todt.

In dem verödeten Hauſe durchlebte ſie eine fürchterliche Nacht. Auf ihr Bitten blieb die Leichenfrau bei ihr. Gegen zwölf Uhr legte ſie ſich, von dem Wachen der vorigen Tage und von Mattigkeit überwältigt nieder. Trotz aller Müdigkeit konnte ſie aber nicht einſchlafen. Die Gedanken an ihre verſtorbenen Aeltern und an Dorn und Götze erfüllten ihre Einbildungskraft mit den beunruhigendſten Vorſtellungen. Alles war ſtill um ſie her; doch in ihrer Seele tobte der heftigſte Sturm.

Auf einmal kam es ihr vor, als ob ein eigner heller Schein ihre Schlafkammer erfülle. Es war jedoch eine bloße Täuschung. Darauf träumte ihr von dem Pfingsttanze. Jetzt wurde sie durch ein Geräusch geweckt. Sie fuhr empor. Da sah sie Vater und Mutter an ihrem Bette stehen, weiß angethan mit Sterbekleidern. Beide warnten sie vor Dorn. Sie wollte fragen, aber im Nu verschwanden die geisterhaften Schatten. Die bei ihr wachende Frau hatte nichts von den Erscheinungen gesehen.

Nach der Beerdigung des Vaters zog auf ihre Bitten ein alter Oheim in ihr Haus, um die verlassene, völlig vereinsamte Waise zu beschützen. Es machte Röschen nicht wenigen Kummer, daß Dorn jetzt immer seltener und seltener erschien, und noch mehr erschrak sie, als sie eines Tages hörte, daß nun seine baldige Vermählung mit dem Fräulein von B. — sicher entschieden sei.

Sie fragte ihn darüber; er wich kurz, einsylbig, und, wie es schien, verlegen aus; sie beschwor ihn, ihr die Wahrheit zu entdecken; er wollte sie beruhigen; aber der Ton, in dem er sprach, athmete

eine Lauheit, ja fast eine Kälte, die sie nur noch unruhiger machte. Jetzt beschloß sie, so bald als möglich seinen Plan von Grund aus zu erforschen.

An einem schönen Sommerabende ging sie hinaus vor das Dorf an die Stelle, wo sie ihn so oft getroffen hatte. Er ließ lange auf sich warten. Es bemächtigte sich ihrer eine tiefe Melancholie. Sie sah empor nach den ewigen Sternen, und rief aus: „Kann euer Schimmer lügen? Und kann Dorn lügen! O ihr schönen Sterne meiner Liebe, dort oben schimmert ihr noch hell und klar, und waret hundertmal die stummen Zeugen meiner Seligkeit; aber hier unten seh' ich euch umwölkt, und vielleicht bald verlöscht ihr ganz!"

Ein Strom von Thränen brach ihr aus den Augen, als endlich Dorn erschien. Röschen zeigte ihm den Mond, vor dem eine große schwarze Wolke lagerte; sie erzählte ihm, wie sie heute die Gräber ihrer Eltern besucht habe, und vor Schmerz fast vergangen sei. Dorn aber war auch heute wieder so schweigsam und gleichgiltig, daß sie bald vor Verdruß nichts mehr sprechen konnte. Sie trennten sich ohne Abschied. Als sie etwa zwanzig

Schritte auseinander waren, blieb jedes von ihnen noch einmal einen Augenblick ſtehen; doch Keines kehrte um.

Am nächſten Abende wartete Röschen eine Stunde auf Dorn; er erſchien nicht; ſie wartete noch eine Stunde, er erſchien nicht. So vergingen acht, ja vierzehn Tage, es vergingen Wochen; Röschen ſah und hörte von Dorn nichts mehr.

Eine Zeit lang wähnte ſie, er ſei krank geworden. Doch dann gab ſie ärgeren Gedanken Raum. Endlich blieb ihr faſt nichts übrig, als anzunehmen, daß Dorn ſie verlaſſen und vergeſſen habe. Ihre Vermuthung wurde bald zur fürchterlichen Gewißheit; denn in den nächſten Tagen feierte Dorn ſeine Vermählung mit dem Fräulein von B. —

Es war für ſie ein Donnerſchlag. Nun ſah ſie ihres Schmerzes kein Ende. Tage lang floſſen ihre Thränen, und durch ganze Nächte tönten ihre Seufzer.

Götze fragte ſie theilnehmend nach ihrem Kummer. Sie ſtellte ſich gegen ihn ganz heiter, aber dieſe Heiterkeit glich dem letzten Aufflackern eines

Lichtes. Götze, der tiefer blickte, redete ihr in's Gewiſſen.

Da brach ſie mit Thränen in die Worte aus: „Ich bin Deiner Theilnahme unwürdig! Ich weiß, Du haſt mich geliebt!“ —

„Ich liebe Dich noch,“ fiel ihr Götze ins Wort, „und wahrhaftig ſo herzlich und wahr, als Dich nur irgend Jemand lieben kann! Ich habe Dir nie gezürnt, mein gutes Röschen; ich habe Dich ſtets nur bedauert. Hier iſt meine Hand! Schlag ein! Sei glücklich mit mir, wie ich es gewiß mit Dir ſein werde!“

Und Röschen ſchlug ein. Aber ſie hatte ſich zu viel zugemuthet. Sie wollte Dorn vergeſſen, und konnte ihn doch nicht aus ihrem Geiſte verbannen. Der Pfingſttanz umtönte ſie mit ſeinen ewigen Echo's. In jedem Augenblicke ſehnte ſie ſich nach Dorn, ſie verzehrte ſich in tiefem Gram, das Leben hatte für ſie keine Reize mehr. Sorgſam verbarg ſie dieſe Empfindungen in der Tiefe ihrer Bruſt; aber ihre täglich mehr erlöſchenden Wangen, ihr ſtilles Weſen und ihre Scheu vor allen Menſchen verriethen deutlich ihre innere Zer-

rüttung. Täglich ging ſie an die Gräber ihrer Aeltern. Mehrmals riß ſie Götze mit Gewalt von dort hinweg. Doch, wenn er ſie von dem Gottesacker weggeführt hatte, dann ſtarrte ſie ſtillbrütend vor ſich nieder und ſchien nichts von der ganzen Welt zu ſehen. „Ich werde bald ſehr glücklich ſein!“ ſtammelte ſie mit einem ſeltſamen geiſterhaften Blicke und ſah nach oben. Aus der Fülle ihres Schmerzes entwickelte ſich bald der völlige Wahnſinn. Vor dem Hauſe auf der Bank ſitzend ſtarrte ſie gleichgiltig in die Welt hinaus. Wenn ihr Jemand nahte, ſo ſprach ſie von ihren Aeltern, von Dorn und von Götze wirres Zeug durcheinander. Alle Einwohner des Ortes bedauerten die ſchönſte ſichtbar dahin welkende Blume des Dorfes. Götze wandte ſich an den geſchickteſten Arzt der nächſten Stadt; aber alle ſeine Bemühungen blieben fruchtlos. Es giebt Krankheiten, die kein Arzt zu heilen vermag; für die Verzweiflung hat man noch kein specificum. Und ſo verzehrte ſich Röschens Lebenskraft zuſehends, bis ſie eines Tages auf der ſteinernen Bank vor dem Hauſe da ſaß regungslos und — todt.

Es war an einem düsteren Septemberabend, als man sie neben ihren Aeltern bestattete. Fast das ganze Dorf hatte sich zu ihrem Leichenbegängnisse eingefunden; Alles weinte um die Unglückliche, die das Opfer einer unbesonnenen Leidenschaft geworden war. Der Pfarrer hielt eine sehr erbauliche und ergreifende Rede. Als nun der Sarg an den Seilen hinunterschnurrte und dumpf unten an dem Boden anstieß, da ertönte ein roher unarticulirter Schrei. Alle sahen sich um. Da erblickte man einen blassen in einen Mantel gehüllten Jüngling. Man wollte ihn kennen, und für Dorn halten. War er es, so hatte er sich sehr verändert. Doch man täuschte sich nicht. Es war wirklich der unglückliche Gatte des Fräuleins von B. — Er wollte Röschen, von deren Tode er gehört, noch einmal sehen.

Am Dorfe angelangt, war er auf dem Kirchhofe, über den ihn sein Weg führte, dem Leichenzuge begegnet, hatte des Pfarrers Rede gehört, hatte, sein Gesicht verhüllend, den Wehelaut ausgestoßen, und wankte jetzt abseits wie ein lebendiges Gespenst von dem Kirchhofe hinweg. Wohl Niemand aus

dem Dorfe hat ihm einen Segenswunſch nachgeſendet.

Dorn wurde in ſeinem Leben nie glücklich. Die Verbindung mit dem Fräulein von B. —, zu der er ſich gezwungen, wurde ihm zur Qual; er blieb kinderlos, und ein hoher Poſten, den er nachher im Staate einnahm, vermochte ihn keineswegs für den gänzlichen Mangel häuslicher Freuden zu entſchädigen.

Skelette.

(Ein lyriſches Phantaſieſtück.)

Wer geht ſo ſcheu die Straß' entlang,
Geſenkten Haupt's, mit blaſſer Wang'?
Er geht? Ein Wanken iſt ſein Gehn,
Bald ſcheint's, als wollt' er ſtille ſtehn,
Bald ſchreitet er mit Ungeſtüm,
Als wär' ein Dämon hinter ihm.
Kein Menſch hat ihm ein Leid gethan,
Doch ſieht er keinen Menſchen an;
Ob's Freund, ob's Feind, ob's Fremder ſei,
Es iſt ihm Alles einerlei;
Ob Mann, ob Weib, ihn kümmert's nicht;
Ein holdes Mädchenangeſicht
Es trifft ihn wohl noch manches Mal
In ſeiner Nacht wie Blitzesſtrahl,
Doch ſchnell wie Blitz vorüberzieht,
Der Eindruck aus der Seele flieht.

Er ſchleicht dahin an Wand und Haus,
Und irrt in Wald und Feld hinaus;
Da wird es ihm, er weiß nicht, wie;
Bald ſtürzt er nieder auf die Kniee,
Bald hebt, von innerm Sturm' durchbrauſ't,
Zum Himmel er empor die Fauſt,
Er betet, weinet, flucht und lacht,
Und ſieht im Tag' die tiefſte Nacht.

Wer iſt's, der von der ganzen Welt
So trotzig ſich hinweggeſtellt,
Der jeder Erdenfreude flucht,
Und nur die Pein der Hölle ſucht?
Wer iſt der tolle Luſtverſäumer?
's iſt Raimond, der verirrte Träumer!

Ach, könntet ihr den Mann belauſchen!
Wohl Keiner möchte mit ihm tauſchen!
Er trägt den Himmel in dem Herzen,
Doch iſt's ein Himmel nur der Schmerzen,
Ein Himmel, deſſen heller Schein
Verzehrend flammt in's Herz hinein,
Ein Himmel, der an grauſer Qual
Beſiegt die Hölle tauſendmal;

Daß er dem Göttlichen ergeben,
Das macht zu einem Tod ſein Leben,
Und daß er weiter fühlt und blickt
Als And're, von der Welt umſtrickt,
Daß er ein Herz noch hat, wo Stein
Das Ding, das Herz heißt, ſollte ſein,
Daß er an Etwas glaubt, erhaben
Ob Allem, was die Andern haben,
Was fern ihm ewig — das zerreißt
Ihn in Fragmente — das verwaiſ't
Den Unglückſeligen an Glück,
Und jagt ihn in ſich ſelbſt zurück.

Auch ihm war einſt das Glück gewogen,
Ihn trugen ſchmeichelnd hin die Wogen
An ein Geſtad — kein Zauberpinſel
In Meiſters Händen malt die Inſel,
An deren Luſtgeſtaden froh
Ein einmal blüh'nder Lenz ihm floh,
Ach, kurz nur, aber ſchön! Da ſah
Das Auge jedes Ferne nah,
Als könnt' er's greifen mit der Hand;
Da ſchreckte keines Abgrund's Rand

Ihn, wenn er mit beſchwingtem Tritt
Durch Paradieſesauen ſchritt.
Da war die reine Himmelsſonne
Ihm Wiederſchein der Herzenswonne,
Da rauſchten ihm die Bäume Ruh
Und Seligkeit die Saaten zu.
Die ganze Schöpfung lag in Luſt,
Ein Kind an ſeiner warmen Bruſt,
Die zitterte zu Gott empor,
Und ſandte manchen Laut hervor,
Der Wort kaum war, der mehr Gefühl,
Ton für das innere Gewühl,
Sich unter Thränen aufwärts rang,
Und wußte, daß zu Gott er drang,
Der in dem Buſen ihn gebar,
Und deſſen Echo nur er war.

O Liebeslenz, wer dich vergißt,
Der Menſch auch ſchon geſtorben iſt!

Auch Raimonds Bruſt war einſt ein Quell,
Drin Liebeswell' an Liebeswell'
Sich drängte — heiße Feuersgluth,
Die wogend in gewalt'ger Fluth

Für eine ganze Menſchheit brannte,
Die Jeden Freund und Bruder nannte.
Am Arm, der ſeinen Arm umfangen,
Da konnt' er wie der Weinſtock hangen
Am Ulmenbaum, und ihn umreben
Mit tauſend zarten Seelenleben.

Vor Allen liebt' er ein Idol,
Dem längſt ſein ewig Lebewohl
Erklang. — Sie war des Veilchens Bild,
So ſanft, ſo hold, ſo lieb und mild,
Und wie die Nachtigall die Roſ',
So liebte ſie ihn grenzenlos.
Doch nimmer that der ſcheue Mund
Die ſchweigende Empfindung kund.
Er ſchwieg — ſie ſchwieg. Ihr fragt, warum?
Oft iſt die tiefſte Liebe ſtumm!
Die Augen ſprachen wohl hinüber,
Die Augen ſprachen wohl herüber,
Es einte wohl der ſüße Traum
Sie durch den nahen, fernen Raum;
Sie waren Eins — und doch getrennt,
Sich unbekannt, und Niemand kennt

Sich näher doch, als ſie ſich kannten,
Umſchlungen von den ew'gen Banden,
Die brachen, weil — weil Ew'ges eben
Nicht leben kann in dieſem Leben.

„Fort, fort, Erinn'rung! Aus dem Sinn!
Nicht, was ich war, nur, was ich bin,
Das gilt mir jetzt!" ruft Raimond aus;
„Vergang'ne Luſt iſt mir ein Graus
In dieſer Oede, dieſer Nacht,
Die mein entſchwund'nes Glück verlacht!
'ſ war herrlich, göttlich! Ach, wie todt
Iſt jedes glüh'nde Lebensroth
Der ird'ſchen Sprache für die Farben,
Die hier in Grau und Schwarz verſtarben;
Kein Bild, kein Ton, kein Wort iſt da,
Das zeichnete, was Julia,
Der einz'ge Laut, zuſammenfaßt!
Der Laut — ein Körper war's, ein Gaſt,
Fremd dieſer niedern Erde ſcheinend,
Die Himmel all' in ſich vereinend;
Ein Geiſt war's in dem Körper — wie,
Wortarmer Stott'rer, nenn' ich ſie?

Geiſtkörper? Körpergeiſt? Geklimper
Iſt jedes Wort für ſie — Geſtümper
Des Malers, der vor'm Bilde ſteht,
Vor'm Urbild, und in Angſt vergeht,
Daß er's nicht faſſen kann, daß Alles
Nur Wiederhall des Wiederhalles,
Was er erſchafft, das Echo, Spiegel
Ihn übertrifft, daß Kett' und Riegel
Ihn bannen von der Himmel Thor,
In die ſein Geiſt ſich ganz verlor."

Dort ſteht Raimond und ſtarrt hinab
In ſeines Glückes off'nes Grab,
D'rin alles Hohe, Schöne ruht,
Was er umfaßt mit heißer Gluth.

Nacht iſt's — von einem nahen Thurm
Schlägt's Zwölf — es tobt, es raſ't der Sturm,
Als kläng' zum Weltenuntergang'
Sein tauſendtön'ger Chorgeſang.
Das Mondlicht jagt, ein Flammenpfeil,
An Wolken hin in wilder Eil';
Bald ſchwindet's, und bald blickt es wieder
Wie eine Todtenfackel nieder,

Heruntersheinend auf die Welt,
Die vor des Herbstes Hauch zerfällt,
Zerfällt mit ihren Blumen all,
Mit ihrem holden Liederschall,
Mit ihrem Wald- und Wiesengrün;
Des Himmelsgartens schönste Rose
Verwandelt sich zur Herbstzeitlose.
„Sink hin, du Riesenblume, du,"
Ruft Raimond, „sink in deine Ruh!
In deinen Sarg legst du dich weiß,
Und schlummerst süß und schlummerst leis,
Bis du erwachest, froh erschreckt,
Wenn dich die Philomele weckt!"

Viel dunkler ist des Geistes Gruft,
Wenn sich ein fauler Moderduft
Durch alles inn're Leben zieht,
Und ein Gedanke den Gedanken
In grausen Durcheinanderwanken
Wie ein Gespenst das andre flieht;
Wenn Alles innen todt, — wenn Leichen
An Leichen aus den Tiefen steigen,
Und höhnend nahn, und dir mit bleichen

Geſichtern eiſ'ge Hände reichen!
Da iſt nicht Ruh, — da hat das Toben
Der Qual, ein Rieſe, ſich erhoben;
Da gibt's ein Oſtern, wo das Todte
Wohl auch aufſteht, doch wo's ein Bote
Erſcheint, der lauter Grabeskühl
Und Eis verhaucht, wo dumpf und ſchwül
Die Luft umher, wo doppelt nur
Todt ſcheint die ausgeſtorb'ne Flur!"

Raimond verſtummt — der Nachtorkan
Weht ihn mit kalten Flügeln an,
Die Blätter raſcheln ihm um's Haupt
Von Bäumen, die der Sturm entlaubt.
Er ſtarrt in ſeines Geiſtes Grab,
Als wollt er ganz ſich ſehn'n hinab.

Skelette ſteigen ihm empor,
Und tanzen rings im grauſen Chor;
Sie ſingen ihm ein Lied gar wild,
Und jeder Ton iſt ihm ein Bild,
Das Feindes Lanzen auf ihn zückt,
Und ſeines Geiſtes Uhr verrückt

In Zeiten, wo im Flug' geeilt
Der Zeiger, der jetzt laſtend weilt.

Das erſte Skelett, das iſt der Ruhm,
Der ſpricht von einem Heiligthum,
Das ihm verſchloſſen blieb — doch nein,
Er drang in's Heiligthum hinein,
Und ſah, von gold'nem Strahl' umwallt,
Der Göttin leuchtende Geſtalt,
Die hielt, verklärt von Himmelsglanz
In Händen einen Lorbeerkranz;
Hold winkte ſie — doch, als er nahte,
Traf er auf Klippen am Geſtade
Und ſcheiterte! — Das Bild ward Zwerg,
Und Hügel ward des Ruhmes Berg,
Grabhügel ward er, öd' und kahl,
Und ringsum thürmte ſich die Zahl
Von tauſend ſtrebenden Naturen,
Die all', des höchſten Dranges Huren,
Verhungerten, ward Berg von Aas,
D'rauf König Tod hohnlachend ſaß,
Und grauſig ſchwebt' ob ſeinem Throne
Als Todtenkranz die Lorbeerkrone,

Unheimlich flüſternd in dem Winde,
Der leiſ' entblättert' ihr Gewinde.

Was biſt du Ruhm? Wo liegt dein Ziel?
Ein Spieler biſt du, der ſein Spiel
Fortſpielt, ein immer gröſs'rer Thor,
So oft ein neuer Wurf verlor!
Hoffſt bei des Lämpchens letztem Funken
Noch Sonne? — biſt von Zukunft trunken,
Wo dein die Tig'rin Gegenwart
Mit aufgeſperrtem Rachen harrt?
Du jagſt nach einem Götterglück,
Doch Armuth, Elend, Mißgeſchick
Klebt d'ran — Schweiß, Unruh, Wahnſinn, Blut,
Herzblut erkauft das Bettlergut,
Das Thränengut, das dich auf Erden
Läßt nimmer froh und glücklich werden!
Scharfrichter haben Hof und Haus,
Der Wucherer, ein Menſchenſchinder,
Ruht Abends in dem Garten aus;
Der Ruhm keucht ohne Weib und Kinder
Allein dahin durch Wüſt' und Sand,
Er hat nicht eine Hand breit Land

Von all' der Erde weiten Au'n,
Sich eine Staude Kohl zu bau'n.
Die Dummheit ſtarrt von Gold' und Seid',
Genie geht in zerlumptem Kleid'.

O Ruhm, du Höllenbild, hinab,
Hinab auf ewig in dein Grab!

Das zweite Skelett — wie nenn' ich's doch?
Ach, kaum der Name lebt mir noch!
Einſt nannt' ich's Freundſchaft! — O wie weit
Liegt jenes gold'nen Traumes Zeit,
Wo der zerbrochnen Scherbe Klang
Mir wie Harmonica-Accorde
Durch alle Seelentiefen drang,
Und wo ich weinte bei dem Worte,
Das da ſtand in des Lebens Buch
Mit coloſſalem Flammenzug,
Deß Lettern mit dem Lenz verblichen,
Der längſt verwelkt iſt und erblichen,
Und im Kalender meiner Tage
Mit tauſend Strichen durchgeſtrichen!
Verhallt gleich einer alten Sage!
Das Herz, das euch ſo heiß geglüht,

Das euch geduftet und geblüht,
Wie eine Ros' im Mai, ganz Hauch,
Habt ihr gemacht zu Dampf und Rauch,
Zertreten habt ihr's, habt's zerstochen,
Und nicht geruht, bis es gebrochen!
Des Jünglings Arm, des Jünglings Herz
Umfaßte dich mit sel'gem Schmerz,
Du himmlisches Idol! Was tief
In der Empfindung Abgrund schlief,
Drang des Gefühls, der Worte scheute,
Geheimster Schmerz, geheimste Freude,
Was jetzt nur lebt und stirbt für sich,
Das sprach sich aus dem andern Ich!

Freundschaft, wie war dein Arm so weich,
Wie war dein Herz an Flammen reich!
Und nun, Vulkan — wie ausgebrannt
Bist du! Wie fremd, was so verwandt
Einst war! Du lächelnd Himmelsbild,
So lieb, so traut, so hold und mild,
Nun stehst du da als Todtenbein,
Nun ist dein Herz ein Marmorstein,
Dein Athem Schneeluft, Bampyrbiß

Dein Kuß, der grauſam Riß auf Riß
Mit kalter mörderiſcher Luſt
Gewühlet in die blut'ge Bruſt!
Du drängende, du große Schaar,
Die einſt ſo traut geſellet war,
Nun ſtehſt du fern! — Wie ſchnell verſchwand
Der Lippenſchwur, der Druck der Hand!
Kein Lächeln mehr, kein Glied vom Band'
Von jener ehr'nen Kette mehr,
Die uns vereinte! Kaum ein Gruß,
Deß kalter Zwang verräth, wie leer
Die Seele, die einſt im Erguß
Ausſtrömte der Empfindung Fluß,
Und flammend Eid mir ſchwor auf Eid
Für hier und für die Ewigkeit! —
Des Fluſſes Welle rollt noch fort,
Doch d'rin rollt das gebroch'ne Wort,
Verrath rollt d'rin — aus allen Wogen
Erkenn' ich nur, wie ich betrogen!
Fort, fort, ihr all'! Fort, Graungeſpenſt,
Das du mir all' die Namen nennſt,
Die, wechſelnder, als Well' und Wind,
Mir nichts als leere Namen ſind,

Nur des Vergeſſens werthe Namen,
Die von mir gingen, wie ſie kamen,
Aus Laune, Selbſtſucht, aus dem Wahn,
Als ging' ſich Herz und Herz was an.
Fort, fort! Ich weiß, ich bin allein,
So will ich's nun auch ewig ſein!
Die falſchen Rollen ſind geſpielt,
Die gift'gen Pfeile ſind verzielt;
Mir blutet's Herz; was wollt ihr mehr?
Nimm ab die Mask' und flieh', du Heer,
Das hing an mir gleich wie das Laub
Am Eichbaum' und abfiel, ein Raub
Des Sturms! — Siech bis in's Lebensmark,
Nackt ſteh' ich nun, dem Sturme bloß,
Und doch gewitzt fühl' ich mich ſtark
Nun und geſund und doppelt groß,
Da ich allein bin! Leid und Glück
Iſt nun für mich nur, iſt ganz mein,
Und was mich trifft, trifft mich allein!
So ſei's! Fort, fort aus meinem Blick!
Hinab mit dir, hinab, hinab,
Skelett der Freundſchaft in dein Grab!

Das dritte Skelett das iſt die Lieb',
Ein arger Mörder und ein Dieb,
Der Glück und Ruh' dem Herzen raubt,
Das thörig ſeinen Schwüren glaubt.
Schönheit! O Laut, wie Harfenklang,
Du überirdiſcher Geſang,
Wie kann in deinen Melodei'n
Ein Weheſchrei, ein Mißton ſein!
Und doch — und doch — du hohes Lied
Der Liebe — Seligkeit und Fried'
Ermordeſt du — die Bruſt voll Trauer
Zerſchneidet bald ein Gaſſenhauer
Gemein und ekel, wo ſie träumend,
Ein Strom, die Ufer überſchäumend,
Zerfloß in Wonnen! Nichts von dir,
Nichts weiter, du Phantom, das hier
Nur Irrlicht iſt, nur Geiſterglaube!
Des Himmels heil'ge reine Taube
Geſellt ſich hier zu keinem Tauber,
Der phantaſirt von Unſchuldszauber,
Von Herz um Herz, von Seelentauſch!
Du biſt ja nur ein Sinnenrauſch,
Ein Handel nur mit Fleiſch um Fleiſch,

Ein disharmoniſches Gekreiſch
Im Reich' der Seelen, das ſich nie
Geſtaltet zu der Melodie
Des Maitags, wo die Philomele,
Die Seele ſpricht zur andern Seele!
Der Geiſt iſt nur ein Nebendig,
Wenn man verkauft den Ring um Ring,
Das Haus um Haus, das Geld um Geld,
Die Luſt der Welt um Luſt der Welt,
Den Leib um Leib — hinab, hinab,
Skelett der Liebe, in dein Grab!

Da ſteigt das vierte Skelett hervor;
Die Hoffnung iſt's — o Narr, o Thor!
Nun biſt du klug, nun ſiehſt du klar,
Daß ſie ein Bild aus Nebel war,
Die ſchöne leuchtende Geſtalt,
Die lockend vor dir her gewallt!

O Hoffnung, Hoffnung, ferner Ton
Aus andern Welten, dem der Sohn
Des Kummers lauſcht, der klingt und klingt
Und ihm Sirenenlieder ſingt
Von einem Glück', das liebevoll

Einſt alle Qual ihm lindern ſoll,
In Nacht du ſüßes Mondenlicht,
Du holdes Himmelsangeſicht,
Du Sternenglanz, du Sonnenſchein,
Biſt du auch nur ein Todtenbein,
Nur ein Skelett, ein Irrlicht nur,
Ein Traum der ſeufzenden Creatur,
Die Alles hingiebt, Alles duldet,
Ein Traum, der ihr den Himmel ſchuldet,
Und nie bezahlt? — Biſt du nichts weiter
Als eine trügeriſche Leiter,
Auf deren Sproſſen himmelan
Man ſteigt und fällt auf kühner Bahn
Zum tiefſten Abgrund'? — Ja, dein Sinn
Iſt ſchlangenfalſch, du Lügnerin!
Dein Opfer zerrſt von Tag zu Tag
Du weiter dir und weiter nach,
Bis du vollendet deinen Mord,
Und es vermodert und verdorrt.
Ich traute dir ſo manches Jahr,
Nun endlich zeigt dein Bild ſich wahr!
Die Schleier alle ſind gewichen,
Dein Engelsſchimmer iſt verblichen,

Von deinem Reiz blieb keine Spur,
Nun ſeh' ich ein Gerippe nur,
Das todt ſich noch die Lebensfarben
Anlügen will, die längſt verſtarben,
Das mit der Hölle Wiederſchein
Noch immer will die Göttin ſein,
An die in blindem Aberglauben
Ich einſt geglaubt! — Willſt noch berauben,
Den du Alles ſtahlſt? Fort, fort!
Todt bin ich längſt! Kein neuer Mord
Blieb dir an mir noch zu begehn!
Haſt jeden Traum und jedes Flehn,
Haſt jeden Blick und jedes Bild,
Das mir gelächelt hold und mild,
Haſt alle meine Blumenau'n
In deinen blut'gen Geierklau'n,
Raubvogel du! Du Folterbank,
Die du den Kranken zehnfach krank
Gemacht, die auf die Leichenbahre
Geworfen ſeine Jünglingsjahre,
Sein Denken, Sinnen und ſein Streben,
Das in ſich barg ein ewig Leben!
O Stern, was haſt du mir geblinkt?

Phantom, was haſt du mir gewinkt?
Doch keine Frage mehr! Hinab
Auf ewig, Hoffnung in dein Grab!

Die Freiheit iſt das fünfte Skelett,
Das ſteigt ſo recht aus dem Todtenbett!

Das ſechste Skelett iſt Religion;
Ach, du unendlich ſüßer Ton!
Ein lichter Engel war'ſt du mir,
Die ganze Seele hing an dir!
Gedacht' ich Gottes, ach, da brachen
In Thränen tauſend ſtumme Sprachen
Mir aus den Augen — die Natur
War mir ein großer Tempel nur;
Ob ich die Eich', die Blume ſah,
Allüberall war er mir da,
Der, ob dem Blick auch unſichtbar,
Doch doppelt nach dem Herzen war.
Ein Sonntag war ſo feierlich,
Ich dachte nur an dich, an dich,
Dem alle die Gebete klangen,
Dem all' die Millionen ſangen.
Das Weihnachtsfeſt, das Oſterfeſt,

Das Pfingſten mit dem heil'gen Brand
Trug mich empor in jenes Land.
Was blieb mir nun von dir als Reſt,
Du reiner, ſel'ger Quell des Lichts?
Ein todtes Dunkel nur, ein Nichts!
So widrig wie der Klang von Geld
Dem Ohre deß, der betteln muß,
Tönt mir der Ton aus jener Welt!
Was will das Dort mit ſeinem Gruß,
Mit ſeiner Lüge, die verſpricht,
Was dem gequälten Hier gebricht?
Kühn ſtellt ſich das empörte Ich
Vor Gott, und fragt: „was ſchufſt du mich?
Was that ich dir zu Leid, daß du
Zum Weſen ohne Glück und Ruh
Den machteſt, der ſein Daſein dir
So gern geſchenkt? Was ſoll ich hier?
Zuſehn, wie Andre mit Behagen
Sich auf dem großen Meer von Tagen
Und Nächten ſchaukeln hin und her,
Von der Fortuna Kahn getragen
An Luſtgeſtaden rings umher?
Wie Wichte, durch das plumpe Loos

Des blinden Schickſals reich und groß,
Stolziren? Wie aus Wolluſtſümpfen
Und Schlamm geiſtloſen Zufallsglücks
Mir Schufte dumm die Naſe rümpfen,
Und kaum mich würd'gen eines Blicks?
Ich hab' gehofft, geweint, gefleht,
Mich todtgerungen im Gebet,
Ich habe ſchweigend ohne Wank
Mich eingeſtellt zur Folterbank,
Zu der mich jeder Morgen rief,
Auf der ich jede Nacht durchſchlief.
Die Glieder ſind mir ausgerenkt,
Der Geiſt iſt in das Grab geſenkt,
Ein Leichnam, der zum Schein noch lebt,
Und als Geſpenſt empor ſich hebt,
Sich ſehnend nach dem Leichenlied,
Deß Ton ihm nicht erklingen will;
Das ganze Sein liegt todesmüd'
Und kahl und welk und kalt und ſtill
Vor mir — und doch — doch ſoll ich leben?
Wär' ich ein Nichts, ich würde beben,
Wenn ſolch ein Daſein mir ſich nahte;
„Erbarmen, Schickſal! Gnade! Gnade!"

Würd' ich empor zum Himmel schrei'n!
Thu' Alles! Nur laß mich nicht sein!

Bist du, o Gott, so ist dir's kund,
Ich war vor dir ein armer Hund,
Der, ob geschlagen und getreten,
Von Flehn nicht abließ und von Beten,
Der, ob der Herr ihm zürnend wehrte,
Doch immer, immer wiederkehrte!
Doch nein, o nein! Du kannst nicht sein!
Ein grauses Echo hallt das „Nein"
Durch alle Welten auf und nieder
Mit fürchterlichem Klange wieder.

Drum ruf' ich, Religion, hinab,
Hinab auf ewig in dein Grab!"

So sprach Raimond, riß aus der Brust
Den Dolch, und spielt' in wilder Lust
Mit dem Befreier, deß Gefunkel
Hell blitzte durch das nächt'ge Dunkel.
Ist's heut' ein Scherz nur mit dem Stahl,
Ersticht er sich das nächste Mal.

In einer kalten Winternacht
Da hat sich Raimond umgebracht;

Man fand ihn in zerriſſ'nem Kleid',
Ein Tagebuch lag ihm zur Seit',
Voll Phantaſieen wirr' und kraus,
Es ſprach, ſo ſchien's, der Wahnſinn d'raus.
Den Dolch hielt er noch in der Hand;
So lag er an des Weges Rand,
Bleich, kalt, nachläſſig hingeſtreckt,
Rings war der Schnee mit Blut befleckt,
Entſtellt, verzerrt war ſein Geſicht,
Wie Nacht ohn' Stern- und Mondenlicht.
Ein Lächeln, das einſt Luſt gebar
Und Gram dann mordete — es war
Ein Grinſen jetzt — noch ſchien's zu wachen,
Und aus dem Todten gell zu lachen.
Die Züge kündeten den Sitz
Der Wetter, wo ſich Blitz auf Blitz
Gekreuzt — noch ſchien der Donnerſchlag
Dem Donnerſchlag zu krachen nach.
Noch ſchien im Buſen ein Vulkan
Voll Zorn zu toben himmelan;
Es lebte noch in friſchem Roth
Des Todten Qual — er ſelbſt war todt.

Die Geſpenſter.

Solus cum sola iſt himmliſch; solus cum solo iſt ſchrecklich, solus cum tertio iſt ſchrecklicher denn ſchrecklich; solus cum multis iſt erſt die wahre Hölle oder — der wahre Himmel. — Bei Lord Byron war Beides Eins. Hoffen und Suchen ſind gräßliche Dinge; Jemanden vorleſen hören müſſen iſt eine Wohlthat — für den Körper; Schulden nicht bezahlen zu können, geht über Alles. Die höchſte Wüſtheit iſt höchſte Harmonie. Das eigentliche Nichts iſt das All. Die Welt iſt ein Dummkopf.

Sintemal und alldieweil das Alles in der Ordnung iſt und man für die Schriftſteller noch keine Irrenhäuſer errichtet hat, erlaubt ſich der Verfaſſer dieſes Werkes die Welt durch einige ſpaßhafte und

zugleich grauenvolle Geſchichten zu amüſiren, die ſich alle wirklich zugetragen haben. Und er zögert gar nicht lange, damit herauszurücken, ſondern fängt ſogleich an, wie folgt.

In einem an dem Fuße des thüringer Waldes gelegenen Gaſthauſe, nicht fern von der Schneekoppe und dem Inſelsberge, hatte ſich eines Abends — es war mitten im November — eine etwas bunte Geſellſchaft von Reiſenden zuſammengefunden. Der Gaſthof, der ganz einſam ſtand, aber ſtärker beſucht wurde als die drei Wirthshäuſer des nahe liegenden Fleckens K. —, war ſchon von außen höchſt einladend und hatte faſt das Anſehn eines ſtädtiſchen Hotels. Auch mußte man dem dicken, runden, wohlgenährten Herrn Wirth Conrad nachſagen, daß er genugſam darauf bedacht war, die Anſprüche ſelbſt der „eigenſinnigen Reiſenden" — man kennt ſie aus Sterne — zu befriedigen, und daß er ſie zugleich nicht übertheuerte, — Eigenſchaften, welche ein und derſelbe Wirth ſelten in ſich vereint.

Heute Abend war die Gaſtſtube ungewöhnlich

gefüllt. Aus den Anwesenden hob sich vor allen ein baumlanger, starker, roth aussehender Mann hervor, doch mehr durch die Größe und Corpulenz seiner Gestalt, als durch den Geist, von dem er, ein Glas Wein nach dem andern in sich hinein gießend, keine außerordentlichen Beweise gab. Wer Wein trinkt, sollte geistreich sein; er aber war es nur in einer sehr einseitigen Beziehung, wovon der Leser später hören wird. Nach ihm erwähnen wir einen kleinen buckeligen Mann, von blasser Gesichtsfarbe, spitzem Kinn, und sehr lebendigen stechenden Augen mit einem höchst zierlichen, niedlichen Mündchen, das ganz dazu geschaffen schien, bei dem Conditor an einem Duodez-Gläschen Likör zu nippen. Der Dritte war ein langer, hagerer, gelbfarbiger, überstudirter candidatus theologiae, der sein Examen so eben machen wollte, oder so eben schon gemacht hatte, und über sowohl übernatürliche als natürliche Dinge ganz mit sich im Reinen zu sein glaubte. Der Vierte war ein untersetzter schnurrbärtiger Lieutenant von etwa 45 Jahren, der den Feldzug von 1812 mitgemacht hatte, und Rellstabs Roman dieses Namens, oder vielmehr dieser

Jahrzahl, bis in den Himmel erhob, alle bittend ihn doch sogleich zu lesen, was sich jedoch nicht thun ließ, da kein naher Leihbibliothekar das gewünschte Futter spendete. Der scharfe, beobachtende, ruhige Blick des Fünften ließ einen Arzt vermuthen, aber keinen gewöhnlichen; denn der Mann hatte in seinem Auge zugleich etwas Phantastisches und Schwärmerisches, das einem Schubert, Jung Stilling oder Justinus Kerner Ehre gemacht haben würde. Der Sechste war der Amtmann eines nahen Städtchens; in seinem rechten Auge saß das rechte Recht und in seinem linken das falsche. Er war sehr eingeschrumpft und hatte viele Runzeln. Auch sein Blinzeln — ob er schielte, war nicht genau zu bemerken, — hatte viel Charakteristisches. Der Siebente war der bekannte Philolog Paganini. Er sah aus wie ein armer Sünder. Nachtwachen zehren. Ein Vierteljahr hindurch hatte er die Nacht die Füße in kaltem Wasser stehen gehabt. Daraus waren herrliche Conjecturen hervorgegangen. Im Pindar war fast jedes Wort corrumpirt. Paganini hatte einen völlig neuen Text hergestellt. Auch an Damen fehlte es nicht. Neben

dem Philologen saß seine höchst wahrscheinliche Ehehälfte, ein Wesen von circa 40 Jahren, ein schönes Alter, aber kein Alter der Schönheit für ein Frauenzimmer. Er nannte sie Placida, die Gefällige, Sanfte — der Name paßte, weil sie so gutmüthig und dumm, als er gescheut und zugleich bornirt war. Philologen sind meistens Köpfe und Dummköpfe zugleich. Vielleicht wird der Schreiber dieses noch einmal Professor an einem Gymnasium; aber er nimmt — selbst auf seine Gefahr — nie etwas zurück. Das Zurücknehmen bringt zurück; und Rückwärts ist ein abscheuliches Wort.

Die zweite Dame war ein altes hysterisches Subject; sie bekam sogar epileptische Zufälle in gewissen Fällen, und besonders, wenn von Geistern die Rede war, weil diese ihr oft erschienen — sie hatte unruhige Träume — phantasirte wachend und — war dabei sehr fromm. Ihr Gemahl, der Arzt Hieronymus, hatte sie mit seinen Hellsehereien angesteckt, — denn wenn ein Mann toll ist, so muß die Frau nothwendig noch toller werden. Das dritte Femininum war ein recht anmuthiges

Mägdlein, mit rundem Geſicht und rothen Wangen, von dem man gar nicht geglaubt hätte, daß es die Tochter des kleinen buckeligen Männleins ſein könnte, das von dem vor ihm ſtehenden Likörgläschen ſo beſcheiden nippte. Die vierte Dame war eine privatiſirende Reiſende im edelſten Sinne — ihr Alter von etwa 50 Jahren ließ keine Mißdeutung dieſes Ausdrucks übrig, — ihre alten, eingefallenen, vergelbten Backen und ihre geiſterhaften hohlen Augen ſprachen zu kräftig für ihre Unſchuld, als daß einer der Gäſte einem unrechten Gedanken über ſie hätte Raum geben können. Die Jahre, die keine Begierde mehr haben, haben auch wenig Schuld. Emerentia — ſo hieß ſie — erſchien trotz ihres hexenhaften Aeußern Allen als eine Fromme. — Noch erwähnen wir einen alten Oberförſter, Namens Samiel, der, zurückgezogen in einen Winkel, ſeine Pfeife rauchte, und — ob ſcheinbar oder wirklich, wollen wir nicht ausmachen — einigemal Feuer ſpie. Nach dem Abendeſſen entſtand eine Unterhaltung. Von Geiſt war wenig die Rede, aber deſto mehr von Geiſtern. Man weiß ſchon, wenn dieſe einmal auf's Tapet kommen, ſo giebt

ein Wort das andere. Einer nach dem andern erzählte eine Geſpenſtergeſchichte, nachdem man ſich vorher lange geſtritten hatte, ob es wirklich Geiſter gebe. Der lange ſtarke Mann gab die erſte zum Beſten, die hier folgt.

Der mordende Todte.

Der Todte wanderte. Er war im Leben Freund vom Wandern. So etwas bleibt. Er hatte im Grabe keine Ruhe. Er war ganz ehrlich beerdigt worden; da mußte es einem verdammten Schwarzkünſtler einfallen, ihn durch ſeine magiſchen Zauberkünſte in das Leben zurückzurufen. Gennaro, ſo hieß er, — er hatte ein herrliches Weib, Namens Bianca — aber gerade ſie war an ſeinem Tode Schuld. Sie gab ihm kein Gift. Sie erdolchte ihn nicht. Aber ſie mordete ihn; es giebt verſchiedene Arten zu morden. Eine davon — eine ſehr gewöhnliche — eine langſame, aber ſichere — befreite Bianca von einem Manne, deſſen ſie überdrüſſig war, weil ſie ſchon ſeit geraumer Zeit einen Andern liebte. Gennaro ſtarb, und ſie heirathete

Albino. Albino war ein erbärmlicher Schwächling. Aber die Weiber verlieben ſich zuweilen in Kalkwände und Skelette. Gennaro, der Beſitzer eines Rittergutes in der Nähe des Veſuv's, war der kräftigſte Mann geweſen, ſtrotzend von Lebensfülle, und glühend von Lebensluſt. Es war rein verrückt von Bianca, ſolch' einen Mann auf den Gottesacker zu bringen, um ein Pfeifenrohr heirathen zu können.

Aber wie geſagt, Gennaro blieb nicht auf dem Gottesacker. Schon an dem Tage, wo Bianca mit Albino Hochzeit hielt, zeigte er ſich unter den Gäſten. Die Gäſte zwar bemerkten ihn nicht, aber Bianca ſah ihn. Sie hatte ihren neuen Mann Albino nicht lange. Eines Morgens fand ſie ihn erwürgt an ihrer Seite. Ihr träumte, das Geſpenſt Gennaro's habe ihn umgebracht. Träume reden oft wahr.

Gennaro hatte eigene Schickſale gehabt. Er war bei Lebzeiten in fernen Landen geweſen. Er hatte die Menſchen tief verachten gelernt. Aus Malta, ſeiner Heimath, war er verbannt worden. Er ſprach dort für die Freiheit. Man jauchzte ihm

zu. Aber bald war Alles umgewandelt. Man mied ihn, man wich ihm überall ängstlich aus, man haßte ihn wegen seiner Gesinnungen. Ja, man litt ihn nicht mehr im Vaterlande. Gennaro ging zur See, und fluchte von dem Verdecke herab auf Malta. Sein Haß reichte nun bis in ein anderes Leben. Er galt besonders dem Herrn De la Porta und seinen Schergen. Er galt ferner der ihm untreu gewordenen Donna Theresia; er galt seinen intimsten Freunden Pedro und Carlo, die ihn Beide verlassen hatten, er galt einer ganzen stumpfen, dummen Nation, die er verachtete. In Italien begann für ihn ein neues Leben, das jedoch bald ein Ende nahm. In seinem 32sten Jahre wurde er bei Neapel begraben. Auf dem Todtenbette wollte er gar nicht sterben. „Leben will ich," rief er aus, „und ich muß leben, und ich werde leben, wenn ihr mich auch begrabt! Schaufelt nur zu! Legt einen großen Stein über mein Grab! Ich komme doch heraus, und ich werde meine Leute finden!"

Des Nachts um zwölf Uhr starb er; man eilte mit seinem Begräbniß. Bianca war froh, als

ſein Leichnam verſenkt war. Die Schloſſer mußten feſte, große Eiſenſtangen um den Sarg legen, und die Maurer ihn einmauern und mit einem ſchweren, mächtigen Steine überdecken.

Aber ſchon die nächſte Nacht erhielt Bianca einen Beſuch von dem Verſtorbenen. Die Thüre öffnete ſich wie von ſelbſt, Gennaro trat groß herein, er ſetzte ſich neben Bianca, er liebkoſte ſie, er ſcherzte gegen ſie auf eine ſchauerliche Art, er küßte ſie mit kaltem Athem, und ſo ging das eine Zeit lang fort, bis ſie von einer alten Hexe einen Spruch erfuhr, der das Geſpenſt für immer aus ihrer Nähe bannen ſollte. Gennaro blieb jetzt aus. Wohl pochte es manchmal an der Thüre des Zimmers bei Bianca, aber es trat Niemand herein; ſie bemerkte öfters an der Wand und in dem Spiegel einen ſchwarzen umhergaukelnden Schatten, der ihr wie das Bild ihres verſtorbenen Gemahls erſchien; aber ſchon ein Wort von jenem Zauberſpruche that ſtets die gewünſchte Wirkung, und am Ende dachte Bianca auch immer, daß ihr nur ihre Phantaſie einen Streich geſpielt habe.

Doch wenden wir uns zu Gennaro. Er hatte

viel Umgang mit dem Zauberer Negro gepflogen, der ihn oftmals sagte, wenn er einmal sterbe, so wolle er ihn wieder vom Tode erwecken. Das bewerkstelligte Negro auch durch seine Künste und Beschwörungen. Doch lebte Gennaro bloß in der Nacht jedesmal bis zum ersten Hahnenschrei, worauf er wieder in sein Grab zurückkehren mußte. Und selbst in der Nacht konnte er nicht leben ohne eine fürchterliche Nahrung. Diese Nahrung war nehmlich Menschenblut. Auch mußte Gennaro stets wandern von Ort zu Ort. Meistens that er dieß in Malta und Italien. Er mußte eine Menge Menschen morden, um selbst in der Nacht leben zu können. Aber er wählte seine Opfer sehr gut. Sein erstes war der schändliche De la Porta, der ihn aus dem Vaterlande verbannt hatte. Das zweite war der Sekretair dieses Mannes. Wo er überhaupt einen feigen, knechtischgesinnten Menschen wußte, zu dem schlich er, und sog ihm das Herzblut aus, als ein gesandter Würgengel Gottes. Auch Mädchen mordete er, die ihren Liebhabern untreu geworden waren. Ferner Kinder, in denen der Keim der Schändlichkeit noch schlief. Auch Tyran-

nen. Dann auch alle elende Kerle, die tiefe und große Naturen für nichts achteten oder gar verhöhnten und chicanirten. Er mordete Geizige, welche die Hände ſterbend über ihre Geldkäſten breiteten, und bei ihrem Tode kein verſchwenderiſches Nachtlicht leiden wollten. Er mordete ſeine intimſten Freunde, die ihn in der Noth verlaſſen hatten. Er mordete alle Leute von einer halben und Dreiviertel-Meinung. Er mordete überhaupt Menſchen, ſo viel als er konnte, weil ſeiner Meinung nach faſt alle Schufte waren. Mit einem Worte, er war ein völliger todter Timon, aber ein blutdürſtiger. Er war ein reißendes Menſchenthier, ein todter Löwe, ein todter Tiger, der auflebte, um zu tödten, um zu tödten den lebendigen Tod, um zu erwürgen das verdummte Salz der Erde. Sein Morden hatte Mark und Saft. Er erwürgte auch einige Schriftſteller, die zwar noch leben, aber todt ſind. Mit den — hatte er Erbarmen. Jeder, wer von Amerika phantaſirte, fand bei ihm Gnade. Er erwürgte ganze Länder. Daß ſeine Frau nicht leben blieb, verſteht ſich. Er war ein ſehr gewiſſenhafter Mörder. Er hätte tauſendmal hängen

ſollen, aber es konnte ihn Niemand verhaften. Die Polizei ſtellte ihm ſehr nach. Aber er erwürgte —"

„Hier breche ich ab," ſchloß der Erzähler, der in die höchſte Exaltation gerathen war. „Wen erwürgte er?" fiel ihm der größte Theil der Geſellſchaft in's Wort.

„Das bleibt ein Räthſel," verſetzte der lange, ſtarke Mann, dem man große Vorwürfe machte, daß er die Neugier in ihrem höchſten Grade des Appetites verhungern laſſe. Der Philolog Paganini machte Conjecturen. Der Amtmann rieth auf einen Juriſten, weil es unter ihnen böſe Chriſten giebt. Ueberhaupt tadelte man den langen, ſtarken Mann wegen eines allegoriſchen Anſtrichs ſeiner Erzählung, der auf ein abſichtliches Erſinnen hindeute. Doch er rechtfertigte ſich ſehr kurz, indem er ſagte:

„Ich mußte die ſo eben vorgetragene Erzählung einmal als Schulknabe auswendig lernen, und zum Unglück kann ich ſie nicht weiter, als bis zu den Worten: Er erwürgte den" —

Nun ſo will ich eine Geſchichte erzählen, die

einen Schluß hat, ſagte der myſtiſche Arzt und hob an: Sie iſt betitelt:

„Der ſprechende Schädel.“

Ein portugieſiſcher Arzt, Namens Gomez in Camego — wo das Volk unter Alphons dem Heiligen die Verfaſſung erhielt, die es ſich noch heutiges Tages nicht nehmen läßt, — war ein ſehr ſonderbarer Mann. Er hatte im Sinne, der Medicin einen ganz neuen Schwung zu geben; nur war er eine lange Zeit mit ſich ſelbſt darüber uneinig, wie er das anfangen ſollte. Etwas Neues an den Tag zu bringen, iſt in jedem Fache ſchwer. Es ſtudiren ſo viele geſcheute Leute Medicin und vielleicht jeder hat einmal einen Einfall. Einen ſolchen hatte auch Gomez, dem es durch den Kopf fuhr, ein eigenes Gift zu erſinnen, welches bewirkte, daß dem Menſchen in kurzer Zeit das Fleiſch vom Leibe abfiele und er daſtünde nur in Haut und Knochen hangend. Lange ſann er darüber nach. Es war ihm recht zuwider, wenn ihn zuweilen ſein Famulus Silvio in ſeinen tiefen Meditationen ſtörte. Silvio kam öfter zu ihm.

als nöthig. Das hatte freilich seinen Grund. Silvio liebte die schöne Tochter des Sennor Gomez, und suchte jeden Augenblick zu benutzen, wo er sie einmal sehen konnte. Die schöne Blanca war dem artigen jungen Manne gar nicht abgeneigt, und benutzte die Stunden, in welcher der Vater einsam studirte, um sie mit Silvio's Unterhaltung sich zu verkürzen. Mit einem Worte, das Liebespaar war einig. Nur der Vater Gomez wollte eine Vermählung mit dem noch jungen Silvio nicht billigen, und hielt seiner Tochter Strafpredigten, wenn sie ihm unumwunden erklärte, daß ihr ganzes Herz an Silvio hange.

Silvio suchte sich bei dem Alten beliebt zu machen; doch da Gomez immer nur die Absicht auf seine Tochter witterte, gelang es ihm nicht sonderlich damit. Es wurden Silvio die Augenblicke zugemessen, wo er Gomez Haus betreten durfte. Doch das Bestreben eines Liebenden wächst in dem Grade, in welchem er Hindernisse findet. Unter allerlei Vorwänden wußte sich Silvio doch weit häufiger in Gomez Haus einzuschleichen, als es seine Obliegenheiten erforderten. Uebrigens ist jeder

Menſch eitel. Gomez war es in hohem Grade. Und Silvio wußte dieſer Eitelkeit zu ſchmeicheln. Es freute Gomez, wenn Silvio ſeine Gelehrſamkeit rühmte, und er vergaß die Tochter und Alles, wenn ihn der Famulus über eine Stelle im Hippokrates oder Galen zu Rathe zog, die er ihm dann ex fundamento erklärte.

Gomez hatte viele Eigenheiten. Er ſtudirte meiſtens in der Nacht. Auch ſprach er ſtets laut, wenn er allein war, dagegen er oft in Geſellſchaft ſchwieg. Er ging täglich auf den Gottesacker. Er dankte Gott an jedem Morgen für die Krankheiten, die der Menſchheit zugeſchickt wurden. In ſeinem Zimmer ſah man beſtändig einen großen anatomiſchen Apparat, Arme, Füße, Köpfe, Finger und Augen von Verſtorbenen. Er hatte eine mächtige Paſſion für Leichen.

Die größte jedoch für die Leiche ſeines Vaters, den er tief betrauerte, ſelbſt ſecirte und dann zehn Jahre in der Erde faulen ließ. Nach dieſen zehn Jahren beredete er den Todtengräber, das Grab ſeines Vaters in der Nacht heimlich aufzugraben, und ihm den Schädel des Leichnams herauszuholen,

den er über ſeinen Arbeitsbüreau aufſtellte, in der beſten Abſicht.

Sein Vater hatte ihm viele gute Lehren gegeben. Dieſe wollte er zeitlebens nicht vergeſſen. Der ſichtbar immer vor ihm ſtehende Todtenkopf ſeines Vaters ſollte ihn ſtets an dieſelben erinnern; der Schädel des Todten ſollte ſchweigend zu ihm ſprechen.

Der Schädel hatte dieß auch ſchon zehn Jahre hindurch gethan, als ſich die Sache änderte. Es war in einer Januarnacht nach zwölf Uhr, wo Gomez vom Studiren erſchöpft zu Bette gehen wollte, und gerade recht lebhaft an ſeinen verſtorbenen Vater dachte. Er ſah den Schädel an, deſſen Höhlen auf einmal Augen zu bekommen ſchienen. Auch an Naſe, Wangen und Mund wuchs Fleiſch. Kurz, nach einigen Minuten ſah ihn das Geſicht ſeines Vaters an, wie er geleibt und gelebt hatte; die Augen verdrehten ſich gräßlich, und ſelbſt der Mund fing an ſich zu öffnen. Ja noch mehr; der Schädel hob an zu reden. Er ſagte: „Sohn, hüte Dich vor der ewigen Verdammniß! Gift iſt keine Arznei!“ Dann ſetzte der Schädel nach einer Pauſe hinzu: „Komm, mein Carlo; wir wollen

tanzen! Du haſt mich im Leben oft geärgert; drum will ich mit Dir als Todter ein bischen ſpaßen! Fürchte Dich nur nicht vor mir! Ich meine es recht gut mit Dir, mein Carlchen! Heiſa! Luſtig! Komm! Zum Tanz! Zum Tanz!"

Gomez ſtiegen die Haare zu Berge vor dem Anblicke des Schädels, der jetzt über dem Büreau herumzuhüpfen ſchien und dazu in ſchneidenden Fiſteltönen ſang; er packte den Schädel mit beiden Fäuſten, hielt ihn feſt und ſtellte ihn an ſeine Stelle; es ſchlug Eins; und da ſah er, daß das Knochengeſicht ruhig an ſeinem Platze blieb, und glaubte, daß Alles nur Spiel der Phantaſie geweſen ſei.

Endlich hatte er eines Tages das arcanum des geſuchten Giftes ausgeforſcht, und zugleich auch das Gegengift. Als Silvio erſchien, ſetzte er ihn davon in Kenntniß, und eröffnete ihm, daß er das Gift zuerſt an ſich ſelbſt verſuchen wolle. Silvio erſchrack; doch Gomez beruhigte ihn, und verſicherte ihn, daß das vorhandene Experiment ganz glücklich ablaufen werde.

„Ich will einmal mit dem Tode ein wenig

ſpaßen," ſagte Gomez; ich will ihm einen Biſſen vorhalten, doch, wenn er darnach ſchnappen will, ihm denſelben vor der Naſe wegreißen. Ich nehme übrigens heute nur einen Theil des Giftes, das mich nicht tödten kann, wenn mein Befehl genau befolgt wird. Es iſt jetzt Abends 6 Uhr. Seht, ich trinke hier den Inhalt dieſer Viole;" bei dieſen Worten trank er ſie aus, ehe ihn Silvio hindern konnte.

„Jetzt aber," fuhr Gomez fort, „lege ich mein Leben in Deine Hand, Silvio! dieſe Kapſel hier enthält das Gegengift. Nach Verlauf einiger Stunden wird mir das Fleiſch von der rechten Seite des Geſichts bis auf die Knochen abfallen und das wird ſo fortgehen bis zu dem Fuße herab. Wenn ich das Gegengift bei der Hand habe, ſo ſehe ich voraus, daß ich zu zeitig danach greife; die Angſt wird mich den letzten Moment nicht erwarten laſſen, auf dem aber das ganze Reſultat meiner neuen Erfindung beruht. Darum beſchwöre ich Dich, bringe mir das Gegengift nicht eher, als heute Nacht um 12 Uhr, aber auch keine Minute ſpäter, ſonſt bin ich verloren. Das Gegengift

ſtellt mir dann in derſelben Zeit das geſchwundene Fleiſch wieder her. Alſo geh' jetzt! Ich ſchließe mich ein! Du erſcheinſt Punct zwölf Uhr! Zwölf! Merke Dir's ja genau; denn mein Leben hangt daran!"

Bei dieſen Worten ſchob der Doctor Gomez den bebenden Silvio zur Thüre hinaus, welche Silvio von draußen verſchließen mußte, und blieb nun allein, vor dem Spiegel die Wirkung des verzehrenden Giftes beobachtend. Es dauerte nicht lange, als er bemerkte, wie die rechte Seite ſeines Geſichtes mehr und mehr erblaßte; der Knochen des Backens trat auffallender hervor; das Fleiſch ſank und ſank immer mehr zuſammen, und ſchon nach etwa zwei Stunden hatte das Gift die ganze Seite verzehrt. Gegen neun Uhr war es mit der rechten Hälfte des Halſes fertig. Um zehn Uhr mit dem rechten Arme, worauf es reißende Fortſchritte machte. Um eilf Uhr näherte es ſich ſchon den Knieen. Er konnte ſich nicht mehr vor dem Spiegel aufrecht erhalten, und ſetzte ſich jetzt an dem Büreau nieder, von dem ihn der Todtenſchädel ſeines Vaters anſah. Seine Sinne wurden ſchwächer und ſchwächer.

Wie im Traume richtete er ſeine Blicke auf den Schädel.

Da begann der Schädel auf einmal zu grinſen und die Zähne zu fletſchen, und die aus den Augenhöhlen plötzlich hervortretenden Augen zu verdrehen, die beiden Kinnbacken machten eine kauende Bewegung, als ob ſich Worte aus ihnen hervorarbeiten wollten, bis er endlich ganz deutlich ſagte:

„Mein Sohn! Mein Sohn!"

„Was willſt Du, mein Vater?" fragte Gomez, von Schauerſtrömen durchdrungen.

„Ich will mit Dir auf dem Gottesacker tanzen, mein Carlchen, wie ich Dir ſchon geſagt habe; denn in einer Stunde wirſt Du todt ſein."

Gomez entſetzte ſich. Doch nachdem er ſich geſammelt, hob er an:

„Guter Vater, erſchrecke mich doch nicht mit dieſen ſchauerlich-luſtigen Worten; mein Experiment bezweckt ja nur das Wohl der Menſchheit; wenn Du in meine Seele ſchaueſt, ſo weißt Du ja, daß ich auf guten Wegen bin. Laß mich in Frieden, mein Vater!"

„Ja, ja, recht gern," grinſ'te der Schädel;

„aber Du wirſt bald in den ewigen Frieden eingehen, und das mußte ich Dir ſagen!"

Die zwölfte Stunde näherte ſich. Das Fleiſch war dem Doctor Gomez faſt bis an den Fuß abgefallen. „Wie, wenn nun Silvio nicht käme?" dachte er mit einem Gefühle des höchſten Entſetzens. „Wenn er nur eine Minute zu ſpät mit dem Gegengifte erſchiene, dann wäre es aus mit mir!"

„Ja, ja, es iſt aus, aus, aus mit Dir!" grinſ'te hohnlachend der Schädel.

Gomez's Angſt ſtieg mit jedem Augenblicke. Es ſchlug drei Viertel auf zwölf Uhr. Er horchte. Kein lebendes Weſen näherte ſich ſeinem Zimmer.

Es trat ein ſchwarzes Geſpenſt vor ihn, und ſagte: „Ich bin der Tod; Du haſt mit mir ſpaßen wollen; ich mache Ernſt; ich will Dich holen. Alle Menſchen müſſen ſterben. Sieh da meine Senſe; die mähet Menſchen wie Gras und Heu;" und in der Linken hielt er eine mit den vier und zwanzig Stunden des Tages bezeichnete Kugel, über welcher die Inſchrift ſtand: „Eine davon wird auch deine letzte ſein!"

Es drang Gomez kalt ans Herz; der Schä-

bei ſeines Vaters hauchte lauter Tod auf ihn hernieder, und ſprach jetzt immerfort von lauter Tanz und Luſt, bis Gomez die Sinne vergingen.

In der Zwiſchenzeit hatte ſich Silvio zu Blanca geſchlichen. Sie war heute ungewöhnlich glühend. Silvio küßte ſie zu hundert Malen. Das Liebespaar war außer ſich. Die Stunden flogen dahin. Es ſchlug zwölf Uhr. Raſch ſprang Silvio auf, und eilte nach dem Studierzimmer des Doctors Gomez. Er kam nur eine Minute zu ſpät. — Aber ſchon lag Gomez todt am Boden.

Die ſchauerliche Erzählung machte auf die ganze Geſellſchaft einen erſchütternden Eindruck; die hyſteriſche Alte bekam Nervenzufälle; dem rationaliſtiſchen Theologen war ſeine Pfeife ausgegangen, der Philolog Paganini hatte ſich ſchon längſt vergebens an eine corrupte Stelle in dem Lykophron erinnert, um ſie zu verbeſſern und dadurch ſeine Gedanken abzuziehen; der kleine Bucklige hatte ein zweites Gläschen Likör verlangt, um ſich gegen ſtarke Eindrücke zu wappnen; der ſchnurrbärtige Lieutenant war mehrmals vor dem Klirren ſeines

eignen Säbels erſchrocken, als ein neu eintretender Reiſender, der nur den Schluß der Erzählung mit angehört hatte, ſagte, er wolle eine noch beſſere, d. h. grauenvollere Geſchichte erzählen. Man war nun einmal in Spannung und Aufregung, daher man ihn gewähren ließ, worauf er begann:

„Das Schwert des Scharfrichters."

Der Scharfrichter Roller bei Todtenſtädt war in der ganzen Umgegend als ein harter Mann bekannt. Wer ihm begegnete, empfand eine ſeltſame Scheu vor ihm, und wich ihm unwillkührlich aus. Schon ſeine ſeltene Größe flößte einen Reſpect ein; dazu kam eine Gedrungenheit des Körpers, die ſich gewöhnlich nur bei Mittelgeſtalten findet. Sein Auge aber hatte vor Allem etwas Schreckliches; wer ihn anblickte, der mußte innerlich erbeben. Die malitiöſe Habichtsnaſe verſtärkte den furchtbaren Eindruck dieſes Auges. Auf ſeinem Geſichte ſpiegelte ſich ein Gelüſt, Leben auszulöſchen. Der Mann haßte die Menſchen, und hatte Grund dazu. Es vereinigen ſich überhaupt viele Gründe, um die Menſchen haſſenswerth zu fin-

den. Denn Löwen und Tiger ſind Lämmer gegen ſie.

Rollers Frau, Renate, war eine dicke gemäſtete Figur, mit rothen ſtrotzenden Wangen und großen künſtlichen Locken, die unter ihrer Haube hervorquollen. Und ſo wetteiferten beide Eheleute an Widerlichkeit.

Das ſchauderhafte Paar hatte jedoch ein ſchönes Töchterlein, Namens Bertha, in die ſich ſogar ein candidatus theologiae verliebte, der Ehrlich hieß, und nächſtens eine Stelle zu bekommen hoffte. Es ſchauderte dem Candidaten oft, daß er eine Scharfrichters Tochter liebte; ſein Verſtand erklärte dieſe Neigung für eine Tollheit, aber ſein Herz war nun einmal gefangen. Er hatte ſich während einer Predigt in ſie verliebt, die dem Mädchen Thränen entlockte. Es war zu Ende des zweiten Theils; er ſprach von einer großen Seelenvereinigung, und er hätte, von dem Anblicke des Mädchens wie von einem Blitzſtrahle getroffen, beinahe den Anfang des dritten Theils vergeſſen. Indeß ein candidatus theologiae hat ſeine contenance, und bleibt nicht jedesmal ſtecken, wie ein

Quintus Fixlein, der ſich in Diviſionen und Subdiviſionen verwickelte, und nach dem Kanzelliede ſeine Perücke auf der Kanzel zurückließ, um ſich ein Weiteres zu erſparen.

Es war nun an einem ſtürmiſchen Decemberabende, als der Scharfrichter Roller mit ſeiner Frau und Tochter allein zu Hauſe ſaß. Die Fenſter klirrten, die Läden des Bodens ſchlugen zuſammen und der große Hund im Hofe winſelte ſchauerlich. Die Familie ſprach von gleichgiltigen Dingen; Bertha, der die „Locken ſchläfrig über das ſüße Geſicht wallten," ſehnte ſich in das Bett, um von ihrem Candidaten zu träumen; die Frau Scharfrichterin ſuchte mit immer ſchwerfälliger werdendem Fuße das träge Spinnrad in Bewegung zu ſetzen, und Roller ſprach von ſeinem liederlichen Sohne Louis, den er vor mehreren Jahren wegen ſchlechter Streiche aus dem Hauſe gejagt hatte.

Auf einmal ſchauderte der ſonſt herzhafte Mann ſichtbar zuſammen.

„Seht," rief er zu Frau und Tochter, „wie ſich das dort an der Wand hangende Richtſchwert hin und her bewegt!"

Mutter und Tochter wandten ſich um; das Schwert regte ſich in der That wie der Perpendikel einer Uhr. Beide ſtießen einen Schrei aus.

„Ich werde bald Jemanden hinzurichten haben," ſagte der Scharfrichter. „Es iſt ein alter Aberglaube: wenn ſich das Schwert des Scharfrichters an der Wand von ſelbſt bewegt, ſo bekommt er Arbeit."

In demſelben Augenblicke fiel draußen ein Schuß. Alle drei eilten aus dem Hauſe, und fanden den Candidaten der Theologie in ſeinem Blute ſchwimmend am Boden. Seine Geliebte, Bertha, fiel bei dieſem Anblicke in Ohnmacht. Der Candidat, der in des Scharfrichters Haus geſchaft wurde, ſtarb in derſelben Nacht. Sein Mörder war entflohen.

Doch hatte ihn die Todtenſtädter Polizei auf ſeiner Flucht eingefangen. Er nannte ſich Pedro, und wollte ein Italiener ſein. Nach mehreren Verhören wurde nichts Näheres über ihn herausgebracht.

Alle Abende bewegte ſich jetzt das an der Wand hangende Schwert in Rollers Hauſe. Es war

ein grauſenvoller Anblick, den kaum der harte Roller ſelbſt ertragen konnte.

Eines Tages erhielt Roller den Ruf zu einer Hinrichtung. Die Menge zog hinaus auf den Richtplatz. Das Schwert hüpfte ihm wie von ſelbſt von der Wand herab entgegen. Ein blaſſer Menſch beſtieg das Blutgerüſt. Er zitterte und wankte. Doch im letzten Augenblicke faßte er ſich. Er übergab Roller ein verſiegeltes Papier, das dieſer erſt nach geſchehener Execution leſen ſollte. Roller erhob das Schwert, er führte den Streich, und das Haupt des Delinquenten fiel. Darauf öffnete er das Papier; darin ſtand mit großen Buchſtaben:

„Ich bin Dein Sohn Louis!“

Roller richtete ſeit dieſer Zeit Niemanden wieder hin.

Nach einigen Bemerkungen, welche die Geſellſchaft über die Geſchichte machte, mit welcher beſonders der lange hagere Candidat der Theologie ſehr unzufrieden war, gab der Philolog Paga-

nini eine andere zum Beſten, die er in einer alten Chronik gefunden haben wollte. Sie hieß:

„Der Zögling der Dämonen.“

„Jeder Menſch iſt eigentlich ein Zögling der Dämonen,“ hob er an. „Gute und böſe Dämonen zanken ſich bei uns Allen um das Regiment bis an unſern Tod. Ich will hoffen, daß unter uns Keiner den böſen Dämonen angehöre.“

Bei den letzten Worten fiel ſein Blick auf den Oberförſter Samiel, der dabei eine gräßliche Fratze ſchnitt, und aus deſſen Pfeife oder Munde — Paganini konnte es nicht genau erkennen, aber es ſchien ſo — etwas Feuer flog. Doch fuhr er nach der Pauſe von etwa einer halben Minute fort:

„In Catalonien befindet ſich ein ſehr hoher Berg, dem die Bewohner der Umgegend den Namen Cavagum gegeben haben. Faſt nach jeder Richtung hin iſt er ſteil und unerſteiglich. Auf dem Gipfel deſſelben findet ſich ein tiefer See mit einem unheimlichen, ſchwärzlichen Waſſer. Dort ſollen die Dämonen ihre Wohnung haben, tief un-

ten in einem Palaſte, von Fluthen bedeckt, aus deren Abgrunde ſie zuweilen heraufſteigen an die Ufer als blaſſe, abgezehrte, gräuliche Larven, deren bloßer Anblick in vielen Fällen den, der ihrer anſichtig wird, tödtet. Wenn Jemand einen Stein oder ſonſt irgend eine feſte Maſſe in den See hineinwirft, ſo entſteht erſt auf der Oberfläche deſſelben ein Kräuſeln, dann erheben ſich zürnend alle Wellen höher und höher, und endlich bricht mit Donner und Blitz ein furchtbares Ungewitter los, auch wenn der Himmel einige Minuten vorher noch ganz rein geweſen iſt. An dem einen Puncte des Berggipfels liegt beſtändig Schnee und Eis, und nie beſcheint ihn ein Sonnenſtrahl.

In einem an dem Berge gelegenen, Junchera geheißenen, Dorfe lebte vor Zeiten einmal ein Bauer, Namens Cabinas. Dieſer hatte eines Tages viele Verdrüßlichkeiten. Alle Knechte und Mägde waren faul geweſen. Er hatte draußen auf dem Felde furchtbar gezankt und geflucht. Als er nach Hauſe kam — die Hausfrau war vor einem Vierteljahre geſtorben — empfing ihn ſeine erſt einjährige Tochter Paula mit einem ſo heftigen Geſchrei,

daß ſein Aerger auf's Höchſte ſtieg, und er in der Wuth ausrief:

„Daß Dich doch gleich alle Teufel holten, verwünſchter Schreihals!"

Er hatte die Worte kaum geſprochen, als das Mädchen wie von einem Wirbelwinde fortgeriſſen wurde. Sein Wunſch reute ihn augenblicklich. Er rief Laut: „Paula, Paula, mein Kind, mein gutes, liebes Kind!" und ſuchte das Mädchen überall, aber ſie war und blieb verſchwunden. Es vergingen zwölf Jahre; Cabinas dachte oft an ſein Kind, er ließ Paula in die Zeitungen ſetzen und für ſie Meſſen in den Kirchen leſen und betete für ſie viele tauſend Paternoſter, bis er endlich nicht mehr hoffte, die Verlorene jemals wiederzufinden.

Nach dreizehn Jahren verirrte ſich ein hypochondriſcher Menſch, der auf den Rath eines Arztes wegen ſeiner Unterleibsbeſchwerden den Gipfel des Berges erſtieg, hinauf an den See. Er ſtarrte zur Erde nieder, er rang verzweiflungsvoll die Hände zum Himmel, er betete, er fluchte; als er die Au-

gen erhob, ſah er auf einmal einen Menſchen vorübereilen, der jämmerlich klagte.

„Wehe mir! Wehe mir!“ rief dieſer aus; „o ich Elender, daß ich von einer ſolchen Laſt gedrückt werde!“

Auf die Frage des Hypochondriſchen, was denn die Urſache ſeines Schmerzes ſei, erwiederte er:

„Schon ſieben Jahre brachte ich auf dieſem Berge hin, den Teufeln befohlen, die ſich meiner täglich zum Fuhrwerke bedienten.“

Außerdem erzählte er, daß ſich auch die Tochter des Bauers Cabinas aus dem nahen Dorfe Junchera auf dem Berge befinde, die gleichfalls den fürchterlichen Dämonen von ihrem eigenen Vater preisgegeben worden ſei. Den Dämonen ſei nichts an der weitern Erziehung des Mädchens gelegen, und ſie würden es gern ſehen, wenn der Vater ſie abholte.

Ein Zauberer gab dem Vater des Mädchens ein Mittel, das ihn vor der tödtenden Kraft der Dämonen ſchützte, und ſo machte ſich Cabinas auf den Weg, um ſeine Tochter zu erlöſen.

Zuerſt beſchwor er die Dämonen feierlich, dann

übte er mehrere ihm vorgeschriebene Ceremonien aus, worauf das Mädchen erschien, von den blassen Gespenstern der Dämonen umgeben. Sie war für ihr Alter von ungewöhnlich langer Statur, sah abscheulich aus, und hatte wilde irre Augen. Ihr Körper war ganz geisterhaft und hing kaum in Haut und Knochen. Ihre Sprache klang fremd; der Vater verstand nicht ein Wort davon. Ueberhaupt verrieth sie keinen Funken von menschlichem Gefühle und menschlicher Bildung. Sie war halb eine Larve und halb ein bloßes Thier.

Der Vater floh mit Grausen von dannen; die Dämonen rissen das weibliche Scheusal wieder mit sich in den See hinab, und Cabinas bestieg in seinem Leben nie wieder den Berg Cavagum.

Die Erzählung hatte den Beifall des mystischen Arztes Hieronymus, auch der starke rothe Mann war mit ihr zufrieden, doch der rationalistische Theolog verwarf sie als eine Ausgeburt des grassesten in das Mittelalter gehörenden Aberglaubens, und die Damen waren unbefriedigt, weil keine Liebschaft darin vorkam. Da erhob sich der

ſeine Pfeife ſchmauchende unheimliche Oberförſter im Winkel, und begann eine andere Geſchichte, die aber nur ſehr kurz war. Sie hieß:

„Der Jägerdienſt.“

Nicht fern von hier ſuchte ein Graf an die Stelle des verſtorbenen Förſters einen Jäger. Er übergab den Poſten einem Menſchen, Namens Liebetraut, der ihn früher auf mehreren Feldzügen begleitet hatte.

Doch ſchon nach wenigen Tagen wurde Liebetraut, indem er den Wald durchſtreifte, von einem unſichtbaren Feinde erſchoſſen.

Nach vierzehn Tagen ſetzte der Graf einen andern jungen Mann, Namens Glaſer, an dieſelben Poſten; doch mit dieſem ging es gerade ebenſo. Und daſſelbe ereignete ſich mit noch vier andern Jägern, die in dem Zeitraume eines Jahres den Dienſt angetreten hatten. Der unſichtbare Feind erſchoß ſie alle in kurzer Zeit. Endlich wollte ſich kein Menſch mehr zu der Stelle finden, obgleich der Graf, der einen Jäger nöthig brauchte, einen doppelten Gehalt bot.

Es mochte ein halbes Jahr vergangen sein, daß die Stelle unbesetzt geblieben war, als eines Abends ein baumlanger, starker Mann in das Wohnzimmer des Grafen trat. Er hatte ein Feuermaal an der Stirn und redete einen ganz fremdartigen Dialekt. Nach einigen einleitenden Worten trug er dem Grafen die Bitte vor, daß er ihm doch die vacante Jägerstelle übergeben möchte.

Der Graf war froh, einen neuen Jäger zu finden, der sogleich in die Försterei einzog. Jede Nacht durchstreifte dieser den Wald; es regnete Schüsse auf ihn von allen Seiten; aber er fing die Kugeln alle mit dem Hute auf.

„Meine Geschichte ist aus; ich will nur sagen, ein Jäger muß mit dem Teufel umzugehen wissen."

Der Oberförster Samiel schnitt bei Beendigung dieser Erzählung ein Gesicht, vor dem sich besonders die anwesenden Damen entsetzten. Es wurden nun noch mehrere Geschichten erzählt; die eine handelte von dem langen Gespenst in der Mordgasse der Stadt Hof; wo dieses zu den

Fenstern hereinsah, da starben die Leute den nächsten Tag; eine andere von einem unheimlichen Spielmanne, der die Menschen mit der Geige todtspielte; eine dritte von der großen Gespensterschlacht bei Ballenstädt; eine vierte von einem Leichname, der blutete, als sich ihm der Mörder nahte; eine fünfte von einem Kopfschatten an der Wand; eine sechste von einem Todten, dem ein Ring abgezogen wurde, und der den Dieb festhielt; eine siebente von einem Liebhaber, der sein Mädchen verließ, worauf sie vor Gram starb; er tanzte auf einer Maskerade ein Jahr später mit einem reizenden Frauenzimmer; er drang in sie, sich zu demaskiren; doch sie that es nicht. Es gelang ihm, sie nach Hause zu begleiten. An der Thüre ihres Hauses nahm sie die Maske ab, und er sah das Gesicht seiner verlassenen verstorbenen Geliebten. Eine achte von einem Wirthe, der, in der Betrunkenheit am Galgen vorbeigehend, drei Erhängte zu Gaste einlud, und zu dem sie dieselbe Nacht kamen, und ihm den Hals umdrehten. Und so eine neunte, zehnte, eilfte, zwölfte, bis es zwölf Uhr schlug, wo sich die meisten Anwesenden ermüdet fühlten.

Da hob der Wirth an, daß ſich in ſeinem Gaſthauſe ein ſpukhaftes Zimmer befinde, und fragte, ob etwa Jemand Luſt habe, darin zu übernachten. Der rationaliſtiſche, an keinen Geiſt glaubende Theolog bat ſich ſogleich die Ehre aus, die ihm jedoch der ſchnurrbärtige Lieutenant ſtreitig machte; es wurde durch das Loos entſchieden, wer in dem Zimmer übernachten ſollte. Der Lieutenant war der Glückliche.

Der Wirth führte ihn hinauf, und er legte ſich, nachdem er die Thüre wohl verwahrt, nieder. Sehr müde, hoffte er bald einzuſchlafen. Es ſchlug halb Eins, als es an die Thüre klopfte. Der Lieutenant hörte erſt kaum darauf. Doch es klopfte noch einmal, und dann ein drittesmal. Dann öffnete ſich die Thüre; eine weibliche Geſtalt trat herein, ſchneeweiß, wie er im Mondſcheine erkannte. Sie blieb vor ſeinem Bette ſtehen. Er fragte mit lauter Stimme, von kaltem Schauder durchronnen: „Was willſt Du!“

„Dich!“ erwiederte ſie, und legte ſich zu ihm in das Bett. Sie war eiskalt. Sie umarmte ihn, um ſich an ihm zu erwärmen. Er wollte ſie von

ſich ſtoßen. Aber ſie ſagte: „Im Leben verſtießeſt Du mich; die Todte jedoch läßt ſich nicht von Dir treiben, Du Ungetreuer!“ Feſter und feſter packte ſie ihn; ihr Athem war Grabesluft, und ihre Arme waren bloße dürre Knochen. Ein Skelett hielt ihn umklammert. Er wollte nach Hilfe rufen, aber ein ſchreckliches Gefühl preßte ihm die Kehle zu. „O Julie, erbarme Dich doch meiner,“ rief er aus. „Du haſt Dich im Leben meiner auch nicht erbarmt!“ verſetzte das Skelett mit hohlem Tone.

Am andern Morgen wurde der Lieutenant in ſeinem Bette todt gefunden.

Die Wiese.

Ich weiß Euch eine Wiese, schön wie keine,
Es rinnt an ihr ein stiller Silberfluß,
Hier Stadt, dort Feld, dort schattenkühle Haine,
Romantisch bietet dort ein Dörfchen Gruß;
Von welchem Zauber bin ich doch besessen,
Ich kann die schöne Wiese nicht vergessen.

Und auf der Wiese webt ein süßer Schimmer,
Da wachsen holde Blumen hundertfalt,
Und Eine strahlt hervor in Götterflimmer,
In Alles überleuchtender Gestalt;
Ihr Schönheitsglanz, ihr Reiz ist unermessen,
Ich kann die Wunderblume nicht vergessen.

Und auf der Wiese schimmern holde Sterne,
Wenn sie die Nacht mit Himmelsduft umwebt,
Doch einen Stern vor allen seh' ich gerne,
In dem der Himmel mir entgegenschwebt;

Wer ſehnt ſich nicht, den Stern an ſich zu preſſen?
Den Stern — den Stern — ich kann ihn
nicht vergeſſen.

Und auf der Wieſe blühen ſel'ge Stunden,
Da ſchlägt dem Glücklichen die Uhr zu ſchnell;
Auch mir iſt dort ein Tag — ein Tag ver-
ſchwunden,
Der leuchtet mir auf ewig ſonnenhell;
Nur ach, zu kurz — zu kurz war er gemeſſen;
Den Tag — den Tag — ich kann ihn nicht
vergeſſen.

Ja, was die Wieſe ſchmückt — all' ihre Wonne
Umgaukelt ſüß mich im Erinn'rungstraum;
Doch über Alles ſtrahlt gleich einer Sonne
Ihr Schönſtes in des Herzens ſtillem Raum;
Es klang Muſik — ich durft' es an mich preſſen,
Das und die Wieſe werd' ich nie vergeſſen!

Disharmonieen.

Gern ein Mäcenas möcht' er ſein,
Drum protegirt er — die Pfuſcher allein.

Wie fertig iſt er mit dem Wort,
Und kommt nicht mit der Feder fort;
Wie ſchön ſein Buch und ſein Gedicht!
Wie hölzern iſt er, wenn er ſpricht!

Das Oſtern ruft zum Auferſtehn,
Da möcht' ich wohl zu Grabe gehn.

Der Frühling blühet um mich her;
Mein Winter endet nimmermehr.

Sein Herz iſt im vierzigſten Jahr' noch nicht kalt;
Er liebt eine Maid vierzehn Jahr' kaum alt.

Er hat für euch gelitten,
Er hat für euch geſtritten,
Gewirkt mit That und Wort;

Was giebt dem treuſten Sohne
Das Vaterland zum Lohne?
Es — jagt zum Dank ihn fort. —

Die Bildung unſrer Tage geht ſo hoch,
Daß aller Sinn für Poeſie entflog.

Hier iſt Genie — greift zu nur friſch! —
Doch nein, ihr geht zum leeren Tiſch!

O wie ſeid ihr doch ſo kleinlich;
Wer einmal die Wahrheit ſprach,
Euer Grollen trägt's ihm peinlich
Durch das ganze Leben nach.

Sein Bauch iſt dick, voll ſein Geſicht,
Doch eine Seele hat er nicht.

Die Dummheit ſtarrt von Gold und Seid',
Genie geht in zerlumptem Kleid.

Die Lerche ſingt in höchſter Luſt,
Und mir zerſpringt vor Schmerz die Bruſt.

Das Werk iſt ſchön — es freut die Welt;
Todt ſchlägt's der Kritikus, der Held.

Man achtet ihn, er hat viel Geld,
Hat Rang und Anſehn vor der Welt.
Sein Herz iſt härter als ein Stein,
Kennt kein Erbarmen und Verzeih'n;
Sein Stolz iſt groß, ſein Sinn iſt ſchlecht,
Gewalt gilt ihm allein für Recht;
Und dennoch preiſt allüberall
Man ſeine Tugend mit großem Schall.

Genüber wohnt ein armer Mann,
Der kaum ſein Brod verdienen kann;
Sein Herz iſt weich — er theilt in Noth
Gern ſeinen letzten Biſſen Brod,
Und thäte gern des Guten mehr,
Wenn er es nur im Stande wär';
Kränkt Niemand, ſchlecht von Keinem ſpricht,
Erfüllet jede Menſchenpflicht;
Und dennoch wird ihn Niemand preiſen;
Ein arm'er Lump iſt er geheißen.

Die Rache.

„Ei Gottwillkommen, ſchöne Maid!
Laß uns zuſammen gehn!
Trug lang im Herzen ſtilles Leid,
Dich noch einmal zu ſehn!“

„Mir iſt ſo bang, mir iſt ſo weh!
Gar einſam iſt der Ort!“ —
Er faßt den Arm ſo weiß wie Schnee,
Und zieht ſie mit ſich fort.

„Noch heimlicher iſt jener Wald;
Ein Wörtlein ſag' ich dir,
Das keinem Ohre wiederhallt,
Im traulichen Revier.“

Ihr pocht das Herz mit heft'gem Schlag,
Sie wird bald bleich', bald roth;
Das Wörtlein, das er zu ihr ſprach,
Hilf Himmel! das hieß „Tod!“

Er ſtieß den Stahl ihr in die Bruſt,
Und lachte wild dazu,
Und rief mit fürchterlicher Luſt:
„Fahr' hin, du Schlange, du!“

Heute.

Sehnſucht, Schwermuth und Entzücken,
Ein Gedanke nur der Tag,
Nur ein Bildniß vor den Blicken,
Und das Herz ein einz'ger Schlag.

Morgen.

Schwarze, blonde im Vereine;
Welch ein reizendes Geſchlecht!
Blaſſe, rothe, große, kleine,
Und — ſie ſind mir alle recht.

Das geisterhafte Mädchen.

Eines Abends kehrte in dem Gasthofe zu S. — ein Fußreisender ein, der sein Reisebündel sogleich in eine Ecke warf, und sich, ohne ein Wort zu reden, niedersetzte. Der Kellner fragte, was ihm gefällig sei; er hörte nicht darauf. Den Kopf auf den Arm gestützt blieb er eine Zeitlang regungslos sitzen. Jetzt ergriff er einige Zeitungsblätter, warf aber eins nach dem andern, kaum angesehen, wieder weg. Er brütete wohl eine halbe Stunde in sich hinein. Endlich verlangte er ein Zimmer, so elegant als möglich, aber nur nicht vorn heraus. Ein solches war vacant. Dorthin befahl er dem Marqueur ein Beefsteak und eine Flasche Chateau Lafitte zu bringen.

Ehe er hinaufging, sprach er einige Worte mit dem Wirthe. Erstlich pränumerirte er mit zehn

Louisd'or für den Fall, daß ihn Herr Müller — diesen gewöhnlichen Namen führte die höchst gewöhnliche Wirthsseele — ein Zimmer auf einige Zeit überließe. Müller zog sein Käpsel und stürzte vor dem goldenen Gaste zur Erde, mit der Aeußerung, daß ihm sein Haus auf ganze Jahre zu Gebote stehe. Der Fremde verlangte von diesen Jahren bloß etwa einen Monat, machte aber dabei eine Bedingung. Er übergab Müllern seinen Paß, doch gebot er ihm auf das Strengste, gegen Jedermann seinen Namen zu verschweigen. Um aber als Namenloser kein Aufsehen zu erregen, so solle ihn Müller auf etwaige Nachfragen Carlo nennen. Der Wirth, der befriedigt das Gold einstrich, stand ganz zu Befehl des Fremden.

Vierzehn Tage hatte Carlo bereits in S. — zugebracht. Auch ein ordinärer Mensch hätte während dieses Aufenthaltes in der kleinen Stadt der Aufmerksamkeit der Bewohner, die sich alle kannten, nicht entgehen können; um wie viel mehr eine Person, deren Benehmen ziemlich von dem Alltäglichen abwich!

In allen Gesellschaften sprach man von dem

geheimnißvollen, in dem Gaſthofe zum Adler logirenden Fremden. Der Eine hatte ihn im Mondſcheine zwiſchen zwölf und ein Uhr auf dem Gottesacker umherwandeln ſehen; der Andere erblickte ihn gleich einem Vogel auf einem Baume im Walde ſitzend, mit einem Buche in der Hand, und hörte ihn dort bald leiſe murmeln, bald laut declamiren; ein Dritter ſah, wie er bei einem heftigen Gewitter nach dem Strome eilte, und ſich von einem Fiſcher der heranrückenden Wetternacht gerade entgegenfahren ließ; ein Vierter ſah ihn auf einem Felſenabhange ſtehend und mit einem Dolche ſpielend; und ſo wußten Andere noch mehrere Hiſtörchen von ihm zu erzählen, auch wohl hinzu zu dichten, die alle darin übereinkamen, daß der vielbeſprochene Carlo entweder ein Engländer, oder ein Böſewicht, oder eine Art von Zauberer oder ein ganz unerhörter Sonderling ſein müſſe.

Schon ſein Aeußeres war auffallend. Ein ſchmächtiger Wuchs, ein raſcher, ſtürmender Gang, ſchwarzes, etwas verwildertes Haar, ein durchdringender, ſtechender Blick, ein tiefmelancholiſcher Zug um den Mund und Falten über den Augenbrauen,

dabei ein etwas phantaſtiſcher, nachläſſiger Anzug, das Alles machte ihn zu einer in ungewöhnlichem Grade intereſſirenden Erſcheinung. In ſeinen Mienen glaubte man eine Art von geiſtiger Zerrüttung zu leſen. Der Mann mußte jedenfalls etwas Beſonderes erlebt haben. Seine Gemüthsſtimmung mochte zuweilen in das Gebiet des Wahnſinns hinüberſtreifen.

Die Anweſenheit des räthſelhaften Fremden zog jetzt Manchen in den Gaſthof, der früher nur ſelten oder gar nicht dahin gekommen war. Wer den Mann nur oben auf- und niedergehen gehört, oder ihn gar flüchtig geſehen hatte, der war ein Glücklicher. Doch Letzteres gelang nicht häufig; denn Erſtlich vermied Carlo die Gaſtſtube gänzlich; Zweitens lag der Gaſthof außerhalb der Stadt, Carlo war ſogleich im Freien, ohne erſt eine Gaſſe paſſiren zu müſſen; und Drittens wußte ſich Carlo bei dem Ausgehen jedesmal ſo ſtill hinwegzuſchleichen, und war immer ſo ſchnell in den nahen Gebüſchen verſchwunden, daß ihn Einige gar für einen bloßen Geiſt hielten.

Ein Heer von Neugierigen drängte ſich um den

Wirth und bemühte ſich, Etwas aus ihm heraus-zulocken; doch dieſer verſtand ſeinen Vortheil; mit einem geheimnißvollen Lächeln die Achſeln zuckend, ſagte er, wenn er auch etwas wiſſe, ſo ſähe er ſich doch aus wichtigen Gründen genöthigt, zu ſchweigen. Einige Brocken, die er mitunter über ſeinen Gaſt fallen ließ, waren von der Art, daß ſie die Neugier nicht verminderten, ſondern nur verſtärkten, und ſo die Zahl ſeines Zuſpruchs vermehrten.

Carlo ſelbſt machte es ein beſonderes Vergnügen, daß ſich die Leute über ihn den Kopf zerbrachen. Es war ihm wohlthuend, einmal ſo ganz für ſich allein ſein zu können, was er ſeit langen Jahren ſchon gewünſcht hatte. Früh ſaß er gewöhnlich Stunden lang in ſeinem Zimmer, in Träumereien verloren. Dann ſchrieb er etwas, was er jedoch jedesmal, ſobald er es beendigt, verbrannte. Nach Tiſche trat er ſeine Spaziergänge an, von denen er oft erſt in der Nacht zurückkehrte. Dann ſchlief er einige Stunden. Nach Mitternacht aber zündete er ſich Licht an, und ſchrieb wieder, ebenfalls bloß für die Flammen, denen er das Geſchriebene feierlich opferte. Hierauf endlich warf er ſich

halb angekleidet auf das Bett, und ſchlief gewöhnlich, bis die Sonne hell durch die Fenſter hereinſchien.

Früher hatte er mehrere Reiſen gemacht, und aus dieſer Zeit war ihm S. — als einer der ſchönſten Puncte Deutſchlands im Gedächtniſſe geblieben. Die ſich gen Himmel rings emporthürmenden Gebirgsmaſſen, die engen, düſtern, ſchauerlichen Waldgründe, die mannigfaltigen, mitunter ſehr ſeltſam geſtalteten Felſengruppen, der majeſtätiſche vor der Stadt vorüberwallende Strom — das Alles waren Gegenſtände, die ihm ſo ganz behagten, und ihn mächtig hierher feſſelten.

Die Stadt S. — war nicht groß. Doch gab es dort viele Muſikfreunde. Eines Abends wurde ein Concert gehalten.

Schon war Alles im Saale verſammelt, und die Inſtrumente wurden geſtimmt. So eben gab der Director das Zeichen zu dem Anfange einer Ouvertüre von Roſſini, als ſich mit einigem Geräuſche die Thüre öffnete. Alle Augen wandten ſich nach dem Eintretenden. Sogleich flog es von

Munde zu Munde: „Carlo!“ „Der geheimniß-volle Fremde!“ „Der räthſelhafte Gaſt!“

Die höher aufrauſchende Ouvertüre lenkte jetzt die Aufmerkſamkeit ab, doch ſah man ſich öfters nach ihm um, und faßte ihn ſcharf in's Auge. Das ging während der darauf folgenden Arie und dem Clavierconcert ſo fort.

In der Pauſe blickte und drängte ſich Alles nach Carlo. Man wollte ſein Urtheil über die hieſige Muſik hören. Er lobte das Beſtreben der Muſiker, und zeigte ſich höchſt unbefangen, bis ihn auf einmal etwas zu verwirren ſchien. Jetzt ſprach er zerſtreut, oder antwortete gar nicht. Seine Blicke wandten ſich verſtohlen nach der Geſtalt eines abgehärmten, aber trotz dem höchſt reizenden Mädchens. Er erröthete und erblaßte abwechſelnd, wenn ihn ihr Auge traf, ſeine Worte ſtockten im lebhafteſten Fluſſe, er wankte, die mit ihm Sprechenden glaubten, daß ihn ein Unwohlſein anwandele; doch er verſicherte, es ſei nichts, und die beginnende Symphonie von Beethoven riß ihn aus ſeiner Verlegenheit. Die auf ihn Acht gaben, bemerkten, wie er jetzt die den Muſikern eigenen Gri-

maſſen ſchnitt, wenn das, was ſie hören, ihr Gefühl beleidigt. Dabei blieb es eine Zeit lang. Doch bei einer ſehr zarten, nur hinzuhauchenden Stelle, wo die Hoboen nicht einmal rein bliesen, ſpannten ſich alle ſeine Geſichtsmuskeln krampfhaft an und arbeiteten in wilder Vibration, als wollten ſie zerſpringen; endlich ertrug er's nicht länger.

„O abſcheulich! Abſcheulich!" ſchrie er mit einer Donnerſtimme über den ganzen Concertſaal hinweg, und ſtürzte wie ein Raſender zur Thüre hinaus.

Nach einigen Wochen ſaß er auf einer einſamen Bergſpitze, in Oſſian's Fingal leſend. Nachdem er eine Zeitlang laut declamirt hatte, zog er einen Dolch hervor. Es brachen ihm Thränen aus den Augen.

Er phantaſirte über die Jahre ſeiner Kindheit, rief ſich ſo manche ſelige Erinnerungen aus dem Jünglingsalter zurück und gedachte beſonders einer Zeit, wo er einmal träumte, daß es in der Welt eine Poeſie gebe.

Jetzt warf er den Dolch von ſich und zog ein Portrait aus dem Buſen. Lange betrachtete er es,

als wollte er es mit ſeinen Blicken ganz verſchlingen. Plötzlich aber warf er es nieder, und zerſtampfte es mit dem Fuße unter wildem Hohngelächter. Doch dieſem Lachen folgte jetzt wieder die tiefſte Wehmuth.

„Warum haben wir ſo wenige ſelige Augenblicke auf dieſer Welt?“ rief er aus. „Ewige Güte, warum weckteſt du den Menſchen aus Nichts? Warum all' die Plagen, all' die Kämpfe und all' die vergebliche Sehnſucht? Warum erfüllen ſich unſere liebſten Wünſche nie? Warum trägt der Baum der Hoffnung ſo viele ſchöne Blüthen und keine Frucht? Wozu all' die Anſtrengung bis zur Erſchöpfung und Todesmüdigkeit, das Abmühen ohne das Lächeln eines Danks, die glühende Liebe ohne Erwiederung? Iſt's denn ein Wunder, wenn uns am Ende Welt und Menſchen anekeln?“

Hier ſchwieg er eine Weile.

Darauf hob er von Neuem an:

„Nein, ich mag nichts mehr von dieſen Menſchen wiſſen, die das Kleine und Mittelmäßige vergöttern, die ſich in einem Wuſt von Erbärmlichkei-

ten umherwälzen, — die Schafköpfe krönen und den Lorbeerwürdigen mit Miſt werfen, — die ſich an Eſelsgeſchrei ergötzen und die Philomele nicht hören! — O ich fühle meinen Werth, und der Teufel ſoll den armen Lump holen, der keinen Funken ſolchen Selbſtgefühles in ſich trägt! Könnte ich doch dieſe ganze Welt mit einem Tritte zerſtampfen! Dieſen Kaſten voll Unſinn, Schurkerei und Dummheit! Dieſes Armenſünderſtübchen! Dieſes Narrenhaus!"

Hier ſchwieg er wieder, ſtarr zu Boden blickend. Endlich fuhr er fort:

„Doch die Wurzel des Fluchs wuchs in meinem eignen Innern. Die Welt gab ihr nur Nahrung. Menſchen waren es freilich, die mich verlockten. Aber was hieß mich auf ſie hören als mein eigener Leichtſinn? Menſchen riſſen mich in's Verderben, aber was verbarg mir den ſich vor mir öffnenden Abgrund, als meine eigene Blindheit? Was verwickelte mich in einen Knäul von Vergehungen und Verbrechen als meine alle Grenzen überſpringende Leidenſchaft? — Doch ich könnte wohl auch fragen, wer gab mir denn dieſes leichtſinnig wal-

lende Blut, wer verdammte mich zu jener Blindheit, wer legte von allem Anfange her in mich dieſen empfänglichen Zunder der leichtentflammten Affecte? — Ich ſpreche den Namen „Gott" aus, und verſinke in einen ewigen Abgrund."

Bei dieſen Worten weckte ihn ein Geräuſch aus ſeinen Betrachtungen. Er blickte auf, und ſah ein liebliches Mädchen vorüberſchreiten, deren Erſcheinung ſogleich alle ſeine düſtern Phantaſien verbannte. Es gelang ihm, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen, die ſich erſt um gleichgiltige Gegenſtände drehte, doch nach und nach eine innigere Färbung annahm.

Das Mädchen war hoch und ſchlank gewachſen; in ihrem Auge lag ein mächtiges Feuer, ihre Stirne war frei und edel, ihre Sprache hatte einen Klang voll Wohllaut und Innigkeit, und in ihrem ganzen Weſen vereinigte ſich Alles, um Carlo fortzureiſſen von Entzücken zu Entzücken. Er hatte ſie ſchon oft im Traume geſehen, im ſchlafenden wie im wachenden; ihr Bild war ihm längſt vertraut. Caroline — ſo hieß ſie — widerſtand ſchwer den glühenden Worten Carlo's. „Carlo

und Carolina!" rief er aus; „ſo ſteht's über den Sternen geſchrieben! Carolina, ſei mein für alle Ewigkeit!"

Er umfaßte ſie und preßte ſie heftig an ſich; das Mädchen widerſtrebte, aber ſelbſt in ihrem zürnenden Abwehren lag eine Art von Hingebung; feurige Küſſe ſteigerten die Gluth der Empfindungen."

„Laßt mich los, Fremder!" rief ſie. Ich bin ein armes Fiſchermädchen, und meine Tugend iſt mein ganzer Reichthum!"

Aber der entbrannte Carlo faßte ſie nur feſter, und beſtürmte ſie mit neuen Küſſen; er ſchwor Carolinen ewige Treue, und ſchon triumphirte er im Stillen, als ſie ſich mit Gewalt aus ſeinen Armen riß und hinter den Gebüſchen verſchwand. Carlo verfolgte das Mädchen, doch die Angſt verdoppelte ihre Schnelligkeit, und unten an dem Ufer des Fluſſes war ſie ihm auf einmal aus den Augen.

Obwohl Carlo der Freundſchaft, Liebe und allen nähern Verbindungen mit Menſchen längſt ab-

geſchworen hatte, ſo drängte ſich ihm doch jetzt immer im Wachen und in Träumen das Bild des Mädchens auf. Er zürnte auf ſich ſelbſt, als er bemerkte, daß das Mädchen einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatte, er murmelte tauſendmal zähneknirſchend: „Verdammte Hexe!“ und doch erſchien ſie ihm dann wieder von ſo lieblichem Zauber verklärt, daß all' ſein Zorn dahinſchmolz in Sehnſucht und Liebe. Er beſtrebte ſich, ihr Bild aus ſeiner Seele zu vertilgen; doch je mehr er ſich bemühte, ſie zu vergeſſen, deſto mehr mußte er nur an ſie denken, bis er endlich gar keinen Gedanken mehr hatte, als das Mädchen. Immer trat ihm ihr Gebild entgegen, ſo unſchuldig, ſo jugendkräftig, ſo heiter und rührend, ſo liebevoll ihm in das tiefſte Auge blickend, immer klang ihm ihre melodiſche Sprache vor den Ohren. Er fluchte auf dieſe Tyrannei ſeiner Empfindungen, und doch berückte ihn immer wieder von Neuem der vorige Zauber, und ſchmolz ſein ganzes Herz. Sie erſchien ihm zuweilen wie ein ihm vom Himmel geſandter rettender Engel; doch er haßte dann wieder ſelbſt den Gedanken an Troſt, brach in Hohnlachen

aus, und ſchwebte ſo in einem Gewirr der contraſtirendſten Empfindungen.

Er beſchloß, das Mädchen nie wieder aufzuſuchen, und wählte Spaziergänge an dem jenſeitigen Ufer des Fluſſes. Er ſchwor ihr Haß in den fürchterlichſten Ausdrücken. Aber nach einigen Tagen ſah er ſich doch wieder auf der Spitze jenes Berges. Die ſchöne Gegend ſchwamm unten todt vor ſeinen Blicken. Er dachte an nichts als an das Mädchen. Ueberall ſpähte ſein Auge nach ihr. Er bildete ſich feſt ein, daß ſie erſcheinen müßte. Er wollte faſt darüber wahnſinnig werden, daß ſie ausblieb.

„Sie kommt nicht!“ ſagte er endlich im Tone des tiefſten Unmuths. „Sie ſoll ja aber auch nicht kommen,“ ſetzte er, ſich verbeſſernd, im Tone einer wilden erzwungenen Luſtigkeit hinzu. „Ha ha ha! Bin ich nicht ein unſinniger Menſch!“ ſchrie er jetzt laut, ſich vor die Stirne ſchlagend, und warf ſich im Graſe nieder.

Nach einer kleinen Weile regte ſich das Gebüſch; er ſchaute auf; ſie war es. Es verwirrten ſich alle ſeine Gedanken. Er ſchwor ſich im Stil-

len, ſie gar nicht zu beachten. Des Mädchens Blicke ſchienen ſuchend umher zu irren; jetzt ſtand ſie abgewendet; dieſen Augenblick benutzte er und verbarg ſich hinter ein Gebüſch.

Sie nannte laut ſeinen Namen; voll Sehnſucht die Arme in die Lüfte breitend rief ſie aus: „O Carlo, mein theurer Carlo, wo find'- ich Dich wieder?"

Jetzt ſtürzte er ihr in die Arme; ſie erſchrack. „Dieſe Umarmung ſei die letzte!" rief er aus, und ſetzte den Dolch auf ſeine Bruſt.

„Um Gotteswillen! Morden Sie ſich nicht!" bat das Mädchen.

„Was kann Dir daran liegen, ob ich athme, oder vermodere?" fragte Carlo.

Sie ſchwieg in tiefem Ernſt; eine Thräne drängte ſich in ihre Augen. Carlo befiel eine Art von Wahnſinn, und als er wieder zum Bewußtſein kam, war das Mädchen wie ein Traumgebild verſchwunden.

Carlo hatte ſchon einmal geliebt. Das Mädchen im Concerte erinnerte ihn daran. Er lernte

ſie in der Reſidenz kennen. Bei ihrem Anblicke erwachten in ihm fürchterliche Gedanken. Doch ſie war für ewig der Vergeſſenheit übergeben. Nur Caroline lebte jetzt in ſeiner Seele. Der nobelſte Mann hat einen Hang zu Frauenzimmern von niederer Geburt. Es giebt unter ihnen viele ſchöne, und auch ſo manche unverdorbene. Die Liebe eines Bauernmädchens iſt gewiß inniger, als die einer Hofdame.

Carlo hatte nach dem Ende ſeiner erſten Liebſchaft ein wildes, wüſtes Leben geführt. Darauf ſtellte ſich ein Ueberdruß ein; unbefriedigt von materiellem Genuß ſehnte er ſich wieder nach etwas Höherem. Ueberhaupt hätte er gern ſein ganzes früheres Treiben vernichtet, und ein völlig neues Daſein begonnen, was ſehr viele Menſchen wünſchen, die im vier und dreißigſten Jahre noch nicht geheirathet haben. Einem Manne von dieſem Alter erſcheint das Philiſterium als ein Paradies. Manche Leute können aber nie Philiſter werden.

Viele Male ging Carlo wieder nach dem Berge. Aber er traf das Mädchen nie wieder. Er glaubte endlich, daß ſie ein bloßes Phantaſiegebild geweſen

wäre, das in der Wirklichkeit gar nicht exiſtirte, und reiſte daher aus S. — ab.

„Was iſt das ganze Treiben der Menſchen!“ dachte Carlo, als er S. — im Rücken hatte. „Was iſt der König, deſſen Regierungskunſt jeder Lump tadelt? Was iſt der Miniſter, der in jedem Augenblicke den Sturz befürchten muß? Was iſt der Theolog, der lehrt, was er ſelbſt nicht glauben kann? Was iſt der Advocat, der von der Uneinigkeit und Angſt der Menſchen lebt? Was iſt der Mediciner, dem der drohende Tod mit ſeiner Senſe Erndten bereitet? Was iſt der Philolog, der ſein Leben an alten Skarteken zerkaut und zernagt? Was iſt der Kaufmann, der ſtets befürchten muß, bankerott werden zu können? Was iſt der Dichter, der Maler, der Muſiker, der ſich an der geiſtigen Schwindſucht verzehrt? Was iſt der Wirth, der von den Mägen und Gurgeln der Leute lebt? Was iſt der Bauer, der ackert und alle Minuten einmal ruft: „Hott oder Whiſt, du verfluchtes Luder?“ Was iſt ein Mädchen, das nie aus dem Hauſe kommt, und was iſt eine öffentliche Dirne, die auf den

Straßen umherläuft? Was iſt ein Bettler, dem nur das Mitleid ſeine Tage friſtet?"

„Sie ſind alle nichts!" antwortete er ſich ſelbſt. „Sie werden alle Staub, heute oder morgen. Der Bettler iſt noch beſſer daran als der König. Er fürchtet nicht. Und Furcht iſt das Schlimmſte. Muth iſt Alles. Wer Muth hat, kann dulden, er kann entbehren, er kann — ſterben! wie der Luther der neuern Zeit einmal ſagt."

Carlo war der gottloſeſte Menſch nach gemeinen Begriffen, aber doch hatte er mehr moraliſche Empfindungen als hundert Profeſſoren der Theologie zuſammen genommen. Er hatte auch einmal Profeſſor werden wollen; er beſaß einen Reichthum von Sprachkenntniſſen, und hatte gründlich Philoſophie ſtudirt, aber Schneider und Schuſter wurden Doctoren der Philoſophie, und er wurde es nicht. Die Schneider und Schuſter ließen ſich Disputationen ſchreiben und bezahlten; aber er hatte Kenntniſſe, Geiſt, Gemüth und — Alles außer Geld. Geld jedoch iſt eben Alles. Die vier Buchſtaben ſind die Könige der Welt. Geiſt, Schönheit, Liebenswürdigkeit, Humanität — das

Alles macht das Geld. Es macht ſogar Genie, wiewohl das unglaublich ſcheint. Doch es giebt reiche Juden, die etwas vor ſich bringen, und arme Chriſten, die nichts leiſten, und die auch deßwegen das Chriſtenthum haben abſchaffen wollen. Doch ſie ſind durch die Stimme des Publicums genugſam verdammt. Ihre Gedanken ſind zu unſinnig, als daß ſich ein geſcheidter Mann die Mühe nehmen ſollte, ſie nur zu prüfen, geſchweige denn zu widerlegen. Jede Lüge zerfällt in ſich ſelbſt. Es komme nur erſt einmal Einer, und ſtelle eine beſſere Religion auf als das Chriſtenthum!

Doch zurück zu unſerm Carlo! Nach einigen Tagen ging er durch einen Wald. Er zog dort den Dolch hervor, um ſich zu morden, aber ein eigenes Etwas hielt ihn zurück; es war ihm, als fühlte er einen Arm, als hörte er eine Stimme: „Ach nein, Carlo, morde Dich doch nicht! Lebe doch mir zu Liebe!“ Der Ton klang ihm wie die Stimme des Mädchens, deren Bild ihm überallhin folgte; er blickte umher, rief, ſuchte; doch keine Spur von einem lebenden Weſen, keine Antwort auf ſeine Fragen! Nur wie ein fernes Echo tönte

es noch einige Male abgebrochen: „Lieber — morde — dich — nicht — nicht — nicht!“ —

„Sonderbar!“ murmelte er vor sich hin! „in der That höchst sonderbar! — Nun ja, ich will bleiben, bis das Gesetz der Natur mich vernichtet!“

Nach mehrern Kreuz- und Querzügen fiel er eines Tages einer Räuberbande in die Hände. Da er nichts besaß und ihn die Menschheit von sich gestoßen hatte, so äußerte er ein Gelüst, sich dieser Gesellschaft anzuschließen. Er hielt eine mächtige Rede über den Menschenhaß; die rohen Kerle jauchzten ihm zu, und als er mit Feuer weiter von großen Unternehmungen sprach, so stieg nur noch ihre Begeisterung für Carlo.

„Wie wär's,“ sagten sie, wenn Ihr unser Hauptmann würdet? Unser voriger ist vor einigen Tagen bei einer mißlichen Affaire um's Leben gekommen; wir brauchen einen neuen Anführer, und, irren wir nicht, Ihr habt Kenntnisse, Geist, Muth, und dabei keine Aussicht auf ein Glück, — ja beim Teufel, irren wir nicht, so seid Ihr der Mann dazu!“

„Ich dächte, wir hätten uns schon gesehen!“

hob jetzt ein anderer Räuber gegen Carlo an. „Waren wir nicht schon vor einigen Jahren Mitglieder derselben Bande? Hauſten wir nicht zuſammen im Speſſart?“

Es war ganz richtig. Carlo erkannte den Spießgeſellen wieder. Carlo nahm die ihm angetragene Stelle des Hauptmanns an, und wurde bald das Schrecken der Umgegend. Er trieb das Räuberhandwerk aus moraliſchen Gründen, und war deßwegen um ſo furchtbarer. Er hätte gern die ganze Menſchheit von der Erde vertilgt, und dann ſich als den Letzten mit Hohnlachen ermordet.

Eines Tages brach man in der Nacht in ein einzeln ſtehendes Landhaus ein. Man hatte ausgekundſchaftet, daß dort nur drei Menſchen ſchliefen. Zwei davon wachten nicht wieder auf. Die Räuber eilten jetzt nach einer Kammer. Carlo ging voran. Schon war die Thüre aufgeſprengt, ſchon ſchwang Carlo den Mordſtahl, als er plötzlich bei dem Schein der Blendlaternen in dem Weſen, das er tödten wollte, ſein längſt geſuchtes Mädchen erkannte. Voll Beſtürzung taumelte er zurück, ſchleu-

derte den Dolch weg, ſank auf ihr Lager, und bedeckte ſie mit heißen Küſſen.

„Rette Dich, Hauptmann!“ ſchrieen die Andern, „oder Du biſt verloren!“

Alle entflohen. Nur Carlo blieb zurück. Plötzlich fühlte er ſich fortgeriſſen. Ketten klirrten an ſeinen Armen. Man brachte ihn in einen Wagen, und einige Stunden ſpäter befand er ſich in einem dumpfigen, unterirdiſchen Kerker. Vierzehn Tage brachte er hier zu bei Waſſer und Brod. Sein Wärter war ſtumm wie der Tod. Doch war es ihm zuweilen in mitternächtigen Stunden, als ob er aus der nächſten Ecke ein Flüſtern und Rufen vernähme. Er wurde verhört. Bald erfolgte ſein Todesurtheil. Er ſollte mit dem Schwert vom Leben zum Tode befördert werden; vorher hatte man ihm das Rad zuerkannt. Morgen ſollte die Execution vor ſich gehen. Den Geiſtlichen, der ihn beſuchte, verhöhnte er. Er freute ſich auf den morgenden Tag wie auf ein Feſt. Sterben war ſeit Jahren der einzige Gedanke ſeines Lebens geweſen; das Wie? war ihm gleichviel.

In der letzten Nacht, als die Glocke Zwölf

ſchlug, erſchien ihm plötzlich ein weibliches Geſchöpf; ſie redete ihn an; — es war die Stimme ſeines Mädchens, ihre Geſtalt, ihr ganzes Weſen.

„Komm!“ ſagte ſie; „folge mir! ich rette Dich! Steh auf und wirf die Ketten ab!“

Carlo fühlte eine neue wunderbare Lebensluſt — er riß an den Ketten aus Leibeskraft und — er ſprengte ſie. Durch eine verborgene Thüre in der Wand geleitete ihn das Mädchen in's Freie hinaus.

Hell ſchien der Mond. Carlo ſah jetzt deutlich ſeines Mädchens Züge. Er wollte an ihre Bruſt fliegen; doch ſeltſam, ihr Bild zerfloß in Nebelduft. —

Die Sonne ſchien bereits hell, als Carlo aus einem langen Schlafe erwachte. Die ganze Räubergeſchichte war nur ein Traum geweſen.

Carlo reiſte weiter und weiter. Sein ganzes Leben wurde ein ſchmerzliches Suchen nach dem Mädchen, das er oft zu ſehen glaubte, aber doch nirgends fand. Er ſuchte ſie ſogar in Amerika;

er ſah ſie auch dort, aber es war nur ein Schattenbild, das ihm entſchlüpfte, wenn er es mit den Händen faſſen wollte. Er reiſte zurück nach Europa und durchzog nach ihr alle Länder. Aber hier und da fand er zwar ihren Schatten, doch nirgends ſie ſelbſt. Er ſah ſie in London im Drurylane-Theater. Er ſah ſie in Neapel, heiterer als irgendwo; doch lauerte ein Schmerz hinter ihrer lebensfrohen Phyſiognomie. Er begegnete ihr auf einer Maskerade in Wien; er tanzte dort mit ihr. Dort lachte ſie fortwährend und vermied jedes ernſtere Geſpräch. Er ſah ſie in Spanien; dort erſchien ſie ihm als eine Furie. Er ſah ſie auch in Moskau; ſie verſchwand ihm aber dort im Augenblick. Er kam in dem Lande — zu einer Leiche; der Sarg wurde geöffnet; er ſah darin ſein Mädchen todt!

Die Geſtorbene lebte in ſeinem Gedächtniß fort. Wer ſie eigentlich war, hat Niemand ergründet. Carlo wurde älter und älter, und träumte immer noch von dem Mädchen, die ihm jedoch ſpäter nur als Geſpenſt erſchien. War es die Freude, war es die Poeſie, die Hoffnung, die Religion,

die Freiheit? — wer mag das entſcheiden? Es war ein Ideal, das auf Erden vielleicht nicht exiſtirte. Wohl Jeder hat einmal an ein ähnliches Mädchen gedacht. Schon die Sehnſucht nach ihr machte ihn ſelig. Wenn er ſie hätte heirathen dürfen, ſo wäre es mit aller Herrlichkeit ausgeweſen. Dann wären Kinder gekommen und Sorgen und Ueberdruß und Alles, was den Menſchen lebendig tödtet. Liebe und Sehnſucht müſſen eben eine ewige Unbefriedigung ſein. So iſt's in der Religion, in der Politik, in der Kunſt; ſo iſt's im ganzen Leben. Sobald der Menſch anfängt, ein Philiſter zu werden, ſobald er practiſch athmet, ſobald ihm die Erfüllung da iſt, ſo iſt er lebendig todt. Dann wird er eine Maſchine, ein bloßes Wagenrad, das ſich drehen läßt. Die Sehnſucht iſt viel ſchlimmer, als die Bosheit. Die Bosheit frißt ſich ſelbſt auf; die Sehnſucht bleibt zum letzten Herzensſchlage. In dem Herzen liegen alle Himmel und alle Höllen. Aber es müſſen in der Welt viele edle Herzen brechen. Es müſſen viele Würmer zertreten werden. Wer eine Welt ſchaffen kann, weiß, warum? Wir ſind Alle blind und

taub. Die Meiſten lachen, und das iſt das Beſte. Es iſt nichts geſünder, als das Lachen. Auch Carlo lachte gern; er ſtarb ſogar eines Tages am — Lachkrampf.

Nachwort.

Geld iſt Dreck. Die Menſchheit iſt ein Cloak. Eſel ſind Thiere, die ſich Alles gefallen laſſen. Ein Publicum iſt ein Ochſe. Schimpfen iſt fashionable. Genies giebt es nicht mehr. Von Claſſicität ſoll nun nie mehr die Rede ſein. Die Welt iſt groß, und ſo dumm, als ſie groß iſt. Dabei giebt es recht verſtändige Leute. Ich ſpucke im Geiſte jeden Leſer an, der ſich bei einem Buche amüſiren will. Dichter dürfen künftig nicht mehr exiſtiren. Wenn Homer mit allen neun Muſen angezogen käme, und kein Geld in der Taſche hätte, ſo würde man ihn ſchon im Thore zurückweiſen. Die Liebe iſt ein recht unſchuldiges Vergnügen. Wer geſcheuter iſt als andere Leute, der gehört in's Irrenhaus. Es giebt einen Gott, aber man ſieht wenig von ihm. Er iſt wirklich das

unſichtbarſte Weſen, das man ſich nur denken kann. Es giebt auch Sterne, auf denen es beſſer iſt, als auf dieſer Welt. Es giebt auch noch ein Herz, das zuletzt mehr werth iſt als Verſtand. Und ſomit, lieber Leſer, denk' ich, drücken wir uns die Hände, und ſcheiden — vielleicht auf ewig!

Der Welt iſt nichts recht.

Was du thuſt, es iſt nicht recht;
Lebſt du ſtill, der Welt entzogen,
Sagt die Welt: „es iſt nicht recht;"
Wirfſt du dich in ihre Wogen,
Sagt die Welt: „es iſt nicht recht."
Biſt du ſanft, und biſt du beißig,
Beides iſt der Welt nicht recht;
Biſt du faul, und biſt du fleißig,
Beides iſt der Welt nicht recht.
Trinkſt du gern, ſo iſt's nicht recht;
Trinkſt du nicht, ſo iſt's nicht recht.
Liebſt du viel, ſo iſt's nicht recht;
Haſſeſt du, ſo iſt's nicht recht.
Sprichſt du wahr, ſo iſt's nicht recht,
Lügeſt du, ſo iſt's nicht recht.
Spareſt du, ſo iſt's nicht recht.
Brauchſt du Geld, ſo iſt's nicht recht.

Kurz, du magſt dich auf der Erden,
Wie du immer willſt, geberden,
Was du thuſt, ſei's gut, ſei's ſchlecht,
Alles iſt der Welt nicht recht.

An einen Schneider.

Der du mich gekleidet haſt,
Daß ich auf des Lumpenlebens
Lumpenwegen weiter gehen
Konnte, edelſter der Schneider,
Wo nur Lumpen Leute machen,
Wie ſie noble Lumpen tragen —
Dank dir! Auf des Lumpenlebens
Lumpenwegen, o mein Beſter,
Werd' ich's dir noch oft gedenken,
Und dich auch einmal — bezahlen.

Tröſtet euch.

Beſte Leute, die ich wahrlich
Gern bezahle, wenn es geht,
Seid geduldig, ſeid beharrlich,
Und bedenket, wie es ſteht!

Eine unermeſſ'ne Grube
Goldes ruht in meinem Geiſt,
Eine Münz' iſt meine Stube,
Die von lauter Silber gleißt.

Täglich kann ich münzen, prägen;
Laßt mir nur vor Allem Ruh,
Und mit muntern, kräft'gen Schlägen
Schlag' ich, münz' ich, präg' ich zu.

Das ſind keine falſchen Münzen,
Gelten ſie der Welt auch nicht,
Die wohl ein Gericht von Blinſen
Höher ſtellt als ein Gedicht.

Doch es haben die Gedichte,
Glaubt es, gute Leute, mir,
Gar ein mächtiges Gewichte,
Und — bald ſchenk' ich bairiſch Bier.

Kurz und gut, es wird ſich machen
Ganz gewiß in künft'ger Zeit;
O dann könnt ihr alle lachen,
Denn die Friſt iſt gar nicht weit.

Bestimmung.

Ich bin nur dort
An meinem Ort.

Die grauen Gedanken.

Das sind die grauen Gedanken,
Die kommen wie Gespenster,
Und lugen herein zum Fenster,
Und suchen sich anzuranken.

Das sind die grauen Gedanken,
Sie machen im Herbst es düster
Mit kalter Hauche Geflüster
Der Seele, der trüben und kranken.

Das sind die grauen Gedanken;
Noch mehr gebiert der Winter
Der bleichen, häßlichen Kinder,
Die murren und fechten und zanken.

Den Stärksten machen sie wanken;
Oft kommen sie selbst im Lenzen,
Wo Thäler und Auen erglänzen,
Die leidigen grauen Gedanken.

Der Schmerz durchbricht alle Schranken;
Schwarz wird auch der blaueſte Himmel
Von Wolken- und Schattengewimmel —
Das ſind die grauen Gedanken.

An die Seele.

O Seele, du ermattete,
Mit Ungemach begattete,
In Grabesnacht beſtattete,
Cypreſſenüberſchattete,
Lebendigtodte Seele du,
Sei ſtill! — Auch dir wird endlich Ruh!

Lebe wohl!

Lebe wohl,
Du ſchönes Idol,
Das den Jüngling oft umſchwebte,
Das ihm oft in Träumen lebte,
Holdeſtes Idol,
Lebe wohl!

Sehnſuchtsbang
Ach, ſucht' ich ſo lang,
Rief dich gleich der Philomele
Aus der tiefbewegten Seele,
Doch ich fand dich nicht,
Traumgeſicht!

Wo ſie wallt,
Die liebe Geſtalt,
Die wohl ewig bei mir weilte,
Und mit mir den Himmel theilte,
Ob ſie wirklich da?
Ferne? Nah?

Ach, wer weiß!
Kein Echoruf leis
Tönt der glüh'nden Sehnſucht Fragen,
Und ſo muß ich traurig ſagen:
Leb' auf ewig wohl,
Mein Idol.

Contraſt.

Oft an hellen Sonnentagen
War mein Himmel trüb und dunkel,
Oft in heitern Sternennächten
Strahlte mir kein Sterngefunkel.

Oft an düſtern Wintertagen
Schien gar freundlich mir die Sonne,
Und in kalter Januarnacht
Glüht' ich ganz von Seelenwonne.

Die Heimath.

Eine ſchöne Heimath droben
Iſt uns allen aufbehalten,
Und aus dunkelſchwarzen Wolken
Leuchten himmliſche Geſtalten.

Edles, Großes, Schönes wollen,
Mag es für Verbrechen gelten,
Gute wiſſen, was ſie ſollen,
Und ſie ſä'n für künft'ge Welten.

Bannet aus der Welt das Schöne,
Bannet aus der Welt die Wahrheit,
Bannet aus der Welt die Tugend,
Droben leuchten ſie in Klarheit!

O du wunderſchöne Heimath,
Nahe winkſt du dem Verbannten;
Nimm ihn auf aus dem Exile,
Wo die Menſchen ihn verkannten!

Wanderers Ruf.

Steigt der Mond noch nicht empor?
Will die Nacht ſich nicht erhellen?
Wird aus dunkler Wolken Flor
Nicht der Sterne Schimmer quellen?

Harrend blickeſt du empor,
Müder Wand'rer! armer Thor!

Laß das Sehnen, laß das Beten!
Denn das Schickſal iſt von Stein,
Und der Wurm wird doch zertreten,
Wenn er ſoll zertreten ſein.

Müdigkeit.

So lang ſind, ach! die Tage,
Der Kämpfe ſind ſo viel,
Und mit der müden Klage
Treibt Hoffnung nur ihr Spiel.

Doch kommt dereinſt ein Abend,
Der ſingt und wiegt uns ein;
Wie labend, o wie labend
Wird dann die Ruhe ſein!

Der Kloſterſaal zu Batalha.

Im Kloſter zu Batalha
Entſteigt der hohe Saal;
Es tragen keine Pfeiler
Der Hallen kühn Oval.

Der Meiſter, der ihn baute,
Steht vor dem Werke ſein;
„Hinweg nun die Gerüſte!“
Da ſtürzt das Bauwerk ein. —

Im Kloſter zu Batalha
Erſteigt der hohe Saal
Mit kühner'm Prachtgewölbe
Empor zum zweiten Mal'.

Doch als der Tag erſchienen,
Wo vom Gerüſte rein
Er prangen ſoll, da ſtürzet
Zum zweiten Mal' er ein.

Im Kloſter zu Batalha
Erſteigt der hohe Saal
Noch höher und noch ſtolzer
Empor zum dritten Mal'.

Da ſchwört der hohe Meiſter:
„Und ſtürzt er nun herab,
So mag ich nicht mehr leben,
Dann ſei er auch mein Grab."

Prüft meſſend ſein Gebäude
Mit ſtillem, feſtem Sinn;
Dann in des Saales Mitte
Stellt er ſich ruhig hin:

„Hinweg nun die Gerüſte!“ —
Sie ſchwinden Stück für Stück;
Jetzt von den mächt'gen Balken
Der letzte weicht zurück.

Die Menge ſchaut's voll Beben,
Manch Auge deckt die Hand,
Als wankte ſchon der Boden,
Als ſtürzte ſchon die Wand.

Doch ſicher ſteht der Meiſter,
Und ſicher ſteht umher
Sein Werk voll Glanz und Schönheit
Zu Gottes Preis und Ehr'. —

Im Kloſter zu Batalha
Prangt noch das Heiligthum,
Und ſpricht, ein ew'ges Denkmal,
Von ſeines Meiſters Ruhm.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Bibliothek

des

Frohsinns.

Neue Folge.

V. Section.

Tivoli.

Erstes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1842.

Tivoli.

Neues Museum

des

Witzes und der Laune.

Eine humoriſtiſche Anthologie

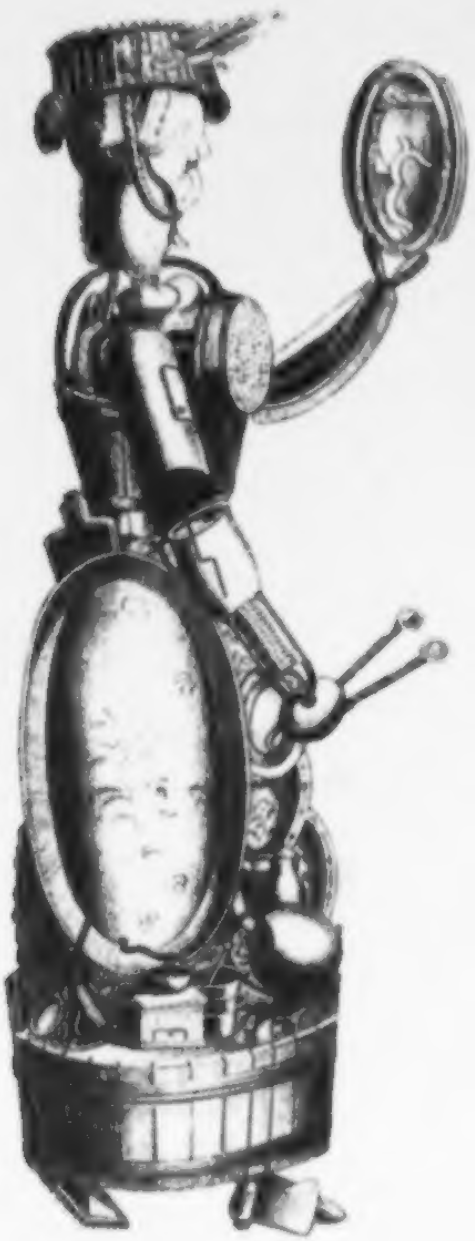
herausgegeben

von

Ernſt Ortlepp.

Erſtes Bändchen.

Stuttgart, 1842.
Franz Heinrich Köhler.



Das kuriose Paar.

...tage zur Bibliothek des Fochsinus

Ex
Bibliath. Regia
Berolinenſi.

Inhalt des ersten Bändchens.

	Seite
1. Naturgeschichte des Esels, von Friedrich	1—13
2. Concertanter Taschenspielkunst-Abend der Madame Regina Astralia Katakomba ꝛc.	14—16
3. Der sterbende Schneider	16
4. Parodie auf Schillers Bürgschaft, v. Louis Wallo	17—22
5. Heirathsanzeige	22
6. Anekdoten aus Rochus Pumpernickels Jugendjahren	23—28
7. Frisch gewagt ist halb gewonnen	28
8. Formular eines Theaterzettels für das Jahr 1927	29—32
9. Todesanzeige von besonderer Art	32
10. Lächerliche Druckfehler	33—34
11. Curiosa und Anekdoten	34—35
12. Schmulchens Liebesklage	36—37
13. Vailchens Antwort an den gekränkten Bräutigam	37—39
14. Itzig's Wettergläser	39
15. Waschzettel aus dem Fegefeuer der Hindus	40—42
16. Die Schöpfung der ersten Menschen u. s. w., von Seb. Sailer	43—59
17. Tusch	59
18. Aus Prehauser oder: der Wienerische Hanswurst	60—67
19. Vergleichung einer Familie mit einem musikalischen Concert	67—68

	Seite
20. Matthiſſon's Lied aus der Ferne, parodirt von Wichmann	69—70
21. Die Friedenspredigt	70
22. Aus Saphir's eiſernem Abſchiedsbrief	71—78
23. Ankündigung neuer Werke für die Leipziger Oſtermeſſe 1818	79—82
24. Fragmente aus Till Eulenſpiegel in der Unterwelt, von E. Ortlepp	83—91
25. Zeitungsanzeige	91
26. Die Sinnpflanzen, von Friedrich	92—99
27. Vorzug der Landſtandſchaft	99
28. Feilgebotenes Raritätencabinet	100—103
29. Bündiger Styl	103
30. Monolog eines Berliner Eckenſtehers, Parodie von Schillers Reſignation,	104—107
31. Die Männer	108—110
32. Querleſungen von Lichtenberg	111—113
33. Der franzöſiſche Prediger	114—115
34. Die Liebe	115
35. Das Aufgebot	116
36. Muſik und Text	117
37. Portrait eines Cholerafürchtlings, v. Saphir	118—119
38. Anekdoten	119—121
39. Windbeuteleien	122—123
40. Zeitungsanzeige	123
41. Das unvollſtändige Gebetbuch	124—125
42. Anekdote	125
43. Urſel und Wilhelm, Parodie der Hölty'ſchen Elegie auf den Tod eines Landmädchens, von A. Wichmann	126—128

Naturgeschichte des Esels.

Von Friedrich.

Hochzuehrende Herren!

Es gibt vielleicht keine größere Thorheit als die, gegen die Thorheit, die Dummheit und das Laster mit den Waffen des Spottes zu Felde zu ziehen. Denn man fordert entweder die halbe Welt in die Schranken, weil die halbe Welt zur Fahne dieser hohen Alliirten geschworen hat, oder man ist ein wahrer Prediger in der Wüste.

Diese Betrachtung hat den Entschluß in mir zur Reife gebracht, die satyrische Laufbahn zu verlassen, mit den Narren, Dummköpfen und Schurken einen Waffenstillstand zu schließen, mich einzig und allein mit der Betrachtung der unverfälschten Werke Gottes zu beschäftigen, und Ihnen meine Betrachtungen und Entdeckungen im Reiche der Natur, besonders im Thierreiche, mitzutheilen.

Ich fange mit der Naturgeschichte des Esels an. Denn billigerweise gebührt dem Esel auch in der Naturgeschichte derselbe Vorrang, der ihm nicht selten in der bürgerlichen Gesellschaft zugestanden wird, und es braucht in der That nur wenig Eselskenntniß, um die Erfahrung zu machen, daß Er es ist, welcher in mancher Versammlung den Vorsitz,

in manchem Collegio den Vortrag, in mancher Audienz den Vortritt und bei mancher Wahl den Vorzug hat.

Lassen Sie uns mit einigen allgemeinen Betrachtungen über den Esel den Anfang machen. Das Geschlecht derer von Esel ist eines der ältesten und ausgebreitetsten in der Welt. Denn überall stößt man auf Mitglieder desselben. Sie gedeihen in jedem Himmelsstriche, und es ist offenbar ein Vorurtheil, wenn man behauptet, daß sie in den nördlichen Ländern kleiner und unansehlicher seyen, als in den südlichen. Schon Aristoteles war der seltsamen Meinung, daß das kalte Klima entweder die Fortpflanzung des Esels hindere, oder seine Ausartung befördere. Er bezieht sich deßhalb auf die kleinen Esel in Illyrien, Thrazien und Epirus.

Hätte er um ein paar Jahrtausende später gelebt, so würde er, besonders in unserem Vaterlande, stattliche, hoch ansehnliche und ausgewachsene Esel in Menge gefunden haben, die fünf, ja zuweilen sechs Fuß und drüber messen.

Eben so sonderbar ist das Vorurtheil, daß der Esel ein ausgeartetes Pferd sey. Buffon hat diese Meinung sehr gründlich und scharfsinnig widerlegt, und die unverfälschte Abkunft des Esels mit vieler Wärme gegen alle Anfechtungen vertheidigt. „Der Esel — sagt er in dem zweiten Theile seiner allgemeinen Naturgeschichte — ist ein Esel und kein ausgeartetes Pferd. Er ist aus reinem Geblüte, und ob er gleich nicht aus so edlem und berühmtem Geblüte ist als das Pferd, so ist er doch aus eben so gutem und altem.“ — Man sieht, der Franzose weiß überall, selbst in einer Naturgeschichte des Esels, Witz und Scharfsinn mit Artigkeit und Eleganz zu verbinden, und die Familie des Esels konnte sich in der That keinen bessern Anwalt wünschen, um ihre Ebenbürtigkeit und das Alter ihres Geschlechts gegen männiglich zu verfechten. Aus diesem Grunde

ist es recht schmerzlich zu bedauern, daß der gefeierte Held unsers Zeitalters unter allen seinen Buffonen keinen einzigen Buffon hat, der seine ritterliche Abkunft, die noch von vielen bezweifelt wird, in das hellste Sonnenlicht zu setzen vermöchte.

Andere Naturforscher, besonders Linné, stellen die Behauptung auf, daß die Esel in den mitternächtlichen Ländern Europa's, Emigranten des Südens und ursprünglich aus Arabien über Aegypten, Griechenland und Italien eingewandert seyen. Ob dieß mit den schwedischen Eseln der Fall sey, auf welche Linné sich namentlich bezieht, lasse ich dahingestellt seyn. Aber daß es in unserm Vaterlande Esel von uralter deutscher Race gibt, wird Niemand, ohne sich an seiner Familie zu versündigen, in Zweifel ziehen.

Und so müssen wir uns die große Verehrung erklären, welche dem Esel in einigen Ländern widerfährt. Buffon erzählt uns sogar, daß eine der angesehensten und edelsten Kasten der Indianer sie um deßhalb besonders verehre, weil sie der Meinung sey, daß die Seelen von nobler Extraktion — wohlverstanden in Indien — in die Körper dieser Thiere übergehen.

Wir brauchen uns daher eben nicht zu wundern, wenn die Transmigration der Eselsseelen mitunter einen umgekehrten Weg nimmt, und wenn einige Reisebeschreiber behaupten, daß dem Esel von den spanischen Bauern zuweilen Titel gegeben werden, welche fast wie Eure Gnaden lauten, so scheint sich diese Sitte auf einen ähnlichen Volksglauben zu gründen, der hin und wieder auch in Deutschland Eingang gefunden hat.

Nach diesen genealogischen Betrachtungen lassen Sie uns nun zuerst die körperliche Beschaffenheit und die äußern charakteristischen Kennzeichen desselben behandeln, und dann zu seinen innern Naturanlagen, Gemüthseigenschaften,

Tugenden und Lastern übergehen. Fast alle Naturhistoriker beschreiben uns den Esel als ein vierfüßiges, mit langen Ohren begabtes und gewöhnlich in Grau gekleidetes Thier. Man braucht sich jedoch nur wenig unter den Eseln umgesehen zu haben, um überzeugt zu seyn, daß weder die vier Füße, noch die graue Farbe und die langen Ohren Merkmale sind, welche jeden Esel zu erkennen geben.

Andere wollen den Esel an seinem Geschrei erkennen, welches ungefähr wie Ja lautet. Es ist nun zwar richtig, daß es Esel in Menge gibt, die keine andere Stimme haben als Ja oder Ja, und deßhalb scherzhafterweise Jaherren genannt werden; aber es gibt auch Esel, die immer auf der Oppositionsbank sitzen, und deren Stimme jederzeit wie Nein nein! lautet, diese aber möchte man doch nicht gern von der Familie ausschließen.

Mit Einem Worte: alle Beobachtungen, die man über dieses interessante Thier angestellt hat, gewähren die Ueberzeugung, daß sich über seine äußeren Kennzeichen nichts Bestimmtes festsetzen läßt, weil es in den verschiedensten Gestalten umherwandelt, in allen Zungen spricht, und in alle Farben spielt.

Selbst die körperliche Haltung und der äußere Anstand geben ihn nicht immer zu erkennen. Denn wenn es gleich richtig ist, daß die meisten Esel, mit gesenktem Haupte und demüthigem Antlitz, ihren phlegmatischen Eselsschritt messen, so gibt es doch auch Esel genug, die die Schnautze sehr hoch tragen, und gar hochtrabend und gravitätisch einherstolzieren, wie ich nachher zeigen werde.

Gehen wir daher jetzt zu den Gemüthsanlagen, Tugenden und Geistesfähigkeiten des Esels über.

Der Esel wird uns gewöhnlich als ein demüthiges, geduldiges und genügsames Thier geschildert. Was die

beiden ersten Eigenschaften betrifft, so sind sie offenbar an ihm zu bewundern. Eselsdemuth und Eselsgeduld sind zum Sprüchwort geworden, und gehörten noch vor kurzem zu seinen gepriesensten und gefeiertsten Tugenden. Die erstere gibt er durch eine ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit und Devotion gegen seinen Treiber, die letztere aber durch standhafte Erduldung der Prügel, Schläge und Fußtritte zu erkennen, die der Treiber ihm reichlich zutheilt, und durch stoisches Tragen des Joches und der Lasten, die er ihm auferlegt. Wenn er über die Gebühr beladen wird, so verräth er seinen Mißmuth nur durch Kopf- und Ohrhängen, und wenn er zu arg gequält wird, nur durch Naserümpfen, wodurch er, wie Buffon behauptet, ein sehr spöttisches Ansehen bekommt.

Was die Genügsamkeit des Esels betrifft, so ist sie allerdings zu loben. Denn es ist bekannt, daß er sich oft mit Disteln und einer Hand voll Heu, ja mit dem schlechtesten Futter begnügt, welches ihm von seinem Herrn zugeworfen wird. Es gibt aber auch ungenügsame Esel, welche einen so zärtlichen und verwöhnten Gaumen haben, daß sie nur durch Leckerbissen aller Art befriedigt werden können, und noch dazu dergestalt gefräßig sind, daß sie denen, die mit ihnen an Einer Krippe stehen, das Futter vor der Nase wegfressen. —

Es ist eine allgemeine Klage, daß der Esel eines der dümmsten Thiere sey. Ohne dem Respekt gegen ihn zu nahe treten zu wollen, gebe ich zu, daß etwas an dieser Beschuldigung wahr seyn mag. Offenbar geht man jedoch zu weit darin. Auch in dieser Hinsicht berufe ich mich auf Buffons Zeugniß, daß der Esel einer guten Erziehung fähig sey, und zu allerhand Künsten mit Erfolg abgerichtet werden könne. Der große Naturforscher fügt hinzu, daß

der Esel in der ersten Jugend lustig und artig zu seyn pflege, und dieß sind ja lauter Eigenschaften, welche sich mit der Dummheit eben nicht vertragen.

Ist man mit Buffons Zeugnisse noch nicht zufrieden, so berufe ich mich auf das, was wir täglich sehen und hören. Wir finden nicht allein, daß er es in schönen Künsten zu einer bedeutenden Fertigkeit bringen kann; wir finden auch Esel von ungemeiner Sprachkenntniß, die besonders das Französische mit einer Leichtigkeit und Zierlichkeit sprechen, daß wir kaum begreifen können, wie ein Eselsorgan solcher Biegsamkeit fähig sey. Wir finden arithmetische Esel, welche die schwierigsten Rechenexempel extempore zu Stande bringen, welche dergestalt in Zahlen und Brüche vertieft sind, daß sie zuletzt alle ihre Nebengeschöpfe als Nullen, sich selbst aber als Zähler betrachten, und von Wolkenbrüchen, Arm- und Beinbrüchen mit derselben Gleichgültigkeit, wie von $^3/_4$ oder $^5/_7$ Brüchen sprechen hören, so daß ihre arithmetischen Seelen endlich selbst auf einen Bruch reduzirt zu seyn scheinen. Wir finden philosophische Esel, welche sehr tiefsinnig beweisen, daß das Ding an sich, nichts weiter als ein Ding an sich, ergo weder ein Ding in sich, noch für sich, noch durch sich, noch mit sich, noch bei sich sey; daß sie daher selbst, als Dinge an sich betrachtet, nicht recht bei sich, sondern von sich seyen. Wir finden ferner staatswirthschaftliche Esel, welche uns sehr tiefsinnig beweisen, daß der größte Reichthum eines Landes in Lumpen bestehe, weil aus Lumpen Papier und aus Papier Papiergeld, also Geld fabrizirt werde, und welche uns, wie weiland Doctor Sangrado im Gil Blas von Santillana, Aderlaß und Wassertrinken als ein Specificum gegen die Vollblütigkeit des Staatskörpers, und gegen den sonst unfehlbar zu erwartenden Schlagfluß

anpreisen, wir finden kritische Esel, welche uns mit vielem Scharfsinn das Geleise vorzeichnen, über welches das Genie sich nicht verirren müsse, um vor dem Richterstuhl ihrer Eselskritik zu bestehen. Wir finden sogar welche unter ihnen, die als Schöngeister von einer Menge anderer Esel bewundert werden, welche Bewunderung ihnen doch nur insofern gebührt, als es überhaupt zu bewundern ist, daß ein Esel es, wie Bileams Esel, zu einer gewissen menschlichen Sprachfertigkeit bringen konnte.

Wenn wir nun noch außerdem eine bedeutende Anzahl Esel bemerken, welche abgerichtet sind zu prakticiren, zu dociren, zu referiren, zu instruiren, zu inquiriren, zu expediren, zu registriren, zu calculiren, zu controlliren, zu consuliren, ja selbst zu präsidiren, zu dirigiren, zu commandiren, so werden wir hoffentlich von unserm Vorurtheil zurückkommen, und von Hochachtung für die Geistesfähigkeiten dieses Thiers durchdrungen werden.

Und hier ist zugleich der Ort, den Esel auch in Hinsicht seiner Nützlichkeit zu würdigen. Von allen Seiten wird er uns als ein überaus nützliches Thier geschildert. Nicht allein seine Dienste, sondern auch Alles, was an und in ihm ist, soll genützt werden können bis auf sein Fleisch, welches schon Galenus nicht allein als unschmackhaft, sondern sogar als schädlich in Mißkredit bringt. So viel ist bekannt, daß die Eselsmilch als ein vorzügliches Heilmittel gegen die Schwindsucht gebraucht wird, und nach der Meinung der Alten soll auch das Blut, der Urin, das Herz und die Leber dieses Thieres an medicinischen Tugenden reich seyn. Daß die Eselshaut im Orient zur Fabrikation des Chagrins, von den Morgenländern Sagri genannt, gebraucht wird, kann man aus Thevenots Reisen ersehen,

und daß auch Pergament, Siebe, Schuhe und Trommeln daraus verfertigt werden, ist bekannt genug.

Es gibt jedoch auch Esel in Menge, besonders von der phlegmatischen und weichlichen Gattung, die nicht einmal den Nutzen haben, daß ihre Haut zu Pergament und Chagrin verbraucht werden kann, wenigstens hat man bis jetzt noch keinen Versuch gemacht, sie zu diesem Zwecke zuzubereiten, und aus ihrer Dickhäutigkeit läßt sich fast schließen, daß dieser Versuch fehlschlagen würde, wenn etwa einer von jenen Finanzmännern, welche nur zu gern Riemen aus dem Fell ihrer Nebengeschöpfe schneiden, ihn aufs Tapet bringen sollte. Dagegen ließe sich ihre Haut vielleicht zu Trommelfellen und Schuhen verarbeiten, und das wäre des Versuches schon einmal werth.

Nach dem Zeugniß des Buffon machten die Alten auch Flöten aus den Knochen des Esels, die sie tönender fanden, als die von den Knochen anderer Thiere. Manche Esel haben jedoch so wenig Tonsinn, daß selbst ihre Knochen nicht einmal zur Musik taugen würden.

Was die Dienste des Esels betrifft, so ist es bekannt genug, daß er zum Ziehen, zum Lasttragen und zum Reiten mit großem Nutzen gebraucht wird. Eine große Anzahl Esel ist jedoch so träge und zärtlich gewöhnt, daß sie sich lieber von ihren Miteseln ziehen und tragen lassen, als daß sie ihre Knochen dazu hergeben sollten.

Man hat daher sehr Unrecht, wenn man die Esel ohne Ausnahme wegen der schlechten Behandlung beklagt, die ihnen von allen Seiten widerfahren soll, indem sie der Plumpheit und Bosheit nichtswürdiger Buben und schlechtdenkender Bauern bloßgestellt wären. Denn ich getraue mir, zu beweisen, daß die Zahl derjenigen Esel, welche von Bauern und Knechten gemißhandelt werden, nicht

gröſser sey, als derjenigen, welche für die ihrem Geschlechte wiederfahrenen Mißhandlungen das Vergeltungsrecht an den Rücken der Bauern und Knechte ausüben.

Nachdem wir nun den Esel im Allgemeinen betrachtet haben, wollen wir noch einige besondere Gattungen desselben, deren, so viel ich weiß, noch kein Naturforscher gedachte, genauer untersuchen.

Unter diesen zeichnen sich besonders die grobe n Esel aus. Man findet zwar unter jedem Himmelsstriche grobe Esel, aber das eigentliche Vaterland derselben scheint doch Deutschland zu seyn, wenigstens stößt man hier zu Lande fast bei jedem Schritt auf einen dieser Gattung. Sie geben sich durch ein plumpes zufahrendes Wesen zu erkennen, indem sie gegen Jeden anrennen und überall mit ihren Eseleien herausplatzen. Die gröbsten Esel sind eine Gattung von Dienst- und Packesel n, die man nicht selten in den Bureau's, in den Wachstuben, Poststuben, Accise-, Zoll- und andern Stuben antrifft. Doch gibt es auch grobe Esel von angesehener Art, und die sorgfältigste Erziehung ist oft nicht fähig, die Eselsnatur aus ihnen herauszutreiben.

Eine zweite Gattung sind die stolzen oder hochtrabenden Esel, deren ich bereits oben gedachte. Diese zerfallen in mehrere Spielarten. Einige brüsten sich mit dem Alter ihres Geschlechts und tragen den Kopf hoch, um ihr Familienwappen zur Schau zu stellen. Dies sind die adelstolzen Esel. Andere reißen das Maul auf, um ihre Weisheitszähne zu zeigen. Dies sind die klugstolzen oder gelehrtstolzen Esel; Andere blähen sich auf, um die Geldsäcke zu zeigen, womit sie beladen sind: dies sind die geldstolzen Esel; noch Andere brüsten sich mit ihrer Eselfigur: dies sind die schönthuenden oder koketten Esel, und

noch andere blasen die Schnauze auf, um zu zeigen, daß sie Haare auf den Zähnen haben: dies sind die bramarbasirenden oder heldenstolzen Esel, welche ich κατ' ἐξοχην Maulesel nennen möchte. — Die adelstolzen Esel habe ich bereits hinlänglich gewürdigt.

Nicht minder beschwerlich sind die klugthuenden und gelehrtstolzen Esel. Man kann ihnen nicht ausweichen, sie treten uns überall in den Weg, um sich ihrer gelehrten Bläßungen zu entledigen. Ihr Geschrei klingt immer wie Ego — ego! und ergo — ergo! Alle Weisheit geht von ihnen aus, jedes Unternehmen verheißt einen schlechten Ausgang, weil man sie nicht zu Rathe zog, jede Einrichtung im Staate ist unklug, weil ihr Eselswitz nicht die Idee dazu angab, jede Staatsverfassung trägt den Keim des Todes in sich, weil der Constitutionsplan nicht aus ihrem Eselsgehirn hervorging und jede Finanzoperation, jede Kriegsoperation muß schief gehen, weil sie weder in dem Ministerio, noch in dem Kriegsrathe präsidirten, ja Gott selbst hat einen Fehler begangen, daß er sie bei der Schöpfung nicht zu Rathe zog, sonst wäre dies und jenes besser gerathen, und die Esel wären nicht zum Gehorchen, sondern zum Regieren geschaffen.

Die bramarbasirenden Esel sind das im Thatendünkel, was jene im Weisheitsdünkel sind. Carl der Große, Alexander und Friedrich, Prinz Eugen, Blücher und Wellington sind nur Corporale gegen sie, und nur was sie selbst in ihrem Kartoffelkriege Erstaunliches, Unerhörtes und Unglaubliches ausführten, verdient durch den Griffel der Geschichte verewigt zu werden. Sie gleichen gewissermaßen dem alten heidnischen Götzen Püstrich, der einen gewaltigen Schwefeldampf aus seinen hohlen metallenen Backen blies,

wenn er ins Feuer gebracht wurde, wiewohl man behauptet, daß sie die Backen einzuziehen pflegen, wenn es ins Feuer geht.

Die lächerlichsten und unerträglichsten Esel aber sind die geldstolzen Esel, nicht allein, weil sie sich mit den Geldsäcken, welche sie tragen, unter allen Eseln am breitesten machen, sondern auch, weil diese Geldsäcke unter allen Vorzügen, worauf ein Esel sich etwas einzubilden pflegt, die zufälligsten sind, und eben so leicht wieder von ihrem Rücken genommen werden können, als sie ihm aufgepackt wurden, in welchem Falle dann nichts weiter als der nackte und kahle Esel übrig bleibt.

Eine dritte Untergattung der Esel sind die ernsthaften. Der Esel ist überhaupt eine ernsthafte Bestie, und insofern findet die Schlegelsche Definition von dem Menschen auch auf ihn Anwendung. Manche Esel tragen jedoch ihre Säcke mit einer so ernsthaften Amtsmiene nach der Mühle, und gehen mit einer so gravitätischen Amtswürde um die Welle, daß man leicht verführt werden könnte, sie für etwas mehr als gemeine Zug- und Packesel zu halten, besonders wenn sie statt des Sackes ein Pack Akten tragen, oder mit einer Perrücke auf dem Haupte, mit einer Feder hinter dem Ohr und mit einer Brille auf der Schnauze geziert sind. Dieser Ernst ist ihnen so zur andern Natur geworden, daß er nur durch die Witterung einer schönen Eselin gemildert werden, und in eine Art von wohlgefälligem Grinsen verwandelt werden kann. Denn das Lachen halten sie unter ihrer Eselswürde, und sie würden selbst dann nicht mitlachen, wenn auch, um mit Shakespeare zu sprechen, ein Cato schwören sollte, daß der Spaß des Lachens werth sey. In ihrem ernsthaften Eselsdünkel sehen sie daher einen Jeden der lacht, für einen Narren, und einen Jeden, der das Lachen befördert, für einen Gaukler an, ohne zu bedenken,

daß eben sie es sind, welche den Lachlustigen den meisten Stoff zum Lachen geben. Eine vierte Untergattung sind die bedenklichen Esel. Es gibt deren, die vor lauter Bedenken, Umsichten und Rücksichten ganz übersichtig sind, und kaum einen Schritt vorwärts zu thun wagen. Der sophistische Esel, der mit seiner Bedenklichkeit zwischen zwei Bunden Heu schwankte, und nicht zum Entschluß kommen konnte, welches von beiden er zuerst fressen sollte, ist in der That nur ein Beispiel von tausend andern Eseln dieser Gattung.

Eine fünfte Gattung sind die empfindsamen Esel. Diese sind, was man bei diesen Thieren kaum erwarten sollte, mit einem so reizbaren Nervensystem begabt, daß ein weiblicher Triller ihnen wollüstige Verzuckungen, ein Trompetenstoß oder ein Trommelschlag hingegen Ohnmachten zuwege bringt Man hat täglich Gelegenheit, dergleichen empfindsame Esel in Conzerten und Theatern zu beobachten. Hier besonders ist es, wo ein jeder kräftiger Gedanke oder ein jeder launige Einfall, der bei andern wohlthätig das Zwerchfell erschüttert, wie ein Mißton auf ihre Nerven wirkt.

Die bei weitem zahlreichste Gattung der Esel aber sind die phlegmatischen, unempfindlichen und dickhäutigen Esel. Daß die meisten Esel gegen Prügel und Mißhandlungen aller Art unempfindlich sind, habe ich schon oben bemerkt. Es ist daher noch weit weniger zu erwarten, daß die Schläge, welche den Rücken ihrer Nebengeschöpfe treffen, sie in ihrer phlegmatischen Gemüthsruhe stören sollen.

Sind sie zugleich dumme Esel, wie das meistens der Fall ist, so gibt es in der That keine beneidenswertheren Geschöpfe als sie, zumal wenn sie bis über die Ohren im Futter sitzen. Denn eines Theils dient ihnen ihre undurchdringliche Eselshaut statt eines Panzers, an welchem alle

Seufzer und Wehklagen und alle Pfeile des Mitleids abprallen, andern Theils macht ihnen das übermäßige Denken keine Kopfbeschwerden; auch haben sie als reiche Esel weder zu denken noch zu arbeiten und zu schwitzen nöthig. In der That, wenn man die behagliche Existenz dieser phlegmatischen, üppigen und dummen Esel betrachtet, und sie mit dem geplagten und kümmerlichen Daseyn unzähliger anderer Geschöpfe vergleicht, die neben ihnen darben, so möchte man fast versucht werden zu glauben, daß der Schöpfer die Welt nur für sie allein, alle andere Geschöpfe aber zu ihren Lastthieren erschaffen habe. Mit Einem Wort: Sie allein sind die wahren Schooskinder des Glücks zu nennen.

Dieß, meine hochzuehrenden Herren! sind so ungefähr die Hauptgattungen der Esel. Es gibt zwar noch eine Menge Spielarten. Aber alle Esel die Musterung passiren zu lassen, dazu möchte kaum ein Menschenalter hinreichen, und hoffentlich haben Sie an diesen schon vollkommen zur Genüge. Ich schließe daher diese Vorlesung mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die Menschen bald wieder die Oberhand über die Esel erhalten mögen.

Conzertanter Taſchenſpielkunſt-Abend der Madame Regina Aſtralia Katakomba,

erſte Weltſängerin und Allerwelts-Taſchenkünſtlerin aus Meſopotamien.

Erſte Abtheilung.

1) Madame Katakomba nimmt die bekannte Arie „Nel cuor' piu non mi sento", gibt ſie einem Zuſchauer, der ſie in den Zipfel ſeines Schnupftuchs bindet, das Tuch aufißt und ſich damit zum Fenſter hinausſtürzt; gleich darauf bringt eine Nachtigall durch daſſelbe Fenſter den Zuſchauer in ihrem Schnabel herein; dieſer hat das Schnupftuch im Munde. Beide fliegen in die offene Kehle der Mad. K., und ſie beginnt die Arie ſogleich zu ſingen.
2) Schweigt ſie die Arie „Dolce Rinald'" mit vielem Ausdruck, wodurch das Publikum ſehr entzückt iſt.
3) Nimmt ſie dem Zuſchauer drei Thaler aus der Taſche, legt ſie in einen Reiſekoffer und reist ab. Dieſes einfache Stück hat ihr ſchon viel Geld eingebracht. Mehrere haben es ihr nachmachen wollen, aber ohne Erfolg.
4) Baut ſie ein großes Haus aus Rhode's Variationen. Dieſen Variationen ließ Mad. Katakomba ſeit ihrer Exiſtenz ſieben und dreißig tauſend Paar

Schuhe machen, da sie Europa wenigstens fünfzigmal in allen Winkeln durchlaufen haben.

5) Nimmt sie eine alte tonlose Kehle, schmiert diese und ein Paar Rezensenten, und die Kehle wird nagelneu.

6) Nimmt sie mehrere dumme Kerle, wirft ihnen Sand in die Augen, diese blinzeln bedeutend, sehen ihre Wunder und weinen dicke Freudentropfen.

Zweite Abtheilung.

(In dieser Abtheilung zeigt sie ihren Paß; bei der Rubrik: „Gebürtig", finden sich 97 Städte und 6 Dörfer, in welchen sie wirklich geboren wurde, ohne diejenigen, in denen sie nicht geboren wurde. Bei der Rubrik: „Mit ihr reisen": steht „Rhode's Variationen". Bei der Rubrik: „Gedenkt sich hier aufzuhalten": liest man: „unbestimmt".)

1) Reist sie von London nach Berlin über Magdeburg, und nimmt auf der Reise, wie eine Windhose, mehrere kleine Städte noch mit.

2) Nimmt sie einen Taubstummen auf den Schoos, und singt ihm die Arie: „Cara memoria" mit Grazie vor, worauf der Taubstumme sagt: „Nein, so was hab' ich noch in meinem ganzen Leben nicht gehört!"

3) Wird sie gar nichts singen und bloß mit dem Kopfe schütteln, als ob sie Schnee abschüttelte, das Publikum wird doch entzückt seyn, und mehrere Kritiker machen sogleich Gedichte, die Sängerin selbst schüttelt den Kopf dazu.

4) Lächelt sie eine Arie von Mozart.

5) Reicht sie dem, der sie vorführt, mit Grazie die Hand, worauf das Publikum da capo ruft.

6) Als Schluß-Arie ſingt ſie Variationen von Rhode.

Nachdem ſie einen Eindruck ohne Ausdruck zurück ließ, zieht ſie ſich in ein Zimmer zurück, welches man bei dem Conzertſaal, zur Bequemlichkeit der Sängerinnen nicht gebaut hat. Das Publikum geht viel leichter nach Hauſe, und murmelt unterwegs: Aſtra-lia-Ka-takom-ba-drei-Thaler-Rho-de—Ba—ria-ach-wie-ſchläf—rig!!

Der ſterbende Schneider.

Der Faden meines Lebens iſt vernäht,
Die Scheere hat die Parce mir entriſſen,
Die Lappen meines Körpers ſind verſchliſſen,
Die Einfaßſchnur in Fetzen aufgedreht.
Mich hält nicht Vorderſtich noch Stoßnath mehr zuſammen!
Miß mit der Elle, Gott, mich Sünder nicht zu ſcharf!
Du kannſt mich in die Hölle nicht verdammen,
In die ſo manches ſchöne Stück ich warf.
Laß mich, wie Mahomet, zu den Gebenedeiten
Auf einem Ziegenbock gen Himmel reiten!

Parodie auf Schillers Bürgschaft.

Von Louis Wallo.

Zu Drittel, dem alten Wucherer, schlich
Hans Lustig, im leichten Gewande,
Nicht achtend die Haft und die Bande.
„Was willst Du, toller Verschwender, sprich!“
Entgegnet der Wuch'rer ihm fürchterlich.
„„Gern möcht' ich den Wechsel erneuen!““
„Das sollst du im Loche bereuen!“

„„Ich bin,““ spricht Jener, „„zu sitzen bereit;
Im Loch ist ein lustiges Leben!
Doch, willst du Geduld mir geben?
Ich bitte nur um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Michel gefreit;
Zum Bürgen laß ich Freund Götzen;
Ihn magst du, drück' ich mich, dann setzen.““

Da lächelt der Wuch'rer mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich Dir schenken,
Doch wisse, wenn sie verstrichen die Frist,
Eh' du von der Hochzeit zurück mir bist,
So muß er — da will ich verkrummen —
So muß er statt deiner mir brummen.

Und er kommt zum Götze: „Der Drittel gebeut,
Daß ich soll sitzen und dulden,
Bis daß ich berichte die Schulden;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Michel gefreit;
So bleib du dem Wuch'rer zum Pfande.
Bis ich komme zu lösen die Bande."

Und schmunzelnd umarmt ihn der alte Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der Andere gehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Michel die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da hat er das Pech und das Unglück baß,
Es regnet, als göss' es mit Kannen;
Nun kann er nicht weiter von dannen.
Schon ist ihm der Mantel, der Regenschirm naß,
Er triefet schon, wie ein zerlöchertes Faß,
Er friert und klappert mit Zähnen,
Und weinet mit zahllosen Thränen.

Und trostlos irrt er den Weg entlang;
Wie weit er auch späht und blicket,
Und die Stimme, die rufende schicket,
Er schauet kein Obdach, da wird ihm schon bang!
Doch plötzlich, da hört er frohen Gesang.
Er schauet das Wirthshaus zur Sonne,
Und jubelt in Freude und Wonne.

Da hängt er die Kleider ans Feuer, und fleht,
Die Hände zum Gastwirth erhoben:
„Gib Rum, dann will ich dich loben —
Die Stunden eilen, und wird's nicht bald schön, —
Der Teufel mag weiter im Regen gehn,
Und komm ich dann heut' nicht nach Hause,
So muß mir Freund Götz' in die Klause."

Doch wechselnd erneut sich des Regens Wuth,
Und Kirschen trinkt er auf Kümmel,
Und immer mehr regnet's vom Himmel.
Da faßt ihn die Angst, da fühlt er den Wunsch,
Bestellt sich ein tüchtiges Quartglas mit Punsch,
Und stürzt es mit gierigen Zügen
Hinunter zu seinem Vergnügen.

Und eilt in den Saal, wo man Pharao spielt,
Und denket sich da zu versuchen;
Doch bald muß er schimpfen und fluchen.
Es wird ihm das Feuer gewaltig gekühlt;
Man hatte gar bald auf den Zahn ihm gefühlt.
Man höret nicht mehr auf sein Prahlen;
Er soll seine Spielschuld bezahlen.

„Was wollt Ihr?" ruft er, vor Schrecken bleich.
„Laßt mich umsonst hier nicht schwitzen,
Noch heut' muß im Loche ich sitzen!"
Und entreißt den Rohrstock dem Ersten gleich:
„Um des Götze willen erbarmet Euch!"
Und drei mit gewaltigen Streichen
Durchbläut er, die Andern entweichen.

Und die Sonne verſendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet, ſinken die Kniee;
„O! hab' ich mich mühſam errettet aus Spielers Hand,
Aus der Kneipe erreitet mit Muth und Verſtand,
Damit ich hier elend verſchmachte,
Jetzt, da 's ſchon drei Viertel auf Achte?"

Und horch, da ruft es im tiefſten Baß,
Ganz nahe im ſchattigen Gange:
„Wo bleibt der Eſel ſo lange?"
Und ſieh, aus der Kneipe mißmuthig, laß
Schleicht langſam ein Burſche mit Fredersdorfs Naß.
Da recolligirt er ſich wieder,
Labt endlich die wankenden Glieder.

Und die Sonne ſinkt tiefer, zum Thore zieh'n
Hinein ſchon die Wagen, die Reiter,
Die Mädchen und ihre Begleiter;
Und zwei Juden ſieht er die Straße zieh'n,
Will eilenden Laufes vorüberflieh'n,
Da hört er die Worte ſie ſagen:
„Nu nehm'n ſe den Götze beim Kragen!"

Gott's Donnerwetter, das fährt ihm in'n Sinn,
Er fluchet mit gräßlichen Worten,
Da knarren die eiſernen Pforten,
Ihm tönt's in die Ohren. „O weh ich bin
Zu ſpät gekommen — wer geht dort hin?
Carl Zeiſig? — du ehrlicher Junge,
Sprich, was haſt du auf der Zunge?"

„„Zurück, du retteſt den Götze nicht mehr,
So ſuche nur dich zu ſalviren;
Ab wollten ſie eben ihn führen.
Von Stunde zu Stunde wartete er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Spott des Herrn Drittel nicht rauben.““

„Und iſt es zu ſpät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter, willkommen, erſcheinen,
So ſoll mich das Loch ihm vereinen.
Deß rühme der dumme Wuch'rer ſich nicht,
Daß der Hans dem Götze gebrochen die Pflicht;
Er nehme der Schuldner nun zweie,
Damit es ihn bald wieder reue.“

Und die Sonne geht unter, da ſteht er am Thor,
Und ſiehet den Freund, ſieht die Schergen;
Da mag er nicht länger ſich bergen.
Schon eilt mit dem Schlüſſel der Schließer hervor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor.
„Mich,“ ruft er, „ſollt Ihr jetzt ſetzen,
Und nicht meinen ehrlichen Götzen.“

Und Erſtaunen ergreifet die Häſcherſchaar,
In den Armen liegen ſich Beide,
Und jubeln und ſingen vor Freude.
„Das,“ ruft man, „iſt doch kurios, fürwahr;“
Und der Drittel erfährt es gleich, Haar bei Haar;
Der fühlt ein menſchliches Rühren,
Läßt Beide ſchnell vor ſich nun führen.

Und blicket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist Euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und gute Prozente sind auch kein Wahn,
Drum nehm' ich nochmal die Verlängerung an.
Schreibt also — ich hab' Euch bewundert —
Schreibt fünfundsiebzig vom Hundert."

Heirathe-Anzeige.

Meinen mir zugethan seyenden Freunden und Freundinnen, gebe ich mir die Ehre, unsre gestern vollzogene eheliche Verbindung anzuzeigen. Wer das innere Wesen der Liebe kennt, weiß, wie sie den Menschen angreift, in wie vielfache Situationen und Combinationen führt, der wird mich gern entschuldigen, wenn ich meine respektive und verehrliche Kunden bis jetzt nicht so recht bedient. Mit dem aufrichtigsten Herzen, am Ziele meiner brennendsten Wünsche, verspreche ich jetzt die promteste Bedienung ꝛc.

C. ꝛc. H. H. S.
Herrn- und Damenschneidermeister.
B. H. S., geb. F.

Anekdoten aus Rochus Pumpernickels Jugendjahren.

Als er das erstemal zur Schule ging, und der Schulmeister den Anfangsunterricht mit ihm begann, sollte er den Buchstaben A aussprechen. Rochus blieb aber stumm und alle Bemühungen des Lehrers waren fruchtlos.

„Kannst du denn das leichte A nicht aussprechen?"

O ja, versetzte der Knabe, aber ich mag nicht.

„Und warum?"

Weil, wenn man erst A sagt, dann auch B sagen muß.

Immer hatte sein Lehrer Ursache, sich wegen Mangel an Fleiß über ihn zu beklagen, und stellte ihm einmal einen seiner Mitschüler, der schielte, zum Muster auf.

„Ja, das ist kein Wunder," erwiederte Rochus, „daß der mehr weiß als ich, er liest immer zwei Blätter zugleich."

Als er bereits die Schule längere Zeit besuchte, wollte sein Vater sehen, was er gelernt habe. Er fragte ihn unter andern: wer hat die Welt erschaffen? — Gewohnt bei den inquisitorischen Fragen seines Vaters: wer dieß oder jenes gethan habe, erst zu läugnen, dann einzugestehen und um Vergebung zu bitten, antwortete er zitternd und bebend: Ich nicht lieber Vater.

Dumme Antwort! Ich frage: wer hat die Welt erſchaffen?

Mit thränenden Augen und ſtotternder Stimme fing er wieder an: J — i — ich, lieber Vater, aber ich will's in meinem Leben nicht wieder thun.

Da ſich der Vater hierdurch von ſeiner Unwiſſenheit überzeugte und auf die immer einlaufenden Klagen des Schulmeiſters wegen Nachläſſigkeit, gab ihm der Vater Befehl, wenn der Fall wieder eintreten ſollte, ihn ohne Rückſicht zu ſtrafen.

Der Lehrer befolgte bei nächſter Gelegenheit des Vaters Gebot, und Rochus kam weinend nach Hauſe und klagte dem Vater den Vorfall.

Der Vater aber gab ihm einen Gulden, den er dem Lehrer zum Zeichen ſeiner Erkenntlichkeit geben ſollte, weil er ihn ſo gut gezüchtigt habe.

Ohne ſich lange zu beſinnen, ſagte der Knabe: „Wenn Sie es ſo machen, ſo prügelt der Schulmeiſter Sie in kurzer Zeit arm und mich lahm.“

Eines Tages ſpielte er mit mehreren andern Buben und das Spiel artete ins Werfen aus. Der Gutsherr der vorbeiging und zufällig von ihm getroffen wurde, rief ihn zu ſich, in der Abſicht, ihn dafür zu beſtrafen. Rochus kam aber nicht. Komm her, ſagte der Edelmann gutmüthig, der wohl merkte, daß er aus Furcht vor Strafe nicht kam: komm her Kleiner, ich will dir Etwas zeigen:

„Solche Buben, wie ich bin,“ erwiederte Rochus, „müſſen nicht Alles ſehen,“ und lief davon.

Im Zimmer, in dem ſich außer ſeinem Vater und ihm Niemand befand, entſtand auf einmal ein ſehr übler Geruch. Der Vater ſah ihn bedenklich an und ſagte: wer macht denn ſo übeln Geruch?

„Den Geruch," antwortete Rochus verlegen, „hat der Hund gemacht!"

Der Hund? — er iſt ja nicht im Zimmer.

„Er iſt freilich nicht im Zimmer," entgegnete Rochus, „aber er wird bald herein kommen.

Der Pfarrer des Orts, ein wiſſenſchaftlicher Mann und ſehr guter Freund ſeines Vaters, übernahm die Mühe, den jungen Pumpernickel in der franzöſiſchen Sprache zu unterrichten. Eines Tages, als ihm der Pfarrer einige Worte vorſagte, welche er durch Nachſprechen behalten ſollte, kam er voll Freude nach Haus und rief ſeinen Eltern ſchon unter der Thüre zu: „Vater! Mutter! ich weiß ſchon wie Sie auf fränzöſiſch heißen."

Nun, wie denn? fragte der Vater freundlich.

„Sie heißen Bär (pere) und die Mutter gar Mähr (mere)," antwortete Rochus.

Eines Morgens ging er mit ſeiner Schweſter ſpazieren und begegnete da dem Schweinhirten, der unter ſeiner Heerde auch eine Schweinmutter mit mehreren jungen Ferkeln trieb.

„Sieh!" rief er, vom Anblick derſelben ganz begeiſtert ſeiner Schweſter zu: „ſieh, wie niedlich wir ſind, wenn wir noch klein ſind."

„Margareth, Rochus! wo ſeyd ihr?" rief der Vater aus ſeinem Zimmer heraus nach ſeinen Kindern.

„Ich bin hier oben auf dem Boden bei Margareth!“ antwortete Rochus.

„Was macht denn Margareth da oben?“ fragte der Vater.

„Nichts!“ versetzte Rochus.

„Und was machst denn du?“

„Ich helfe Margarethen!“

Eines Tages saß sein Vater bei einem offenen Fenster und las die Zeitung; da aber die gegenüber stehende Thüre ebenfalls offen und ihm die Zugluft zuwider war, rief er seinem Sohne: mache die Thüre zu, damit die Luft nicht so zieht!

Rochus that, was ihm befohlen war, und schob, um seine Sache recht gut zu machen, auch noch den Riegel vor.

Seine Mutter hatte eines Abends ihrem Manne ein Stück Braten aufgehoben, es auf einen zinnernen Teller gelegt, und über ein Kohlfeuer gesetzt. Als der Vater nach Hause kam, sollte ihm Rochus den Braten bringen. Er ging, fand den Teller zerschmolzen und rief: „Seht doch, Mutter, was wir für eine sonderbare Katze haben; die hat den Teller gefressen und den Braten liegen lassen.

Als er seinen Vater eines Tages über die Entstehung der Menschen fragte, machte ihm dieser weiß, daß sie durch Menschen aus einem großen Kürbis, wie die Hühner aus Eiern ausgebrütet würden. Er wollte dieses auch versuchen und setzte sich mit einem großen Kürbis auf eine Anhöhe. Von ungefähr rollte der Kürbis ihm unter den Füßen den Hügel hinunter und gerade auf einen Busch, hinter welchem ein junger Esel lag. Durch das Geräusch aus seiner Ruhe

gestört, sprang der Esel auf, und Rochus glaubte, er wäre aus dem Kürbis hervorgekommen; er rief ihm daher unaufhörlich zu: „Eselchen, Eselchen, komm herauf, ich bin dein Vater."

Eines Tages, an dem es sehr glatteisig war, sollte er seinem Vater etwas holen. Er war kaum einige Häuser weit gegangen, als er fiel und — ruhig liegen blieb. Ein Nachbar, der des Weges kam, fragte ihn, was er hier auf der Erde mache, warum er denn nicht lieber aufstehe und weiter gehe? Rochus antwortete: „Ich traue mich nicht, ich möchte noch einmal fallen; ich will daher hier abwarten, bis es aufthaut."

Sein Vater kaufte ein schönes Pferd um einen sehr billigen Preis. Ein Nachbar glaubte, es müsse einen verborgenen Fehler haben, weil so schöne Pferde gewöhnlich nicht so wohlfeil verkauft würden. Er besah es mit Kennermiene und machte die Bemerkung, daß es etwas furchtsam zu seyn scheine.

„O bewahre Gott!" fiel Rochus rasch ins Wort: „furchtsam ist es gar nicht; es steht nun schon drei Nächte ganz allein im Stalle."

Dieses Pferd, welches aber wirklich ein inneres Gebrechen hatte, starb in wenigen Wochen darauf, und sein Vater bedauerte diesen Verlust sehr. Da sprach Rochus tröstend zu ihm: „Was kann alles Beklagen helfen, wir müssen ja alle diesen Weg."

Einmal erhielt er von seinem Vater Befehl, einiges Holz an einen andern Platz zu schaffen, weil dieser zu etwas Anderem verwendet werden sollte.

Rochus ging an die Arbeit und verſuchte mit großer Anſtrengung die unterſten Reihen hervorzuziehen. Die Mutter kam dazu, ſah ſeine vergebliche Mühe und ſagte ihm: er ſolle von oben anfangen.

„Ach was!“ erwiederte er, „der Vater ſagt immer, daß man das Schwerſte zuerſt thun ſolle.“

(Fortſetzung folgt.)

Friſch gewagt iſt halb gewonnen.

Am Montag hab' ich ſie geſehen,
Am Dienſtag war mein Herz verführt,
Heut', Mittwochs, will ich's ihr geſtehen,
Am Donnerſtag wird ſie gerührt.
Am Freitag werd' ich ſelber kommen,
Durch einen Antrag förmlich frei'n,
Sonnabends wird er angenommen,
Und Sonntags wird die Hochzeit ſeyn.

Formular eines Theater-Zettels für das Jahr 1927.

Heute, am 16. Okt., wird in dem großen

Spektakel- und Rumor-Retortenhaus,

in dem

Tunnel unter der Spree,

bei Beleuchtung des äußern Schauplatzes, aufgeführt:

Peſt! Erdbeben! Heuſchrecken und Kindesliebe!

oder:

Die Launen einer gemüthlichen Natur.

Ein Experimental-Erſchütterungs-Spiel in 13 Akten, aus dem Tartaramuntſchiſchen überſetzt und mit neuen Lärmſtangen verſehen von Pingili-Pungili, Leib- und Hofüberſetzer der gelehrten Colonie am Fuße des großen Rieſengebirges bei Pankow.

Perſonen:

(Wegen Mangel an Raum können ſie nicht alle benannt werden; es iſt genug, wenn wir ſagen, daß faſt alle unſere erſten Künſtler, alſo beinahe 675 Helden, 589 tragiſche Heldinnen, 900 junge Liebhaber, eben ſo viel Liebhaberinnen, 206 Stück Böſewichter und an 82 komiſche Bediente in dem Stücke beſchäftigt ſind; die 1200 Kinder ausgenommen, die nicht etwa von der Gaſſe auf-

gefangen, sondern alle unsern Theaterdamen in der Wirklichkeit angehören, und geborene Künstler sind.)

Im ersten Zwischenakte werden zum Vergnügen der Zuschauer, zwei Mordbrenner feuerlichst hingerichtet, wobei der Galgen in griechischem Feuer zu sehen seyn wird. — Im zweiten Zwischenakte tanzen sechs Regimenter Küraſſiere mit ihren Küraſſierinnen, einen großen Shawltanz. — Im dritten Zwischenakte läßt sich der zwei Monate alte Herr von Kibitzky, auf einer neu von ihm erfundenen „Damen-Violine" hören. — Im vierten Zwischenakte wird ein gezähmter Mammouth, aus den Wäldern von Treuenbrietzen, die Piccoloflöte blasen u. s. w.

Nach diesem folgt:

„Die ausgetrocknete Tugend."

Eine Opera Seria-Buffa, aus dem Stegreife componirt, partitirt, einstudirt und aufgeführt vom Kapellmeister Blitzschnell, Compositeur der amerikanischen Schnellschiffe.

Personen:

Eine geistreiche Köchin,	Mad. Erpel.
Das schwache Gemüth,	Mlle. Butterteig.
Ein verfluchter Kerl,	Herr Tiefbrüll.

Mehrere hinfällige Tugenden, aus dem Chor.

Das Publikum wird gebeten, sich während des Gesanges der Mlle. Butterteig alles Wahnsinns zu enthalten.

Nach dieſem folgt:

„Triumph der Aufklärung."

Ein pantomimiſches Ballet mit Verwandlungen.

Programm.

Ein Sultan erſcheint und läßt 5000 Griechen köpfen, nach der Melodie: „Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht." Darauf ſtiehlt Jemand einem Juden die Uhr, er wird ertappt, der Jude bekommt Stockprügel, und tanzt ein Solo. nach der Melodie: „Die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen!" — u. ſ. w.

Die zwei Tage alte Madam Dubioſa wird einen Tanz aufführen, in welchem ſie ausdrückt, daß Alles eitel und nur gute Gage etwas Reelles iſt.

Nach dieſem folgen:

„Vorleſungen im alten voigtländiſchen Styl."

Der Vorleſer wird, in Gegenwart der Zuſchauer, das Stück improviſiren, es mit der Rechten niederſchreiben, mit der Linken dazu agiren; mit dem rechten Auge Freudenthränen und mit dem linken Schmerzensthränen weinen; mit der Naſe die Feinheiten und Nüancen ausmalen, und mit den Füßen zugleich die Rezenſionen für die Zeitungen darüber ſchreiben.

Nach diesem folgt:

„Experimental-Eskamotirung"

des Mechaniker Knallofen.

Er nimmt eine Sängerin unter die Luftpumpe, pumpt ihr mehrere Rouladen und einen Bandwurm, der früher ein Triller war, aus der Gurgel, nimmt sie heraus und der Zuschauer sieht, daß sie ein Mensch ist, wie viele andere; und was dergleichen Dinge mehr sind.

Man ersucht das Publikum, keine Schoos-Giraffen mitzubringen, und die Linienschiffe, die sie zum Abholen bestellt haben, um eine halbe Stunde später, als das Ende auf dem Zettel bemerkt ist, kommen zu lassen.

Anfang: Morgens gegen drei Uhr; Ende nach Mitternacht.

(Alle frechen Eintritte sind ungültig.)

Todesanzeige von besonderer Art.

Mein guter Mann entschlief im Frieden,
Sanft möge seine Asche ruhn!
Mit Leder handelt' er hienieden,
Ich werd' hinfort ein Gleiches thun.

Johanna Christiana N. —

Lächerliche Druckfehler.

Die Creatur Napoleon, ſtatt Caricatur.
Die empöreriſche Seelenlehre, ſt. empiriſche.
Die unbedingte Freßfreiheit, ſt. Preßfreiheit.
Wir haben die Griechen unterjocht, aus ihren Kirchen haben wir Menſchen gemacht, ſt. Moſcheen. (Aus einem Romane.)
Die philoſophiſchen Inſtrumente, ſt. phyſikaliſchen.
Die mediciniſche Venus, ſtatt mediceiſche.
Die Theilnahme an den Laſtern des Staats, ſt. Laſten.
Die däniſchen Koſaken, ſt. doniſchen.
Die Hochzeit des deutſchen Reichsadels, ſt. Hoheit.
Die Decimalbrühe, ſt. Decimalbrüche.
Nathan der Weiße, ſt. Weiſe.
Die ſündliche Halbkugel, ſt. ſüdliche.
Die Aufklärung hat irre gefahren, ſt. ihre Gefahren.
Der ſechspfündige Waffenſtillſtand, ſt. ſechsſtündige.
Die Verfertigung des Volkspoder, ſt. Coder.
Der regulirte Student, ſt. relegirte.
Die Jeſuiten legten ihre Eier in faules Fleiſch, ſt. die Inſecten.
Er ſtarb im äſthetiſchen Zuſtande, ſt. im aſtheniſchen.
Nachdem Sr. Kaiſ. Maj. elende Reichshülfe erſchien, ſt. eilende. (Aus einer Schrift über den ſiebenjährigen Krieg.)

„Auf einem Theaterzettel hieß es von einem Komiker: Herr N. N. kann heute wegen Heiterkeit nicht ſingen, ſtatt Heiſerkeit.

Ein reiſender Anerkenner, ſt. Amerikaner.

Pferdsgläubiger, ſt. Pfandsgläubiger.

Steinkoſtenbergwerk, ſt. Steinkohlenbergwerk.

Das Saufpiel war vorüber, ſt. Schauſpiel.

Curioſa und Anekdoten.

Ein armer Teufel überreichte ſeinem gnädigſten Landesfürſten Folgendes:

„Durchlauchtigſter Herr und Fürſt,
mich friert, mich hungert, mich dürſt!“

Eine junge Franzöſin ſchrieb ihrem entfernten Gatten: „Ich ſchreibe Dir, weil ich ſonſt nichts zu thun habe, und ſchließe meinen Brief, weil ich nichts zu ſchreiben habe.“

Man fragte einen Jungen: Was haſt du Luſt zu werden? — „Ich will ein Junge bleiben,“ antwortete er ſchnell.

Jemand lobte die Roſenwangen der jungen Frau von N. „Schade nur, daß ſie abfärben,“ fiel Jemand ſchnell ein.

Ein Vater sagte zu seiner Tochter: Die da heirathet, thut wohl; die da nicht heirathet, thut besser. Vater, rief sie hastig, so will ich denn wohl thun, und andern das besser thun überlassen.

Ein Höfling bat den Cardinal Mazarin, seine Noth nur in drei Worten vorstellen zu dürfen. „Wohl", versetzte er, „aber nur in drei Wörtern"! (Es war im Winter.) „Frost und Hunger!" — „Holz und Brod", antwortete der Cardinal, und der lakonische Bittsteller erhielt eine Pension.

In einem Heirathscontract gebrauchte der unbefangene Notar, nachdem er der Jgfr. Braut schon oft gedacht hatte, den Ausdruck: „Oft berührte Jgfr. Braut."

Als Friedrich von Hagedorn einst krank war, fragte er einen berühmten Arzt um Rath. „Sie haben die Wassersucht," sagte dieser. „Unmöglich", erwiederte von Hagedorn, „ich habe ja in meinem ganzen Leben kein Wasser getrunken!"

Sagt, welch ein gigantisches Prachtgebäu
Im Worte Stürmen verborgen sey? *

* Der Münster zu Straßburg.

Schmulchens Liebesklage.

Ich bin verliebt, as ich ſoll lebe!
Gewalts verbliebt und tiſchberot,
In tauſig Aengſte muß ich ſchwebe,
Und muß doch ſchwaige, as der Tod.
Denn mit den Taifels Affeziere,
Wo meine Kalle kareſſire,
Fangt unſer aner nit viel an.

Nur geſtern noch bin ich geſotze,
Betriebt as wie a Laichenſtain.
Da ſtrich der Laitnam ihr de Krotze,
Und ſchwur, ſe wäre göttlich ſchain.
Se ſollt ihm all's a Kuſſel gibe,
Nach gar nix waiter thät er ſtriebe —
Und ſe — — fing ze lache an.

Das Lache hot mich g'rührt ze Thräne;
Der Leitnam ſpitzte gleich des Maul,
Und ſe — — ſe that ſich gar nix ſchäme,
Se war mit küſſe gar nit faul!
Spielt Vailche ſau mit meine Harze,
So wollt' ich lieber gleich varſchwarze
As länger ihr Scharmanter ſeyn.

Ach Vailche, Kindche! loß der saache,
Der Jammer macht mei Harz kaput.
Ich kann der Eifersucht nit traache,
Die der Aff'zier mer mache thut.
Ich wollt — so wahr, as ich thu libe,
Mer lieber losse Mackes gibe,
As den Spittakel anzeschaun.

Der Dalles wachst mer ganz ze Kopfe,
Ich was bäld nix mehr was ich thu.
Und wehrts halt mit mer arme Tropfe
Noch ane Woche lang a su,
So werd' ich vun der arge Drucke
Des Unglücks sicher noch mischucke
Und muß kapores gehn. — Au waih!

Vailchens Antwort an den gekränkten Bräutigam.

Mei Fraind, fer wohr! Er is mischucke,
Wenn Er von Harzens-Leide sprecht!
Was steckt Ihm unter der Parucke,
As Ihn wie Dorn und Distle stecht?
Mir schaint, Er is ze feine Sitte
Sau viel as gar nix zugeritte,
Mit seiner terkische Eifersucht.

Wenn mich de Kawaliers bewündre, —
Gotts Wunder! was geiht ihn das an?
Thut ihm das seine Beitel plindre?
Er Schaute! was verliert er dran?
Er sollte sichs zer Ehre schätze,
Statt wie verrückt sich abzeheze,
Er unballirter, roher Mensch!

Wo in der feine Welt is Mode,
As sich der Mann gleich hochvermißt
Er sterbt vor Jommer sich ze Tode,
Wenn seine Fra an Andre kißt? —
Eh' Er sich will an Braitgam nenne,
Lern' Er der Welt erst besser kenne,
Und merk' Er was bon genre ist!

Er denkt, weil wie vor hundert Johre
Die Elle varthalb Bartel mißt; —
Die Fra muß, (Gott soll an bewohre!)
Erst warten, bis der Mann se kißt?
Les' er die alten Münne-Lieder,
Dann fang' Er an, und red' Er wieder,
Wenn Er was waaß von Wunderhorn.

Ja, lis Er selbst in unsre Schrifte
Das hohe Lied von Salomon,
Das ward ihm gar kan Unhail stifte,
Denn auch daraus begraift Er schon,
As schon von vielen hundert Johre
Die Töchter Zion Mädchens wore,
Wie sie all's heunt ze Tage sind;

Drum trockn' Er ſeine ſalz'ge Thräne,
Die Er um gar nix hat gewaint!
Die Sach' iſt gor kaum zen Erwähne,
Die ihm ſau ganz bedaitend ſchaint.
Der Laitnam darf ihn nix betriebe,
Ich werd' Ihn ſchon darneben liebe,
Wie's aner Fra von Thon geziemt.

Itzig's Wetterglaͤſer.

Da ſteihn ſie und kucken nach's Wetterglas,
As ſoll's en das Wetter verkünden.
Was thu' ich dermit, wird's warm oder naß,
Wer künn da Pr'centche drin finden?
Parremeters hob' ich, die beſſer ſind,
Paulitiſche Wetteranzeigen.
Wenn ſe fallen, deutet es Sturm und Wind,
Gut Wetter wird's bald, wenn ſe ſteigen.
Ich ſeh's, wie viel ich Pr'centchen gewinn',
Se ſagen's mir, wenn ich verliere,
Das ſeyn Parremeters nach meinem Sinn,
As ich meine die Staatspapiere.

Waſchzettel aus dem Fegfeuer der Hindu's. *

1) 7777 alte Jungfern von 50 bis 130 Jahren, die ſich Bräute Kriſchnas nannten. Da ſie ſich ſtark in Reinlichkeit vernachläſſigt hatten, ſo koſteten ſie 10 Klafter Holz mehr als gewöhnlich.
2) 28340 alte Weiber, welche zuſammen 80000 Zähne hatten, aber ein gräuliches Geklapper machten.
3) 116 gute Hausfrauen.
4) 3980 empfindſam-trömmelnde heimliche Sünderinnen von Mädchen und 29 keuſche ſchöne Jungfern von 15 bis 20 Jahren.
5) 1950 abgeſchiedene liederliche Weiber.
6) 60909 Freudenmädchen.
7) 37500 unpaſſende und zankende Ehepaare.
8) 104 glückliche Eheleute.
9) 50000 zitternde klapperdürre Soldaten, die aus Schlachten und Hoſpitälern kommen.

* Im Fegfeuer der Hindu's iſt gute Ordnung eingeführt und wird in jedem Jahre ein ordentlicher Waſchzettel gemacht. Was für den Himmel ſchnell rein gewaſchen worden, wird gegen Quittung abgeliefert. Die Candidaten der Hölle wirft man, wie die Schneider ihre Abfälle, durch ein Loch in den Abgrund und das Uebrige wird ſo lange gewaſchen und gebügelt, bis es ſich entweder zum Himmel oder zur Hölle rein qualificirt. Dieſen merkwürdigen Waſchzettel verdanken wir Herrn Heſſan Bambus und deſſen Ueberſetzung dem gelehrten Herrn Salzkümmel in Gelnhauſen.

10) 600 Maulhelden von Offizieren.
11) 1140 Aerzte und Apotheker, welche von 75000 Patienten verfolgt wurden, die sie offenbar umgebracht hatten, und 3 geschickte anspruchslose Aerzte.
12) 2997 bestechliche Richter und lügenhafte Advokaten.
13) 71 gewissenhafte Richter.
14) 9 redliche Advokaten.
15) 21739 diebische Mackler, Krämer und Kaufleute.
16) 5 ehrliche Handelsleute, die Bankerott machen mußten.
17) 740 heuchlerische oder dumme Pfaffen.
18) 2 aufrichtige fromme Priester.
19) 2893 Maulschwätzer und Schmarotzer.
20) 1 bescheidener wahrer Hausfreund.
21) 93 Versmacher.

NB. Pocten gab es in diesem Jahre nicht.

22) 77 Schriftsteller, welche mit fremdem Geist handeln.
23) Einer, der eigene Waaren führte.
24) 46380 Handwerker und Wirthe, welche ihre Kunden in den Rechnungen übersetzten.
25) 1 ehrlicher Schneider, dessen Kinder im Waisenhause erzogen werden müssen.
26) 1 höflicher Postmeister.
27) 1 nüchterner Kutscher.
28) 97 krummrückige Hofleute.
29) 1 alter abgedankter aufrichtiger Kammerherr.
30) 16 lügenhafte und ränkehafte Staatsmänner.

NB. Vor zehn Jahren war ein redlicher tugendhafter Minister ausgewaschen worden und gleich nach dem Himmel gezogen.

31) 72 liederliche, zudringliche, eitle Comödianten, Musikanten, Tanzmeister und Fechtmeister.
32) 39 langweilige Pädagogen.

33) 91 abgeschmackte Rentenirer und Kapitalisten, welche nicht gewußt hatten, wo sie ihre Zeit hinbringen sollten.
34) 17840 eigennützige Maulpatrioten; 1 wahrer Patriot ohne allen Eigennutz.
35) 1390 eingebildete witzige Köpfe und Wohlredner.
36) 57989 vornehme und gemeine Kammerdiener, Kammerjungfern, Bediente, Knechte und Mägde, welche nur durch die Kleidung verschieden waren.
37) 14780 alte und junge, eitle und aufgeblasene vornehme Pinsel, Laffen, Gecken und Thoren.
38) 3 verständige Männer, welchen es sehr schlecht auf der Welt gegangen war.
39) 4711 vorwitzige Schulknaben von 10 bis 16 Jahren.
40) 4930 naſenweiſe Rotznasen von Mädchen.
41) 820 eitle, einseitige, anmaßliche Pedanten von 10 bis 15 Jahren.
42) 2 vielseitige Gelehrte, denen man ihr Wissen nicht ansah.

Extrahirt aus dem großen Waschregister des Fegfeuers am letzten Tage im Jahr 2740.

In fidem Wahr, Secret.

Die Schöpfung der erſten Menſchen, der Sündenfall und deſſen Strafe.

Von Seb. Sailer.

Perſonen:

Gott Zeus. — Adam. — Eva. — Engel.

Erſter Aufzug.

Gott Vater.

Noits iſt noits, und weat noits wcara,
Drum hau i wölla a Wealt gebcara:
Grad um dia Zeit
Wos nimme viel ſchneit,
Und wos au beſſere Lüftla geit.
I bi ſchau längſcht mit deam Weaſa umganga:
Do denke endli, wills gau nu im Früahling anfanga,
Wenn d'Lercha ſingct und kommet die Schwalma,
Wenn der Schnai vergoht, und blühet die Palma.

Nohdeam i gſchlofa wenig Nächt,
Hau i dächt:
Jez will i gau dra weils amer iſt,
Im Nama des gekreuzigta Heara Jeſu Chriſt.

Arie.

I kas wohl ſaga
I hau ſchau gar oft da Kolender aufg'ſchlaga
Und guggat wenns Zoiche am beſta;
In was für ma Maunet in was für ara Zeit.
Und endli der hollig Goiſcht miars eingeit,
Im Früahling fang a,
Im Früahling gang dra!
Do kaſcht ſe hearſtella mit wenige Köſchta.
Im Sommer eaba,
Do geit as mit Wetter a aubſtändigs Leaba.
Wenns durnet, wenns blitzet, wenns haglet,
Wia bald iſcht as gſchea, daß as Weatter drei ſchlecht,
Denk noochi obs eabe it au ſo gau meecht;
Zu beam wenn es hoiß
Hot oiner viel Schwoiß.
Im Früahling iſt gſchwinder älls gſchaffat und gnaglet;
Im Herbſt wenn d'Reiffa
Anruket und rauhe Windle hebet a pfeiffa,
Wenn d'Sonne vo is wieder ſchoidet,
Wenns Wimmla agoht, unds s'Wei leaſa in Eil,
Do hott ma zum Baua koi Zeit und koi Weil;
Ma leabt in der Rua
Und ſauft brav darzua;
Denn i der Vaganz iſt oims Baua vertloidet.
Im Winter dinna
Wenn d'Weiber beim Ofa am Rädle theand ſpinna,
Iſchts eaba zum Bauen it z'rothe,
Bei Schnai, bei Eiszapfa, bei Duft und bei Eis
Do iſcht noits zmachet uf ällige Weis,
Denn s'Bloſa in d'Händ
Macht niena koi End,

As ka oim im Winter as Bana itt grotha.
So iſchts darbei blieba und eaba im Meeza
Daß is reacht ſag,
An faif a zwanzigſte Tag,
Haun i azunda Sonn, Mau, Planaita und älle himmliſche Keeza.
Faif Täg darnoh, aiſcht huir,
Haun i verſchaffa, Holz, Stoi, Metal, Luft, Waſſer, Erda und Fuir.
Beim Sappermeant!
Sieba wunderſcheane Elameant.
Aellerloi Thier und Flügel und Füeſſa
Haud mar außam ſtokfaiſtera Noits raus müeſſa;
Und dös älls bei meiner Truil
In oim Othem in oim Hui
Gſchwind wie der Wind,
Hurtig und ſchneall
I vo mar ſeall.

Arie.

Ohne Hammer, ohne Schlegel,
Ohne Bretter, ohne Nägel,
Ohne Schaufel, ohne Kella,
Ohne Buaba, ohne Gſella,
Ohne Schiefer, ohne Stoi,
I ſealber alloi.
Ohne Ziegel, ohne Blatta,
Ohne Sparra, ohne Latta,
Ohne Kalk und ohne Meatel,
Freili mit ganz bſondere Beatel;
Ohne Hobel, ohne Seaga
Hau i älles brocht ſo zweaga,

Ohne Feila, ohne Zanga,
Ohne Raitel, ohne Stanga,
Ohne Zirkel, ohne Schnüera,
Ohne Riß und oh Probiera,
Ohne Richtſcheit und Lingnier
Iſchts grotha glei miar.
Ohne Foara, ohne Danna,
Ohne Diegel, ohne Pfanna,
Ohne Klammer, ohne Winda,
Ohne Nepper haun is kinda;
Ohne Menſchen, ohne Goiſchter
Bin i ſcall dar Zimmermoiſter.
As ſäh mars zwor Niemand a,
Weil i ſchau ſo an alter Ma;
Und deniſcht iſcht a gozigs Woat, dös i lateiniſch gſait,
Dös i no as a Bua i dar Schual hau ghait,
Mei oiziger Handwerkszeug gwea:
Fiat, as ſoll gſchea.
Dar Buaſtab J, der ois bedeutet, iſcht drin enthalta,
Drum haun i wölla di aiſcht Johrzahl gſtalta.
Mit deam haun i älz kinde hearſtella,
Mit deam haun i gmacht was i hau wölla,
Und wenn i noh et gnua hett,
So könnt i noh maih wenn i wött.
Und zwor beim Bluat!
Iſcht älles hübſch, wacker und guat,
Alloi,
S'gobt deniſcht no eabbas a, wi i moi,
An Menſcha der Moiſter iſcht über die Sacha
Mueß i gau zua gueter Lezt macha.
Uſſam Loi, uſſam Leatta
Will in gau do auſser kneatta.

Arie.

Komm Adam, komm hurtig, komm laß di verſchaffa,
Da weaſcht mi ganz freudig bald leabig agaffa;
Da mueſcht a Menſch weara und hau was da witt;
Höb nu a kleis Weili, und reg di fei itt.
So lang i beim Häfner des Handwerk hau triba,
Iſt mer nie koi Leatta im Finger ſo blieba.
Geduldig liebs Adamle! glei iſcht as gſchea,
Bald ſolleſt du caſſa und ſchwäza und gſea.

Gugg hoſcht jo a Härle as wie a Paroka,
A wakers Schnauzbätle, a Gſäß au zum Hoka,
Du heſcht ſchcane Wada und Schenkela dra,
Du mueſcht mer halt weara a ſauberer Ma.
A kugelrunds Bäuchle, an Ruka dahinda,
A Hälsle ma ſoll jo koi netters itt finda,
A Goſcha, zwoi Auga, zwoi Aura, a Nas,
An Schoitel, a Blaſſa, gelt Adam i kas?

Boz, Boz, Boz!
Iſcht des a leattener Klotz,
I moi er häb koin Darm,
Dös iſcht a Gſell daß Gott verbarm!

Arie.

Ar goht jo itt, er goht,
Ar ſtoht jo itt, er ſtoht,
Macht a Goſch, wie a Froſch,
Adam ſchwäz, ſey itt ſo faul,
Suſcht ſchlät di Gott Vater ſcall uffs Maul.
Wenn du a braver Ma
So gugg mi au fei a,

Gang an Schritt,
Fürcht dar itt,
Bischt a Kerle, s'ischt a Spott,
Gib Patschhand, sag grüaß an a Gott.

Aber as ischt aus, er schwäzt no koi Woat,
As fehlt am halt no amma andara Oat,
As fehlt am am Leaba und Goischt.
Ar regt si gau gwis
Wenn i ihm thua blosa ins Gsris.

Arioſa.

Bursch wach auf, huescht und schnauf,
Hutig und gschwind, schüttle da Grind,
s'Maul auffirek, d'Zäh sei blek,
Nicaß zur Prob, (Adam nießt)
Healf dar Gott, iez leabt er Gott Lob,
Gealt Adam da gsiehscht?

Adam.

Jo freili Gott Vater, g'lobt sey Jesus Chrischt.

G. V.

In Ewigkeit. Gealt as hots thau,
Guk überschi, da kascht seah, d'Sonn, d'Steara und da Mau.

Adam.

Dös siehn i, aber wo bin i?
I hau gmoit as trom mar vom jüngste Gricht,
Wia er mar haud blosa ins Gsicht.

Ariette.

Voarig ischt as feister gsei,
Jeza ischt as Tag!
Jeza ischt as Sonnaschei
Ei so schlag!
Aellathalba ischt as heall,
O dös ischt a Zier!
Ihr seand jo Gott Vater seall,
Gealtat Ihr?

G. V.

Dear und koi anderer bin i,
Gealt da moischt mi?
Du bischt aber au mein Kreatur.

Adam.

Jo, i hau schau längscht dächt, wenn i nu verschaffa wär.
I hett schau länger au möga leaba,
Jez hots ui auser Hergott doch a mol in Si geaba.
Aber no ois. Woher thue i komma?
Wo haund ar mi hear gnomma?

Ariosa.

G. V.

Roth nu i will dars bschstau,
Roth nu i will dars lau.
Du bischt no Gold, no Silber, no Zi,
No Glas, suscht wärescht huit no hi,
No Holz, no Stahl, no Boi,
No vo Marvel, no vo Stoi,
No vo Eise, no vo Blei,
Roth, was dei Mat[illegible]

Adam.

So bin i halt Papeier.

G. V.

Noi du bischt no räuher.
Itt vo Lumpa, itt vo Zwill,
No vo Barchet, Kölsch, no Drill,
No vo Hanf und Werk itt gspunna,
Hoscht di no itt besser bsunna?

Adam.

Was ischt denn dös für a Ding?

G. V.

Siehscht do us dem Pfifferling
Haun i di ai du no gschnappat,
Zsemma kloibat; zsemma bappat.

Adam.

Dös ischt zimli schmozig
Drum bin i gwis so rozig;
I will mi gau schneuza mit Gauscht.

G. V.

Dös ischt älles hia umsauscht.
Aber hair,
Jez komm in d'Kinderlair.

Arie.

Wenn du mohl haufötig witt weara,
So denk fei a bizli au dra:
Was haun i mi sealbar so geara,
I bi so a roziger Ma.

Sobald di der Duifel aufs Bänkle
Der Haufat will ſtella, ſo lach
Und häb nu des goiſchtle Gedänkle,
Roits bin i, a D... iſcht mei Sach.

Laß di vo der Scheaheit itt blenda
Und bild der deßweaga noits ei,
Des Ding ka älls wieder verſchwinda,
Denn dös iſcht no gmacht uff da Schei.
Weil du außem Boda biſcht gnomma
Deam Leib noh mit Fioiſch und mit Bluat,
So denk nu, wenn d'Haufat will kumma,
A Saunapf iſcht eaba ſo guat.

Aber jez iſcht as Zeit
Richt di, Kerle, mar weand gau noh weit.
Gieb mar dein Kopf,
I nimm di beim Schopf,
Ins Paradeiß will i di füehra,
Zuo Zwetſchga, Pflomme, Zipara, Aepfel und Bieara.

D u e t t.

A d a m.

Um tauſad Gottswilla, i fluig wie a Balla,
Gott Vater, i bittana, laud mi itt falla.

G. V.

Druck d'Auga zua, thua itt ſo ſchreia!

A d a m.

As gſchwindlat mar oihmol, i moi i müeß ſpeia.
Wo bleibat mar huit über Nacht?

Dös fliega ällz trimmlig mi macht
I weas wohl verpfinda in äll meine Glieder.

G. V.

Päd nu koi ſo Weaſa, i ſez di bald nieder.
Gugg, i ſeallam ſcheana Gaata
Duat lauter guat Leaba uf di dött waia
Voar Beatläuta noh ſeand mar dott.

Adam.

Gottsnama ſo traget ſott.

G. V.

Noh bälder, noh bälder, grad eaba ſez glei,
O Adam! da biſcht jo faſt ſchwerer as Blei.

Adam.

I bittana deand mi alada,
Doch aber ällz gmächlichs, ſuſcht möcht es mer ſchada.

G. V.

Gugg, Adam, dös iſchts Paradeiß!
Do nei thue di ſeza mit Fleiß.

Adam.

Jo oihmol, dohinna geihts beſſere Windla,
Die Bömla ſtaud do jo ſo grad as wie d'Spindla,
Dia Vögala ſingat viel netter,
Obs, Bluama und Kräutla ſeand au do weit fetter.
Alloi ois iſcht, dös i itt wois,
Send mer denn au no im Schwarzwald Krois?

G. V.

Gib acht! oifältiger Gſell!
Was i dir do zum Eaſſa aufſtell,

Iſcht älles gnua und därfſt di wohl freua,
Anderſcht as im Schwobaland, Huzelbiera und Doaraſchlaia.
Doch ois thue i dir adinga,
Da ſolleſcht et müeßig dahinna umſpringa;
Schaffa, ſchaffa dös mueſcht, und wenn da dös thueſcht
So bin i mit dar zfrida uſs Härle.

Adam.

Dös iſcht mier a wunderlis Mährle?
Wer ſait daß i müeß?

G. V.

Narr i hau der deßweaga geaba Händ und Füeß
Au grade und gſunde Glieder.
Jez ſez di a bizli do nieder.
Vögel und Thier
Sollat voar dir
Si ſtella und zoiga glei,
Da kaſtana ſaga, was ihr Nama ſey,
Hear do was Flügel hot und Feadar,
Hear do was hot Haut und Leadar.
Hear do Adam wear ui ſaga,
Was a jeder für an Nama ſoll traga.

Adam.

Dös iſcht a mol a ſcheana Waar,
I will mi gau zaiſcht macha a d'Vögelſchaar.

Ariette.

Adam.

Jhar kleinare Vögel merket wohl auf,
Was ſiza will fluig uff dös Bömle do nauf,

Die andere bleibet dahunda;
I hau uire Nama ſchau gfunda.
Schneapfa, und Lercha, und Enta, und Häza,
Au Nachtigalla und Gimpel di ſchwäza,
Spaza, Zauſchlupferle, Wachtla und Schwana,
Rabba und Krähe, und Dauba, Faſana,
Henna and Hahna und Moiſa, Gibiza,
Pfaua, und Storcha, und Gäns, Emariza,
Zinka, und Guggug, wie au der Nußjäk,
Amsla, und Stora, der Widhopf im Dräck,

Und ſuſcht no ällerhand
Gaund thoilets mitanand.

Ihr gſchueppete Gſella in Weyer und Flüſſa,
Ihr ſollet au uire Näma wiſſa.

Ariette.

Barba, Karpfa und Forella,
Häring, Brike und Sardella,
Ahla, Salma, Laxa, Schneider,
Haun i ſchwimma gſeah inſeider;
Grundla, Gruppa und Stoibeißer,
Und die ſealle Maulaufreißer
Tauget uf de Tafletiſch,
Und der neachſt dear hoißt Stockfiſch.
Aber jez hot as a Hiz,
I will gau gugga wie i mei Maul ſpitz,
Se deand mi in Furcht und Zittern ſeza.

G. B.

De därfſcht der itt fürchte, ſe deant de itt kreza.

Ariette.

Adam.

Löa, Bäara, Digerdier,
Wilde Saua, wilde Stier,
Mäus und Ratza,
Igel, Katza,
Elefanta mit am Zah,
Hiasch, wo grauße Hoara dra.
Dös Kameel und dea Latschari
Soll ma hoissa Dromedari.
Dicherla, Wisala, Dax und Raih,
Iltis und Mader, und Läus und Flaih,
Hase, Otter, Wolf und Lux,
Und du rauther Schelm hoischt Fux.
Jez gaud nu zum Freassa!

G. V.

Gugg reacht rum da hoscht Eabbas vergeassa.

Adam.

I moi i häb schau älls thau.

G. V.

Blinder Kezer, i muaß 's gau nu schreia lau,
Me, me, me.

Adam.

So viel i woiß
Bischt du a Goiß.
Los e bizli!
Dei Kend hoißt Kizli,
Bok hoißt dei Ma, dea da hoscht dei dar,
Dees ischt a reachte Waar für d'Schneidar.

Muh, muh, muh,
Ih woiß ſchau was i thua,
Du biſcht halt a Kuah,
Dei Kend hoißt Kälble, dei Ma hoißt Stier,
Or hoißt dei Bruader, ſeand uier vier.

Ihi, ihi, ihi,
Di kenn i ſchau längſcht,
Da biſcht halt a Hengſcht,
Dei Weib hoißt Märra, dei Bua hoißt Fülli,
Jez bi i fetig mit deiner ganze Familli.

Wu, wu, wu,
Nu gmach, du Hund, und auhne Schada,
Beiß mi itt in meine ſcheane Wada.
Narr, beiß und bill
Wenn ma mier eibreche will.

Ja, ja, ja,
Sei Diener, Hear Eſel mit Nama!
Wie komma mer boide do zſama?
Am Gſchroi noh, eh i di hau gſeah,
Vor aitam a Eſel biſcht gwea.
Daß da zwor noh am Maul,
Sepeſt a Froid vom Gaul
Und a Verwandter, ma moits,
Du biſcht halt a Eſel ſuſcht noitz.

Z'Jeruſalem neaba dem Spitel,
Wenn über die zwillene Kittel,
Weat wölla voar ällige Leuta,
A mohl eiſa Herrget eireita,
So weat ar di vom Zau
Für ſein Gaul hola lau.

Z'Betphage z'nächſte am Schloß;
Da biſcht halt a Eſel koi Roß.

Iſcht oiner a langſamer Ludi,
Und ka zimli litzel im Studi,
So geiht es koi anderes Mittel
Ma hoißt an an Eſel zum Titel.
S'letztiſcht Oat in hauer Schuel,
Hoißt ma da Eſelſchtuel.
O deine Aura ſend z'lang,
Da biſcht halt a Eſel, jez gang!

Jez bin i fetig. Dees iſcht a Arbat gwea!
Iſcht no älz no uirem Willa gſchea?

G. B.

Aelles iſcht ganga, noah meim Verlanga,
Z will dar fleißig dra denka,
Und wenn i wieder komm, a Herrgetle ſchenke.
Aber i glaub, da mechteſcht eabbas anders darfür?

Adam.

Zo freili nähm i Eabbas anders, ſo viel i ſpür,
Denn älle Thier die i do gſeh,
Seand buur und buur a Bäärle gwea;
Z möcht au ſey ſealbander,
Und daß i ui itt lang rum treib,
Gott Vater! i hätt geara a Weib.

G. B.

Da ſchwäzſcht reacht drum rum,
Mueſcht halt warta, bis i wieder kumm.

Adam.

Wenn ar mier koi Ghilfi thätet geaba,
Könnt i ſo nimme leaba.

Arie.

Wenn i melancholiſch wear,
Und mueß alloi ſo ummer gau,
Mei, wie viel wur i Grilla hau.
Gſchwind mier a Gſpäni hear!
Machet oine us deam Scholla,
Oder i will Leatta hoſla.

Karthäuſer leabat ſo,
I mueß au bei de Leute ſey,
Suſcht gſchmorret mier mei Maga ei,
'Ska ſey i henk mi no.
Krieg i Krankheit und Trübſala,
Wear weat noh da Dokter zahla?

G. V.

Adam, ſey itt ſo augſchlacht,
Narr! as iſcht no lang bis z'Nacht;
Sobald i z'Mittag geaſſa hau,
Wear nu itt ſchui,
Z'Obat umme drui,
Soll a Weib a deira Seita ſchtau;
I will di gwiß itt vergeaſſa.

Adam.

Nu ſo ſeyß! Gott gſeagnes Eaſſa!

G. V.

Meitweaga thue jetzt was de witt.

Adam.

Kommet fei bald, iſcht mei oizige Bitt.

G. V.

Laß mi nu voar gau.

Adam.

So will i halt Geduld hau,
Und darbis
Spaziere gau, uff dar grüana Wies.

(Fortſetzung folgt im dritten Bändchen.)

Tuſch.

Ein junger Student ſaß neben einem alten Burſchen im Collegium, und warf aus Unvorſichtigkeit, ſeine Tinte über die Papiere des Nachbars. Höchſt ärgerlich darüber, fragte ihn dieſer raſch und hitzig: „ſoll das Tuſch ſeyn?“ — (Tuſch iſt in der Studentenſprache vorſätzliche Beleidigung, auf die eine Ausforderung erfolgt.) „Ach nein,“ erwiederte er ängſtlich, „es war nur Tinte!“

Aus „Prehauſer oder: der wieneriſche Hanswurſt."

Von Johanne Wurſtio.

Hanswurſt's kurze Urlaubsrede von ſeinem Salzburgiſchen Bauren, dem Riepel, und die darauf erfolgte Abreiſe in die Länder.

Nun Riepel lebe wohl, ich mag kein Kraut mehr ſchneiden,
Ich will einmal mein Glück probiren bei andern Leuten.

Nun wohlan, Riepel! du weißt, daß ich dir ſchon eine geraume Zeit her lang genug gedienet, und zwar ſechs Jahre, 14 Tage, 32 Stunden, 12 Minuten, treu und klug, in Acker und Pflug, bei der Strohtriſten, und Ausmiſten, bei dem Brodbacken, und im Holzhacken, auf dem Heerd, und bei dem Pferd, in dem Sattel, und in dem Stadel, bei dem Kühwaiden, und bei dem Krautſchneiden, mit einem Wort, im Stall und überall. Nunmehr erfordert es aber meine Gelegenheit, daß ich mich einmal in die Ruhe begebe, und in fremde Länder reiſe.

Riepel. Mein Wurſtel, was thuſt mir für Plauderwerk machen? Ruhe und Reiſe ſind zweierlei Sachen, hätteſt lieber noch bei mir im Stall vorlieb genommen, glaub mirs, es wär dich viel leichter ankommen.

Hanswurſt. Riepel, du magſt reimen oder dichten, ich werde mich gleichwohl nach deinen Worten nicht viel richten; ich ſag es einmal für allemal, wie es mir ums Herz iſt, gib mir meinen rückſtändigen Lohn, ſo reiſe ich mit Freuden aus Salzburg davon.

Riepel. Wurſtel, es wird dich reuen, der Winter iſt vor der Thüre, die Fenſter ſind im Roßſtall ſchon gefroren, der Schnee liegt auf dem Waſen, der Wind wird dir greulich die Joppen ausblaſen.

Hanswurſt. Das acht ich nicht um ein Härlein, ich bin von einem heldenmüthigen Geſchlecht, des Sauſchneider Jodels geweſener Oberknecht; dazu hab ich noch einen guten Bruſtfleck, einen ledernen Hoſenträger, zwei Paar Secken, und einen wollenen Stutzen, mit dem kann ich dem Winter ſchon trutzen.

Riepel. Du magſt was haben oder nicht, damit iſt es nicht ausgericht; ich will vorher die Urſache wiſſen, warum du mich willſt verlaſſen, ſonſt kommſt du mir auf keine offene Straßen.

Hanswurſt. Soll ich dirs ſagen? ſo will ich es halt wehmüthig klagen: Ich habe in unſerem Salzburgerland, zum Kraut- und Sauſchneiden keine glückſelige Hand, ich mag das Vieh legen oder wenden, ſo crepirt mir alles unter den Händen; beineben thut es hier allezeit regnen, das Waſſer das lauft mir in die Schuh, und Krautſchneider gibts überflüſſig genug, es kommen kaum zehn nach Haus, ſo laufen ſchon vierzig wieder hinaus.

Riepel. Das gereichet eben unſerer ganzen ehrſamen Krautſchneiderzunft zu einem ſonderlichen Nachruhm, deren Kunſtbefliſſenheit ſich bereits im ganzen Deutſchland ausbreitet, wogegen die Sauſchneider ſich deſſen nicht viel rühmen dürfen, weil ſie nicht an allen Orten angenommen

werden, wie ich dann in unserem Kunstbuch am 17. Kap. von Sautödten gelesen: daß die Juden und Türken kein Schweinefleisch essen, würde mithin etwas Gefährliches seyn, sich bei dergleichen Volk vor der Hausthür anzumelden; wenn du aber lieber Wurstel, mit Sack und Pack von mir und unserem Salzburgerlande wegzureisen verlangst, so möchte ichs doch wohl wissen, und hören nennen, in was für ein Land du so eilends willst rennen.

Hanswurst. Meine Reise geht auf eine weit entlegene Straßen, Riepel, du wirst es schwerlich können fassen; denn erstens nimm ich den kürzesten Weg von Salzburg nach Moskau, von da schnurgerad nach Tirol, von Tirol nach Schweden, von Schweden nach Steiermark, von Steuermark nach Schwaben, komm ich einmal ins Schwabenland, hab ich Croaten gleich an der Hand, darauf, wend ich mich auf die linke Seit, so habe ich nach Holland auch nimmer weit, von Holland gehe ich nach Westphalen, von Westphalen geht die ebene Straße nach Italien, von da komm ich nach Böhmen und in die Türkei, endlich zu Wien in Oestreich kehr ich ein, wird wohl alles über eine Tagreis' nicht seyn.

Riepel. O Wurstel! Wurstel! das ist ein weiter Weg, es gibt große Hügel und gefährliche Steg, fürcht lauter es wird dich noch kränken, daß du oft heimlich an Salzburg wirst denken. Weil du dann durchaus von hier fort willst, und mir bisher so fleißig hast Kraut geschnitten, und wacker gedroschen, so nehm hin deinen Lohn, und noch darüber ein Landmünz und zwei funkelneue Groschen, dabei kannst zum Abschied noch trinken mit mir eine Maas Kaltenhauser Bier.

Hanswurst. Ich kann mich nicht lang mehr verweilen, es möcht mich sonst die Nacht übereilen; aber,

Riepel du wirst Wunder vernehmen, wann ich wieder nach Salzburg werd kömmen, wie rar ich mich in die Mode werd richten, und dir erzählen vor artliche Gschichten; nun weil es vor dießmal nicht anders seyn kann, gehab dich wohl, Riepel, jetzt geh ich davon.

Hanswurst erzählt seine Abreise von Salzburg, und einen lächerlichen Anschlag eines Passagiers, desto bequemer nach Moskau zu kommen.

Viel Mühe hat michs gekostet nach Moskau zu gelangen,
Nun hör ich, daß ich soll die Zobel helfen fangen.

Also, und auf solche Weise, wie man gesehen, hab ich mich von meinem Bauren, dem Riepel, wie auch vom ganzen Salzburgerlande nicht ohne schmerzliches Sehnen und Thränen beurlaubt; ich gedachte aber mein liebes Vaterland noch einmal anzuschauen, nehme meinen Weg dann gerade auf den Gaisberg, dort droben sah ich überall aus, sahe auch wieder des Riepel sein Haus: Ach! sprach ich bei mir selbst, meine liebe Hütten, was hab ich in dir nicht gelitten? Das macht einen, sag ich schließlich, mit der Zeit rechtschaffen verdrießlich; dennoch muß ich es bekennen, daß, obschon die Arbeit zu Zeiten hart und schwer gewesen, so fand ich doch Mittags in der Schüssel, gleichwohl immer ein gutes Bissel, Plunzen, Bratwürst, und noch was mehr sonst, kam alles auf den Tisch von unsrer

Kunſt; am Sonntag hab ich ſelten ein Kraut antroffen, wo nicht wär' eine Sau durchgloffen; jetzt aber auf der Reiſe wird es wohl ſchmäler zugehen, denn nicht alle Wirth ſind mit Säuen verſehen, es hangen bei manchem ſechs Kochlöffel aus, und hat doch nicht ein Ei in dem Haus, mit ſolchem kitzelte ich mich ziemlich lang, und es wäre bald ſo weit gekommen, daß ich meinen Rückweg zum Riepel genommen; nichts deſto weniger munterte ich mich ſelbſten recht heldenmüthig auf, in Erwägung, daß nach vielen Beſchwerden, endlich wieder alles gut wird werden. Nein! Nein! dachte ich, hier bleib ich nicht hocken, es wird mich weder der Riepel, noch Salzburg mehr locken, mithin ging ich ein ziemliches Stück, und ſchaute gen Salzburg nimmer zurück. Es begegnete mir aber auf einer ſteinigen Wieſe ein ſeltſamer Mann, welcher mich fragte, wo ich hingehe? Ich ſagte ihm kurzum meinen Namen, daß ich der bekannte Salzburgiſche Wurſtel ſeye, und nehme jetzt meinen Weg nach Moskau; ſeine Frage war ferner: ob ich zu Fuß dahin wolle? Freilich antwortete ich, denn mein Eſel hat beede Hufeiſen verloren, und es möchte ihm über das Moscowitiſche Meer ein Fuß brechen. Ach! fuhr er fort, mein lieber Wurſtel, iſt das nicht ein Elend! wie älter jetzt die Welt wird, je weniger traget ſie Sorge mit allerhand guten Erfindungen den Nutzen des gemeinen Weſen zu befördern! Höre! du kommſt von Salzburg, und verlangeſt nach Moskau? Wurſtel. Ja, und zwar geſchwind ohne alle Verſäumniß. So wiſſe demnach, daß man, um den großen Schiffunkoſten vorzubeugen, eine lange Zeit her bemüht geweſen, den kürzeſten Weg zu erfinden, und von Amſterdam aus, durch das ſogenannte Eismeer zwiſchen Nova Zembla durchzubrechen, ſodann das Moskowitiſche Waſſer zu beſegeln, jedoch iſt dieſes

Unterfangen nicht zum Effekt gekommen, indem viele auslaufende Parthien, von Frost und Eis verhindert, elendiglich gestorben, mithin die vorgenommene Seefahrt unterlassen müssen: Ich aber, der ich ein Mann von den curiosesten Erfindungen bin, wollte solches gar leicht ins Werk setzen, daß man ohne Fahren, ohne Reiten ohne Schiff und andern Gezeug dennoch in die entlegenste Länder, als zum Exempel: von hier nach Moskau in einer gar kurzen Zeit gelangen könnte. Anfangs dachte ich zwar auf eine Winden, daß man sich von Salzburg bis Moskau möchte umwinden lassen, aber das wären närrische Grillen, welche, ob der im Wege stehenden Berge, zu practiciren unmöglich; endlich fiel mir ein, daß nicht allein dem gemeinen Wesen ersprießlich, als den Reisenden sehr bequemlich wäre, wenn man nämlich an dem Ort, von welchem man ausreisen wollte, einen großen Pallester von unmenschlicher Proportion architektonisch einrichtete, und denselben nach Weite der ersten Reise oder Wurf accommodirte, auch wohl zusähe, wie viel Centner er dahin werfen könnte? Wäre nun der Pallester fertig, müßte sich derselbe, der zu reisen gesinnet, mit Sack und Pack darein setzen, und sich erstlich auf sechs Meilen weit abschnellen lassen; dieses würde alsofort continuirt, daß alle sechs Meilen wieder ein neuer Pallester verfertigt würde, es wäre aber wohl nöthig, an denselben Platz (dahin der Pallester schnellte) Heu-, Stroh-, Feder- und Haarkissen zu legen, damit den Reisenden nicht etwa eine Ungemächlichkeit zustoße; mithin könntest du, mein Wurstel, mittelst der geschwinden Apprellung eines solchen Pallesters innerhalb wenigen Stunden ganz bequem nach Moskau kommen. Und dieses war der stattliche Vorschlag, welchen mir Herr Urian auf meiner Reise gab, ich dachte aber bei mir selbst, der Kerl sey ein

rechter folianter Narr, wenn er auch schon in goldenem Leder eingebunden wäre, gab ihm ein freundliches Adje, und ging meinen Weg allein fort mit solcher Hurtigkeit, daß ich (indem ich den 1. Jan. um 10 Uhr Vormittag von dem Riepel abreiste) gleich den 3. hujus darauf just um Mittagszeit in der großen Stadt Stoliz, zu deutsch, Moskau ankam, und also meine Reise in zwei Tagen glücklich vollbracht. Es war aber ziemlich kalt in diesem Lande, dessentwegen nahm ich meine zwei Fäustling in die Hand, thät alle Gassen durchgehen, ob ich nicht könnt ein Brandweinhäusl sehen, hab's auch gleich von Stunden, in der Menge gefunden, denn Brandwein und Meth war in Gläsern und Krügen, überall nach G'nügen, und ob schon dort die Maas etwas größer, so schmeckt er mir zu Salzburg gleichwohl noch besser; unterdessen kann ich es selbst nicht recht begreifen, wie mich das unbeständige Glück zu einem Moscowitischen Bauren hat g'schickt, theils trieb mich der Hunger, theils trieb mich der Frost, o wie viel Mühe hat mich die Reis' nicht gekost! Denn dieser Bauer, von dem ich erzähle, verfahrte recht tyrannisch mit mir: Erstlich mußte ich ihm einen weißen Bärn zahm machen, welches mich sehr hart ankommen, bis mir der Bär das Brod aus dem Maul hat genommen. Zweitens stellte mich der Bauer zu Sibir an einen Moraft, dort hab ich ihm müssen, leider! nichts als Zobel schießen, gleichwohl wären mir dieses leichte Sachen, wenn ich nur hätte dürfen in dem Zobel ein Loch machen, aber just mußt ich dieses Thier voran bei den Nasnlöchern treffen, damit der Balck ganz bliebe, thäte ich nur ein wenig zucken, da hätt' ich gleich die Knutpeitschen auf dem Rucken; Ach! nun dacht ich erst nacher Haus auf das liebe Salzburgerland; gelt, Wurstel! sagt ich zu mir selber, jetzt siehst du, wie du wirst geplagt?

Hat dir der Riepel nicht vorher schon g'sagt, du sollst das Reisen lassen bleiben, und lieber das Krautschneider-Handwerk fort treiben; dieses denkte mir freilich besser zu seyn, jedoch hielte ich es vor rathsamer, nicht so geschwind nach Haus zu gehen, denn es würde meinem ganzen Geschlecht zu einem großen Spott und ewigen Nachklang gereichen, auch möchte mich der Riepel mit den andern Landsknechten auslachen. Damit ich aber von dem Moscowitischen Bauren los wurde, ging ich heimlich mit etlich Zobel durch, und nahm meinen Weg aus Moskau, schnur gerad nach Tyrol.

(Fortsetzung folgt.)

Vergleichung einer Familie mit einem musikalischen Conzert.

„Die erste Violine spielt die Hausfrau. Sie führt die Hauptmelodie fort. Wohl, wenn diese Stimme gut besetzt ist!

Den Contre-Baß spielt der Haus- und Eheherr. Ruhig und kräftig gibt er den Grundton an, ohne sich um kleine Läufer und Triller der ersten Stimme zu bekümmern. Er hält den Takt des Ganzen, und bestimmt die Tempo's. Spielt er falsch, greift er unrein, dann stehts ums Ganze sehr schlimm.

Die zweite Geige spielt die Kammerjungfer. Sie ist sehr unentbehrlich — und muß sich genau nach

der erſten richten, um der erſten Melodie nicht entgegen zu ſeyn.

Das Cello ſpielt der Secretär. Er arbeitet gemeinſchaftlich mit dem Hausherrn, hält zugleich mit der zweiten Violine und der Bratſche zuſammen.

An der Bratſche ſteht die Köchin und die Haushälterin. Es ſind zwei Mittelſtimmen in der muſikaliſchen Oekonomie, und zum vollen Ganzen unentbehrlich.

Clarinetten, Flöten und Oboen ſind Söhne und Töchter des Hauſes. Sie ſind abhängig von der erſten Violine, und hängen mehr an der Mutter, als am Vater.

Der Fagott iſt der Hofmeiſter der jungen Herrſchaften; er übt im Kleinen über ſie die Auctorität des Contrebaſſes. Ohne ſeine Begleitung erſcheinen ſie ſelten.

Die Hörner, Trompeten und Pauken ſind Kammerdiener, Vorreiter, Kutſcher, Läufer, die dann erſcheinen, wenn das Haus in voller Galla iſt. Sie müſſen beſonders moderirt werden, denn es iſt von Natur grobes Volk, das leicht der zarten Dame Violino primo ein Aergerniß gibt.

Lied aus der Ferne.

Parodie auf das Mathiſſon'ſche Gedicht.

Von A. Wichmann.

Wenn bei des Nordlichts düſterm Scheine
Dir eine knöcherne Geſtalt,
Am Solotiſch, beim Gaſtwirth Heine,
Mit Schimpf und Spott entgegen krallt;
Das iſt des böſen Weibes Geiſt,
Der dich noch jetzt herunterreißt.

Wenn ſich bei bunter Lampen Lichte
Dann deiner Freiheit Traum verſchönt;
Wenn Appetit zum Leibgerichte
Dann aus dem hohlen Magen ſtöhnt;
Wenn ſich voll Wind dein Bauch erhebt:
Das iſt's, ihr Geiſt, der dich durchbebt.

Fühlſt du beim heutigen Marſchiren
Ins holde Funkenburger* Land
Ein recht empfindliches Berühren
Des linken Ohrs, von dürrer Hand,
Daß jeder Nagel zweimal ſticht;
Das iſt ihr Geiſt, o zweifle nicht!

* Ein Beluſtigungsort, unfern von Leipzig gelegen.

Gehſt du, beim Scheine der Laterne,
Im Goſenrauſch*, zum Thor' herein,
Und hörſt dann, krächzend aus der Ferne,
Das Loſungswort: du biſt ein Schwein!
Dann torkle fort; das iſt ihr Geiſt,
Der aus dem Grabe nach dir beißt!

* Eine Art Weißbier in Leipzig.

Die Friedenspredigt.

Der Friede war nach ſchwerem Krieg gekommen.
Erſeufzt von Tauſenden beklommen,
Und feierlich zum Dankgeſang
Ruft in die Kirche Glockenklang.
Da ließ ein Pfarrer dankbar froh
Auf einem Dorf ſich hören ſo:
Wie glücklich ſind wir nicht zu preiſen
Vor Andern auf ſo viele Weiſen,
Wie ſchlimm erging's ſo manchem Ort!
Bei uns ging Alles ruhig fort.
Wir konnten ackern, konnten graben
Und ruhig ernten immer hie,
Und, Gott ſey Lob und Dank! wir haben
Noch unter uns viel liebes Vieh!

Aus Saphir's eisernem Abschiedsbrief.

1.

Die zwei größten und erschütterndsten Momente der neuern und neuesten Geschichte: Napoleon's Abdication und Dr. Kraukling's Aufgeben der „Dresdner Morgenzeitung" stärken mich und leuchten mir als glänzende Dioscuren an dem Resignationshimmel vor, bei dem schweren und fröhlichen Entschlusse, mit dem Anfange des Jahres 1829 kein Theater mehr zu besuchen und kein Theater mehr zu rezensiren! Kein Theater mehr zu besuchen, um es rezensiren zu können, und Keines mehr zu rezensiren, um es besuchen zu können! Adieu, Bretterwelt! Adieu, Theaterkritik! Adieu, Freibillets! Adieu, Genußleiden durch Kunst! Adieu, Sperrsitz-Gähnerei! Adieu, Bandwurmähnliches Dehnen langer Schauspiel-Abende! Adieu, nichtiges Gefasel ob Theater und Comödianten! Adieu, Enthusiasmus, du Dunstspezerei aller hohlen Schädel Deutschlands! Adieu, Opernsingerinnen-Unterrock-Chicanenmacherei und Mezza-voce-Rouladen-Despotismus! Adieu! Adieu! Adieu!

Lebt wohl, ihr Helden, ihr betrüben Bretter!
Ihr niemals stillen Soufleure, lebet wohl!
Saphirus wird nun nicht mehr auf euch achten,
Saphirus sagt euch freudig Lebewohl!

Ihr Schreier, die ich züchtigte, ihr Helden,
Die ich gestriegelt, brüllet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Väter und ihr kühlen Mütter!
Du Säng'rin, halbe Stimme dieser Welt,
Die oft vergurgelt Mozart's schönste Lieder,
Saphirus schweigt und kritisirt nicht wieder!

Ihr Sitze, wo ich pflegte still zu hocken,
Euch laß ich hinter mir auf immerdar.
Erholet euch, ihr Künstler, auf den Socken,
Ihr seyd jetzt eine zügellose Schaar.
Denn eine and're Suppe will ich brocken
Auf der Musen edlerem Altar,
So fühl' ich den Geist in mir sich heben,
Mich treibt eu'r eitles, nichtiges Bestreben!

Denn der die Wahrheit von des Himmels Höhen
In der Gestalt der Themis niederließ,
Und ihr befahl vor Königen zu stehen;
Der mit strenger Waage in die Welt sie ließ,
Und ihre scharfe Zunge frei ließ sehen,
Der stets dem Wahren gnädig sich bewieß,
Er sprach zu mir in diesen letzten Zeiten:
„Schweig' still, du sollst gegen Schofel nicht mehr streiten!"

„Für edleres Werk sollst du die Feder führen,
Für's Bessere bewahren auch dein bischen Witz,
Nicht Schauspielsucht soll deine Feder führen,
Nie quäl' dich mehr in dem gesperrten Sitz,
Dir wird kein Freibillet die Taschen zieren,
Dir leuchtet mehr kein schöner Augenblitz,

Doch wirſt in der Literatur du ſiegen,
Wenn auch alle Redaktoren dich bekriegen."

„Denn wenn mit Lug die Blätter all ſich füllen,
Wenn Berlins Kritik für Geld nur immer ſchreibt,
Dann ſollſt du es doch der Leſewelt enthüllen,
Wie man Literatur allda betreibt:
Wie mit Gemeinheit ſich der ſchlechte Willen
In jeder Zeile begattet und beweibt;
Sie werden Alle über dich Einzelnen ſich machen,
Doch in die Fauſt wirſt du und deine Leſer lachen!"

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen;
Das ganze deutſche Schauſpiel geht zu Grund!
Die Directoren ſelber es herunterreißen,
Und die Regiſſeure bringen's auf den Hund,
Man mag nach Norden und nach Süden reiſen,
Iſt's überall auch krank und lahm und wund,
Die Bühnendichter jedes Haus zerfetzen,
Der Scribe ſcribelt und Angely's überſetzen!

Wie ein Peſtkranker, der plötzlich zur Geſundheit geneſet; wie ein aus Moder und Kerkerduft zur freien Luft Erſtandener; wie ein vom Alpdrücken gequälter zum glücklichen Erwachen; wie ein gepeinigter Ehemann von der erlöſenden Scheidungsacte, ſo angenehm und im Voraus antizipirend Wolluſt gebend, erquickt, erhebt, beſeligt und entzückt, ja enthuſiasmirt mich der Gedanke, vom Jahre 1829 an nichts mehr mit dem Schauſpielrezenſir-Weſen zu thun zu haben. Jedoch nicht ohne ein Wort an die Leſer will ich von dem papiernen Throne ſteigen, und — wie die Regentin der Niederlande — noch das impoſante Schauſpiel einer freiwilligen Entſagung darbieten.

Vorerst ein Wort zu Euch, ihr Hißrionen und Künstler, ihr Künstlerinnen und Handwerkerinnen, ihr denkende und ihr plappernde Musenpriester; ihr Sängerinnen und Gurglerinnen, ihr Schönsprecher und Zahnbrecher, ihr Tänzer und ihr Beinverrecker, ihr Tänzerinnen und Wadenausstellerinnen, ihr Intendanten, Dirigirer, en attendant Kunstmaltraitirer, ihr indecenten Inspizienten, ihr Regisseure ohne Sphäre ꝛc. ꝛc. ꝛc. — Dem Besten, d. h. dem kleinern Theile von Euch, gelten diese Zeilen nicht. Ihr, denen die seltene, kurzblühende Kaktusblüthe der Kunst wirklich aufgegangen ist in den kurzen Dämmerabenden des Bühnenlebens, Ihr, denen die flüchtige Hore der mimischen Kunst liebend die Stirne und das Auge geküßt; Ihr, die Ihr die unbefleckte Weihe tragt in der empfänglichen Brust, Ihr Wenigen, o wie Wenigen! Ihr seyd es nicht, die es am Ende jeden Menschen von Geist und Herz, der nicht eben so fad wie der Gesellschafter für Geist und Herz ist, zum Ekel machen ein Wort der Wahrheit, ein Wort kühner aber heilbringender Wahrheit an die feile Phryne der jetzigen Kunst zu verschwenden. Die Achtung, die Euch geziemt, habe ich Euch gezollt, Ihr habt aber selbst meinen Tadel bescheiden und liebevoll aufgenommen, Ihr habt nicht in ungemessener Lobhungersucht immer zu wenig Lobsalm und Lorbeerpomade gehabt! Euch sage ich freundlich und achtungsvoll Lebewohl! Ich verdanke Euch manche schöne Stunde, manchen Abend voll Kraft und Leben, manche stoffhältige und herzerhebende Darstellung; Dank; Dank; Dank! — Aber ihr zahllosen Miethgäule am Thespiskarren, ihr Geduldmaschinen und Zeitgärber, ihr Legionen, die ihr euch den Namen Künstler anschelten laßt, denen aber die Kunst nichts ist als Dunst, und der Dichter ein Trichter, ihr, die ihr habt viel Arroganz und wenig

Eleganz, viel Einbildung und wenig Ausbildung, die ihr viel sprecht und nichts sagt, die ihr das Wort herauswürgt, ohne daß es einwirkt, die ihr manierirt und nicht memorirt, die ihr die Beine aber nicht die Rede auseinandersetzt, die ihr stets auf den Soufleur aber nie auf die Kritik hört; die ihr nie von der Kunst und doch stets von euch selber sprecht; und ihr Sänger, die ihr eher seyd Senger, weil ihr euch den Schnabel versengt, ihr Tenoristen, die ihr schreit wie Terroristen, ihr Diskanten, die weder Jenes noch Dies kannten; ihr Sängerinnen, beladen mit Rouladen, empfohlen durch Triolen-Capriolen; die Scherwenzen mit Cadenzen, Contrakt- und Zahnbrecherinnen, zerfallen mit Tugend und Jugend, die Arien lächlen und Opern blinzeln, die Sotto- und Mezza-voce, nageln uns ans Croce, euch Allen geb' ich Ablaß und Generalpardon für alle schon begangene und noch zu begehenden Sünden, Böcke, Schnitzer, Fehler u. s. w.!

2.

Der General-Pardon.

Wir Saphir von Gottes Zorn,
Den schlechten Comödianten ein Dorn,
Der Schrecken der Theater und Acteure
In Deutschland in der Kreuz und Queere,
Regent von Lumpen — d. h. von Papier,
Der lang' geführt den großen Titel: Wir!
Beherrscher der Soffiten und Coulissen,

Sammt ihren Bewohnern und Actriſſen;
König von einem ganzen Freibillet,
Das er liebend mit nimmt in's Bett;
Großherzog aller verzogenen Schnäbel,
Der Katzenbuckel und der Beine wie Säbel;
Gefürſteter Graf von einem Operntext',
Den Jemand im Irrenhaus hat geleckſt;
Erbherr aller geräderter Stellen,
Die ſie in Göthe und Schiller entſtellen;
Ritter des Kreuzes von jeglicher Art,
Beſonders des Kreuzes der Sängerinnen zart,
Des Kreuzes der Sängerinnen und ſo weiter. —
Wir entbieten unſern Gruß und Segen
An denen Etwas daran iſt gelegen,
Und erlaſſen hiemit von unſerem Thron'
An alle ſchlechte Subjekte Pardon.
An Mann und Weib, an Mädchen und Kinder,
An Affen und an das liebe Vieh nicht minder,
An Menſch, Elephant und Bär,
An Hund, Wolf, Künſtler und noch mehr,
Da Wir ihnen von nun an pardoniren,
Wie ſie auch gegen Kunſt und Regel pecciren;
Ja ſie mögen die Rollen ſchinden zu todt,
Es hat nichts zu ſagen und gar keine Noth;
Sie mögen winſeln, heulen, zirpen, krächzen,
Piepen, quicken, miauen, ächzen;
Schnattern, gackern, kreiſchen, ſchreien,
Schniffeln, wimmern, toben, dräuen,
Naſuliren, fiſtuliren, detoniren,
Karikiren, und agiren zum krepiren,
Oder gar nicht memoriren;
Den Griechen ſpielen wie den Baſchkiren,

Ja zuweilen auf allen Vieren
Wie ein Kätzchen herumspazieren;
Sie mögen den Jaromir von Eschen
Mit allen Beinen ab stets dreschen,
Den Tasso mit den Tatzen sprechen,
Die Verse lieblich radebrechen,
Sie mögen den Götz von Berlichingen
Stets spielen wie ein Petz von Lothringen,
Sie mögen die Jungfrau von Arc
Vorstellen wie eine junge Frau so arg;
Die Vertrauten geben wie die Verdrehten,
Sie mögen die Noten auch singen mit Nöthen,
Auch unsernthalber mit halber Stimme singen,
Ja wo möglich noch Minusstimme bringen;
Sie mögen haben Katarrh, Husten und allenfalls,
Wenn es ihnen beliebt, Entzündungen im Hals;
Sie mögen kreiren tausend Garden,
Zu Schaafe machen Leoparden;
Sie mögen, wenn sie wollen,
Auch spielen andere Rollen,
Zum Beispiel: Jungfrau, Vestalin,
Und was ihnen sonst wohl kommt in Sinn,
Man möge sie lebendig balsamiren,
Mit Lorbeeren einpöckeln und mariniren,
Man mag ihnen bringen „P—n hol"
In Berlin, Leipzig und Izeho,
Gelegenheitsdichter mögen in Audienzen
Wie die Feldwiesel um sie scherwenzen,
Die Enthusiasten, d. h. die Leute ohne Kopf,
Sie mögen am „Bravo!" sich schreien den Kropf;
Kurz, was auch in der Theaterwelt geschehe,
Es dient mir nicht mehr zur Lust noch zum Wehe:

Den Mohren zu waſchen, das iſt dumm,
Der Reif wird nicht grade, der ſehr iſt krumm,
Die Hetäre bekommt die Unſchuld nie wieder,
Dem Krüppel gibt nichts mehr grade Glieder,
Ein Kaſtrat bekommt niemals ein Kind,
Das Faulthier läuft nimmer geſchwind,
Die Droſchke wird nie gallopiren,
Die Polizei wird nie etwas rühren,
Die Jeſuiten werden nie tolerant,
Ein Pommer wird niemals galant,
Nie vereinigt ſich Calais und Dover,
Nie wird's amüſant in Hannover;
Nie auch hört auf Kritik und Vernunft
Ein Weſen von der Comödiantenzunft;
Ich ziehe alſo von Euch ab meine Feder,
Und ziehe gegen Euch nimmer vom Leder;
Gehet hin und verhunzet den Shakeſpear,
Spielt den Affen Joko und den König Lear,
Wir ſchweigen zu Allem, car tel est notre plaisir.
Der Märtyrer der Wahrheit: M. G. Saphir.

(Schluß folgt.)

Ankündigung neuer Werke für die Leipziger Ostermesse 1818.

1) System der Staatsbaukunst alter und neuer Zeit. Zum Behufe der Vorlesungen auf Akademien. Erster Theil.
2) Naturgeschichte der Einfaltspinsel. Nach eigenem Systeme. Mit colorirten Kupfern und Silhouetten.
3) Die geistige Vegetation in dem Menschen. Eine zukünftige Preisschrift.
4) Die politischen Frösche und Mäuse. Ein Heldengedicht in sechs Gesängen.
5) Vollständiger Catalog der ausgesuchtesten Wetterfahnen in Deutschland. Erster Theil.
6) Geschichte der öffentlichen Meinung und ihrer Wirkungen im Staate. Erster Theil.
7) Kurzgefaßter, jedoch gründlicher Unterricht für angehende Minister: wie man auf die unmerklichste Weise das Volk leiten könne, als Beitrag zu Machiavels Fürsten.
8) Lexicon mancher Staatsmänner alter und neuer Zeiten.
9) Wie wird die Welt regiert? oder: Geheime Lebensgeschichten derer, welche wirklich am Staatsruder sitzen. Drei Theile.

10) Vollständige Sammlung aller Staatsfehler, welche seit 25 Jahren in Europa gemacht worden sind. Zwei Theile.

11) Ueber die Einwirkung der verschiedenen Staatsformen auf das Wohl der Völker, oder Beweis: daß sich von jeher die Völker moralisch und physisch weit besser unter den Republiken, als unter den Monarchien befunden haben. Nebst einer genauen Bilanz über das Verhältniß der Lebenszerstörungen der Menschen aus politischen Ursachen in beiden Staatsformen, nach geschichtlichen Angaben.

12) Geheimer Briefwechsel etlicher getauften Juden und christlichen Convertiten über die Reinheit ihrer Absichten bei der Glaubensveränderung.

13) Historische Untersuchung vom Jahre 1900: Ob wirklich im Jahre 1816 und 1817 zu Frankfurt am Main ein Bundestag gehalten worden sey?

14) Das neue Vater-Unser und die neuen zehn Gebote für Jemand, der sein Glück in der jetzigen Welt schnell machen will.

15) Gemälde aller Niederträchtigkeiten und Schlechtigkeiten der jetzigen Welt. Zehn Theile.

16) Geheimer Briefwechsel des Musje Peter Stiefel, Laquaien bei dem Herrn Präsidenten von S...., und der Jungfer Barbara Strumpf, Köchin bei der Frau Geheimeräthin von R..., über das neue Wonnegefühl, welches sie seit ihrer Aufnahme in die Gesellschaft frommer Seelen empfinden.

17) Sinnreicher Vorschlag zu einem Breitemesser für den deutschen Styl und eines Modells von Schnürbrüsten für politische Schriftsteller und Redner.

18) Vollständige Sammlung aller abgelebten und veralteten

religiösen und politischen Ideen und Meinungen der letzten hundert Jahre. Erster und zweiter Theil.

19) Anatomie der neuesten politischen Reden in Deutschland. Erster Theil.

20) Ueber den Instinkt der Völker in Beurtheilung politischer Heilmittel.

21) Die Heilkunst für Staaten, sammt Constitutionsrecepten für alle Staatskrankheiten. Erster Theil.

22) Neuer politischer Orbis pictus, oder vollständige Beschreibung aller Künste und Handwerker, welche in der Staatsbau- und Staatsdemokirkunst nöthig und nützlich sind. Zwei Theile mit Kupfern.

23) Der Antidiplomaticus, oder Sammlung aller schlechten Friedensschlüsse und Verträge, wodurch Deutschland nach und nach herabgesunken ist. Nebst vollständiger Erläuterung der geheimen Beweggründe, welche diese herbeigeführt haben und einer Vergleichungstabelle dessen, was die Diplomatie kostet, mit dem, was sie leistet.

24) Der Schlaf der Völker und ihr Erwachen. Ein Roman.

25) Die schmutzige Prose des Mittelalters, als Gegenstück zur romantischen Poesie desselben. Erster, zweiter und dritter Theil.

26) Die neue Rechenkunst der Plusmacherei in Finanzsachen. Erstes Heft.

27) Briefwechsel mehrerer Laquaien und Kammerjungfern, Knechte und Mägde über die Ereignisse der Zeit. Erster und zweiter Theil.

28) Neue politische Schnupftabaksdose. Erster Theil.

29) Die Krämerei in der Politik und der Kamaschendienst in der Kriegskunst sind Zwillingsbrüder. Eine Deduction.

30) Neueſte Erfindung der Franzoſen: Wie man auch als Beſiegter, dem Sieger ähnlich, durch Anlehen, Contributionen über ganz Europa ausſchreiben könne. Nebſt einer Jeremiade des patriotiſchen Handelsſtandes.

31) Die beſte Manier, alle politiſchen Gimpel zu fangen und abzurichten.

32) Der Fuchs und der Eſel im politiſchen Zwiegeſpräche. Ein Handbuch für Dilettanten in der Staatskunſt.

33) Ueber die Myſtiker und Myſtificirte in der Politik. Erſter Theil.

34) Der Rauſch der Hoffnungen und die Nüchternheit der Wirklichkeit im Staatsleben. Ein Drama.

35) Neueſte Entdeckungen unſerer metaphyſiſchen Weltumſegler im leeren Raume.

36) Der optiſche Betrug in der Politik, oder unparteiiſche Beſchreibung der Zwerge, welche in der Entfernung für Rieſen angeſehen wurden. Erſter Theil.

Fragmente aus „Till Eulenſpiegel“ in der Unterwelt.

Von E. Ortlepp.

(Noch ungedruckt.)

Zweite Hiſtoria.

Wie Till von dem Teufel empfangen wird.

Als Till nun in der Hölle war,
Stellt' ſich ihm gleich der Teufel dar;
Das war ein rother wüſter Kerl,
So dürr und hager wie ein Querl,
Es ſchien, als liebt' er keinen Spaß;
Er hatte eine rothe Naſ',
Und eine Phyſiognomie
So ſchwarz, als man geſehn noch nie.

Ein Fuß war ganz, wie er ſeyn muß,
Der andre war ein Pferdefuß.
Ein'n goldnen Huf daran er trug,
Sein Auge war voll Trug und Lug.
Sein Mund ſah ganz abſcheulich aus,
Es blickten Lüg' und Falſchheit 'raus;
Die Zähne fletſcht' er, wenn er lachte,
Und ſchrie dazu, daß Alles krachte.

In Handschuh'n ließ er zwar sich schaun,
Doch guckten vor gar scharfe Klaun;
Wem er die Backen klopfte bloß,
Der gleich 'nen Strom von Blut vergoß.
Zwei Hörner trug er auf dem Kopf,
Dazu auch einen Feuerzopf,
Und eine feurige Perück';
Das Alles war aus Einem Stück.

Weil er zu Hause war, ging er
Im Schlafrock; dieser war sehr schwer,
Aus Draht, Stahl, Eisen und so weiter
Hatt' ihn gemacht der Höllenschneider,
Deß Nam' auch dort unsterblich blieb,
Weil er schon hier sehr viel anschrieb.

„Bon serviteur!" sprach jetzt zu Till,
Der Teufel gleich. „Ihr seyd so still,
So blöd' und furchtsam, lieber Freund;
Hier ist's so schlimm nicht, als es scheint'."

„Ha, Sapperment! hier ist es heiß!"
Rief Till, dem nieder lief der Schweiß;
Er wich zurück um einen Schritt;
Doch Satan sagte: „Komm' nur mit!
Du frorst im Winter manchesmal,
Hier gibt es Klaftern ohne Zahl;
Ich kann wohl sagen ohne Stolz:
Bei mir erfror kein Einz'ger noch.
Ihr werd't's gewohnt, o glaubt mir doch!"

Der Teufel nahm Till'n bei dem Arm,

Es war ſo heiß, es war ſo warm,
Daß ihm an Satans Klauenhand
Bewußtſeyn faſt und Athem ſchwand.
Dann führt' er ihn durch ein Portal,
In einen großen Flammenſaal,
Allwo er ſchied mit einem Druck,
Der Tillen gab 'nen heft'gen Ruck.

Achtzehnte Hiſtoria.

(Wie Till die Göttin Perſephone kurirt.)

Till ſagte: „Ach du lieber Gott!
Ihr leidet hier wohl große Noth!
Wenn ich ein Andres dulden ſeh',
Das thut mir immer ſelber weh.
Wo fehlt es Euch, erhabne Frau?
Verkündet mir es ganz genau!
Denn wenn der Arzt ſoll helfen können,
So muß man ihm die Krankheit nennen."

Sie ſprach: „Mir fehlt es hier und dort,
Ich habe Ruh' an keinem Ort;
Ich kann kaum aus den Augen ſehn,
Und muß gar oft zu Stuhle gehn."

Sprach Till: „Ich war 'mal Doktor, Frau;
Drum ſagt mir Alles ganz genau!
Iſt Euer Stuhlgang immer gleich,
Iſt er bald hart, bald wieder weich?"

„Das wechselt," sprach Persephone;
„Doch überall thut es mir weh;
Mein Bauch ist mir wie eine Pfanne,
Mein Kopf ist mir wie eine Kanne,
Die Hände sind wie schlaffe Seile,
Im Magen sitzt es mir wie Keile,
Und wie mit Messern sticht's am Herzen;
Genug, ich leide große Schmerzen.
Von vorne gleich' ich einer Blinden,
Wie Feuer brennt es mich von hinten,
Und in der Mitte zwickt es mich,
Wie Nadelstich auf Nadelstich.
Auch sonst'ge Uebel fühl' ich immer,
Und das wird alle Tage schlimmer —

Sprach Till: „Seyd ruhig, liebe Frau;
Jetzt weiß ich Alles ganz genau.
Nehmt hier aus dieser Schachtel ein,
Dann wird Euch baldigst besser seyn.
Ihr tragt wohl keine Schuld daran,
Sie trägt bloß Pluto, Euer Mann;
Den haltet streng in künft'ger Zeit,
Laßt ihn nicht gehen allzuweit,
Laßt ihn nicht würfeln und nicht trinken,
Und Nachts in falsche Thüren hinken!
Ich sag' Euch, dieses wird Euch frommen,
Dann wird der Schmerz nicht wiederkommen.

Einundzwanzigste Historia.

Der redende Hund Berganza erzählt von seinem Herrn.

„Ihr könnt's in meinen Blicken lesen,
Daß ich in Jena Bursch gewesen;
Ach, das war eine schöne Zeit!
Sie ist dahin für Ewigkeit!"

Sprach Till: „Was habt Ihr dort gethan?"
Berganza hob von neuem an:
„Ich habe dort sehr suitisirt,
Und mich gar oftmals duellirt,
Dieweil ich durch drei volle Jahr,
Bei ein'm Studenten in Diensten war,
Der sich dem flotten Burschenleben
Von ganzer Seele hatt' ergeben.
Er strahlte mir als Beispiel vor,
Ich war für ihn ganz Aug' und Ohr;
Sehr selten kam er nur nach Haus,
Und ohne mich ging er nie aus.
Manitius hieß dieser Herr;
Ich muß gestehn, ich liebt' ihn sehr.
Er lief den ganzen Tag herum,
Und ging in kein Kollegium.
Bei Griesbach war er einmal bloß,
Denn der schien ihm besonders groß;
Auch ich ging mit und legte stumm,
Mich hin im Auditorium.

Der Doktor Griesbach war zu End'
Grad mit dem neuen Teſtament,
Dieweil er Exegeſe las;
Das war für ihn und uns kein Spaß,
Weil uns die Langeweile plagte
Bei jedem Worte, das er ſagte.
Ich ſah die Herren all erlahmen,
Bis daß es hieß: „Gott mit Euch! Amen!“
Die Offenbarung endigt ſo;
Darüber waren alle froh.
Die Stunde ſchlug; mein Herr brach auf,
Und ich folgt' ihm in ſchnellem Lauf.

Weil es grad' geſchlagen zehn,
So mußten wir zu Luden gehen;
Der hatte viel Hiſtorie los,
Doch war er nur im Kleinen groß.
Er las gerade deutſche G'ſchicht',
Er tappt' nach Licht und fand kein Licht;
Was einſt ihm aufgegangen war,
Das war ihm jetzo nicht mehr klar.
Er machte einen langen Brei,
Woher der Name Deutſchland ſey,
Und Viele ſchreiben eifrig nach,
Ein jedes Wort, das er nur ſprach.
Ich lag dort unter einer Bank,
Und ward vor Langerweile krank,
Fing' auch zu heulen an, worauf
Der Hofrath Luden hörte auf.
Es konnte Niemand ſich beklagen,
Denn eilf Uhr hatt' es grad' geſchlagen.
Drauf gingen Beide wir ſpazieren,

Mein Herr auf Zwei'n und ich auf Vier'n
Wir wanderten vergnügt und für,
Nach Kunitz zu dem Herrn Dix;
Dort gibt's den besten Eierkuchen,
Und diesen wollten wir versuchen.
Er sah wie eine Torte aus
Gewiß ein exquisiter Schmaus!
Doch mir war er zu süß; ich aß
Ein Stücklein bloß von diesem Fraß.

Drauf gingen wir Zweibeid' allein
Mit frohem Sinn nach Ziegenhain,
Wo die berühmten Stöcke wachsen,
Die man noch heute führt in Sachsen;
Doch hatt' ich niemals Freude dran,
Sah ich solch einen Stock mir nahn.
Indeß gab's dort ein süffig Bier,
Und dieses tranken Beide wir,
Mein Herr und ich in Quantität,
Und fragten nicht nach Qualität.

Die erstenmale wo ich's trank,
Ward ich davon todtsterbenskrank;
Wenn ich ein Glas getrunken aus,
So spie ich gleich es wieder aus,
Und fraß ein wenig Gras darnach,
Worauf ich mich von Neu'm erbrach.
Doch weil Manilius nur Bier,
Und wieder Bier einflößte mir,
Und mir vorher gab eine Wurst,
Damit ich möchte haben Durst,
So schmeckt' es mir am Ende gut,

Man sieht hier, was Gewohnheit thut.
Bier trank ich mit ihm um die Wett',
Und legte mich mit ihm zu Bett,
Und stand, wie er, ganz ohne Sorgen,
Dann wieder auf am späten Morgen.

Des Tags that er so manchen Schritt,
Und nahm dabei mich immer mit;
Bald hab' ich Katzen jagen müssen,
Bald must' ich schöne Damen küssen,
Die fein geputzt mit Shawl und Ringen
Umher auf Markt und Straßen gingen.
Ich mußte eifrig apportiren,
Wenn etwas that mein Herr verlieren,
Auch mußte ich an vielen Tagen,
Im Maule seine Pfeife tragen.

Dafür gab er mir schöne Knochen,
Die ich mit großer Lust zerbrochen,
Denn ihre Röhren hatten Mark;
Das fraß ich gern, denn das macht stark.

Wenn irgendwo ein Streit ausbrach,
Folgt' ich stets seinem Beispiel nach,
Und wenn er sich hat duellirt,
Da hab' ich Hunde ausgeschmiert,
Theils jung, theils alt, theils groß, theils klein,
Nur durften's keine Weiber seyn.
Die Weiber hatt' ich lieb gar sehr,
Und schnoberte hinter ihnen her,
Und untersucht' sie unterm —
Denn wie die Veilchen roch'n si ganz.

Ein Vorbild und Exempel war
Mein Herr hierin mir ganz und gar;
Denn er auch hatt' ein heißes Blut,
Und war den Mädchen gar zu gut,
Er folgte immer der Natur
Und machte allen sehr die Cour.

(Schluß folgt.)

Zeitungsanzeige.

Man las im „Münchner Tagblatt" folgende Todesanzeige:

„Heute Morgen schied ins Land der Geister,
An der Schwindsucht unheilbarem Weh,
Mein Geliebter Mann, der Schneidermeister
P.... im zwölften Jahre unf'rer Eh'.

Alle, die den Sel'gen eh'mals kannten,
Wissen wohl, was ich an ihm verlor;
Still zu trauern bitt' ich die Verwandten,
Mein Geschäft betreib' ich wie zuvor."

Maria Plündner, Schneidermeisterin.

Die Sinnpflanzen.

Von Friedrich.

Es war an einem heitern Wintertage, als Eduard und Amalie das Treibhaus des Blumengärtners Bouché beſuchten. Die Freundin, durch deren Hand er eheſtens beglückt werden ſollte, ergötzte ſich an der üppigen Blumenflora, welche bereits in voller Schönheit prangte, er aber an der nicht minder üppigen Mädchenflora, welche ſich hier verſammelt hatte.

Der Gärtner Bouchè, ein gutmüthiger Naturfreund, ließ ſich die Mühe nicht verdrießen, der leidenſchaftlichen Blumenfreundin ſeine vorzüglichſten Seltenheiten zu zeigen, und machte ihr dann ein Geſchenk mit einer recht ſchönen eben aufknoſpenden Roſe, ihrem Sinnbilde. — Nach einer glücklichen Stunde verließen beide das Treibhaus und beim Abſchiede wurde Eduard von ſeiner Freundin für das kleine Opfer, ihr zu Liebe ein dringendes Geſchäft aufgeſchoben zu haben, mit einem herzlichen Kuſſe belohnt.

Noch entzückt von dieſem kam er in ſeiner Wohnung an. Seine Gefühle waren zu ſehr aufgeregt, als daß ihm jetzt irgend ein Geſchäft, das Geiſtesanſtrengung erforderte, gelungen wäre. Er ſtreckte ſich aufs Sopha und verfiel bald in einen ſüßen Schlummer. — Wunderbarer Traum! — Die Phantaſie verſetzte ihn von Neuem in Bouché's

Treibhaus, jedoch war Amalie diesmal nicht mit ihm. — Welch eine seltsame Flora zeigte sich hier seinen staunenden Blicken! — Nur die Einbildungskraft, welche gleich einem Zeuris hundert Einzelnheiten zusammenträgt, um ein ideales Ganzes daraus zu bilden — nur sie konnte eine Flora wie diese hervorzaubern.

Ein heiterer Greis in weißem Gewande, ein silbergrauer Bart wallte über seine Brust herab, trat zu ihm, einen goldnen Stab in der Hand haltend. — Sonderbar! der Blumengärtner Bouché war plötzlich in den Ritter Linné verwandelt. Die Einbildungskraft ist fertiger im Metamorphosiren, als selbst ein Ovid.

„Sie kommen meine Flora zu besehen," so redete er ihn freundlich an. — „Wenns erlaubt wäre, Herr Ritter!" erwiederte Eduard. — „Mit Vergnügen mein Herr!" sagte der große Naturforscher. „Sie finden hier — " — so fuhr er mit Professorwürde fort — „den Inbegriff des Auserlesensten und Herrlichsten, was die vegitirende Natur hervorbringt. Hier mischt sich ein überirdisches Entzücken in die Beobachtungen des Naturfreundes."

Eduard.

Wirklich, Herr Ritter! von einer botanischen Begeisterung der Art habe ich mir nie träumen lassen. — Sie spannen meine Neugierde auf die Folter.

Linné.

Wohlan denn! hier sind meine Raritäten.

Mit diesen Worten deutete er auf sechs große Blumentöpfe, die auf einem besonderen Gestelle standen. Eine Stufe über diesen stand eine einzelne schön verzierte Blumenvase.

Hierauf klopfte er mit seinem goldnen Stabe an die untere Reihe und rief: Blumen vor!

Und in demselben Augenblick erheben sich im Hut sechs schöne blumenbekränzte Mädchen aus den Töpfen. Ihre Augen waren geschlossen, ihre Köpfe und Arme herabgesenkt. — Eduard stand mit weitaufgerissenem Munde da, die seltsame Flora anstaunend.

„Ecce!“ sprach der Ritter Linné — „da sind meine Blumen.“

Eduard.

Ha! was ist das?

Linné (mit Pathos).

Wenn Sie mein botanisches Werk gelesen haben, so werden Sie mit den sogenannten Sinnpflanzen, Sensitiven oder Mimosen bekannt seyn, welche nach ihrer empfindsamen Natur und reizbaren Organisation ein Räthsel für den Naturforscher sind. — Betrachten Sie nun diese Sinnpflanzen! (auf die Mädchen deutend) Wie groß und unergründlich zeigt sich hier die schaffende Natur! — Wie Sie sehen, sind sie jetzt noch unentfaltet; ihre Zweige (auf die Arme der Mädchen deutend) hängen herab, ihre Kronen (auf die Köpfe zeigend) sind gesenkt, ihre Kelche (auf ihre Lippen) sind geschlossen. — Aber Ein Wink, und sie stehen völlig entfaltet da!

„Lassen Sie uns mit dieser niedlichen schlanken Sinnpflanze den Anfang machen! Berühren Sie ihren Kelch mit dem Finger!“

Hierauf legte Eduard seinen Zeigefinger auf den Mund des ersten Mädchens. Und siehe da! das schöne Kind seufzte, breitete seine lilienweißen Arme gegen ihn aus, schlug die

himmelblauen Augen auf, und erhob sein goldgelocktes Köpfchen. — Eduard war außer sich vor Erstaunen. „Sehen Sie wohl?“ — sagte der Naturforscher — „da steht sie entfaltet, die allerliebste Sinnpflanze. Dieß ist die **Sensitiva cupida**, oder die schmachtende, begehrende Sinnpflanze. Sie ist überaus empfänglich für den Wärmestoff, und kommt gar bald zur Blüthe, verblüht aber auch eben so leicht, weil sie dem thierischen Magnetismus, wie Sie sehen, nicht widerstehen kann. „In der That! das ist äußerst merkwürdig sagte Eduard kopfschüttelnd. —

„Lassen Sie uns zu diesem zartgebauten Sinnpflänzchen übergehen“, fuhr Linné fort, indem er auf das zweite Mädchen deutete. „Besprengen Sie es mit diesem Wasser!“ Eduard tauchte seine Hand in ein Becken und that, wie Linné geheißen, worauf sich die Sinnpflanze entfaltete, ein Thränentuch vor die Augen hielt, und laut schluchzte. „Was ist das?“ rief Eduard verwundert, „sie weint ja.“

„Recht!“ versetzte der Botaniker, — „das ist die sogenannte **Sensitiva lymphatica**, zu deutsch: das Thränenpflänzchen, eine kleine empfindsame Natur. — Sie ist ungemein reizbar gegen den Wasserstoff, der ihr augenblicklich dieses Thränenwasser entlockt, weßhalb ich sie auch die Passionsblume zu nennen pflege.

„Sonderbar!“ murmelte Eduard in den Bart. Nun erkläre ich mir die Wirkung unsrer lymphatischen Schauspieldichter auf diese Passionsblumen.“

„**Transeamus** zu diesem knospenden Sinnpflänzchen!“ sagte der Ritter, indem er mit seinem Stabe auf das dritte Mädchen hinwies: „Hauchen Sie sie mit dem Fächer an!“ Eduard that es, worauf das schöne Kind sich entfaltete, und ein lautes Gelächter aufschlug. „Da haben wir die **Sensitiva hysterica** oder das Lachpflänzchen“ be-

merkte Linné. „Sie lacht über Alles und über nichts. Ich weiß keinen zureichenden Grund von dieser seltsamen Naturerscheinung anzugeben. Aber offenbar, daß er in einer krankhaften Organisation ihres Nervensystems zu suchen ist. Dieses Sinnpflänzchen hat noch das Eigenthümliche, daß es seinen Risum sardonium den andern mittheilt. Hören Sie wohl?"

Wirklich schienen auch die andern Mädchen von der Lachsucht dieser Sensitive angesteckt zu seyn, so daß es ein vollstimmiges Lachconzert gab.

Eduard.

Bei Gott! das ist einzig.

Linné.

Sie werden noch mehr staunen. Betrachten Sie jenes brunette Pflänzchen! — Geben Sie ihm einen Kuß!

Eben war er im Begriff, des Ritters Geheiß zu vollstrecken, als die Sinnpflanze sich plötzlich entfaltete, und zornfunkelnden Auges ihm einen solchen Schlag auf den zum Küssen gespitzten Mund versetzte, daß er höchst erschrocken zurückfuhr, und Pardon! rief.

Linné.

Hahaha! Sehen Sie wohl? Das ist die Mimosa furiosa, eine Giftpflanze.

Eduard.

Allen Respekt!

Linné.

In eine Kathegorie mit dieser, gehört jenes verschämte Pflänzchen. Berühren Sie es einmal!

Eduard that es, worauf die Senſitive ſich augenblicklich entfaltete, und ihn dergeſtalt mit einer Nadel ſtach, daß er vor Schmerz laut aufſchrie.

Linné.

Hahaha! merken Sie wohl? Das iſt die ſogenannte Sensitiva pudica oder ſchamhafte Sinnpflanze, eine Rarität meines botaniſchen Gartens.

Eduard. (die lädirte Stelle reibend)

Das muß wahr ſeyn.

Linné.

Ja ja, mein Herr! das ſind die Dornen, die man auf der Bahn der Erkenntniß findet.

Eduard.

In der That, Herr Ritter! Sie laſſen mich ſo äußerſt belehrende Blicke in die Geheimniſſe der Natur werfen, daß ich mich zu ihrem ewigen Schuldner bekennen muß.

Linné.

Meinen Sie? — Was werden Sie erſt ſagen, wenn ich Sie mit jener niedlichen Mimoſe bekannt gemacht habe, bei der wir jedoch mit gewöhnlichen Reizmitteln nicht ausreichen. — Haben Sie magnetiſchen Stoff bei ſich?

Eduard.

Magnetiſchen Stoff? Was verſtehen Sie darunter?

Linné.

Gold — Silber.

Eduard.

Ah!

Linné.

Berühren Sie den Kelch der Sinnpflanze damit!

Eduard zog ein Goldstück aus seiner Börse, und applizirte ihr den magnetischen Reiz, worauf sich die Sensitive zum Bewundern entfaltete, und ihre Arme gegen ihn ausbreitete.

Linné.

Da haben wir's! — Das ist die Sensitiva vulgaris, seu magnetica, metallica. Denn sie entfaltet sich bloß durch die magnetische Kraft des Metalls.

Eduard.

Erstaunlich! wie viel verborgene Kräfte schlummern noch in der Natur!

Linné.

Gewiß! — o es gibt Erscheinungen in dem Pflanzenreiche, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. — Doch jetzt, mein Herr! lassen Sie uns zu meiner Pretiosa übergehen!

Eduard.

Aha! ich merke: Die dort oben in der schön verzierten Blumenvase.

Linné.

So ist's. — Vorher aber frage ich Sie: werden Sie stark genug seyn, den Anblick dieser Wunderblume zu ertragen?

Eduard.

Ich will es darauf wagen.

Linné.

Wohlan, mein Herr! und wenn Sie die Probe bestehen, so sey Ihnen diese Pretiose geweihet, so erlaube ich Ihnen sie zu pflücken, und an ihrem Herzen zu tragen. Da! nehmen Sie meinen Stab, und klopfen Sie dreimal an die Vase!

Eduard that es nicht ohne Zittern, worauf sich zu seinem höchsten Erstaunen — Amalie mit jungfräulicher Verschämtheit aus der Vase erhob. — Amalie! rief er, wie vom Blitz gerührt, und schloß die süße Erscheinung in seine Arme.

Ein schallendes Gelächter schlug an sein Ohr. Er erwachte, und — die wirkliche Amalie lag in seinen Armen.

Vorzug der Landstandschaft.

„Was unser einer auch sitzen muß! —" bemerkte ein alter Canzlist — „krumm und lahm möchte man werden! Da lob' ich mir die Landstände, die haben doch ein gesundes Leben." — Und warum? — fragte man ihn. — Er antwortete: „Jenen Herren fehlt es nicht an Bewegung. Lesen Sie nur die Zeitung, da steht immer: daß bald der, bald jener eine Motion gemacht habe."

Feilgebotenes Raritätencabinet.

1. Eine Kanone, mit welcher man um eine Ecke herum schießen kann.
2. Ein uraltes Manuscript, von einem Calmuckengelehrten, der weder lesen noch schreiben konnte.
3. Eine Regenmaschine, mittelst deren sich, mit möglichst geringen Kosten, ein Ländchen von 20 Quadratmeilen sattsam bewässern läßt.
4. Eine Selbstbarbiermaschine.
5. Eine Repetirsonnenuhr von Silber.
6. Eine dergleichen, welche sechs Lieder spielt; dabei: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
7. Eine dergleichen von Porcellan, an einen Reisewagen zu schrauben.
8. Eine Tabaksdose, welche fünfzehn Mozart'sche Sonaten spielt.
9. Ein Unterrock, mit einem Selbstschuß zur Verwahrung der weiblichen Tugend.
10. Ein Nachtstuhl in Gestalt einer Räucherpfanne, mit einem schicklich verdeckten Fachwerk, worin ein Münzcabinet angebracht werden kann.
11. Ein Spiegel mit einem verdeckten Druckwerk, so, daß man nach Belieben, ein menschliches Todtengerippe hervorrufen lassen kann, um mit seiner Knochenhand der Eitelkeit zu drohen.

12. Der Knieriemen von Jakob Böhme. Zum Geburtstagsgeschenk für einen modernen Mystiker.
13. Einige Briefe aus den Schreiblosen Zeitaltern.
14. Ein Wagen und sechs messingplatirte Geschirre für einen Postzug von Flöhen.
15. Der Zipfel von der ersten Bratwurst seit Erschaffung der Welt.
16. Eine künstliche Maschine, den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen.
17. Ein Fuder Wein, sammt einem Scheffel Hafer aus der Vertheilung bei der letzten Kaiserkrönung in Frankfurt.
18. Eine Klafter Treibholz von Novazembla.
19. Eine Suite Kleider zur vollständigen Ansicht der, weiland bei den Reichsstädten und der Reichsritterschaft gewöhnlichen Amtstrachten, Gallaröcken und Uniformen. Ein Realanhang zu Pütters deutscher Reichsgeschichte.
20. Eine vollständige Sammlung von Kalendern seit der Sündfluth.
21. Eine Brille zum Gebrauch, wenn man jemanden nicht sehen und kennen will.
22. Die Hauptlehren der modernen Naturphilosophie, in Holzschnitten abgebildet.
23. Einige Glühkugeln von der Belagerung von Gibraltar. Die Kugeln glühen noch heute.
24. Eine Geldtasche für Köchinnen, welche keine Schwänzelpfennige leidet.
25. Eine Frisirmaschine, welche fünfzig Köpfe auf einmal accommodirt. Sie arbeitet stets nach der neuesten Methode, getrieben durch ein unterschlägiges Mühlrad.
26. Ein probates Recept für Buckliche, um durch

bloßes Nieſen allgemach des Höckers Stoff zu vertreiben.

27. Elaſtiſche Hoſenträger für Soldaten und Zweikämpfer, welche das Herz nicht in die Knice ſinken laſſen.
28. Ein Schwimmgurt, um nicht zu erſaufen, wenn man im Vergnügen bis über die Ohren ſchwimmt.
29. Ein Storchſchnabel zur Entwerfung von Schattenriſſen menſchlicher Schwachheiten.
30. Ein Bierkrug, als Weinkrug zu gebrauchen.
31. Ein Dudelſackpfeifer, der ſeinen Dudelſack mit auf die Welt gebracht hat.
32. Ein ſchönes Sortiment von Patentbackenbärten, für unbärtige Zierlinge.
33. Ein ſtarker Knaul Zwirn, zum Ausflicken der Wetterſchäden.
34. Eine Doppelbüchſe, die doppelt ſo weit ſchießt, als eine einfache, weil ſich ihre Kugeln einander im Laufe ablöſen.
35. Ein Kinderlöffel für Nieſen, von der Größe eines Vorlegelöffels für Zwerge.
36. Eine Baßgeige, an deren Bogen man das Colophonium erſpart, wenn man ihrem Geiger die Gurgel ſchmiert.
37. Einige Symphonien, Conzerte, und Canons für diejenigen, welche Elend blaſen und Trübſal geigen.
38. Ein Paar Heerpauken, mit Jakob Böhmens Haut bezogen. Die Schlegel dazu ſind ein Paar Aeſthetiker.
39. Ein goldnes ABCbuch für Beſenbinder, in dem die Kunſt des Beſenbindens aus der Theorie des Abſoluten abgeleitet und demonſtrirt wird.
40. Die zehn Gebote auf zehn Schnapsgläſern, mit

den Gegenbeweisen aus dem Wettlauf, in zierlichen Figuren von Steinabdrücken.

41. Ein pädagogischer Telegraph, womit ein einziger Lehrer nach pestalozzischer Methode in 50 Städten auf einmal Schule halten kann.

42. Ein Stimmhammer für Ehemänner, ihre zänkischen Hälften zur Eintracht zu stimmen.

43. Ein Raritäten-Preßzeug. Sobald man ein altväterisches Buch in dasselbe einklemmt, spielt ein Fratzengesicht alle Raritäten desselben aus. (Aus dem Beireisischen Nachlasse.)

Bündiger Styl.

Einem Schulmeister in — N. gebar seine Frau den siebenten Knaben. Er meldete dieß dem Fürsten, weil in diesem Falle dieser die Pathenstelle übernimmt und eine Prämie erfolgt. Da er das Porto, den Brief frei zu machen, nicht erschwingen konnte, so schrieb er auf die Adresse: „Herrschaftliche Sieben-Jungen-Sache."

Monolog eines Berliner Eckenſtehers.

(Parodie von Schillers Reſignation.)

Ooch ick war bei'n Akazienboom jeboren,
Nich weit von Rummelsburg —
Een helles Ogenlicht un lange Ohren
Seind mich als Eejenthum erkoren;
Wer dieſe hat, kömmt alle Wege durch.

Det Lebens Moy blüht eenmal un nich wieder —
Er is all abjeblüht.
Ooch duftet ooch anjetzt mir noch der Flieder,
Ick fühle noch die Stärke meiner Glieder
Un jroßen Appetit.

Vor mir is ſelbſt det allerſchwerſchte Stücke
Furchtbare Klenigkeet!
Un is mir ſo, als ſtäch' mir eene Mücke,
Denn ſitzt mir weiter niſcht uf den Jenicke —
Tuht mähm een jroßet Poſtpaket! —

Un wenn ick des ſo leicht und ſeelig drage
Bis na den Jaſthof hin,
Verſetz' ick mir mit die Jewiſſensfrage
Recht lebhaft rinn in meine eegne Lage,
Un fühle, deß ick jlücklich bin.

Ick weeß, deß mich der Brandtwein keenen Schaden
Uf keene Weiſe macht —
Ick nehm ihn ſtark un ſchwach in villen Graden
Un hör' nich uf ihn oben inzuladen —
Kumparäſong — wenn ooch der Balken kracht! —

Nach eenes Sommerdages Sonnenhitze,
Da krauch' ick in det nächſte Kellerloch.
Da reſtorür ick mir un reiße Witze,
Wobei ick Schafskopp ſpiel un kühle ſitze
Un mit beblechten Ermel Trumpfaus poch.

Da bin ick flott und laßte Allens leben,
Blos meine Groſchens nich.
Doch laßt' ick ooch bei'n Saft der Anisreben
Von meinen Jeniſus mir Weiſung jeben
Un folje ihm un werde füſſelich.

Druf hält die Qual der duſtern Nachtgeſpenſter
Een ſtiller Duſel fern.
Es nennt der Drohmjott mir: „Sie Allerſchönnſter!“
Un ſpäterhin lacht durch de Kellerfenſter
Der Glanz von'n Morjenſtern.

Die Hoffnung führt mir aus den ſüßen Schlummer
Nach meine Ecke hin.
Von ungefähr bekickt ooch mal een Dummer
Mit ſtiller Achtung meine blechne Nummer
Un weeß nich recht wat ick vor Eener bin.

Die Näſe funkelt von dem Drank des Jötter;
Man ſeht mir ewig vor beſoffen an.

Doch trotz' ich ooch den Schlangenheer der Spötter,
So wie den allerdöllſten Reſenwetter —
  Aweck dä Fö — un ſtehe feſt als Mann.

Ick wählte, um den Kunſtſinn ufzuwecken,
  Un nich uf's Unjefähr den Eckenſtand,
Aus Hang, den rechten Winkel zu entdecken,
Ergriff ick fix det Studijum der Ecken.
  Der Zeitjeiſt und de Welt hat mir verkannt!

Als Ecklör duh ick mein Amt verwalten
  So wie et ſich jebührt;
Un Solche, die ſich hier menchmal verdahlten,
Die hab' ick oxig feſt an Arm jehalten
  Un uf den wahren Weg reduhrjeführt.

Uf des Jeſichtes angenehmen Zügen
  Thront Ruhe un Jefälligkeit,
Wie Jeiſter, welche aus dem Meer jeſtiegen,
Un ſich uf lauter Roſenwolken wiejen;
  Det macht de unjeheure Heiterkeit.

Ick ſeh' de Flockens oder Schwalben fliejen,
  Iſt mich partu einjal.
Ick ſeh' de Fönus um de Ecke biejen,
Un den Beſoffnen uf de Straße liejen,
  Des ſeh' ick Allens an — un bin neutral.

Von meine Freunde werd' ick ſtets jeachtet,
  Un ihre Achtung is mein ſüßer Lohn;
Selbſt von den Schlächter werd' ick nich verachtet,

Denn wenn er eenen Hammel hat jeſchlachtet,
So krieg' ick immer mein Jewiſſet von.

Ich ſchäkre mit die anjenehmſte Kinder,
Un rennomire höchſt fidel;
Bin ſehr jeſund und werde noch jeſünderer
Un bin ſo dicke wie een Faßverbinder,
Un meine Jacke werd bald heel.

Wem ſo een Loos im Leben fiel, beſehre
Man ſo leen andres nicht.
Drum richte dir nach mir, o Menſch! und mehre,
Verbring' nich, wie de haſt; wat übrig is, entbehre,
Un Speck un Bohnen ſey dein Leibjericht!

Ick muß jeſtehn un kann ufrichtig ſagen:
Ick bin de liebe Ecke herzlich jut.
Drum will ich niemals nich darüber klagen,
Wie injewurzelt ſtehn un nie verzagen —
Schöswi kuntang — ick faſſe Muth!

Un ſpäterhin verwart' ick mich de Ohren
Aweck la Pudelmütz'.
Ick ſtehe denn ſo in mir ſelbſt verloren,
Heult ooch der Wind, ick bleibe unverfrohren,
Un bin in Sturm un habe meinen Spitz!

Die Männer.

Im 16. Jahre machen die Männer viele Barbiermeſſer ſtumpf und leſen Romane.

Im 17. Jahre: Erſte ewige Liebe — ſie machen Gedichte und lernen Guitarre ſpielen, fangen auch an Tabak zu rauchen.

Im 18. Jahre: ſie laſſen ſich einen Schnurrbart ſtehen, ſitzen gerne zu Pferde, duelliren ſich, üben ſich im Trinken und wollen ſich wegen der treuenloſen Geliebten todtſchießen.

Im 19. Jahre: ſie tragen ſteife Halsbinden und gebrannte Locken, haben ſchon zwei Liebſchaften.

Im 20. Jahre: ſie ſprechen vom Heirathen, tanzen gern, verlieren mit Fleiß das Vielliebchen, ſind artig gegen alle Damen, ſelbſt gegen die Dienſtmädchen.

Mit 21 Jahren verlieben ſie ſich in eine Frau und ſprechen verächtlich von der Ehe.

Mit 22 Jahre: ſie ſprechen gerne von Pferden und Whiſthpartien, prahlen mit Liebesbriefen, ſchicken ſich ſelbſt Geſchenke durch die Stadtpoſt und werden überraſcht.

Im 23. Jahre: ſie legen eine Sammlung von Locken an und ſprechen von Entſagung.

Im 24. Jahre verlieben ſie ſich in eine Blondine, weil ſie Geiſt hat — ſie verachten die Schönheit und tanzen nicht mehr.

Im 25. Jahre ſehen ſie mehr auf Geld, als auf Reize, ſchaffen ſich einen Hund und viele Pfeifen an.

Im 26. Jahre protegiren ſie eine Schauſpielerin, loben dieſe in allen Blättern, und fangen ein wenig zu arbeiten an, wovon ſie aber viel Rühmens machen.

Im 27. Jahre: ſie umſchwärmen an öffentlichen Orten alle Tiſche, machen allen Damen den Hof, nennen jede die Schönſte, denken manchmal ernſtlich ans Heirathen. Sie nehmen ſich auch vor, ſolider zu werden.

Mit 28 Jahren: ſie ſpielen die Geſetzten, begucken ſich von hinten im Spiegel, ob ſich noch keine Platte meldet, und klagen über Kränklichkeit.

Mit 29 Jahren: ſie wollen eine Frau nehmen, die eine gute Köchin und Krankenwärterin iſt.

Mit 30 Jahren iſt Eine gefunden — ſie gehen mit Zittern und Zagen ans Werk und — heirathen. Vierzehn Tage nach 30 Jahren ſind ſie galant, geiſtreich und liebenswürdig; ſie nennen die Frau einen Engel und leben nur für ſie.

Mit 31 Jahren werden ſie geizig, klagen über Putzauslagen, über ſchlechte Suppe und nennen die Frau bloß „Frau".

Mit 32 Jahren langweilen ſie ſich — nennen die Frau bloß, „liebes Weib," und werden manchmal eiferſüchtig.

Im 33. Jahre heißt die Frau bloß „Du" und wird bei dem Vornamen gerufen. Die Suppe wird immer tadelnswerther, ſie halten es für lächerlich, einen Ball oder das Theater zu beſuchen.

Mit 34 Jahre: ſie philoſophiren über den Eheſtand, ſprechen von Sorgen und laſſen ſich von der Gattin die grauen Haare ausrupfen.

Mit 35 Jahren verlieben sie sich in eine junge Dame, sind zu Hause verdrießlich, schelten und grollen, tyrannisiren die Kinder und Dienstboten. Wenn die Frau einen Kuß haben will, sagen sie ärgerlich: „Ach laß die Kindereien bleiben!“

Im 36. Jahre haben sie einen guten Freund, machen dessen Frau den Hof, und beneiden den fremden Ehestand. — Abends sind sie stets außer dem Hause bei Whisthpartien, sie trinken auch manchmal ein Fläschchen.

Im 37. Jahre sprechen sie von der Erziehung der Kinder, von vielen Auslagen und reduciren den Putz der Frau auf Null.

Im 38. Jahre leiden sie an der Kopfgicht und sagen: „Meine Frau macht mir den Kopf voll, ich kann es zu Hause nicht aushalten.“

Im 39. Jahre wünschen sie sich in das 25. Jahr zurück, sie werden Sittenprediger und leben unmäßig.

Im 40. Jahre fangen sie an zu brummen und brummen bis zum Tode. Wenn sie im Sterben liegen, und die Frau weint mit zerrissenem Herzen, so ist ihr letzter Athemzug als Antwort noch ein Gebrumm. —

Queerleſungen von Lichtenberg.

Das erſte Stück der bereits angezeigten Schrift iſt erſchienen . . . . . drei Neger, unter Anführung eines Mulatten, wagten einen Angriff darauf, der ſie das Leben koſtete.

Das zur Jubelfeier des verdienten Herrn N. auf Velinpapier gedruckte Gedicht . enthält Häckſel, Trespe, Sade und anderes Unkraut.

Die Gelegenheitsgedichte des Herrn X. werden nunmehr vollſtändig erſcheinen . und ſind auch, als ein erprobtes Löſchmittel bei Feuersbrünſten, zu gebrauchen.

Der als Arzt rühmlich bekannte Y. hat den Charakter eines Collegienraths erhalten worauf von Sachverſtändigen die Trepanation für unvermeidlich erklärt wurde.

Geſtern iſt die neue Sängerin das erſtemal mit vielem Beifall aufgetreten . man konnte ihr Gebrüll im nächſten Dorfe deutlich hören.

Es sind hier durch nach Danzig eine große Menge frischer Heringe gegangen .

der Herr Graf hat sie zu diesem Zwecke ganz in Rosataffet kleiden lassen.

In London sind in diesem Jahre nur 14,254 Kinder geboren worden . . .

und Tags darauf unter dem Admiral Briston unter Segel gegangen.

Bei Abraham Viehver auf der Hintergasse ist ein, durch viele Erfahrungen bewährtes Zahnpulver zu bekommen .

vier Personen die davon genossen, wurden alsbald eine Beute des sie verzehrenden Giftes.

Innigst gerührt durch den Beifall eines verehrungswürdigen Publikums, finden wir uns bewogen . .

Tabake nicht mehr in Blei zu verpacken.

Gestern wüthete ein äußerst heftiger Sturmwind . .

er wurde den folgenden Tag auf die Anatomie gebracht, um die Ursache dieser außerordentlichen Krankheit zu erfahren.

Bei dem Kaufmann N. sind alle Sorten spanischer und ungarischer Weine frisch

angekommen . . . und bereits die Hälfte ist unter Wasser gesetzt worden.

Alle und jede, welche an der Kommunkasse der Stadt A. etwas zu fordern haben sollen in dem neu eingerichteten Leichenhause einstweilen in einem offenen Sarge ausgestellt werden.

Neid und Mißgunst erscheinen schon dem gewöhnlichen Menschenverstande als zwei so häßliche Laster, . daß wir jetzt durch Lehre und Beispiel, sie wieder zu befördern und in Gang zu bringen, uns berufen glauben.

Zur bevorstehenden Ostermesse empfiehlt sich Aron Wurmstiefel aus Hamburg mit allerlei feinen Bijouteriecen, ... bei Partieen von mehreren Centnern verspricht er einen billigen Rabbat.

Der Professor Orion hat wiederum einen Kometen entdeckt und seit einigen Monaten beobachtet, . . . er ist besonders daran kenntlich, daß er stark verwachsen ist und ihm die Vorderzähne fehlen.

(Schluß folgt.)

Der franzöſiſche Prediger.

Vormals, in irgend einem Städtlein Deutſchlands, war eine deutſche und franzöſiſche Kirchengemeinde. Jede hatte ihren eigenen Prediger und ihre Kirche, worin Sonntags geprediget wurde. Zufällig wird der deutſche Prediger krank. Außer dem franzöſiſchen Prediger iſt Niemand, der ſeine Stelle vertreten kann. Letzterer, der deutſchen Sprache nicht kundig genug, auch der Predigtkunſt nicht gewachſen, tritt voll Selbſtvertrauen auf und beginnt ernſt und pathetiſch alſo:

„Messieurs et Mesdames!

Mr. Schmidt is ſik geworde plötzlich malade, att mir alſo gemackt der Auftrag, für ſie zu alten der Predik. Ich will Sie alſo erzähle, wie ſik is gefahre Mr. Jesus Christ et Mr. Jean, Pierre et Paul up der galiläiſchen Meer nach Capernaum.

Enſin, als ſie ſin gekomme up der Schipp, abe ſik erhobe up der Meer un gewaltſamer Sturmwind, abe ſik gemakt mit der Schipp un Geſchaukel comme çi, comme ça, ein Gewirre und Gewarre, und un Gebibbere und Gebabbere. Mr. Jean, Pierre et Paul werde gefluter angſtlichlich, fange an zu rupe: Mr. Jesus Christ, alpe, alpe, ik verſupe! Mr. Jesus Christ öre der Geſchrei, er komme aus der Cabinet, gebe der Mr. Jean, Pierre et Paul un grand Verweis und ſage:

„„Weiß ſik nik, daß ſik unſer Erre Gott abe der Gewalt über der Wind und über oer Meer, und du, Mr. Jean, Pierre et Paul willt ſogleich caput gehen? — Und er wende ſik zu der Meer und ſage: Du, Meer, doucement, doucement! — und der Meer ſchweige gleich muſeſtill. Ah! da abe ſik geſchäme Mr. Jean, Pierre et Paul wie un Pudelhund.““

Mais, — Messieurs et Mesdames, Vous fange an zu lacke, gleich will ik meine Predik utmache, nur noch bete:

O mon Dieu, wenn mir fall ein
Was ich toujours begange,
So fall ſik up mon coeur ein Stein,
Bin mit chagrin umfange;
Ik wüßt' ſik weder aus noch ein,
Und müßt' ma foi verloren ſeyn,
Wenn ik parole nit älte."

So ſchloß der gutmeinende, predigende Stellvertreter ſeinen Vortrag und verließ grollend die Kanzel.

Die Liebe.

„Es iſt doch ein wunderliches Ding mit der Liebe"; — äußerte Jemand in einer Geſellſchaft — „als ich meine Frau eben geheirathet hatte, wollte ich ſie vor Liebe auffreſſen, und jetzt thut es mir leid, daß ich es nicht gethan habe!" —

Das Aufgebot.

Ein Kind der Unſchuld auf dem Lande,
Das man nur Jungfer Röschen nannte,
War Braut; und wie es ſich gebührte,
Der Bräutigam Chriſtöffel führte
Die Braut zum Pfarr, das Aufgebot
Nun zu beſtellen. Purpurroth
Sprach Röschen: „Eine kleine Bitte,
Herr Paſtor! Nach bekannter Sitte
Werd' ich als Jungfer aufgeboten.
Doch neulich, als ſie von der todten
Frau Pachtern ſprachen, ſagten Sie
— Weiland Frau — das vergeß ich nie.
Es klang ſo hübſch; da wollt' ich bitten,
Wenn Sie zum Aufgebote ſchritten,
Mir auch ein Wörtchen mehr zu ſchenken,
Und wenn Sie meiner dort gedenken
Sie möchten, was nicht alle kennen,
Mich weiland Jungfer Röschen nennen.

Muſik und Text.

In einer alten, freien Stadt
Genießt der weiſe Magiſtrat
  Alljährlich nach der neuen Wahl
  Des Bürgermeiſters auf dem Saal'
Der alten Börſe Rinderbraten.
Einſt ward ein Dichter eingeladen,
  Den Text zu neuen Kirchenſtücken
  Dem Componiſten einzuſchicken;
Damit die nächſte Wahl vor Allen
Dem Jubel-Conſul mög' gefallen.
  Der Dichter endet ſein Gedicht:
  (Den Anfang, leider, merkt' ich nicht!)
„Und wenn wir Alles wohl vollbracht
Und für das Wohl der Stadt gewacht,
  Dann eſſen wir Ochſenbraten."
Der Componiſt, ein guter Mann,
Hört den ſatyr'ſchen Dichter an,
  Er ſetzt, wie der gerathen:
„Und wenn wir Alles wohl vollbracht,
Und für das Wohl der Stadt gewacht,
Dann eſſen wir Ochſen- —
Wir Ochſen- — Wir Ochſen- — Braten."

Portrait eines Cholerafürchtlings.

Von Saphir.

Ein Menſch mit allen Präſervativen verſehen, muß folgendermaßen einhergehen: Um den Leib erſt eine Haut von Gummi Elaſticum, darüber ein großes Pechpflaſter, über dieſem eine Binde von ſechs Ellen Flanell. Auf der Herzgrube einen kupfernen Teller, auf der Bruſt einen großen Sack mit warmem Sand. Um den Hals eine doppelte Binde, gefüllt mit Wachholderbeeren und Pfefferkörnern, in den Ohren zwei Stück Baumwolle mit Kampher. An der Naſe hat er eine Flaſche mit Vierſpitzbubenеſſig hängen, und vor dem Mund einen Calmuszweig. Ueber den Binden ein Hemd mit Chlorkalk, darüber eine baumwollene Jacke, darüber einen heißen Ziegel, und endlich eine Weſte mit Chlorkalk; flanellne Unterhoſen, Zwirnſtrümpfe in Eſſig gekocht, und ſchaafwollne Strümpfe darüber, mit Kampher eingerieben. Sodann zwei Kupferflaſchen-Sohlen mit heißem Waſſer gefüllt, und Oberſchuh darüber. Hinter den Waden hat er zwei Waſſerkrüge hängen. Sodann ein großen Ueberrock aus Schaafwolle mit Chlor, und über dem ganzen Anzug einen Mantel aus Wachsleinwand, und einen ditto Hut. In der rechten Taſche trägt er ein Pfund Meliſſenthee und ein halb Pfund Eberwurzel; in der linken Taſche ein Pfund Brechwurzel und

ein halb Pfund Salbei. In der Westentasche ein Flacon mit Kamillenöl, und in der Hosentasche eine Flasche Kampheräther. In dem Hute eine Terrine Graupensuppe, in der rechten Hand einen Wachholderstrauch, und in der linken einen Akazienbaum. Hinter sich, um den Leib gegürtet, schleppt er einen Karren nach, auf welchem sich 15 Ellen Flanell, ein Schneider'scher Badeschrank, eine Räuchermaschine, 10 Frottirbürsten, eine Tonne Theer, 18 Ziegel, 2 Pelze und ein Nachtstuhl befinden: Ueber dem Gesicht muß er noch eine Larve von Krausemünzteig haben, und im Munde ein Viertelpfund Calmus.

Anekdoten.

Der unwissende Bauer.

Ein Bauer war ohne Unterricht aufgewachsen und ging auch nicht in die Kirche. Dieß verwies ihm einst der Pfarrer. Zugleich fragte er ihn: Ob er auch fleißig in der Bibel lese? Nein, sagte der Bauer, ich kann nicht lesen. Ich glaube, Er weiß gar nicht, wer ihn erschaffen hat? Nein! ich weiß es nicht. Hier wendete sich der Pfarrer zu einem kleinen Schulknaben, der eben da stand: Mein Söhnchen, wer hat dich erschaffen? — Gott, der Vater. — Nun, sagte der Pfarrer entrüstet zum Bauer, schämt Er sich nicht, alter Mann, daß so ein Kind etwas besser weiß, als Er? — Das ist kein Wunder, versetzte schnell der Bauer, dieser

Junge ist noch nicht lange erschaffen worden, der kann es schon noch wissen; aber bei mir ist es schon lange her.

Die frische Wittwe.

Eine Frau, die eben ihren Mann beerdigen ließ, wurde schon bei der Begräbnißfeierlichkeit förmlich um ihre Hand und ihr Herz angesprochen. Sie lächelte, und sagte mit der halben Miene des Bedauerns: „Wären Sie doch drei Tage früher gekommen; ich bin nun schon wieder versprochen!“

Letzte Worte.

Nach der Hinrichtung des berühmten Pastor Dodd in England erschien bald eine Broschüre unter dem Titel: „Letzte Worte des Pastor Dodd.“ Bald waren drei Auflagen vergriffen. Der Verleger veranstaltete daher ein zweites Heft, mit dem Titel: „Noch mehr letzte Worte des P. Dodd, zweiter Theil.

Der Verschnittene.

Das bekannte Lustspiel des Terenz, der Eunuch, (der Verschnittene), wurde weiland in einer Schulanstalt zu London aufgeführt. Einer der Lehrer, der die Darstellung veranstaltet hatte, hatte mehrere anstößige Stellen gestrichen. Da sagt Thomas Brown, der der Vorstellung beiwohnte und die Auslassungen wahrnahm: Ich finde es doch grausam, einen Verschnittenen noch einmal zu verschneiden.

Mir und mich.

Als vormals ein anerkannt guter Schriftſteller zu Berlin ſein bekanntes Büchlein über den richtigen Gebrauch des mir und mich herausgegeben hatte, ſagte ein Berliner, der es durchſtudirt haben wollte: „Ich laſſe mich nun nicht mehr vorwerfen, daß ich mir in den Unterſchied zwiſchen mir und mich nicht finden könne.“

Glas und Bouteille.

Es geht doch nichts über ein gutes Glas Wein! rief der geheime Rath ** dem Profeſſor Engel zu. — „Eine Bouteille iſt mir doch lieber!“ antwortete Engel.

Man fragte einen Irländer, warum er ſeine Strümpfe verkehrt angezogen habe? — Auf der andern Seite waren Löcher, ſagte er.

Ein junger Menſch war ſo roh, daß er ſeinen Namen nicht ſchreiben konnte. „Was mache ich denn?“ fragte er einſt, als er nothwendig eine Schrift mit ſeinem Namen zeichnen ſollte. Je nun, antwortete ein Spötter, machen ſie nur eine Null und ein Kreuz: O X (Ochs.)

Der junge Graf N. pflegte ſeine vielen Gläubiger immerfort, im Tone ernſten Verſprechens, auf künftige Zahltage hinzuhalten. Dabei bemerkte ein Freund ſeines Hauſes: „Es wäre ja zu bedauern, wenn das Glück einen ſo vielverſprechenden jungen Herrn vernachläſſigen ſollte.

Windbeuteleien.

Ich, aus dem Stamme Robinſon,
Mein Gott, was ich erfahre!
In hundert Städten lebt' ich ſchon,
In jeder ſieben Jahre.

In Otaheit' umzingelt' ich,
— Ich ganz allein — ſechs Räuber,
Und wurde bald mit einem Stich,
Ihr Sieger und Entleiber.

In China kauft' ich ein Gewehr;
Mit einem Kernſchuß tödt'te
Ich zwanzig Chakals, ja wohl mehr,
Dann ſpielt's die Zauberflöte.

Der wilde Condor wollte mich
Als Imbiß juſt entführen;
Pump! ſtürzt' auf ihn ein Mammuth ſich —
Da konnt' ich echappiren.

Ich fuhr dem Bärthier, huſch! ins Maul
Mit Hut und Haupt, und bohrte,
Bis es erſtickt', und ich nicht faul
In ſeinem Pelz' rumorte.

Ich ward im fünfzigſten Duell
Von Sultan Beigk erſtochen,
Allein mich heilte wunderſchnell
Das Mark aus Haifiſchknochen.

Ich ſtahl aus einem Phönixneſt
Drei Männchen auf der Stelle;
Ich hielt mich an dem Nordpol' feſt,
Und ſchaut' ins Reich der Hölle.

Ich ſah' den Mond von hinten an,
Die Sonn' in Kindesnöthen;
Hätt' ich noch einen Schritt gethan,
Wär' ich auf Nichts getreten.

Zeitungsanzeige.

In einer deutſchen Zeitung berichtete vor Kurzem eine Gattin den Todesfall ihres Gatten alſo: „Heute, den — mähte der feindſelige Tod meinen friedlichen Ehemann auf dem prangenden Weizenfelde unſrer Ehe. Er iſt nun in der großen Scheuer, wo ſeine Spreu und ſeine Körner geſichtet werden, und ſeiner troſtloſen Wittwe iſt nur die dürre Stoppel der Wittwenſchaft geblieben. Da alle Fonds meiner Handlung u. ſ. w.

Wittwe N.."

Das unvollständige Gebetbuch.

Kubach hat ein Gebetbuch für alle Fälle des Lebens herausgegeben, welches bei frommen Seelen in großer Achtung ſteht. Wir vermiſſen aber unter andern Gebete für nachſtehende Fälle.

1) Gebet eines Menſchen, der ſchlottrige Waden hat und am Wechſelfieber leidet.

2) Gebet Eines, der die Treppe hinabgeworfen wird.

3) Gebet eines Schieferdeckers, welcher vom Dache fällt; während des Sturzes zu ſprechen.

4) Gebet eines Mannes, der zum fünfzehnmale glücklich bankerott gemacht hat.

5) Gebet eines Ehemanns, der zum erſtenmale gekrönt wird.

6) Troſtgebet einer Modedame, welche der Friſeur vor dem Balle ſitzen läßt.

7) Ditto Einer, welcher der Ehegemahl keinen neuen Shawl kaufen wollte.

8) Ditto einer Jungfrau, die auf dem Balle nur zwei Tänze untergebracht hat.

9) Eines Miniſters, der gezwungen wird, die Aufklärung anzuerkennen.

10) Eines Theaterdirektors, beim Anblick der leeren Kaſſe.

11) Einer Sängerin bei hergeſtellter Heiſerkeit.

12) Einer Dame, welche hoffnungsreich aus dem Bade zurückgekehrt iſt.

13) Eines Arztes, dem ſein einziger Patient geſtorben.

14) Eines Buchhändlers, der Maculatur druckt.

15) Einer Kokette, die einen Vorderzahn verloren und ihren Schooshund getreten hat.

16) Eines Claqueurs, der ſich Hornhaut auf den Händen erklatſcht hat.

17) Eines zum erſtenmale gelobten Poetleins, u. ſ. w.

Anekdote.

In einem Gaſthofe war von den Juden die Rede, und Jemand meinte, es ſey doch ſonderbar, daß die Berliner Juden im Ganzen genommen mehr Einfluß hätten, und auch mehr Vermögen beſäßen, als die Wiener. — „Ha", rief ein gelehrt ſeyn wollender Dummkopf, „das find' ich ganz natürlich; die lutheriſchen Juden ſind bei weitem feinere Kerls als die katholiſchen."

Urſel und Wilhelm.

Parodie der Hölty'ſchen Elegie auf den Tod eines Landmädchens.

Von A. Wichmann.

Anmuthsvoll und feſtlich hallt Geläute
Vom bemoosten Glockenthurm herab.
Kinder, ſeht, die ſeltenſte der Bräute
Eilt zur Kirche hin am Krückenſtab.
Angethan mit buntem Altarkleide,
Eine Myrthen-Kron' im grauen Haar,
Watſchelt Urſel, purpurroth vor Freude,
Daß ſie morgen — Jungfer war!

Ihre Erben, voll des Mißgeſchickes,
Denken nicht an Hochzeitfeſt und Tanz,
Steh'n von ferne, winden naſſen Blickes
Ihrer Hoffnung einen Todtenkranz.
Sorglos trauten ſie dem falſchen Glücke,
Theilten ſchon im Geiſt der Alten Gold,
Ach! da prellte ſie Gott Amors Tücke
Um dies Blümchen Wunderhold.

Seht den alten Schatz im Schleppekleide,
Jetzo steht sie vor der Kirchenthür;
Seht die gelbe Gurgel voll Geschmeide,
Gelber, als die gelben Kanten schier.
Seht den Fächer, wie ein Windmühlflügel;
Um den Busen, diesen Blumenhain;
Dieser Balsambüchse Silberspiegel,
Dieser Schminke Rosenschein.

Heirathslust durchzuckt, wie Blitzesfunken,
Ihre welken Lippen, ihren Blick;
Und von nie geträumter Wonne trunken,
Trägt sie mühsam nur ihr Götterglück.
Doch des Bräut'gams Blicken fehlt das Feuer,
Blaß und schweigend sieht er vor sich hin;
Ursel sieht's und fragt: „Mein Vielgetreuer!
Was betrübt den heitern Sinn?"

„Sey doch munter, Wilhelm — laß die Grillen!"
Ruft die Alte ihm ins Ohr hinein.
„Auf den Abend laß' ich dir den Willen,
Tanzen sollst du selbst den Ringelreihn.
Schäme dich, dir fehlt die Bräut'gamsfarbe!
Bücke dich und reib' dich mit dem Hut!
Bist so bleich, wie eine Weizengarbe;
Lächle doch, und habe Muth!"

„Laß die Grillen! meinen Schatz erwählt' ich,
Eben weil er stets so lustig war;
Und nun muß ich seh'n, der Unmuth quält dich,
Düster steh'st du selbst am Traualtar!

Ueber Alles biſt du mir ſo theuer,
Biſt mein Taggedanke, biſt mein Traum;
Wie dich Urſel liebt — 's iſt ungeheuer! —
Lieben Turteltäubchen kaum." —

„Wilhelm! Wilhelm! horch, die Glocken ſchallen,
Und der Kantor ſängt die Lieder an;
Schön geputzte Brautbegleiter wallen,
Und du führſt am Arme mich voran."
Wilhelm deckt die Augen mit dem Tuche,
Moſes Löw', ſein Gläub'ger, eilt ihm zu:
„„Hob' quittirt, und ausgethon im Buche,
Hot vor mir der Herr nun Ruh'!""

Geh denn hin, du arme Schuldner-Seele,
Brumme leiſe nur dein Klagelied!
Bis am Grabe deiner Eh'juwele,
Vor des Goldes Glanz der Kummer flieht;
Geigt dann leiſe nur, ihr Muſikanten,
Bei dem Feſt der zweiten Hochzeitnacht;
Daß nicht noch als Geiſt den Anverwandten
Urſel einen Schrecken macht.

Bibliothek
des
Fortschritts.

Neue Folge.

V. Section.

Tivoli.

Zweites Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1842.

Tivoli.

Neues Museum

des

Witzes und der Laune.

Eine humoriſtiſche Anthologie

herausgegeben

von

Ernſt Ortlepp.

Zweites Bändchen.

Stuttgart, 1842.
Franz Heinrich Köhler.

Inhalt des zweiten Bändchens.

	Seite
1. Herr Schniffelfeld, der Naturforscher, von Saphir	1—5
2. Natur- und Kunstcabinet eines Raritäten-Sammlers	5—9
3. Theaterzettel aus dem Thierreich . . .	9—12
4. Leichenrede auf eine achtzigjährige Jungfer	12—15
5. Hans Peter Schnurr und Liesel Schnurr, von Wagemann	15—23
6. Versuch eines deutschen Wörterbuchs, von Rabener	23—49
7. Curiosa	49—52
8. Zergliederung eines Stutzerkopfes, v. Addison	52—56
9. Neues Etablissement	57—61
10. Scenen aus dem Thierreiche, v. Glaßbrenner	62—65
11. Liebesseufzer im Billardspiel	66—67
12. Probe von Krug's philosoph. Handbuch in Knittelversen, von E. Ortlepp . . .	67—72
13. Origineller Liebesbrief eines alten Lieutenants an ein junges Fräulein	73
14. Liebeserklärung eines Buchbindergesellen .	74
15. Wischiwaschi, von Kotzebue	75—78
16. Die Casus	78
17. Ein Reisehaus	79—80
18. Liebe und Narrheit bei sechs Nationen der civilisirten Welt	81—82

	Seite
19. Lob des Teufels, von Wagemann . . .	83—87
20. Curiosa	87—90
21. Aus Prehauser oder: der wienerische Hanswurst. (Fortsetzung.)	91—98
22. Recension einer schlechten Gedichtsammlung	99
23. Sebaldus Milzläufer, von Saphir . .	100—104
24. Witz über einen theuren Wirth	104
25. Künstler-Capricen	105—106
26. Witzige Antwort von Gleim	106
27. Franklins Grabschrift	107
28. Zeitungs-Anzeige, aus dem schwäb. Merkur	107—108
29. Peter Prosch, eines Tyrolerbubs, Brief an die Kaiserin Maria Theresia	108—109
30. Die Bildergallerie	110—111
31. Göthe's vielfacher Dank für die Feier seines Geburtstages in Berlin	111—112
32. Das verhältnißmäßige Alter	113
33. Zufälliger Vorzug	113—114
34. Aeneens Ankunft in der Hölle, v. Blumauer	114—117
35. Die Fortschritte des neunzehnten Jahrhunderts	117—123
36. Curiosa	123
37. Anekdoten aus Rochus Pumpernickels Jugendjahren. (Fortsetzung.)	124—128

Herr Schniffelfeld, der Naturforscher.

Von Saphir.

Herr Schniffelfeld pflegt mich zuweilen zu besuchen. Wenn ich sage, er pflegt mich zu besuchen, so verstehe ich darunter, daß er zuweilen alle meine Mobilien, meine Bilder, meine Bücher, meine Büsten, meine Porte-Bijoux u. s. w. untersucht, ergründet, und die Naturgeschichte aller meiner liegenden, hängenden und herumfahrenden Effekten studirt!

Herr Schniffelfeld kommt ins Zimmer; mit dem ersten Entrechat sagt er: „Ah, guten Morgen, wie geht's?" und mit dem zweiten Schritte ist er an meinem Mitteltische, ergreift ein daliegendes Manuscript, schlägt den Titel auf, und nun beginnt die Naturforscherei:

Er. Von wem ist dieß Lustspiel?

Ich. Ja! von einem Ungenannten.

Er. Wird es aufgeführt werden?

Ich. Kann seyn.

Er. Ist das des Verfassers Handschrift?

Ich. Ich weiß wahrlich nicht.

Er. Hübsch geschrieben.

Ich. Recht hübsch.
Er. Und schönes Papier.
Ich. Recht schön, u. s. w.

Nach dieser Untersuchung stürzt sich Herr Schniffelfeld auf einen ausgestopften Nußhäher, der eine Feder im Munde hat. Er fängt die Naturforscherei an: „Das ist ein Nußhäher!" Ich nicke schweigend: „ja". — „Die Augen sind eingesetzt." Ich nicke schweigend: „ja". — „Die Feder ist recht hübsch angebracht." Ich lächle holdselig. — „Eine gute Idee." Ich sage: passirt! Er fährt fort: „Sie stopfen jetzt recht gut aus!" und hat schon mein Siegel in der Hand: „Hübsch gestochen!" Da ich darauf nichts erwiedere, drückt indessen Herr Schniffelfeld an meine Zündmaschine, und sagt: „Sie geht recht gut! das ist mit Phosphor!" Dann zündet er meinen Wachsstock an, nicht ohne dabei zu sagen: „Ein tüchtiger Kerl von einem Wachsstock!" nimmt mein Siegellack, liest darauf: „Patent-Lack," reibt es am Tuchärmel, dann nimmt er Papier, läßt das Siegellack schmelzen, drückt mein Siegel darauf, führt es an die Augen und sagt: „Das drückt sich recht deutlich aus!" — Kaum ist Herr Schniffelfeld mit diesem Experiment fertig, so stürzt sich seine naturforschende Wißbegier von der Wappenkunde auf die Blumistik. Er ergreift ein Glas mit Blumen, das auf meinem Tische steht, führt es mit einem genialen Schwunge an die Nase und sagt: „Vortrefflich riechen sie!" Dann reibt er eine Resede zwischen seinen Fingern, und führt diese wieder an seine Nase, indem er selbstzufrieden, lächelnd sagt: „Die Blumen haben gewiß was zu bedeuten!" Ich lächle ganz aufgelöst. Indessen geht die unermüdliche Untersuchungslust des Herrn Schniffelfeld von der Blumistik wieder zur Mineralogie über. Er ergreift meine Uhrkette mit den Petschaften, dreht sie

hin und her, haucht sie an, läßt sie im Lichte spielen und ruft aus: „Das ist ein Rubin palé, und das ein Carniol.“ Darauf liest er, was auf ihnen gestochen ist: „Recht sinnig! sie sind ein Vocativus!“ Ich lächle wieder wie nach einer Kamillen-Infusion. „Der Carniol ist nicht ganz rein! Ich habe auch einen, der ist hübscher!“ — und, bums! auf einmal ist er über meinen Wandkorb gerathen: „Der scheint gehäckelt zu seyn? oder tambourirt? Ich glaube, es ist Seiden-Toque; die Idee ist nicht übel; ich möchte wissen, ob es selbst gemacht, oder ob es gekauft ist?“ — Ich gestehe meine Unwissenheit, und Herr Schniffelfeld stürzt sich auf die Fischkunde, er macht sich über mein Glas mit Goldfischen, nimmt das kleine Netz, und fährt hinein: „Ach, die lieben Thierchen! da ist ein gesflecktes! Die müssen alle Tage Wasser bekommen! Haben Sie sie geschenkt bekommen? gekauft? Halten sie sich lange? Wie lange haben Sie sie schon?“ Er hört aber meine Antwort gar nicht an, sondern er hat sich schon meines Perspektives bemächtigt, zieht es aus, macht das Fenster auf, und versucht es: „Das ist ein gutes Glas. Ich hab' auch eins; aber auf diesem seh' ich besser. Es hat keine Farbenränder. Ein gutes Glas ist ein Glück! Da d'rauf sehen Sie die Schauspieler durch und durch!“ Darauf lacht er ungeheuer naturforscherlich, und ich begleite dieses Gelächter mit einem diskreten weinsäuerlichen Lächeln. Plötzlich dreht sich Herr Schniffelfeld zu meinem Büstenschrank, und ruft aus: „Gips!“ dann faßt er Göthe beim Hals, Schiller bei der Nase, Mozart läßt er auf der freien Hand stehen, Haydn trägt er zum Fenster hin, dem Sophokles guckt er von unten in die Luftröhre hinein, und dem Apollo von Belvedere bläst er den Staub aus den Augenwinkeln. Unglücklicher Weise hängt auf dem Kopfe einer

bronzenen Niobe ein nettes, blaues Käppchen, und — hier ist Stoff zu Untersuchungen, zu Forschungen, zu Meinungen! „Ein allerliebstes Käppchen! blau und weiß! Ha, Treue und Unschuld! Ha ha ha! Und auf der Niobe! Das hat was zu bedeuten! Ja, bei Ihnen ist Alles mit Beziehung! Niobe! Ein Käppchen! Ein Käppchen auf der Niobe! Eine bronzene Niobe mit einem blauen Käppchen! Kurios, recht kurios! Warum grad' auf der Niobe, sonderbar!" Herr Schniffelfeld wäre noch nicht fertig, wenn nicht plötzlich ein gesticktes Tableau mit der Unterschrift: „Die Maske am 8. Februar", seinen Eifer und seine Wißbegier aufgeregt hätte! „Die Maske? die Maske? Welche Maske? Aha, eine Maske! am 8. Februar? Wissen Sie, von wem es ist? Wann haben Sie's bekommen? Was stellt es eigentlich vor? Die Maske! Am 8. Februar! Hum! kurios! Bei Ihnen sieht man kuriose Sachen! — Darauf greift er nach meinem Hut, nimmt die Handschuh, heraus, dreht sie um, und liest: „Jaquemar! Ja, Jaquemar! Ich trage auch Jaquemar! — Aha, da sind sie aufgerissen; Sie müssen erst hinein blasen, bevor Sie sie anziehen, sehen Sie, so —" nun bläst er in die Handschuhe, wirft sie dann weg, um nach meinem Stocke zu greifen: „Ein spanisches Rohr! ein hübscher Stock! der Knopf oben recht hübsch! echtes Gold oder vergoldet? recht massiv! Etwas schwer, aber recht stattlich!" Darauf gibt er sich wieder eine kühne Wendung an meinem Schreibtisch, ergreift das Federmesser und sagt: „Eine echt englische Klinge! Schneidet sie gut?" Dann nimmt er eine Feder, und probirt es; plötzlich fällt ihm ein: „Ich muß doch sehen, ob ich mit ihren Federn schreiben kann!" Er nimmt meine Feder, setzt sich in meinen Arbeitssessel, ergreift meine Feder, und schreibt, nachdem er erst das Papier

unterſucht hat, und fand, daß es Whatmann ſey, auf mein Papier einigemal ſeinen Namen, und dann: „Komm, weiße Dame, komm, weiße Dame, komm, weiße Dame!“ Dann lacht er, und ſagt: „Ihre Federn ſind zu ſpitz, zu ſpitz, zu ſpitz!“ Ungeheures Gelächter von ſeiner Seite, ein ſanftſeliges Lächeln von meiner Seite.

Zum guten Glück meldet mein Diener einen Beſuch, Herr Schniffelfeld empfiehlt ſich, indem er im Abgehen noch ſchnell den bei der Thür ſtehenden Regenſchirm in die Höhe hebt, anſchaut, biegt, und ſagt: „Recht fein, recht leicht, aber etwas klein, nur für eine Perſon! Verſtehen Sie mich? Nur für eine Perſon! Ha! ha!“

Natur- und Kunſtcabinet eines Naritäten-Sammlers.

1. Naturalien.

Gallerie niedlicher Herzen aus Karlsbad; verſteinert. Viele waren es ſchon, ehe ſie an dieſen berühmten Ort gekommen. Nur von Frauenzimmern iſt kein einziges darunter; die meiſten ſind von Handelsleuten.

Ein Büſchchen des Graſes, welches der große Ochs wachſen gehört hat.

Ein Zweig von dem berüchtigten Baum der Erkenntniß. Selbiger Zweig riecht noch gegenwärtig ſo heftig, daß man es gar nicht aushalten kann, und daher einhalten muß.

Beelzebub, ſehr geſchmackvoll unter einem Glasſturz. So

war er immer. Er konnte, und kann auch jetzt seinem Sturze nicht entgehen.

Des berühmten Reisenden Freiherrn von Münchhausen berühmter Jagdhund aus der Fingals-Race, dessen einst sehr lange Füße von lauter Jagen und Rennen, bekanntlich so kurz wie die eines Dachshundes. Dieser edle Nimrods-Gefährte ist leider nicht mehr lebendig, aber sehr künstlich aus- und eingestopft. Kein Auge ist treu, — das Schwänzlein äußerst zart — das Halsband ein Stricklein von Dämchenhärchen.

Ein Negerhäuptling, beritten, nicht zu Pferde, sondern zu Elephant. Meisterstück der Verstopfung!

Zwei Spargelstämme der Vorzeit. Sie reichen und riechen aufwärts durch 3 Etagen, und füllen durchmessend 4 Zimmer, das heißt Wohnzimmer, und nicht Frauenzimmer, welche sonst Frauensäle seyn müßten.

Ein Stein, der von Holz, zugleich ein Holz, das von Stein ist.

Zwei zu Eis gewordene Spaziergänge, welche dem Glase sehr ähnlich sind.

Drei äußerst kleine Stücke Lava.

Ein Brettchen der verschlagenen Welt.

Aeußerst viele andere Curiosa, welche, wie man sich auszudrücken pflegt, der Anstand zu nennen verbietet.

2. Kunstartikel.

Eine Guillotine de poche aus der mandschurischen Revolutionszeit.

Des großen Confucius kleine Tabakspfeife.

Eins der silbernen Hufeisen, welche Rohan bei seinem Einzug in Wien geflissentlich soll haben verloren gehen lassen. („Silbernes Hufeisen" ein Auszug selbst historischer Schriftsteller; so auch der zeitwörtliche Bandwurm.)

Ein Automat, der kein Automat ist. — (Triumph des Mechanismus.)

Eine ganz neue Schnellpresse mit folgenden Vorzügen: Sie schnellt die nichtsnutzigen Setzer hinweg, so daß also gleichsam gar kein Setzer übrig bleiben kann; sie schnellt (daher) aus Barmherzigkeit alle Druckfehler von sich, wie eine gute Natur den Krankheitsstoff selbst ausstößt; sie schnellt alle Exemplare der von ihr gedruckten Zeitschrift gleich in das Logis der Pränumeranten; sie schnellt am häufigsten diese Pränumeranten selbst dadurch, daß sie ihnen nichts zuschnellt, sie schnellt also indem sie nicht schnellt. Bei dieser letzten Funktion ist sie geräuschlos, bescheiden, wie es dem stillen Verdienste eigen zu seyn pflegt.

Der letzte Tropfen aus Casanovas oceanischem Tintenfaß und dieses Helden Taschen-Perspektive.

Verschiedene sehr geheime Stücke.

Mehrere ganz unbekannte, aber äußerst brauchbare Sachen.

Ein Maschinchen, das Austerthier zu zwingen, recht große Perlen, nach Belieben groß, abzusetzen, und aus großen Dimanten kleine zu machen.

Ein Kästchen mit Münzen, welches nie offen gewesen.

Ein gothischer, steinerner Thurm von Brüßlerspitzen aus Elfenbein.

Mehrere noch unerfundene Kunstwerke.

Ein Billard für neugeborne Kinder mit einem schönen Marquerchen als weisende Uhr.

3. Bücher.

Krünitz Encyklopädie. Brünner Auflage in 120 Bänden, von welchen der 1.—87., dann der 88.—124., endlich der 125.—129. mangeln.

(Bei Antiquaren sehr leicht zu kompletiren.)

Buffons Werke. Edition compacte. 123 Bände mit 172,000 Kupfern in einem Bande.

Pfennig-Bibliothek, von der alle Tage ein Blättchen à 1 Pfennig erscheint.

13 prächtige Franzbände in Quart (selbe enthalten den schon gedruckten Katalog einer großen Bibliothek).

Göttinger-Kalender, 30 Jahrgänge mit Chodowieckischen Kupfern, welche abgehen.

Lavaters Phisiognomik in klein Octav — Grätz, 64 Seiten, von welchem Werke es auch eine Auflage in vier großen Quart-Bänden mit Kupfern giebt.

2 Incunabeln, 7240 Jahre unserer Zeitrechnung alt, gedruckt zu Pecking (N. B. diese beiden Incunabeln sind wahrhaftig keine Fabeln).

Eine Reihe Bücher, in denen nur das gut ist, was zwischen den Zeilen steht.

Eine allgemeine Literatur-Zeitung, bei der sich zeigt, daß überall das all fehlt.

Eichhorns Geschichte der Literatur, 4. Bd. des. 3. Heftes.

Naturgeschichte, deren Kupfer sehr schön in Stahl gestochen sind.

(Von der Geschichte der Natur ist keine Silbe darin, es ist nur eine Beschreibung.)

Göthes vorzüglichste Werke, in einem Bande, als Fingerkalender.

Rechenbuch für Gärtner, mit dem Rechen schöne Figuren in den Sand zu zeichnen.

Zeichenbuch für Astronomen.

Zweibrücker Klassiker der Griechen und Römer; vollständig, aber noch unaufgeschnitten, vermuthlich weil alles Klassische sehr langweilig.

Eine Thüre mit 150 blinden Büchern, bei denen man

blind seyn müßte, wenn man sehend seyn wollte. Die Rücken sind so prächtig ohne Eingeweide und Bauch, daß sich selbst der vortrefflichste Textinhalt dagegen verkriechen müßte.

(N.B. diese Thüre führt wie billig in den Speisesaal.)

Theaterzettel aus dem Thierreich.

Melodrama in 3 Akten, von Jokosus Zobel, mit eigenen Melodieen versehen von Melodicus Feldwiesel. Gruppirungen und Maschinerien von Biber und Hamster, die Tänze von dem Balletmeister Siebenschläfer.

Personen.

Füßli, ein Held	Hr. Hase.
Grimpa, seine Schwester . .	Mad. Bärin.
Süßling, ein Stutzer . . .	Hr. Schaaf.
Lale, eine Waise.	Dem. Pudel.
Glukus, ein Arzt	Hr. Hänfling.
Plump, ein Rechtsfreund . .	Hr. Fuchs.
Adam.	
Mehrere Sklaven	Hr. Hund, Esel, Pferd ꝛc.

Regisseur: Hr. Maulwurf.

Den in diesem Stücke vorkommenden Menschen wird Hr. Affe zu geben die Ehre haben.

(Aus dem Confusionsblatt für gebildete Thiere, redigirt von Sardelle & Comp. und herausgegeben von Hrn. Stockfisch.)

Unsere Musen müssen schon weder Gras zu beißen noch Beine zu brechen haben, daß sie unsern Tempel schon

so entweihen, und sogar einen Menschen auf die Bühne bringen! Ist die Kunst etwa noch durch uns Thiere nicht genug in Verfall gekommen? Brauchen wir auch noch einen Menschen dazu? Ein Mensch! wie erhaben! wie niedlich! Es ist ein ganz eigenes Gefühl, wenn über dieselben Bretter, über welche gestern ein Auerochs, ein Dromedar, ein Grauschimmel in stiller Würde schritten, nun heute ein zweibeiniges, haarloses, nichtwiederkäuendes Geschöpf, kurz, ein Mensch geht! Aber ach, die Theaterkasse! die Theaterkasse! die muß berücksichtigt werden! Die Ameisen, Milben, Wandkäfer, dieses Galleriepublikum beherrscht jetzt den guten Geschmack. Wie sie jubeln und jauchzen, wenn dieser Mensch, mit Respekt zu melden, lächelt oder die Nase rümpft, oder sich herausschneuzt, oder die Stirne in Falten zieht, oder sich hinter den Ohren kratzt! Aber wer ist Schuld an diesem Ruin der Kunst? Unser Direktor, Herr Kenguru, der nie recht auf die Beine kommen kann.

Nun haben wir aber doch den Apollonischen Dreifuß, unsern Direktor Kenguru und den Menschen!

Wie aber sollen wir unserem Dichter Jokosus Zobel für dieses geniale „Menschenprodukt" danken? Eigentlich sollten wir dem Herrn Zobel den Pelz recht waschen; doch muß man gestehen, daß der Mensch oft unter aller Kritik gewesen wäre, wenn nicht dann und wann der Zobel etwas aus ihm gemacht hätte. Man kann Herrn Zobel sein Verdienst nicht absprechen; er hat Haare auf den Zähnen, und hat es versucht, diesem trivialen Wesen doch eine erträgliche Hülle zu geben.

Die Musik von Melodicus Feldwiesel, ist so weder für eine halbe noch für eine ganze Stimme, ganz dem jetzigen Lieblingsgeschmack, dieses zweinbeinigen und kurzhaarigen Menschen angemessen. Herrn Feldwiesels Musik wird noch

lange alle Bestien erfreuen, wenn er selbst schon längst in die Grube gefahren seyn wird. Die Maschinerien von Biber und Hamster waren etwas zusammengeschleppt, und die Tänze des Herrn Siebenschläfers thaten dem Auge wohl.

Was soll aber die Kritik zu dem Spiele des Herrn Affen sagen? Die schwierige Aufgabe, die der Herr Affe hatte, seine edle Natur so ganz zu verleugnen, und mit Entäußerung seiner einwohnenden Thier-Individualität in die Gemeinheit seines Themas einzugehen und den Menschen unmenschlich darzustellen, hat er glücklich gelöst. Referent ist zwar so glücklich, keinen Menschen kennen gelernt zu haben; allein er las das Buch: „der Mensch, wie er ist", und da Herr Affe gerade ein Bild des Gegentheils darstellte, so war er der Natur und der Wahrheit treu geblieben. Die schwierigste Aufgabe des Menschen, sich auf seinen Füßen zu erhalten, machte Herr Affe herrlich nach.

Da es schwarze und weiße Menschen gibt, so spielte unser Künstler den Menschen im ersten Akte schwarz, und dann weiß. Das ist ein feiner, charakteristischer Zug unseres Affen, da der Mensch ein Mittel besitzen soll, sich auch vom Allerschwärzesten weiß zu waschen.

Eine herrliche Nüance müssen wir noch an Herrn Affe erwähnen. Als er Lala rettet, und den Glukus vor den Kopf schießt, fällt er sogleich über ihn her, und reißt ihm die Haut herunter, ganz wie der Mensch, der, wenn er Einem etwas vorschießt, ihm sogleich die Haut über den Kopf herabzieht. (Ein Witz!)

Am Schlusse wurde unser Künstler stürmisch gerufen. „Affe"! „Mensch"! scholl es abwechselnd. Endlich erschien der bescheidene Künstler, und sprach:

„Verehrtes Publikum, hochgeehrte Kunstkenner! Ich

werde mich beſtreben — Fleiß — Güte — Nachſicht — Stolz — Bewußtſeyn — Bahn — Lohn — Wirken — Ermuntern — Eifer — Dank — Empfindung — ſtrömen — ſchweigen — möchten — wollen — wünſchen — zweifeln — ſtärken — haben — u. ſ. w."

Ganz wie der Menſch!

Leichenrede auf eine achtzigjährige Jungfer.

(Aus den Predigten zum Todtlachen.)

Tiefgebeugte Anweſende!

China iſt ein altes Herzogthum. Die Gelehrten ſind zwar noch nicht damit aufs Reine, ob es in Pommern, oder in der Altmark liegt; aber ſo viel weiß man aus eigner Erfahrung und glaubhaften Berichten, daß daſelbſt alle unbefleckten Mädchen reine Jungfern ſind, und es auch, wenn kein Hinderniß dazwiſchen kommt, bis in ihr hohes Alter bleiben.

Eben ſo unleugbar iſt es, daß in der Provinz Amerika, welche noch einige Meilen ſeitwärts dem Voigtlande liegen ſoll, alle unverheirathete Frauenzimmer ihre Keuſchheit ſo lange behalten, bis ſie ſelbige verlieren.

Die Geſchichte aller Zeiten bietet uns Spuren dar, daß Mädchen noch eine Minute vor dem Bruch ihrer Roſe zur Jungfrauſchaft gehörten; und haben wir nicht heute ein todtes Beiſpiel vor uns?

Die tugendſame Gretlieſe Gnurrin führte bis in ihr achtzigſtes Jahr den Namen einer Jungfrau, und bewahrte ihn ſorgfältig von ihrer früheſten Jugend; ja, im Kirchenbuche iſt auch nicht ein Tüpfelchen oder Klexchen vorgekommen, das ihr Schande machte! Mit Recht verdient ſie daher eine Lobrede.

So hilf mir denn, Muſe der meiſten Leichenredner; gedenke, daß ich mit dieſer Trauerrede einen Thaler und ſechs gute Groſchen baares Geld, und überdieß noch das Recht verdienen werde, auf dem Leichenſchmauſe mich mit meiner Familie nicht nur recht ſatt zu eſſen, und nota bene zu trinken, ſondern auch mein geiſtliches Felleiſen voll Fleiſch und Braten mit nach Hauſe zu nehmen. Großer, begeiſternder Gedanke!

So lob' ich ſie denn aus vollem Halſe. Ich lobe ſie, daß ſie alle Sonntage ſo ruhig in unſerer Kirche ſchlief, und nicht, wie viele unter uns, durch bäuriſches Schnarchen die öffentliche Andacht ſtörte. Ich lobe ſie, daß ſie achtzig Jahr alt wurde, und bis zu dieſem hohen Lebensende eine Jungfer blieb. Ich lobe ſie aber ganz beſonders, daß ſie den klugen Einfall hatte, ſich eine Leichenrede bei mir zu beſtellen. Lob genug! genug! um ihr Andenken lange bei uns zu erhalten.

Nie wird es unſere Stadt vergeſſen, daß ſie eine achtzigjährige Jungfer, eine Seltenheit, welche werth wäre, in Spiritus geſetzt zu werden, gehabt hat. Schade, daß ein ſo antikes Stück von den Würmern zerfreſſen werden ſoll! — Aber da ſieht man ganz deutlich die Hinfälligkeit des menſchlichen Lebens! Werfen Sie, hochbetrübte Anweſende, einen Blick auf die vor uns liegende, wohlſelige Gretlieschen! Was ſehen Sie? Eine eckelhafte Leiche, deren Anblick beinahe die Wirkung eines Vomitivs hervor-

bringt. — Nehmen Sie die Schnupftücher auf einige Augenblicke von den Nasen! Was riechen Sie? Ein todtes stinkendes Aas. — Wo sind die Augen, welche vor sechzig Jahren voll Zärtlichkeit glühten? Schon in ihrem Leben glichen sie einer triefenden Lampe, und jetzt liegen sie so tief im Kopfe, als ob sie gar keine gehabt hätte. Wo sind die Zähne, welche in ihrer Jugend so weiß wie Alabaster gewesen seyn sollen? Noch den letzten hat sie sich an einem alten Käse ausgebissen. — Wo sind die Lippen, auf welchen vor dem Einfall der Schweden in Pommern so mancher feurige Kuß geklatscht haben mag? — Sehen sie nicht aus wie ein Stück Leder von einer alten Schuhsohle? — Wo sind die Wangen, auf welchen noch beim Anfange des 18ten Jahrhunderts die Liebesgötter ihren Paradeplatz hatten? Gleichen sie jetzt nicht einer zusammengeschrumpften Schweinsblase? — Wo ist ihr Busen, auf welchen sie in ihrer Jugend, wie ich von meiner Großmutter gehört, so stolz war? Ich mag ihn nicht sehen, und Keiner von euch, hochgeehrte Leidtragende, wird Lust haben, ihn zu sehen. — Wo sind die Waden, welche sie in dem Frühlinge ihres Lebens so gerne halb gezeigt und halb bedeckt hat? Ich habe noch vor drei Wochen das Glück gehabt, diese achtzigjährigen Waden zu sehen. Soll ich sie euch beschreiben? — Kein altes Märzschaaf kann solche dürre Waden haben! — Wo sind alle ihre ehemaligen Reize? Wo ist ihr Leben? Wo ist sie? — Die Zeit und der Tod haben Alles geschmaust. Der arme Schelm, der Tod, hat freilich das Schlechteste bekommen. Eine achtzigjährige Jungfer ist eben kein besonderer Braten. Niemand wird sie ihm mißgönnen, wenigstens keiner von unsern Kleinstädtern, die sich lieber an achtzehnjährigen, als an achtzigjährigen Jungfern versündigen, und fast

glaube ich, der Tod ſelbſt, der doch ſonſt kein Koſtverächter iſt, hätte ſie nicht geholt, wenn er gewußt hätte, daß er an ihr ein gar ſo altes, vertrocknetes Fell, eine ſo abſcheulich häßliche Figur finden würde.

Hans Peter Schnurr und Lieſel Schnarr.

Von Wagemann.

Es war vor vielen Jahren,
Ihr ſollt es gleich erfahren,
Was dort vor vielen Jahren war,
In einem Buche ſteht es klar.

Das Buch hab' ich geleſen;
Es war und iſt geweſen
Ein ſonderbares Ehepaar —
Und was gedruckt iſt, das iſt wahr.

Ein Kritler mag's negiren,
Doch kann er's nicht probiren,
Daß nicht vor vielen Jahren war
Ein ſonderbares Ehepaar.

Drum ſoll der Kritler ſchweigen,
Kann er nicht überzeugen! —
Genug, es war ein Ehepaar,
Hans Peter Schnurr und Lieſel Schnarr.

An Einem Tag geboren,
Vom Schickſal ſich erkoren,
Begaben ſie ſich Hand in Hand
Gar züchtig in den Eheſtand.

Es war ein Paar voll Tugend! —
Dann ſchweigt von ihrer Jugend
Das Buch, und meldet nichts davon,
Sagt nur, ſie zeugten einen Sohn.

Der ſtarb am Milchbreifieber,
Sie grämten ſich nicht drüber,
Auch kam kein Kindlein weiter nach,
Sie wurden älter allgemach.

Sie hatten ſo viel Baares,
Daß in dem Lauf des Jahres
Sie leben konnten ganz kommod,
Nicht dienen mußten um das Brod.

Mit ihrem Loos zufrieden,
Das ihnen ward beſchieden,
Genoſſen ſie die Lebenszeit
Behaglich und in Einigkeit.

Ein dicker Mann war Peter,
Ein wohlgenährter Städter,
Und Frau Gemahlin an Gewicht
Ihm gleich, wie die Geſchichte ſpricht.

Ich hab' sie nicht gewogen,
Auch ist man leicht betrogen;
- Der Bäcker und der Mezger Wag'
Ist nicht zu trauen heutzutag.

Und müßt' ich auch sie wägen,
Ich wäre sehr verlegen;
Vielleicht sind ihre Knochen Staub,
Ihr Fleisch ist längst der Würmer Raub.

Wir glauben der Geschichte,
Nach ihr war im Gewichte
Wohl keine große Differenz
Von beiden in der Korpulenz.

Dem Buche treu geblieben,
Steht's weiter drin geschrieben:
Hans Peter war ein kleiner Mann,
Nicht größer Sie nach Zoll und Spann'.

Ich hab' sie nicht gemessen;
Vielleicht ward dort vergessen
In ihrem Maße noch ein Strich,
Vielleicht ein Zoll, was kümmert's mich!

Wer wird bei Strich und Zollen
So streng es nehmen wollen?
Man sagt, wenn's auch sein Maß nicht hat,
Gemessen ist es akkurat.

Geht in die Krämerbuden,
Holt Band und Tuch bei Juden,
Sie messen — und betrügen euch,
Der Ellenstab ist nirgends gleich.

Man pflegt bei wenig Ellen
Euch um ein Trumm zu prellen. —
So mag's auch dort gewesen seyn,
Genug, sie waren dick und klein.

Von ihrem Angesichte
Steht nichts in der Geschichte,
Nur heißt's: sie waren dünn behaart,
Und Liesel hatte einen Bart.

Es braucht nicht drin zu stehen:
Auch Peter war versehen
Mit einem Bart, wir nehmen an,
Er hatte seinen Bart als Mann.

Der Regel nach sind Weiber,
Gewöhnlich zarte Leiber,
Mit keinem Bart ums Maul geziert —
Drum ward das Seltne hier notirt.

Betreffend das Morale,
Sprach man vom Herrn Gemahle
Und Frau Gemahlin überall
Nur Rühmliches in jedem Fall.

Im Wirthshaus und im Tempel,
Als Muſter und Exempel,
Fand Peter ſich tagtäglich ein —
Sein treues Weib kroch hintendrein.

Drum wurden ſie vom Wirthe,
Und auch vom Seelenhirte
Als brav und fromm, wie's ſich geziemt
Für gute Chriſten, angerühmt.

Daheim las er die Bibel,
Verſtand den Text nicht übel,
Und mit ihm las zum Zeitvertreib
Aus Einem Buch das kluge Weib.

Sie laſen doch nur ſtille,
Und hatten Eine Brille,
Die reichten ſie mit Müh' und Schweiß
Einander ſich ſtets wechſelweis.

Auch hatten ſie zum Eſſen,
Ich darf es nicht vergeſſen,
Nur Einen Löffel, ſie gab ihn
Dem Peter, er der Lieſel hin.

Sie boten ſich daneben
Den ſüßen Saft der Reben
In Einem Glaſe hin und her,
Und machten ſolches voll und leer.

Noch iſt dabei zu merken,
Um ihr Gehirn zu ſtärken,
Beſonders bei dem Damenſpiel,
Beliebten ſie zu ſchnupfen viel.

Es wurd' aus Einer Doſe
Geſchnupft, und auf dem Schooſe
Der Gattin ruhte die Maſchin',
Ein ganzes Pfund Taback darin.

Das brauchten ſie faſt täglich,
Und Beide ſeufzten kläglich,
War ihre Büchſe leck und leer,
Ein anders Pfündlein mußte her.

Sie giengen auch ſpazieren,
Um ſich zu divertiren,
Wenn's Sommer war und nicht zu warm.
Sie ſchreiten langſam Arm in Arm.

Er ſchmauchte da mitunter
Ein Pfeifchen friſch und munter;
Die Büchſe mit dem Schnupftaback
Trug er im rechten Hoſenſack.

So konnte nach Belieben,
Madam die Hand drein ſchieben,
Und aus dem nahen Magazin
Das angenehme Pulver zieh'n.

Im ſanften Schneckengange
Ging's vorwärts, doch nicht lange,
Sie ſchauten übers Feld herum,
Und kehrten langſam wieder um.

Sie labten ſich am Himmel,
Am tanzenden Gewimmel
Der Mücken und am Vögelflug —
Und ſtaunten, wenn die Wachtel ſchlug.

Auch thät man Blumen pflücken,
Obwohl ſehr herb ſich bücken;
Und Beide brachten ſtets nach Haus
Am Buſen einen Blumenſtraus.

Ihr fragt mich, was ſie ſprachen?
Vielleicht von hundert Sachen,
Wähnt ihr, wenn man beiſammen iſt,
Und ſich ſo ganz allein genießt.

Das Pärchen blieb euch immer,
Im Freien und im Zimmer,
Wie ſtumm und guckte ſich nur an,
Und hatte ſeine Luſt daran.

So ſchleppte ſich vorüber
Im gleichen Liebesfieber
Der Tag, und brach die Nacht herein —
Die ladete zum Schlafen ein.

Hans Peter ſchlich zu Bette,
Gleich einer Kellerkröte,
Sah dann umher mit Krötengrimm
Und ſo lag Lieſel neben ihm.

Bald fing er an zu ſchnurren,
Und Lieſel drauf zu ſurren;
Sie ſchnurrten, ſurrten wechſelweis,
Und wandten Rücken ſich und Steiß.

Sie ſchliefen, ſchnarchten, träumten,
Sie wachten auf, und ſäumten
Sich nicht, ſobald ſie Tag geſehn,
Mitſammen langſam aufzuſtehn.

Sie zogen ſich die Kleider
Einander an, denn leider
Vor Dicke konnte ſich das Paar
Allein nicht helfen, das iſt klar.

Zuerſt zog ſie dem Gatten
Die Hoſen an, die hatten
Euch eine Thür' gewaltig groß,
Frau Lieſel ſie mit Mühe ſchloß.

War er im Hoſenkaſten,
Ließ er die Gattin raſten,
Bediente vice versa ſie —
Das nenn' ich wahre Harmonie.

Sie brauchten faſt zwei Stunden,
Bis ſie ſich eingebunden;
Dann fingen ſie von Neuem an
Zu thun wie ſie's vorher gethan.

Frau Lieſel ſtarb — und Peter
Starb drei Minuten ſpäter;
Man ſprach ſie ſelig — denn es war
Ihr Tod und Leben wunderbar.

Verſuch eines deutſchen Wörterbuchs.

Von Rabener.

Da einige Gelehrte unter uns ſo muthig ſind, und es wagen, ihrer deutſchen Mutterſprache ſich nicht weiter zu ſchämen, ſo werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Verſuch den Plan zu einem vollſtändigen deutſchen Wörterbuche zu entwerfen.

Ich habe empfunden, daß viele deutſche Wörter ſo unbeſtimmt ſind, daß oftmals derjenige, der ſie braucht, etwas ganz Anderes dabei denkt, als er eigentlich denken ſollte; und derjenige, der ſie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

Es will daher unumgänglich nöthig ſeyn, daß die Gelehrten ſich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften

Bedeutungen der Worte fest zu stellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, ist unaussprechlich. Wir werden einander besser, und mit völliger Zuverläßigkeit, verstehen; alle Zweideutigkeiten werden sich verlieren; und mancher, den man jetzt aus Mißbrauch einen gepriesenen Mäcenat genannt hat, wird künftig hören, daß er ein Dummkopf sey.

Ich ersuche meine Landsleute um ihren Beitrag zu diesem Wörterbuche. Für mich allein ist dieses Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieses Bekenntniß von mir selbst thue. Bei denen, welche glauben, derjenige sey noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigstens sechs Folianten ediren könne, bei diesen werde ich mich, durch meine Bescheidenheit, in schlechte Hochachtung setzen. Aber es sey darum! Kömmt nur mein Wörterbuch zu Stande, so wird es sich alsdann schon zeigen, ob diese arbeitsame Creaturen noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieses Wörterbuchs habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu erinnern. Aus den Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Absicht deutlicher sehen können. Ich verlange darin etwas mehr, als eine grammatische Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Real-Lexicon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, daß ich bei einigen Artikeln zu weitläufig gewesen sey, und Sachen ausgeführt habe, welche die Absicht und die Gränzen eines Wörterbuchs überschreiten, so will ich diesen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausstreichen. Ich will hundert Artikel im Bayle aufweisen, wo man deutlich sieht, daß der Titel der Anmerkungen wegen da steht, und dennoch bleibt es Baylens Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals aufs beste empfehle, damit ich dieses wichtige Werk durch ihre Beihülfe, so bald nur möglich, zu Stande bringen könne.

Compliment.

Gehört unter die nichtsbedeutenden Wörter. „Einem ein Compliment machen", ist eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Antheil daran.

„Ein Gegencompliment" ist also eine höfliche Versicherung des Andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabei zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen, und dieses ist auch beinahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Mensch ohne Geld, er mag so klug und geschickt seyn, als er will, kann sich nicht tief genug bücken, denn er ist der geringste unter allen seinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erschaffen hat, daß er so lange ißt und trinkt, bis er stirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Gestern sah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in seiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bei zunehmendem Alter sich von seinem Handwerk ehrlich genährt, dem Landesherrn seit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen, und bei allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar

altväterisches, doch sehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenfesten Nacken nur ein klein wenig, und überließ seinem Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einen Reichen sehr deutlich. Ich aber sah bei dieser Gelegenheit noch dieses daraus, daß der junge begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieses mag genug seyn von den Complimenten, so weit sie die mechanische Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare sind gewöhnlich, wenn wir sprechen: „Ich bitte dem Herrn mein Compliment zu machen; und: Machen Sie dem Herrn wieder mein Compliment!" Was aber dieses eigentlich heiße, das läßt sich im Deutschen gar nicht erklären, weil es selbst im französischen Grundterte nicht das Geringste bedeutet.

„Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorsamst, ohne alle Complimente; wir sind ja gute Freunde!" Wenn ich dieses nach dem rechten Sprachgebrauche übersetzen sollte, so könnte es ungefähr also lauten: „Ich würde Sie für den gröbsten Menschen von der Welt halten, wenn Sie glaubten, daß wir wirklich so gute Freunde wären, daß Sie nicht nöthig hätten, mir so viel Complimente zu machen."

„Unterthänigster Diener; ganz unterthänigster Diener; unterthänigster Diener; ich verharre Eure Hochedl. gehorsamst ergebenster ꝛc., ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion ꝛc., ich werde Zeitlebens nicht ermangeln, zu seyn Deroselben ꝛc." Dieses sind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Methode der heutigen Welt — artig und galant sind, nichts.

Wenn dergleichen Leute solche Formeln unter ihre

Briefe setzen, so denken sie dabei eben so wenig, als mein Schneider bei den Worten: „Laus Deo!“ oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankrott machen will, und zum Anfange der Messe unter seine Wechsel schreibt: Leiste gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe!

Eidschwur.

In den alten Zeiten kam dieses Wort nicht oft vor, und daher geschah es auch, daß unsere ungesitteten Vorfahren, die einfältigen Deutschen, glaubten, ein Eidschwur sey etwas sehr Wichtiges. Heut zu Tage hat man dieses schon besser eingesehen, und je häufiger dieses Wort sowohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben, vorkommt, desto weniger will es sagen.

„Einen Eid ablegen“, ist bei Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts Anderes, als eine gewisse Ceremonie, da man aufrechts steht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas verspricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, als bis man den Hut wieder aufsetzt. Mit einem Worte: es ist ein Compliment, das man Gott macht. Was aber ein Compliment sey, — davon siehe Compliment.

„Etwas eidlich versichern“, heißt an vielen Orten so viel, als eine Lüge recht wahrscheinlich machen.

Van Höken, in seinem allzeit fertigen Juristen, nennt den Eid „herbam betonicam“, und versichert, „einem den Eid deferiren“, sey nichts Anderes, als seinem klagenden Clienten, die Sache muthwillig verspielen; und die Formel, „sich mit einem Eide reinigen“, heißt so viel, als den Prozeß gewinnen: denn zu einem „Reinigungseide“ gehört weiter nichts, als drei gesunde Finger, und

ein Mann ohne Gewissen. Jene hätten fast alle Menschen, und dieses die wenigsten. Und wenn auch ja Jemand von den Vorurtheilen der Jugend eingenommen wäre, und ein sogenanntes Gewissen hätte, so würde es doch nirgends an solchen Advokaten fehlen, welche ihn eines Bessern belehren, und für ein billiges Geld aus seinem Irrthume helfen könnten.

„Gott straf mich! oder: Der Teufel zerreiße mich"! ist bei Matrosen und Musketirern eine Art eines galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Offizier kennen, der schwur auch so; doch schwur er niemals geringer, als wenigstens „bei tausend Teufeln", weil er von altem Adel war.

„Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele"! ist das gewöhnliche Sprichwort eines gewissen Narren, welcher gar zu gern aussehen möchte, wie ein Freigeist. Er würde es in der That sehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geistern vermengen wollte, daß er einen Himmel oder eine Hölle glaubte: und dennoch schwört er alle Augenblicke mit der witzigsten Miene von der Welt bei Gott und allen Teufeln. Mir kommt dieses eben so kräftig vor, als wenn unser Münzjude „Jesus Maria"! rufen wollte.

„Seinen Eid brechen", will nicht viel sagen, und wird die Redensart nicht sehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man sie noch manchmal; aber eben daher kommt es, daß sie so geschwind vergessen wird, als die Predigt selbst. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als die Ehe brechen. Und um deswillen ist ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verschiedenen Orten, besonders in großen Städten, so viel, als ein Mann, der zu leben weiß. Diese Bedeutung fängt auch schon an, in kleinen Orten bekannt

zu werden: denn unsere Deutschen werden alle Tage witziger, und in Kurzem werden wir es den Franzosen beinahe gleich thun.

Ewig.

Ist ein Wort, welches ein jeder nach seinem Gutbefinden, und so braucht, wie er es für seine Umstände am zuträglichsten hält. Eine „ewige Treue zuschwören", wird gemeiniglich bei Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein diese Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger, als höchstens vier Wochen darnach, und im letztverwichenen Herbste habe ich einen jungen Ehemann gekannt, dessen ewige Treue nicht völlig 24 Stunden gewährt hat.

„Ewig lieben", ist noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetische Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheiratheten Personen, und es kommt hierbei auf das Frauenzimmer sehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauren soll. Denn man will Exempel wissen, daß eine solche verliebte Ewigkeit auf einmal aus gewesen sey, so bald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu seyn, und angefangen, „eine ewige Gegenliebe" zu fühlen.

Wie es mit der Liebe ist, so ist es oftmals mit der Freundschaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Gesellschaft, wo sehr stark getrunken ward, an einem Abende drei „ewige Freundschaften" überlebt habe. Wenn es hoch kommt, so hält eine dergleichen ewige Freundschaft nicht länger, als der Rausch, welcher Schuld daran ist; — denn „cessante causa, cessat effectus."

„Einen ewigen Frieden schließen", ist ein Gallicismus, bedeutet in der französischen Sprache so viel, als bei uns

ein Waffenstillstand, und, mit einem Worte, ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man seinen Vortheil dabei sieht.

„Sich verewigen", ist unter einigen Gelehrten eine gewisse Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verstandes etwas auf weißes Papier schreibt, und es dem Drucke übergibt. „Die Schlüssel zur Ewigkeit" also hat der Setzer, und sie bestehen aus gewissen bleiernen Buchstaben, welche mit schwarzer Farbe bestrichen, und auf ein weißes Papier gedruckt werden.

„Nach der Ewigkeit streben", (siehe Unsterblichkeit), besteht in einer gewissen Krankheit, welche nicht so wohl dem Patienten selbst, als vielmehr Andern, beschwerlich ist. Gemeiniglich überfällt sie junge Leute, und verliert sich bei zunehmendem Alter; doch geschieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet sind, und alsdann ist sie nicht allein desto gefährlicher, sondern auch allen denen ganz unerträglich, welche einem solchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und scharfe Mittel dawider sind nicht zu rathen, weil alsdann der Paroxismus nur stärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke sehr viel ähnliches mit wahnwitzigen Personen, welchen man auch nicht widersprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beste Mittel dawider soll dieses seyn, wenn man, so oft sich eine dergleichen presthafte Person in der menschlichen Gesellschaft blicken läßt, dennoch, ungeachtet des großen Geräusches, das mit dergleichen Krankheit verknüpft ist, nicht thut, als ob man sie hörte, oder sähe, oder das geringste von ihnen wüßte, auch ihren Namen bei keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte, weder Gutes noch Böses von ihnen spricht. Das

Recept mag nicht unrecht seyn. Ueber die eigentlichen Ursachen dieser Krankheit sind die Arzneiverständigen unter einander noch sehr streitig. Einige halten sie wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke macht, und weil sie, wie andere epidemische Krankheiten, zu gewisser Zeit und oft wieder kommt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal, da sie angemerkt haben, daß sie dadurch gehemmt werde, wenn man den Patienten den rechten Daum ausbricht, wie es bei der fallenden Sucht gebräuchlich ist. Andere glauben, sie komme von einer verderbten Galle her. Galen hält sie für nichts Anderes, als für einen heftigen Magenkrampf, und der selige Herr Geheimerath Hofmann in Halle nennt sie das Autorfieber, im dritten Capitel seiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verstande dieses Wortes reden: denn was es im eigentlichen Verstande heißt, solches ist bekannt genug, und ich trage gegen Alles, was im eigentlichen Verstande ehrwürdig ist, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen sollte, dessen Bedeutung in meinem Wörterbuche festzustellen. Im figürlichen Verstande also heißt ehrwürdig so viel, als schwarz, und ein ehrwürdiger Mann so viel, als ein Mann in einem schwarzen Rocke. Ich gründe diese Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter diesen Männern in schwarzen Röcken sind viele, an denen man nicht das geringste Ehrwürdige findet, als das schwarze Kleid. Ich könnte sie mit Namen nennen; aber es ist überflüssig, denn ich weiß gewiß, sie werden sich bei Lesung dieses Artikels selber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amtseifer, und in unsrer Sprache

das böſe Gewiſſen heißt. Meine Leſer dürfen alſo nur auf diejenigen ſchwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfaſſer dieſes Wörterbuchs in die Ketzerrolle ſetzen: und ſie können ſich alsdann darauf verlaſſen, daß eben dieſe, und keine andern diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verſtande ſind, welche ich meine, und welche man gewiß für Laien anſehen würde, wenn ſie nicht ſchwarz gekleidet gingen.

Wenn ich alſo dieſe Erklärung des Wortes ehrwürdig vorausſetze, ſo werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutſche Mutterſprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem ſchwarzen Rocke, welcher den Armen aus chriſtlichem Erbarmen Geld gegen acht höchſtens zwölf Procent vorſtreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zu Erhaltung ihrer unerzogenen Kinder mitleidig beiſpringt, und auf ein Pfand, das zweimal ſo viel werth iſt, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, daß binnen Jahresfriſt das Pfand eingelöst werden, oder verfallen ſeyn ſoll; dieſer Mann wird künftig ein ehrwürdiger Wucherer heißen: Denn ginge er nicht ſchwarz gekleidet, ſo wäre er kein ehrwürdiger, ſondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Geſetzen unſeres Landes zu beſtrafen. Ehrwürdige junge Herren würde man wohl in Deutſchland nicht geſucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiß für einen verkleideten Marquis halten ſollte, ſo natürlich weiß er die Rolle eines jungen Herrn unter ſeinem ſchwarzen Rocke zu ſpielen. Ein ganz neuer Beweis, daß man tändeln, eitel thun und lächerlich ſeyn kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabacksdoſe und Manſchetten zu haben!

Ein ehrwürdiger Rauſch, iſt ein ganz neues Wort, aber eine ſehr alte Sache, und ich will wohl wetten,

daß man vielmals nicht unterscheiden sollte, welcher von beiden Berauschten der Schultheiß im Dorfe, oder Pastor loci wäre, wenn Ihro Wohlehrwürden nicht schwarz gingen.

Sich ein würdiges Ansehen geben, heißt bei dieser Art Leuten so viel, als eine große Unterkehle und einen steifen Nacken machen, und ein ehrwürdiges Amt bekleiden, so viel als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hause selbst thut, und welche von Andern nicht getadelt werden dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrennt wird.

Dieses mag von den ehrwürdigen Männern im figürlichen Verstande, oder von solchen Männern genug seyn, welche man ihrer ungezogenen Aufführung wegen im gemeinen Wesen nicht dulden würde, wenn sie nicht schwarze Röcke trügen. Wie wenig also diese Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die größte Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verstande verdienen: Solches werden alle Vernünftige, aber nur die nicht einsehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre schwarze Kleidung, und das Amt nähme, in welches sie sich geschlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein. Ein ehrwürdiges Amt suchen, heißt in einigen Parochieen so viel, als des gnädigen Herrn Kammermädchen heirathen.

Gelehrt.

Das Wort gelehrt hat mit dem Worte tugendhaft beinahe ein gleiches Schicksal. Alle Leute wollen tugendhaft, Alle, die studirt haben, wollen gelehrt seyn: aber,

im Vertrauen zu sagen, sind es die wenigsten. Freilich liegt dieser Fehler nicht an denen, welche sich den Titel eines Gelehrten anmaßen, sondern nur an etlichen eigensinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es sey noch ein sehr großer Unterschied zwischen einem Gelehrten und zwischen einem Manne, der keine Profession oder kein Handwerk treibt, der in seiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höheren Schulen absolvirt, und endlich promovirt hat. Diese närrischen Richter vergehen sich so weit, daß sie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten lassen, welche Bücher geschrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwa nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche sich den Wissenschaften mit ganzem Ernste widmen; die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerksamkeit lesen; die höhern Wahrheiten durch eigenes Nachdenken untersuchen; sich bemühen, ihnen noch weiter nachzuforschen; auf das bloße Wort ihres Lehrers nichts treuherzig glauben; von der Gründlichkeit eines jeden Satzes sich selbst überführen wollen, Sachen, die in der Welt nichts nütze sind, als höchstens eine kritische Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und sich auf solche Wissenschaften legen, welche der menschlichen Gesellschaft wahren Nutzen bringen; und welche diese Wissenschaften auch wirklich zum Nutzen andrer anzuwenden suchen? Nur diese sollen den Namen eines Gelehrten verdienen? das ist beinahe zu viel! Wenn das gelten soll, so stehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrtenlexicon welches jetzt in zween Foliobänden kaum Platz hat, sich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fordert, daß er bescheiden, ohne Eigenliebe, und ebenso tugendhaft,

als philoſophiſch ſey. Verlangt man noch dieſes, was für ein kleines Häuflein wird aus unſrer großen gelehrten Welt werden? Ich wünſchte mir nicht, dieſes Unglück zu erleben! Viel tauſend Menſchen würde man auf ſolche Art, um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da ſie außer ihrer gelehrten Miene, ſonſt nichts verſtehen, wodurch ſie ſich nähren könnten, wie viel Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbſt in meiner Familie würden wenigſtens ſechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müſſen! Ich wünſche es nicht, ich ſage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wiſſen kann, ſo will ich gegen dieſe meine werthen Angehörigen immer im Voraus liebreich ſeyn, damit ich ſie nicht hernach ernähren darf; ich will meinen Leſern ſagen, worinnen die Gelehrſamkeit von einigen unter ihnen beſteht, wenn ſich etwa Jemand finden wollte, der ſie zu gebrauchen wüßte.

Den erſten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Profeſſor **Titus Manlius Vermicularis**. Es geht nunmehr in das drei und fünfzigſte Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zuſetzung ſeiner eigenen Geſundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Beſten, und der Nachwelt zur Warnung, Donatſchnitzer geſammelt hat; und zwar, welches wohl zu merken iſt, aus den beſten lateiniſchen Schriften der gelehrten Männer unſerer Zeit. Der ehrliche Mann ſollte mich ſehr dauern, wenn man ſeine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit anſehen wollte. Ich kann es theuer verſichern, er thut dem gemeinen Weſen mit ſeiner Gelehrſamkeit nicht den geringſten Schaden, und ich habe unter allen ſeinen Schriften nicht eine einzige geſehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat geſtanden hätte. Wie würde ſich mein

beleſener Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit ſeiner Wiſſenſchaften ein ſo grauſames Urtheil ergehen ſollte! Er läßt ſich darauf todt ſchlagen, daß er ein Gelehrter iſt! So oft er jemanden auf ſeine grammatiſchen Wahrheiten tractirt: ſo oft heißt es immer über das andre Wort: **Prout nos docti loquimur**! Denn das iſt wohl zu merken, was er redet, das klingt, wie lateiniſch, und mit niemanden ſpricht er deutſch, als mit ſeiner Magd und mit ſeinem Hausknechte, denn dieſe gehören zum Pöbel. Der gute Vetter, wenn er noch lange lebt, ſo bin ich nicht für ſeinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er ſoll bald ſterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateiniſches Programma zugeführt, in welchem er ſo viel himmelſchreiende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römiſchen Sprache entdeckte, daß ihm gleich bei Leſung der erſten Seite alle Sinne vergingen. Er ermannte ſich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keichte, und im Geſichte ward er ganz ſchwarz. Es iſt noch wenig Hoffnung zu ſeiner Beſſerung da: Wenn das Ding ſo fortgeht, ſo wird er noch an dieſem ketzeriſchen Programma elendiglich erſticken müſſen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Feſte, Rechtshochgelahrte Herr **Dr. Valentin Vanno**, iſt mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er iſt Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgeſagt haben, daß er das geringſte von der Rechtsgelehrſamkeit verſteht; aber er iſt doch Doctor. Sein ſeliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verſtande nicht geſtorben iſt, war der gelehrte Doctor **Pancratius Vanno**. Seinen Herrn Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine ſo gelehrte Unterkehle, als zehn andre ſeines gleichen nicht

hatten, und darum mußte er auch Doctor werden. Ihre Hochedlen, unser Herr Vanno, hieß schon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief; und es ist gut, daß er es nach der Zeit im rechten Ernste geworden ist; er würde sonst gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts seyn. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebsten Knaben! das ist der leibhafte Papa! Er ist kaum fünfzehn Jahr alt, und kann schon lateinisch lesen. Dieser muß auch Doctor werden, und in kurzem wird er es seyn! Die wackern Männer! Es steckt dieser gelehrten Familie recht im Geblüte, daß sie alle Doctor seyn müssen. Und dennoch ist es mir sehr leid um sie, ob sie es in zehn Jahren noch werden wagen dürfen, sich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrsamkeit auch den Doctortitel ab, so werden sie die betrübteste Figur von der Welt vorstellen! Wie sehr würde ich meinen Lesern verbunden seyn, wenn sie sich alsdann dieser verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schwester Sohn, George Knut, ist ein so grundgelehrter Mann, daß er die alten römischen Münzen weit besser kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verschimmelter Nummus in die Hände fällt, so sieht er so lustig und freundlich aus, als Harpax kaum aussehen kann, wenn er feinsilbrige Zweidrittheile einwechselt. Nur unlängst ist er in eine sehr heftige Verbitterung mit einem andern auch so gelehrten Manne gerathen. Sie schimpften einander in Schriften dergestalt, daß die Leser ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beiden eigentlich der größte Narr wäre. Die ganze Mordgeschichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter sagte, sie stellte die Venerem victricem vor: sein Widersacher aber behauptete, sie bedeute die Venerem armatam der Lacedämonier. Auf beiden Seiten ward die

Heftigkeit zum Höchſten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn dieſe wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darüber waren dieſe großen Männer einig. Ob ſie aber victrix oder armata ſeyn ſollte, das war noch ungewiß. Sie gingen in ihrem Eifer ſo weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entſtund. Selbſt die Weiber dieſer beiden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch ſchimpften ſie einander muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten ſchlugen ſich ins Mittel. Man unterſuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter; er ließ die ganzen Streitſchriften zuſammen drucken, und war ſo liſtig, daß er auf das Titelblatt die Worte ſetzen ließ:

- - - - - - - „Quid me galeata lacessis?
Vincere si possum nuda, quid arma tenes?“

Ueber dieſen Sieg ward er und ſeine ganze Familie ſo muthig, daß ſogar ſeine Köchin allen Leuten erzählt, was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann iſt! Aber mir iſt doch nicht wohl dabei zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den erſten ſeyn, welchem man die Gelehrſamkeit abſpricht, und ich kann es meinen Leſern beinahe nicht zumuthen, daß ſie ihn künftig ernähren ſollen; denn er iſt über ſeine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und ſieht ſo zerſtreut im Geſichte aus, daß es recht gefährlich iſt, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Matz, iſt mein ſehr naher Vetter; aber er ſchämt ſich meiner, und ſeiner ganzen Freundſchaft: Denn er behauptet, trotz allen Genealogiſten, daß ſein Vater ein Hurenkind von dem Cardinal Mazarin geweſen

ſey. Wer ſo liebreich ſeyn, und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt und ſein Großvater ein guter ehrbarer Schneider geweſen, der wird ſein Todfeind. Der Küſter kam ſehr ſchlimm an, als er ihm dieſes aus dem Kirchenbuche beweiſen wollte. Das hat ein Schelm geſchrieben! rufte er, und holte den Mabillon, damit er ſehen ſollte, daß ſein Kirchenbuch nicht die geringſte Beſchaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diploma erfordert würde. Gegenwärtig iſt er mit den politiſchen Affairen außerordentlich beſchäftigt. Er iſt ſehr franzöſiſch geſinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beinahe zu mächtig, denn jenſeits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Fauſt, wenn er in Geſellſchaften von dem Prätendenten ſprechen hört: denn das läßt er ſich nicht ausreden, daß der Prätendent durch ſeine ſchlauen Anſchläge bis nach Edinburgh gekommen iſt. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schleſien, denn er hat die Abſicht gar nicht, den König von England ganz zu ruiniren. Mit Rußland iſt er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn ſeit etlichen Tagen ſo tiefſinnig herumgehen ſehen, daß ich befürchte, es dürfte mit nächſtem eine große Meuterei wider die Czarin auf ſeiner Studirſtube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troſte ſagen, daß ſich ſeine politiſche Gelehrſamkeit nicht weiter erſtreckt, als die vier Wände ſeiner Studirſtube gehen. Bei allem dem aber ſchreibt er doch ſehr viel Staatsſachen, und ſogar politiſche Monatſchriften, doch werden ſie, dem Himmel ſey Dank! nicht gedruckt. Er behält ſie alle im Concepte, und ſagt: Dieſes ſey ein heimlicher Schatz, welchen er ſeinen Kindern ſammle. Jetzt arbeitet er an einer Deduction, worinnen er die gerechten Anſprüche des Königs in Frankreich an das orientaliſche

Kaiſerthum ausführt. Er hat es dem Cardinal Tencin dedicirt, aber auch nur im Manuſcripte, und nennt es in der Ueberſchrift, wie leicht zu glauben iſt, eine gründlich gelehrte Deduction. Sollte dieſer gründlich gelehrte Mann nicht noch in dieſem Jahre, wie ich doch faſt hoffe, ins Tollhaus geſperrt werden, ſo werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall ſeiner Gelehrſamkeit gerathen ſollte, nach Frankreich zu bringen ſuchen, daß er alsdann in ſeinem vermeinten Vaterlande durch ein neues Project zur Univerſalmonarchie ſeinen Biſſen Brod ehrlich verdienen kann.

Ich weiß nicht, ob ich unter die Anzahl meiner gelehrten Freunde den Herrn M. Hieronymus Stephan rechnen darf. Er hat wirklich ſtudirt, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig in dem Degen gehen geſehen; ſein Vater hat mir auch die Rechnung gewieſen, nach der er ihm in drei Jahren mehr als zweitauſend Thaler auf der Univerſität zu unterhalten gekoſtet hat. Ja, was noch mehr iſt, er ſteht mit ſeinem ganzen Tauf- und Zunamen in dem jetzt lebenden gelehrten —.

Man wird doch nicht etwa mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das geringſte! Das kann ich die ganze Welt als ein ehrlicher Mann verſichern. In Leipzig heirathete er eine junge Magd: denn ſie wollte gern einen Herrn Magiſter haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren ſie ſich ganz gut mit einander, und ſo lange ſie noch jung iſt und gut ausſieht, ſo lange hat es keine Noth, es mag mit dem Gelehrten im übrigen gehen, wie es will. Sollte ſie aber alt oder häßlich werden, ſo läge freilich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte ſehr bitten, daß ſich meine Leſer des guten Mannes annähmen. Er iſt in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator ſollte er

sich meines Erachtens vortrefflich schicken. Er versteht nichts; es ist wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder so beschaffen ist, daß man nicht eben darauf sieht, wie geschickt der Informator, sondern nur, wie wohlfeil er ist, so zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an seinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch, wie ein Hahnrei, und das hat er seinem lieben Weibe zu danken; eine nothwendige Tugend, die ein Mensch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweisen will. Er ist so geduldig, man kann mir sicher glauben, so geduldig ist er, daß er sogar mit der Frau im Hause gut wird auskommen können; und wer weiß dann, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht noch sein Glück treibt, wenn er sich gewöhnen kann, der Amme und der Köchin mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen? Kurz, ich mag das Ding betrachten, wie ich will, an diesem Vetter erlebe ich gewiß noch die meiste Freude, und ich habe mir schon ein gewisses Haus in unserer Stadt ausersehen, wohin sich zu einem Informator kein Mensch besser schickt, als mein guter Vetter Stephan.

Dieses sind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünschen, das sich Liebhaber zu ihren Künsten fänden. Nun kann man einen ungefähren Ueberschlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutschland seyn müssen, da allein in meiner Familie, welche doch die stärkste nicht ist, so viele sind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten streitig gemacht werden kann.

Da ich bisher untersucht habe, was eigentlich ein Gelehrter sey, so muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts gelehrt anführen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: „Es

ist ein gelehrtes Werk"! Aber die Begriffe, die ein Jeder dabei hat, sind sehr unterschieden. Was der Philosoph gelehrt nennt, das kommt dem Rechtsgelehrten pedantisch vor, und ich habe einen finstern Mathematiker gesehen, welcher in seinem Leben zum erstenmale lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monatschrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrsamkeit, wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die seinige für die wahre; alle andre Religionsverwandte aber für Ketzer.

„Gelehrter Hochmuth"; dieses Wort ist von einer so weitläufigen Bedeutung, daß es eine absonderliche Abhandlung erfordert, welche wenigstens so viele Bände einnehmen dürfte, als die europäische Fama.

„Gelehrter Wind", hievon siehe mit mehrerm die meisten Vorreden.

„Gelehrtes Frauenzimmer", ist ein Problema.

Menschenfeind.

Unter diesem Namen verstehen einige Sittenlehrer gemeiniglich diejenigen verdrüßlichen und mürrischen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daß er sie zu Menschen gemacht hat, und welche niemals mißvergnügter sind, als wenn sie sich in Gesellschaft andrer Menschen befinden. Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Sittenlehrer Recht haben. Ich glaube aber, daß noch eine andre Bedeutung des Worts „Menschenfeind" statt haben kann.

Ich setze, und zwar, vermöge der Erfahrung, zum Voraus, daß gemeiniglich der Mensch nichts anders ist, als ein Thier, welches nur sich für vollkommen, alle andre menschliche Thiere aber, die um dasselbe herum sind, für fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten

gegen Andere niemals ausübt, die es doch von Andern verlangt; welches glaubt, daß alles, was erschaffen ist, nur seinetwegen erschaffen ist; welches sich Mühe gibt, dasjenige zu scheinen, was es nicht ist; welches sehr mühselig lebt, um elend zu sterben; welches thöricht ist, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu seyn, und welches nicht leiden kann, daß man ihm alle diese Wahrheiten vorsagt. Wer so verwegen ist, dieses zu thun, der ist sein Feind.

„Menschenfeinde also sind Leute, welche die Wahrheit sagen." Ein häßliches Laster, wodurch man die glückselige Einbildung anderer Leute stört, und zugleich sein eignes Glück hindert.

Ein „Menschenfeind" würde ich seyn, wenn ich sagen wollte, daß Neran, unter dem Vorwande seiner obrigkeitlichen Pflicht, Ungerechtigkeiten ausübte, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiße gedrückter Unterthanen wucherte, die Seufzer der Wittwen wider sich reizte, und das Vermögen verlaßner Mündel an sich risse; daß diese noch in fünfzig Jahren mit Thränen ihren Kindern die Räubereien des Nerans wieder erzählen, und noch im Alter sein Andenken verfluchen würden. Alles dieses thut Neran; es ist wahr. Ich aber hüte mich wohl, dem Neran dieses vorzuhalten, denn ich mag keines Menschen Feind seyn. Einen Vater des Vaterlandes, einen Priester der Gerechtigkeit, den großen Neran nenne ich ihn, so oft ich zu ihm komme: dieses aber geschieht alle Mittage um 12 Uhr, und ich befinde mich wohl dabei. Wie Neran ist, so sind noch unzählig viele Andre, und ich würde von den größten Palästen anfangen, und bis in die Hütten des geringsten Landsmanns gehen können, wenn ich nöthig

hätte, durch mehrere Exempel zu beweisen, daß man ein Menschenfeind würde, sobald man die Wahrheit sagt.

Und wie froh wäre ich, wenn meine Lehren einigen Eindruck bei den boshaften, gefährlichen, unbedachtsamen, verstockten, ich weiß beinahe nicht, wie ich sie arg genug schimpfen soll! mit einem Worte, bei den verhaßten Satirenschreibern fänden, welche einen rechten Beruf daraus machen, „Erbfeinde der Menschen zu seyn," und welche so unbesonnen sind, zu glauben, daß man Tartüffen einen Heuchler, und einen Narren einen Narren nennen dürfe! So lange die weltliche Obrigkeit nicht Anstalt macht, diese Menschenfeinde auszurotten, so lange wird ein Betrüger nicht eine Stunde sicher seyn können, den angemaßten Titel eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und, was das Schrecklichste ist, sogar Leute, welche sich durch den Bannstrahl, den sie in ihren drohenden Händen führen, beim Pöbel ansehnlich und furchtbar machen, werden dennoch diesen verwegenen Menschenfeinden nicht fürchterlich genug aussehen. Ich kann nicht ohne Zittern daran denken, wenn ich mir vorstelle, daß vielleicht morgen derjenige lächerlich seyn wird, den man heute für ehrwürdig gehalten hat.

Unter diesen satirischen Menschenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichsten, welche mit lachendem Munde das Thörichte an den Menschen entdecken. Nichts erbittert mehr, als eine solche Wahrheit, die man uns mit einer spöttischen Miene sagt; denn oftmals sind wir hierin den Affen gleich, welche nie grimmiger werden, als wenn man ihnen spottend nachahmt, und die Zähne blöckt.

Zum ewigen Ruhme unsers schönen Geschlechts muß ich erinnern, daß Alles, was ich bisher gesagt habe, von ihm nicht zu verstehen ist. Nichts auf der Welt ist ihm

angenehmer, als eine ungeheuchelte Wahrheit, und bei ihm ist nur der ein Menschenfeind, welcher schmeichelt. Brigitte ist abergläubisch, neidisch und verleumdet ihren Nächsten; Flavia ist verbuhlt und überläßt ihre Gunst an den Meistbietenden! Cälie ist so hochmüthig, daß sie ihrer reichen Nachbarin im Stande nicht im geringsten nachgeben würde, und sollte sie mit ihrem Manne auch Bettelbrod essen müssen. Dennoch habe ich das Herz, alles dieses Brigitten, Flavien und Cilien trocken unter die Augen zu sagen, ohne von ihnen Menschenfeind genannt zu werden. Sie werden sich schämen, sie werden sich bessern, sie werden mir für meine Wahrheiten unendlichen Dank sagen. So merklich sind die Vorzüge, welche solches Frauenzimmer vor uns eingebildeten Männern hat, welches wir doch aus einem lächerlichen Stolze nur schwaches Werkzeug nennen.

Pflicht.

„Pflicht, Amtspflicht, theure Pflicht, Pflicht und Gewissen", sind bei unterschiedenen Leuten, die in öffentlichen Geschäften stehen, eine gewisse Art Formeln, welche zu den Curialien gehören. In der That haben sie weiter nichts zu bedeuten, als was die übrigen Curialien bedeuten; inzwischen aber sind sie doch so unentbehrlich, als diese, und gehören mit zur Legalität.

„Einen in Pflicht nehmen", wird also bei dergleichen Leuten so viel heißen, als einem ein Amt geben, worin er, unter dem Vorwande seiner aufhabenden Pflicht, dasjenige ausüben kann, was ein „Unverpflichteter" zu thun nicht wagen darf, ohne seine Leidenschaften zu verrathen. Weil in gewissen Gegenden sowohl geistliche, als weltliche Aemter nicht anders, als durch viele Geschenke und aufzuwendende Unkosten, erlangt werden: So ist es gar wohl

zu verstehen, was die „geleistete theure Pflicht" heißt; und alsdann wird der Ausdruck, seine „Pflicht sorgfältig zu erfüllen suchen", nichts anders sagen, als wenn ich spreche: sich sorgfältig bemühen, auf alle mögliche Art von Andern so viel wieder zu erpressen, als das Amt gekostet hat.

„Es läuft wider meine Pflicht", wird ein gewissenhafter Richter sprechen, wenn ihm der Beklagte Geschenke anbietet. Ein vernünftiger Beklagter aber wird es gar leicht begreifen, daß des gewissenhaften Richters seine Frau Liebste nicht in Pflichten steht, und sich daher mit seinen Geschenken zu dieser wenden, wenn er anders, von ihrem Manne, ein „pflichtmäßiges Urtheil" verlangt. Ich habe einen Schösser gekannt, welcher das Expensbuch beständig vor sich liegen hatte, und daher von sich selbst rühmte, „daß er seine Pflicht niemals aus den Augen ließe"; denn er glaubte, nur um deßwillen sey er ein verpflichteter Schösser, daß er seinen Bauern liquidiren könne. „Ex officio" arbeiten, würde ein Schulmann vielleicht durch: „pflichtmäßig arbeiten", übersetzen. Aber das wäre ein erschrecklicher Schnitzer wider den juristischen Donat. Wer es gründlicher lernen will, was es bedeutet, den will ich an einen gewissen Amtmann weisen. Wenn dieser über die nahrlosen Zeiten und den Verfall der Sporteln klagt, so spricht er allemal: „Ein ehrlicher Mann kann es fast nicht mehr ausstehen. Lauter Arbeit ex officio! Bald Armensachen! Bald Bericht wegen brandbeschädigter Unterthanen! Bald wegen herrschaftlicher Sachen! Alles ex officio!" Sachen also, davon in der Taxordnung nichts steht, sind Sachen ex officio, und freilich sind dergleichen Arbeiten bis in den Tod verhaßt.

Verstand.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philosophische Abhandlung zu schreiben, so wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man sich auf dem Katheder von dem Worte: Verstand, macht.

Ich schreibe nicht für Pedanten, sondern für die große Welt, und in der großen Welt heißt Verstand so viel, als Reichthum.

„Ein Mensch ohne Verstand, ist nichts anders als ein Armer Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Worte, er kann der artigste und nützlichste Mann in der Stadt seyn, das hilft ihm Alles nichts; der Verstand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

„Es ist nicht für einen Dreier Verstand darin"! spricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht lieset. Warum? Mein Wirth ist ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt, wenn er die schönste Ode auf die Börse trüge, so würde er doch nicht einen Dreier dafür bekommen.

„Das Mädchen hat Verstand", sagt ein Liebhaber, der nur aufs Geld sieht, wenn gleich sein Mädchen nichts thut, als daß es Kaffee trinkt, Lomber spielt, Knötchen macht, zum Fenster hinaus sieht, — und wenn es hoch kommt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinnen spottet. In Gesellschaften, wo sie keines von diesem allen thun kann, ist sie nicht im Stande, etwas weiter zu sagen, als ein trockenes Ja und Nein; und spielte sie nicht mit ihrem Fächer, so würde man sie für eine schöne Statüe ansehen. Aber, das thut Alles nichts; für ihren Liebhaber hat sie doch viel Verstand, denn ihre Mutter hat ihr ein sehr schönes Vermögen hinterlassen.

„Der Mensch hat einen sehr guten natürlichen Verstand", heißt so viel: — Er hat von seinen Aeltern eine reiche Erbschaft übernommen, und nicht nöthig gehabt, selbst Geld zu verdienen.

Was also dieses heißt: „Er wuchert mit seinem Verstande", das darf ich Niemanden erklären; es versteht sich von selbst.

Ich bin der Dümmste eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen, und dieses hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreißigjährige Erfahrung die verschiednen Grade des Verstandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verstande meiner Landsleute ungefähr folgenden Tariff machen:

1000 Thaler, nicht ganz ohne Verstand;
6000 Thaler, ein ziemlicher Verstand;
12,000 Thaler, ein feiner Verstand;
30,000 Thaler, ein großer Verstand;
50,000 Thaler, ein durchdringender Verstand;
100,000 Thaler, ein englischer Verstand;

und auf solche Weise steigt es mit jedem Tausend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum so klug war, als sein Reitpferd. Er besaß aber viermal hundert tausend Thaler, und um deßwillen versicherte mich mein Correspondent, daß er in ganz Mecklenburg beinahe der Verständigste wäre.

„Der Kerl hat seinen Verstand verloren"! wird man also von einem bankrotten Kaufmanne sagen, und ich kenne einige davon, welche dieser Vorwurf weit mehr schmerzt, als wenn man sagen wollte, sie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieses ist noch der einzige Trost für dergleichen Männer, daß ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthschaft, und durch ihren eigensinnigen Staat

an dieſem Verluſte gemeiniglich die meiſte Urſache haben, dennoch ihren „eingebrachten Verſtand", daß ich mich kunſtmäßig ausdrücke, oder deutlich zu reden, ihr eigenes Vermögen, und daher noch allemal ſo viel übrig behalten, als nöthig iſt, ſich und „ihren unverſtändigen Mann" auf das bequemlichſte zu ernähren.

Curioſa.

Ein Philoſoph in Abdera hat behauptet, die Welt ſey aus einem Ei hervorgegangen; der Aether ſey das Weiße geweſen, das Chaos das Dotter, und die Nacht habe es ausgebrütet.

Der Abt Melanus verließ deßhalb ſein Zimmer nicht, weil er ſich für ein Gerſtenkorn hielt, und befürchtete, von Hühnern gefreſſen zu werden.

Ein anderer Wahnſinniger ſchien jede Nacht ganz ruhig als Mond, gerieth aber in Tollheit, wenn er am folgenden Tage als Sonne aufgehen wollte.

Eine Frau glaubte, der Blitz ſey deßwegen gezackt und ändere ſeinen Weg ſo oft, weil er ſich immer von Gegenden wieder wegwendete, wo ſich die Leute in der Eile noch bekehrt hätten.

Einem Kranken war es, als ob er Stecknadeln, Zimmt, Pfriemen und Schnupftaback im Leibe hätte.

Nach Luſitanus ſah ein Mann ſeinen H..... für eine Glaskugel an, und erhielt ſich daher immer auf den Beinen.

Budäus antwortete seiner Frau, als sie ihm sagte, das Haus brenne: er bekümmere sich nicht um Wirthschaftssachen.

Ein originell seyn wollender Dorfpfarrer taufte sein Kind Sadi Ulphilas; die Bauern, die den fremdklingenden Namen nicht herausbringen konnten, verwandelten ihn in einen ihnen geläufigern, und nannten den Jungen „Sautoffel" oder „Sautoffelchen."

Im alten Dresdener Gesangbuch heißt es einmal:

„O große Noth,
Gott selbst ist todt!"

Ein spanischer Edelmann übersandte einem vornehmen Herrn zwei Pferde, indem er schrieb:

„Hier sende ich Ew. Gnaden diese Rosse, und bitte Sie, daß Sie dieselben so behandeln wollen, als Ew. Gnaden wünschen würden, behandelt zu werden, wenn Sie selbst ein Roß wären."

Göthe unterzeichnet einmal einen Brief an Zelter:

Deinigst
Göthe.

Und einen andern:

Treu angeeignet
Göthe.

Die spanischen Gastwirthe rechnen ihren Gästen das Geschrei mit an, das sie in ihrem Hause verursacht haben.

Ein Quartaner übersetzte einst Justus Lipsius, „der gerechte Leipziger".

Lips Tullian nahm vor seiner Enthauptung eine Prise.

Der Engländer Unterwood liebte den Horaz so sehr, daß er nicht nur auf sein Grab die Inschrift: „Non omnis moriar", setzen ließ, sondern auch anordnete, daß bei

seiner Leiche der letzte Vers der zwanzigsten Ode des vierten Buches, und bei dem Leichenschmause die dreißigste Ode des ersten Buches gesungen würde. Im Sarge hatte er einen Horaz unter dem Kopfe, einen Horaz in der Hand, einen Horaz zu Füßen, und einen Horaz unter dem Rücken.

Ein Spaßvogel übersetzte **Vitae excellentium imperatorum** „Lebensbeschreibungen Ihrer Excellenzen der Herren Generale".

Wie viel wiegt der Mond? — Ein Pfund, denn er hat vier Viertel.

„Was macht man doch nicht Alles fürs Geld"! rief ein Bauer, der in der Stadt zum ersten Male einen Kolibri sah.

Nach Horsts Dämonomagie fährt der Teufel aus dem Gedächtniß in das Organ der Phantasie und in den Vorderkopf, um den menschlichen Geist zu verwirren, und verrichtet diese Operation mit solcher Geschicklichkeit, daß er nicht einmal Kopfschmerzen dadurch verursacht.

Nöthige Eigenschaften eines Liebhabers nach dem ABC.

(Aus Don Quixote.)

Angenehm, Beständig, Cavalier, Dankbar, Erkenntlich, Freigebig, Galant, Heimlich, Jung, Liebenswürdig, Männlich, Natürlich, Offen, Prächtig, Reich, Schön, Tapfer, Vornehm, Wahrhaft, X paßt sich für einen Geliebten nicht, denn es ist ein zu harter, wie Y ein fremder Buchstabe; dann folgt zum Beschluß Z: Zierlich.

Sterne fing einst eine Predigt so an:
„Unser Text aus dem Salamo lautet":

„„Es ist besser in ein Klaghaus als in ein Trinkhaus zu gehen.““

„Dieses läugne ich!“

Eine Pariser Dame ließ sich (nach Montaigne) einst ihr Gesicht schinden, um eine schönere Haut zu bekommen.

Zergliederung eines Stutzerkopfes.

Von Addison.

Ich war gestern in einer Gesellschaft von Naturkundigern, deren einer viele seltsame Bemerkungen erzählte, die er vor kurzem bei der Zergliederung eines menschlichen Körpers gemacht hatte. Ein Anderer von der Gesellschaft theilte uns verschiedene bewundernswürdige Entdeckungen mit, die von ihm über diesen Gegenstand, mit Hülfe sehr feiner Vergrößerungsgläser, gemacht waren. Dieß veranlaßte eine Menge ungewöhnlicher Betrachtungen, und gab uns reichen Stoff zum Gespräch für den ganzen übrigen Tag.

Die verschiednen Meinungen, welche man bei dieser Gelegenheit vorbrachte, stellten meiner Einbildungskraft so viele neue Ideen dar, daß sie, da meine eigenen noch dazu kamen, meine Phantasie die ganze vorige Nacht beschäftigten, und einen sehr wilden und phantastischen Traum erzeugten.

Man lud mich, wie mich dünkte, zur Zergliederung eines Stutzerkopfs und eines Kokettenherzens ein, welche beide vor uns auf einem Tische lagen. Ein Operateur

öffnete den ersten mit ungemeiner Behendigkeit. Beim ersten Anblick mit bloßen Augen glich er dem Kopfe eines jeden andern Menschen; da wir ihn aber mit unsern Vergrößerungsgläsern betrachteten, machten wir eine sehr seltsame Entdeckung, daß nämlich dasjenige, was wir für Gehirn ansahen, kein wirkliches Gehirn war, sondern aus einem Klumpen ganz sonderbarer Materialien bestand, die in derselben Gestalt und einem eben solchen Gewebe zusammen gewunden, und mit bewundernswürdiger Kunst in die verschiednen Höhlungen des Schädels eingepackt waren. Denn, wie Homer sagt, das Blut der Götter sey nicht wahres Blut, sondern nur etwas Aehnliches: so fanden wir auch, daß das Gehirn des Stutzers nicht wahres Gehirn, sondern nur etwas Aehnliches sey.

Die Zirbeldrüse, welche von vielen unserer neuen Philosophen für den Sitz der Seele gehalten wird, roch sehr stark nach Ambra und Jasminöl, und war mit einer Art von hornichter Substanz umgeben, die in tausend kleine Flächen oder Spiegel geschliffen war, welche aber ein bloßes Auge nicht sehen konnte, so daß die Seele, wenn anders eine da gewesen ist, sich unaufhörlich mit Betrachtung ihrer eigenen Schönheit beschäftigt haben mußte.

In dem Vordertheil des Kopfes bemerkten wir eine große Höhle, mit Bändern, Spitzen und Stickwerk ausgefüllt, Alles in ein höchstkünstliches Netzwerk verflochten, dessen Theile gleichfalls dem bloßen Auge unsichtbar waren. Eine andere dieser Höhlen war mit unsichtbaren Billetsdoux, Liebesbriefen, Tanztouren, und mehr dergleichen Plunder ausgestopft. In einer andern fanden wir eine Art Pulver, welches die ganze Gesellschaft niesen machte, und durch den Geruch entdeckten wir, daß es echter Spaniol war. Die verschiedenen andern Zellen waren mit Waaren

von gleicher Art versehen, wovon aber ein genaues Inventarium zu liefern dem Leser nur langweilig seyn würde.

Eine sehr große Höhle aber zu jeder Seite des Kopfs darf ich nicht übergehen. Die zur Rechten war mit Erdichtungen, Schmeicheleien und Lügen, Gelübden, Versprechungen und Betheurungen, die zur Linken aber mit Eiden und Verwünschungen angefüllt. Aus jeder dieser Zellen ging eine Röhre, welche in die Wurzel der Zunge lief, wo beide sich vereinigten, und in einer gemeinschaftlichen Röhre bis an die Spitze derselben fortliefen. Wir entdeckten verschiedene kleine Gänge oder Kanäle, die sich vom Ohr ins Gehirn erstreckten, und verfolgten sie aufs sorgfältigste durch ihre verschiednen Wendungen. Der eine endigte sich in einem Bündel von Sonetten und kleinen musikalischen Instrumenten. Andere verloren sich in verschiedene Blasen, die theils mit Wind, theils mit Schaum gefüllt waren. Der Hauptkanal aber lief in eine große Höhle des Schädels, aus welcher ein anderer Kanal in die Zunge lief. Diese große Höhle war mit einer Art schrammigter Substanz erfüllt, welche die französischen Anatomiker Gallimathias, und die englischen Nonsense nennen.

Die Häute der Stirne waren ausnehmend zähe und dick, und, was uns besonders in Erstaunen setzte, wir konnten kein einziges Blutgefäß, weder mit bloßen Augen, noch mit den Vergrößerungsgläsern, darin entdecken. Wir schlossen hieraus, daß die Person, als sie noch lebte, des Vermögens zu erröthen gänzlich beraubt gewesen seyn müsse.

Das Siebbein war von Schnupftabak ganz vollgepfropft und an einigen Orten angefressen. Wir bemerkten hier besonders nur den kleinen Muskel, welchen man nicht oft in Zergliederungen entdeckt, und welcher die Nase in die Höhe zieht, wenn sie die Verachtung ausdrückt, welche

der Eigenthümer derſelben empfindet, ſo oft er etwas ſieht, das ihm nicht gefällt, oder etwas hört, das er nicht verſteht. Ich darf meinem gelehrten Leſer nicht erſt ſagen, daß dieß der Muskel iſt, welcher die Bewegung verrichtet, deren die lateiniſchen Dichter ſo oft erwähnen, wenn ſie von Jemanden ſagen, er werfe die Naſe auf oder mache das Rhinoceroß.

An dem Auge fanden wir nichts beſonders Merkwürdiges, außer nur, daß die **Musculi amatorii**, oder wie ſichs deutſch geben ließe, die Liebäugelmuskeln, ſehr verbraucht und abgenutzt waren, da hingegen der **Elevator**, oder der Muskel, welcher das Auge gen Himmel dreht, noch gar nicht gebraucht zu ſeyn ſchien.

Ich habe bei dieſer Zergliederung nur der neuen Entdeckungen, die wir machten, erwähnt, ohne derjenigen Theile zu gedenken, die ſich an allen gewöhnlichen Köpfen finden. Was den Schädel, das Geſicht, und überhaupt die ganze äußere Geſtalt und Figur des Kopfs betrifft, ſo fanden wir darin gar keinen Unterſchied von dem, was man an den Köpfen anderer Menſchen bemerkt. Man ſagte uns, die Perſon, welcher dieſer Kopf zugehört habe, ſey über fünfunddreißig Jahre lang für einen Menſchen gehalten worden; er habe während dieſer Zeit gegeſſen und getrunken, wie andere Leute, habe ſich gut gekleidet, laut geſprochen, oft gelacht, und bei beſondern Gelegenheiten, auf einem Ball, oder in einer Aſſemblee, ſeine Sache ſo ziemlich gut gemacht. Einer von der Geſellſchaft ſetzte noch hinzu, eine gewiſſe Zunft von Frauenzimmern habe ihn für einen ſchönen Geiſt gehalten. Er wurde in der Blüthe ſeiner Jahre durch den Schlag einer Schaufel gefällt, als ein angeſehener Bürger ihn in ſeiner Gartenlaube fand, wo

er eben beschäftigt war, der Frau desselben gewisse Gefälligkeiten zu erzeigen.

Nachdem wir diesen Kopf mit allen seinen Apartements und seinen verschiedenen Arten von Ameublement durch und durch untersucht hatten, packten wir das Gehirn, so wie wir es gefunden hatten, wieder an seinen gehörigen Ort, und legten den Kopf, in ein großes Stück Scharlachtuch eingewickelt, bei Seite, weil er präparirt, und hernach in einem großen anatomischen Schranke unter andern Seltenheiten aufbewahrt werden sollte. Unser Operateur bemerkte dabei: die Präparation dieses Gehirns würde viel leichter von statten gehen, als jedes andere; denn er habe bemerkt, daß die verschiedenen kleinen Röhren und Gänge, womit es durchflochten sey, bereits mit einer gewissen merkurialischen Substanz, die er für wahres Quecksilber hielte, angefüllt wären.

Er machte sich hierauf an das Kokettenherz, welches er ebenfalls mit großer Geschicklichkeit zerlegte. Wir entdeckten bei dieser Zergliederung auch eine Menge gar sonderbarer Dinge; da ich aber das Gedächtniß meines Lesers nicht zu sehr überladen mag, so verspare ich diese Entdeckungen auf ein anderes Blatt.

Neues Etabliſſement.

Die Herren Hubelberg, Schmähinger u. Comp. haben mir folgenden Plan zu einem neuen gemein-nützigen Inſtitute mitgetheilt, den ich um ſo lieber veröffentliche, als ich hoffen darf, dafür einige Aktien der letzten Gattung unentgeldlich und dadurch eine Celebrität zu erlangen, nach der ich ungeheuer begierig bin.

Lobes-Conſervatorium.

(Klaſſiſche Wohlthätigkeits-Anſtalt.)

Motto: In einem Thal bei armen Hirten.

Wir beehren uns hierdurch, einem geehrten Publiko eine, in ihrer Art gewiß neue Unternehmung, welche ſich zweifelsohne des Beifalls Aller zu erfreuen haben wird, anzuzeigen. Wir beabſichtigen nämlich, vom 1. April laufenden Jahres an ein großes Lob-Aſſekuranz-Comptoir zu errichten. Beſonders wird dieſe Einrichtung für Schauſpieler, Künſtler und ganz vorzugsweiſe für Schriftſteller von großem Nutzen ſeyn. Leider wird in den jetzigen Zeiten Talent und Genie ſo unterdrückt, daß ſie vor dem Wuſt von Mittelmäßigkeiten nicht auftauchen können; dieſem Uebel abzuhelfen, haben die Unterzeichneten dieſes Comptoir als „klaſſiſche Wohlthätigkeits-Anſtalt“ eröffnet, in dem ſich Jeder gegen ein geringes Honorar loben laſſen

kann. Je nach der Größe des Kapitals wird natürlicherweise das Lob eingerichtet. Da wir zuerst und zwar das größeste Kapital in das Geschäft stecken, so wird es Jeder natürlich finden, daß wir uns vorkommenden Falles vor Allen und zwar bedeutend (was unsere Concurrenten unverschämt nennen) loben.

Um dem Publico den Ankauf der unten verzeichneten Lobaktien zu erleichtern, haben wir uns dahin bestimmen lassen, Lobhudeleien für ganze Familien (oder gesammelte Werke) wohlfeiler zu stellen. Wer Fünf loben läßt, bekommt den Sechsten gratis gelobt. Kinder zahlen die Hälfte.

Eintrittspreis für gewöhnlich 8 Gr., ohne jedoch der klassischen Wohlthätigkeit Schranken zu setzen.

Conto-Courrant

der Lobscheine für Schriftsteller.

	Thlr.	Gr.
Einfaches Lob für eine einzelne Schrift . . .	—	2
Das Dutzend ditto . . .	1	—
Lob mit kl. Variat. „ . . .	—	4
Großes Lob „ . . .	—	8
Ungeheures Lob „ . . .	—	12
„ „ in auswärtigen Blättern . . .	1	4
„ „ nebst Herunterreißung der Gegner	2	—
Allgemeines simples Lob	3	—
ditto von besonderer Qualität, als:		
Lob: einer der größten Geister	—	12
„ Stern des Jahrhunderts	—	14
„ Säule der deutschen Literatur	1	—
„ Mann, dem ein Kreuz gebührt (poeta coronatus)	1	1

	Thlr.	Gr.
Lob: Mann, der auf den Höhen der socialen Verhältnisse steht . . . 1 Thlr. 2 Gr. bis	1	8
„ Reformator des guten Geschmacks	1	4
„ Regenerator (verschied. Sachen) 2 Thlr. bis	6	—
„ Göthe-Vernichter, Schiller-Tödter, Shakespeare-Verdunkler u. s. w., einzeln das Stück .	3	—
Dieselben in Partien, das Stück	2	—
„ Prophet aus dem alten Testament	4	—
„ „ „ „ neuen „	4	8
„ Neuer socialer und literarischer Welthelland	5	—
„ Neuer Gott	5	1

Die Schimpftaxe werden wir nächstens zum beliebigen Gebrauch mittheilen, und sind des zahlreichsten Zuspruchs gewiß.

Hudelberg, Schmähinger u. Comp.

(Einige Tage später.)

Versprochenermaßen geben wir hier unseren resp. Kunden auch eine Conto-Courant unserer Schimpftaxe. Wir haben, damit kein anderes Etablissement mit uns konkurriren könne, dieselbe so billig gestellt, daß jeder Unbefangene ausrufen muß: „Unglaublich"! worauf die Conto-Courant antwortet: „Aber doch wahr"! — Wir können in unserer Schimpftaxe schon deßhalb billiger seyn, weil wir erstens eins der größten, wohlassortirtesten Lager, das nie geräumt werden kann, in diesen Artikeln besitzen, und zweitens, weil wir mit den ersten Häusern (am Orte, so

wie auswärtig), die in diesem Artikel Geschäfte machen, in der genauesten Verbindung stehen. Diese Unterabtheilung führt den Namen:

Schimpf-Akademie für Deutschland.

Romantische Wohlthätigkeits-Tretmühle.

Motto: Herunterreißen wird man jeden Ruhm,
Sey er auch an den Sternen aufgehangen.

Es ist bekannt, daß Tadel die Menschen bessert, weiter brauchen wir wohl Nichts zu sagen, um unsere Anstalt dem moralischen Zartgefühl zu empfehlen.

Conto-Courrant der Schimpfscheine.

	Thlr.	Gr.	Pf
Einfacher Tadel	—	1	—
Tadel aller Werke von 1 Gr. 6 Pf. bis . .	2	—	—
Zweideutiges Lob	—	2	—
Gänzliches Uebergehen	—	8	—
Herunterreißen nebst Eigenlob, je nach der Größe des letzteren, von 3 Gr. bis	2	—	—
Besondere Qualitäten:			
Philister-Alongen-Perücke	—	1	—
Nachtmütze	—	2	—
Schlafmütze	—	2	6
Narr, Ignorant	—	3	—
Rindvieh	—	4	—
Schülerhaft, unwürdig, erbärmlich .	—	—	6
Fade, gemein, grob	—	1	—
Novellen- od. Schauspielkrämer 1 Gr. u.	—	2	—
Lit. Fabrik-Arbeiter	—	2	—

	Thlr.	Gr.	Pf.
Besondere Qualitäten:			
Dutzend-Uebersetzer	—	2	—
Ekelhaft, frech	—	3	—
Gewöhnliche Straßenschimpfworte, das Stück	—	—	6
Das Dutzend	—	5	—
Das Schock	1	8	—
(In größeren Partien wird ein anständiger Rabatt gegeben.)			
Schimpfwörter, die eine Klage nach sich ziehen (natürlich ohne Prozeßkosten) von 3 Gr. bis	10	—	—
Herunterreißung, mit Aufsichnehmung der etwa darauf folgenden Ohrfeigen . . .	40	—	—

Nämlich: Für Herunterreißen . 5 Thlr.
„ die Ohrfeige, da wir dieselbe unterm Einkaufspreis losschlagen können 28 „
„ Schmerzensgeld 3 „
„ Versöhnungsfrühstück 4 „

Hudelberg, Schmähinger u. Comp.

Scenen aus dem Thierreiche.

Von Glaßbrenner.

Der Löwe. (Liest den Theaterzettel und brüllt.) Ballet? Bon!

Eine Maus. (Kniet vor ihm nieder und überreicht ihm eine Bittschrift.)

Der Löwe. (Zittert.) Um Jesuwillen! Es soll mir Nichts persönlich überreicht werden.

Der Elephant. Was soll mit dieser Querulantin geschehen, Sire?

Der Löwe. (Noch zitternd.) Soll ich nicht vielleicht erst lesen, was sie will?

Der Elephant. (Schüttelt mit dem Kopfe.)

Der Löwe. Man führe sie auf zehn Jahre in den Thurm.

Der Elephant. Erlauben Sie, Sire, daß ich die Sache kürzer mache. (Er hebt seinen Fuß auf und tritt die Maus todt.)

Die Maus. (Im Sterben.) Empfehl' mich Ihnen ganz gehorsamst!

Der Löwe. (Welcher noch immer gezittert hatte, holt wieder aus freier Brust Athem, und fährt nach dem Theater.

Der Tiger. (Mit bunten Bändern geſchmückt.) Sagen Sie einmal, Rhinoceroschen, wollen wir den kleinen Thieren nicht das Mark aus den Knochen ſaugen?

Rhinoceros. (Auch mit bunten Bändern geſchmückt.) J, warum nicht. Dazu ſind ſie ja da! Wenn nur der Löwe Nichts dagegen hat.

Der Tiger. (Sieht das Rhinoceros verwundert an und lächelt.) Hi, hi, hi, Sie ſcherzen.

Rhinoceros. (Lächelt auch.) Sie haben Recht. Nun, ich werde das gleich machen. (Er ſetzt ſich hin und ſchreibt eine Verordnung, daß die kleinen Thiere binnen 8 Tagen, bei Vermeidung der Execution, ihr Mark aus den Knochen an das hochlöbliche Tiger-Gericht abzuliefern hätten.

Beide. (Gehen in die Kirche.)

Der Leopard. (Ruht auf reich vergoldeten Sammetkiſſen.)

Das Kameel. (Steht an der Thür und macht einige hundert Verbeugungen.) Excellenz haben zu befehlen geruht.

Der Leopard. Ah, ſiehe da! Schon hier? Treten Sie näher, Kameelchen!

Das Kameel. (Sich auf der Erde näher wälzend.) Excellenz, dieſe Gnade! .....

Der Leopard. Nur näher, immer näher! Sie ſollen mir einen Gefallen erweiſen, Kameel. Sie ſind bei Seiner Majeſtät, dem Löwen, Ihres Sohnes wegen eingekommen. Sie wollen die vacante Stelle bei Hofe für

ihn haben. Kameelchen, die Sache ist mir nicht angenehm. Ich habe einen Vetter, es ist ein dummes Vieh, ein Esel, aber man muß doch für seine Verwandten sorgen! Ihr Sohn hat etwas gelernt, ja, er hat sogar Verdienste um den Staat, und es könnte leicht passiren ..... nehmen Sie die Petition zurück, Kameel! Thun Sie mir den Gefallen! Sie haben dafür in zwei Monaten einen Orden, auf mein Wort!

Das Kameel. Excellenz, ich bitte fußfällig, mich dießmal nicht abzuweisen. Mein Sohn ist schon so alt, hat für den Löwen so lange Zeit gearbeitet, und dafür noch Nichts als fünf bis sechs Versprechungen. Schlagen sich Excellenz einmal den Esel aus dem Kopfe, obgleich er Ihnen nahe steht! Meine Cousine, die, bei unserm Theater neu engagirte Pfau, — würde meinen Dank durch .....

Der Leopard. Sprechen Sie mir nicht von der Pfau! Sie ist ungezogen, hartnäckig!

Das Kameel. Bisher, Excellenz, bisher. Ich habe mit Ihr gesprochen — sie hegt jetzt die menschenfreundlichsten Absichten.

Der Leopard. Gehen Sie nach Hause, Kameel; Ihr Sohn hat die Stelle. Apropos, warten Sie noch! Sagen Sie doch der Pfau, daß ihr die Zulage von fünfhundert Thalern bewilligt ist; Sie kann sich heut Abend bei mir die Anweisung abholen.

Der Tiger. (Stürzt auf den Löwen zu und umarmt ihn.) Wir haben uns so lange nicht gesehen, mein theurer Löwe!

Der Löwe. (Küßt ihn.) Mein' theurer Tiger! (Pause). Jetzt zu unserm ernsten Geschäft. Ich habe gewünscht, Eure Meinung über meinen neuen Plan zu hören; wir machen ja immer gemeinschaftliche Sache. Ich habe beschlossen, meine Hunde von der Kette zu lassen; Ihr müßt ein Gleiches mit Euren Hunden thun.

Der Tiger. (Sieht zur Erde und schweigt.)

Der Löwe. Ihr wißt, daß ich mich lange bedacht habe, und wenn ich einmal etwas Großes unternehme, so ist es gewiß etwas Gutes. Wir müssen die Hunde frei machen! Tiger, mir ahnt, sie sind zu stark geworden; sie reißen sich selbst los, und dann wehe uns!

Der Tiger. (Sich besinnend.) Zu stark geworden?

Der Löwe. (Freundlich ihn beobachtend.) Ja, zu stark!

Der Tiger. (Heftiger.) Wirklich zu stark geworden?

Der Löwe. (Freudig.) Ja, also Ihr schlagt ein?

Der Tiger. (Drückt dem Löwen die Pfote und läuft mit den Worten ab.) Daß ich ein Narr wäre! Ich weiß ein besseres Mittel! Ich lasse doppelte Ketten schmieden!

Der Löwe. (Erschrickt augenblicklich, sammelt sich aber bald wieder, geht, während ihm eine Thräne über die Wange rollt, dem Tiger nach, und bestellt gleichfalls doppelte Ketten.)

Liebesſeufzer im Billardſpiel.

Wenn ich Dein gedenke,
Vier caramboliert!
Und mein Herz Dir ſchenke,
War der nicht touchirt?
Füllt ein heißes Sehnen
Meine Bruſt, vingt-deux!
Und nur ein paar Thränen,
Lindern dann mein Weh'.

Konnteſt mich betrüben,
Was Por Pistolet?
Einen Andern lieben,
Dieſer Fuchs! Mon dieu!
Kann Dich nichts mehr rühren,
Muß ich troſtlos flieh'n?
Soll ich den Doubliren,
Oder ſchneid' ich ihn?

Wie viel trübe Stunden,
Zählen Sie, Marqueur!
Sind nun ſchon verſchwunden,
Die Maſchine her!

Die in stummer Klage,
Ich durchlebt für Dich;
Wenn ich der: da wage,
So verlauf' ich mich. —

Kehr' zu mir zurücke,
Treize à quarante — six!
Schaff' mit einem Blicke
Mir ein Paradies!
Still mein heiß Verlangen
Und verlaß mich nie;
Ist der auch gegangen?
Wohl, so ist's, Parthie! —

Probe von Kruge's philos. Handbuch in Knittelversen.

Von E. Ortlepp.

Vorwort.

Ihr werthen Freunde aller Orten,
Die ihr eingehn wollt zu der Weisheit Pforten,
Die Liebe zur Wahrheit hat mich getrieben,
Daß ich dieß nützliche Büchlein geschrieben,
Und Alles mit gar gutem Bedacht
Nach Kräften in ein Gedicht gebracht,
Daß ihr's sollt mit Vergnügen lesen.

Denn in der Poeſie iſt gleich ein ander Weſen
Als in der Proſa dürr und trocken;
Der Fleiß geräth da weniger ins Stocken,
Und man findet im Studiren kein Ziel,
Wenn Alles gleichſam nur iſt ein Spiel.
Das aber, was ich euch will lehren,
Thät ich ſelbſt mit aufmerkſamen Ohren hören
Als Student bei dem Herrn Profeſſor Krug,
Und iſt darunter kein Wörtlein Trug. —
Doch daß die Vorred' nicht werd' zu lang,
Eilen wir ſogleich zu dem Anfang!

§. 1.

Was eigentlich ſey Philoſophie,
Kann man zu Anfang ſagen nie;
Es thut auch an dieſem Ort nicht frommen,
Werden ſchon mit der Zeit noch dahinter kommen.
Wollt ihr aber durchaus wiſſen etwas,
Nun gut, ſo hört und merkt euch das:

§. 2.

Philoſophie iſt eine Wiſſenſchaft,
Die übet des Verſtandes Kraft,
Die weiſe Leute ſehr ergötzt,
Weil ſie zur Wahrheit führt zuletzt.
Wenn aber von Wiſſen die Rede iſt,
Muß etwas da ſeyn, das ihr wißt,
Das heißt Vorwurf oder Gegenſtand,
Wie euch gewiß iſt längſt bekannt.
Daſſelbe Ding heißt auch Objekt,

Und wer es erkennet, der heißt Subjekt.
Objekt iſt nun Alles in der Welt,
Es ſey ein Haus, Baum oder Feld;
Subjekt aber iſt der menſchliche Geiſt,
Der ſich forſchend und nachdenkend beweißt
Und betrachtend verweilt bei allen Dingen,
Um etwas darüber herauszubringen.
Die Wiſſenſchaft nun iſt eine Anzahl
Von Erkenntniſſen, die ſich allzumal
Auf Einen Gegenſtand beziehen;
Die müſſen ſeyn wie Harmonien,
Alle von einerlei Weſen und Art,
Gar füglich mit einander gepaart,
Zu einem Ganzen richtig verbunden,
Wie Blumen in einen Strauß gewunden,
Oder wie Stein auf Stein, befeſtigt mit Lehm;
So ein Ding heißt dann ein Syſtem;
Lateiniſch nennt man es doctrina,
Und eben ſo häufig disciplina.

§. 3.

Gehalt und Geſtalt der Wiſſenſchaft.

Die Erkenntniſſe, einzeln Stück für Stück,
Die heißen Gehalt der Wiſſenſchaft;
Blickt man aber auf die Art zurück,
Wie ſie verbunden ſind auf gut Glück,
Daß es nirgends wackelt oder klafft,
So bedient man ſich des Ausdrucks Geſtalt.
Merkt's euch alſo: Geſtalt und Gehalt! —
Denn ſo etwas vergißt ſich ſehr bald. —

Die müſſen ſich beide beſtimmen, durchdringen,
Und will ein Dichter eine Ode ſingen,
So muß ſein Pegaſus häuſerhoch ſpringen. —
Für Gehalt ſagt man Stoff und Materie auch,
Und für Geſtalt iſt das Wort Form im Gebrauch.

§. 4.

Lehr-, Grund- und Folgeſätze.

Wenn Jemand etwas anfängt zu lehren,
So bekommen die Zuhörer Lehrſätze zu hören,
Die heißen auf griechiſch δόγματα,
Der Lateiner ſagt da: decreta, scita, placita.
Wie auf dem Grundſtein ruht das Haus,
So geht hier Alles von einem Grundſatz aus,
Den nennt man dogma primitivum;
Jeder andere iſt ein derivativum,
Ein abgeleiteter Folgeſatz; —
Das merke dir, mein lieber Schatz! —
Die allerletzten Sätze nun,
Die unmittelbar auf ſich ſelbſt beruhn,
Die haben einen feſten Stand,
Und werden Urgrundſätze genannt.

§. 5.

Die Urwiſſenſchaft oder Philoſophie.

Es läßt ſich nun eine Wiſſenſchaft denken,
Die Alles, worauf ſie ſich thut lenken,
Aus Grundſätzen zu erkennen iſt bemüht,

Und die ihre Hülfe auch gern darbiet't
Den andern Wissenschaften allen,
Daß sie nicht über den Haufen fallen.
Das würde denn die Urwissenschaft können,
Die wir gewöhnlich Philosophie nennen.

§. 6.

Das Philosophiren.

Diese Wissenschaft ist uns nicht angeboren,
Sonst gäb' es ja nicht so viele Thoren,
Auch kommt sie nicht in uns hinein,
Wie durch die Fenster der Sonnenschein;
Nein, wir müssen sie selbst fabriciren,
Und dieß Geschäft heißt philosophiren.
Um uns zu unterrichten und belehren,
Müssen wir da tief in uns selbst einkehren.

§. 7.

Begriff der Philosophie.

Im Meere schwimmt stets weiter das Schiff,
So kommen auch wir jetzt zum Begriff.
Nun hört und merkt euch nur das vor der Hand:
Die Philosophie ist eine Wissenschaft,
Die jeden Menschen setzt in Stand,
Sich selbst zu geben Rechenschaft.
Denn wer nachdenkt und philosophirt,
Sieht bald, wo er Recht hat, und wo er sich irrt.

§. 7.

Werth der Philoſophie.

So kommt der Menſch zur Befriedigung
In Betracht jeder Handlung und Ueberzeugung;
So wird ihm gebildet Kopf und Herz,
Und er macht ſich den Henker aus allem Schmerz.
Die Philoſophie iſt das helle Licht,
Das allen Rauch und Dampf durchbricht,
Das in jeder Wiſſenſchaft ihn führt,
Daß er ſich nicht auf Holzwege verliert;
Denn ſie ſtrahlt und funkelt wie ein Stern,
Und erleuchtet Alles nah und fern.

Pauca desunt.

Auf nun im lyriſchen Schwung,
Nimm kühnern Auflug, Dichter!
So komm denn meiner Seele Luſt,
Geliebte Harfe, ſüßen Klangs,
Leihe die Saite dem zitternden Finger,
Tön' erhaben, wie du nie getönt!
Denn mich umſchatten
Große Gedanken;
Auf denn! So laß uns ſingen
Den Anfang der Fundamentalphiloſophie,
Die auch Grundlehre heißt!

Origineller Liebesbrief eines alten Lieutenants an ein junges Fräulein.

Mademoiſelle, ich liebe Sie und erſuche mit umgehender Poſt um Gegenliebe. Genau bekannt bin ich mit Ihren Verhältniſſen; Sie haben keinen Liebhaber, keinen Vater, keine Mutter, außerordentlich wenig Jahre und gräßlich viel Geld. Ich bin mit Ihnen einverſtanden. Auch ich habe keinen Vater, keine Mutter, außerordentlich wenig Haare und gräßlich wenig Geld. Sie ſind 16 Jahre, ich 61 — da ſcheer' ich mich den Teufel drum! Ich liebe jedoch wie ein Jüngling von 18 Jahren, worauf ich mich noch gut erinnern kann. Ich bin Gottlob noch Lieutenant. Ich kann dieſe Charge jedoch ſogleich aufgeben. Ihr Vermögen gibt mir die Stellung eines Generals. Schlagen Sie ein, Sie können mein Weib, hol' mich der Henker, noch dieſe Woche werden. Schulden habe ich keine, aber Verrechnungen werden mir zur Laſt gelegt. Laſſen Sie mich daher nicht gleiche Fehler bei der Hoffnung auf Ihre Hand begehen. Hier mein Portrait, von einem Kameraden mit Bleiſtift entworfen. Mit Farben macht ſich ſo etwas beſſer; allein Sie ſollen durch das Original überraſcht werden. Bauch hab ich keinen, graue Haare einige, Falten im Geſichte höchſt ſparſam. Doch rauche ich hölliſch Tabak und trinke gerne viel und lange. Dieß iſt Alles. M. v. M., Lieutenant.

Liebeserklärung eines Buchbindergesellen.

Schon bist du ordentlich gefalzt, ein Exemplar auf Velin ohne Gleichen, dabei ganz ungebraucht, selbst die Vorrede nicht ausgeschnitten. Willst du dich mir anvertrauen, liebes Herz, so sollst du es nicht bereuen. Ich werde dich nicht, wie es bei dickem Papier häufig geschehen muß, schlagen, sondern nur mäßig pressen. Ich will dich nicht in ordinäres Papier oder Leinwand binden, oder nur so halb steif oder kartonirt, sondern in feinstes Kalbleder, in mich selbst einbinden; dann sollst du goldenen Schnitt, und nicht etwa einen blauen Rücken, sondern einen vergoldeten haben, Clausuren vom feinsten Stahle, und ein seidenes Futteral. Nur in dir würde ich lesen; und du wärest mein Haus-, Hand-, Noth- und Hülfsbuch bei Tag und Nacht; und da du mir natürlich immer mehr gefallen, und lieb seyn müßtest, so würden wir uns bald, wir beide einzelnen Theile, in einen Band zusammen binden lassen. Wir würden uns dann in der großen Weltbibliothek-Stellage sehr gut ausnehmen. Was sagst du nun zu diesem Vorschlage?

Wiſchiwaſchi.*

Von Kotzebue.

— — Ich trat herein, man bemerkte mich nicht. Die Geſellſchaft hatte einen Kreis geſchloſſen um einen jungen Menſchen, der eben von Reiſen zurückkam. Er war aus Erfurt gebürtig, hatte Mühlhauſen geſehen, und war endlich ſogar bis Heiligenſtadt vorgedrungen. Man hörte ſeine Abenteuer mit offenem Munde und ehrerbietigem Schweigen, welches nur zuweilen durch ein: iſt's möglich! unterbrochen wurde. Er erzählte eben, er habe in Mühlhauſen junge Hühner gegeſſen, die ſo groß geweſen, als kalekutſche Hähne.

„Um Vergebung, mein Herr!“ ſagte ich mit der größten Ernſthaftigkeit, „die kalekutſchen Hähne blühten damals noch gar nicht.“

Der junge Herr ſah mich an, ſperrte das Maul auf, und verſuchte zu lachen. Ich aber ließ mich nicht irre machen, ſondern fuhr fort mit einem Geſicht, welches ich der Büſte des Cato abgeliehen:

* Dieſes Spiel einer ausſchweifenden Einbildungskraft iſt, ſo viel ich weiß, urſprünglich franzöſiſch. Man nannte es Amphigourie, ein Wort, das ich nicht beſſer als durch Wiſchiwaſchi überſetzen kann. Man muß es mit einer ſehr geläufigen Zunge leſen, um den Zweck zu erreichen, daß der Zuhörer betäubt wird, und nicht recht weiß, ob das, was er hört, Spaß oder Ernſt iſt.

„Da Sie doch in Mühlhausen gewesen sind, so haben Sie vermuthlich auch die Merkwürdigkeiten des Orts besehen? Unter andern ein kleines Riechfläschchen, welches acht Maas enthält, und väterlicher Seits mit den Weinkrügen der Hochzeit zu Canaan verwandt ist. Man verwahrt darin das Bauchgrimmen des heil. Johannes, als er das Büchlein in der Offenbarung verschlang. Rings umher ist die Legende des heil. Ignatius von Loyala in Marmor von rothem Kupfer gegraben, welches auf vier krummen Säulen ruht, und nach der Melodie gesungen wird: ça ira! ça ira! So bald man aber näher tritt und es anrühren will, so entdeckt man in einer weiten Entfernung die asiatischen Alpen, und man muß dreimal niesen, man mag wollen oder nicht. Wenn nun die Umstehenden gesagt haben: Gott helf! so wird aus einer kleinen Büchse, welche an beiden Spitzen oval, und an den vier Ecken rund ist, so daß sie in Jahr und Tag einer Kaffeemühle ähnlich wird; aus dieser Büchse, sage ich, wird ein lederner Schleifstein, etwas kleiner als ein Kriegsschiff, gezogen, auf dem man ein Chodowieckisches Kupfer erblickt, welches die drei Männer im feurigen Ofen selbst gestochen haben sollen. Dieses Gemälde steht an der Kirchenthür, um gleichsam anzudeuten, daß hier völliger Ablaß aller Sünden ohne Barmherzigkeit ertheilt wird."

„Ei warum den aber?" fragte eine junge Rathsherren-Wittwe.

„Weil," versetzte ich ganz ernsthaft, „man in Mühlhausen eben so gut, wie hier, Spinat von türkischem Saffian speist."

„Bah! bah!" sagte die junge Wittwe, und lächelte pfiffig dazu; „ich glaube Ihnen nicht ein Wort."

„Was würden Sie erst sagen, Madam," fuhr ich fort,

„wenn Sie das berühmte Obſervatorium in den Dardanellen geſehen hätten, welches rings herum vermauert iſt, und wo man zum Beiſpiel einen Weißfiſch in Felſen gehauen antrifft, der Manſchetten von Achat trägt, in Baumwolle gewickelt, die ein berühmter griechiſcher Dichter geſchrieben hat, und überdieß reich verziert mit Jaſpis von Bronze auf Leinwand gemalt, ſo daß man darauf ſchwören ſollte, es ſey ein Ehrenpelz, den Voltaire in ſeiner Jugend getragen, weil die Augen dieſes Thieres gerade ausſehen, wie ein paar erfrorne Nußknacker.“

Aber noch weit bewundernswürdiger iſt ein Schrank von Jungfernwachs mit Ziegelſtein ausgelegt, den man mit einer Stecknadel von hölzernem Zwirn öffnet. Drei Cherubs aus Paſtetenteig treten hervor, und halten ein Gemälde, welches die Blattern ſehr ſtark gehabt hat. Man ſieht darauf das Schwein des heil. Antonius in der Nachtmütze und Unterrock, wie es eben die letzte Pfeife ausklopft. Die Einfaſſung ſtellt ein gepflaſtertes Kornfeld vor, mit chineſiſchen Maikäfern beſät, die auf zahmen Aepfelbäumen gefiſcht werden, deren Stamm aus Siegellack beſteht, von der nämlichen Gattung, welches die Schweizer einen Katechismus nennen. Das iſt eigentlich nur ein Gedanke, der aus dem Hebräiſchen überſetzt iſt, weil das Volk damals den Schnupftaback ſo ſehr liebte, daß man dreimal des Tages die Haare aufwickeln mußte, um die Gewitterwolken zu zerſtreuen.“

„Der Eine von den oberwähnten Cherubs hat über dem Knie ein Art von Gelenke von Perlmutter, zu vier Thaler die Elle, in Kalbsleder gebunden, welches einen Glanz von ſich wirft, daß davon ſogleich eine Donnerſtimme erſchallt, welche alle Arien aus der Cosa rara zu Pulver brennt. Jeder, der an dieſes Pulver riecht, bekommt

den ſchwarzen Staar, und muß übermorgen wiederkommen, ohne einmal ſagen zu dürfen: ich bedanke mich."

Mit dieſen Worten ging ich meiner Wege, und ließ die ganze Geſellſchaft in dem größten Erſtaunen zurück.

Die Caſus.

Von Glasbrenner.

Die Eitlen lieben den Nominativus.
Die Eheleute " den Genitivus.
Die Armen " den Dativus.
Die Advokaten " den Accusativus.
Die Verliebten " den Vocativus.
Die Edelleute " den Ablativus.

Ein Reisehaus.

Bis jetzt kannte man nur Stadt- und Land-Häuser. Man hat jetzt ein Reise-Haus erfunden, welches diese erstern ganz überflüssig macht. Es ist dieß ein kolossaler Wagen, oder vielmehr ein rollendes Haus, welches ein Engländer erfunden hat. Dieses Gebäude, auf vier Rädern ruhend, enthält ein Schlaf-, Vor- und Gesellschaftszimmer, Küche und Speisekammer. Bemerkenswerth bei diesem Gebäude ist, daß es kein Erdgeschoß, sondern bloß einen ersten und zweiten Stock hat. Der Eigenthümer dieses Hauses, welcher zu gleicher Zeit zu Hause und auf der Reise seyn kann, sagt zu seinem Kutscher: „Ich möchte gerne ein Haus in Paris haben", und wirft sich auf sein elegantes Sopha. Während er nun seine wohlriechenden Havanna-Cigarren raucht, Thee trinkt und sein Journal liest, reist sein Haus, und sieh da, es ist bald in der Hauptstadt Frankreichs. Der Winter vergeht, die Bäume bedecken sich mit grünen Dächern, die Vögel singen ihre Frühlingslieder, und die Maßliebe schießt auf dem grünen Anger empor, da wird es dem guten Mann zu eng in der Stadt, und er ruft aus: „Ach, ich möchte ein Landhaus haben!" „Sogleich", ruft sein Kutscher aus, und das Haus setzt sich in Bewegung. Einige Stunden hernach sagt ihm sein Bedienter: „Herr, wo wollen Sie Ihr Haus haben? Auf einer Anhöhe oder im Thale, in der Einsamkeit eines Waldes, oder nah an einem Dorfe? Befehlen Sie! Ziehen Sie das

Murmeln des Baches, oder das Rauschen des Stromes vor? Wählen Sie!"

Welch' ein Vergnügen ist es, die Welt durchstreifen zu können, ohne aus dem Hause zu gehen! Welch ein Genuß, sein Haus, wie die Schnecke, mitschleppen zu können. Der Erfinder des lokomobilen Hauses hat erst im wahren Sinn den Spruch des Bias realisirt: „Omnia mea mecum porto!"

Von nun an ist es eine Thorheit, sich mehr um die steinernen Häuser zu bekümmern, die so schwerfällig und unbequem sind. Auch braucht man nicht erst 80,000 fl., um sich ein Haus zu kaufen. Die Vortheile, welche diese neue Art von Behausung gewährt, lassen sich gar nicht alle aufzählen. Ihr habt dumme, zänkische, neidische, verleumderische Nachbarn. Ihr laßt sie in Stich, und stellt euer Haus auf einen andern Ort. Es ereignet sich, daß ihr euch wo verspätet, es regnet stark, es ist kothig, kalt, ihr schickt und laßt euch euer Haus herbeiholen. Das Klima eines Landes behagt euch nicht, ihr nehmt euer Haus und zieht in ein anderes Land. Ihr habt Gläubiger, die euch überlaufen, euch aufpassen, daß ihr nicht aus dem Hause gehen könnt; ihr fahrt ihnen mit dem Hause vor der Nase vorbei. Es kommt eine Ueberschwemmung; wenn ihr sonst ein Haus habt, droht es einzustürzen, dieses Haus könnt ihr auf einen Ort stellen, wo kein Wasser hinkommt. Nur Eines ist zu befürchten, daß Nachts, eine ganze Stadt, aus solchen Häusern bestehend, mitsammt den Einwohnern gestohlen werden kann.

Liebe und Narrheit bei ſechs Nationen der civiliſirten Welt.

Der Engländer liebt am Weibe — Ernſt und Würde; der Ruſſe — Geiſt und Schönheit; der Italiener — die Hingebung; der Spanier — verzehrende Gluth; der Franzoſe — feines Benehmen; der Deutſche — die Häuslichkeit. Der verliebte Engländer in der Verzweiflung trinkt — Punſch; der Ruſſe Branntwein; Italiener und Spanier trinken — Gift; der Franzoſe trinkt — Champagner, und der Deutſche — Rheinwein. — Der Engländer — reis't aus Liebe; der Ruſſe — kämpft aus Liebe; Italiener und Spanier — ſingen aus Liebe; Franzoſen — tanzen, und Deutſche — trinken und ſchmauſen aus Liebe. — Aus unglücklicher Liebe oder aus Eiferſucht werden Engländer den — Spleen bekommen, und ſich — erhängen oder erſäufen; Ruſſen ſich — duelliren oder prügeln; Italiener und Spanier ſich — erdolchen; Franzoſen ſich wieder verlieben, und Deutſche — hypochondriſch werden. — Engländer — achten, Ruſſen — ſchmücken, Italiener und Spanier — bewachen, Franzoſen — vergöttern und Deutſche — beſingen die Geliebte. — Der Engländer iſt — philoſophiſch, der Ruſſe iſt — natürlich, — Italiener und Spanier ſind — raſend — der Franzoſe iſt — galant und der Deutſche iſt — poetiſch verliebt.

Der engliſche Narr iſt originell und genial, der ruſſiſche iſt derb, der italieniſche iſt fein, der ſpaniſche iſt gravitätiſch, der franzöſiſche iſt galant und der deutſche Narr iſt gelehrt. —

Die Hauptquelle der Narrheit des Engländers iſt — Regierungseinfluß; die des Ruſſen — Natürlichkeit; die des Italieners — das dolce far niente; die des Spaniers — Adelſtolz; die des Franzoſen — Weltherrſchaft; die des Deutſchen — Ueberſchwenglichkeit. — Der engliſche Narr — philoſophirt; der ruſſiſche — tobt; der italieniſche — ſpielt Intriguen; der ſpaniſche — macht Donquichotterien; der franzöſiſche Windbeuteleien und der deutſche — Affenſtreiche. — Der engliſche Narr wird bewundert, der ruſſiſche — geprügelt, der italieniſche — belacht, der ſpaniſche — gefürchtet, der franzöſiſche — bemitleidet, der deutſche — eingeſperrt, und freundliche Narren kommen in die Mode.

Verliebte ſuchen die Einſamkeit, Narren die Geſellſchaft; aber dennoch ſind Geſellſchaften und Bälle die Tummelplätze Beider. Beider Element iſt die menſchliche Schwäche. Die Liebe gleicht allen Unterſchied des Ranges, Vermögens und Glaubens aus; die Narrheit auch. Armuth und Mangel legen der Liebe hemmende Feſſeln an, der Narrheit gleichfalls.

Minneſänger und Hanswurſt ſind ſtehende Masken auf dem großen Lebens-Karneval. Minneſänger und Hanswurſt ſind Menſchen, Anverwandte, Geſchwiſter, und wir? — wir ſind allzumal arme Erdenſöhne.

Lob des Teufels.

Von Wagemann.

Den Teufel will ich loben,
Der Teufel iſt mein Mann!
Was gehet mich dort oben
Die Schaar der Engel an?

Dieß ſind nur dumme Knaben
Mit bunten Flügelein,
Die keine Bärte haben,
Und ſich mit Kindern freun.

Die Welt weiß nichts von ihnen,
Und ſie nichts von der Welt;
Dem Teufel iſt gut dienen,
Der überall gefällt.

Denn er läßt mit ſich reden,
Ermuntert Kopf und Herz;
Die Engelein, die blöden,
Verſtehen keinen Scherz.

Sie trauern, ach, und weinen,
Indem der Teufel lacht;
Er iſt's, der unſereinen
Stets froh und glücklich macht.

Er iſt ein Gott der Freuden
In dieſem Jammerthal,
Beſchert, anſtatt der Leiden,
Vergnügen ohne Zahl.

Gelüſtet's euch nach Liebe,
Der Teufel hilft dazu,
Er ſättigt eure Triebe,
Und ſchafft euch wieder Ruh'.

Wenn ihr nach Ehre ringet,
Iſt er ſchon bei der Hand,
Der Amt und Würde bringet —
Und obendrein Verſtand.

Verlangt ihr Geld, verſchreibet
Euch nur dem Teufel gleich!
Wenn ihm die Seele bleibet,
Seyd ihr Zeitlebens reich.

Er iſt, obwohl gefallen
Tief in den Höllenſchlund,
Der größte Geiſt von Allen
Auf dieſem Erdenrund.

Denn hat nicht auch ein König
Den Teufel in dem Leib,
So fürchtet man ihn wenig,
Er iſt ein altes Weib.

Kein Held und kein Miniſter
Kann ohne Teufel ſeyn,
Und nur der Erzphiliſter
Hält's mit den Engelein.

Beſeſſen ſind vom Teufel
Gelehrte jeder Art;
Er macht, es iſt kein Zweifel,
Den Weiſen, nicht der Bart.

Mit Unrecht ward er übel
Verſchrie'n von Alters her,
Und was von ihm die Bibel
Erzählet, macht ihm Ehr'.

Man kannte nicht vor Zeiten
Des Geiſtes hohen Sinn,
Man trieb ihn aus den Leuten,
Jetzt aber ſchätzt man ihn.

Sein Aeußeres erwecket
Nur jenen Furcht und Grau'n,
Die, gar zu leicht geſchrecket,
Ihn niemals recht beſchau'n.

Zwar iſt er ganz von unten
Bis an die Scheitel ſchwarz,
Und ſtinkt wie Rauch von Lunten,
Und Dampf von Pech und Harz; —

Doch ſollte dieß nur ſchrecken?
Schwarz ſind die Mohren auch;
Der Quark in Apotheken
Stinkt und der Tabaksrauch.

Auch ſtinken Frauenzimmer
Und die galanten Herrn
Vom Biſamfett, und immer
Riecht man den Plunder gern.

Sein Hörnerpaar iſt edel,
Und ſteht ihm trefflich an;
Sie trägt auf ſeinem Schädel
So mancher Ehemann.

Mit Hoch- und Wohlgeboren
Und Exzellenzen viel
Theilt er die langen Ohren —
Und treibt geheimes Spiel.

Es ſtrahlt aus ſeinen Augen
Der Witz mit Ironie,
Und Mund und Naſe taugen
Sammt Stirne zum Genie.

Stellt ihm die Bocksfußharen
Und seinen Kuhschwanz aus! —
Der Leib ist schlank gewachsen,
Und hebt den Mann heraus.

Weicht er des Kreuzes Zeichen,
Fehlt's ihm d'rum nicht an Muth;
Er hält's, hier auszuweichen,
Aus Politik für gut. —

Nun, Teufel, sey zufrieden
Mit meinem Lobgedicht: —
Doch plage mich hienieden
Mit deinem Danke nicht!

Curiosa.

Auf einem Gottesacker fand sich die Grabschrift: „Hier liegt der Jung- und Schneidergeselle N. N. ꝛc.

„Dulce est, pro patria mori", übersetzte einst Jemand: „Es ist gut für sein Vaterland, daß er gestorben ist."

Lichtenberg sagt: „Wenn sich die Menschen nicht mehr nach ihren Uhren richten, so richten sich die Uhren nach ihnen."

Derſelbe ſagt vom Schriftſteller: „Kannſt du mit der Feder nicht mehr lehren, stylum vertas! ſo kannſt du kehren.“

Ein Student ſchrieb an ſeinen Vater einen ſehr lakoniſchen Brief, der aus dem einzigen Worte: „Geld!“ beſtand. Der Vater ſetzte nur die Sylbe „du“ über das Wort (Geduld!) und ſchickte ihn ſo zurück.

Fibelverſe von Müllner.

C. Der Höllenhund heißt Cerberus;
Den Autor beißt der Critikus.

W. In Weimar heißt's, wenn Göthe niest:
Welch ein unſterblich Werk das iſt!

Ein Berliner erzählte, daß er von Wien aus nach Conſtantinopel gereist ſey. Als man näher nach ſeiner Route fragte, verſetzte er: „Nun, von Wien jing ich nach Beljrad, un von Beljrad nach Philippopel, un von Philippopel nach Adrianopel; un ſo nopelte un popelte ick mir durch bis nach Conſtantinopel.

Ein Mann, den der Pfarrer über den Verluſt ſeiner Frau damit tröſtete, daß ſie ja Gott habe, erwiederte: „So! der hat ſie; nur der wird auch ſeine liebe Noth mit ihr haben!“

Ein Grenadier hatte beide Arme in der Schlacht verloren. Der Hauptmann wollte ihm einen Thaler ſchenken. Der Grenadier verſetzte abweiſend: „Glauben Ew. Gnaden, daß ich ein Paar Handſchuhe verloren habe?“

Ein Schulmeiſter fragte einen Bauernjungen: „Wie ſchmeckt die Liebe Gottes?“ — Der Bube ſtockte. Der Schulmeiſter fragte wieder: „Nun was iſſeſt du denn gerne?“ — „„Saure Linſen,““ verſetzte der Knabe. „Junge, wie ſchmeckt die Liebe Gottes?“ fragte der Schulmeiſter nochmals den Stock erhebend. „Wie ſaure Linſen!“ antwortete der Knabe.

Ein Pfarrer intonirte am Altar: „Der Herr läßt Gras wachſen auf dürren Bergen!“ „'s iſt aber auch darnach! Halleluja!“ erwiederte der um das Reſponſum verlegene Schulmeiſter.

Ein junger Menſch fragte ſeine Mutter, was er zu ſeiner Neuverlobten ſagen ſollte. Sie erwiederte: „Du ſagſt: ich freue mich, Sie wohl zu ſehen, und dann gibt ein Wort das andere. Er ging alſo leichten Herzens fort und ſagte zu der Braut: „Ich freue mich, Sie wohl zu ſehen, und dann gibt ein Wort das andere.“

Ein Gaſt bat eine Kellnerin um Waſſer zu ſeinem Wein. „Das Waſſer iſt ſchon darunter!“ verſetzte ſie.

„Du biſt ein großer Eſel!“ fuhr ein Herr ſeinen Bedienten an, der darauf ſagte: „Nun ſo will ich doch lieber ein großer ſeyn, als ein kleiner!

Ein Bedienter, der werthvolle Taſſen zu tragen hatte, ließ eine davon auf den Boden fallen, die in Stücke brach. „Aber, ſage mir, Hans, Hans! wie haſt du das gemacht?“ rief ſein ſanftmüthiger Herr aus. „So!“ verſetzte Hans, indem er die zweite fallen ließ.

Generalbaß. — Ein General iſt bei der Armee daſſelbe, was ein Baß im Orcheſter.

Ein Barbier gebot einem Hausknecht täglich einen Ducaten ſchwer von der Medicin zu nehmen. Der Hausknecht hatte keinen Ducaten, legte alſo zwei große Thaler auf die Wage und wurde darüber todtkrank.

„Wie alt biſt du?“ fragte der Offizier einen Rekruten. „Achtzehn Jahr,“ verſetzte er, „und wäre ich nicht ein ganzes Jahr krank geweſen, ſo wäre ich jetzt neunzehn.“

Herr v. B.— traf in ſeinem Garten Schweine, welche Alles um und um wühlten. „Welchen Schlingel gehören die Schweine?“ rief er ſeinem Bedienten zu. „Ihnen, gnädiger Herr!“ war die Antwort.

Ein Candidat der Theologie begann auf einem Dorfe ſeine ſchlecht memorirte Predigt mit den Worten: „Es grüßt euch Paulus!“ Als er nach dreimaliger Wiederholung noch nicht vorwärts kommen konnte, ſchrie ihm die ſtarke Baßſtimme eines Bauers zu: „Wenn er nichts weiter will, ſo ſage er nur, wir laſſen ihn wieder grüßen.“

Auf dem Lande wurde ein Knabe gefragt: „was ſind die Engel?“ Er wußte nicht zu antworten. Ein neben ihm ſitzender Schulkamerad flüſterte ihm ins Ohr: „Die Engel ſind pure Geiſter.“ Der Gefragte, welcher ihn nicht richtig verſtanden hatte, gab nun den Beſcheid: „Die Engel ſind Burgermeiſter.“

Aus „Prehauser" oder: der wienerische Hanswurst.

Von Johanne Wurstio.

(Fortsetzung.)

Hanswurstische Träume.

Des Hanswursts lächerlicher Traum im Jenner.

Hanswurst, die geplagte Kammerjungfer.

Als ich im vorigen Jahr, am dritten dieses Monats, in der Früh, bei einer Genoveferl meine schuldige Gratulation abgeleget, diese Namenstaggöttin just noch bei dem Nachtzeuge angetroffen, und dabei die hundert und fünfzig Arbeiten ihrer Kammerjungfer (die sie eben ankleiden mußte) wahrgenommen habe, so ist mir den ganzen Tag nicht aus dem Kopf gekommen, wie geplagt ein solches Kammergeschöpf sey; da ich mich denn nun zu Nacht auf meine eigene Haut niederlegte, und nicht einschlafen konnte, so kam mir abermals der Charakter einer Kammerdemoiselle (denn das Jungferseyn gehört nur für das Stubenmensch, und diese ist es nur Schanden halber) im Sinn. Ich fing an, ihre vielfältigen und ganz sonderbaren Verrichtungen, so wie ich solche selbst bei Tage gesehen, zu überlegen, und war darüber, daß mich die Götter nicht zur Kammer-Demoiselle erschaffen hatten, so froh, wie eine Köchin, wenn der Hausknecht, hören Sie's, zu ihr sagt. In dieser frohen Zufriedenheit, und unter dieser Betrachtung schlief

ich ein, und ich weiß auf meine Ehre nicht zu sagen, wie lang ich muß geschlafen haben, bis mir zu träumen anfing. Genug, es träumte mir also: Der Kammerjungfern Gott Cupido ging im größten Zorn auf mich zu, als ich eben auf dem Theater in meiner hanswurstischen Kleidung in der Scene stund: und da er mich im heftigsten Grimm einen Spötter seiner treuesten Unterthaninnen hieß, nahm er mich bei dem Schopf, und führte mich durch die Luft. Ich fing erschrecklich an zu schreien; allein er riß mich immer in der Luft fort, bis wir in einem großen Haus anlangten, allwo er mich in einem Zimmer mitten auf die Erde warf, und mir sagte: „Hier sollst du zur Strafe, weil du schon öfters meine treuesten Anbeterinnen, die Kammerjungfern, auf dem Theater durchgezogen hast, dich in eine Kammerjungfer verwandeln, und hier, bei der Baroneß von Wunderlich (die eine der schlimmsten Damen in der ganzen Stadt ist) durch drei Jahre dienen, ich werde ihr Kammermädchen, die Lisette, die schon zwei Jahre von ihr fast zu Tode gequälet worden, von ihrer Plag befreien: Die Dame wird dich für die Lisette halten, und du wirst statt ihrer empfinden, was ein armes Kammerjungferchen auszustehen hat, dadurch wird dir gewiß die Lust vergehen, sie künftig durch deine hanswurstische Hächel zu ziehen." Der Gott Cupido ließ mich auf der Erde liegen, und floh davon. Ich wollte ihm mit meiner Mannesstimme nachrufen, allein ich konnte nicht, Alles fing sich in mir zu verwandeln an: Ich wollte wie sonst reden, und hatte eine so feine Stimme, wie ein Viertelkastrat: mein sonst so starkes gesundes Gesicht wurde so zart, und fein, wie ein Battist, mein Bart verschwand, und es wurde mir um das Maul so lind, als ob ich einen gewichsten Boden im Gesicht hätte; meine Haare fingen an sich in eine Krause zu legen;

mein grüner Hut verwandelte sich in eine französische Nachthaube; der Brustfleck in ein Mieder; der Hosenträger in einen Schnürriem; das Röckel in einen fliegenden Hauskantusch; der Kragen in ein Balatinel, die langen Beinkleider (oder auf hochdeutsch Hosen) in einen Frauenrock; der Hosenknopf in eine Repetier-Uhr, und kurz um, Gewand, Händ, Füß, Leib und Seel, und Alles wurde verwandelt. Da stund ich, und wußte nicht, was ich thun sollte, ich war das Mittelding zwischen Hanswarst, und Kammerjungfer, und weil es dann auch ein Traum war, so kam mir Alles erstaunlich phantastisch vor. Auf einmal hörte ich, daß in dem Zimmer, wo ich so aufgeputzt lag, sich eine Glocke erschrecklich rührte, und da ich nicht wußte, was dieses bedeuten sollte, oder was ich hiebei zu thun hätte, so riß Jemand auf einmal die Seitenthüre mit Ungestüm auf: es war, wie ich leicht schließen konnte, meine gebietende Dame, die Baronesse von Wunderlich.

„Nu," sagte sie, sobald sie mich gesehen, „ich habe mir's wohl eingebildet, daß ich die Sau selbst wieder werde aufwecken müssen, sie gemeiner Schlampen! wo hat sie die Art gelernt, bis nach 9 Uhr ihre Gelegenheit zu pflegen? Hab ich ihr nicht gestern befohlen, mich längstens bis 8 Uhr früh aufzuwecken? Allein, wie sie schon das Rindfleisch in gemeiner Menschengestalt ist, so hat sie halt das auch wieder vergessen, aber ich werde ihr ein Gedächtniß eintreiben, oder ich will die adelige Baronesse von dem uralten Haus Wunderlich nicht seyn." Ich wußte nicht was ich reden sollte, ich wollte mich vertheidigen und ihr sagen, daß ich weder sie noch ihren Gebrauch gekannt habe. Allein Cupido mußte mich schon so bezaubert haben, denn ich konnte nicht reden, fing also nur an, etwas daher zu lallen, und bekam darüber eine solche adelige Ohrfeige, daß mir das

Hören und Sehen verging; ich wollte entlaufen, allein die Baroneſſe lief mir nach, riß mich bei dem Arm her, und ſchmiß mich faſt mitten in das Zimmer; ich fing an auf kammerjungferlich zu weinen. Aber dieß machte auf meine Gebieterin keinen Eindruck. „Nu, Tatzbär!“ ſagte ſie, „wirſt du das Frühſtück bringen, oder nicht?“ ich wußte nicht, was ich für ein Frühſtück bringen, oder wo ich ſolches hernehmen ſollte, ich fragte ſie alſo ganz furchtſam, was belieben denn Ihr Gnaden zu frühſtücken? Da ſchrie ſie im größten Zorn, „Schnecken, Ochs! werde ich frühſtücken.“ Ich ging alſo ganz getroſt zu der Thüre hinaus, und ſchaute im Hauſe um die Küche um, wie ich dann in die Küche kam, ſo ſchrie mir der Koch gleich entgegen: „Guten Tag, Mamſell Liſette! wie kommen ſie heute in die Küche?“ Ich wollte ihm ſagen, wer ich war, allein ich war wiederum durch Verzauberung ſtumm, bis ich als Kammerjungfer redete. Ich ſagte dem Koch alſo: daß er Schnecken machen ſollte, weil die Baroneſſe ſolche zum Frühſtücke verlangt hätte. Der Koch wunderte ſich ſehr über den Guſto der Baroneſſe, widerſprach aber nicht, ſondern machte eine gute Portion Schnecken in einem kleinen Geſchirr; ich wartete in der Küche darauf, bis ſie fertig waren; indeſſen machte mir der Koch tauſend Artigkeiten vor, er hieß mich wohl hundertmal die ſchöne Liſerl: endlich ſagte er mir heimlich ins Ohr, wann ich denn wiederum allein zu ihm kommen werde? Er wollte mich ſogar küſſen, ich aber theilte meine kurz zuvor empfangene adelige Ohrfeige auf das genaueſte mit ihm, nahm meine Schnecken, und lief davon; ich wollte meiner gnädigen Frau (die ſchon beim Putztiſche ſaß) die Schnecken noch recht warm bringen, ich ſetzte ihr ſelbe eilends auf den Nachtzeug hin, und ſagte, hier iſt das Frühſtück, Ihro Gnaden; ſie erblickte aber kaum die

Schnecken, als sie mir das Geschirr sammt den Schnecken an den Kopf warf, daß die Blutsuppen sammt der Sartellensoß über mein zartes Angesicht lief, und unter tausend Fluch- und Scheltworten prügelte sie mich jämmerlich herum; ich sagte ihr, daß sie es ja selbst befohlen hätte, aber ich bekam für diese Entschuldigung noch einen beliebigen Nachtrag von einem Halbdutzend Maulschellen. Ich wischte mir geschwind mein besudeltes Gesicht ab, und stellte mich wieder neben sie zum Nachtzeug, bis sie mir befahl, sie aufzusetzen; da ging erst mein Elend und ihre Bosheit an: wenn ich eine Seite fertig hatte, so fuhr sie mit allen fünf Fingern zugleich in die Haare, und riß die ganze Seite wieder herab, und dieses dauerte über zwei Stunden, wie es mir im Traume vorkam; bei dem Aufsetzen sagte sie unter andern zu mir: „Du gemeiner Rammel! du hast dich gestern unterstanden, mit meines Herrn Kammerdiener vertraulich zu sprechen; ich rathe dir's, laß das bei Seite, oder ich laß dich in das Zuchthaus sperren; für dich gehört der Kammerdiener nicht, er ist ein galanter Mensch, er wäre wohl eine Dame werth; für dich Rammel gehört der Hausknecht, oder höchstens der Laquai." Kaum hatte sie recht ausgeredet, so trat der Kammerdiener herein, unter dem Vorwand, als ob er von seinem Herrn etwas bei der Baronesse auszurichten hätte. Er kam aber kaum in das Zimmer, als sie mich hinausschaffte, und eben, da es mir träumte, daß ich bei der Thüre hinausgegangen bin, so kamen meine Hausleute, und weckten mich auf, mit dem Bedeuten, daß es schon 8 Uhr geschlagen hätte, und ich etwa die um 9 Uhr angesagte Komödienprobe versäumen möchte. So bös auch schon der gehabte Traum für mich gewesen, und so froh ich war, daß ein so fürchterliches Kammerjungfern-Schicksal mich nicht wirklich betroffen hat,

so war ich doch sehr unwillig darüber, daß man mich nicht noch ein wenig hatte schlafen lassen, denn ich weiß, daß, wenn mir noch weiter geträumt hätte, ich gewiß, als eine vorwitzige Kammerjungfer, da ich den Kammerdiener allein bei meiner Frau habe lassen müssen, beim Herausgehen durch das Schlüsselloch würde hinein geschaut haben.

Der Träume Schattenbild weiß Alles vorzustellen,
Es weiß uns zu erfreun, es weiß uns auch zu quälen:
Mein Kammerjungfer-Traum trug sich just also zu,
Er war mir zum Verdruß, und schwand mir doch zu früh.

Des Hanswursts höllischer Traum im Mai.

Hanswurst, der übel abgewiesene Teufelsbanner.

Ich mag in meinem Leben, weder wachend, noch schlafend, mit dem Teufel etwas zu thun haben, und nichts destoweniger träumte mir, am 6. dieses Monats, daß ich ihn beschworen hätte; woher diese Traumphantasie müsse entstanden seyn, weiß ich wahrhaftig nicht; es dürfte nur etwa sich zugetragen haben, daß der Teufel mich im Traum habe vexiren wollen, weil ich unsere Comparsen öfters in seiner Gestalt auf dem Theater wacker herumjage. Es sey nun dieß oder das die Ursache hievon, genug es träumte mir, ich wäre so arm gewesen, daß ich mir nicht zu helfen gewußt hätte. Ich ging also ganz verhungert, und halb

nacket in einen Wald zur Nachtzeit, und nachdem ich lange Zeit vor Kummer geweinet, fiel mir ein, meinem Elend ein Ende zu machen, und mich zu ermorden; da ich aber dabei überlegte, daß mir jede Art des Todes nicht wohl thäte, so kam mir der Gedanke, daß ich lieber am Leben bleiben, und den Teufel beschwören sollte, weil mir auch beifiel, daß mir im vorigen Säculo meine zweihundertjährige Kindsfrau öfters erzählet habe, daß einige Leute den Teufel beschworen, und dadurch viel Geld bekommen hätten, so entschloß ich mich, solches zu unternehmen. Ich machte also von meinen zwei Strumpfbändern, die ich zusammenknüpfte, einen Kreis, nahm ein Gesträuß von dürren Bäumen in die Hand, und stieg hinein; als ich in dem Kreis stand, wußte ich nicht, was ich sagen, oder vornehmen sollte. Ich schrie also anfangs ganz still: Teufel! . . Monsieur Teufel! . . Herr von Teufel! da aber nichts kommen wollte, so rief ich überlaut: du Reichthums-Teufel hör! weil ich dich jetzt beschwör, komm also gleich zu mir! . . Kaum hab' ich das gesagt, so stand schon einer neben dem Kreis, und sagte: „Was willst? ich bin schon hier." Ich erschrack anfangs, aber da ich sahe, daß er einem honetten Teufel ähnlich war, (denn er war wie ein Laquei gekleidet) so bekam ich mehr Herz, und sagte ihm, daß ich ihn hieher gerufen hätte, weil ich willens wäre, einen Contract mit ihm zu schließen, daß er mich nach zweihundert Jahren holen dürfte, wenn er mir so viel Geld gebe, als ich nöthig habe. Der Teufel fing hierauf an, überlaut zu lachen. Du Narr (sagte er) wenn ich es deiner Dummheit nicht zu gute hielt, so wollt ich dir, weil du mich umsonst hieher gesprengt hast, den Hals umdrehen. Es ist meinem Herrn schon eingefallen, daß es nicht der Mühe werth sey, selbst hierher zu kommen, drum hat er nur

mich, als seinen schlechtesten Diener geschickt, dein Verlangen zu hören. Du willst dich mir um das Geld verschreiben? O du Thor! glaubst du, daß der Teufel bei der Zeit noch so einfältig sey, wie er vor Zeiten gewesen? Ei ja wohl, wir Teufel haben nicht mehr Ursach, die Seelen der Menschen durch Geld, und Sclavendienste zu erkaufen. Wir Teufel sind auch schon zu gelegensam geworden, auf Beschwörungen zu erscheinen, oder die Leute selbst zu holen, es kommen uns stündlich so viele Seelen selbst zugeloffen, daß wir nicht Händ und Ort genug haben, sie alle höllenmäßig zu bewirthen; die ungeheure Menge der Venuskinder, der Ehrabschneider, der unchristlichen Rabatwucherer, und dergleichen unzählbarer böser Seelen überhäufen uns mit ihrer Gegenwart; was sollen wir uns also um die Seelen der Menschen bekümmern, da sie uns in so großer Anzahl ohnehin gewiß sind; glaube mir, du einfältiger Tropf; daß, wenn wir Teufel noch für Geld Leute einhandeln wollten, es würden uns bei dieser Zeit wenig Menschen ausbleiben; merke dir dieß, und lasse mich künftig in Ruh, oder der Teufel soll dir das Licht halten. Der Geist Spiritus verschwand unter die Erde, und weil eine feurige Flamme aus selber kam, so stieß ich ein erschreckliches **Signum Exclamationis** aus, daß ich gar darüber erwachte.

Anjetzo hat Hanswurst sogar moralisiret,
Was seinem Charakter doch keineswegs gebühret:
Doch sey es, wie es sey, das heißt schon recht gethan,
Wenn man den Scherz mit Ernst zur Zeit verbinden kann.

(Schluß folgt im nächsten Bändchen.)

Recenſion einer ſchlechten Gedichtſammlung.

1) Wenn man ein Blatt aus dieſer Gedichtſammlung im Frühling aufs Land legt, ſo kriechen plötzlich alle Blumen in die Erde zurück, und es wird nie wieder Frühling.

2) Wenn man in den Keller eines ſechsſtockigen Hauſes ein Exemplar dieſer Gedichtſammlung legt, ſo ſchlafen alle Bewohner der Dachſtuben augenblicklich ein.

3) Wenn Adam angefangen hätte, die Fehler in dieſen Gedichten aufzuzählen, und Madame Eva ihm noch dann und wann geholfen, ſo müßten Beide noch mindeſtens 7000 Jahre zählen, ehe ſie nur die Hoffnung faſſen könnten, ſelbſt bei einer ewigen Exiſtenz der Welt, mit ihrer Arbeit fertig zu werden.

4) Wenn ein einziges Exemplar dieſer Gedichtſammlung aus Verſehen in den Himmel käme, ſo würden es alle Todten für die größte Seligkeit halten, in ihren Gräbern zu bleiben.

5) Wenn man in der Champagne ein handgroßes Loch in die Erde macht, und legt da ein paar Blätter dieſer Sammlung hinein, ſo wächſt im nächſten Jahre in der ganzen Champagne der allerſchauderhafteſte Grüneberger Krätzer.

Sebaldus Milzläufer.

Von Saphir.

Wer viel in Gesellschaft spazieren geht, der wird wissen, welch ein Vergnügen es ist, allein spazieren zu gehen, besonders wenn man ein so friedfertiger Spaziergänger ist, wie ich, d. h. wenn man sich selbst nicht neckt und sich zufrieden läßt, Equipagen und Reitpferde nur aus dem einzigen Gesichtspunkte betrachtet: Gottlob, daß ich „Herr meiner Füße bin," daß ich keiner Surrogat-Füße bedarf, daß ich mich auf mich selbst fußen kann ꝛc.

Kurz, ich bin recht vergnügt, wenn ich allein gehe; allein man hat kein ungestörtes Vergnügen!

Ich gehe oft und viel spazieren, ich gehe fast immer spazieren; d. h. ich arbeite spazieren, ich schreibe im Gehen, darum geht's mit dem Schreiben.

Ich bin so vergnügt, wenn ich allein gehe, ich bin in der besten Gesellschaft, ich lade mir im Geiste ein, wen ich will, und sie wandeln alle an meiner Seite. Manchmal lasse ich im Geiste eine schöne Dame aus der Equipage steigen, und mit mir die lange Praterallee hinabgehen, und wir unterhalten uns Beide sehr gut. Leider kann aber der Geist nur einladen, nicht aber ausladen; der Geist kann nur Abwesende vergenwärtigen, aber keinen Anwesenden entfernen!

Mein Freund Sebaldus Milzläufer ist mein Freund, d. h. er thut mir sehr schön, wenn er bei mir ist, und ißt, sieht mir meine Eigenheiten, meine Art zu reden, meine Accentuation und Gestikulation ab, und belustigt dann andere Gesellschaften damit; er ist ein Verehrer, ein Bewunderer meines Genies, wenn er mit mir spricht, und ein Bemitleider, ein Belächler meines Dünkels, wenn er von mir spricht. Kurz, Sebaldus Milzläufer ist mein Freund!

Das wäre Alles recht gut, aber Eines genirt mich sehr, er kommt fast nie zu mir, und geht doch sehr oft mit mir!

Er geht mit Jedermann mit! Er geht nie für sich, er geht immer nur als ein Anhängsel, als ein zu- und beigefügtes.

Da gehe ich in den Prater. Auf dem Stephansplatz weht mir der Wind Sebaldus in die Arme. „Wo spazieren Sie hin?" sagt er. — „Ich gehe in den Prater." — „Ich gehe ein Stückchen mit." —

Darauf hängt er sich an meinen Arm, an dem eben eine Muse oder eine Grazie ging. Mir wird ganz flau, denn er unterbrach mich in der besten Fantasie. Ich komme endlich auf eine Idee:

Ich. Ich muß hier herein zum Zuckerbäcker, ich muß für ein Kind etwas kaufen.

Er. So? Ich gehe mit hinein.

Nun muß ich noch einige Groschen ausgeben, und habe meinen Zweck nicht erreicht. Ich gehe weiter, er spricht stets, ich aber höre nichts. Endlich fällt mir ein anderer Kunstgriff ein:

Ich. Verehrtester, Sie entschuldigen, hier oben muß ich Jemand abholen.

Er. So, das macht nichts, ich warte hier bis sie herunterkommen.

Ich muß nun wieder, scheinbar, ins Haus hinein, die Treppe hinauf, ein wenig verweilen, und finde meinen Mitgeher unten wieder.

Im Anfange der Jägerzeile sage ich endlich:

„Da im dritten Stock wohnt mein Freund, der Maler, den muß ich besuchen.“ Sebaldus ruft aus: „Charmant! Schon längst hätte ich das Atelier dieses Malers gern gesehen, ich gehe jetzt mit Ihnen, das ist charmant!“

Große Schweißtropfen von Verlegenheit treten mir auf die Stirne; ich recorrigire mich schnell, indem ich sage: „Da fällts mir ein, daß er um diese Stunde nie zu Hause!“ Sebaldus bedauert sehr und geht immer weiter mit mir.

Glücklicherweise begegnet mir der Dr. N. N. „Entschuldigen Sie,“ sage ich zu Sebaldus, „mit dem Doktor habe ich etwas zu reden.“ — „Geniren Sie sie nicht!“ erwiedert er, „ich kann ja ein Bischen warten!“ —

Wieder vergebens, der Doktor geht, und Sebaldus Milzläufer geht wieder mit mir. „Die Frau ist gefährlich krank,“ nehme ich das Wort, „so sagt der Doktor, ich muß doch nachsehen wie es geht, Sie werden schon verzeihen!“ —

Sebaldus sagt: „Ich bitte Sie, machen Sie keine Umstände, ich gehe hier vor dem Hause auf und ab, bis Sie wieder herabkommen.“

Ich muß nun zum zweiten Mal in ein Haus treten, verweilen und wieder kommen. Sebaldus geht auf und ab, und hängt sich wieder an meinen Arm.

So kommen wir nun in den Prater. Die Bäume

ſcheinen mich auszuhöhnen, und ſchadenfroh drehen ſich die weißen Düten an den Blattgehängen.

Endlich drücke ich ihm ganz ſuperklug die Hand, und ſage: „Lieber Sebaldus, entre nous, ich habe hier ein kleines Rendez-vous, Sie verſtehen mich!“ — Er aber freut ſich, und ſagt: „das iſt ſüperb! Ein Rendez-vous? da muß ich dabei ſeyn! Ich werde mich ſchon entfernen, wenn ſie kommt, und bleibe dann in ihrer Nähe.“

Eine ſchöne Ausſicht und eine köſtliche Hoffnung! Verzweiflung beginnt nun ſich meiner zu bemächtigen, eine tödliche Ungeduld überfällt mich, nirgends war eine wirkliche Perſon zu ſehen; ich glaube, wenn die Königin von Fez und Marocco da gegangen wäre, ich hätte mich, mir nichts dir nichts an ihren Arm gehängt, nur um den geſchwätzigen Mitgeher los zu werden.

Da rollt ein Fiaker daher — ein weibliches Weſen ſitzt darin — die Wuth macht mich tolldreiſt — ich rufe dem Fiaker zu: „Halt!“ und dem Sebaldus: „das iſt ſie! Adieu!“ renne zu dem Fiaker, reiße die Thüre auf, werfe mich hinein und rufe: „Fahr' zu!“

Nun erſt ſehe ich, daß ich neben einer Kindsfrau mit einem kleinen Kinde ſitze. Die arme war ganz verduzt und ſah mich mit glotzenden Augen an. Ich war auch nicht weniger verblüfft und ſagte: „Ich wollte Sie nur fragen, was denn die gnädige Frau macht?“

„Die gnädige Frau? — Welche gnädige Frau?“ — „Nun, Ihre gnädige Frau.“ — „Kennen Euer Gnaden denn meine gnädige Frau? — „Freilich, darum bin ich zu Ihnen hereingekommen; ſagen Sie Ihr, daß es mit der Reiſe nach Iſchl nichts iſt; ich laſſe ſie grüßen und ihr die Hand küſſen.“

Der Fiaker war indeſſen am Rondeau angelangt und

ich ſprang wieder hinaus, noch ehe die Erſtaunte etwas erwiedern konnte. Wie ich in die Seitenallee einbreche, um allein zu ſeyn, ruft mir eine Stimme zu: „Saphir, warten Sie, ich geh' mit Ihnen!“ Es war Sebaldus Milzläufer.

Witz über einen theuren Wirth.

Es fehlte weiter nichts, als daß der Wirth, der ſich bei einer Rechnung von Fünf Thalern und Vier Silbergroſchen nur um 1 Thlr. 7 Sgr. zu ſeinem Gunſte verrechnete, noch nachſtehende Forderungen aufgeſetzt hätte:

Für Abgreifung der Stubenklinke:	. .	10 Sgr.
„ Abnutzung des Stiefelknechts:	. .	8 „
„ den Mond, der Abends in die Stube hineinſchien:	. . . . .	12 „
„ Papier, Feder und Tinte zum Ausfertigen der Rechnung:	. . . . .	3 „
„ das Klappern der Blechhämmer, — wodurch man nicht ſchlafen kann:	.	4 „
Summa		1 Thlr. 7 Sgr.

Künſtler-Capricen.

Ein Künſtler, der an einem Gemälde arbeitete, welches das tragiſche Ende des Milo von Croton vorſtellte, begegnete einem Menſchen von athletiſcher Geſtalt. Nachdem er ſeine koloſſale Figur, ſeine kraftgeſchwellten Muskeln bewundert hatte, machte er ihm den Vorſchlag, daß er ihm als Modell dienen ſollte. Der Auvergnat nahm den Vorſchlag an, denn die Bezahlung war der Art, daß er nicht leicht widerſtehen konnte. Er mußte ſich nackt an einen eiſernen Ring binden laſſen, um ſo viel als möglich den an einen Baumſtamm gebundenen Milo, der von wilden Thieren zerriſſen wurde, vorzuſtellen. Hierauf ſagte ihm der Künſtler: „Stellen Sie ſich vor, daß ein Löwe auf Sie losſchießt, und ſich anſchickt, Sie zu zerreißen; machen Sie auch alle Anſtrengungen, welche Sie in dem wirklichen Falle machen würden, um ihm zu entgehen.“ Das Modell that was es konnte, aber der Maler war nicht zufrieden mit ſeinen undeutlichen und ausdrucksloſen Zuckungen. Alle Anweiſungen, die er ihm gab, blieben wirkungslos. Er verfiel demnach auf ein ganz neues Mittel. Er band ſeinen großen Kettenhund los, führte ihn herbei und hetzte ihn auf den Modell-Menſchen. In dem Augenblicke nahm die Wehr-Miene deſſelben den natürlichen Ausdruck an. Der entzückte Künſtler läuft zu ſeiner Staffelei, und

während das Modell laut aufschrie, rief Jener aus: „Zum Entzücken! Fahren Sie nur so fort! Wie das herrlich ist!“

Witzige Antwort von Gleim.

Gleim haßte alle Reime auf seinen Namen, auf den sich das Wort Reim selbst reimte. Bei einem Gastmahl in Halberstadt begann der witzige Bürgermeister:

Hoch lebe Vater Gleim,
Er ist der Freundschaft Leim. —

Der Poet fiel ihm ins Wort und rief:

Und der Herr Bürgermeister,
Er ist der Freundschaft Kleister.

Franklins Grabschrift.

Von ihm selbst verfaßt.

Hier liegt der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers, gleich dem Deckel eines Buches, aus welchem der Inhalt herausgenommen, und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist, eine Speise für die Würmer; doch wird das Werk selbst nicht verloren seyn, sondern, wie er glaubt, dermaleinst erscheinen in einer neuen, schöneren Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Autor.

Zeitungs-Anzeige.

Aus d. schwäb. Merkur

B. — und St. —, den 3. März 1842.

Mein theurer Freund, Gottlieb E. — ist nicht mehr! Schwach und krank verließ er vor drei Wochen St. — (wo er zwei Jahre einer Elementarschule vorstand) um in B. — in den pflegenden Armen der Seinigen seiner Wieder-Genesung zu harren. Aber unerwartet kam die

Nachricht, daß ihm am Dienstage, den 1. März, Abends 10 Uhr, der Todesfriede in sanfter Umarmung die Blüthe seines jungen Lebens hinweggeküßt habe u. s. w.

Peter Prosch, eines Tyrolerbubs, Brief an die Kaiserin Maria Theresia.

„Meine liebe gute Kaiserin! Ich hab' daheim in meinem Vaterland von den Leuten sagen hören, daß Du ein so gutes Mensch bist, und mir hat bei meiner Schwester, unterm Dach auf dem Heu geträumt, ich sey zu Dir gekommen, und Du habst mir einen Hut voll Geld geschenkt und hast mir lassen ein Branntweinhäusl bauen. Ich bitt' Dich halt gar schön, sey so gut, und thu es mir; ich will meiner Lebstag für Dich beten."

Dann erzählt Prosch in seiner Lebensbeschreibung, von ihm selbst verfaßt und gedruckt 1789 zu München, die Audienz bei der Kaiserin. Da finden sich komische Dinge.

So als die Kaiserin kommt:

„Ich nicht faul, lief ihr augenblicklich entgegen, that aber auf dem glatt gebohnten Boden einen possierlichen Fall. Doch raffte ich mich wieder auf ꝛc."

„Ich holte nun einen Sessel und sprach: Hock dich nieder! Du bist ja unsre Kaiserin Maria Theresl!"

„Ich hatte ein Fläschl Kirsch- (Branntwein) für Dich mitgenommen, es ist mir aber unterwegs zerbrochen."

(Sie warf mir eine Hand voll Dukaten in den Hut.)

„Im Ländl sagt Alles, Du seyst das beste Mensch, das es geben kann, und in der ganzen Welt finde man kein solches Weibsbild, wie Du bist.“

Sie lachte über die Maaßen und sagte: „das freut mich! Ich habe die Tyroler auch gern, weil sie so treu und aufrichtig sind!“

„Drauf warf sie mir eine handvoll Dukaten in den Hut. Jetzt ward ich vor Freuden ganz außer mir, setzte den Hut auf den Boden, zerküßte ihr beide Hände und rief wohl zehnmal in einem Athem: mein Traum! mein Traum!“

Dann faßte ich sie auf gut tyrolisch um den Leib an, sprang um sie herum und sang dabei: „Drall lall la! Drall lall la! O Maria Theresl!“

Die Kaiserin lachte aus vollem Halse.

Dann erzählt er von seiner Geliebten:

Ich drückte das liebe holdselige Dingl an mich und küßte ihr schönes Göschel wohl zehnmal.

Die Bildergallerie.

Ein junger Mensch, welcher die üble Gewohnheit hatte, sich beständig durch Umkehrung der Worte zu vergnügen, hatte seine Zunge dergestalt dadurch in Confusion gebracht, daß sich ihm bei Allem, was er sprach, unwillkürlich die Worte im Munde umkehrten, und er dadurch, zu seinem nicht geringen Aerger, stets der Gegenstand des Gelächters seiner Bekannten wurde. Er war von einem Freunde eingeladen, in Gesellschaft mehrerer ihm nicht bekannter junger Herren und Damen eine Landparthie zu machen. Man hatte sich an einem bestimmten Orte versammelt, und er allein wurde noch erwartet. Endlich erschien er. „Wo bleibst du denn so lange?“ fragte sein Freund; „wir warten schon über eine halbe Stunde.“ „Verzeihen Sie, meine Derren und Damen,“ sagte der Eingetretene; „ich versäumte mich in der Baldergillerie — nein, ich wollte sagen: Gilderballerie — nein: Gallerbilderie — nein: Gilderballer — Baldergiller — Ball — Gill — Gill — Ball — O Jesus! Gilderball — Aaa — a! Heiliger Gott!“ Alle Damen schrieen: Himmel! ein Verrückter! und retirirten sich in die Winkel. Glühend vor Scham und Aerger setzte er abermals an: „Gilderbalder — Baldergiller.“ — Er packte sich mit beiden Händen krampfhaft in die Haare — „Balder — Gilder — so schlage mich das Mord — Donnerwetter — Gilderbal — Baldergil — zehntausend Erden tief in

die Meile hinein! Verkehrtes Umgefluche! — ich schieße mich um! ich bringe mich auf, ich hänge mich todt! — Aaa — a!"

Nun ward es auch den Herren in der Gesellschaft bange, und mit dem allgemeinen Geschrei: Er ist toll! ward der noch immer wieder von neuem verkehrt Fortsprechende zur Thür hinausgeworfen. Erschöpft sank er im Vorhause nieder, rieb sich den Kopf, und Thränen der Wehmuth vergießend, schlich er zum Hause hinaus, indem er sich laut das Versprechen ablegte: „Kervehre ich jetzt wieder das weinste Klord, so soll man mich in das Gespuck fichten." (Mitternachtsblatt. 1826. December.)

Göthes vielfacher Dank für die Feier seines Geburtstages in Berlin.

Meinen vielfach hochbedingten,
Tiefbegabten, langbedachten,
Hebe vor und Liebe nach;
Daß das Mahl, das sie vollbrachten,
Mit den Bechern aufgelagten,
Stets und ewig habe Dank.

Gebe vielfach steter Wechsel
Große Lust, sanft süßes Leiden!
Theure Freunde! Geistgenossen!
Schroffen Züglern unverdrossen
Selbst sich und den Schein der Zeit
Größern Dank zur Ewigkeit.

Dieß der vielfach breitgerührten
Thränerweichten Dankeskräftung!
Ich! dem vielost mehrsam Bilder
Heißer Zukunft zu erscheinen,
Süßer Lust dabei zu weinen,
Meinen Dank Euch, ewig Euch.

(Mitternachtsblatt. Nr. 145.)

Anmerkung. Müllner sagt, er würde es Göthe selbst nicht glauben, wenn er versicherte, er sey Autor dieser Verse, nur etwa dann, wenn er etwa dieselben gemacht haben wollte, um die Göthecoraxe zu mystificiren, indem er ihnen die Aufgabe stellte, den entschiedensten Unsinn grammatikalisch sowohl als logisch zu seinem Ruhme zu erklären.

Das verhältnißmäßige Alter.

Zwei Edelleute in Caſtilien, wovon der eine alt und weiſe, der andere jung, aber unvernünftig und thieriſch war, liebten Ein Frauenzimmer. Die Geſchichte ſagt nicht, ob der junge Liebhaber, trotz ſeiner Dummheit, dennoch nicht der Begünſtigte geweſen ſey, wie denn das hätte leicht ſtattfinden können; aber ſie erzählt etwas, wodurch wenigſtens die Ueberlegenheit des einen am Geiſt hervorleuchtet. Der junge Cavalier nämlich wollte den alten einſt ſchrauben, und fragte ihn in Gegenwart der Dame, wie alt er ſey? Ich weiß es nicht genau, war die Antwort, aber das weiß ich, daß ein Eſel von zwanzig Jahren älter iſt, als ein Menſch von ſechzig.

Zufälliger Vorzug.

Im Jahr 1586 ſchickte Philipp II. einen Geſandten nach Rom, um dem Papſt Sixtus V. zu ſeiner Erhebung Glück zu wünſchen. Der Papſt, der über die Jugend des Geſandten unwillig war, konnte ſich nicht enthalten zu ſagen: „Eurem Herrn fehlen wohl die Menſchen, weil er

mir einen Gesandten ohne Bart schickt?“ Der Ausfall war stark, aber noch stärker der Gegenstoß. „Wenn mein Herr geglaubt hätte,“ sagte der junge Gesandte, „daß es Ew. Heiligkeit um einen Bart zu thun wäre, so hätte er Ihnen einen Bock, und keinen Edelmann, wie mich, geschickt.“

Aeneens Ankunft in der Hölle.

Von Blumauer.

Der Held sprach: „Zeigt mir vor der Hand
Die höllischen Kallmucken:
Das himmlische Schlaraffenland
Will ich hernach begucken.“
Da führte nun die Priesterin
Zur Teufelsburg den Helden hin,
Die sieben Thore hatte.

Am ersten Thore fing man schon
Die Trommel an zu rühren,
Und eine ganze Legion
Von höll'schen Grenadieren,
Macht' unsern beiden Fremdlingen
Parade mit hellglühenden
Kanonen auf der Schulter.

Sie waren equipirt, als wie
Gewöhnliche Soldaten,
Nur mit dem Unterſchied, daß ſie
Die Zöpf' am Hintern hatten:
Sie waren roth und ſchwarz dazu
Montirt, ganz à la Marlborough,
Wie unlängſt unſre Damen.

Sie präſentirten das Gewehr
Vor unſerm frommen Helden,
Und dieſer ließ bei Luzifer
Als Reiſender ſich melden;
Der war ſo gnädig, und befahl
In ſeinem Zuchthaus überall
Ihn frei herum zu führen.

Die große Höllenküche ſah
Der Held nicht ohne Regung.
Viel tauſend Hände waren da
So eben in Bewegung,
Um für des Satans leckere
Gefräßigkeit ein groß Soupé
Auf heute zu bereiten.

Als Oberküchenmeiſter ſtand,
Mit einem Herz von Eiſen,
Hier Pater Kochem, und erfand,
Und ordnete die Speiſen.
Er ging beſtändig hin und her,
Und kommandirt, als Oberer
Das Küchenperſonale.

Hier ſott man Wuchrerſeelen weich,
Dort wurden Advokaten
Geſpickt, da ſah man Domherrnbäuch'
In großen Pfannen braten!
Und dort ſtieß man zu köſtlichen
Kraftſuppen die berühmteſten
Genies in einem Mörſer.

Hier ſteckt ein Ariſtoteles
Im Kohl bis an die Füße,
Und dort dreht ſich Origines
Als ein Kapaun am Spieße:
Daneben kräht ein Rezenſent,
Und aus den ſüßen Herrchen brennt
Man dorten Zuckerkandel.

Der richtet feige Memmen zu,
Und brät ſie wie die Haſen,
Der kocht ein köſtliches Ragout
Aus lauter Schurkennaſen:
Der gibt ein paar Tyrannen hier
Mit Menſchenblute ein Klyſtir,
Und macht aus ihnen Pflanzen.

Hier bäckt man feines Butterbrod
Aus weichen Mädchenſeelen,
Statt Krebſen ſiedet dort ſich roth
Ein Schock von Kardinälen;
Der macht Gelée aus Witzlingen,
Und dort poſiert ein Teufelchen
Als Bock Diabolini.

Zu diesem Mahl ließ Luzifer
Den frommen Helden laden;
Allein Aeneas dankte sehr
Für alle diese Gnaden,
Und exkusirte sich damit:
Er habe seinen Appetit
Auf lange Zeit verloren.

Die Fortschritte des neunzehnten Jahrhunderts

oder:

Kasino, Harmonie und Bürgerverein zu Krähwinkel.

Referent.

Ich will euch erzählen ein Stücklein gar schnurrig.
Es ist wo ein Städtlein, deß Leute sind kurrig,
Sein Name ist männiglich löblich bekannt,
Es wird das gepriesene Krähwinkel genannt.
Mir glücklichen Menschen, mir ist es geglückt,
Zu finden, wo dieses Elysium liegt.
Ich hab', was ich hörte in lustiger Nacht,
Zu Jedermanns Freude in Reimlein gebracht.

Im herrlich geſchmückten Saale,
Da ſaß die Geſellſchaft in feſtlicher Pracht
Beim köſtlich bereiteten Mahle;
Ein Jeder wollt' mehr als der Andere ſeyn,
Ich will's euch erzählen, drum horchet fein.

Ein dicker Krähwinkler.

Drei Worte nenn' ich euch inhaltſchwer,
Sie gehen von Munde zu Munde:
Harmonie, Caſino und Bürgerverein,
Die erhalten dem Leben den Jugendſchein.

Ein Harmoniemitglied.

Wohl perlet im Glaſe der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäſte,
Doch die Kaufleute kommen, ſie treten herein,
Sie bringen zum Guten das Beſte,
Denn ohne Kaufleute, im himmliſchen Saal,
Iſt die Freude gemein ſelbſt beim Nektarmahl.

Mehrere Mitglieder des Bürgervereins.

Ach, aus des Vereines Gründen,
Die gemeiner Nebel drückt,
Könnten wir den Ausgang finden,
Ach, wie wären wir beglückt;
Dort ſeh'n wir ein Plätzchen winken,
Harmonie wird es genannt,
Wo die Lichter heller blinken,
Nimm uns auf, gelobtes Land!
Ach, wie ſchön muß ſich's ergehen
In der Reichen Sonnenſchein,
Müſſen's aus der Ferne ſehen,
Laßt uns arme Teufel ein!

Comittee der Harmonie.

Wem der groſse Wurf gelungen,
Kaufmann auch, wie wir, zu ſeyn,
Wer brav Geld und Gut errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein;
Doch, wer's nie gekonnt, der ſtehle
Heulend ſich aus dieſem Bund;
Kaufmann heiß die ſtarke Feder
Auf dem weiten Erdenrund.

Chor der Harmonie.

Hat einer ein ſchönes Töchterlein,
Den laſſet auch aus Gnaden ein.

Ein Gerber.

Ihr Harmonieherren, ich faſſe Muth,
Ich habe brav Häute, brav Geld und Gut,
Zwar bin ich kein Kaufmann, doch laßt mich herein,
Als Lederhändler paſſier' ich ein.

Comittee der Harmonie.

Den laßt nur herein!
Kommt einer gegangen, mit Silber behangen,
Der Geld hat wie Stein, der komm nur herein,
Den laſſen wir ein!

Chor der Harmonie.

Kommt einer geritten, der muthig geſtritten
Für Reichthum und Geld, das iſt unſer Held,
Der komm nur herein, den laſſen wir ein!

Ein Weinhändler.

Ich bin auch ein Kaufmann, ich handle mit Wein,
Ihr ließt meinen Bruder, den Gerber, herein,
Drum laſſet mich ein!

Comittee der Harmonie.

Das ist ja kein Kaufmann, zwar hat er viel Wein,
Doch ist's nur ein Küfer, den lasset nicht ein!

Ein Ladendiener.

Gestrenge Herren, ich melde mich an,
Ich bin zwar ein junger, ein armer Tropf,
Nicht viel Thaler im Sack, nicht viel Grütze im Kopf,
Doch bin ich ein Kaufmann, drum nehmet mich an!

Ein Fabrikant.

Meine Herren, ich meld' mich in euren Verband,
Ich bin ein löblicher Fabrikant;
Zwei Commi's von mir sind ja schon darin,
Wo der Diener ist, paßt der Herr auch hin.

Comittee der Harmonie.

Wißt, daß aus dem Fortschritte der Zeit ergeht,
Daß der Diener jetzt über dem Herren steht;
Ihr kommt nicht herein, euch läßt man nicht ein.

Ein Zinngießer.

Ihr weißt mich hinaus, ihr jagt mich davon,
Und doch ist in eurer Gesellschaft mein Sohn;
Ist denn der nicht auch Blut von meinem Blut.

Comittee der Harmonie.

Euer Herr Sohn der ist Kaufmann wie wir,
Das ändert die Sache, verstehet ihr?
Dieß Wort macht sogar aus gemeiner Brut
Sogleich ein edles halbadliges Blut!

Ein Modehändler.

Ihr werthe Herren, stoßt mich nicht aus,
Hab' hübsche Mädel in meinem Haus,

Dabei auch ein ſchönes Töchterlein,
Drum laßt mich ein!

Comitee der Harmonie.

O ja, die Mädchen gefallen uns gut,
Sind ſie auch nicht entſproſſen aus Kaufmannsblut,
Sind ſie doch für uns Herren zum Tanzen lang gut;
Die jungen Mädchen, die laſſen wir ein,
Doch die Eltern bleiben zu Hauſe fein.

Mehrere Frauen aus der Harmonie.

Schweſtern! es gibt glücklichere Zonen,
Als wie die, worin wir leidlich wohnen,
Seht, dort leuchtet des Caſino's Licht!
Ach! der Plebs fängt an ſich einzumengen,
Honoratioren aus dem Platz zu drängen,
Honoratioren duldet's nicht!
Laßt uns eingeh'n in den dritten Himmel
Aus der Harmonie Gewimmel.
Caſino, Caſino, eröffne dich!
Wir ſehnen nach dir uns herzinniglich.

Gebet eines Harmoniemitglieds.

Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin wie dieſe Zöllner und übriges Geſindel, ſondern daß ich ein Kaufmann bin und Mitglied der Harmonie.

Ein alter Bürger.

Kommt, laſſet uns Alte ein Tänzlein probiren,
Komm Jeder, dem's Feuer im Buſen noch brennt,
Kommt, laſſet die alternden Knochen uns rühren,
Wo uns keine Jugend die Wege verrennt;
Wir wollen bilden einen eigenen Kranz,
Vivat, der alte Männertanz!

Ein tanzlustiger Küfer.

Eh bien! laßt uns bilden 'nen eigenen Kranz,
Vive der alte Weibertanz!

Eine Harmoniedame.

Sind Sie auf dem neuen Dampfschiff schon gefahren?

Eine Andere.

O nein! wie traurig ist es, daß fürs liebe Geld
So Crethi, Plethi Platz darauf erhält,
Wie können wir, wir Honoratioren,
Mit solchem Plebs zugleich die Segel hissen?
Da wäre Ehre, ja, und guter Ruf verloren,
Ich würde vor mir selbst erröthen müssen!
Ich werde meinem Mann recht in den Ohren liegen,
Daß wir ein eig'nes Dampfschiff kriegen.
(Allgemeiner Tumult unter den Honoratorenweibern.)
Wir wollen in pleno zur Comittee laufen,
Sie muß uns ein eigenes Dampfschifflein kaufen,
Wo nur die honorige Welt darin fährt!

Referent.

Es hat mich der Fortschritt der neuen Zeit
Gar höchlich erbaut und gar herzlich erfreut;
Sie hat geboren einen neuen Stand,
Das ist der Krähwinkler Kaufmannsstand.
„Ein Bauer, ein Bürger bin ich nicht,
Und auch nicht von Adel", der Kaufmann spricht,
Doch, was er ist, weiß er selber nicht.

Hoch klingt das Lied vom Krämersmann
Wie Orgelton und Glockenklang;

Wer solchen Werths sich rühmen kann,
Dem lohnt des Knittelverses Sang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann:
Es leb' der Krähwinkler Krämersmann!

Curiosa.

Eine Zeitung berichtet, daß ein Amerikaner beim Schlafengehen seinen Rock ins Bett legte und sich selbst hinter der Thüre aufhing. — Dagegen schreibt eine andere Zeitung, das sey noch gar nichts: ein anderer Amerikaner habe beim Schlafengehen das brennende Licht ins Bett gelegt und sich selbst ausgeblasen! — Von einem dritten Amerikaner erzählt man: er wollte sein Pferd satteln, um auszureiten, sattelte aber in Gedanken sich selbst und bemühte sich so lange, auch auf sich selbst aufzusitzen, bis er ermüdet vom Schlafe sich überwältigt fühlte. Er befand sich im Garten hinter dem Hause, diesen hielt er für sein Schlafzimmer, er zog seine Stiefeln aus, stellte sie vor die Gartenthüre, verschloß dieselbe, legte sich nieder und mit dem Sattel zugedeckt, entschlief er zur süßen Ruhe; als ein heftiger Regenguß ihn weckte, glaubte er zu träumen, bis seine Leute ihn eines Bessern überredeten.

Anekdoten aus Rochus Pumpernickels Jugendjahren.

(Fortsetzung.)

Ein Verwandter besuchte einst seinen Vater und man sparte nichts, ihn gut zu bewirthen. Vorzüglich lobte der Gast den köstlichen Wein, der ihm vorgesetzt wurde:

„Es ist ein treffliches Glas Wein", sagte er.

„O", fiel ihm Rochus schnell ins Wort: „für gute Freunde haben wir noch bessern!"

Als derselbe nach Tisch das Bräuhaus, die Malzmühle und dergleichen besah, kamen sie auch in den Hausgarten, der voll der besten Obstgattungen war und der im besten Flor stand. Als der Fremde über den außerordentlichen Wachsthum der Bäume seine Verwunderung bezeigte, sagte Rochus: da ist gar nichts zu wundern; bedenken Sie nur, daß diese Bäume auch sonst gar nichts thun dürfen, als wachsen.

Als sie zurückkamen, war es schon dunkel. Der Vater befahl, ein Licht zu bringen. Rochus brachte Licht und stellte es stillschweigend hin.

Der Vater verwies ihm die Unart, es ohne einen Wunsch, als: „Gott gebe Ihnen das ewige Licht", hingestellt zu haben.

Rochus machte auf der Stelle seinen Kratzfuß und sagte: Gott gebe Ihnen das ewige Licht.

Im Gespräch stopfte der Fremde seine Pfeife an und erbat sich eine glimmende Kohle zum Anzünden. Rochus brachte ein ganzes Kohlbecken und überreichte es ihm, der Ermahnung seines Vaters eingedenk, mit den Worten: Gott gebe Ihnen das ewige Feuer.

„Ist das Wasser in diesem Ziehbrunnen gut zu trinken"? fragte er einen Bauer, der eben vor der Thür seines Hauses stand.

„Recht gut", antwortete der Bauer; „meine Eltern und Voreltern haben alle daraus getrunken."

Der Tausend! „Die müssen lange Hälse gehabt haben, um so tief hinab reichen zu können," versetzte Rochus.

Einst hatte er sein Pferd — um einem drohenden Ungewitter zuvorzukommen — so zugeritten, daß es vor Mattigkeit alle Augenblicke umzufallen drohte. Als er ins Dorf kam, schrie er aus Leibeskräften: Haltet auf! haltet auf! — Ihr seyd wohl nicht gescheidt! sagte ein Bauer, der des Weges kam; man soll Euer Pferd aufhalten, da es doch kaum so gehen kann. —

Eben deßwegen, versetzte Rochus: weil ich befürchte, daß es umfallen möchte, sollet ihr mir es aufhalten.

Einstmals zankte er sich mit einem seiner Kameraden, und da er sich ihm an Kräften überlegen wußte, prügelte er ihn wacker durch. Der Geschlagene schwor, ihm mit Gehülfen aufzupassen und sich dafür zu rächen. Rochus, der sich hierauf nur selten auf der Gasse sehen ließ, wurde

endlich doch von ihnen erwischt, und als sie ihm reichlich vergolten hatten, rief er freudig aus: Gottlob, jetzt kann ich mich doch wieder mit Sicherheit aus dem Hause wagen!

Sein Vater bekam ein Pferd zum Geschenke und befahl ihm, nachzusehen, wie alt es sey. (Er hatte ihm schon öfters die Kennzeichen davon erklärt und gezeigt.) Rochus betrachtete dasselbe auf und ab am Schweife.

Was machst Du denn da? fragte der Vater. Rochus antwortete: Weiß denn der Vater das Sprichwort nicht: einem geschenkten Gaul, schaut man nicht ins Maul?

Triefend von Schweiße kehrte in der Erntezeit ein Bauer von seinem Felde zurück und klagte gegen den jungen Pumpernickel, der ihm begegnete, sehr über die drückende Hitze.

Er bedauerte den armen Mann und sagte: Es ist überhaupt eine einfältige Einrichtung, die Ernte gerade in der größten Hitze zu halten. Man sollte sie lieber für den Winter verschieben, da hätte man auch mehr Zeit und die Leute würden nicht so schwitzen.

Obschon sich der Pfarrer vornahm, nichts mehr von ihm besorgen zu lassen, so glaubte er doch, folgenden Auftrag müsse er zur Zufriedenheit vollbringen. Da er wieder nach der Stadt fuhr, sollte er nämlich ein neues Gemälde für den Hochaltar der Gemeindekirche, den heiligen Sebastian als Märtyrer vorstellend, bestellen. Der Künstler, an welchen er gewiesen wurde, ein lustiger Mann, sah bald, mit wem er zu thun habe und fragte ihn daher: ob der Heilige im Tode oder lebendig vorge-

stellt seyn solle? Nach langem Besinnen gab er zur Antwort: er möge ihn immer lebendig malen, wenn er todt seyn soll, kann man ihn selbst todt machen.

Seinem Vater mußte er einmal eine große hölzerne Schlaguhr für das Ausschankzimmer mitbringen. Als er selbe dem Uhrmacher bezahlte, sah er eine silberne Sackuhr liegen: er nahm sie in die Hand und sagte: „da ich Euch diese große Uhr abgekauft, so könntet Ihr mir wohl das kleine Ding da als Zugabe geben."

Bei derselben Gelegenheit kaufte er sich einen Hut. Als er in sein Dorf kam, begegnete ihm einer seiner Kameraden, welchem er zurief: „Sieh Bruder, da hab' ich mir einen Hut für zwölf Gulden gekauft, — rath einmal was er kostet."

Bei der vorletzten Invasion stellten die Feinde auf einen freien Platz in der Mitte des Dorfes eine Menge Pulverwägen, von einem einzigen Grenadier bewacht, auf, als eben ein starkes Gewitter aufstieg.

Sein Vater und er gingen eben vorüber, als der Donner am lautesten rollte.

„Gott"! hub der Vater an, „wende nur das Unglück von unserm Dorfe ab, daß hier der Blitz einschlägt."

„Seyn Sie außer Sorgen, sagte Rochus, das kann nicht geschehen, es steht ja eine Schildwache dabei."

Sein Vater fuhr nach der Stadt, befahl während seines Außenbleibens die durch die Nachlässigkeit der Knechte angewachsene Menge Unreinigkeit wegzuschaffen, und übertrug ihm die Leitung dieses Geschäfts.

Einer der Knechte fragte, auf welche Art dieselbe weg-

geschafft werden sollte, da weder Pferde noch Ochsen zu Hause seyen.

„So macht", sagte Rochus, „nur gleich außer dem Hause, an der Ecke rechts, ein Loch, und werft den Unrath hinein."

„Wo soll denn aber die ausgegrabene Erde hingebracht werden?" fragte der Knecht.

„Esel"! erwiederte Rochus, „macht die Grube so groß, daß ihr Alles zusammen hineinwerfen könnt."

Einige Wirthe, die sein Vater mit Bier versah, hatten jeden Monat einen bestimmten Tag, an welchem sie mit ihm die Rechnung schlossen.

Eines solchen Tages hatte sein Vater außer dem Hause nothwendige Geschäfte, und damit die Männer nicht noch einmal kommen dürften, sagte er zu Rochus: „schließe Du heute statt meiner ab."

Rochus lag im Fenster und als er zwei derselben kommen sah, sprang er schnell auf, lief der Thüre zu, und schloß dieselbe zu. Die Wirthe mußten unverrichteter Dinge wieder das Haus verlassen; er schloß dann nicht eher wieder auf, bis er sie ihren Rückweg nehmen sah.

(Schluß folgt.)

Bibliothek

des

Trojius.

Neue Folge.

V. Section.

Tivoli.

Drittes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1842.

Tivoli.

Neues Museum

des

Witzes und der Laune.

Eine humoriſtiſche Anthologie

herausgegeben

von

Ernſt Ortlepp.

Drittes Bändchen.

Stuttgart, 1842.
Franz Heinrich Köhler.

Inhalt des dritten Bändchens.

	Seite
1. Ueber den Zustand der Cultur und Humanität im künftigen Jahrhundert	1—13
2. Die Besänftigung	13
3. Die Henne, von Claudius	14
4. Neujahrwünsche	15—16
5. Was am leichtesten zu haben ist . . .	16
6. Die Mixtur, von Wagemann	17—22
7. Das wohlgebildete Ehepaar	22
8. Die Luftschifffahrt des Prof. Reinhardt in Leipzig	23—27
9. Die sinnreiche Stummheit	27
10. Aus dem wiederaufgelebten Eipeldauer .	28—34
11. Lob des guten Styls, von E. Ortlepp .	34—35
12. Die Schöpfung der ersten Menschen, von Seb. Sailer	36—45
13. Kleider machen Leute, v. Rabener . .	46—54
14. Was der Sohn Kis sucht	54
15. Anekdoten aus Rochus Pumpernickels Jugendjahren. (Fortsetzung.)	55—60
16. Prophezeihung bei Erscheinung des Halleyschen Kometen, von Herloßsohn	61—64
17. Knigge und Kotzebue	65—66
18. Eine Verwundung auf dem Balle . . .	66—67
19. Das wohl angebrachte Sprüchwort . .	67

Seite

20. Fragmente aus „Till Eulenspiegel in der Unterwelt," von E. Ortlepp. (Schluß.) [Noch ungedruckt.] 68–77
21. Der Fieberkranke 77
22. Die Schriftstellerei 78–79
23. Anekdoten und Curiosa 79–81
24. Das Pumpen, von Glaßbrenner . . . 82–89
25. Hochzeitsgebräuche bei verschiedenen Nationen 90–98
26. Aus Prehauser oder: der Wienerische Hanswurst. (Fortsetzung.) 99–107
27. Die Erwartung des Redakteur, v. Saphir 108–110
28. Aus einem Wörterbuche für Liebende . . 111–118
29. An den Wind, von Blumauer 119–122
30. Falsches Sprüchwort 122
31. Aus M. G. Saphir's eisernem Abschiedsbrief. (Schluß.) 123–125
32. Grabschrift auf den Windmüller Jackson, von Claudius 125
33. Der Freischütz 126–127
34. Sehnsucht nach Krähwinkel, v. Eginhardt 127–128
35. Glosse 128

Ueber den Zustand der Cultur und Humanität im künftigen Jahrhunderte.

Eine poetische Vision.

Von Friedrich.

Ich war so eben aus einer Schulprüfung gekommen, wo ein zwölfjähriger Cicero eine lateinische Abhandlung über den Zustand der Philosophie bei den Aegyptern und Chaldäern, und ein vierzehnjähriger Plato eine griechische Kritik der Irrthümer des Confucius und Zoroaster vorgelesen hatte. Staunend über die Fülle des Lichts, welches von diesen jungen Weltweisen ausging, sprach ich im Vorbeigehen bei einem Naturphilosophen an, welcher ein Collegium über die neuesten Wunder im Reiche des thierischen Magnetismus las. —

„Hilf Himmel!“ — rief ich auf dem Heimwege — „welch einen hellen, sonnigen Mittag verheißt diese Morgenröthe! welch eine Fackel wird uns angezündet in dem finstern Schacht der Naturgeheimnisse!“ —

Zu Hause warf ich mich in einen Armsessel, und spann den Faden meiner Betrachtungen weiter aus.

Meine Gedanken machten einen Streifzug durch das unabsehbare Gebiet der neuesten Entdeckungen und Erfindungen. Was in der Weltweisheit, in der Dichtkunst, Physik und Chemie, in den schönen Künsten und in der Mechanik Großes und Herrliches zu Tage gefördert ward, von Okens und Schellings philosophischen Goldstufen, bis zu Werners mystischem Karfunkelstein, von den physiokratischen Systemen der neuesten Staatswundärzte bis zu den wiederauflebenden Traumrednern und Hellsehern, von Degens kühnen dädalischen Versuchen bis zu Achards nordischen Zuckerpflanzungen, von Thärs chemischer Düngung bis zu den Dampfmaschinen, von den mimischen Darstellungen der Madame Händel-Schütz bis zu den Bauchredekünsten des Monsieur Charles; was die neuesten Erschütterungen in der politischen und moralischen Welt Erstaunliches hervorgebracht haben, von den modernen Freistaaten in Europa, bis zu dem Negerfreistaat in Domingo, von dem Einquartirungswesen bis zum Requisitions-System, dem Codex Napoleon und der Knute: Alles das ging, wie die bunten Bilder einer Zauberlaterne, vor meinem innern Gesichte vorüber.

„Das menschliche Geschlecht eilt mit Riesenschritten seinem Culminationspunkte entgegen" — so sprach ich zu mir selbst. — „Ein Jahrzehend ist jetzt fruchtbarer als sonst ein Jahrhundert, und wenn anders die Gegenwart die Gebärmutter ist, worin sich der Embryo der Zukunft gestaltet, so möchte ich wohl wissen, wie es in dem zukünftigen Jahrhunderte —" — — „Aussehen wird" wollte ich sagen. —

Hier aber war es, wo der Traumgott den Faden meiner Betrachtungen durchschnitt. Im Hui ward ich in das Jahr 1901 versetzt. Ich blickte umher, zu erspähen,

wo ich mich befände. — Aus einem Kantschu, der zu meinen Füßen lag, schloß ich, daß ich in dem nördlichen Theile Europa's seyn müsse, wo dieses Instrument gespielt wird. Um meiner Sache gewiß zu seyn, trat ich an einen Bauer hinan, der nicht weit von mir pflügte, und nahm den Kantschu mit, weil ich ihn für eine Art von Talisman ansah, den mein guter Genius mir in die Hände gespielt habe. —

Und so war es auch. Denn kaum ward der Bauer seiner ansichtig, so zog er seine Mütze ab, ließ seinen Pflug stehen, und näherte sich mir ehrfurchtsvoll. —

„Was für ein Landsmann?" fragte ich. —

„Niemiec, Monseigneur!" antwortete der Bauer. — Ich gab ihm mein Erstaunen darüber zu erkennen, daß er Russisch und Französisch in einem Athem spreche.

„Diese Sprachen haben wir von dem Schulmeister gelernt, den Euer Gnaden in Händen führen" — erwiederte er in gutem Ciceronianischem Latein.

„Was? Sogar Lateinisch"? — rief ich. —

„Seitdem in unsern Dorfschulen der Cicero und Homer explizirt wird" — versetzte er — „spricht jeder deutsche Bauer Lateinisch und Griechisch."

Mit diesen Worten machte er eine tiefe Verbeugung, ging zu seinem Pfluge zurück, und setzte seine Feldarbeit fort.

Jetzt erst bemerkte ich, was es mit diesem Pfluge für eine Bewandtniß hatte. — Ohne von Pferden oder Ochsen gezogen zu werden, durchschnitt er die Erde durch eigenen Antrieb, und der Bauer hatte nur nöthig, ihn am Ende des Feldes umzuwenden.

Staunend fragte ich ihn nach der Ursach dieser seltsamen Erscheinung. Er sah mich mit großen Augen an,

belächelte meine Unwissenheit, und gab mir Aufschluß über den Mechanismus des Pfluges.

Freilich hätte ich wohl von selbst darauf fallen können, daß dieses Werkzeug, aus dem ein beständiger Rauch hervorquoll, nichts anders, als eine durch Dämpfe getriebene Pflugmaschine sey, die ein deutscher Weltweiser im Jahre 1850 erfand, und seinen Namen dadurch in der Culturgeschichte Deutschlands unsterblich machte.

In der That war es bewunderungswürdig, mit welcher Schnelligkeit und Leichtigkeit sie die störrige Erde wie Butter zertheilte. In Zeit von 10 Minuten war ein Morgen Ackers umgepflügt; der Bauer saß dabei auf ihr wie auf einem Cabriolet, rauchte ein Havannah-Cigarre, und las Virgils Georgica in der Ursprache.

„Nun, das muß wahr seyn!“ — sagte ich, nachdem ich mich einigermaßen von meinem Erstaunen erholt hatte. — Man merkt es, daß man um ein Jahrhundert vorgerückt ist.“ —

„Euer Gnaden scheinen von einem andern Planeten zu stammen“ — erwiederte der Bauer — „sonst würde Ihnen bekannt seyn, daß, seitdem Omus der Weise uns das Geheimniß gelehrt hat, die Elemente zu unterjochen, und unserm Willen dienstbar zu machen, jetzt Alles durch Wind, Wasser, Feuer und Dämpfe getrieben wird, wo sonst menschliche oder thierische Kraft erfordert wurde. Unser Korn wird durch Windmaschinen gesäet, abgemähet und ausgedroschen; unsre Wagen, Schlitten und Kähne werden durch Dämpfe getrieben. Ja, wir haben seit einem halben Jahrhunderte solche Fortschritte in der Mechanik gemacht, das wir jetzt Maschinen haben, um Menschen und Ochsen zu schlachten, Brod zu backen, einer ganzen Compagnie Soldaten mit einem Mal den Bart zu putzen und den

Buckel zu waschen. Wir haben Requisitionsmaschinen, wodurch eine ganze halsstarrige Gemeinde, vermittelst eines langen Kautschus zur Raison gebracht wird. Was sage ich? Wir haben Dampfmaschinen, wodurch ganze Kanzleien, wir haben Rechnenmaschinen, wodurch ganze Oberrechnungskammern getrieben werden: ja man munkelt sogar von Dekretir- und Referirmaschinen, von Gesetzfabriken, wodurch in einem Nu ganze Provinzen mit Reglements und Edikten überschwemmt werden, von Reim- und Recensionsfabriken, die durch Wasser, Wind und Dämpfe in Bewegung gesetzt, und wodurch eine Menge unnützer Schreiber in den Ruhestand versetzt werden sollen. Alles das haben wir Omus dem Weisen zu verdanken."

„Ich bitte Euch" — schrie ich außer mir vor Verwunderung — „wo finde ich diesen Wundermann, daß ich vor ihm niederfalle und ihn anbete?" — **Lupus in fabula!**" — antwortete der Bauer, und streckte seinen Arm empor — „da komm' e so e herabgeflogen."

Mit immer wachsendem Erstaunen blickte ich aufwärts, und gewahrte eines Mannes, der wie ein Adler mit mächtigen Schwingen die Lüfte zertheilte, und sich auf uns herabsenkte.

„Seh' ich recht"? — rief ich — „also war es dem zwanzigsten Jahrhunderte vorbehalten, dem Vogel seine Künste abzulernen?"

Kaum hatte ich ausgeredet, so stand der Menschvogel vor mir.

„Du willst den weisen Omus kennen lernen Fremdling!" — so redete er mich an — „ich vernahm deinen Wunsch in den Regionen des Aethers durch den Einfluß der magnetischen Strömung. — Wohlan! hier bin ich."

„O, so vergönne, daß ich dich im Staube anbete,

Mann der Wunder!" antwortete ich, und folgte dem Beispiele des Bauern, der gleich am Anfange vor ihm niedergefallen war.

„Nichts ist ein Wunder, als euer Unglaube" — antwortete er lächelnd, reichte mir die Hand, gebot mir aufzustehen, und ihm zu folgen.

Hierauf führte er mich seitwärts zu einem Galgen, an welchem ein armer Sünder hing, trat an ihn hinan, berührte ihn einigemal, murmelte einige mir unverständliche Worte, und — siehe da! — der Gehenkte zappelte an dem Strick wie ein Fisch an der Angelschnur, Omus der Weise aber schnitt ihn ab, und der Wiederbelebte warf sich dankend zu seinen Füßen nieder.

„Stehe auf und wandle! — sprach der Wunderthäter, und der arme Sünder stand auf, und ging so rüstig von dannen, als wenn ihm nichts wiederfahren wäre."

„Du bist erstaunt, Fremdling!" — so wandte sich Omus der Weise jetzt zu mir, und doch ist es nichts als eine innige Bekanntschaft mit den geheimen Kräften der Natur, welche das wirkt, was Euch Profanen ein Wunder dünkt. — Wisse mein Freund! daß ich seit einem Jahrzehend das Geheimniß entdeckte, vermöge des thierischen Magnetismus Todte zu erwecken. Dieser arme Sünder war nichts weiter, als ein Frevler, welcher die großen Erscheinungen im Reiche des Mesmerismus verspottete. Zur Strafe seines Unglaubens ließ ich ihn auf 48 Stunden an diesem Galgen baumeln, um ihn hiernächst durch die That von meiner Macht und seiner Thorheit zu überzeugen. — Daß mit dieser Züchtigung keine Gefahr verbunden war, hast du gesehen. Der arme Sünder hing nur provisorisch am Galgen, bis es mir oder einem andern Naturphilosophen gefiel, uns mit ihm in Rapport zu setzen, und ihn ins Leben

zurückzurufen. — Nimm dir ein Beispiel daran! gehe hin und glaube!“ —

Mit diesen Worten setzte Omus der Weise seine Flügel in Bewegung, schwang sich mit einem günstigen Nordostwinde, der so eben mit vollen Backen blies, in die Lüfte, und ließ mich, von Bewunderung, Schrecken und Glauben erfüllt, gänzlich verblüfft, dastehen. — —

„Schon sinkt der Sonnengott in Thetis Schooß. Ist Ihnen gefallig bei mir zu übernachten?“ — sagte der Bauer, indem er seine Repetir-Uhr schlagen ließ.

Ich lobe seine Gastfreundschaft. —

„Euer Gnaden beschämen mich“ antwortete er mit einer höfischen Verbeugung. — „Ein frugales, ländliches Mahl, ein Glas Maderawein, eine Ananas, eine Forelle und ein Rebhühnchen, das ist Alles, was ein armer Churmärkischer Bauer, wie Ich bin, Ihnen vorsetzen kann.“

Ich maß ihn mit großen Augen.

Ein Churmärkischer Bauer, der einen Reisenden auf ein Glas Maderawein und Ananas einladet — in der That! das war mir ganz etwas Neues. Mehr aus Neugierde, als aus Appetit nahm ich seine Einladung an, und folgte ihm um so lieber, je mehr ich Ursach hatte, um ein Nachtquartier besorgt zu seyn.

Er führte mich einem Dorfe zu, das am Abhange eines romantischen Hügels lag.

„Sehen Sie da, meine Zuckerpflanzung!“ sagte er, und zeigte auf ein Kartoffelfeld zur Seite der schönen Allee von Lombardischen Pappeln und Amerikanischen Tannen, die zum Dorfe führte.

„Eine Zuckerpflanzung?“ fragte ich, und bat um Erläuterung. — Da ergab es sich denn, daß ein großer Chemiker vor einem Jahrzehend das Geheimniß entdeckt

hatte, den Zuckerstoff unvermischt aus der Kartoffel herauszuscheiden. Seit dieser Zeit war in jedem deutschen Dorfe eine Zuckerraffinerie, kein Mensch dachte mehr daran, die Negersclaven deßhalb in Schweiß zu setzen, und in jeder Gemeinde wurde dem Erfinder zu Ehren jährlich ein mit Kartoffelzucker gemästetes Schwein geopfert.

„Wie werden Sie erst erstaunen" — fuhr der Bauer fort, wenn Sie meine Süd-Colonie in Augenschein genommen haben!" — Mit diesen Worten führte er mich auf einem Fußpfade, der sich durch einen anmuthigen Akazienhain schlängelte, in ein blühendes Thal, das eine höchst malerische Ansicht der zum Dorfe gehörigen Garten-Anlagen eröffnete.

„Gleich sind wir an Ort und Stelle" — sagte mein Führer, indem wir eine Anhöhe hinanstiegen, und jetzt merkte ich erst, daß die Temperatur sich mit jedem Schritte um einen Grad Wärme vermehrte, wie auch an den Thermometern zu sehen war, die hin und wieder an den Bäumen hingen. — In demselben Verhältniß ward auch die Vegetation immer südlicher, die Kartoffelfelder wechselten mit Melonen und Ananaspflanzungen, die Tannen und Birken mit Feigen-, Oliven- und Orangenbäumen, welche ohne ängstliche Wartung, nicht etwa in Töpfen, sondern in freier Erde wuchsen und üppig wucherten.

„Ist Euer Gnaden ein Träubchen gefällig?" — fragte jetzt der Bauer, und brach eine große, goldgelbe Traube von einem Weinstock. Ich biß dürstig hinein, und hatte den ganzen Mund voll des köstlichsten Capweinsaftes.

Der Bauer, der sich nicht wenig an meinem Erstaunen ergötzte, gab mir nun Aufschluß über diese wunderbaren Erscheinungen.

„Seit dem unsere Weisen die Kunst erfunden haben,

den kalten märkischen Sand durch chemische Düngung, und den nordischen Himmel durch Strahlenableiter für die südliche Vegetation empfänglich zu machen, leben wir hier halb im nördlichen Deutschland und halb in Italien, Spanien und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Boden, worauf wir jetzt stehen, ist durch künstliche Düngung in fruchtbare Cap- und Maderaerde verwandelt, und was die Temperatur betrifft, die Sie hier fühlen, so ersuche ich Sie, ihre Augen ein wenig auf jene Strahlenableiter zu richten." —

Ich blickte auf, und nun ward ich erst gewahr, daß eine Anzahl großer Glasglocken von wenigstens sechs Fuß im Durchmesser, über unsern Köpfen schwebten, welche die Strahlen der untergehenden Sonne in sich sogen, und auf die Erde ableiteten, und ausstreueten.

„Glückseliges zwanzigstes Jahrhundert! Beneidenswerther Landmann, den das schöne Loos traf, in dem Zeitalter der Weisen zu leben!" — so rief ich, indem wir von dem Weinberge hinabstiegen, und uns dem Dorfe näherten.

Bald waren wir am Eingange desselben angelangt, und nun war ich erst im Stande, die schönen architektonischen Verhältnisse in dessen Anlage zu bewundern. Thurm und Kirche waren im kühnen und gothischen Styl erbauet, und die Bauernhäuser glichen eben so vielen Römischen Villen, welche in einem Duft von Citronenblüthe, Jasmin und Spanischem Flieder schwammen. —

Als wir an einem, mit Corinthischen Säulen gezierten, und in Form einer Rotunda gebaueten Tempel vorbeigingen, wurde mein Ohr von einem harmonischen Choral berührt, welcher aus demselben hervorquoll. Ich horchte hoch auf: — „S' ist unsre Sing-Akademie" —

bemerkte der Bauer. „Sie übt so eben Mozarts Requiem ein" — „Ist's möglich?" — rief ich — „Eine Singakademie von märkischen Bauerjungen und Bauerdirnen?"

„Was ist da zu verwundern?" — erwiederte er — „Sie finden dergleichen in jedem Dorfe."

Ich

Ha, welch ein Grad der Cultur!

Der Bauer

Freilich, ohne die Culturmaschine wäre das nicht zu erreichen gewesen.

Ich

Culturmaschine? — Was ist das für ein Ding?

„Ecce"! versetzte der Bauer mit einem humoristischen Lächeln, und deutete auf ein seltsames Bauwerk, welches auf einem freien Platze mitten im Dorfe stand. Da ich den Zweck desselben nicht sogleich begriff, so gab er sich die Mühe, mir einen Commentar darüber zu liefern, und nun ging mir erst ein Licht auf.

Diese Maschine war nämlich ein Seitenstück zu der bereits oben gedachten Requisitionsmaschine, wurde gleichfalls durch Dämpfe getrieben, und war so eingerichtet, daß eine ganz zahlreiche Bauernjugend in dieselbe, wie in ein Joch, Kopf an Kopf hineingespannt werden konnte, dergestalt, daß ihre Kehrseite dem Spiele einer langen Karbatsche ausgesetzt war, welche vermöge eines sehr originellen Mechanismus in raschen, abgemessenen und kraftvollen Taktschlägen, gleich der Battuta eines Capellmeisters, über dieselbe hinfuhr, und auf solche Art eben das leistete, wozu sonst viele Arme erforderlich gewesen wären.

„Unsre Weisen" — sprach der Bauer — „hatten schon längst die Ueberzeugung erlangt, daß Kunstsinn, Aufklärung und Humanität dem Menschen auf dem kürzesten Wege

a posteriori beigebracht werde. Dieses Instrument ist daher in allen Gemeinden, in allen Schulen, Gymnasien und Universitäten, in allen Arbeits-, Erziehungs- und Zuchthäusern eingeführt. — Ohne diese Culturmaschine hätten wir keine Griechischen und Lateinischen Schulen, keine Sing-Akademieen, keine Schauspielhäuser, keine Zuckerraffinerien und Weinpflanzungen auf dem Lande. Ohne sie wären wir Bauern noch so weit in der Humanität zurück, daß wir keine Hospizien in unsern Dörfern hätten, wo jeder Wanderer umsonst bewirthet, und jeder Bettler gekleidet, gespeiset und beschenkt wird."

Jetzt standen wir vor einem hübschen, reinlichen Häuschen, das mit geschmackvollen Basreliefs verzieret, und dessen Portal durch zwei Jonische Säulen getragen wurde.

„Ist Euer Gnaden gefällig?" Dieß ist meine Wohnung — sagte der Bauer, und nöthigte mich hineinzutreten. Ich staunte über die Eleganz und den Luxus, welcher mich hier von allen Seiten umstrahlte.

Reiche Tapeten schmückten die Wände, aus hetruriſchen Gefäßen dufteten Wohlgerüche, und geschmackvolle Schildereien drückten den hohen Kunstsinn der Bewohner aus.

„Meine Tochter" — sagte der Wirth und stellte mir eine Jungfrau vor, welche am Fenster saß, und ohne sich durch meine Ankunft stören zu lassen, in einem Buche fortlas.

„Aber Ottilie! bemerkst du denn nicht unsern Gast?" rief der Vater unwillig. Sie legte das Buch bei Seite. Ein schlankes, reizendes Geschöpf, eine Anadyomene von Gestalt und Grazie, stand sie vor mir, in ein leichtes Musselingewand gehüllt. —

Ich gedachte der märkischen Landnymphen des 19ten Jahrhunderts, wie sie in ihren kurzen dicken Friesröcken

und Holzpantoffeln über einen Düngerhaufen hinwegschritten, und konnte vor Erstaunen kein Wort herausbringen.

„Verzeihung"! — lispelte Ottilie — „Göthes Wahlverwandtschaften fesselten mich." —

„Ja, das ist nun schon nicht anders" — bemerkte der Vater sanftverweisend — „das lebt und webt in der lieben Literatur, und kaum hat es die Lektüre bei Seite gelegt, so schreibt es selbst Romane, Tragödien mit Chören, und philosophische Systeme.

Da! Belieben Sie einmal ihre Bibliothek anzusehen! Ein Drittel besteht aus ihren eignen Werken.

Ich warf einen Blick in den schönen verzierten Bücherschrank von Mahagonyholz, auf welchem die Gipsbüsten des Aristoteles, Jakob Böhme und Werner standen. — Mit Verwunderung bemerkte ich die Werke des Sophokles, Euripides, Shakespeare, Cervantes, Calderon, Schiller, Göthe, Ariost, Tasso, Milton, Klopstock, Gubitz und anderer großen Dichter und Weltweisen, welche mir in reichen Prachteinbänden entgegenstrahlten.

„Unterhalte unsern Gast Ottilie!" gebot der Vater. — Sie setzte sich ans Fortepiano, und sang die Arie mi paventi mit der Virtuosität einer Mara. Und indem ihre Silberstimme mit der steigenden Fluth der Akkorde immer höher anschwoll, und endlich sanftklagend herabsank, begleitete sie den Gesang mit einem so ausdrucksvollen Mienen- und Geberdenspiele, daß mir ganz warm dabei ward. —

Während dessen hatte mein Wirth ein kleines Mahl in dem Nebenzimmer anrichten lassen, zu dem wir uns niedersetzten. — Ein Paar Stunden flossen unter traulichem Kosen bei einer Flasche märkischen Madera- und Cypernwein vorüber. Aber sobald der Wein Ottiliens Lebensgeister

erhöhete, fing sie an, gar wunderliche Reden zu führen, sprach von Wahlverwandtschaft zwischen ihr und mir, von dem Geheimnisse des Mesmerismus. und von dem unsichtbaren magnetischen Fluidum, welches von verwandten Naturen in einander überströme, daß mir dabei ganz unheimlich zu Muthe ward. —

Kurz, ich ersah mir die Gelegenheit, schlüpfte zur Thüre hinaus, und erreichte glücklich das freie Feld.

(Fortsetzung folgt im vierten Bändchen.)

Die Besänftigung.

Ein junger Zahnarzt wollte einem Bauer einen Zahn ausziehen, that aber der Sache zu viel, und brach ihm aus Unvorsicht zwei heraus. Der Bauer beklagte sich laut über diesen Zufall; aber der junge Zahnarzt, der mehr Witz als Uebung im Zahnausziehen besaß, hatte ein Mittel bei der Hand, ihn zu besänftigen. Sey stille, sagte er, damit mein Herr nicht erfährt, daß ich dir zwei Zähne ausgezogen habe, sonst mußt du für zwei bezahlen. Als der Bauer dies hörte, schlich er sich ganz sachte fort.

Die Henne.

Von Claudius.

Es war 'mal eine Henne fein,
Die legte fleißig Eier;
Und pflegte dann ganz ungemein,
Wenn ſie ein Ei gelegt, zu ſchrein,
Als wär' im Hauſe Feuer.
Ein alter Truthahn in dem Stall,
Der Fait vom Denken machte,
Ward böſ' darob, und Knall und Fall
Trat er zur Henn' und ſagte:
Das Schrei'n, Frau Nachtbarin, war eben nicht vonnöthen;
Und weil es doch zum Ei nichts thut,
So legt das Ei, und damit gut!
Hört, ſeyd darum gebeten!
Ihr wiſſet nicht, wie's durch den Kopf mir geht.
„Hm!“ ſprach die Nachbarin, und thät
Mit einem Fuß vortreten,
„Ihr wißt wohl ſchon, was heuer
Die Mode mit ſich bringt, ihr ungezognes Vieh!
Erſt leg' ich meine Eier,
Dann recenſir' ich ſie.“

Neujahrwünsche.

Den Aerzten und Advokaten eine gute Praxis, aber ohne Patienten und Prozesse.

Den Schneidern, daß die Moden ewig Mode bleiben mögen.

Den Schuhmachern schlechtes Wetter und den Spaziergängern Sonnenschein.

Den Schornsteinfegern einen Ruß, der weiß abfärbt, damit sie ihren Teint schonen.

Den Friseuren einen allgemeinen Abfall der menschlichen Haare, wodurch auch das Kameelhaar im Preise steigen würde.

Den Müllern Wasser auf ihre Mühle, desgleichen den Geschwätzigen.

Den Papiermüllern recht viel Lumpen.

Den Dachdeckern beim Herunterfallen Einen, der gerade vorübergeht.

Den Portraitmalern recht viel Pinsel — die sich malen lassen.

Den Dichtern recht viel Reime, damit sie nicht so viel ungereimtes Zeug schreiben.

Dem Theater ein volles Haus, dem Haus aber ein gutes Theater.

Den guten Schauspielern beim Abgang ein: Hierbleiben! den schlechten bei ihrem Abgang viel Applaus.

Den Schlossern recht viel Einbrüche, damit sie recht viel Schlösser und Schlüssel zu machen haben.

Den Blättern ein Blatt vor den Mund; den guten recht viel Absatz und den schlechten recht viel Abnahme, von Abonnenten nämlich.

Den Buchhändlern lauter Monate ohne R, weil in diesen die Krebse am besten schmecken.

Den Scheerenschleifern recht viel Ehrabschneider, und den Messerschmieden recht viel Aufschneider.

Die Barbiere endlich mögen in Zukunft nur Austernbärte zu rasiren haben.

Was am leichtesten zu haben ist.

Unter allen Ländern soll Neapel die zahlreichste Innung von Juristen haben, und man trägt sich daher mit vielerlei Anekdoten. So erzählt man unter andern: Der Papst Innocenz XI. habe einst einen neapolitanischen Marquis ersucht, ihn mit 30,000 Stück Schweinen zu versehen, aber vom Marquis folgende Antwort erhalten: Schweine habe er selbst nicht übrig, wenn aber Sr. Heiligkeit 30,000 Rechtsgelehrte benöthigt wären, so könne er damit aufwarten.

Die Mixtur.

Von Wagemann.

Zu mir, auf einem flinken Gaul,
Kam neulich hergeritten
Der Bauer Jackel: „Seyd nicht faul,
Sie hat bald ausgelitten!
Verschreibt ihr, daß ich sagen kann,
Ich hab', nach Christenweise,
Die letzte Pflicht an ihr gethan,
Noch etwas auf die Reise!“

„Was ihr da schwatzt, versteh' ich nicht,
Ihr müßt Euch ganz erklären.“
„Mein Weib liegt tödtlich an der Gicht,
Es wird nicht lang mehr währen;
Sie hustet und ist abgezehrt,
Und dürr und mürb wie Zunder,
Sind ihr drei Tage noch beschert,
Dann ist's ein wahres Wunder!

Schon sieben Jahre daur't das Ding,
Ich brauchte hundert Mittel!
Wenn's noch so sieben Jahre ging,
Vermöcht' ich keinen Kittel!

Doch nennt man mich den Filz im Ort,
Dieß aber ist erlogen!
Der Bader da, der Schinder dort
Han mich ums Geld betrogen.

„Den Doktor ließ ich freilich nie,
Was man mir vorwirft, kommen,
Doch nicht aus Geiz — denn hätte sie
Vom Doctor eingenommen,
Dann hieß es in dem Dorfe nun:
Ei seht den stolzen Prasser!
Er pfleget dick und groß zu thun,
Als hätt' er Gold wie Wasser.

Nur dieses ist allein die Schuld,
Daß ich den Doctor scheute: —
Jetzt aber bricht mir die Geduld,
Ich schau nicht auf die Leute;
Macht nur geschwind, schreibt etwas her,
Das Nächste ist das Beste!
Nach Hause darf ich nimmer leer,
Damit ich sie doch tröste."

Ich sah des Schalkes bösen Sinn,
Es war so leicht zu merken,
Schrieb schweigend eine Formel hin,
Die Leidende zu stärken. —
Er eilt, den Schurken im Gesicht,
Damit zur Apotheke,
Und flugs nach Haus, damit er nicht
Den guten Ruf beflecke.

Man soll im Dorfe wissen, daß
Er Alles angewendet,
Und aus der Apothek' ein Glas
Mit Medizin ihr spendet;
Und wie er eilet hin und her
Im Sporenstreich geritten! —
Wenn er ein Filz und lieblos wär',
Da hälfe wohl kein Bitten.

Den andern Tag in aller Früh'
Kommt unser Bauer wieder,
Bringt die Mixtur, und stellet sie
Auf meinen Schreibtisch nieder:
„Da habt ihr Eure Medizin,
Noch frisch und unverdorben! —
Drum nehmt Herr Doctor sie nur hin,
Mein Weib ist schon gestorben.

Kaum ritt ich in das Dorf hinein,
Hört' ich das Glöcklein läuten:
Das wird wohl meine Käther seyn!
Dacht' ich im Weiterreiten;
Ich trabte vor das Haus, und schon
Fing Peter an zu schreien —
Dieß ist mein kleiner, einz'ger Sohn,
Geblieben noch von dreien.

Und in der Kammer — tröst' sie Gott!
Ihr Stündlein hatt' geschlagen —
Lag hingestreckt und mausetodt
Die Arme auf dem Schragen! —

Umſonſt iſt nun der theure Quark,
Ich möcht' im Kopf mich kratzen!
Nehmt ihn zurück — er macht ja ſtark?
Gebt mir die dreißig Batzen."

„Ihr ſolltet Euch, bei meiner Treu',
Daß Ihr ſo redet, ſchämen!
Man pflegt verſchriebne Arzenei
Niemals zurückzunehmen."
„Was ſoll ich aber mit ihr thun?"
„Sie ſieden oder braten!"
„Sie koſtet dreißig Batzen! — Nun
Das wäre fein gerathen!

Beim Blitz ſie muß genoſſen ſeyn,
Dafür iſt keine Gnade!
Zu Haus nehm' ich ſie ſelber ein,
Ums Geld wär's ewig Schade."
„Das mögt Ihr thun — behüt' Euch Gott!"
Der Bauer nimmt die Flaſche,
Und ſteckt ſie, klagend ſeine Noth,
Sorgfältig in die Taſche.

Er reitet fort — und Wochen lang
Hört' ich nichts von dem Lümmel. —
Auf einmal hält im raſchen Gang
Vor meiner Thür' ein Schimmel,
Mich holt ſein Knecht: „Der Meiſter liegt
Beinah' in letzten Zügen,
Man glaubt, er habe Gift gekriegt,
Herr Doctor Ihr müßt fliegen!"

Behend ſchwang ich mich auf das Roß,
Dem Kranken beizuſtehen,
Und im Galoppe ſprengt' ich los,
So ſchnell es mochte gehen. —
An Ort und Stelle war ich gleich;
Im Bette lag der Bauer,
Vor Schmerz ſich krümmend, ſtarr und bleich
Und kalt im Fieberſchauer.

„O Herr!" ſprach er mit ſchwacher Stimm',
„Heut' hab' ich eingenommen,
Was ihr dem Weib verordnet — ſchlimm
Iſt mir der Trank bekommen;
Ich habe, mit Reſpekt ſchon mehr
Als hundertmal geſpieen,
Im Leibe brennt es mich ſo ſehr,
Als ob drin Kohlen glühen.

Den Jammer halt' ich nimmer aus;
Es koſte was es wolle,
Schafft Hülfe mir! — O welch ein Graus,
Wenn ich ſo ſterben ſolle!"
Schon ranzig war die Medizin,
Ich durfte nicht mehr fragen,
Drum wirkte ſie wie Gift auf ihn,
Entzündete den Magen.

Ich brauchte wahrlich Müh' und Zeit
Ihn vollends herzuſtellen,
Doch es gelang, und hoch erfreut
War ich den Fuchs zu prellen. —

Drei Gulden bietet er mir an,
Der unverschämte Zahler!
„So geht es nicht, mein lieber Mann,
Das kostet zwanzig Thaler.“

Er wirft das Geld hin, und dabei
Schwört er als wie besessen:
„Der Teufel hole die Arznei!
Hätt' ich sie nicht gefressen!“
„Nehmt's Euch zur Lehre“ — fiel ich ein —
„Ihr habt's nun selbst erfahren:
Man soll, um guter Wirth zu seyn,
Niemals zur Unzeit sparen.“

Das wohlgebildete Ehepaar.

Hans.

Lucinde hat, wie man erzählet,
Mit einem Blinden sich vermählet.

Kunz.

Ja, ja! das ist mit Fleiß geschehn,
Der kann nun nichts von ihrem Buckel sehn.

Die Luftschifffahrt des Herrn Professor Reichardt in Leipzig.

(Herloßsohn's Komet.)

Kaum war der Professor Reichardt in Leipzig angekommen, so meldete ich mich bei ihm. Er empfing mich sehr artig, ich bat ihn um die Erlaubniß, die Luftreise mit ihm unternehmen zu dürfen. Er zauderte einen Augenblick; denn kurz zuvor hatte sich ein in Wolle reisender Engländer zum Begleiter angeboten.

„Sie reisen in Luft," sagte ich, „der Mann reist in Wolle. Ich reise mit Dampf — wir passen also besser zu einander, Herr Professor!" —

Er willigte ein. Denn die Erfindung der Aerostaten und die der Dampfmaschinen ist gleich groß. —

Der denkwürdige Tag erschien — das Meßpublikum war zahlreich versammelt. Alle Welt bewunderte den Professor und erstaunte über meine Kühnheit, denn es war ihnen hier noch kein Journalist vorgekommen, der sich über das Gewöhnliche erhoben hätte.

Der Ballon war gefüllt — die Gondel schwankte am Netz — die Kanonen donnerten. Ich nahm leichten Abschied von den Menschen; denn dort oben, sagt die Schrift, ist es besser. Ich ließ ihnen einige Thränen und das Nachsehen zurück.

Der Professor gab die Pistolensignale, die Stränge wurden losgelassen, der Ball schoß pfeilschnell in die Höhe. —

Ich warf noch einen Blick hernieder auf das versammelte Publikum, und wie wohl that es mir, jetzt Manchen über die Achsel ansehen zu können, der mich sonst nur von der Seite angesehen.

Bald lag es unter uns Berge tief. „Auf den Bergen", rief ich aus, „wohnt die Freiheit;" verbesserte mich aber gleich: „nein! über den Bergen, in der Luft wohnt die Freiheit; darum war die Freiheit stets ein Luftschloß!"

Wir waren jetzt 4000 Fuß hoch; unter uns schwamm ein blaues Meer, nur helle Silberpunkte: Flüsse, Seen, blinzelten hindurch. Wir hörten das Brüllen des Viehes, welches täglich durch den Eingang des Rosenthales getrieben wird. „O", rief ich aus, „das sind bekannte Töne — noch sind wir nicht von aller menschlichen Hülfe fern."

Kein Lüftchen regte sich — es war vorweltlich still um uns, man konnte den leisen Athemzug der Natur, das Flüstern der Houri's im Paradiese hören; es war so still wie an einem Kaffeetisch von Damen.

„Ist Ihnen bange?" fragte mich der Professor.

„O nein!" versetzte ich; „wäre ich aber die Polizei, mir würde bange, da man hier gar nichts zu hören bekommt."

„Fühlen Sie Ohrenzwang?" fragte der Professor weiter.

„Das kann ich nicht so genau bestimmen, man wird auf Erden an so etwas durch Theater, Vorlesungen, Predigten, Kunstgespräche so ziemlich gewöhnt."

Ich nahm meine Uhr heraus — wir waren bereits eine Stunde gefahren. Ich griff in die Tasche.

„Was wollen Sie?" fragte der Professor.

„Chausseegeld," versetzte ich, „wir müssen am Schlagbaum —"

Der Professor lachte, ich schlug mich, beschämt über meine Zerstreuung, vor den Kopf,

„Welche Lust gewährt das Reisen!“

„Die Welt hier ist vollkommen überall. — Jetzt bin ich ein überschwänglicher Mensch, jetzt schwebe ich in höhern Regionen, wovon sich unsere Dichter, wenn sie's auch sagen, nichts träumen lassen. — Jetzt möchte ich ein französisches Vaudeville übersetzen.“

„Wie so?“ fragte der Herr Professor.

„Bloß um den deutschen Bühnendichtern zu beweisen, daß dieß auch ohne Lexikon möglich ist, daß man sich über seinen Stoff erheben kann.“ —

Jetzt waren wir 5000 Fuß hoch. Rechts war nichts, links war nichts, unter uns gar nichts. So schnell steigt kein Prinz zum General empor.

5000 Schuh! Eine beträchtliche Höhe. Ich weiß nicht, ob es —r Damenschuhe waren oder zwölfzollige. Das kommt auf Eins heraus.

In dieser Höhe ward mir erst sonderbar zu Muthe. — Ich rief mehrmals aus: „O das ist stark!“ und Niemand konnte mich hier auf Injurien verklagen oder als Demagogen denunciren. —

Ich sang:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er in Ketten geboren!“ —

besann mich aber gleich und setzte für Ketten — Luftballon.

Merkwürdig — ich konnte oben die Angst nicht ganz los werden, welche man auf Erden gewissen Rücksichten schuldig ist. Ich sah umher, ob nicht eine Elster in der

Nähe sey, die mein kühnes Wort weiter plaudern könnte; aber durch einen Wolkenriß sah ich nur die Leipziger Elster und diese, ein Heldengrab, ist auch stumm wie ein Heldengrab — sie murmelt nur Epitaphien und plaudert nichts aus.

Wir standen plötzlich bei einer Höhe von 5400 Fuß still. Ich erschrack. „Es gibt keinen Stillstand in der Natur," hat ein Weiser gesagt, und hier, wo wir doch in der wahren puren Natur waren, wo es keine Bauschärmel, kein Fischbein, keine Watte gab — hier war Stillstand.

Ich ward irre an der Natur und an dem Weisen. — Auf der Erde — das hatte ich gehört — gibt es Stillstand: in der Wissenschaft, in der Cultur, Aufklärung, Politik —: aber hier? —

Wir senkten uns plötzlich auf 4700 Fuß. Ich hörte die Thomasuhr schlagen. — Merkwürdig, das habe ich in Leipzig schon seit ein paar Monaten nicht gehört. —

Der Professor sagte jetzt: „Wir wollen uns nun sachte herablassen, fassen sie Muth!"

— „O"! rief ich, „lassen Sie mich nur einmal herablassend seyn; das waren auf Erden viele Leute gegen mich, die mir gar nichts abließen, auch gar nichts abzulassen hatten."

Der Ballon fiel rasch, wie die spanischen Papiere, aber er nahm keinen Schaden. Wir schwebten über den Plantagen des Johannisthales. Der Professor warf den Anker nach einer riesigen Banane, das Seil schlang sich um einen Zweig. Wir begannen den Luftballon zu entleeren. Er ließ es sich gefallen; so aufgeblasen er früher war, so bescheiden war er jetzt.

„Menschheit spiegle dich daran!" —

Eine zahllose Menschenmenge war herbeigeeilt — die

Gondel schwankte über einem Kartoffelfelde, hundert hülfreiche Hände streckten sich uns entgegen; ich sprang rasch heraus, und fiel einem Mann in die Arme, es war ein Acciseinnehmer.

Die sinnreiche Stummheit.

Ein Bauer, der eine Last Holz trug, schrie, um Keinen zu stoßen, wiederholt: vorgesehen, vorgesehen! Demohngeachtet wurde ein ungeschickter Mensch gestoßen, und führte den Bauer vor den Richter, um Genugthuung zu erhalten. Aber siehe, der Bauer war völlig stumm geworden, und gab auf alle Fragen auch nicht die kleinste Antwort. „Was soll ich mit einem Stummen machen", sagte der Richter endlich, „er konnte Euch nicht warnen." O, schrie der Kläger, er ist nicht stumm; er hat laut genug: vorgesehen, vorgesehen! gerufen. Auf einmal bekam der Bauer die Sprache wieder, und sagte: Wenn das ist, warum habt Ihr denn nicht darauf gehört?

Es ist zu vermuthen, daß der Richter den gescheidten Bauer lossprach.

Aus dem wiederaufgelebten Eipeldauer.

(Jahrgang 1800.)

Herzallerliebster Herr Vetter!

Ausgschlafen hätt' ich mich jetzt, und da will ich also mein Versprechen halten, und den Herrn Vettern noch ein und anders von der Freiredut erzähln.

Unter den vielen schön Maskera, die da warn, hats auch die vier Jahrszeiten gebn; da hat aber der Winter so ein schöns Gsichtel ghabt, wie der Sommer. Herr Vetter, so ein Winter wär mir schon recht; denn da brauchte man ja kein andern Ofen zum Warmen.

Hernach war ein andre wunderschöne Maskera da, und der sind d' lebendigen Blumen ausn Kopf außer gwachsen, und wie ich ghört hab, so soll das die Göttin Flora gwesen seyn, und da wärs wohl gut, wenn öfters so ein Göttin mit so wohlriechenden Blumen auf der Redut wär, so därft man 's Schwitzeln und d' übrigen Grüchel weniger riechen.

Acht Kosaken sind auch drin gwesen, und die habn so wunderschöne Gsichtl an ihrn Arm gführt, daß unsre gnädigen Herrn sich an ihnen durch ihr Stecherl fast d'Augn ausgschaut habn. Ich glaub, Herr Vetter, sie wärn alle gern an der Stell Kosaken wordn.

Aus dem Circassierland, wo die schön Madln z'Haus seyn solln, hats auch ein ganzs Halbduzet gebn; aber

nichts hat der Herr Vetter häufiger antroffen, als 's Madl von Marienburg, und Herr Vetter, da wär halt mancher wieder gern der Peter Tschar gwesen.

Mit einer Leyrn war auch einer da, und den sind immer neun junge hübsche Gsichtl nachgrennt; und da hab ich ghört, daß das der Poeten ihr Gott, der Apollo mit sein neun Muserln ist. Eine von den schön Muserln hat ein wunderschöns Gedicht austheilt, und das hat freilich gut ausfalln müssen, weils der Poetengott selber soll gmacht habn. Es sind aber noch mehr andre Versel austheilt wordn, die habn mir aber nicht so gut gschmeckt.

D'Fraunzimmer sind d' meisten in weißen Atlas eing'wickelt gwesen; aber einige habn wieder ausgschaut, als wenn s' wo ein Kirchenornat plündert hätten, und sind bis an Hals in reichen Zeug drin gsteckt.

Aber nichts würd dem Herrn Vettern vielleicht besser gfalln habn, als d' schöne Ordnung, und d' Höflichkeit, mit der die Redutgäst einander begegnt sind. Da hat man keine Strobelköpf gsehn, die den Leuten, wie d' Affen, ins Gsicht lachn, und d'Frauenzimmer kneippen und zwicken, wie 's sonst ihr Gwohnheit ist. D'Frauenzimmer habn auch nicht fürchten dürfen, daß s' an den Sporn von unsern Fußreitern mit ihrn Kleid henken bleibn, oder daß s' mit Stiefelwix angschmiert werden.

Bei der Kredenz aber ists freilich nicht gar so ordentlich zugangen, und da ists wohl gut gwesen, daß der schöne kaiserliche Adler, der dort ghenkt ist, nicht lebendig war, sonst hätt er manchen auf d'Finger becken müssen.

Es ist ein solches Gedräng gwesen, als wie am Samstag, wenn die Tagwerker auszahlt werden. Ein jeds hat am ersten bei der Kredenz seyn wollen. Ich hab ein Teller mit ein Fasanbiegel erschnappt: aber puff! hats mir einer

aus der Hand grissen, und hat sein Ganserl damit gschoppt, das er an Arm gführt hat. Aber, Herr Vetter, das ist noch nicht Alles.

Anstatt, daß s' d' Baner wieder auf die Teller hingiegt hätten, habn sie s' auf d' Erd gworfen, und da hat der Boden ausgschaut, wie in ein Todtenkammerl, und weil keine Salveter da warn, so habn sich einige Schweinigel d' schmutzigen Händ sogar an Fraunzimmerkleidern abputzt: die habn also wirklich zeigt, daß s' auf der Schütt sind.

Ich hab den Herrn Vettern schon neulich von einer gnädign Frau gschriebn, die ihre Säck mit Torten voll gfüllt hat; aber ein gwisser gnädiger Herr hats noch ärger triebn. Dem hat sein Frau Gmahlin z'Haus untern Domino zwei große Anhenksäck angnaht, und die hat er drin so voll anpackt, daß ein Mühlesel dran z'tragn hätt ghabt. Er hätt auch gern von der feinen Zuckerbacherei was mit spazieren lassen, da hat ihm aber ein Spaßvogel weiß gmacht, daß die nur zur Schau da steht.

Aber den gnädigen Herrn ist ein Strach gschehn. Wie er mit sein Fraßmagazin wieder in den großen Saal kommen ist, so ist er mit sein Domino an ein Fraunzimmer henkn bliebn, und da ist er auf einmal mit sein angfüllten Säcken da gstanden, wie einmal d' Kapuziner, wann s' ins Sammeln gangen sind. Das war ein schrecklichs Glachter; aber der gnädige Herr muß 's Einpacken schon gwohnt seyn, denn er hat sich gar nicht gschamt.

Es war aber noch ein andrer unverschamter Herr auf der Redut. Der hat ein Tokeyerwein begehrt, und da hat ihm der Herr, der die Kredenz zu bedienen ghabt hat, ein Glaßl von besten Ausbruch geben: das Glaßl hat er also ausgfürfelt, hat aber dabei ein Gsicht gmacht, wie unsere Wirth, wenn s' auf's Weinkosten ausgehn, und wie er

mit 'n Glaßl firtig war, ſo hat er's, wie ein Bauernfünfer, aufn Tiſch hinplackt, und hat gſagt: Habn ſ' denn kein beſſern Tokeyer?

Das hat den braven Herrn von der Kredenz verdroſſen, und deßwegn hat er ihm gantwortet: für das Geld iſt er gut gnug. Herr Vetter, ich habs dem Gispel angſehn, daß er aus ein Land z'Haus ſeyn muß, wo ſ' vielleicht ein Aepfelmoſt ſtattn Wein trinken.

Ich hab auf der Redut mit mehrern Weinbeißern gredt, und die habn mich alle verſichert, daß die Wein durch die Bank, und bſonders der Oeſtreicher und der Tokeyer nicht beſſer hätten ſeyn können; es iſt aber auch leicht z'glaubn. Sie warn ja aus'n Hofkeller, und dort gibts keine ſolche Tauſendkünſtler, die ſich auf's Weinpantſchen verſtehn.

Wie 's gegn die Früh gangen iſt, ſo hats auf einmal fremde Gſichter drin gebn, die ich durch die ganze Nacht nicht gſehn hab; die werden aber, wie die Geiſter in der Teufelsmühl, vielleicht auch aus der Erden herauf kommen ſeyn. Das ſind aber hungrige Geiſter gweſen, denn ſie haben auch brav einpackt. —

Ich hab den Herrn Vettern ſchon jüngſt gſchriebn, daß auf der Freiredut wenig tanzt worden iſt. Das laßt ſich aber ohne Schriftausleger erklärn, denn es ſind ja ein Menge Herrn und Fraun drin gweſen, die ſchon vor 30 Jahrln ihrn Ehrntanz gmacht habn. 'S junge Flügelwerk iſt freilich nicht damit z'frieden gweſen, weil aber d'Kredenz frei war, ſo habn ſ' ſtatt ihrer die Becherl mitn Gfrornen brav herum tanzen laſſen.

Mit ein Wort, Herr Vetter, d'Freiredut hat vielen Leuten ein Vergnügen, aber vielen auch wieder ein Verdruß gmacht. Da iſt einer von mein Herrn Mitkollegi den Tag drauf mit ein blaun Aug ins Amt kommen, und der

hat mirs anvertraut, daß ihm sein Frau Gmahlin das blaue Aug gschlagn hätt, weil er kein Billiet für sie kriegt hat; aber Herr Vetter, das ist nicht d' einzige Kanzleifrau, die deßwegn mit ihrn Mann grauft hat.

Ein gute Freundin von meiner Frau Gmahlin liegt an der Gallsucht aufn Tod krank, und die droht, daß s' den Präsidenten d'Augen auskratzen will, weil er ihr kein Billiet gschickt hat.

Aber, Herr Vetter, es wär ja eine bloße Unmöglichkeit gwesen, allen Beamtensfraun Billieter z'geben. Es sind ja so viel andre brave Leut durchgfalln, die s' gwiß eben so gut verdient hätten. Unsre vornehmen Mätressen müssen auch nicht alle ein Billiet kriegt habn, denn ich hab höchstens nur ein halb Duzet auf der Redut drin gsehn; aber wer weiß, Herr Vetter, zu welchen Departiment, als s' ghört habn.

Mehr weiß ich den Herrn Vettern von der Redut nicht z'schreiben; aber von einer großen Schlittenfahrt geht d'Red jetzt; da werden s' aber wohl wieder warten, bis sich d' großen Schneehaufen, die überall in der Stadt herum liegn, wieder in ein Koth verwandeln.

Damit der Herr Vetter sehn kann, was in ein Jahr z'Wien gessen und trunken wird, so schick ich den Herrn Vettern d'Lista davon. Ich hätt's für unmöglich ghalten, wenn ichs nicht von so guter Hand wüßt. 'S vergangene Jahr sind also bei der Linie herein kommen:

Ochsen	54,000
Kälber	79,267
Lamperl	190,526
Frischling	38,170
Spanferln . . .	16,765

Da sind also noch keine Kapauner, keine Fasonen,

keine Hasen, keine Gäns, und kein groß Wildprat, und kein übrigs Flügel- und Vogelwerk dabei.

An weißen Mehl	. .	400,000 Ctr.
An schwarzen Mehl	. .	521,000 „

D'Saufliste ist auch nicht viel kleiner ausgfalln.

An Oesterreicherwein	.	553,466 Eimer.
An Bier	. . .	387,074 „
Ungar. und ausländ. Wein		16,997 „

Die Pferd müssen auch bei guten Appetit gwesen seyn, denn sie habn an Habern allein 1,381,513 Metzen z'samm gfressen. Aber was glaubt der Herr Vetter, was erst an Holz verbrennt worden ist? Es scheint unglaublich: 214,823 Klafter. Aber da kann der Herr Vetter sehn, was Oesterreich für ein gsegntes Land ist, sonst müßt ja d'Hauptstadt allein längst 's ganze Land aufgfressen habn.

Ich muß dem Herrn Vettern von meiner Frau Gmahlin auch ein Stückl erzähln. Da ist ihr die Täg ihr Konarivogel auskommen, und da hat s' um ein Herrn von der Polizei gschickt, und hat mit Gwalt verlangt, daß er ihr den Vogel herschaffen soll. Da ist s' aber brav ausglacht worden, denn der brave Herr hat ihr gsagt: daß d' Polizei kein Vogel nachfliegen kann; wenn s' ihm aber sagn kann, wer ihrn Vogel hat, so will er ihr ihn verschaffen.

Zum Bschluß für heunt noch ein lustigs Stückl. Da hat sich ein Herr aufn Land ein Häußl kauft, und weil er gern von der ganzen Welt gliebt seyn möcht, so hat er auf sein Haus die zwei Vers gschriebn:

Wenn ich nur wüßt, was ich sollt üben,
Damit mich alle Menschen lieben?

Da hat ihm aber ein Spaßvogl die zwei andern Vers drunter gschriebn:

Friß D— und ſchmeiß Gold,
So iſt dir die ganze Welt hold.

Herr Vetter, ſo ein Goldſchmeiſſer könnten wir itzt brauchen.

(Fortſetzung folgt.)

Lob des guten Styls.

Von E. Ortlepp.

Der eigentlich gute oder claſſiſche oder gediegene, mithin von Geiſt, Phantaſie, Gefühl und Gemüth durchdrungene Styl muß das Ziel des Beſtrebens jedes Autors in Proſa ſeyn, welcher ſich beſtrebt, das wahrhaft Gediegene, das in Göthe und Schiller ſich zeigt, welche die beſten Vorbilder ſind, mit denen man auch Herder und Wieland verknüpfen kann, ſoll und darf, zu verwirklichen, dermaßen, daß Jeder, der das Buch lieſ't, durch einen mehr zu fühlenden als zu ſchildernden Zauber — das Meiſte liegt in der Form, als deren Grundlage jedennoch der ſchöne Stoff da ſeyn muß — ſich nicht nur bezaubert, ſondern auch gefeſſelt fühlt. Es kommt dann über den Leſer ein Gefühl, als ob er ſelbſt ſo ſchreiben ſowohl als dichten könnte, was noch ſchwerer iſt, und wenn er's probirt, ſo kann er's doch nicht! Denn es iſt ſehr ſchwierig, beſonders was die Zügelung der Phantaſie betrifft; und es darf auch nichts Eckiges oder Ungeſchicktes darin ſeyn, und

auch die Gefälligkeit des Ausdrucks der Gedanken und Empfindungen des Geistes und des Herzens ist ein Gegenstand der größten Schwierigkeit; denn passabel schreiben, das geht noch; aber geistreich schreiben, das ist das Unmögliche! Man muß dahero nicht nur die Ueberzeugung, sondern auch den Glauben, und sogar das Zutrauen von seiner eigenen Kraft und eigenthümlichen Vermögen haben; man muß Uebung haben; man muß Kopf besitzen; man muß auch Verstand haben, und Gefühl muß man besitzen, und Phantasie muß man auch haben, und Gewandtheit muß man in der Feder besitzen, um mit dem Ausdruck nach genialen Regeln abzuwechseln und gleichsam zu spielen, und die Worte nicht zweimal oder dreimal schreiben, die man schon einmal geschrieben hat, und man muß auch Perioden bauen, und das ist wieder eine neue Schwierigkeit — dazu gehört Symmetrie, Sympathie, Synkrasie, Synthetik, Combination, Symphonie und Erfahrung! Auch Physiologie und Praxis muß man verstehen, und so ließe sich Vieles an die Hand geben, um Jemanden eines guten Styles Erlangung zu verschaffen; aber das ist auch wieder wahr, wer ihn hat, der hat ihn; und wer ihn nicht hat, dem läßt er sich nicht geben!

Die Schöpfung der ersten Menschen, der Sündenfall der ersten Menschen.

Von Seb. Sailer.

(Fortsetzung.)

Zweiter Aufzug.

Adam (gähnend.)

Au, au, au — ischt mar do Zeit so lang,
Mei Maul goht mar auf bei drei vier Spang;
So goht es, wenn ma ist alloi,
Gott Vater bleibt lang dahoi;
Wenn er schau käm i hett noits darwider;
Gotts Nama ih leg mi a bizli do nieder,
Daß ih mi zum Schlofa richt
S'gilt an Baza as gschicht.

Arie.

A Schläfle thät mer tauge,
A Rüehle thät mer wohl;
As blinzlat meine Auga,
Dear Kopf dear ischt mer vol,
Ih will mi gau brav schtrecka.
Gott Vater kommt mer zschpoat;
Ear weat mi schau aufweka
Wenn ear gnua geassa hoat.

Do goht a liebles Windle,
Dös Gräsle do ist lind,
Wenn i gau schlof a Schtündle
Vergoht mar Zeit doh g'schwind;
So kan i nimme wacha
Daß ih allot rum zui
Gott Vater theand doch macha,
I wet as wär schau drui.

G. V.

Dees hoißt gschlofa, dees hoißt gschnarchat,
Adam reißt gewaltige Löcher in Barchat.
Adam laß der nu braf troma
Was moischt, soll dar a Weib kroma?

Adam (träumt.)

Verschaffet nu oina,
S'ischt besser als koina.

G. V.

As ischt halt so a Sach,
I will gau dra ganz gmach.
Guot Ding braucht Weil,
Denn wenn ih eil,
So ischt au glei gfählt,
Noh Adam bischt butzat und gschtrählt!

Arie.

Verschaff am ih koine, so will er verzaga,
Verschaff am ih oina, so ischt er halt gschlaga.
Worum, dorum um a Weib
Schlimmers, baisars noitz auftreib.
Freile kas au guete gea
Die au caba fromm und scheа.

Adam (träumend.)

Aber ai!
Gait's au Mäus im Bodaſa?

G. V.

Moi Adam da weaſcht as wohi redli noh büeßa,
Wenn du ſo viel kaufa und zahla weaſcht müeßa,
Miader, Juppe, Tuach und Boy
Spitz und Bändel ällerloi,
Schüatz, Halstüachla, Hauba, Käppla
Und au Bhänk an d'Auraläppla,
Roifröck, wie dicke broite Schweizerküah.
Und kriegſcht du a fromma a guata a truia
So laß ih mi doch äll mei Arbat et ruiha,
Denn a guots Weib, ſeit der Schwob,
Iſcht a grauße Gottesgob.
Aber, aber, aber, währli!
Adam glaub s'iſcht ziemli gfährli;
Daß ſui groth,
Geab mer uiſer Herrgatt Gnod.

Adam (träumend.)

D'Wealt iſcht kugelrund!
Wie viel ſchlof ih ſchau Schtund?

G. V.

Schlof a Gottsnama und ſchwäz itt ſo viel
Jez will ih gau a dees ſauber Gſpiel.

Adam (träumend.)

Ih ſchlof ſo, haud er denn kone Auhra.

G. V.

Jo ſo ih hair di ziemli gnaura,

So mueß es halt ſey.
Jez ka ih zu ſeine Rippe nei,
Oine neam am uſſam Leib
Und buſſier a wakkers Weib.

Ariette.

Um a Fraunam iſcht as zwor
Gar a hoikles Ding,
Macht am Ma oft groe Hoor
Und in Kopf viel Sprüng.
Bald ma ihr die Hoſa loht,
Geit ſui nimme noh.
Adam gang wach auf, es ſtoht
Grad ſo oine do!

Gſchwind ſtand hinter mi na!
Ih will auſwecke dein Ma
Und Schtund ſchreie a:
Loſet Herr Adam laud ui ſage,
S'Glöckle dees hott drui gſchlaga!
Druia
Schtand auf, nimme liega bleib,
Wiſch d'Auga, gugg, do hoſcht a Weib!

Adam (wachend.)

Bona dies, bona dies,
I moi, i häb da Krampf in de Füeß,
Wo iſcht ſui denn, i meecht ſui hau?

G. V.

Komm nu fürre, er woißt es ſchau.

Adam.

Iſcht des mei Gſpäni?

Eva.

Jo Adam dees bin i,
I mois.

Adam.

Dees wär wohl wis.
Grüeß mi au, wenn du mei Frau.
Da thuaſcht aber no ſaure Gſichter macha,
I moi, da ſeyaſcht nu halba bacha.
Da biſcht deniſcht ſchea und zierle;
Gott Vater! wohear neammat ar dees Dierle?

G. V.

Sui iſcht dei Frau, as bleibt darbei,
Ih will dar gau ſaga wie as gange ſey.

Ariette.

Wie du ins Gras di nieder g'legt
Und älle Viere vo der gſchtreckt
Und uffem grüana Platz
Wie a Katz
Gſchlofa an,
Haun i hoimli mit Manier
Gſchwind a Ribbli gſchtole dir
Und darnoh, gmach und ſchtet
Uffer dreht
Do drei Frau.

Adam.

Wia ſoh? Sih ih doch
In meiner Seita koi Loch,
Ih ſiea koi Bluat, ih ſieh koi Wunda,
Wie haudar denn das Weib dohinna gfunda?
Jez beim Plunder!
Nimmts mi nimme Wunder,

Itt umſauſcht hots mi dahinna ſo glimmt,
So gſchtocha, ſo bläht, ſo gräuſeli grimmt.
Wenn as mier wär gfalla ei,
Daß ſo a Wuaſcht ſott immer ſey,
Hett ich mit Flußrauch mih ſchau gräucht,
Oder da Beattel gar mit Billala naus giaicht.

Eva.

Dees ſeand ſchau ſchleachte Brief;
S'wär koi Wunder, wenn i heut no verblief.

Arie.

Ih komm doch uffam weiße Boi
Hübſch wacker und ganz gſchmeidig,
Du biſcht aus Leatta nu alloi
Gealt, gealt, da biſcht mer neidig?
Gex dich! — Gex dich! —

Adam.

Wenn ih koi Ribb het neama lau,
Mei, ſag mer, wie thäts um di ſchtau?
Da wäreſcht noits, da wäreſt ſo,
Mit Leib und Sail bei mier itt do.
Gex dich! — Gex dich! —

G. V.

Fried, Fried, wia wia?
Balgater ſchau ſo früah?
Ar kommet zweit!
Wie wearat ars aiſcht macha mit der Zeit.

Ariette.

Adam.

O wär ih no ledig
Und hett no koi Weib,
So brücht ih koi Predig,
Ih bei ar itt bleib.
O lieber Gott Vater! ui gib ih sui hoi,
Ih leg mi do nieder, will leaba alloi.

G. V.

Ih nimm sui nimme a;
Sui ischt dei Weib und du ihr Ma.
In Gottes Nama gib ih ui zsama.
Ih waisch viel Glück in d'Aih
Und Seaga; was weand ar mai?

Adam.

Wie hoißt denn mei Weib, mit dear i soll leaba?

G. V.

Da därfscht ar no scall an Nama geaba.

Ariette.

Uschel, Bäbel, Kätter, Adla,
Naisa, Luzei, Thraina, Madla,
Jacobine, Dorathai,
Appel oder Salamei,
Zezil, Rausa, Lisabaitha,
Franzel, Regel oder Graitha,
Brigat, Stasla, Annamei,
Hoscht a ganza Litanei.

Adam.

Wenn i ſui därf daiſa,
So hoiß i ſui Aiſa.
Aiſa Weible! iſcht dei Nam, denk ſei dra,
Daß da ſeyeſt g'namſet vo ma Ma,
Itt ear vo dier.
Gott Vater! gealtat ihr?

G. V.

Jo ſo da hoſcht d'Wohrat gſait,
Deer Nam ſey ar aufglait.

Eva.

Male! ſchla nu ei,
Mar weand jetzt boide eiſar ſey.

G. V.

Aber, ihr Leutla, jez laud ui ſaga,
Ih will ui mei Gebott no der Länge und Broite vortraga.
Adam, du biſcht der Ma,
Di goht as zaiſchta a.

Arie.

A Gſchpäßle, a Ruah,
Aells laß ih ui zua,
Koi Dingle dohinna verbiata ui thua.
Nu eis will i hau,
Dös Bömle laud ſchlau,
Suſcht müeßat ar älle boid s'Leaba glei lau.

Gib Achting auf mi, dees Bömble do ſieh,
Dees trait baiſe Aepfel und Früachta für dih,

Gang itt dar zua na, und greif mars itt a,
Suſcht goht ders Hundsübel und endli muaſcht dra.

Suſcht älls ih dier ſchenk, an meine Woat denk,
Merks Bömle, an dees ih an Strauwiſch jez henk,
Denk du und dei Frau, deet iſcht dar Wau, Wau,
Des iſcht für ui Boide a bannater Hau.

So lang du itt daud, hoſcht Adam koi Nauth,
Hoſch Milcha, hoſcht Käſa, hoſcht Butter uffs Braud,
Lieg nieder und ſchlof, da biſcht wie a Grof,
Hoſch Küahla, hoſcht Kälbla, hoſcht Oechsl und Schof.

Sey Adam fei gſcheid, des Bömle wohl meid,
Und gang us de Zähna des Luzifers Neid:
Ar iſcht ziemli ſchlau, dear Tuifel ihm trau,
Ar meecht di gearn macha-zur Oichale Sau.

Spricht er dier viel zua, und loht der koi Ruah,
So ſag am nu keakli, ih bi dar koi Bua.
Geit car itt viel drum, ſo ghair di gſchwind um,
Und ſag nu: Los Teufel, uf Kirbe mier kumm.

Dar Aepfel iſcht ſüeß, doch macht ar dier s'Grieß,
Im Bauch macht ars Rumpla, und Schmeaza in d'Füeß,
Sobald a du friſcht, hoſcht s'Gift ſchau verdwiſcht,
Darnoh deiner Leabtig a Himpalar biſcht.

Probiers nu, und beiß, glei muaſcht s'Paradeis
Uff ewig quittire, no freaßat di d'Läuß.
I ſeall füehr de naus, bei deiner Cartaus,
Und leid de koi Stund mai im hoilige Haus.

Wo witt darnoh hi, dei Weib, deine Sih,
Wenn i dier äuffätzig und gehäßig au bi?
Da kascht no zum Lau, eam Beattel no gau:
I bitt dih durs jüngscht Gericht, do Aepfel laß schtau.

Adam.

Gealt Aifle, dös laud mar wohl bleiba,
Eh mar as ließat da Abschied schreiba?

Eva.

Ewig soll dös Ding itt gschea.

Adam.

A Woat, a Woat, a Ma, a Ma,
Aepfel hi, Aepfel hear, i gang gwiß itt dra.

G. V.

Wenn ar gscheid und koine Narra seand,
Laud d'Aepfel schtau, susch theand was er weand,
Laß dih sei vo Neamad loka.

Adam.

I schad lieabar a Rüad, oder will Erbsala brokla.

G. V.

Adam halt dih wohl, susch weat ma dar zwaga.

Adam.

Ar deand dees Ding au so oft saga;
I bi jo schau bei meine Johr,
Gaud a Gottsnama, ar haud koi Gfohr!
(Schluß folgt im vierten Bändchen.)

Kleider machen Leute.

Von Rabener.

In dieſen drei Worten liegt eine unerſchöpfliche Weisheit verborgen. Sie ſind der Schlüſſel zu den erſtaunlichen Begebenheiten des menſchlichen Lebens, welche ſo vielen, und den Philoſophen am meiſten, unbegreiflich vorkommen. Sie ſind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückſeligkeiten zu erlangen, um welche ſich ein großer Theil der Menſchen vergebens bemühet. Thoren ſind es, welche ſich und Andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienſte, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückſelig, und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich und grauſam ſind unſre Moraliſten ſeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle dieſe ängſtlichen Bemühungen? Kleider, glückſelige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienſte, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr iſt mir nichts ſo lächerlich, als ein ſchlechter Mann in einem ſchlechten Aufzuge; und das iſt mir ganz unerträglich, wenn ein ſolcher Mann darum, weil er ehrlich iſt, angeſehen und bewundert zu ſeyn verlangt. Wie lange muß er ſich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur ſo weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider

vorzüglich machen, einigermaßen gelitten wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Genüge zu thun, bringt ihn in dreißig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher sich mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum erstenmale wagt. Er muß sehr glücklich seyn, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen, und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakei weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Camine, und steht Allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer!... Aber wäre es nicht möglich... Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisitte annehmen wollten, der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich, und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, Niemanden um das Seinige bringt, da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Ver-

dienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beide Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäftigung auf, alle Bedienten kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaselt kommt und den Schweiß seines betrogenen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist, sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder sich selbst dienen könnte; und womit er Jemandem dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen, und die Treppe hinunter kommen können. Es geschieht ihm Recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleidung und geringere Verdienste?

Man thut der Welt Unrecht, wenn man sagt, daß sie bei den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich, und blind sey. Sie ist es nicht, aber man muß ihr die

Augen durch eine äußerliche Pracht öffnen, und ſie durch ein vornehmes Geräuſch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß ſich ein großer Geiſt in ein ſchlechtes Kleid verſteckt? Die Welt iſt eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürſtlich gekleidet ſind. Nicht Alle haben die Geduld, den letzten Auftritt, und die Entwicklung des Spiels abzuwarten.

Man ſtelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertauſche die Kleider.

Eure Gnaden werden ſich gefallen laſſen, das ſchwarze Kleid dieſes ehrlichen Mannes anzuziehen, und ſeine etwas bejahrte Perrücke aufzuſetzen. Wie dumm ſehn Eure Gnaden aus! Die dreiſte und unverſchämte Miene iſt mit einem male verſchwunden. Aller Witz, deſſen ein prächtiges Kleid fähig war, iſt verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige Loge, in welcher er ſo vielmal der artige Herr, der allerliebſte artige Herr, der ſchalkhafte Baron geweſen. Er kommt. Er macht ſeine Verbeugung noch immer ſo gut, und ungezwungen, als ſonſt. Man lacht darüber. Er will die Hand küſſen, man ſtößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander, und ärgern ſich über die Unverſchämtheit des gemeinen Menſchen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bei ſeiner gnädigen Herrſchaft nicht gut thun und etwas mehr ſeyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeſchmackt, wie pedantiſch redet er! Er wird ungeduldig, und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narren, und läßt ihn durch die Heiducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausſtoßen.

Nunmehr erſcheint der redliche und verdienſtvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des

entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erstemal darin, und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehm, und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauschen ihm mit Beifall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarin, wer dieser Herr seyn müsse? Es kennt ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit, und sein Urtheil findet Beifall. Die Sänger werden gelobt, er lobt sie mit Geschmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen, er schweigt, und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshafte Art witzig zu seyn. Die Oper ist zu Ende. Er hat die Gnade, seine Nachbarin an die Kutsche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanständigkeit. Er darf die Hand küssen, und seiner Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückselige Veränderung! Der gnädige Herr! Der, welcher nur vor wenig Stunden noch beschämt am Camin stand, und allen Bedienten lächerlich war, ist jetzt die Bewunderung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Verdienste; denn man sieht seine prächtigen Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Werth unsrer Verdienste zu danken haben, so scheue ich mich nicht zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt.

oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugend und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen, und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervorspringen, so, wie das erste Roß an dem Ufer muthig hervor sprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreizack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen ging ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er erlauchte Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Domherrn zu; und zwar sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hingen zwei Excellenzen ohne Aermel. Einer seiner Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pachter zwei Quartale hatte vorschießen lassen, um seine hochadelichen Verdienste in der bevorstehenden Messe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen, und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und die Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stack ein großes Pakt schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zwei Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, saßen an der Thüre und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stand bei dem Meister, hielt den Hut unterm Arme, und blieb länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursache befragt. Er weiß die Hochachtung, welche ich

für die wunderthätigen Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren. Und weil uns der Körper, so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit scheint; so verbindet uns unsere Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe: so kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bei einer Trödelbude vorbeigehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört aller Unterschied auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wucherers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reich gestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt, und der besingungswürdige Gegenstand vieler hungrigen Musen gewesen; endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen, und habe bewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen; zur Vergebung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprüchwort

ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht seyn, und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und, wie es bei den meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaßen; so werden ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: „Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protektion. Das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unsrer Stadt zum Besten noch viele Jahre ꝛc.

N. S. In diesem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weiß, ob ich es wünschen, oder nicht wünschen soll. Denjenigen zur Warnung, welche mit den Verdiensten ihrer Kleider so, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun, will ich dieses Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorschlag gethan, daß der Handlung zum Besten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingerückt werden möge: „Daß Niemand ein reiches oder seidenes Kleid anziehen solle, bis er es bezahlt habe, und ein jeder solle zu dem Ende allezeit die Quittung von dem Schneider und Kaufmanne bei sich tragen.“ Was soll das

für ein Lärm werden! und wie angesehene Kleider werden vor unsern Augen verschwinden! Der Vorschlag ist so vernünftig und billig, und der Handlung so zuträglich, als einer seyn kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein wenig zu grausam. Sehr viele, gewiß sehr viele, welche weder Geld noch Verdienste besitzen, und ihr Ansehen bloß auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daß man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einem Male Alles, was sie vorzüglich, groß, liebenswürdig und ansehnlich gemacht hat. Was soll aus diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in .... und bei vornehmen Versammlungen seyn!

Was der Sohn Kis sucht.

Drei junge Witzlinge — wofür sie sich wenigstens hielten — begegneten einem ehrwürdigen Juden, und sogleich wandelte sie die Lust an, ihn aufzuziehen. „Guten Morgen, Vater Abraham!“ — sagte der eine. „Guten Morgen, Vater Isaak!“ — der andere. „Guten Morgen, Vater Jakob!“ — der dritte. „Ich bin weder Abraham, noch Isaak, noch Jakob,“ antwortete der Jude, „sondern Saul, der Sohn Kis, welcher ausging, seines Vaters Esel zu suchen, und siehe, hier hab' ich sie gefunden.“

Anekdoten aus Rochus Pumpernickels Jugendjahren.

(Fortsetzung.)

Reise nach Wien.

Als er die erste Nachtstation hielt, konnte er vor Menge der Flöhe nicht schlafen; er rief dem Kellner, und als dieser kam, fragte er ihn, ob er denn nicht ein Mittel wider die Flöhe, die ihn so sehr beunruhigen, wisse. Der Kellner, ein lustiger Kauz, antwortete: o ja, wir haben wohl ein Pulver, welches ihnen, nachdem man ihnen das Maul aufgesperrt, Kaffeelöffelweis gegeben werden soll; wir können aber wegen Mangel der Zeit dem Geschäfte nicht nachkommen, setzte er hinzu. Rochus, der die Schwierigkeit dieses Geschäfts nach und nach einsah, begnügte sich mit der Antwort des Kellners, und dachte auf ein anderes Mittel. Nach langem Nachsinnen sprang er auf, verlöschte das Nachtlicht und rief, nun habe ich gewiß Ruhe, denn das verdammte Ungeziefer kann mich jetzt nicht finden.

Da er aber trotz dieses Universalmittels von den ungebetenen Schlafkollegen noch immer beunruhigt wurde, und sein Sinn auch immer nach der in Besitz zu nehmenden Braut gerichtet war, so brachte er fast die ganze Nacht schlaflos zu. Lange vor Tagesanbruch klingelte er dem

Kellner, und als dieser erschien, sprach er: sieh mal zu, ob es schon Tag ist.

Der Kellner sagte: es ist noch stock finster.

Aber wie kannst du das wissen? erwiederte Rochus; nimm ein Licht, damit du sehen kannst, ob es noch dunkel ist.

Im Posthause gab es eine ungeheure Menge Fliegen, welche die Gäste, besonders beim Essen sehr inkommodirten. Rochus, dem dieß sehr zuwider war, sagte unwillig zum Postmeister: Herr, lassen Sie doch den Fliegen etwas zu essen geben, damit sie uns ungeschoren lassen!

„Sogleich," versetzte dieser trocken: „befehlen Sie nur, daß sie indeß Platz nehmen."

Pumpernickel, als er seine Flasche geleert hatte, ward witzig, und rief dem Kellner zu: Hier, Merkurius! nimm dieses Gefäß voll Leeres weg.

„Hört ihr?" rief ein Passagier, der unsern Mann im Reisewagen kennen gelernt hatte, „seinen Kopf sollt ihr nehmen."

Vier Meilen von Wien fragte er den Postmeister, durch welches Mittel der noch übrige Weg aufs Geschwindeste zurück zu legen sey? — Der Postmeister antwortete: „Man braucht gewöhnlich sechs Stunden; zahlen Sie aber ein Pferd mehr, so schaff' ich Sie in fünf Stunden hin; zahlen Sie zwei Pferd mehr, in vier Stunden."

Rochus rechnete weiter: also, wenn ich drei Pferde bezahle, in drei, bei vier in zwei, bei fünf in einer Stunde. — Wissen Sie was, Herr Postmeister, rief er: ich zahle sechs Pferde mehr, so bin ich gleich da.

Sein Vater versah ihn zu dieser Reise hinlänglich mit Geld. Darunter befand sich ein Bancozettel zu fünf Gulden, welcher sehr verrissen, doch zur Umwechslung noch vollkommen geeignet war.

Diesen Zettel los zu werden, fand er lange keine Gelegenheit, da es ihm auf der Reise Niemand annahm, bis er hörte, daß man dem Mauthbeamten, um mit einer umständlichen Durchsuchung aller seiner Sachen nicht aufgehalten zu werden, eine Kleinigkeit geben müsse.

Zu diesem Ende wickelte er das Geld in ein Papierchen, gab es dem Thorschreiber, und dachte bei sich selbst: der Einfaltspinsel denkt gewiß es sey ein ganzer Einser darin.

Nun war Rochus Pumpernickel in Wien. Der Ruf, der ihm voranging, verursachte bei seinem Erscheinen einen großen Zusammenlauf von Menschen. Alles wollte den neu angekommenen Bräutigam sehen, und als man fand, daß er wirklich viel Stoff zum Lachen gab, so wetteiferte man, ihn bei Tisch und in Gesellschaften zu haben. Hierauf gründen sich mehrere der folgenden Anekdoten:

Eines Tages ward er zu einem Mittagsmahl geladen; die Stunde war Punkt ein Uhr. Vorher machte er aber noch einen Spaziergang, verspätete sich, und kam erst kurz vor Aufhebung der Tafel an.

Der Hauswirth verwieß ihm sein Außenbleiben um so mehr, da man eine ganze halbe Stunde vergebens auf ihn gewartet hatte.

Ach! sagte Rochus, es ist nicht meine Schuld. Ich habe mir ausdrücklich einen Wagen gemiethet, um nur zur bestimmten Stunde erscheinen zu können. Als ich schon hier vorm Hause war, hatte der Kutscher kein Geld, um

mir heraus geben zu können; ich ſollte daher das Uebrige abfahren. Zu meinem Unglück befand ich mich aber eben wieder auf dem Platz, wo ich einſtieg, als das Geld verfahren war, und nun mußte ich den Weg zu Fuß machen. Daher die Verſpätung.

Jemand wollte ihn zum Eſſen laden; da er ihn aber nicht zu Hauſe traf, ſchrieb er an deſſen Thüre:

„Wenn Sie morgen Mittag mit meinem Tiſch vorlieb nehmen wollen, wird es mir ſehr angenehm ſeyn.

R**.

Bald darauf kam er nach Hauſe, las die Einladung, und ſtellte ſich den nächſten Mittag richtig ein. Dieß that er aber noch drei folgende Tage, worüber ſich ſein Freund ſehr wunderte und zu ihm ſagte: Es iſt mir zwar ſehr angenehm, mein werther Herr von Pumpernickel, daß Sie mir die Ehre Ihres Beſuches gönnen, doch kann ich nicht begreifen, daß Sie mir dieſe Ehre ungeladen durch drei Tage erzeigen. — Ich bitte um Vergebung, verſetzte Rochus, ſo oft ich nach Hauſe komme, leſe ich Ihre Einladung, und muß ihr, um nicht unartig zu ſeyn, ſo lange es Ihnen nicht gefällig iſt, ſie wegzulöſchen, Folge leiſten.

In einer Tiſchgeſellſchaft kam das Geſpräch auf die ehedem allgemein übliche Sitte, vor dem Mittags- und Abendeſſen ein kurzes Gebet zu verrichten. Man behandelte den Gegenſtand ganz von der ernſthaften Seite, und ſetzte dasjenige weitläufig auseinander, was dieſem Gebrauche das Wort reden konnte.

Als Alle darüber ihre Meinung geſagt hatten, erhob Rochus, der bisher mit großer Aufmerkſamkeit zugehört hatte, auf einmal ſeine Stimme und ſagte: Meine Herren!

auf die Hauptsache hat noch Niemand gedacht; während des Betens vor dem Essen hat man so schöne Zeit, die Tafel und was darauf steht, zu übersehen, und seine Dispositionen zu machen, wovon man am meisten essen will.

In einer Gesellschaft klagte Jemand, daß er große Schmerzen im Auge hätte, und fragte, ob denn Niemand ein Mittel wisse. Schnell antwortete Rochus: da kann ich Ihnen ein treffliches Mittel sagen. Ich hatte voriges Jahr große Zahnschmerzen, ich ließ den Zahn von unserem Bader herausreißen, und der Schmerz hörte auf. Versuchen Sie das auch mit Ihrem Auge.

Eines Tages besuchte er einen Gemäldeliebhaber. Dieser zeigte ihm seine Schätze und unter andern auch ein Gemälde, welches eine Feuersbrunst sehr treu vorstellte. Der bequemeren Ansicht wegen, stellte er es auf einen Tisch, worauf mehrere Papiere lagen. Schnell sprang Rochus hinzu und sagte: Erlauben Sie, daß ich diese Papiere anders wohin lege, denn man kann mit Feuer und Licht nie vorsichtig genug seyn.

Er wollte ein Haus bauen, und suchte um die hiezu nöthige Erlaubniß gehörigen Orts an. Die Behörde aber, die den Bau des unschicklich gewählten Platzes wegen nicht zugeben konnte, gab folgenden Bescheid: Hinauszugeben; das Gesuch findet nicht Statt. Rochus, der in dieser Abweisung einen Irrthum vermuthete, schrieb darunter: Wieder hineinzugeben; und da Bittsteller keine Stadt, sondern nur ein Haus bauen wolle, so bitte er um Gewährung seines Gesuchs, und reichte es abermal ein.

Als er eines Tages in Gesellschaft kam, trug er ungewöhnlich große Manschetten. Er ward gefragt, warum er denn so große Manschetten trage? Ich muß mich warm halten, antwortete er, denn ich habe den Schnupfen.

Man kam einmal auf das Gespräch der letzten feindlichen Invasion und erzählte, wie so Mancher dadurch einen großen Theil seines Vermögens verloren habe, und besonders das Landvolk durch Plünderung hart hergenommen worden sey.

Damit kann es hier gewiß nicht so arg zugegangen seyn, sagte Rochus, wie bei uns, denn da waren die Soldaten so wüthend und so raubbegierig, daß sie einander die Häuser aus den Händen rißen.

In einer Gesellschaft stritt man sich um den Vorzug des Studiums der vier Fakultäten. Als ein Advokat, der viel zum Vortheil der seinigen zu sagen wußte, und das Studium des Rechts allen andern Wissenschaften vorzog, unterbrach ihn Rochus und sagte: Wenn ich nicht von unserem ererbten Vermögen gemächlich leben könnte, und eine Wissenschaft als Broderwerb lernen müßte, so wählte ich mir das Studium der Gewalt; — **denn Gewalt geht doch vor Recht.**

Eines Abends ging er ins Theater und hörte einem Trauerspiele sehr aufmerksam zu. Sein Nachbar, von einer vortrefflichen Stelle hingerissen, rief enthusiastisch aus: das ist eine prächtige Stelle! „Passirt, wenn nur der fatale Zugwind nicht wäre", versetzte Rochus.

(Schluß folgt im nächsten Bändchen.)

Prophezeihung bei Erſcheinung des Halley'ſchen Kometen.

(Herloßſohn's Komet.)

Der Halley'ſche Komet wird bringen: erſtens viel Wein in Burgund und am Rhein, an der Saale und der Donau, bei Meißen und Grüneberg und im Berliner Thiergarten; viel Obſt, namentlich viel Kirſchen ohne Kerne, ſo daß man ſie wird mit großen Herren eſſen können. Allen Völkern Conſtitutionen, allen Fürſten große Civillisten, den Sklaven die Freiheit, den Mönchen fette Pfründen, jedem Junker ein Generalspatent, jedem Kammerherrn einen Orden, jedem Journaliſten ein Portefeuille und jedem Lieferanten einen Hofrathstitel. — Sogar die Schulmeiſter werden Orden und Fleiſch zum Sattеſſen erhalten.

Ferner wird er bringen: Jedem jungen Mädchen fünf Courmacher und jeder jungen Wittwe fünfundzwanzig, den Frauen aber fünfzig. Selbſt die alten Jungfern ſollen Männer oder wenigſtens Stoff zum Klatſchen und Ausrichten erhalten. Selbſt die Häßlichſten ſollen vermählt werden. — Den Männern wird er geben treue Frauen, die nie widerſprechen; den Frauen Männer, welche immer recht viel Putz kaufen und nicht eiferſüchtig ſind; den Schauſpielern fünffache Gagen und dreizehn Monat Urlaub;

dem Publikum lauter Amuſement, weil dann nicht geſpielt wird. Den Recenſenten Stoff zum Lobhudeln, den Componiſten gute Textbücher und den Dichtern Honorar. Jedes Buch wird hintereinander zehn Auflagen erleben und die Köchinnen werden müßige Stunden zum Scharmuziren haben, weil ſich die Hühner ſelbſt rupfen und braten werden.

Der Himmel wird hängen voller Baßgeigen, und ſo werden die Muſikanten auf den Bällen nicht zu ſpielen brauchen, ſondern ſelbſt mit tanzen können, vorausgeſetzt, daß ſie keine lahmen Beine haben.

Beſonders werden alle Leute ſtets bei Gelde ſeyn und daher ihre Schulden bezahlen, und die Wirthe werden das Getränk nicht mehr verfälſchen und gutes Maas halten.

Alle Journale aber werden haben viele Abonnenten und Stoff genug für ihre Spalten, ſo daß ſie nicht zu ſtehlen brauchen.

Den Juden wird er bringen die Emancipation und den Chriſten den Handel. Die Schafe werden ſich jährlich ſechsmal ſcheeren laſſen, und wer einen Kahlkopf hat, dem wird das Haar wieder wachſen. Die Matronen aber werden ihre Runzeln verlieren und neue Zähne bekommen, wie die Kinder; die Polizei wird höflich und ſanft werden, und die Kinder werden nicht in die Schule zu gehen brauchen. Alle Taillen der Frauen werden ſchlank ſeyn und ihre Wangen blühen ohne Schminke. Man wird keine Abgaben mehr zahlen; ſondern im Gegentheil etwas herausbekommen. Demagogen werden nicht mehr gerochen werden und die Strümpfe fortan keine Löcher bekommen. Die Barbiere werden nicht mehr zu raſiren brauchen, denn die Menſchheit wird von ſelbſt Haare laſſen, und die Bartkünſtler werden ſpazieren gehen können, ohne Noth zu leiden.

Der Wein wird von selbst aus den Trauben fließen und man wird bloß das Glas darunter zu halten brauchen; die Wagen aber werden gut fahren, auch ohne Schmiere.

Bei einer fürstlichen Niederkunft werden die Glocken von selbst läuten und die Thürmer ruhig zum Fenster hinaussehen können. Die Gefangenen in den Zuchthäusern werden sich mit Vergnügen selbst prügeln und die Stockmeister nur zusehen; die Prügel aber werden nicht weh thun. Wer einen Thaler wechselt, bekommt 25 Groschen heraus, und wer sich für einen Rock Tuch kauft, erhält noch für ein paar Beinkleider dazu.

Auf den Bällen werden die Herren nie einen Korb bekommen und keine Dame wird sitzen bleiben.

Alle Narren werden klug und alle Kluge werden — halt! so war's nicht gemeint. Alle Kluge werden Regierungsräthe werden. Jede Dame, die in's Bad reis't, wird Kinder bekommen, und die Neffen werden binnen Monatsfrist ihre Onkel beerben.

Die Schneider werden keine Wattirung mehr anzubringen brauchen, und die Schlosser keine Nachtriegel machen; die Diebe aber sollen nicht gehangen werden.

Es wird ein Zeitalter der Humanität seyn; Kinder werden einander wechselseitig laufen und Männer einander die Hühneraugen operiren; die Flöhe aber werden nicht mehr stechen, worüber Herr Nicolai große Freude verspüren wird. Es werden keine Schuldner mehr ausgepfändet, und wer am meisten braucht, erhält am meisten. Die Pflüge werden sich selbst regieren und die Ochsen Basse'sche Romane lesen.

Wer da fällt, bricht keinen Arm mehr und schindet sich kein Schienbein. Die Langeweile wird aussterben, denn mehrere deutsche Zeitschriften werden aufhören.

Es werden ferner neue Wahrheiten gedruckt werden, und in den Hofzeitungen wird nur Gutes stehen.

Wer da will, kann gleich geadelt werden und hat Anspruch auf alle Würden und Aemter.

Man wird frei rauchen und sprechen dürfen und die Censur wird nichts streichen. — Niemand wird durchs Examen fallen und Jedermann Anlagen haben, d. h. Gartenanlagen.

Die Fische werden sich selbst abschuppen und jeder Mensch gern zehn Procent zahlen, wenn er zu borgen Lust hat. Denn das Borgen wird nur aus Lust getrieben werden, weil Jeder genug Geld hat.

Kein Glas, kein Topf wird mehr zerbrechen und die Dienstboten werden daher von ihren sanften Herrinnen keine Maulschellen erhalten.

Die Sahne wird immer dick, das Bier klar und die Suppe stets gesalzen seyn. Es wird nicht mehr abwärts, sondern aufwärts hageln. Niemand verbrennt sich mehr Finger und Mund. Kein Haar wird grau, kein Schuh ausgetreten. Selbst durch zerrissene Stiefel dringt kein Wasser mehr und Glauberſalz, wie auch Rhabarber, wird gut schmecken.

Niemand wird mehr zur Thür hinausgeworfen; denn es wird keine Thüren geben. Gastfreundschaft wird herrschen, selbst in Gasthäusern, und in Familien — wo fortan kein Familienwein getrunken wird — werden die Dienstboten den Gästen das Trinkgeld geben. Wer auf Execution kommt, zahlt zwei Groschen.

Wer in den Schornstein kriecht, beschmutzt sich nicht und kein Ehemann stört das Rendezvous seiner Frau.

Dieses Alles wird der Komet bringen. Wer nicht damit zufrieden ist, der melde sich bei Zeiten.

Knigge und Kotzebue.

Kotzebue, der berühmte Verfaſſer des Schauſpiels „Menſchenhaß und Reue“, und der Freiherr von Knigge lebten Beide eine Zeitlang in einer namhaften Stadt. Knigge beſaß einen ſehr ſchönen weißen Pudel, den Kotzebue zu haben wünſchte und endlich für vier Friedrichsd'or käuflich an ſich brachte, den Hund mit ſich nahm und das Geld am andern Tage zu ſchicken verſprach. Knigge wartete einige Wochen darauf, wurde endlich mit ſeinen Mahnungen dringender, und ſieh da! Kotzebue ſchickte ihm nach drei Wochen den Hund mit dem Bemerken zurück, er ſage ihm nicht zu, er habe von ſeinen Kunſtſtücken ſich mehr verſprochen, und was dergleichen leere Ausflüchte mehr waren. Knigge nahm den Hund zurück; wer aber malt ſein Erſtaunen, als er das feiſte, wohlgenährte Thier, offenbar aus Mangel an Nahrung, in ein dürres, abgemagertes Windſpiel verwandelt ſah. Knigge wußte, daß Kotzebue an jedem Abend durch eine beſtimmte Straße nach einem Kaffeehauſe ging, um dort zu Nacht zu ſpeiſen. In dieſer Straße wohnte ein Bekannter von Knigge und zwar parterre. Er ließ hierauf von geſchickter Hand einen ganz dürren, halbverhungerten Pudel machen, das Bild in Oel tränken, befeſtigte es an eine Fenſterſcheibe, ſtellte das Licht dahinter und verſah es mit der Umſchrift: „Hundehaß und Reue.“ Schon am zweiten Tage erhielt Knigge ein Schrei-

ben von Kotzebue mit vier Friedrichsd'or und der höflichen Bitte, ihm doch ja den lieben, prächtigen Hund, an den er sich so sehr gewöhnt habe, daß er ihn unmöglich missen könne, noch einmal zu verkaufen. Knigge schickte ihm den Hund und das Bild am Fenster verschwand.

Eine Verwundung auf dem Balle.

Bei einer der letzten und glänzenden Soiréen beim Marquis d'Al.. in Paris, sah sich ein Dandy, eben so berühmt wegen der schönen Manieren und der Feinheit seines Benehmens, als wegen der gewissenhaften Symmetrie seiner Kravate, seiner Pantalons und der fabelhaften Hyperbolewaden, auf einmal in den Wirbel der Walzenden hineingeworfen. Der Ball war seit einigen Minuten bachantisch; es war ein buntes Durcheinander von Bändern, Perlen, Gaze und Sammt, als plötzlich während dieses Taumels aus der Mitte der Gruppen ein Schrei sich vernehmen ließ. Man stürzt herbei, man fragt und erkundigt sich, und man erblickt eine unglückliche — Wade, bewußtlos, aufs höchste kompromittirt von dem Sporne eines Militärs, der sich unbemerkt in den Salon geschlichen hatte. Man drängt sich zu dem Patienten herbei, dessen Blessur breit und tief war. Schon bieten reizende Tänzerinnen um die Wette ihre gestickten Schnupftücher an, um dem Blutflusse Einhalt zu thun. Aber ach! was vermochte gegen ein solches Unglück selbst die feinste Batiste, wäre

ſie auch in Eſſence de Portugall getränkt! Man ſah aus der Wunde eine Effuſion von ... Baumwolle, eine Hämorrhagie von ... Flaumen, welche in die Höhe flogen, um ſich an weiße Nacken anzuheften. Seitdem der unglückliche Dandy eine ſo unglückliche Erfahrung über die Nichtigkeit der menſchlichen Waden gemacht hatte, hat er eine tiefſte Verachtung gegen die Symmetrie ſeiner Pantalons gefaßt.

Das wohl angebrachte Sprüchwort.

Ein Bauer ſprach über einen Proceß, den er führte, mit dem Kanzler, und nannte ihn beſtändig: Herr Kanzliſt! Da ihm der Kanzler ausführlichen Beſcheid und guten Rath ertheilt hatte, bemerkte er zuletzt auch noch, daß er nicht Kanzliſt, ſondern Kanzler ſey. „I nu", antwortete der Bauer ganz treuherzig, „was er nicht iſt, das kann er ja noch werden."

Fragmente aus „Till Eulenspiegel“ in der Unterwelt.

Von E. Ortlepp.

(Schluß.)

Neunte Historia.

(Till unterhält sich mit einem Ochsen, der einst Professor der Philosophie gewesen war.)

Jetzt kam Till an das nächste Thor,
Da stand ein großer Ochs davor,
Der hatte eine feur'ge Zunge,
Und auch gar eine gute Lunge,
Der brüllt' ihn an: „Mein theurer Freund,
Ihr seyd wohl fremd hier, wie es scheint,
Doch kommt Ihr grade wie gerufen!“

Till weilte an des Thores Stufen,
Und dachte tief den Worten nach,
Die dieser Ochse zu ihm sprach.
Er sah den Ochsen prüfend an;
Jedoch damit war nichts gethan,
Dieweil der Ochse blieb jetzt stumm,
Blieb Till auch wie vorher so dumm.

Till sagte: „Redet, o mein Bester,
Ihr seyd der Ochsen allergrößter,
Ich hab' noch keinen so gesehn,

Wie wird mir's wohl darinnen gehn,
Iſt dieſer Saal klein, oder groß,
Und was iſt in demſelben los?
Werd' ich vielleicht hier Schneider ſchau'n,
Die mich gar oft erfüllt mit Grau'n?"

Der Ochſe brüllte dreimal: „Muh"!
Und ſagte Tillen endlich: Schuh-
Und Stiefelmacher wohnen hier,
Die manchen Stiefel macht'n aus mir.

Die Leute haſſ' ich nicht ſo ſehr,
Jedoch den Mezgern zürn' ich ſchwer,
Thät ich doch nicht durch Schuſter ſterben,
Auch die nicht haſſ' ich, welche gerben,
Sie ſind nicht Schuld an meinem Tod,
Durch den ich kam in große Noth.
Denn wer einmal geſtorben iſt,
Deß Haut fühlt nichts zu aller Friſt,
Man kann ſie gerben und zerſchneiden,
Sie wird es ohne Schmerzen leiden.

Sprach Till: „Ihr intreſſirt mich ſehr,
Erzählt mir doch von Euch noch mehr!
Ich bitt' um Euere Geſchicht',
Und wär' ſie auch zur Hälft' Gedicht'.

Der Ochſe ſprach: „Die ſollt Ihr hören,
Doch müßt Ihr mich dabei nicht ſtören!"
Till ſagte das dem Ochſen zu,
Der drauf begann mit Stolz und Ruh:

Zehnte Historia.

(Der Ochse erzählt.)

„Ich bin einmal ein Mensch gewesen,
Und thät sogar Collegia lesen,
Auf einer Universität,
Ich weiß nicht, ob sie noch besteht.

Im Anfang war ich schrecklich dumm,
Doch sah ich mich in Büchern um,
Und habe manche kalte Nacht,
Mit dem Studiren hingebracht.
Ich stellt' die Füß' in's Wasser ein,
Damit ich möchte munter seyn,
Da las ich Pindar und Homer,
Und viele andere Dichter mehr.
Drauf trieb ich viel Philosophie
Da wurde mir, ich weiß nicht wie,
Weil mir in kurzer Zeit abhand-
en ganz kam mein Verstand.

Ein Theil hört' mir mit Staunen zu,
Die Andern schrie'n: „Ein Ochs bist du,
Denn man versteht von dir kein Wort!"
Jedoch ich lehrte ruhig fort.
Ich thät von Neuem stets dozíren,
Man lebe blos, um zu studiren,
Man wisse nichts; daß man das wiss',
Das wiss' man nicht einmal gewiß.

Ich ſprach vom Nichtich und vom Ich,
Drauf Alle zweifelten an ſich,
Ob Jeder, den man vor ſich ſah,
In Wirklichkeit auch wäre da.

Bald ſagt' ich a posteriori,
Fing wieder an dann a priori,
Es fand beinah in jedem Satz,
Ein Wort von ſeltnem Klange Platz,
Ein Transſcendent, Transſcendental,
Gabs immerfort und überall;
Vom aus- ſich Seyn und In- ſich Seyn,
Warf ich auch manche Brocken ein,
Kurz, immer dienten Kant und Hegel
Bei meinem Vortrag mir zur Regel.
Ich lehrt': Vom Kopfe bis zum Fuß,
Sey man ein bloßer Spiritus,
Nur ein Gedankending und Hauch,
Und dieſes glaubte man mir auch.

Je dunkler ich mich ausgedrückt,
Und deſto mehr war man entzückt,
Oft, wo ich ſelber nichts gedacht,
Hat man mir großes Lob gemacht,
Und oft, je dümmer ich nur ſprach,
Um deſto tiefer dacht' man nach,
Und war darin auch kein Verſtand,
Man drin doch große Weisheit fand.

Ich ſchimpfte auf ſo manchen Jsmus,
Doch meiſt auf den Materialismus;

Darüber ward ich dürr und schlank,
Und gar zuletzt todtsterbenskrank.

Ich starb an der Universität,
Wo noch mein Name fortbesteht.

Eilfte Historia.

(Der Ochse liest Tillen ein Collegium.)

Sprach Till: „Von Euern weisen Lehren
Möcht' ich gar gern ein Pröbchen hören."
Der Ochse sprach: „Mir g'fällt dein Wesen,
Ich will dir ein Collegium lesen:"

„Philosophie ist eine Wissenschaft,
Die übet des Verstandes Kraft,
Und weise Leute sehr ergötzt,
Weil sie zur Wahrheit führt zuletzt.
Wenn aber vom Wissen die Rede ist,
Muß etwas da seyn, das Ihr wißt,
Das heißt Vorwurf oder Gegenstand,
Wie Euch gewiß ist längst bekannt.

Dasselbe Ding heißt auch Objekt,
Und wer's erkennt der heißt Subjekt,
Objekt ist nun Alles in der Welt,
Es sey ein Haus, Baum oder Feld;
Subjekt aber ist der menschliche Geist,
Der sich forschend und nachdenkend beweist,
Und betrachend verweilt bei allen Dingen,
Um etwas darüber herauszubringen.

Die Wiſſenſchaft nun iſt eine Anzahl
Von Erkenntniſſen, die ſich allzumal,
Auf Einen Gegenſtand beziehen,
Die müſſen ſeyn wie Harmonien,
Alle von einerlei Weſen und Art,
Gar füglich mit einander gepaart,
Zu einem Ganzen richtig verbunden,
Wie Blumen in Einen Strauß gewunden,
Oder wie Stein auf Stein befeſtigt mit Lehm,
So ein Ding heißt dann ein Syſtem;
Lateiniſch nennt man es doctrina,
Und eben ſo häufig disciplina. —

Wenn Jemand anfängt etwas zu lehren,
So bekommen die Zuhörer Lehrſätze zu hören,
Die heißen auf griechiſch δόγματα,
Der Lateiner ſagt da, decreta, scita, placita,
Wie auf dem Grundſtein ruht das Haus,
So geht hier Alles von Einem Grundſatz aus,
Den nennt man dogma primitivum,
Jeder andere iſt ein derivativum,
Ein abgeleiteter Folgeſatz, —
Das merke dir, mein lieber Schatz! —
Die allerletzten Schätze nun,
Die unmittelbar auf ſich ſelbſt beruh'n,
Die haben einen feſten Stand,
Und werden Urgrundſätze genannt.

So kommt der Menſch zur Befriedigung,
In Betracht jeder Handlung und Ueberzeugung,
So wird ihm gebildet Kopf und Herz,
Und er macht ſich den Henker aus allem Schmerz.

Die Philoſophie iſt das helle Licht,
Das allen Dampf und Rauch durchbricht,
Das in jeder Wiſſenſchaft ihn führt,
Daß er ſich nicht auf Holzwege verliert."

Zwölfte Hiſtoria.

(Der Ochſe erzählt von ſeinem weiteren Schickſal.)

Till fühlte ſich gar ſehr gerührt,
Von dem, was ihm der Ochs dozirt;
Jedoch der Ochſe ſtand jetzt ſtumm,
Denn aus war das Collegium.

Sprach Till: „Mein wertheſter Profeſſor,
Ich bin für Euch ganz Aug' und Ohr,
Und komme faſt von Euch nicht los,
Denn Eu'r Verſtand iſt gar zu groß.
Ich möchte gar zu gern erfahren,
Was Ihr erlebt in frühern Jahren."
Drauf hob der Ochſe wieder an:
„Ich führ' Euch bis an's Ziel der Bahn:

Oft hab' ich drüber nachgedacht,
Ob man verſänk' in ew'ge Nacht,
Und mit dem Tod wär' Alles aus,
Ich hätt' mir nichts gemacht daraus;
Doch glaubt' ich auch zu jeder Zeit,
Zugleich an die Unſterblichkeit.
Indeß trieb mit Pythagoras,
Ich immer meinen großen Spaß,

Am Worte „Seelenwanderung"
Hatt' ich gerade schon genung,
Bis daß ich selbst erfuhr an mir,
Die Kette zwischen Mensch und Thier.

Als man im Sarg mich beigesetzt,
Und Red'n gehalten auch zuletzt,
Auf einmal gegen meine Lust,
Ein Kalb und Ochs ich werden mußt'.

Die Weisheit, die ich einst besessen,
War jetzt auf einmal ganz vergessen,
Ich dachte nicht an Menschenliebe,
Und fühlte lauter rohe Triebe.

Sonst konnt' ich fein und artig seyn,
Jetzt stürmt' ich mit den Hörnern drein,
An Büchern hatt' ich G'schmack nicht mehr,
Nur Fressen und Saufen gefiel mir sehr.

Wie mancher Freund der Philosophie,
Ward ich auf einmal ganz zum Vieh;
Sonst hatt' ich viel Moral in mir,
Jetzt war ich ein unbändig Thier.

Sobald ein andrer Ochs herging,
Laut aufzubrüllen ich anfing,
Erst stand ich still in meinem Lauf,
Dann scharrte ich die Erde auf,
Und rannt' die Hörner wider'n Baum,
Weil ich mich kannte selber kaum.

Ich ward mit einemmale ſchnell,
So ganz und gar materiell,
Daß ich nicht eine Kuh konnt' ſehn,
Ohn' gleich ihr auf den Leib zu gehn.

Ich dachte faſt an nichts als Freſſen,
Das ich als Weiſer oft vergeſſen,
Nach Braten fragt ich nicht und Butter,
Und liebte das gemeinſte Futter.

Ein Bündel Heu war mir ganz recht,
Auch Klee behagte mir nicht ſchlecht,
Und Runkelblätter, Gras und Klei'n,
Schlang ich mit großer Gier hinein.

Ich ſtand an manchem vollen Trog,
An welchem ich fraß oder ſog,
Davon ward ich ſehr dick und ſtark,
Und kriegte Knochen auch und Mark,
Doch wer zu viel zu freſſen hat,
Der wird nicht an der Seele ſatt.

Mein Geiſt verhungerte beinah,
Für ihn war keine Nahrung da,
Denn Alles, was ich hier genoß,
Das warf ſich auf den Körper bloß;
Sonſt las ich in Journalen gern,
Hier war mir jede Zeitung fern.

Ich kam mir ſehr verächtlich vor,
Dort, wie auch noch an dieſem Thor,
An welchem ich mit viel Verdruß,

Die Höllenwache halten muß;
Ich war ein rechter Ochse zwar,
Doch größre gibt es noch fürwahr.

Wenn Einer kommt aus freiem Willen,
Um abzulösen mich im Stillen,
Der darf gleich für mich treten ein,
Wollt Ihr vielleicht der Eine seyn?"

Sprach Till aus freier, offner Brust:
Ich fühle dazu keine Lust,
Mein hochgeehrtester Professor,
Dieweil ich denk', es kommt bald besser;
Bleibt nur an diesem Thore stehn,
Ich will mich weiter jetzt umsehn.

Der Fieberkranke.

Ein großer Trinker lag am Fieber krank, und litt großen Durst, welches er sonst nicht pflegte. Die Aerzte berathschlagten sich über ein Mittel, das Fieber zu heben, und diesen Durst zu stillen. Aber der Kranke war mit der Hälfte ihrer Bemühungen zufrieden, und sagte: Sie möchten nur das Fieber heben; was den Durst beträfe, so würde er ihn schon selbst zu löschen suchen.

Die Schriftstellerei.

Ein Offizier, der kein Vermögen hatte, und doch eine Mutter und Schwester unterstützte, legte sich auf die Schriftstellerei, um mit derselben etwas zu verdienen. Er schrieb gut und meistens humoristische Aufsätze, bei denen es nicht an Belehrung fehlte. Der König des Landes hatte in den Zeitschriften viele derselben gelesen, und sie hatten seinen Beifall gefunden. Bei einer Revue des Regiments sprach er den Offizier an, und sagte: „Sie treiben Schriftstellerei und haben recht artige Sachen geliefert, aber nichts Bedeutendes, Großes, ein Werk, ein ganzes Werk.“ Der Offizier verbeugte sich und versetzte: „Wenn Ew. Majestät so gnädig wären, mir zu erlauben, Höchstdenselben ein Werk zu widmen, so werde ich Alles aufbieten, ein würdiges zu verfertigen.“ — Der König gab die Erlaubniß zu der erbetenen Widmung, und als etwa sechs Monate vergangen waren, erhielt er auch einen zierlich gebundenen Band von einem Werke des talentvollen Offiziers, welches jeder Erwartung entsprach. — Der König ließ nun seinerseits auch einen Bücherband verfertigen, und statt des schriftstellerischen Inhalts enthielt er 1000 fl. in Banknoten. — Als der Offizier dieses ausgezeichnete Werk des Königs erhielt, ermangelte er nicht, sich auf das ehrerbietigste und freudenreichste zu bedanken, und verfertigte einen zweiten Band zu dem ersten, den er gleichfalls dem Könige zumittelte.

Bei der nächsten Revue wandte sich der König zu dem Offizier und sagte: „Wie hat Ihnen mein Werk gefallen?“ — „O, Ew. Majestät“, versetzte dieser, „dasselbe übertrifft jedes Andere, es ist ganz vortrefflich, und läßt nur einen Wunsch übrig — die Fortsetzung.“ — Der König lächelte — und in etwa vier Wochen darauf erhielt der Offizier wieder einen Band mit 1500 fl., aber zu Ende des Einbandes stand geschrieben: „Zweiter und letzter Band.“

Anekdoten und Curiosa.

Zu dem Vorsteher eines Mäßigkeitsvereins, berichten die Oldenburger Blätter, kam vor einiger Zeit eine Bauersfrau und rief: „Sie haben meinen Mann in seinem Katzenjammer für Ihre neue Gesellschaft geworben. Geben Sie ihn doch wieder los, sonst gehen wir zu Grunde, denn die Mäßigkeit kostet ihm zuviel.“ — „Wie das, liebe Frau?“ — „Er ruft den ganzen Tag: Gott sey Dank, daß ich den Schnaps hassen gelernt habe! Es ist doch ein süßes Ding um die Mäßigkeit. Aber hinter jedem Ausruf trinkt er ein Glas Malaga.“

Als einst ein Hauderer einen Gerichtsschreiber führte, so geschah es, daß unter mehreren andern Fragen, welche dieser an den Pferdebändiger richtete, auch die Frage gestellt ward, „ob er lateinisch könne?“ — Auf Verneinung

dieſer Frage erhielt nun der Geleitsmann die Erläuterung: „daß, wenn man die lateiniſche Sprache verſtehe, man überall durchkomme.“ Nun geſchah es aber einmal bei einer andern Gelegenheitsfahrt, daß ſie durch den ausgetretenen Arm eines Fluſſes mußten, wo das Waſſer ſo tief wurde, daß daſſelbe in die Chaiſe eindrang. Dem darin ſitzenden Gerichtsſchreiber wurde aber durch dieſes Fußbad ſo bange, daß derſelbe hinausrief: „Johann, halte Er doch, das Waſſer wird ja immer tiefer, da kommen wir nicht durch!“ Johann aber, eingedenk der Rede des Mannes — gab ganz gleichgültig zur Antwort: „'s hat nichts zu ſagen, Sie können ja lateiniſch.“

Ein Arbeitsmann in Berlin hatte jüngſt einen, mit fünf Siegeln verſehenen Brief nebſt Kiſte zu beſtellen, worin ſich, laut Adreſſe, einhundert Thaler in Kaſſenanweiſungen befanden. Er geht in der Straße vor einigen Häuſern ungeduldig auf und ab; da tritt ein Herr an ihn heran, und fragt ihn, zu wem er wünſche? Jener hält ihm den Brief hin, bittet zu leſen, und ihm zu ſagen, wo er den Empfänger finden könne? Der unbekannte Herr wiegt den Brief in der Hand, und ſagt ganz unbefangen: „Endlich! Ich habe ihn ſchon ſehr lange erwartet. Der Brief iſt an mich.“ Der Arbeitsmann, erfreut, daß er nicht länger zu ſuchen braucht, bittet nur um das auf dem Couvert verzeichnete Porto von zehn Thalern für Brief und Kiſte, welches ſein Prinzipal, als Spediteur, verlangt, wie ſolches aus der beifolgenden Rechnung zu erſehen. Der Herr nimmt ſeine Briefta ſche heraus, gibt dem Arbeitsmann zwei Fünfthalerſcheine, und außerdem noch einige Groſchen Trinkgeld. Kaum hat der Arbeitsmann das

Seinige empfangen, so geht der nunmehrige Inhaber des Briefes einige Häuser weiter, eilt in einen Thorweg, reißt das Couvert ab, und findet — nichts, als einige Blätter weißes Papier, dessen oberstes mit dem Worte „Angeführt"! beschrieben ist.

„Halten Sie sich bloß an das Wasser"! sagte der Arzt zu einem Patienten. Der Patient ließ sich darauf sogleich einen Schoppen Kirschenwasser holen.

Eine Dame, welcher im Theater gemeldet wurde, daß ihren Mann der Schlag gerührt habe, sprang erschrocken auf, ließ sich aber ein Retourbillet geben.

Eine Patientin sollte mit ihrer Medicin „fortfahren". Sie nahm die Medicin also zu sich und setzte sich in ihre Equipage.

„Wo gibt es die meisten Mißgeburten?" In England, weil dort jedes Mädchen, das geboren wird, Miß heißt.

Der Landtag in Schilda berieth sich einmal über gläserne Glocken mit eisernen Klöppeln.

Geld haben ist ein Zeitwort, das bei den meisten Menschen bloß im Perfectum oder Futurum vorkommt.

Zu Jean Paul sagte einmal ein Buchhändler: „Ihre werthen Herren Schriften haben mir große Freude gemacht.

Pumpen.

Von Glaßbrenner.

Dies Wort, in ſeiner geiſtigen oder vielmehr pecuniären Bedeutung, früher nur in den niederen Menſchenklaſſen gebräuchlich, hat ſich jetzt in die höhere und feinere Welt Eingang zu verſchaffen gewußt, und daſelbſt das Bürgerrecht gewonnen, ohne 30 Thlr. bezahlt zu haben. Dagegen hat das Borgen ſehr von ſeiner Achtung verloren, und dürfte höchſtens noch von ganz gewöhnlichen Menſchen in Anſpruch genommen werden; — denn gebildete Leute pumpen jetzt allgemein. Wär' ich ein Etymologe, ſo würde ich annehmen, daß die Weinhändler die erſten Menſchen geweſen, welche geborgt haben, und daß auf dieſe Weiſe das Wort: „Pumpen" entſtanden ſey; da ich aber kein Etymologe bin; ſo pump' ich immer zu, ohne mich darum zu bekümmern, woher das Wort gekommen iſt. Ich bitte hier übrigens alle meine guten Freunde, das letzte Dictum nicht falſch zu verſtehen, und um Himmelswillen nicht in der Meinung zu ſeyn, als ob ich bei dem Pumpen activ wäre! Nein, ich kann das Pumpen nur leiden, wenn ich paſſiv dabei bin, obgleich in dieſem Falle gerade der active Theil der leidende iſt. — Ein wirkliches Paſſivum kann man übrigens von „Pumpen" gar nicht bilden, weil ich — zur Ehre der Menſchheit — ſagen muß: mir wird gepumpt! — und das kann nicht Jeder ſagen.

Ich habe einmal in einem zwei Bände ſtarken Werke den Beweis durchgeführt geleſen, daß Jeder, in geiſtiger und körperlicher Hinſicht wohl gebildete Menſch, durch dieſe Eigenſchaften ein nicht unbedeutendes Capital ſey, und ſeine Zinſen von der Menſchheit zu fordern habe. Daß dieß nicht etwa Sophiſterei, ſondern mit der ſtrengſten Logik unumſtößlich bewieſen war, kann ſich Jeder leicht denken. Der Verfaſſer und Entdecker dieſer Wahrheit läugnete indeß nicht ab, daß es weniger ein Kunſtſtück ſey, ſolch ein Kapital zu werden, als: die Zinſen deſſelben zu erheben; — und da hatte der Verfaſſer ganz Recht. Ich z. B. ging geſtern zu einem jüdiſchen Banquier, und ſagte zu ihm: „Mein Herr, betrachten Sie die Füße! Haben Sie etwas gegen dieſelben einzuwenden?“

„Nein!“ antwortete er, und ſah mich verwundert an. „Was woll'n Sie mit Ihre Füße, was gehn mir Ihre Füße an?“ —

„Erlauben Sie!“ ſprach ich weiter und winkte ihm zu ſchweigen. „Sie werden freilich ſagen, daß meine Waden keine ſehr große Peripherie haben; allein ich trage auch niemals kurze Röcke und verdiene dadurch jährlich keine 2000 Thaler. Sie werden mir alſo zugeben müſſen, mein Herr, daß Ihre Forderung, bei mir namhafte Waden vorzufinden, eigentlich eine ganz unbillige iſt?“

— Aber ich bitt' Sie . . . .

„Still! ſeyn Sie ganz ruhig, und laſſen Sie mich fortfahren! Wenn Sie alſo weiter nichts als die von der Natur und mir refüſirte Waden-Forderung gegen meine Füße einzuwenden haben, ſo hören Sie mir einmal ganz aufmerkſam zu. Ich bin noch nicht ganz 24 Jahr. Wenn ich nun auch wirklich annehme, daß ich beinahe zwei Jahre hindurch getragen und daß mir das Fortkommen

damals so schwer gewesen sey, wie jetzt in anderer Hinsicht, so bleiben doch noch volle 22 Jahr, in denen ich Schuh, respektive Stiefeln zerrissen habe. Nehmen wir nun den jährlichen Betrag dieses ledernen Bedarfs auf 20 Thlr. und multipliciren diese Summe mit 22, so ergibt sich ein Facit von 440 Thalern, die meine Füße, — da der Ochse das Leder gratis verabreicht, — indem man ihm das Fell über die Ohren zieht, — die Menschheit bis jetzt haben verdienen lassen. Meine Füße sind also, zu 5% gerechnet, ein Capital von circa 9000 Thalern.

„— Aber mein Gott, so sagen Sie mir doch! —"

„Ich muß sehr bitten, daß Sie mich ausreden lassen, Herr Banquier! Sie werden wohl ahnen, daß ich, eben so gut wie andere Leute, einen Magen besitze, und daß dieser nicht ganz unbedeutend ist, davon könnte ich Ihnen, wenn Sie es wünschen, gelegentlich einen kleinen Beweis geben."

„— Ne, lassen Sie, ich glaube Ihnen auf's Wort!"

„Das thut mir Leid. Wenn ich nun den Versicherungen meiner Mutter Glauben beimessen darf, so habe ich kurze Zeit darauf, als ich das Licht der Welt erblickte, schon zu essen und zu trinken begonnen, und beide Fähigkeiten habe ich, namentlich aber die Letztere, nach und nach sehr cultivirt. Rechnen Sie nun, da ich oft ausgebeten war, mein Eß-Jahr nur zu 300 Tagen, und gönnen Sie mir nur täglich im Durchschnitt für einen Thaler Essen und Getränke, was Sie um so mehr können, als ich kein Freund von Wasser bin, so habe ich während meiner Lebenszeit circa 7000 Thlr. verzehrt; ergo ist mein Magen ein Capital von 140,000 Thalern.

„— Herr, sagen Sie mir doch, was wollen Sie denn ....."

„Verhalten Sie sich ganz ruhig; ich bin gleich zu Ende! Rechnen wir nun für Bekleidung eben so viel, als für den Magen, so haben wir jetzt ein Capital von 289,000 Thalern. — Meinen Kopf will ich gar nicht in Anschlag bringen, weil solche Kleinigkeit hierbei nicht in Erwägung kommen kann. Sie sehen wohl ein, daß ich in der Berechnung meines Selbst so billig wie möglich gewesen, und daß ich die Zinsen des genannten Capitals von der Menschheit zu fordern habe. Wollen sie wohl so gut seyn, mir dieselben jetzt auszuzahlen?"

„Gott's Wunder!" rief der Banquier und sprang auf, „Was verlangen Sie von mir so viel Geld, da ich Ihnen doch schuldig bin gar nichts? Wenn Sie bekommen von de Menschheit so viel Geld, so lassen Sie's sich doch geben von de Menschheit! Ich bin doch nicht de Menschheit?!"

Diese Antwort verblüffte mich. Ich konnte die letzte Frage nicht anders als mit „Nein!" beantworten, suchte meinen Hut und empfahl mich. Der Wechselfähige war froh, als ich ging, ich aber war sehr verdrießlich, denn ich sah nun wohl ein, daß der Verfasser jenes oben beschriebenen Werkes ganz Recht hatte, als er das Erheben der Zinsen als höchst schwierig schilderte.

Es gibt indessen klügere Leute als ich, welche die Sache beim rechten oder vielmehr beim unrechten Zipfel angreifen, und ihre Zinsen auf indirecte Weise von der Menschheit heben, d. h. sie pumpen und — bleiben schuldig. Gegen solche Leute sich zu bewahren, gibt es, wenn man ein passables Herz hat, kein Mittel! Denn was das Prozessiren betrifft, so hat dasselbe höchstens für die Advokaten Annehmlichkeiten und Vortheile, Kläger und Verklagte aller sind selten zu beneiden, und jener Maler sprach die Wahrheit viel deutlicher als ein Jurist aus, als er den

Gewinner und Verlierer eines Prozesses malte, den Ersteren im Hemde, und den Letztern nackt.

Am übelsten von allen Creaturen sind die Schneider daran. Bei den liebenswürdigen Stutzer-Jünglingen unsers Decenniums ist es förmlich Mode geworden, denjenigen um seinen Lohn zu betrügen, der sie für die ersten Augenblicke vernünftigen Menschen gleich macht. In einer Gesellschaft solcher bevatermörderter Schafsköpfe, würde ein so ungebildeter Mensch sehr übel berathen seyn, der sich äußerte, daß seine Kleider bezahlt wären! Solch einen Frevel gegen den feinen Ton würde man ihm da nimmermehr vergeben, wo Derjenige am meisten in Achtung steht, der schon nach einem sehr entlegenen Theile der Stadt wandeln muß, um einen Schneider aufzufinden, welcher überlistet durch das brutale Wesen seines neuen Kunden, ihm einen neuen Anzug auf Credit macht.

„Du!" ruft ein bevatermörderter Leer- und Lockenkopf bei der Erzählung eines solchen glücklichen Ereignisses, „auf Ehre!" (denn diese haben sie immer im Maule) „diesen Schneider mußt Du mir auch nennen!" „Auf Ehre! da werd ich mich hüten!" ist dann die Antwort, „den kann ich ganz allein ruiniren!" Allgemeines Gelächter; man ißt, trinkt. Nachts — geht man nach Hause, macht sich die Schnürbrust auf, legt Waden, Brust und andere Kleinigkeiten ab, und gibt im Bette den sprechendsten Beweis dafür, daß unserm großen Gott bei der Erschaffung der Menschen mehrere Exemplare nicht gerathen sind.

Wenn die Mode dieser Laffen um sich greifen sollte, so müßte zuletzt alles Vertrauen unter den Menschen verschwinden, und bei einer neuen Bekanntschaft würde es das Erste seyn, daß man sich die Tasche zuhielte, in welcher die Börse steckt. Wie schrecklich wäre es, wenn

ſich Jeder zum Grundſatze machen müßte, auch ſeinem beſten Freunde nicht mehr aus einer augenblicklichen Geld-Verlegenheit zu helfen, befürchtend, daß er dadurch den Freund verliere! Mißtrauen iſt das vergiftende Unkraut in dem blühenden Garten der Geſelligkeit, und doch wuchert daſſelbe ſchon ſo ſtark, daß die ſchönſten Blüthen der geſelligen Luſt und Freude, von ſeinem Athem erſticken. Es frägt ſich alſo, wie dem Uebel abzuhelfen, wie das Unkraut auszurotten ſey? Ohne das nachſtehende Mittel als das beſte und untrüglichſte zum vortrefflichen Zwecke empfehlen zu wollen, kann ich doch nicht umhin, daſſelbe mitzutheilen.

In dem Wohnzimmer eines meiner Freunde hängt in einen goldenen Rahmen gefaßt: „ein Verzeichniß ſeiner liebenswürdigen Anverwandten“, und hinter jedem einzelnen Namen, deren etwa zwei Dutzend ſeyn mögen, iſt eine Geldſumme ausgeworfen. Von den Namen ſind mehrere ganz ausgeſchrieben, andere nur halb, und von einigen iſt nur der Anfangsbuchſtabe zu leſen. Ich will meinen Leſern Aufſchluß über dies komiſche und räthſelhafte Regiſter geben. Mein Freund, ein höchſt liebenswürdiger und gutmüthiger Mann, kommt oft in die nicht beneidenswerthe Lage, durch Geldanlehen in Contribution geſetzt, in der Regel aber nicht wieder bezahlt zu werden. So gefällig er nun gegen ſeine Bekannten iſt, und ſo gern er aus pecuniären Verlegenheiten hilft, eben ſo ſchonungslos beſtraft er Wortbruch, und das verletzte Zahlungs-Verſprechen hat zur unausbleiblichen Folge, daß dem Namen des liebloſen Schuldners ein Platz in dem Regiſter angewieſen wird, daß ihm für alle ihn Beſuchende, die ſich in dieſer Hinſicht nicht feſt wiſſen, als Warnungstafel dient. „Ein Mann, ein Wort!“ iſt der Grundſatz meines Freundes;

ich sage: Grundsatz, denn als Sprüchwort haben ihn Alle, denen der Barbier nur einmal um den Bart gegangen ist. Fehlt also einer seiner Schuldner gegen diesen Grundsatz, und ist der Zahlungstermin abgelaufen, ohne daß die geborgte Summe bezahlt wäre, so schreibt mein Freund den Titel oder Stand und den Anfangsbuchstaben seines Schuldners in die Warnungstafel, und wirft die Summe aus. Nach Verlauf eines Monats, in welchem die Zahlung noch nicht erfolgt, hat der Anfangsbuchstabe das Vergnügen, einen Gesellschafter durch den zweiten Buchstaben des Schuldner-Namens zu erhalten, nach dem zweiten Monat kommt der dritte Buchstabe hinzu, nach dem dritten der vierte, u. s. w. Daß die einsylbigen Schuldner bei meinem Freunde am schlechtesten fahren, ist, nach seiner Verfahrungsweise, leicht zu ermessen, und ich kann höchstens den Langnamigen, wenn ihr guter Ruf ihnen lieb ist, den Rath geben, bei dem Erfinder dieser neuen Warnungstafel einen Pump anzulegen? —

Was sagst Du nun, liebes Publikum, zu diesem Mittel, sich die sogenannten lustigen Fliegen abzuwehren, die sich am liebsten bei glänzenden Dingen schmutzig zeigen? Es ist so übel nicht, und wenn erst mehr Leute, die Aehnliches wie mein Freund erfahren, ihren Wohnzimmern solch einen neuen Schmuck verliehen haben, so dürfte mindestens denjenigen Herren, die aus der Betrügerei ein Handwerk machen, dasselbe gelegt werden.

Es gibt in großen Städten so viele Personen, die man in allen Conditoreien, Weinhäusern, Restaurationen, in allen Schauspielen und Concerten findet, und von denen man weiß, daß sie entweder gar kein Einkommen, oder nur ein solches haben, das ihnen eine so große Rolle zu spielen verbietet. Diese sogenannten Glücksritter, oder

beſſer Raubritter, haben den ganzen Tag nichts weiter zu thun, als Leute, die ſich ihr Brod ſauer verdienen müſſen, zu betrügen und — auf Ehre zu ſchwören. Dabei iſt es einem ſolchen Schufte noch unangenehm, wenn er den Gruß eines Handwerkers auf der Straße erwiedern muß, den er um ſeinen Verdienſt geprellt hat. O warum kann man nicht einem ſolchen Tagdieb die geſtohlene Doppel-Lorgnette aus der Hand nehmen, ihm in die Zähne ſtoßen, und ihn ſelbſt mit einem Fußtritte aus dem Concertſaale ſpediren, daß er die Engel im Himmel ſingen hört, — und zwar umſonſt, während er, um hier die Theater-Göttinnen ſingen zu hören, arme Leute, deren Kinder vielleicht um Brod ſchreien, betrogen hat!

Vielleicht könnte die neu erfundene Warnungstafel meines Freundes, fände ſie Anerkennung und Aufnahme, dazu beitragen, den lebenden Lumpen das Pumpen, ergo auch das Betrügen ſchwerer zu machen!

Was am leichteſten zu haben iſt.

Unter allen Ländern ſoll Neapel die größte Innung von Juriſten haben, und man trägt ſich daher mit vielerlei Anekdoten. So erzählt man unter andern: Der Papſt Innocenz XI. habe einſt einen neapolitaniſchen Marquis erſucht, ihn mit 30,000 Stück Schweinen zu verſehen, aber vom Marquis folgende Antwort erhalten: Schweine habe er ſelbſt nicht übrig, wenn aber Sr. Heiligkeit 30,000 Rechtsgelehrte benöthigt wären, ſo könne er damit aufwarten.

Hochzeitsgebräuche bei verschiedenen Nationen.

Der Bettsprung.

Nach den deutschen Gesetzen des Mittelalters war die priesterliche Einsegnung zu einer gültigen Ehe nicht hinreichend, sondern es war die Beschreitung des Ehebettes (Beschlagung der Decke, der Bettsprung) als ein wesentliches Erforderniß einer völlig vollzogenen Ehe erfordert. Es bestand aber dieselbe zu jenen Zeiten in einer unter vornehmen und gemeinen Personen üblichen Ceremonie, da Braut und Bräutigam nach geschehener priesterlicher Einsegnung an das Ehebett geführt, und bekleidet in dasselbe gelegt wurden. So bestieg Joachim III. Churfürst von Brandenburg noch vor dritthalbhundert Jahr mit seiner ganzen Rüstung das Brautbett. —

Unter dem Beschlagen der Decke war also nicht die wirkliche eheliche Beiwohnung verstanden, welches man daraus sieht, daß diese Feierlichkeit auch alsdann nicht unterblieb, wenn die eheliche Verbindung unter fürstlichen Personen durch einen Bevollmächtigten vollzogen wurde; solcher genügte nämlich dieser Ceremonie dadurch, daß er den rechten Arm, und den rechten Fuß mit Stiefel und Sporn bekleidet, zu der Braut ins Bett legte; auch wurde zwischen beide ein bloßes Schwerdt ins Bett gelegt.

Das Beiſpiel Kaiſers Friedrich III. erläutert die feierliche Beſchreitung des Ehebettes ſehr genau. Dieſer hatte ſich nämlich die Prinzeſſin Leonore von Portugal durch ſeine Geſandten verlobt, und der Papſt ſelbſt hatte das Verlöbniß beſtätigt. Der Kaiſer reiste hierauf nach Siena, fand da ſeine Braut und nahm ſie mit nach Rom. Indeß zauderte er mit Vollziehung der Ehe, unter dem Vorwande, daß er keine italieniſche Kinder zeugen wollte. Die Prinzeſſin, der dieſer Verzug lange Weile verurſachen mochte, wandte ſich deßwegen an ihren Oheim, den König Alfons von Neapel. Es ſey ein glücklicher Zufall, ſagte dieſer, daß der Kaiſer und ſeine Braut ſich eben an dem Orte beiſammen befänden, wo dieſe Heirath zuerſt verabredet und beſchloſſen worden: der Kaiſer möchte nun hier auch das Beilager halten.

Als hierauf der Kaiſer bei ſeiner Weigerung beharrte, ſo hub nun Alfons in einem ernſthafteren Tone an: „Du willſt alſo meine Nichte als Jungfer nach Deutſchland führen, und wenn ſie dir dort nicht gefällt, mir wieder zurückſenden, oder ſie vielleicht gar vernachläſſigen und dich mit einer andern vermählen; beſchlafe ſie vielmehr hier, damit du, wenn ſie Dir gefällt, die angenehme Waare mit Dir nehmen, oder wo nicht, uns die Bürde zurücklaſſen kannſt.

Der phlegmatiſche Friedrich fand dieſe Vorſtellung ſo nachdrücklich, daß er ſich augenblicklich entſchloß, die Ehe zu vollziehen. Er ließ ſich nach deutſcher Sitte ein Lager bereiten, legte ſich darauf, und ließ ſich ſeine Braut Leonore in die Arme legen, und in Gegenwart aller Vornehmen des ganzen Hofs die Decke über beide herziehen.

Als die ſpaniſchen Damen ſahen, daß man die Decke über das Brautpaar zog, erhoben ſie plötzlich ein großes Geſchrei und überhäuften den König mit Vorwürfen, daß

er so etwas vor ihren Augen geschehen ließe. Indeß verschwand ihre Muthmaßung, da beide augenblicklich gekleidet, wie sie waren, wieder aufstanden. Bei dieser unter den Deutschen herrschenden Gewohnheit, sagt Aeneas Silvius, that der Kaiser weiter nichts als daß er seiner Braut einen Kuß gab.

Man sieht hieraus, daß die Beschlagung der Decke große Wirkungen gehabt hat, weil die Ehe vor derselben nicht für vollzogen gehalten wurde.

Heut zu Tage ist diese Ceremonie noch in einigen Provinzen und Städten üblich, und von ihr hängt nach dem Sprüchwort: Ist das Bett beschritten, so ist das Recht erstritten, und: wenn die Decke über den Kopf, sind die Eheleute gleich reich, das Recht der Gemeinschaft der Güter unter den Eheleuten ab.

Probenächte und Probejahre.

Nicht nur aus dem oben angeführten Beispiel des Kaisers Friedrich des III., sondern auch aus vielen andern sieht man, daß es unter mehrern deutschen Völkern Sitte war, zur Erprobung der Ehestandsfähigkeit, den Beischlaf vor der Hochzeit zu feiern. So hatte z. B. der Graf Johann IV. von Habsburg im Jahr 1497 schon ein ganzes halbes Jahr die nächtliche Probezeit mit der Herzland von Rappoltstein gehalten, als er von ihr endlich den Korb bekam, weil sie ihn der Unmännlichkeit beschuldigte.

Im alten Sachsen konnte der Bräutigam vor der Hochzeit eine Nacht bei der Braut schlafen, und nach dieser Probenacht hatte er die Freiheit, das geprüfte Mädchen zur Frau zu behalten, oder nicht. Die heiligen Väter auf

der Kirchenverſammlung zu Brebours hoben zwar im Jahr 895 dieſe ſächſiſche Sitte, als einen verdammlichen heidniſchen Gebrauch auf, allein nichts deſto weniger dauerte ſie gewiß bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, und wahrſcheinlich noch länger fort.

In Schottland hielt man nicht bloß Probenächte, ſondern Probejahre. In dem obern Eskadale wurde noch vor etwa hundert Jahren eine Meſſe oder ein Markt gehalten, auf welchem junge Leute von beiderlei Geſchlecht aus den umliegenden Gegenden zuſammen kamen, und ſich gegenſeitig einen Genoſſen oder eine Genoſſin ausſuchten, welches man den Handſchlag nannte, weil die Liebenden ihre Vereinigung mit einem Handſchlag anfingen.

Ein jedes Paar von Geliebten, das ſich auf der Meſſe zuſammgefügt hatte, wohnte ein ganzes Jahr als Mann und Frau beiſammen, und wenn ſie im folgenden Jahre wieder auf der Meſſe erſchienen, ſo konnte der Jüngling, wie das Mädchen die jährige Verbindung aufheben oder fortſetzen. Wenn beide Theile ſich nach einem jährigen Zuſammenleben noch gefielen, ſo wurde der Handſchlag auf Zeitlebens erneuert. Im entgegengeſetzten Falle trennten ſie ſich ohne alle Strafe wieder, außer daß der Bräutigam das Kind, wenn ein ſolches im Probejahr erzeugt worden war, ernähren mußte.

Pennant glaubt, daß dieſe Probejahre aus der Seltenheit der Geiſtlichen entſtanden ſeyen, und daß man auf dem Lande die Ehen nicht ſo lange habe aufſchieben können, bis ein herumreiſender Prieſter erſchienen ſey, um die prieſterliche Einſegnung zu verrichten.

Allein, wenn der Mangel an Prieſtern die Urſache an den Probejahren in Schottland geweſen wäre, ſo würde man freilich die eheliche Verbindung, wie dieſes ſehr häufig

durch das Mittelalter geschah, vor der Trauung angefangen, aber man würde nicht die Freiheit gehabt haben, die einmal angefangene Ehe nach Belieben wieder zu trennen.

Ueberdem berichtet Pennant selbst, daß auch die vornehmsten Personen in Schottland und in den Hebriden, Probejahre gehalten hätten, und daß die, aus solchen Probe-Ehen erzeugten Kinder, nicht für unächt gehalten wurden, sondern gleiche Rechte mit solchen gehabt hätten, die man aus spätern, fortgesetzten Ehen erzielt habe.

In andern Gegenden von Schottland und Irland, hielt man solche Proben wie in Sachsen. Die Aeltern überließen ihre Töchter den heirathslustigen Jünglingen gegen eine gewisse Summe Geldes zur Probe, welches verfallen war, wenn das Mädchen zurückgeschickt wurde.

Aus Schottland und Irland wurden die Probenächte in mehren nordamerikanischen Provinzen, besonders in Connecticut und Virginien eingeführt, wo sie noch fortdauern. Doch hat an der Massachusetsba der junge Freier nach der gehaltenen Brautnacht nur alsdann die Freiheit seine Geliebte wieder fortzuschicken, wenn er sie nicht zur Mutter gemacht hat. In diesem Falle aber, muß er das Mädchen bei Strafe des Banns heirathen.

Die Probenächte hatten offenbar die Absicht, daß junge Personen ihre gegenseitige Gaben erproben, und vielleicht auch erfahren möchten, ob nicht die eine oder die andere gewisse geheime Gebrechen des Körpers habe, die, wenn sie auch nicht zur Leistung der ehelichen Pflicht untüchtig, wenigstens die Fortsetzung des genauesten Zusammenlebens unangenehm oder ekelhaft machen könnten.

Wahrscheinlich verlängerte man die Probenächte bis zu Probejahren, damit man außer den körperlichen Fähigkeiten,

auch noch die gegenseitige Gemüthsart, deren Uebereinstimmung oder Widerspruch, erfahren möchte.

Lappländer.

Wenn im schwedischen Lappland ein Jüngling sich eine Braut ausersehen hat, geht er mit seinem Vater und einem Freunde zu den Aeltern des Mädchens, und nimmt seinen guten Vorrath von Branntwein mit. Die beiden Unterhändler gehen in die Hütte, er aber bleibt vor der Thüre und beschäftigt sich mit Holzspalten oder mit einer andern seinem künftigen Schwiegervater angenehmen Verrichtung.

Der Vater des jungen Menschen trinkt indessen dem Vater des Mädchens fleißig zu, und bei jedem Glase neigt er sich vor diesem, unter den schmeichelhaften Ausdrücken: großer Vater, ehrwürdiger Vater, höchster Vater.

Wird das Werbgeschäft günstig aufgenommen, so erscheint auf einen Wink der Heirathslustige in der Hütte, fängt mit dem Mädchen sogleich eine zärtliche Unterredung an, küßt sie, und um ihr den höchsten Grad seiner Höflichkeit zu bezeugen, reibt er seine Nase an der ihrigen.

Hierauf zieht er aus seinem Busen etliche Stücke gekochtes Fleisch, und bietet sie seiner Geliebten an. Sie schlägt es ab, gibt ihm aber zu gleicher Zeit einen Wink, ihr vor die Thüre der Hütte zu folgen. Auf nochmaliges Anbieten entschließt sie sich dann, das Mitgebrachte anzunehmen. — Nun kommt aber der entscheidende Augenblick; der nach Genuß der Liebe sich sehnende Jüngling bittet sie, ihm zu erlauben, daß er in der Hütte bei ihr schlafen dürfe. Mißfällt ihr der kühn gewagte Vorschlag, so wirft

ſie die Geſchenke auf die Erde, und hiermit iſt zugleich dem Jüngling die Hoffnung ihres Beſitzes gänzlich entriſſen. Iſt ihr aber die Bitte ihres Liebhabers angenehm, ſo behält ſie die Geſchenke, und geſtattet die Prüfung der phyſiſchen Eheſtandsfähigkeit.

Das Schwierigſte iſt nun noch die Feſtſetzung des Hochzeittags. Der Brautvater ſucht die Vollziehung der Heirath ſo lange als möglich zu verzögern, denn der Bräutigam beſucht nie ſeine Geliebte, ohne dem Schwiegervater Branntwein und Taback mitzubringen, und dieſen Genuß einer ſo angenehmen Freigebigkeit gibt er ſehr ungern auf. Oft hält er die Verlobten mehrere Jahre mit leerer Hoffnung hin. Der ungeduldige Bräutigam beſucht indeſſen deſto öfter ſeine Geliebte, und fliegt, wenn er weit von ihr entfernt iſt, auf einem ſchnell eilenden Schlitten in ihre Arme, fühlt ſich glücklich, und ſingt fröhliche Hochzeitlieder, die weder Ton noch Melodie haben.

Iſt endlich der Hochzeittag erſchienen, ſo verſammeln ſich die Verwandten bei dem Vater der Braut, und alle empfangen vom Bräutigam Geſchenke nach Standes Gebühr und Würden. Ein feierlicher Zug geleitet das Brautpaar nach der Kirche. An der Spitze iſt der Bräutigam und hinter ihm alle Mannsperſonen. Alsdann folgt die Braut, von zweien ihrer Verwandten geführt, die ihre Mützen ehrerbietig unter dem Arme tragen; hinter ihr die Weiber und Mädchen.

So freudenvoll auch das Herz der jungen Lappländerin ſeyn mag, ſo erfordert doch Wohlſtand und Pflicht von einer wohlerzogenen Dirne und Tochter, bei dieſem feierchen Akt gerade das Gegentheil zu zeigen. Tiefe Traurigkeit ſpricht aus ihren Mienen, und ihr niedergeſenkter

Blick verkündet die Wehmuth, mit welcher sie das väterliche Haus verläßt.

So erscheint sie am Altar. Auf die Frage, ob sie ihren Bräutigam heirathen wolle, beobachtet sie ein tiefes Stillschweigen; bittend dringen nun die Verwandten in sie, sich zu erklären und ihre Einwilligung zu geben, aber sie beharrt bei ihrem stummen Schweigen. Endlich, nachdem alle Künste der Ueberredung erschöpft sind, spricht sie das Ja so sacht und mit so leisem Tone aus, daß es kaum das Ohr des Priesters vernehmen kann.

Je schwerer sie ihren Verwandten diesen Triumph macht, in einem desto höheren Glanze erscheint ihre jungfräuliche Sittsamkeit; von allen Lippen strömen ihr nun die süßen, ehrenvollen Lobeserhebungen ihrer Schaamhaftigkeit und Keuschheit entgegen.

Nach der Zurückkunft aus der Kirche setzen sich die Hochzeitgäste zu Tische. Das Gastmahl gleicht einem förmlichen Pickenick, ein jeder bringt sein Fleisch und seinen Branntwein, die Hauptbestandtheile einer lappländischen Tafel, mit.

Ist die Zahl der Gäste so groß, daß der Raum der Hütte sie nicht faßt, so steigen die Jüngsten auf das Dach, lassen einen Strick herab, an welchem das, was sie fordern, gebunden wird. Einer aus der Gesellschaft stellt den Haushofmeister vor, und versieht die andern mit Speis und Trank.

Die Neuverehlichten sind verpflichtet, von der Hochzeit an, noch ein ganzes Jahr dem Vater des Mädchens zu dienen. Dann hängt es aber von dem jungen Manne ab, überall wo er will, seine eigene Haushaltung anzufangen, und alles ihm Zugehörige mitzunehmen.

Wohlhabende Väter geben ihren Töchtern oft zwei-

hundert Rennthiere mit. Auch empfängt der Mann von allen Verwandten, die er mit Geschenken beehrte, vier- und fünfmal so viel zum Gegengeschenk.

Esthen.

In Esthland wird die Braut, sobald sie in des Bräutigams Hause ankommt, gehaubet. Bei dieser Ceremonie muß sie sich auf ihres Bruders Schoos setzen. Der Bräugam, der Bräutigamsvater und der Herold tanzen mit aufgehobenem Degen um sie herum. Man wirft ihr ein Kind in den Schoos, dem sie ein paar Strümpfe schenken muß. Eine Mannsperson bindet ihr eine Schürze vor, und reicht ihr für diese Ehre ein Geschenk an Geld. Alsdann setzt ihr eine der vornehmsten Weiber, mit Beihülfe Anderer, die lange Haube auf, nebst den dazu gehörigen Tüchern und gibt ihr einen Backenstreich. Die Singweiber lassen ihre Hochzeitlieder aus vollem Halse erschallen. Die Braut gibt jedem Gaste ein Stückchen Butterbrod, darauf wird gegessen und getanzt. Am Abend theilt die Braut an jeden Gast, durch den Bräutigamsvater Geschenke aus, die in einem Korbe aufgetragen werden, bestehend in Hemden, Curten, Strümpfen und Handschuhen.

(Fortsetzung folgt im vierten Bändchen.)

Aus Prehauser oder: der wienerische Hanswurst.

Von Johanne Wurstio.

(Schluß.)

Hanswurstische Träume.

Des Hanswursts freudenreicher Traum im Juli.

Hanswurst der Erb von Ungefähr.

Wenn mich einmal ein Traum für einen Narren gehabt hat, so war es der vom 19. Juli. Ich saß (aber nur im Traum) zu Haus am Fenster, als es hieß, daß ein Mensch draußen wäre, der mich gerne allein sprechen wollte; ich schaffte, man sollte den Unbekannten alsogleich zu mir lassen, und alsbald trat ein Mann in das Zimmer von magerer Statur, aber mit einer so großen Perruque begabt, daß man auf diese Haarwaldung ganz billig einen Forstmeister hätte halten können. Ihro Gnaden (sagte er zu mir, und machte eine Reverenz, daß er seine Nase an das Knie stieß) ich bin der Notarius Geldlieb, und komme Ihro Gnaden die erfreulich-betrübte Post zu bringen, daß ein Ihro Gnaden unbekannter gnädiger Herr Vetter Kaiphas von Regenwurm mit Tod abgegangen; er hat aus

der Phraſelogie erfahren, daß ſie noch vom Julio Cäſare her, ſein gnädiger Herr Vetter ſeyen, und hat ſie als ſeinen nächſten blutigen Freund daher in das Teſtament poſtiret, und ſie zum Univerſitäts-Erben von 80,000 fl. eingeſetzet, ſie belieben alſo mit mir in des ſeligen Herrn Vetters Wohnung zu kommen, damit er ſelbſt mit ihnen ſprechen kann, denn er will ſich durchaus nicht eher begraben laſſen, bis er nicht ſeinen allerwertheſten gnädigen Herrn Vetter noch vorher geſehen hat, man wird Ihro Gnaden alſogleich die Schlüſſel zu allen beweglichen, und unbeweglichen Gütern einhändigen, damit ſie von allen Beſitz nehmen können." Kaum als ich dieſes hörte, ſo fing ich nach altem Gebrauch aller Erben ſchandenhalber ſo zu ſchreien an, daß das ganze Haus zitterte. „Was? (ſchrie ich) um des Himmels willen! mein todter Herr Vetter, der Kaiphas von Regenwurm, den ich mein Lebtag nicht gekannt habe, iſt geſtorben? Ach grauſames Schickſals-Verhängniß! O wäre er doch lieber am Leben geblieben! Was nutzt mir alles ſein Vermögen, wann ich ihn, den theuren Vetter verloren habe?" Ich fing aus Verſtellung die Hände über den Kopf zuſammen zu ſchlagen an, und riß mir die Haar aus dem Ellenbogen, der Notarius aber, der ſchon nach ſeiner täglichen Uebung einſah, daß es bei mir eine Verſtellung ſey, ſagte zu mir ganz troſtreich: „Tröſten ſich Ihro Gnaden, wir ſind alle todt geboren, wir müſſen alle ſterben. **Quercus et umbra sumus.** Laſſen Ihro Gnaden es geſchehen ſeyn, und erwägen ſie das Vermögen, das der Hochſelige (dann weil er reich iſt, ſo iſt er nicht gemein weg ſelig) ihnen unterlaſſen hat, und fahren ſie doch mit mir nach ſeiner Behauſung." Ich legte mich alſo immerfort heulend und lachend an, und fuhr an den Ort, wo mein gnädiger

unbekannter Herr Vetter Kaiphas todt lag. Kaum als ich den todten Vetter ansichtig wurde, so schrie er auf mich: „O gehorsamer Diener Herr Vetter, es erfreut mich die Ehre zu haben, sie nach meinem Tod kennen zu lernen! Setzen sie sich nieder Herr Vetter! He! (schrie er auf den Laquei, der ihm nach dem Tod wachte) schenk meinem neuen Herr Vetter ein Glas Wein ein, daß er meine Gesundheit trinkt; Herr Vetter! (sagte er weiter zu mir) ich habe achtzig tausend Gulden hinterlassen, nehmen sie verlieb damit, und lassen sie mich ehrlich begraben, aber vergessen sie ja die Wappen nicht bei der Leiche, sonst könnte ich im Grab nicht ruhen, denn ich bin ein Herr Von.“ Ich versprach meinem Vetter von ungefähr Alles, ich ließ die Leiche veranstalten, und ihn prächtig genug begraben, denn es gingen gewiß wenig Leute mit, die sich nicht auf die Gesundheit des Todten kniewankend getrunken hätten. Endlich da man mir die Schlüssel übergab, fand ich einen ungeheuren Schatz, Alles war im Ueberfluß zugegen; auf eine jede Viertelstunde im ganzen Jahr ein anderes Kleid, Wäsche ohne Zahl, über zwei Paar Strümpf, und einen Beutel von mehr als viertausend Ducaten. Ich küßte den Beutel wohl über hundert Mal, und da ich anfing die Theilung von dem Geld zu machen, ward ich munter, hatte die Schlaf-Hauben in der Hand, und erzürnte mich so darüber, daß dieser Glücksfall nur ein Traum gewesen; als ich mich wohl lebenslang über einen Traum erzürnet habe.

Des angenehmen Traums verwunschne Phantaseien,
Wie wüßt ihr uns im Schlaf doch öfters zu erfreuen!
Ihr gleicht der ganzen Welt, und ihrem Wechsellauf,
Denn kaum genießt man euch, so wacht man plötzlich auf.

Des Hanswurſts unruhiger Traum im Auguſt.

Hanswurſt der ſchwermüthige Schläfer.

Ein ſchwerer Kopf, ein ſchwerer Traum, alſo ſteht geſchrieben Montepolciano am letzten Kapitel. Niemals habe ich es ſonſt mit den Philoſophen gehalten, welche behaupten, daß die Sonne ſtehe, und die Erde gehe, bis ich es am dreißigſten dieſes auf die Nacht nach eilf Uhr ſelbſt erfahren habe. Ich ſpürte es ſchon auf der Gaſſe im nach Hauſe gehen, daß die Erde nicht allzufeſt ſtehen müſſe, und als ich gar nach Hauſe kam, ward ich hievon doppelt überzeugt, denn alle Seſſel im Zimmer machten mir ein Kompliment, und liefen um mich herum, da war ich erſt überwieſen, daß ich die Philoſophie müſſe ſtudirt haben; gleichwie ich mich aber jederzeit wenig um meine Wiſſenſchaft bekümmere, ſo grübelte ich auch hier nicht viel mehr nach, ſondern legte mich ohne weitere Unterſuchung in das Bett; allein ich erſtaunte, daß mich ſogar der philoſophiſche Satz, daß die Erde gehe, bis in das Bett verfolgte, denn das Bett lief gleichfalls mit mir um und um. Ha! dachte ich, das kommt von einem Poſſen her, den man mir ſpielen will, und legte mich auf die Seite, bis ich einſchlief; kaum hatte ich aber vier Minuten herabgeſchnarcht, ſo erſchien mir im Traum der Profeſſor Montepulciano, öffentlicher Lehrer der ausländiſchen Philoſophie in hieſigen Gewürzgewölben, und Herrſchafthäuſern. „Schüler! (ſagte er zu mir) laſſe dich die Zeit nicht reuen, die du am vergangenen Abend in meinem Lehrſaale zugebracht haſt, ſchon ſeit acht Tagen hab ich keinen fleißigern, keinen

dauerhaftern Schüler in meiner Lehr gehabt, du bist meiner Mühe und meines vortrefflichen Unterrichts würdig; lasse dich nicht abschrecken, daß die Lection dir den Kopf so schwer gemacht hat, wenn du mich öfters frequentiren wirst, so wird es dich viel leichter ankommen, denn du scheinest mir Talent für meinen Unterricht zu haben, du wirst noch ein großer Schüler von mir werden; lebe wohl! und saufe dich bald wieder voll." Ich habe mir die Lobsprüche des vortrefflichen Professors Montepulciano so in den Kopf gefaßt, daß mir bei dem Erwachen der Kopf erbärmlich weh gethan hat, und doch hab ich den festen Schluß gemacht, so lang ich kann, die Lehren dieses Professors vor allen andern ausländischen Weinlehren, am fleißigsten zu besuchen.

Wenn uns ein welscher Wein als Lehrer hier docirte,
So weiß ich es gewiß, daß jeder gern studirte.
Es hören Recht und Fleiß auf einmal auf zu seyn,
Warum? ein jeder ging zu dem Professor Wein.

Des Hanswurſts kurzer Traum im Herbſtmonate.

Hanswurſt, der träumende Träumer.

Am ſechsten des Herbſtmonats fing ich bei der Nacht an zu ſchlafen, nachdem ich mich vorher niedergelegt hatte, und als ich einſchlief, ſo träumte mir, und zwar nichts anders, als daß mir träumte; und in dieſem Traum fing ich an abermals einzuſchlafen, und da hatte ich einen Traum, welcher darin beſtand, daß mir träumte, wie daß ich nicht munter ſey, darüber erſchrack ich ſo, daß mir im Traum vorkam, als ob ich erwachte, allein bei dieſem träumenden Erwachen ſchlief ich wieder ein, und es träumte mir gar, ich ſchlief nicht, da zwang ich mich im Traum einzuſchlafen, damit mirs doch etwas träumen ſollte; doch umſonſt, es träumte mir nichts anders, als daß ich dieſe Nacht keinen Traum haben ſollte; darüber wurde ich bös, daß ich nach zwei Uhr Nachts munter wurde, die ganze Nacht nicht mehr einſchlafen konnte, und folgſam auch dießmal keinen Traum mehr hatte.

Das iſt das wahre Bild der Träume, die uns äffen:
Man glaubt im Schlaf den Traum ganz ſicher anzutreffen.
Oft quält im Schlummer uns nur eine Phantaſei,
Sie iſt kein ächter Traum, nur flüchtiges Allerlei.

Des Hanswurſts gebrechlicher Traum im Wintermonate.

Hanswurſt, das porzellänene Chocoladebecherl.

Traum und Unmöglichkeit ſind oft Geſchwiſter Kinder, ſagte der gelehrte Mathies in ſeinem eſelhaften Buch, gleich am Anfang nach dem letzten Wort. Und darum träumte mir auch in dieſem Monat, daß ich ein Chocoladebecherl geweſen. Nachdem ich lange Zeit in der Porcellänfabrik auf einer Stelle geſtanden, kam endlich ungefähr ein junges artiges Fraulein, die ein Chocoladebecherl verlangte, welches nicht gar theuer wäre, und da ich ein Ausſchuß war, ſo mußte ich gleich nebſt vielen meinen Porzellänkollegen hervor; nachdem dieſes Fräulein verſchiedene angeſchauet, nahm ſie auch mich in die Hand, kaum hatte ſie mich recht betrachtet, ſo rief ſie: „O das iſt ſchön, das iſt recht, das iſt ein allerliebſter Narr!“ Sie ſah mich hinten und vornen an, ob ich keinen Schrick hätte, und als ſie mich auch durch das Licht geſehen, daß ich ganz wäre, ſo ſagte ſie: „Das behalte ich.“ Sie drückte mich an ihren ſchönen Mund, um zu ſehen, wie daraus zu trinken wäre, und endlich wurde ich gekauft, und bezahlt. Das Kammermädchen, die auch ziemlich hübſch war, ſteckte mich in ihre Fürtuchs-Taſche, und ſo wurde ich nach Haus gebracht; zu Haus ſtellte mich das Fräulein ſelbſt auf ihren Nachtzeug unter vielen Lobſprüchen, und ich bekam das Glück, ihr Leibbecherl zu werden. Täglich wurde ich in der Früh mit Chocolade angefüllt, und ſodann von der ſchönen ausgetrunken, auch öfters noch dazu abgeſchleckt, auch mußte

mich die Kammerjungfer alle Tag nach dem Frühſtück wieder ſauber machen (was mir ſonſt wachend niemals von einer Kammerjungfer geſchehen iſt.) Ich hatte meine ſchönſten Tage; wenn ich ausgewaſchen war, ſetzte man mich wieder auf den Nachtzeug, und da beſuchte mich das Fräulein immer, bald trank ſie unter Tags eine Suppe aus mir, und da ſchluckte ich auch allzeit etwas davon, damit ich keine porzellänene Lungenſucht bekommen möchte, bald legte ſie Stecknadeln, oder kleine ſchwarze Geſichtspfläſterl in mich hinein, kurzum, ich wurde anfangs zu lauter guten Dingen angewendet. Endlich geſchahe es einmal aus Unvorſichtigkeit der Kammerjungfer, da ſie mich eben auswaſchen mußte, daß ſie mir einen Stoß gab, wodurch ich auf einer ganzen Seite einen Sprung, und überdies eine Scharte bekam. Die Kammerjungfer erſchrack zwar hierüber, wollte die Sache verdecken, und ſtellte mich ganz ſachte wieder auf den Nachtzeug, aber mein Fräulein müßte mich nicht ſo lieb gehabt haben, als daß ſie das mir zugefügte Unglück nicht ſogleich wahrgenommen hätte; ſie fing an mit der Kammerjungfer grauſam zu hauſen, gab ihr eine Ohrſeige, und es hätte nicht viel gefehlt, daß ſie dieſelbe aus dem Dienſt gejagt. Ich war freilich meiner Seits dadurch gerochen, aber nichts deſtoweniger blieb ich halt ein Krüppel, und hatte die ganze Gunſt meines Fräuleins verloren, ſie wollte aus keinem zerbrochenen Geſchirr trinken, ſie ließ ſich alſo ein neues kaufen, und ich ward der Kammerjungfer, nachdem ſie mit dem Fräulein wieder ausgeſöhnt war, zum Geſchenk gegeben; da ward ich nun übel gehalten: ſtatt eines Chocoladebechers mußte ich ihr eine Büchſe abgeben, in welche ſie bald Pomade, bald Anſtrich, Schuhwachs, Tabak und andere Schmierereien hinein füllte; ich war dieſe ſchlechten Dienſte

zu thun, nicht gewohnt, und wünschte mir nichts anders, als ein baldiges gänzliches Ende, und weil ich ohnehin schon ruinirt war und folgsam meine schuldige Dienste, wie vormals nicht leisten konnte, man also auch auf mich nicht viel mehr Acht hatte, so geschah es dann in Kürze, daß mein Wunsch vollbracht wurde: denn, als sich einsmals eben die Kammerjungfer aufsetzte und die Pomade aus mir nehmen wollte, glitschte ich ihr aus, fiel auf die Erde und brach in viele Trümmer, wonach ich dann, ungeachtet aller meiner verrichteten Dienste und bei meinem Fräulein anfangs so häufig genossenen Gunst, unter andern Unflat geworfen, am folgenden Tag mit einer Butte von einem alten Weib aus dem Hause getragen, und auf die NB. Morastſtätte geworfen ward, wo mich die Vorbeigehenden so lang mit Füßen traten, bis ich in einen Staub zermalmt war, den der Wind in alle Ecke der Welt zerstäubte. Dieses ist meinem Hanswurstischen Erachten nach, ein Traum, der die größte Aufmerksamkeit verdient, denn er läßt sich von den Klugen auf verschiedene Dinge, als auf das Glück, auf ein schön gewesenes Geschöpf, auf übel belohnte Verdienste und dergleichen mehr, geschickt auslegen.

Ein Traum pflegt uns sehr oft in Wahrheit anzuzeigen,
Wie unser Glücke fällt, wie unser Glück kann steigen:
Drum wer gar jeden Traum sieht als den Schatten an,
Der ohne Deutung ist, der hat nicht recht gethan.

Die Erwartung des Redakteurs.

(Schiller's Erwartung, travestirt.)

Von Saphir.

Hör ich das Pförtchen nicht gehen?
Kömmt nicht ein Pränumerant?
Nein ein Wechsel läßt sich sehen,
Den man zum Einkassiren gesandt.

Schmücke dich, du neugemalt Bureau,
Die Pränumeranten alle zu empfangen:
Sey weich wie Sammet, du Stuhl aus Stroh,
Mit weichem Kuß sie lieblich zu umfangen;
Ihr süßen Schreiber alle, sagt: „Oho!
So eben sind zweitausend weggegangen!"
Wenn der Pränumerant, zum Schmerz bewegt,
Das zarte Gold auf's Schreibpult legt!

Stille! was kommen dort für Leser?
Ist es nicht eine halbe Million?
Nein, es sind ein paar Chineser,
Sie wollen ihren Macherlohn.

O lösche deine Fackel Tag; hervor
Du Nacht mit deinem holden Schweigen,
So schreit doch Allen: „daß ich schlaf',“ ins Ohr,
Ich will heut gar nicht aus dem Bette steigen!
Zu was denn hab' ich Kammerdiener, Mohr,
Als solchem Pack die Thüre stets zu zeigen?
Der Leser nur, der bezahlende allein,
Darf, wenn er Geld uns bringt, herein!

Rief es von ferne nicht leise,
Süßen Abonnenten gleich?
Nein, Recensent kehrt von der Reise
Zurück, aus dem Wirthshausreich!

Mein Ohr umrauschet ein Salbaderfluß,
Gewiß, sie thaten ihn wieder berauschen!
Die Wahrheit neigt sich bei des Kellners Kuß,
Mit Marqueuren sah ich ihn Freundschaft tauschen,
Der „Fünfer“ winkt, der „Zehner“ zum Genuß,
Die Statistin kann sein Herz belauschen;
Ein Mittagsmahl mit Nußbergs-Flut,
Und allen Schofel heißt er himmlisch gut!

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht kein Abonnent daher?
Nein, mein Krit'ker ist vom Stuhl gefallen,
Von des Kopfes Fülle schwer.

Das unverschämte Näschen selber bricht
Im süßen Tod, und seine Farben blassen!
Jetzt wird er sich, beim Dämmerlicht,
Die Taschen alle untersuchen lassen; —

„ — Ein Verſatz-Zettel — Mahnbrief — Biergedicht —
— Die Warnung, daß zwei Kellner auf ihn paſſen —
Ein Akteur ſchreibt, daß er ihn erſt ausgelöst —"
Und alle Kritik zeigt ſich mir entblößt!

Seh' ich nichts Weißes dort ſchimmern?
Glänzt's nicht wie Abonnenten-Schein?
Nein, es iſt der weißen Schürze Flimmern,
Die Köchin bringt die Zettel herein!

O ſehnend Herz, ergötze dich nicht mehr
Mit Abonnenten weſenlos zu ſpielen,
Der Arm, der ſie umfaſſen will, iſt leer,
Kein Frei Abonnent kann dieſen Buſen kühlen,
O führe mir die Zahlenden, daher,
Laß' ihre Hand, die klingende, mich fühlen;
Den Schatten nur von einem Gulden bar,
Und d'rauf bekommet das ganze Jahr.

Und leiſe, wie aus himmliſchen Höh'n
Die Stunde des Glücks erſcheint,
Kam hold ein Abonnent zu geh'n
Und ſagte: „Ich trete aus, mein Freund!"

Aus einem Wörterbuche für Liebende.

Ach!

Ein verliebter Ausruf, der ein heftiges Verlangen anzeigt, Jemanden von etwas zu überreden, woran das Herz nicht denkt. Er dient auch zum Athemholen nach einem langen Perioden und wenn der Verliebte nicht mehr weiß, wo er ist, noch was er sagt. Man braucht endlich dieß Wort häufig in der zärtlichen Poesie und es kommt einem armen Dichter trefflich zu statten, wenn er eine fehlende Silbe auszufüllen hat. Er braucht sich weder die Stirne zu reiben, noch die Nägel zu zerkauen; ein einziges ach! zieht ihn aus der Verlegenheit. Z. B.

Komm', ach! eil' in meine Arme,
Laß mich bald dich wiedersehn!
Kannst du grausam mich verlassen
Ach! so ist's um mich geschehn!

Alter.

Ein Wort das in der Sprache der Verliebten nicht häufig vorkommt; denn alte und junge Frauenzimmer finden sich dadurch beleidigt. Wer kennt nicht das Gellertsche:

Was sagen Sie, Mama? Ich sollt' erst vierzehn Jahre seyn?
Nein! vierzehn Jahr' und sieben Wochen!

Es geschieht jedoch zuweilen, daß eine überreife Kokette vom Alter spricht, aber in der Absicht, es sich zu einem besondern Verdienst anzurechnen. „Wie? Sie eine Person von meinem Alter lieben?" heißt nicht: Ich bin zu alt und überzeugt, daß ich keine Eigenschaft besitze, die einen jungen Mann an mich fesseln könnte; sondern: Wenn ich auch nicht mehr ganz das Feuer der Jugend habe; so habe ich dagegen auch ihre Fehler nicht. Das reife Alter hat nicht minder seinen Werth, als die Jugend! Der Liebhaber erwiedert dann gewöhnlich: In Ihrem Alter, Madame, entzückt man Alles ... und hundert andere Sachen, um eine augenscheinliche Unwahrheit zu beweisen.

Man kann das Wort Alter auch brauchen, um einem Frauenzimmer ein Compliment zu machen, indem man ihre Nebenbuhlerinnen in der Schönheit rezensirt. Sehen Sie doch, sagt man, Frau S..., Sie kleidet sich in Rosenfarbe! Steht das ihrem Alter noch an?

Amor,

auch Cupido und im Deutschen Liebesgott genannt.

Wir glauben diesem Hauptartikel in einem Wörterbuch für Liebende einen etwas größeren Raum widmen zu müssen, als den gewöhnlichen.

Um allem Mißverstand vorzubeugen, und denen, die verwegen genug sind, den Altar des ihnen unbekannten

Gottes durch ihre Schmähungen zu entweihen, zum Voraus den Mund zu stopfen, bemerken wir zuvörderst: daß es zwei Amor gebe, einen irdischen und einen himmlischen, so wie es eine irdische und eine himmlische Venus gibt. Der himmlische ist, wenn wir dem griechischen Dichter Hesiod glauben, der älteste unter den Göttern und zunächst nach dem Chaos ins Daseyn gekommen. Er regte zuerst das unfruchtbare Chaos an, daß es die Finsterniß gebar, woraus der Aether und der Tag hervorging.

Der irdische oder gemeine Amor gehört zu den neuern Göttern. Er ist ein Sohn der Venus und des Kriegsgottes. Dieß ist jener kleine Schalk, der im Bunde mit seiner Mutter, schon so viel Unheil in der Welt angerichtet hat und noch anrichtet. Eigentlich sollte man diesen immer Cupido und nur jenen Amor nennen.

Die Dichter, denen es allein vergönnt ist, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, haben ihn tausend- und abertausendmal abconterfeit und beschrieben. Nach ihrer Aussage, die wir ohne Weiteres als gegründet annehmen, ist er ein kleiner geflügelter Knabe mit verbundenen Augen und einem mit Pfeilen gefüllten Köcher auf dem Rücken. In den Händen hält er Pfeil und Bogen oder statt dessen auch eine Fackel. Als ein Kind schildern sie ihn vermuthlich deßwegen, weil die Verliebten gewöhnlich einen Waffenstillstand mit der Vernunft schließen und weil bei ihren Angelegenheiten das Unterhaus selten mit dem Oberhause zu Rathe geht. Die Wirkung seines Geschosses sind die schmerzenden Wunden der Liebe. Glücklicherweise sind seine Pfeile nicht alle scharf gespitzt, sonst würde die Erde in kurzer Zeit nichts anders als ein ungeheures Lazareth für Liebeskranke vorstellen. Die Binde um die Augen deutet auf die Verblendung und oft geschmacklose Wahl der

Verliebten. Die Flügel sind ein Bild ihrer Flatterhaftigkeit und ihres Wankelmuths. Die Fackel in der Hand spielt auf das Verliebte Feuer an, das er in ihrem Herzen entzündet. Nackt wird er endlich vorgestellt, weil einem Verliebten gewöhnlich das Herz auf der Zunge und in den Augen schwebt.

Der erste, der den Amor als ein Kind
Uns malte, traf ihn nach dem Leben.
Wie konnt' er besser zu verstehen geben,
Daß die Verliebten Kinder an Verstande sind?
Die Flügel gab er ihm mit gleichem Rechte;
Denn stets von Herz zu Herzen flattern,
Und baaren Unsinn herzuschnattern,
Sich ändern wie ein Wetterhahn;
Ist dieses nicht der ganze Lebenslauf — sagt an! —
Von der Verliebten Schmetterlingsgeschlechte?

Die Dichtkunst ist unerschöpflich in sinnbildlichen Darstellungen dieser Alles besiegenden Gottheit. Bald findet man den Amor abgebildet, wie er Jupiters Donnerkeil zerbricht; bald wie er mit des Herkules Löwenhaut umgeben und mit seiner Keule bewaffnet ist; bald wie er auf den Helm des Mars tritt, dessen Schild und Wurfspieß vor ihm liegen. Man sieht ihn ferner jagend, fischend, zu Wasser das Ruder, zu Land den Wagen lenkend, als Künstler und Handwerker, weil die Verliebten alle Gestalten annehmen, um den Gegenstand ihrer Wünsche zu erlangen. Ein neuerer Dichter macht ihn sogar zum Rechenmeister. Da manche unsrer schönen Leserinnen vielleicht noch nicht alle Spezies der edlen Rechenkunst vollkommen inne haben: so nehmen wir uns die Freiheit, hier

eine kleine Repetition einer, einſt von Amor gegebenen, Lection mit ihnen vorzunehmen.

Der Tauſenkünſtler Amor lies
Sich bei der ſchönen Dorilis
Zum Rechenmeiſter dingen;
Und wußt' in einer Stunde da
Die ganze Arithmetika
Ihr ſpielend beizubringen.

Im Rechnen und im Lieben ſind
Fünf Spezies, mein liebes Kind!
Die will ich dich dociren.
Ich küſſe dich eins - zwei - dreimal;
Du zähleſt dieſe Küſſe all,
Und das heißt: Numeriren.

Zu meinen Küſſen ſetzeſt du
Dann auch die deinigen hinzu;
So lerneſt du addiren.
Zählſt du mir deine Küßchen her
Und findeſt dann um Einen mehr;
So kannſt du ſubtrahiren.

Die vierte Spezies, mein Kind!
Könnt' ich zwar eben ſo geſchwind
Dir praktiſch expliciren:
Allein, das Einmaleins iſt lang
Und jungen Mädchen wird oft bang
Bei dem Multipliciren.

Nur Eines merke dir noch an;
Wo Eins der Faktor ist, da kann
Man nicht multipliciren.
Doch käm' ein Nüllchen noch dazu,
Auch noch so klein, so würdest du
Gar bald das Faktum spüren.

Drum laß in dieser Spezie
Nicht früher dich, als in der Eh'
Durch Hymen instruiren:
Denn aufs Multipliciren kömmt,
Was man sich auch dagegen stemmt,
Von selbst das Dividiren.

Anbeten.

Dieß Wort ist aus der religiösen in die Sprache der Verliebten übergegangen und bedeutet zweierlei. Erstlich: daß die Männer die Eitelkeit der Weiber, die sich kleine Gottheiten zu seyn dünken, vollkommen kennen; zweitens: daß sie in ihren Ausdrücken Alles anwenden, um den Weibern den Kopf zu verrücken.

„Ich liebe Sie, ich bete Sie an" — das ist verdollmetschet: das ganze Geheimniß, zu gefallen, besteht darin, daß man der Eigenliebe schmeichelt, dem gesunden Verstande zum Trotz. Daher wende ich Alles an, Ihnen glauben zu machen, daß Sie mir den Kopf verrückt haben, um mich dann über Ihre Einfalt, wo nicht öffentlich, doch insgeheim, lustig zu machen.

Anbeter.

Unsere schönen Leserinnen können sich schon aus dem vorhergehenden Artikel einen Begriff von diesen Leuten machen. Ihr religiöser Schwindel dauert gewöhnlich nur so lange, bis sie den angebeteten Gegenstand auf einen gewissen Punkt gebracht haben, und es gibt ihrer wenige, die sich vom Verdacht der Vielgötterei reinigen können.

Oft treiben sie indessen die verliebte Bigotterie so weit, daß sie ihre Andacht selbst vor den Schattenrissen und Porträten ihrer Göttinnen (die von ihnen, wie die Götzen herumziehender Völker, in tragbaren Tempeln, als da sind: Dosen, Uhren, Ringe u. s. w. herumgeführt werden) verrichten. Die Athenienser hatten den Einfall, einen Altar zu errichten, worauf sie schrieben: dem unbekannten Gott. So gehts auch manchem unserer Stutzer. Er trägt das Bild von einer Göttin bei sich, die er selbst nicht kennt, um andern glauben zu machen, daß er wunderglücklich sey.

Die Koketten sind stolz darauf, ganze Schaaren von Anbetern in ihrem Gefolge zu haben.

Angenehm.

Ein Ausdruck, dessen man sich bedient, um ein häßliches Frauenzimmer bei der Nase herumzuführen; denn es würde verdächtig klingen, wenn man ihr im Ernste versichern wollte, daß sie schön sey.

Armband.

Ein Liebhaber bei den alten Galliern hielt es für ein groſses Glück, ein aus den Haaren ſeiner Geliebten geflochtenes Armband zu beſitzen. Die Dame bewilligte ihrem Ritter dieſe Gunſt nicht eher, als bis er einem halben Dutzend Rieſen die Köpfe von einander geſpalten hatte. Würden wir wohl heutzutage noch Liebhaber finden, die um eine ſolche Gunſt ein ähnliches Wageſtück unternähmen?

Augen.

Man preist den Mund, die Hände, die Locken ſeiner Geliebten; vor Allem aber ihre Augen. Bei dieſem Theil der Schönheit verweilt man am liebſten, weil ſich die Seele gewöhnlich darin abſpiegelt.

Die Augen machen oft den wichtigſten Theil der Artillerie derer, die unter Amors Fahne ſtreiten, aus. So wichtig indeſſen ihre Dienſte in dieſer Rückſicht ſind, ſo muſs man doch ſtrenge Acht auf ſie haben, als auf ungetreue Dienſtboten. Denn ſie ſind zwar oft die Spione, aber noch weit öfter die Verräther der Liebenden.

(Fortſetzung folgt.)

An den Wind.

Von Blumauer.

Er, pleno Titulo, Regent
Von unsrer Atmosphäre!
Macht wahrlich seinem Regiment
Am Himmel wenig Ehre.
Drum, Herr Spavento! hör' er mich:
Frisch von der Leber weg will ich
Ihm für sein tolles Wesen
Jetzt die Leviten lesen.

Er ist ein wahrer Erztyrann:
Es bückt in seinem Reiche
Vor ihm sich jeder Unterthan,
Sey's Gräschen oder Eiche:
Ja, wenn's ihm einfällt, müssen gar
Mit augenscheinlicher Gefahr,
Trotz ihrem steifen Rücken,
Sich Thurm und Schornstein bücken.

Und ziehet er als Feind heran
In einem Donnerwetter,
So kündigt er den Krieg uns an,
Wie unsre Erdengötter:

Da nimmt er beide Backen voll,
Und ſtreut, als wär' er noch ſo toll,
Von Rechten, die nichts taugen,
Brav Staub uns in die Augen.

Er pflegt hienieden weit und breit
In Alles ſich zu miſchen,
Und ſucht, wie ſeine Heiligkeit,
Im Trüben nur zu fiſchen;
Und iſt dann die Confuſion
Recht groß, ſo macht er ſich davon,
Und läßt die Welt in Kriegen,
Die er erſt anblies, liegen.

Es ſoll nach ſeinem Eigenſinn
Hienieden alles gehen;
Wir Menſchen ſollen nur, wohin
Es ihm beliebt, uns drehen;
Allein wir kehren ſeinem Grimm
Den Rücken zu, und zeigen ihm
(Mag er auch noch ſo raſen)
Wohin er uns ſoll blaſen.

Er handhabt die Gerechtigkeit
Juſt ſo wie manche Richter:
Statt daß er Wolken oft zerſtreut,
Macht er ſie nur noch dichter:
Die kleinen Lichter bläst er aus,
Die großen aber, die uns Haus
Und Hof verheeren können,
Macht er noch ſtärker brennen.

Von seiner Raubsucht hat man auch
Manch gräuliches Exempel:
Er fegt oft Nachts mit seinem Hauch
Rein Kirchen aus und Tempel;
Drum haben auch die Menschen ihn
Verdammt, daß er muß Schiffe ziehn;
Ja Mores ihn zu lehren,
Läßt man ihn Gassen kehren.

An Sitten und Manier ist er
Ein wahrer Engelländer:
Denn wenn's ihm einfällt, geht er her
Zerreißt uns die Gewänder,
Wirft uns mit Schloßen, pfeift uns aus,
Als wenn die Welt, dieß Narrenhaus,
Nur ein Theater wäre,
Und wir für ihn Akteure.

Und wird nicht gleich ihm aufgethan,
So macht er ein Getümmel,
Schlägt uns an Thür und Fenster an
Und poltert wie ein Lümmel,
Läßt keine Fahne ungetrillt,
Und machet jeden Aushängschild,
Sey's Kaiser oder Engel,
Zu einem Galgenschwengel.

Nichts ist ihm, wenn er saust und braust,
Auf Erden zu vergleichen:
Allein am allerärgsten haust
Er noch in unsern Bäuchen:

Da brummt und keift, und zwickt und quält
Er uns, so lang es ihm gefällt,
Und neckt dann durch sein Blasen
Sogar noch unsre Nasen.

Allein da fing' ich armer Narr
Mich athemlos und müde:
Und er bläst fort, und brummt wohl gar
Den Baß zu meinem Liede,
Drum Punktum! und kein Wörtchen mehr,
Denn alle die Moral, mit der
Man ihm kommt angestochen,
Ist in den Wind gesprochen.

Falsches Sprüchwort.

Es kommt der Hochmuth vor dem Fall,
Dieß Sprüchwort paßt nicht überall.
Herr Schleicher machte Bankerott
Und kaufte dann ein Rittergut,
Und fünfzehn Pferde in den Stall.
So kommt auch Hochmuth nach dem Fall.

Aus Saphir's eisernem Abschiedsbrief.

(Schluß.)

3.

Ein Wort an die Theaterhunde, Theateraffen, Theaterkatzen und Theaterrosse.

Indem ich von euch, ihr Kunstdurchdrungenen Theaterbestien auf ewig Abschied nehme, fällt eine Thräne aufs Papier, denn ihr allein seyd es eigentlich, die dem deutschen Theater im eigentlichen Sinne des Worts auf die Beine helfet. Wenn Lessing nur Bestien zu beurtheilen gehabt hätte, so würde er nicht schon in der sechsten Nummer seiner Dramaturgie aufgehört haben die Künstler selbst zu rezensiren. Ein Theaterhund ist ein köstlicher Mensch! Er bellt sich aus, aber bellt keinen Rezensenten an, er memorirt und bringt in den Geist seiner Rollen ein bis auf die Knochen; ja, ist ein Theater ganz auf den Hund gekommen, so ist er doch der Einzige, der ihm seine Aufwartung macht. Ein Theaterhund hat nicht, wie tausend andere Hunde im Leben, es bloß einer Protektion zu danken, daß er eine Rolle spielt, nein, sein anerkannt hündisches Talent bringt ihn empor! Ist je ein Theaterhund zu einem Rezensenten aufs Zimmer gekommen, um ihn zur Rede zu stellen? Hat je ein Theaterhund einen

Rezenſenten parodirt, weil er geſagt hat, daß er in Wahrheit ein lumpiger, zottiger Hund iſt? Und nun gar die Theaterkatzen! Hat je eine Theaterkatze, zum Beiſpiel die große Minette der größern Neumann, des allergrößeſten Herrn v. Holtei, hat je, ſag' ich, eine Theaterkatze etwas anderes geleckt als ihre Milch, aber nie die Hand eines Protektors! Hat je eine Theaterkatze ihren eigenen Balg auf Unkoſten einer armen Rezenſentenhaut aſſekurirt?! Wahrhaftig, nur mit Schmerz trenne ich mich von euch, ihr edlen Theaterbeſtien, ihr Theaterbeſtien voll Erziehung, ihr Theaterbeſtien ohne Dünkel, ihr Theaterbeſtien ohne Kabalen, ihr Theaterbeſtien wie es keine Beſtien mehr gibt! Und nun vollends die Theateraffen! Das ſind die einzigen Künſtler, die bei ihren Sprüngen auf einen grünen Zweig kommen! Hat ſich je ein Theateraffe einen eigenen Abgang eingelegt? Hat ſich je ein Theateraffe Klaqueurs gemiethet? Hat je ein Theateraffe, und wenn er auch der Affe des ganzen Publikums war, zehn Geburtsorte gehabt? Iſt je ein Theateraffe auf einen andern Theateraffen neidiſch geweſen? O nein, ein Affe iſt kein ſolcher Menſch, um ein ſolcher Unmenſch zu ſeyn! Endlich die Theaterroſſe! „Hier hält das Opferthier ermüdet ſtill!"

Ein Theaterroß! Gibt es etwas, das mehr zieht, als ein Roß, und das weniger brummt, wenn man es zügelt? Ein Theaterroß iſt in ſeiner Rolle ſtets ſattelfeſt, und doch ſchlägt es nicht aus, wenn ihm der Hafer ſticht! Iſt es je einer alten Mähre eingefallen, junge Liebhaberinnen zu ſpielen? Wollte je ein polniſches Steinrößlein einen ſtolzen Britten machen? Iſt es je einem Hannoveraner eingefallen den Araber vorzuſtellen? O die Theaterroſſe ſind beſcheiden und willig! Ein Theaterroß, welches doch vier

Füße hat! O auf welchem Fuß würden erſt die zweifüßigen Künſtler leben, wenn ſie vier Füße hätten! Von euch alſo, ihr Theaterbeſtien, nehme ich gerührt Abſchied:

„Wie ſchön, o Vieh, mit deinem Palmenzweige,
Stehſt du an der Theater-Neige,
In edler, ſtolzer Viehlichkeit!“

Lebt wohl, ich kann nicht mehr, denn:

Menſchlich hat dieß Herz empfunden,
Und Empfindung ſoll ſein Richtſchwert ſeyn!

Grabſchrift auf den Windmüller Jackſon.

Von Claudius.

Hier liegt der Müller Jackſon!
Er lebte vom Winde mit lieben Weib und Knaben;
Es leben auch ſonſt noch viele davon,
Die keine Mühle haben.

Der Freischütz.

Das Brautjungfernlied aus dem Freischützen: „Schöner grüner Jungfern-Kranz" hatte das Gemüth der lebenslustigen Kammerjungfer einer Dame so tief ergriffen, daß sie es gar nimmer los werden konnte. Nicht nur sang sie es bei jeder Arbeit, die sie außer dem Zimmer ihrer Herrschaft zu verrichten hatte, den ganzen Tag Trepp auf, Trepp ab mit lauter Stimme; auch einzelne Töne entschlüpften ihr bei jedem Ruhepunkt des Abendsegens den sie ihrer Dame vor Schlafengehen vorlesen mußte, und kam sie selbst zu Bette, so hörte man dasselbe Lied von ihr noch Stundenlang. Es war also natürlich, daß sie des Morgens gewöhnlich zu spät erwachte und ihre nachsichtige Dame begnügte sich lange damit, ihr diese Unart zu verweisen und ihr eine zweckmäßigere Lebensordnung zu empfehlen.

Da dieses aber nichts fruchtete, und ihre Gebieterin einst gar zu lange vergebens auf ihr Frühstück wartete, entschloß sie sich, aufzustehn und die Faule selbst zu wecken.

Von dem Knarren der Thüre erweckt, fuhren auf einmal die Köpfe der Kammerjungfer und des Jägers noch schlaftrunken vom Kissen auf, und die gutmüthige Dame zog sich mit einer stillen Verwünschung des Freischützen zurück. Dieser ist allein Schuld, daß die Mädchen nimmer

aus den Federn wollen, denn „mit dem Jungfern-Kranz legen sie sich nieder, und mit dem Jägerchor stehen sie auf.

Sehnsucht nach Krähwinkel.

Von Eginhardt.

Kennst du die Stadt, wo uns der Titelgeist
Als Graduirte froh willkommen heißt?
Wo Niklaus Staar, der königliche Rath,
Der Zwietracht Hyder oft mit Füßen trat?
Kennst du sie wohl?
Dahin! dahin!
Möcht' ich mit dir,
Mein Accessist, wohl zieh'n.

Kennst du das Haus, wo Staar den Aufruhr dämpft,
Wenn Schattenwuth und Eselstarrsinn kämpft,
Kropfelius mit Pillen Todte weckt,
Und Rummelpuff die Schüchternen erschreckt?
Kennst du es wohl?
Dahin! dahin!
Möcht' ich mit dir,
Du Rath in spe, wohl zieh'n.

Kennſt du die Scheuer, wo in Eiferſucht
Die Muhme Brendel ihrem Sperling flucht?
Wo, freilich erſt als liſtig ſie verſchwand,
Madam Miautz als Kuhdieb ward erkannt?
Kennſt du ſie wohl?
Dahin! dahin!
Möcht' ich mit dir,
Du künft'ger Hofrath, zieh'n.

Gloſſe.

Ich habe Menſchen gekannt, welche ihr ganzes Leben nichts gerührt hat, als am Ende der — Schlag.

Bibliothek

des

Trojans.

Neue Folge.

V. Section.

Tivoli.

Viertes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1842.

Tivoli.

Neues Museum

des

Witzes und der Laune.

Eine humoriſtiſche Anthologie

herausgegeben

von

Ernſt Ortlepp.

Viertes Bändchen.

Stuttgart, 1842.
Franz Heinrich Köhler.

Inhalt des vierten Bändchens.

		Seite
1.	Redouten-Abenteuer einer Köchin, Parodie auf Göthe's Zueignung, im Berliner Dialekt, von F. E. Moll	1–5
2.	Curiosa	6–7
3.	Gedanken über eine Perrücke	8–11
4	Querlesungen von Lichtenberg. (Schluß.)	12–15
5.	Des Burschen dreifach W.	15–16
6.	Aus dem wiederaufgelebten Eipeldauer. (Fortsetzung.)	17–23
7.	Die Schöpfung der ersten Menschen u. s. w., von Seb. Sailer	24–43
8.	Der Gestorbene	43
9.	Die Liebe — ein Buch	44–46
10.	Schattenrisse	47–52
11.	Der Wasserschlüpfer, Travestie v. Schiller's Taucher, von Beckmann	53–59
12.	Der Verleger	59
13.	Anekdoten aus Rochus Pumpernickels Reise nach Wien. (Schluß.)	60–64
14.	Ueber den Zustand der Cultur und Humanität im künftigen Jahrhundert, von Friedrich. (Schluß.)	65–78

Seite

15. Brief einer schönen B... erin, in der Franzosenzeit geschrieben . . . . . 78—80
16. Blühender Unsinn, von E. Ortlepp . . 81—85
17. Aus der Bücherwelt 86
18. Curiosa . . . . . 87—89
19. Qui pro quo 90
20. Aus einem Wörterbuche für Liebende. (Fortsetzung.) . . . . . 91—97
21. Der Dorfpoet an seine Bauern, Travestie einer Horazischen Ode, von E. Ortlepp 98—100
22. Brief eines Studenten an seinen Vater 100
23. Die Toilette, von Herloßsohn . . . . 101—103
24. Hochzeitsgebräuche bei verschiedenen Nationen. (Fortsetzung.) . . . . . 104—112
25. Scene aus der travestirten Jungfrau von Orleans . . . . . 113—114
26. Das Schafkopfspiel, Parodie der Dithyrambe, von Schiller . . . . . 115—116
27. Aus Prehauser, oder: der Wienerische Hanswurst. (Fortsetzung.) . . . . . 117—124

Redouten-Abenteuer einer Köchin,
von ihr selbst erzählt.
(Parodie auf Göthe's Zueignung, im Berliner Dialekt.)

Von F. E. Moll.

Mein Wilhelm kam, er infentirt zur dritten
  Redoute mir — bei so wat bin ick flink.
O sel'ge Nacht! Von meinen Freund beflitten,
  Der als een spanscher Graf verkleedet jing,
So kam ick frafetätsch in Saal jeschritten,
  Indem een polscher Dollman uf mir hing;
Ick sah mir um mit jöttlichen Entzücken,
Denn der Jedrang un Qualm war zum Ersticken.

Ick stand verblüfft — dort trat de Plättfrau Wiesen
  In himmelblauen Dominus hervor;
Hier flitzten Lords un englische Markisen —
  Un unjedunken kniff mich in det Ohr
Een Schotte, bunt karrirt von Kopp bis Füßen
  Un nannte mir die Braut von Lämmerschmoor!
Da stehlt ick mir schaamröthlich überjossen,
Un hiel mer in de Maske fest verschlossen.

Sehr putzig schienen mich de Schweizer-Irethen,
Un mitten mank der Deibelsharlekin,
Un Papageno's aus de Zauberflöten.
Doch sah' ick eene Fee, janz karmosin
In een gelehntes Schleppkleid vom Kometen,
Mit gläserne Karfunkelsteene drin;
Derneben stapelten een Paar Fijuren
Mit reenes Weezenmehl in de Frisuren.

Und een,n anjestrich'nen schwarzen Mohren
Begrüßte ick fogleich: „Bon jour, Herr Frack!
Ick kenne Sie an Ihre weiße Ohren,
Sie gehn mit Posen un mit Siejellack!"
Er aber schwieg, als wär' er stumm jeboren,
Un kehrte sich an keenen Schabernack.
Doch een Papa mit Lerchenspieß und Sporen
Schrieg laut! „Ick habe meinen Zopp verloren!"

Uf eenmal kam 'ne Drift von Bauerbengeln
Un schimpften mir een kleen Dragouerken;
Ick war verbooßt und daht mir rausserdrängeln,
Mein schmucker Graf blieb janz verzweifelt stehn;
Na nu ließ, wie een Jruß von dausend Engeln
Det Kohr de Pauken un Trumpeten jehn;
De Lampenputzers putzten alle Flammen
Un Alles fuhr wie doll un blind zusammen.

Bald mußte ick die Ogen niederschlagen,
Een edler Don Schuhan trat vor mir hin,
Er sprach: O derft ick Sie zu bitten wagen — —
Druf zog er mir — ick ließ mir von ihm zieh'n,

Un sträubte mir, er faßte mich bei'n Kragen
  Des Dollmans un besiegt den Eejensinn.
„Keen schöner Bild sah ick in meinen Leben!"
So flüstert er, woruf wir danzend schweben.

„Kennst Du mir nich?" sprach er mit süßen Munde,
  Indem er Blitze aus de Ogen schoß —
„Erkennst Du mich, der ich so mänche Stunde
  Bei Dir mich eenen uf de Lampe joß? —
O bist Du nich de Mamsell Kunijunde,
  Die an den gold'nen Mops mich fester schloß? —
Ich denke noch der bittern Abschiedsthränen,
Die ick in des Pomranzenjlas that weenen!"

„Ne," rief ick aus, „Se sitzen uffen Proppen,
  Ick bin de Bonne von de Speisewirth,
Un muß ooch mänchmal Karbenade kloppen;
  Von eenen Jrafen bin ick herjeführt —
Doch morjen duht er Leberwürschte stoppen;
  Er hat de Schlächterei sehr jut studirt.
Am neuen Markt in einen Schlächterscharren
Duht er noch immer uf mein Jawort harren."

Mein Dänzer schweijt. De Musikanten zielen
  Ufs Ende — es erfolgt een Stillestehn.
Nu kämpfte erst mein Dänzer mit Gefiehlen,
  Er wollte nämlich mein Jesichte sehn.
Drum jung ich nach den Danz mir abzukühlen
  In Jarten raus, da war ick ganz alleen;
Da bin ick sehnsuchtsvoll umhergeloddert
Und in de nasse Jänge rumgeboddert.

Er kam mich nachjepreſcht in Schwalbenflug
Un ſchmiß von ſich die drügeriſche Hülle;
Ick ſah ihn an — da hatt' ick ſchonſt genug,
Er war janz alt und kikte durch de Brille.
Ich wunkte Schippen mit den ſeidnen Duch
Un reſolſirte mich mit dieſe Pille:
„Wir Beede ſeynd zu ſehre unterſchieden
Drum wär et jut, Se ließen mir in Frieden!"

Un lachend riß ick aus — mit Diegerwuth
Verfolgt er mir, bis in den Maskenſaale,
Wo eene Ohnmacht mir befallen duht;
So purzle ick nun hin mit eenem male,
Un ſtockenſtille ſteht mein Herz un Blut.
Und een Markör ſchreit neben mich: „Bezable!"
Ick wach' un hör', des ick im Ohnmachts-Nu
Een Thee-Zervis zerbrochen haben duh.

In den Momang drängt ſich een jedes Weſen
Mit eener ſeltnen Neubegierde 'ran,
Un ick bejunn de Scherben ufzuleſen. —
Da kam mein Jraf un ſchrie: „Was Du gedahn,
Det is de reene Sündenſchuld geweſen,
Ick wage keenen Silberſexer dran!
Du biſt ſo falſch — ick kann dir nich mehr trauen,
Du magſt Dir nach'n Andern um nu ſchauen."

Jetzt ſtund ick janz verdutzt — een lautes Pfeifen
Erſchallte von de Bauerjungens her.
Ach, von mein letztet Schwänzelpfennigskneifen
Da hatt ick ja nich eenen Heller mehr! —

Umſonſt daht ick den Pompadour erſreifen,
Jen Himmel blickt ich — er war holl un leer.
Nu ſucht' ick mir aus alle die Jeſtalten,
Den Don Schuhan, den häßlichen un alten.

„Ick ſloobte feſt: Keen Don kann ſich nich rächen,
Weil in ſein Herz een ſroßer Funken ſlimmt!
O re:ten Sie von des Zervis-Verbrechen
Mir oder mich — ick bin ſanz umſeſtimmt."
„Wir haben Niſcht zuſammen mehr zu ſprechen!„
Ruft er, indem er kribblich Abſchied nimmt.
Un ſeine Feder weht — im Tobacksnebel
Verſchwindet er mit Ohneform un Säbel.

Ick dreh mir rum wie eene Kaffeetrummel,
Der Dollmanns-Ermel fladdert in de Luft!
Trotz Fledermaus-Geſchwirr un Bär-Gebrummel
Hör' ick, wie man des Jaſtwirths Hausknecht ruft.
Und dieſer dringt parforſch durch des Jetummel —
Jn wichsleinwandne Fehmdſ-Ritter-Kluft
Vermaskerirt, erſcheint er uf der Stelle
Un ſchumpfend ſtoßt er mir bis an de Schwelle.

„Johanna feht!" rief ick, „un kehrt nich wieder!"
Ick ſchwulte ſtolz, ang Pakadell zurück,
Un legte ſchweigend meine Hand uf's Mieder
Un ſenkte weenend den gekränkten Blick —
Ick duckte mir mit eenem Knix dernieder,
Mit Majuſtät verbog' ick det Jenick
Nach hinten rum, un uf de Zegenſpitze,
Wuppdich! entſchwebte ich gleich eenen Blitze.

Curiosa.

In einer Gesellschaft wurde darüber gestritten, welche Nation die aufgeklärteste sey. „Ei du mein Himmel!“ rief ein Spaßvogel, „es springt ja doch in die Augen, daß die Illumination die aufgeklärteste Nation ist.

Ein Jude pries seinen Ranking an. „Der Ranking muß schon lange liegen,“ sagte der Käufer, „denn er stinkt.“ — „Der Ranking stinkt nicht,“ versetzte der Jude, „das bin ich!“

Ein Professor wollte seinen Zögling anreden: „Du freundlicher Jüngling!“ versprach sich aber dreimal und sagte: „Du gründlicher Freundling,“ „du freundlicher Gründling, „du greulicher Fündling.“

Einer noch recht hübschen, aber schon etwas passirten Frau, mit Namen Rosine, sagte Jemand als Schmeicheley: „O Himmel! Sie möchte ich als Weintraube gekannt haben!“

In einem Gasthause, wo es recht toll zuging, trat ein Fremder an den Tisch mit der Frage: „Verzeihen Sie, ist hier schon Alles besessen?“

In einer Zeitung fand sich folgende Annonce: „Gestern verlor mein Mann durch einen Fall vom Thurme mit seinem Hute sein mir unendlich theures Leben. Wer die Höhe des Thurmes kennt, wird die Tiefe meines Schmerzes ermessen.

Jemand sammelte die Stücke einer zerbrochenen Gypsfigur sehr sorgfältig, trug sie dann zu einem Gypsfigurenhändler, und fragte, was er auf eine neue Gypsfigur zulegen müsse.

Ein feiner junger Herr, der einem wilden Ochsen auswich, trat mit den Worten in einen Kaufmannsladen: „Verzeihen Sie, mein Herr, ein Ochse kommt!“

Ein Bauer in größter Freude über die Fruchtbarkeit seines Mutterschweins, sagte zu seinem Nachbar: „Mein Schwein hat Ferkel geworfen, wenn du errätst, wie viel, so schenke ich dir alle dreizehn!“

Einen Thron ausschlagen kann ein Tapezier leichter als ein König.

In einer Kirche fand sich ein Spinngewebe über einer Armenbüchse.

Ein Mann trank öfters in einem Bierhause Andern ihre Gläser aus. Als er darüber zur Rede gesetzt wurde, berief er sich auf das Schild des Wirthshauses, auf welchem stand: „Hier trinkt man fremde Biere!“

Aus den Meditationen des alten Kauz.

Gedanken über eine Perrücke.

(Aus der Perrückenzeit.)

Schreckliches rauhes Ding, ich bebe immer vor dir zusammen, wenn ich dich in deinem großen geistlichen Staate erblicke, und an die Köpfe gedenke, die du mit deinem Gewichte tyrannisirst. Graufiges Gemisch von Ziegenbocks- und Pferdehaaren, was haben dir die armen Menschenköpfe gethan, daß du sie so mißhandelst?

Ich habe schon manchen gar sanften, lieben jungen Mann gekannt, der, ich möchte sagen, ganz der lebendige Satan wurde, sobald er seinen Kopf in dieses schreckliche Fell gesteckt hatte. Wir haben so einen Unhold zu unserm Prediger hier gehabt, der stets grimmig wie ein Bär auf die Kanzel stieg, vor Zorn einmal über das andere das Pulpet zerschlug, der nur immer unsern Sünden fluchte, und uns mit Leib und Seele in die Hölle schleuderte. Mit größlicher Schadenfreude sah er uns dann darin brennen, hörte lachend unser Heulen und Zähneklappen, und freute sich, daß wir Zeitlebens im höllischen Schwefelpfuhl stecken würden. Stets war er barsch und unbarmherzig gegen uns, wenn er auf der Kanzel stand; wir fanden keine Gnade vor ihm, er schleppte uns stets vor Gottes Gericht,

nannte uns nur immer Böcke, die zur Linken stehen müssen, verfluchte, vermaledeiete Böcke. So wie er war, mußte der liebe Gott gerade auch seyn. Der mußte uns nur immer mit den sieben Landplagen drohen, uns verzehren in seinem Feuereifer, uns zerschmettern in seinem Zorn, und hinausstoßen in die äußerste Finsterniß, die Zähne über uns zusammenknirschen, auf uns niederschlagen, daß es donnert und blitzt, uns erst zu Brei, dann wieder immer und ewig in die Hölle stoßen — ich mag nicht mehr daran denken! Gottlob, daß sie ihn von uns nach der Stadt geholt haben! —

Ach du schreckliches, rauhes Ding von Bocks- und Pferdehaaren, wozu kannst du den armen Menschen machen! Wer diesen barschen, schrecklichen Mann in seinem Hause, wenn er nämlich die Perrücke nicht auf hatte, sprach, der glaubte gar nicht, daß er's wäre; da war er ein sanfter guter Mensch, der kein Kind beleidigte, und allen Menschen Gutes gönnte.

In seinem eigenen Haare kann man auch nicht so tolle Streiche angeben; denn da gehen die bösen Dünste immer frei und leicht aus dem Kopfe fort; aber die grausame Perrücke verwehrt ihnen ja mit aller Gewalt den Ausgang, und sie müssen alle in dem finstern Kopfe bleiben, den keine Sonne und kein Mond bescheint, und in dem kein Licht vor allen den bösen Dünsten, die sich darum sammeln, leuchten kann.

Gott lobe mir doch mein eignes Haar, und lasse mir's bis ans Ende! Wenn's nicht so ganz natürlich zuginge, daß durch das Zurückbleiben der Dünste, das Licht im Kopfe nicht brennen und leuchten könne, oder viele Menschen in schwarzen Röcken nicht die Grille hätten, man könne die Menschen nicht anders selig machen, als wenn man sie immer tief in die Hölle verfluchte, so sollte man denken,

die Bockshaare brächten das Stößige so mit sich, und steckten den Kopf an.

Es ist schrecklich anzusehen, und mir schaudert allemal die Haut, wenn so ein Kopf recht tief in solch einen Haarpelz hineingekrochen ist. So eine Perrücke kommt mir immer vor wie ein Garn, worin man den hellen Menschenverstand fangen will; wer weiß, ob sie ein loser Vogel dafür nicht erfunden hat; man sehe so einem schrecklichen Dinge nur auf die Haut, da sieht man das klare Netz, wie's den Kopf einfangen soll.

Wenn mir recht ist, so schreiben sich die großen Perrücken mit den Hammelpfoten hinten, aus den Zeiten der Hofnarren her, die ihren gestrengen Herren dergleichen rauhe Köpfe empfahlen, um sich über sie lustig zu machen, und an den Hammelpfoten hinten zu zupfen; und die Narren machten den Herren weiß, sie sähen gar nicht wie Herren aus, wenn sie so ein Ding nicht auf dem Kopfe trügen. Das merkten sich denn auch viele geistliche Herren, und setzten, um sich rechten Respekt zu geben, solche Haarköpfe auf. Es soll eine lange Zeit darüber hingegangen seyn, ehe sich die Hunde an diesen Anblick gewöhnt haben, sie mußten ein fürchterliches Raubthier darin zu erblicken glauben.

Ja, es ist erstaunlich, was so ein Ding für einen Respekt um sich wirft; selbst ein Perrückenstock verbreitet Respekt um sich her, wenn er diese Glorie trägt; kann's einen darum nicht wundern, daß man die Pastoren, die es sonst wagten, ihr eignes Haar zu tragen, Freigeister nannte, und einen lieben, braven Mann, der mit einem Zopf auf die Kanzel trat, aus seinem Amte warf, weil ein Mann mit einem Zopfe schlechterdings nichts Gutes auf der Kanzel sagen, und dem Volke keine guten Lehren geben kann.

Es mußte ein Straferempel geſchehen, ſpracht ihr Perrücken, unter denen ſich die Haare eurer gefangenen Köpfe, über den frechen Spötter, den Zopfträger, empor bergten, ihr faßt hoch und verwegen auf den Köpfen, und zucktet über den erboßten Stirnen der Eiferer hin und her. Es war ſchrecklich anzuſehen, wie ſich die Perrücken alle über den Zopf empörten und zu Berge ſtanden, als der Zopf ihnen prophezeihte: es wird die Zeit kommen, wo man euch in eurem eigenen Fette ſieden, und euch in die Finſterniß hinauswerfen wird.

Wenn wird die Zeit kommen, daß ihr fürchterlichen Perrücken aufhöret die Menſchenkinder heimzuſuchen! Ich mag das Unheil nicht aufzählen, das ihr mit euren eingefangenen Köpfen geſtiftet habt. Wie viel tauſend Köpfe habt ihr durch eure Finſterniß verfinſtert, um deſto ſicherer über Dummköpfe herrſchen, und im Finſtern eure Werke deſto ungeſtörter treiben zu können! Wie manchem armen Sterbenden habt ihr die letzten Augenblicke ſeines Lebens troſtlos und verzweiflungsvoll gemacht: die ſchrecklichſte Barbarei, die man begehen kann! ſo einen armen, elenden, vom Tode zugeſetzten Menſchen, da noch mit ſeinen Sünden, mit qualvollen Vorwürfen, mit angedrohten ewigen Strafen zu quälen — hebt euch weg von mir ihr abſcheulichen Perrücken! Wie lange wird's denn noch dauern, daß der geſunde Menſchenverſtand unter dieſen Haarwulſten erdrückt wird, daß er hell und frei und unverhüllt ans Licht tritt?

Querleſungen von Lichtenberg.

(Schluß.)

Die Polizei in X. iſt nun, nach dem unlängſt erſchienenen B..ſchen Syſtem, ganz neu organiſirt worden, und ſolches von ſo günſtigen Folgen für die Stadt geweſen . daß ſich die Obrigkeit veranlaßt gefunden, die ganze Auflage des Werks zu confiſciren, und den Verfaſſer aus dem Stadtgebiete zu verweiſen.

Mein Kutſcher, Peter Braun, iſt geſtern nach Verübung mehrerer Diebereien heimlich davon gegangen . . . . . nach ſeiner, ſo wie nach der Berechnung mehrerer Aſtronomen, wird er in 375 Jahren wieder ſichtbar werden.

Die Gemeinde zu B. ſucht einen Nachtwächter . . dem Vernehmen nach hat der

berühmte Arzt Dr. Brovi den ehrenvollen Ruf zu dieser Stelle erhalten und angenommen.

Auf dieser Fischergilde ist täglich ein Seehund zu sehen, welcher unweit der Stadt in der Themse ist gefangen worden . . . . .

in seinem Gefolge befanden sich zwei Begräbnißsekretäre zwei Adjutanten und eine zahlreiche Dienerschaft.

Gestern Abend entschlief mein innigst geliebter Gatte und . . . . .

wird morgen die Gastrolle als Don Juan erhalten.

Gestern ist ein englischer Kurier mit wichtigen Depeschen, von deren Inhalt jedoch noch nichts verlautet, eingetroffen . . . .

der Trödler Sauer in der Sackgasse, welcher solche als verdächtig angehalten, gibt darüber weitere Auskunft.

Der Handelsmann Nabert aus Quedlinburg ist wieder mit frischen Schinken und Speckseiten angekommen .

man nimmt des Abends, beim Schlafengehen, sechs bis acht Stück in Muß oder Oblate, und kann der gelin-

den Wirkung auf Leibes-eröffnung versichert seyn.

Die Maikäfer haben in der Schweiz durch ihre beträchtliche Menge grosen Schaden angerichtet . . . .

ist auch bereits, um dem Uebel Schranken zu setzen, an den N..-Gränzen eine strenge Viehsperre angeordnet worden.

Der K. Kapellmeister Gelt gab gestern mit vielem Beifalle ein Harmonieconcert, .

die beiden Batterieen auf dem Spitzberge trugen offenbar zum vortheilhaften Ausgange am meisten bei.

In der Jahn'schen Buchhandlung sind die Gedichte des gelehrten Herrn Drechsler erschienen . . .

und kann dieses Mittel bei Schlaflosigkeit nicht genug empfohlen werden.

Der Lehnhardtsche Gesundheitstrank erhält immer stärkern Absatz, . . .

daher auch, wegen der täglich vermehrten Gefahr und Sterblichkeit, öffentliche Gebete in den Kirchen und Processionen angeordnet worden sind.

Gestern ist einem Reisenden unweit hiesiger Stadt

ein Koffer abgeschnitten worden, ... erst am dritten Tage wurde derselbe ganz ausgeplündert und in seinem Blute schwimmend wiedergefunden.

Die hohe Vermählung des Herrn Grafen F. ist glücklich vollzogen worden, . . es hat aber dabei zum Glück nicht gezündet.

Des Burschen dreifach W.

Zu meinem Burschen A, B, C,
Befindet sich ein dreifach W;
Ein W, das dreifach wohl mir thut;
Und, sind mir die drei W's beschеert,
Mein Herz dann weiter nichts begehrt.

Das erste W ist — Wissenschaft,
Die Thätig wirkt in Blut und Saft,
Die Hirn und Herz mit Kraft durchdringt,
Und Trost in jedes Leiden bringt,
Die den, der eifrig sich ihr weiht,
Mit Blüt' und Frucht zugleich erfreut.

Das zweite W, das ist der Wein,
Doch muß es vinum bonum seyn;

Auch ſey kein andres W dabei,
Ein braver Burſch iſt waſſerſcheu;
Es lehrt und nützt das edle Naß,
Dieweil in vino veritas.

Das dritte W das iſt ein Weib,
Gut von Gemüth und ſchön von Leib;
Zum ganz vollkommnen Lebensglück
Gehört ſolch liebes Rippenſtück;
Doch kommt zu dieſem dritten W,
Im Philisterio erſt Eh'!

Wenn ich nun ob der W's mich freu,
Iſt allemal ein G dabei;
Nicht lauſig Gold iſt's, mein — Geſang!
Sein Klang gilt mehr, als Goldesklang:
Drum ſing' ich laut mit voller Kraft:
Vivant Weib, Wein und Wiſſenſchaft!

Aus dem wiederaufgelebten Eipeldauer

(Jahrgang 1800.)

(Fortsetzung.)

Herzallerliebster Herr Vetter!

Weiß der Herr Vetter, was für ein Studi jetzt z'Wien am meisten trieben wird? D' Numismatik ists; und das soll auf deutsch, die Münzkunde heißen. Einmal solln sich nur wenig Gelehrte, und nur einige große Herrn auf die Wissenschaft verlegt haben; jetzt aber gibt sich d' halbe Wienstadt damit ab.

Aber es soll halt zwischen dem vorigen Studi und dem jetzigen ein kleiner Unterschied seyn! Eher habn s' nur d' alten seltnen Münzen z'samm gsammelt, und habn d' Histori draus studirt; aber unsre Herrn und Fraun suchen nur lauter Ducaten und Suvrindor und Thaler und Zwanzger z'kriegn, und einige fangen schon sogar an, sich von Zwölfern ein Sammlung zu machen; und weil s' gar so aufs neue Studi verpicht sind, so zahln s' sogar eine Laschi, um nur ein recht ein große Sammlung z' haben.

Um d' Histori bekümmern sie sich auch gar nicht. Es ist ihnen alles eins, ob 's alten Kaiser Leopold, oder 's Kaiser Franz sein Kopf drauf ist, wenn die Ducaten nur hübsch gwichtig sind; und wenn d' Münz nur gangbar ist.

Hernach soll noch ein zweiter Unterschied seyn. Die

alten Numismatiker habn ihre Münzsammlung gern andern Leuten zeigt; die Neuern aber machen ein Gheimniß draus, und sehn's nicht einmal gern, wenn's d'Welt weiß, daß s' so ein schöne Sammlung beisamm habn. Der eine versteckt sein Münzcabinet in eiserne Truchen; der andere vergrabt s' in Keller, der dritte hat s' in Strohsack eingnaht, und ich kean sogar eine gnädige Frau, die über dreitausend goldne Münzen in alten Strumpfsöckeln hat.

Ich hab diese Herrn und Fraun bisher in meiner Einfalt für schlechte Patrioten und Biutigeln ghalten, weil s' alles baare Geld ausn Umlauf bringen; aber jetzt sehe ichs erst ein, daß sie 's aus lauter Lieb zum Studi von der Numismatik thun.

Zum Magenschluß für heut ein lustigs Stückl! Da bin ich gestern in ein Gsellschaft von gnädigen Frauen kommen, und da ist ein schreckliches Glachter gwesen, wie ich eintreten bin. und da hab ich schon gar glaubt, daß 's Glachter mich angeht. Da habn s' mir aber ein Fisitbilliet zeigt, urd habn mir gesagt, daß das d' Ursach von ihrn Lachen ist.

Das Fisitbilliet hat eine gnädige Frau von ihrn Apothekern kriegt, und weil jetzt schon alles Französisch seyn muß, so hat der Apotheker das Seinige auch auf französisch stechen lassen, und da sind die Wort drauf gstanden: **Apothecaire du Saint Esprit**, und das soll auf deutsch heißen: Der Apotheker des heiligen Geistes; und über den narrischen Gedanken hab ich selber lachen müssen; denn ich habs in meinem Leben noch nicht gehört, daß der heilige Geist sein eignen Apotheker hat.

Der lange Fasching hat jetzt, wie alles in der Welt, endlich auch sein End gnommen: ich hab mich also die letzten Täg noch brav lustig gmacht, und wenn ich auch für mich nicht gwollt hätt, so hätt ich halt schon par Compagnie lüderlich seyn müssen.

Da bin ich auf d' Wieden in d' Krystallkönigin gangen, weil ich gar so viel davon ghört hab, und da haben meine Augn wieder gnug z' sehn kriegt. Da sieht der Herr Vetter Felsen, Höhlen und Schlösser; aber s' Krystallgebirg auf das ich immer gwart hab, ist nicht zum Vorschein kommen. Hernach kommt ein Kampf von Zigeunern vor, und ein Ungeheur, das täglich zwei Jungfern z' fressen kriegt; aber ein Glück, Herr Vetter, daß das nur ein Komödie ist; wo würden wir z' Wien sonst so viel Jungfern hernehmen?

Hernach ist ein Diener von ein Ritter in Stuck, und der blast, und auf sein Blasen fangen d' Statuen z' tanzen an; aber, Herr Vetter, das sind nicht d' ersten Statuen, die ich z' Wien hab tanzen sehn. Nichts hat mir aber besser gfalln, als die sechs Vögelhäusel. Da sind aber keine Gimperl oder Zeiserl drin gwesen, sondern hübsche Frauenzimmer, und die hätt gwiß mancher gern zu sich ins Futter gnommen.

Auf d' Letzt erscheint ein Prinz, und der gibt einer großmächtigen Schlangen Gift z' saufen, und da sieht man das Gift völlig durchn Rachen rinnen, so natürlich ist d' Schlang gmacht. Herr Vetter, wie ich die Schlang gsehn hab, so ist mir d' französische Republik eingfallen, die auch schon so viele Menschen verschlungen hat, und da hab ich mir halt auch gwünscht, daß ein Prinz kommen möcht, der dem Ungeheur den Garaus macht.

Meiner Frau Gmahlin hat das Stuck ungmein gfalln,

denn es kommt unter andern schön Sachen auch d' Morali drin vor: daß man dreimal untreu seyn darf; aber da wird meine Frau Gmahlin zum Dreier wohl noch ein Nullerl dazu setzen.

Weil just Mondschein in Kalender gstanden ist, so sind deßmal keine Latern anzunden gwesen; denn d' Herrn, die d' Latern anzünden lassen, schaun nur immer aufn Kalender, und denken nicht drauf ob der Mond wirklich scheint, oder ob vor lauter schwarzen Wolken nichts z' sehn ist von ihm.

Ich hab mir also, wie's Theater aus gwesen ist, durch ein Laternbuben ham leuchten lassen. Die Buben kriegen jetzt auch immer eine feinere Lebensart, und heißen sogar d' Hausknecht und Köchinnen: Ihr Gnaden.

So lang 's in der Stadt Schnee aus z' schaufeln und z' Putzen gebn hat, habn wir fast kein Laternbubn gsehn: jetzt aber könnten wir von ihnen ein halbes Regiment errichten. Aber wie ich ghört hab so werden ja aus den Laternbuben, wenn s' groß werden, ohnehin Soldaten; und das gfallt mir recht gut; denn da können s' den Franzosen gleich hamleuchten, weil sie sich so gut aufs Hamleuchten verstehn.

In der Lepoldstadt bin ich auch gwesen. — Da habn s' mir weiß gmacht, daß in Hansdachel ein neuer Aktör auftritt, und den hab ich sehn wolln. Aber weiß der Herr Vetter wer der neue Aktör war? Ein Fürel ists gwesen, und der ists 's erstemal stattn kreppirten Schimmel auftreten. Er hat sein Roll recht brav gspielt, und deßwegen glaub ich auch, daß d' Leut übern Fürel den Schimmel bald vergessen werden. Die guten Freund, die mich hinaus gfoppt habn, habn mich brav ausglacht. Aber

was kann denn ich dafür? Die Schimmeln kommen ja in kein Todtenzettel, und ein Partezettel theiln ſ' ja auch nicht aus; des Schimmels ſein Leibdoctor hab ich auch nicht kennt, ſonſt hätt mirs der vielleicht ſagn können, daß er krank iſt. Hernach hab ich noch ein anders Stuck in der Lepoldſtadt gſehn, das war der zweite Theil von Rinaldini. Das Stuck hat recht viel Beifall gfunden, und das hat mich gwundert; denn es kommt ja kein Flugwerk und kein Zauberei drin vor: es muß alſo doch noch Menſchen geben, die aufs Natürliche was halten.

Auf der Redut habn ſ' ein Fahnentanz aufgführt, und da hat mich der Vorwitzkitzl auch hintrieben. Der Tanz iſt wunderſchön gweſen; da iſt aber ein Tanzer im Schwingen d' Fahn auskommen, und die hätt mir bald ein Notabeni auf d' Naſn gebn, und da hab ich mich gſchwind ham trollt.

Auf ein Ball beyn Jan bin ich auch gweſen; des Jahr habn ſ' nimmer d' Janiſchen Ball gheißen; ſondern ſie habn den Namen von den Herrn gführt, der 's Capi von Ball war, und d' Billieten austheilt hat; und da hat mancher Herr ſein Namen durch ein Ball unſterblich gmacht. Den Tag drauf hab ich mit ein guten Freund wieder z' Mittag beim Jan geſſen, da ſind wir aber nicht ſo gut bedient worden als ſonſt. Da ſind d' Nummeri noch alle geſtrig gweſen, und habn uns ſtatin warmen, friſchen Kapauner einen kalten, überbliebnen bracht; das wird aber nur im Schlaf gſchehn ſeyn.

Da hat der Herr Vetter 's ganze Protikoll von mein liderlichen Faſchinglebn; meiner Frau Gmahlin hat aber der Faſching noch beſſer angſchlagn als mir; denn wie ich hör, ſo iſt ſ' ſchon wieder in der Hoffnung.

Gestern habn wir den heiligen Aschermittwoch ghabt, und da sind alle Komödihäuser gschlossen gwesen, und das nennen d' Aktör einen Normaltag.

Weil wir jetzt ein trockne Kältn habn, so geh ich brav spazieren, und da muß ich den Herrn Vettern schon einige Stückl erzählen, die ich gsehn hab. Da ist mir in der Stadt ein Fiacker begegnet, und der hat ein paar stroppirte Schimmeln ghabt, und da hat er so lang mit der Peitschen drein ghaut, bis er s' endlich in Gang bracht hat. Da ist auf einmal ein Polizeiwacht hingsprungen, und hat gschrien: verfluchter Kerl, fahr nicht so stark! Mein Gott! hat der Fiacker gsagt, mach der Herr nur kein Lärm, sonst bleibn mir meine Schimmel gar stehen. Ueber den Einfall hat d' Polizeiwacht selber lachen müssen.

Hernach bin ich die Täg über neuen Mark gangen, und da hab ich eine Menge Taubn gsehn, die die Körndl dort zsamm klaubt haben, die d' Müllner habn liegn lassen. Da sind aber auf einmal Spatzen daher gflogen, und habn den Taubn 's Futter vom Maul weggfressen.

Ich hab mich gwundert, warum die Taubn so ruhig zusehn, da s' doch ungleich größer und mehr an der Zahl warn, und da hätten s' ja d' Spatzendieb leicht vertreiben können. Da ists mir aber endlich eingfalln, daß das vielleicht Schweinzer- oder Holländertauben, d' Spatzen aber französische Spatzen seyn werden, und da hat meine Verwunderung aufghört.

Drauf bin ich durch d' Mehlgrubn gangen, und da hab ich eine Menge brave Burgersmänner stehn sehn, die alle aufn General Kray gwart habn, der 's Walischland

von 'n Franzoſen befreit hat, und der juſt denſelben Tag zu der Rheinarmee abgereist iſt.

Ich hab mich alſo auch hingſtellt, und hab gwart bis er kommen iſt, und da hat alls z' juchazen angfangen, und hat ihm eine glückliche Reiſ' gwunſchen. Dem braven Generaln ſind die Thränen vor Freuden in d' Augen treten, daß ihn d' Wienerburger ſo lieb habn, und wenn ihn halt d' Soldaten bei der Rheinarmee auch ſo gern haben werden, ſo hörn wir gwiß bald angnehme Neuigkeiten.

Jetzt hat bei uns ein gelehrter Herr ein Büchl über die Sprach der Thier herausgebn, und da beweist ers nicht nur, daß die Thier ein Sprach habn, ſondern zeigt auch wie man verſtehen kann, was ſ' reden. O je, Herr Vetter! jetzt werden wir gewiß bald Sprachmaſter von der Thierſprach kriegn, und das wird dann ein Spaß ſeyn, wenn wir unſere gnädigen Fraun bald als ein Vogl und bald als ein Gaß werden reden hören.

Da ſchick ich der Frau Mahm zum Beſchluß ein paar hübſche Büchl. Das eine iſt ein Gedicht von Poeten Pfeffel der in Frankreich lebt und blind ſeyn ſoll. Das wird der Frau Mahm gwiß recht gfalln; denn der macht ein rechts Porträt von den jetzigen verdorbnen Sitten, und den dürfen wir gwiß glaubn, weil er ſelber untern Franzoſen lebt.

Das andre Büchl iſt in Deutſchland heraus kommen, und iſt ein Brief, den ein Ex.- Profeſſor an'n Bonaparte gſchrieben hat, und da bin ich nun begierig, ob der Großgonſul was drauf antworten wird.

Die Schöpfung der erſten Menſchen, der Sündenfall und deſſen Strafen.

Von Seb. Sailer.

(Schluß.)

Dritter Aufzug.

Adam.

Jez kan ihs nimma zwinga,
I hau Griaſa geaßa bis zum verſpringa,
Und zwor mit ſamt de Schtoi.
Aber mei Weib loath mih zicmli lang alloi.

Arie.

Sui lauft ells rum, woiß itt worum,
I halts für koi guats Zoicha,
I will gau d'Ruath einwoicha.
Wenn ſui wieder vo mar goaht,
Nocher hot ſuis uf dar Noath.

Der Wunderſiz, iſcht äll ihr Wiz,
I ka ſui zwor noits zeiha;
I muaß ar gau nu ſchreia.
Aiſa komm! mo biſcht ſo lang?
Komm, da machſcht mar Angſcht und bang!

Eva.

Male, guk, ſchau!

Adam.

Was beſteplt mei gſchtrenga und gnädiga Frau?

Eva.

O iſcht der Aepfel a Güate, a Süaße, a Mürbe!

Adam.

O komm mar doch uf Kirbe,
Was witt gau treiba?
I bitt di um Gottswilla! laß bleiba.

Duett.

Eva.

Ach i ka ders itt verheba, Zuckerzealtla und Zibeba,
Leakarla vom beſchta Gwüz, Ulmerſchnitta, Nonnafüz,
Seand gegam Aepfel nu a Dräk.

Adam.

O mei Frau, und o mei Gmahle,
Bäſchti, verdammte Karnale!
Ach laß ſey, i bitt di drum,
Worum weat dars Maul itt krumm?
Kei mar doch da Aepfel weg!

Eva.

Sä, wia! beiß au an Feaza darvau.

Adam.

Bei Leib, mei Weib! i kenn di ſchau.
Dees iſcht juſchtameant eaba
Der Aepfel von deam ma eis gſeit,

Mar ſollat, bei Leib und bei Leaba,
Itt freaſſa darvau, noh i, noh mei Graith.
Was wuar Gott V. darzua ſaga,
Ear weat as Boide zum Tuifel jaga,
Mar müaßat aus am Paradeiß naus,
Mar hettat koi Hoimat, mar hettat koi Haus.
Noi, noi! as ka itt ſey!
I bitt, i bitt, mach was da witt,
I beiß ſchla mis Weatter itt drei!

Arlette.

Ei, ei, ei! wie wur as gau,
Wenn i mi thät b'reda lau?
Der Aepfel iſcht zwor ſchea,
Hot au a rauths Bäckle,
Hot a guats Gſchmäckle.
Hau koin am Gallamärkt ſo gſeah.
Alloi wenn i drei biß,
I nu de Daud nei friß.
Wenn i no müeßt ſchterba,
Leabendig verdearba,
Könnt eabbas ſchlimmer ſey?
Gang Alf, i ſch... dar drei!

Eva.

Friß du da Butza,
Da därfſt itt lang trutza.
Sag ſo oder noi,
Sauſcht friß in alloi.

Adam.

Meitweaga!

I fürcht halt G. V. ſein fuiriga Deaga.
Wenn mar aber könnteſcht Sicherhoit loiſchta,
Daß i noh meim Daud itt im Paradeiß därft goiſchta,
Oder daß huit oder moara,
G. R. voar Zoara,
Itt baiß thät weara,
So wött i folga deim Begeahra.

Eva.

Fehlt es nu a deam;
I will dars gau ſaga, woiſcht vo weam?

Arie.

Huit z'Morgas umma naina,
As eaba d'Sunn thät ſcheina.
Sih i kom
Nai Aepfel uffem Boom.
Hangt ſchau a langer Wurm dott
Un ſait: ei Aifle grüaß di Gott!
Da därfſcht jo wohl verſuacha,
Gott weat dar itt ſo fluacha,
Wie ar gſait:
Ar hot dar nu ſo drait.
Ah Gſchpäß! er weat itt wölla hau
Nu weagam Aepfel s'Leaba lau.
I will dar noh mai ſaga,
Wenn an friſcht
It daud dei Leabtig biſcht.
A Götti weaſcht au weara ſchneall,
Und Adam eiſar Heargatt ſeall.

Adam.

Iſcht as aber au wohr?

Eva.

Male! da hoscht koi Gfohr.
Friß a Gottsnama und häb koin Daula,
S'wär jo a Sünd wenn dar Aepfel thät verfaula.

Adam.

Wills halt probiera
Aifle? Da weascht me jo itt verfüehra?

Eva.

I gunn dar halt au eabbas Guats
Male! wia thuats?

Adam.

Ei boß blitz!
Dees ischt a füeßar Aepfelschnitz.
Dees ischt a guater Hundertschtrohl;
Ei worum beiß i itt noh a mol,
I ka dea Aepfel itt gnua loba!

Eva.

Jsa no, as sind no ächt doba.

Adam.

O Jeggerle! was sieh i?
S'ischt mar halb aumächtig, wo bin i?
O was haud mer thau?
Aif! mo hoscht dei Juppe glau?
Mar ziehet uff wia sis ziemat,
Da hoscht koi Miader, de hoscht koi Hemmat.

Eva.

Nu itt viel Spott und itt viel Schimpf,
Da hosch jo seall weder Hosa no Schtrümpf!

Ei los,
Gang zum Schneider laß dar macha a Hos!

Adam.

Ach Elend, o Pfui,
Noh der Sünd kommt ällamohl d'Rui.

Arie.

O anglückſelger Dag,
Der Dunder ind Aepfel nei ſchlag,
Der Duifel hot is bſchiſſa,
Oh hett i itt drei biſſa,
So wär i oh Makel und Sünda,
Und därft koi Feiertig verkünda.
Healf Gott, wenns G. V. weat inna,
Glei weat ar ins Paradies rinna
Und ſaga: ihr Narra, was haud ar dan!
Haun i ni itt gſait ghött: Da Aepfel laud ſchtau?
Biſch jetz a elender Tropf,
As wächſt mar am Hals do a Kropf.
S'ka ſey, fiſcht no a bizli,
Dees Tuifels Aepfelſchnizle.
As iſcht mar do bhanget im Schlukka,
I hett ſolla beſſer drauf druka,
Pfui Tuifel wia übel iſchts ganga,
Was weamer im Winter anfanga?
Koi Wammas, koi Schaupe, koin Kittel, koi Häß,
Koi Hemmat, koin Feza, koin Lumpa fürs Gſäß,
Des würgt mih, i ſchrei, i koz,
O Alfa, du Bäſchte, du F..,
Bi jetzt a armer Fretter,
Gang gſchwind hol Feigablätter,

Mach Schüazla, nimm Nodel und Fada,
Fei lang, daß ſi gaud bis uff d'Wada!
G. V. wia iſcht mars a ängſchti!
O Adam, o Adam da henkſcht dil
Wenn i mit guote Woate dees Ding itt riicht,
So macht ar is boide a ſchrökelis Gſicht.

Eva.

Weand nu gau
Und is verſchteka hinter da Zau.

Adam.

Gſchwind, ſchlupf do nei,
G. V. goht grad zuor Gaatathür rei,
Ear thuat weder lacha no ſchmoza,
Ar macht a Gſicht, as thät ear Wermuath ſchloza,
Ear goht uff es zua, nimmt gwaltige Schritt,
Duk di mein Aifle, verroth mi no itt.

G. V.

I hair a Gräuſch und a Gedümmel,
I ſuach da Adam da koinüziga Lümmel
Und au ſei Weib darmitt,
Bis ſiy gſchtroft ſind gang i itt.

Arie.

I muaß do beſſer nochi ſeah,
Was doh ſey enis dohinna gſchea.
So, ſo, hu, hu.
Ma ſait mar, Adam ſey a Gott
Und ſchproitzt ſi wia a Gaata Grott,
So, ſo, hu, hu.

Wia ſchtoht as mit am Vömle doh?
Gealt Adam, i ſchwäz zimli noh; —
Oin, 2, 3, 4, 5, 6, 7, ächt,
Dar neit iſcht weag, i hau mars dächt,
Und was no brav und allermaiſcht,
Dar allerſcheaſcht, der allergraiſcht,
Jo freili, was ma ſchtihlt und raubt,
Zum Mauklat mache iſcht verlaubt,
Daß Adam glei a Gott ſey ka,
Und hott itt mol a Hemmat a,
Ar iſcht jez grauß, ar iſcht jetzt reich,
Und iſcht jez grad G. V. gleich.
Sei Weib, dia Aif, iſcht an noits ſchleachts,
Sui iicht a Götti, eabbas reachts;
Sie därfat nimme ſchterba gau,
Und wearat s'eebig Leaba hau,
Dar Aepfel dear iſcht gfreaße ſchau,
I ſih nu no da Schtiel doſtau.
So goht as wemma d'Weiber ſei,
Loaht ällathalba Moiſchtar ſey.
Adam, wo biſcht, ih woiß ſchau wia oder wenn.

Adam.

Wenn ars wiſſat, was fraget ar denn?

G. V.

Gſchwind doraus ui pakat!

Adam.

Mar ſeand ſo fadanakat.

G. V.

O was haud ar thau?

Eva.

As muaß ni's no der Tuifel gſalt hau,
S'iſcht nu koi reachte Schtund vorbei,
Wia kommts, daß ar dees Ding wiſſat ſo gki?

G. V.

Oifalt! wia ſott i denn itt wiſſa,
Daß ar häbet in Aepfel biſſa?
I woiß nu z'wol vo älle beeda.

Adam.

Was weand ar gau macha?
Zuo gſcheahne Sache
Sottat ar halt au s'Beſcht reda.

G. V.

Bei Leib itt! Da Daud muaß i ui künde a.

Eva.

O wenn i nu voar beichta ka.

Adam.

Auh! ſchteakat da Deaga noh a Weile in d'Schoid,
Laüd mi voar macha a Rui und a Loid.

G. V.

Fott, fott, naus, naus zum Gata!
I laß itt mit mier kata.
D'Buaß ghairt uff d'Sünd,
Gaund nu fei gſchwind.
Beſſar wärs für uiar Gwiſſa,
Wenn er hättat Nüß aufbiſſa;
Aber mei Gebot vergeaſſa
Und verbotene Früchta caſſa,

Bis an Buza, bis an Schtiel,
Iſcht ſo wärle z'viel.

Adam.

Haud do koin ſo Verdruß,
D'Aepfel ſeand ſo beſſer as d'Nuß,
Ma verdirbt koine Zäh, und braucht koin Nußklemmer.

G. V.

Schweig! da machſcht die Sach no ſchlimmer.
Halt ein mit Gſchpäß und Boſſa,
Glaub nu, as hot mi reacht verdroſſa.

Adam.

Herr o!

G. V.

I hair no wohl, ſchrei itt a ſo.

Adam.

Dees Weib, dees ihr mir haud gea,
Iſcht koianützig,
Iſcht fürwitzig,
Iſcht zaiſchta ſo a Närri gwea.

Eva.

Herr o! i hett ett dra dächt,
A langer Wurm hat mi daht brocht.

G. V.

Dees iſcht grad der Tuifal gwea.

Eva.

Ih hau aber koine Hoara gſeh.

G. B.

G'leit nuits dra,
Worum gohſcht ſo no na,
Darzu noh begeara,
Adam a Gott und du a Götti zweara,
Muoß lacha!
Wenns Aepfelfreaßa thät Götter macha,
Hätt as Weaſpa und Hummeler ſchau gea,
Die voar ui wäret Götter gwea.
Jez aber für uire grauße Sünda,
Will i ui gau bold Schtrof akünda.
Adam luag!
Du ſollaſcht bei der Egga und Pfluag
Im Agſicht deines Schwoiß,
Dei Braud gwinna, jez mach di uf d'Roiß.

Arie.

Dunga, pflüaga, egga, ſäa,
Schneida, binda, treſcha, mäha,
Holz und Büſchla macha,
Scand gwis herbe Sacha,
D'Gräba aufthua, Wida klenka;
O weaſcht oft and Aepfel denka,
Hinder Hecka, Hag und Zäuna
Weaſcht oft mancha Zähra heina,
Wenn ums Braud itt minder
Deine kleine Kinder
Wearat Nätte, Ramma ſchreia,
O as weat dih oft no reua.
Wenn da moiſch, da häbeſch Koara,
Weaſcht du Ditſchtel ſcab und Doara,
Kummer, Elend, Hungar.

Du weaſcht wia a Ungar
Oft dein Baat vor Zoara ſchtreicha,
Du weaſcht huaſchta, dä weaſcht keucha,
Du weaſcht ſeufza, du weaſcht ſaga:
Hätt dar Strohl in Aepfel gſchlaga!
Da weaſcht endli liga in de letzti Züga
Und zu Staub und Aeaſcha weara,
Moi dar Aepfel weat di ſcheara.

Adam.

Ka ma dees Ding nimme vermittla,
I will ui geara andere Aepfel ſchittla.

G. B.

S'hilft koi Bitta un koi Beata,
Kaſcht jez brav im Dräck rum treatta,
Sey ſchtill, i ma di nimme hairа,
Da hoſcht itt gfolgat meine Laihra.

Eva.

O was kommt gau über mih,
Voar Forcht und Schreaka nimme gſih,
Launds gnädig alaufa,
I will ui andere Aepfel kaufa,
Oder wenn ars weand hau,
Will i ui darfür uff da Buſſa gau.

G. B.

Brauch noits i, bet nu für dih, wat nu da weaſcht as büaßa
Und in Schmeaza deine Kinder gebäara müeßa,
Und noh darzuo, gib di nu drei,
Deim Ma ewig untergeaba ſey.

Klaggeſang der Eva.

Eva.

O Jeggerle! was fällt ui ei,
Was fangat ar noh a,
Daß i ſoll untergeaba ſey
Und diena gar meim Ma.
Suppa, Knöpfle, Schpaza kocha,
Schpüala, ſchaffa ganza Wocha,
Und darnoh zum Lauh
D'Moiſterſchaft itt hau!

I ſchtirb voar Kummer und voar Wai,
Wenns itt ka anderſcht ſey:
Voar i dees Ding thua, will i ai
Ind Donau ſchpringa nei.
Wäſche, bögla, näha, ſchtrika,
Schtrümpf und alte Hoſa flika,
Und darnoh zum Lau
D'Moiſchterſchaft itt hau?

As iſcht mar gſeit, as komm ſo raus,
S'gang älls nu über mih:
Dar Adam hot ſi gloga naus,
Hot däniſcht dau was i.
Liacha, hächla, riffla, balla,
Schwinga, breacha, Waſſer holla,
Und darnoh zum Lau
D'Moiſchterſchaft itt hau?

Daß d'Aufſchuld denn halt ällemohl
Da Hund no heba muaß,

Des iſcht für mih beim Hundertſchtrohl
A grauſa, heeta Buaß.
Faba zwirna, haſchpla, ſchpinna,
D'Stiaga auf und abe rinna,
Und darnoh zum Lau
D'Moiſterſchaft itt hau?

Liabs Hergettle! Diar ſeys geklagt
Und eiſrar Frau au,
Daß i ſoll diena wie a Magd,
Hau gmoit, i ſey a Frau.
Rohm aneamma, Butter rüehra,
D'Schlüſſelballa a mar führa,
Und darnoh zum Lau
D'Moiſterſchaft itt hau?

A anders Mittel ſchaffet doch
Und machats itt ſo herb!
Deand mi doch itt gar unters Joch,
Daß i itt ganz verderb!
Henna greifa, Heala koppa,
Eete, Gäs und Tauba ſchtoppa,
Und darnoh zum Lau
D'Moiſchterſchaft itt hau?

Dees macht mar angſcht, des macht mar bang,
Waj iſcht dees für a Pei,
Daß i meim Ma, mei Leaba lang
Soll untergeba ſey!
Schnit'la macha, Nudla ſchupfa,
Leber und Faſola ſchtupfa,
Und darnoh zum Lau
D'Moiſchterſchaft itt hau?

I hätt schier gsait, der Tuifel holl!
Bin i denn gar so schleacht,
Daß i meim Ma nu diena soll,
Dar Adam sey mei Kneacht!
Mealka, kneatta, Braud eischiaßa,
Schmalz ausstleada, Keeza gießa,
Und darnoh zum Lau
D'Moischterschaft itt hau?

O gwies i will schau braucha Lischt,
I wehr mi wie i ka.
As ischt so gnua wenn Adam ischt
Am Nama no dar Ma.
S'Häusle mischta, d'Wösch a schterka,
Schneider, Bloicher, Weaber förka,
Und darnoh zum Lau
D'Moischterschaft itt hau?

Jo wohl, thua was der Adam will,
Und diana, ei so schla!
Zu ällem schweiga mäusleschtill,
Dees ging mar au noh a:
D'Kinder wiaga, butza, traga,
D'Rufa salba, lausa, zwaga,
Und darnoh zum Lau
D'Moisterschaft itt hau?

Goht Adam uff da Acker naus
Ka ear dett Moischter sey,
Da hoimat aber und im Haus
Kairt d'Moischterschaft no mei.
Orna, schaffa und befeahla

Kairt der Frau zuo und im ſealla
Bſchtoht ihr ganzer Lau,
Und dees will i hau.

G. V.

Jez glei as da witt!
Ih weich vo meim Urthel koin Schritt,
Gib di nu gedulbig drei
As ka ſchau nimma anders ſey.

Adam.

Müaßat mar denn iez gau,
As friert mi, i ka faſt nimmer ſchtau.

G. V.

Was denn, wia oft mueß is no ſaga,
Moinat ar denn, i ſollana uffam Bukel naus traga?

Adam.

Dis wött i doch noh beatta,
Laud is itt ſo nakat in d'Welt naus treatta!
Wenn es regnat und ſchneit,
O, was wearat ſaga d'Leut!
Jedermann thät es auslacha,
Au laud is boide a Kloidle macha.

G. V.

Nu um mei Güata zuo zoiga,
Will i mi zuo ui noiga,
Will thuo was ar weand hau
Und ui Gnod agedeiha lau.

Arie.

Wenn er wäret ghorſam blieba

Und dui Sünd itt hättet thau,
Hätt i ui koin Abſchied gſchrieba,
Will mei Aihr verlaura hau.

I hätt ui uff d'Kirbe glade,
Floiſch, Kraut, Knöpfla hätt ih ui gea;
Könnet iez zu uiram Schada
Seall um uiar Freaſſa ſeah.

Gmezget hăun i huita Moara
Umma Drui ſchau in der Früah,
O dees wär a Freaſſa woara
Vo zwoi Schof, und vo zwua Küah.

Dees muaß ui ſo freile kränka,
Doch zur Gnod i dees noh thua,
Dui zwoi Lammfell will i ui ſchenka,
Deket ui fei woitle zua.

Nu allo Maſch! s'iſcht an deam,
Gaund, aih i an Brügel neam,
Theand ui itt länger widerſeza,
Oder i laß ui mit de Hund naus heza.

Adam.

Was braucht as viel denka und diichta,
Gott Vater loht ſi nimme anders briichta;
Aiſſe kumm!
I bitt dih drumm,
Mar weand gau abſeits.

G. V.

Bhüt ui Gott und s'heilig Kreuz;

Jez ſeand ſi duſſ, jez ſeand ſi ganga,
I muaß gau eabas anders afanga.
I fürcht ſi ſchpringat mir über da Zau,
As muoß oiner vo meine Buaba naus ſchtau.

Duett.

Fluig oiner gſchwind raus
Und ſchtand mar dött naus,
Wears immer mög ſey;
Dea loth ma itt rei.

Engel.

Doh bin i, was um?
Vom Himmel hear kumm,
Was geit as guats hia,
Wear hot mar hear gſchria?

G. V.

Nu, nu, mo naus und niena hi?
Woiſch itt, daß i Gott Vater bi?

Engel.

I bi a Cherubi
Und itt vom gmoina Böbel.

G. V.

Se! do hoſcht an fuiriga Sebel,
I hauna grad voar azunda.
Gib acht, ar brennt di, nimma wohl bunda.

Arie.

Los, was der jez ſag.
Hau, ſchtich, ſchneid und ſchlag,
Wenn Adam will rei ſchpringa,

So zoig am nu bei Klinga:
Und wenn er bais will weara,
Sag: Adam! hetteſcht geara?
Bleib du nu bei meim Bſchluß,
Sag: voar der Dür iſcht duß. —

Engel.

Dees ka ſchau ſey,
I han kreuzweis und überzwear drei.
Aber ois miar noh Kummer macht,
Wear i au aglaißt vo der Wacht?

G. B.

S'iſcht guat, daß mih thuaſt dra mahna,
S'geit au no andre Gſchpana,
D'*** er im Schwarzwaldkrois,
Di gaund glei, wenn ihs hoiß,
Da därfſch dar itt fürchta, ſi deand der koi Loid.

Engel.

I fürcht nu, der Säbel gang itt uß dar Scheid.

Schlußgeſang.

Han i, ſchtich i oder feacht i,
D'*** er ſeand di reachti,
O dees ſeand no älls keine Soldata,
Wenn Adam weit wieder rei in dea Gaata,
Boar Schrecka ſchpränget äll über da Zau
Und freaßat was Adam hot übrig glau.
Doch, liaber Herr Moiſchter, ar köntet ſo waarta,
Bis d'Landſtänd d'nuia Landwehr errichtet hend.

G. B.

Moiſt au? bis die ihre Sache auskarta,

Do kommt der Nimimmerles Tag, d'Welt hat a End.
Du bleibſt jez do ſtau und dir haunes befohla,
Jez ſage koi Wort mai und thueſt dus net glei,
No ſoll di beim Bluaſt no der Tuifel hola.
Jez hau dars gſait und s'iſt aus und vorbei.

An die Zuhörer.

Jez haund ar a Komödc gſeah,
Wia d'Erbſünd in der Wealt ſey gſcheah.

Der Geſtorbene.

Bei ſeinem Hauptmann ward als todt — bei vollem Leben —
Vom Feldarzt ein Rekrut, aus Irrthum, angegeben.
Der Kerl erfuhr's; betrübt ſchleicht er zum Hauptmann hin,
Und fragt: „ach Herr! iſt's wahr, daß ich geſtorben bin?“

Die Liebe — ein Buch.

1840 — und noch immer weiß man nicht, was die Liebe iſt. Es geht mit der Liebe, wie mit mancher Krankheit; man kann, trotz aller Erfahrung und Gelehrſamkeit, nicht beweiſen, ob ſie eine Miasma oder ein Kontagium ſey.

Die Dichter ſagen, die Liebe wäre eine Pflanze. Welche, darüber ſind ſie nicht einig. Der eine meint, ſie ſey eine Roſe, der andere eine Hagebutte — über die Stacheln ſind beide einverſtanden. — Der eine nennt ſie Tauſendguldenkraut,* der andere Glockenblume,** der eine Engelwurz,*** der andere Farrenkraut.†

Ein Linnée würde verlegen ſeyn, alle dieſe Arten zu benennen und zu claſſifiziren, und in Ewigkeit wird Niemand entſcheiden, was für eine Pflanze die Liebe iſt. Ja, ich behaupte, die Liebe ſey gar keine Pflanze, und chapeau bas — ich bin auch ein Dichter — und habe deßhalb eine glaubenswürdige Meinung. —

Ich ſage, die Liebe iſt ein Buch, welches der große Meiſter über den Sternen zum Beſten ſeiner Geſchöpfe herausgegeben, eine Biblia polyglotta in allen Sprachen,

* In der Blumenſprache: Glückſeligkeit.
** Thorheit
*** Begeiſterung.
† Träumerei.

eine Vulgata, von allen Völkern aller Zonen verstanden und geheiligt. Die Liebe ist ein ABC-Buch, woraus die junge Menschheit das Buchstabiren lernt, ein Prämienbuch für alle Erdenkinder, ein Klassiker cum notis variorum.

Dieses Buch ist der Inbegriff aller Wissenschaften, mit Ausnahme der mathematischen. Denn Liebe und Mathematik sind Antipoden, sie verhalten sich zu einander, wie der erquickende Thau zum brennenden Sirocco.

Die größten Kenner dieses Buches sind die Frauen, denn die Frauen sind die geborenen Professoren der Liebe, wir Männer sind bloß die Kanditaten, welche auf den langen Schulbänken des Lebens sitzen und von dem Katheder des weiblichen Herzens und das hohe Buch der Liebe kommentiren lassen.

Ach, ihr Herren Professoren hoher Wissenschaften, wie wenig gleicht ihr jenen liebenswürdigen Professorinnen! Ihr tragt Eure Professur nur als ein persönliches Leben, die Professur der Liebe hingegen ist ein Allodialgut der Frauen und selbst in ihrem höchsten Alter lassen sie sich nicht in Pension setzen. Lord Chesterfield fragte einst eine achtzigjährige Dame, in welchem Alter die Frauen zu lieben aufhörten. „Ich weiß es nicht," war die Antwort; „Sie müssen dieß eine Aeltere fragen." — So sind die Frauen, ihre Geburts- und Sterbestunde sind die beiden Deckel, in welche das Buch der Liebe gebunden ist, ihre Lebenstage sind die Blätter desselben.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die letztvergangenen Jahrhunderte, um die mannigfaltigen Schicksale dieses Buches zu übersehen.

Das Mittelalter war das goldene Zeitalter desselben, die schönsten Lettern wurden mit unverwüstlicher Schwärze

auf unverwüſtliches Pergament gezeichnet, die Initialbuchſtaben mit den prächtigſten Farben ausgemalt und mit Gold reich belegt, ſelbſt die breiten Seitenränder waren mit herrlichen Bildern geſchmückt. Die Geſänge der Troubadours und Minſtrels geben Kunde von dem damaligen Glanze dieſes Buches. Da wurde die Buchdruckerkunſt erfunden und die Manuſcripte hörten auf. Das Pergament verſchwand, das Papier trat an ſeine Stelle. Noch immer wurde das Buch, jedoch in groß Folio, edirt mit gothiſchen Buchſtaben und kunſtreichen Holzſchnitten; bald aber erſchien es in Quarto, zwar mit großen Lettern, aber mit ſchlechten Kupferſtichen, ſpäter gar in Octav mit gewöhnlichen Typen und Vignetten, und endlich in Taſchenformat mit kleinen Lithographieen. In neueſter Zeit ſieht man es nur in einer Duodezausgabe mit Petitſchrift auf ſchlechtem Papier ohne alle Kupfer — — auf dem Titel prangen großgedruckt die Worte: „Wohlfeilſte Ausgabe!“ — Gewiß, die Liebe wird zuletzt noch ein Pfennigmagazin, eine **Olla potrida** kleiner Gefühle, ein Kaffeehausblatt, welches man flüchtig durchblättert und — dann bei Seite legt.

Jetzt iſt dieſes große, an Schönheit und Pracht ſo reiche Buch nicht mehr vorhanden, ſein hoher Sinn, ſonſt nur von einer kleinen Zahl geweihter Leſer verſtanden, wird jetzt von dem großen Haufen mißdeutet und verſpottet.

Mit ſeinem Einbande — der Treue, in den jede Liebe gebunden ſeyn muß — hat das Buch einen nicht minderen Schickſalswechſel gehabt. Zuerſt wurde es in Pergament, dann in Fiſch-, dann in Schwein-, dann in Kalbleder gebunden, ſpäter bloß in Halbleder, dann in Papierband und endlich nur broſchirt. In neueſter Zeit liebt man es ungebunden.

Schattenriſſe.

1.

Der Akziſe-Inſpektor Schnüffler.

Zeichnet mir eine Naſe hin, ſo will ich euch ſagen, weß Geiſtes Kind er ſey, dem ſie gehört. Weg mit den Schädelorganen! Die Naſe iſt der plaſtiſche Abdruck der Seele, das Hautrelif, aus dem ich den Gedanken des großen Bildners herausleſe, das Aushängeſchild, woran ich erkenne, ob Fuchs oder Schöps dahinter wohnt.

Wer läugnet, daß es adliche und Adlernaſen, Habsburgiſche und Habichtsnaſen gibt? Wer findet die Magiſter und Profeſſornaſe, die Biſchofs- und Conſiſtorialnaſe nicht ſogleich aus Dutzenden heraus? Wer beſtreitet, daß es Spürnaſen, fiskaliſche, diplomatiſche und Polizeinaſen gibt? Und wer vermag endlich die Akziſenaſen wegzuläugnen? —

Betrachtet einmal Herrn Schnüfflers Naſe! „Ich rieche Conterbande!“ Sind dieſe Worte nicht ſo deutlich wie Canzleiſchrift daran zu leſen?

2

Der Prediger Süß.

Wenn ihr den jungen liebenswürdigen Prediger Süß auf der Kanzel ſeht, ſo vergeßt ihr beinahe, daß ein Apoſtel des Herrn vor euch ſteht, glaubt vielmehr einen modernen

Gaukler zu begaffen, der ein Deklamatorium oder eine mimische Darstellung zum besten gibt. Denn Alles ist bei ihm auf theatralische Wirkung berechnet. Sein lispelndes Stimmchen, das er wie einen feintrillirten Faden herausspinnt, die abgezirkelten Gesten, womit er zierbengelt, um den blitzenden Solitair an seiner schneeweisen Hand spielen zu lassen, der kunstvolle Wurf seines Gewandes, womit er jene große Shawlkünstlerin zu Schanden zu machen sucht, und vor allem das studirte Spiel seiner Augen, womit er seine ganze weibliche Heerde zu bezaubern weiß.

Wer zweifelt, daß dieses geistliche Herrchen sich Stundenlang in mimischen Darstellungen vor dem Spiegel übt, und es darauf anlegt, das Wort Gottes in Gestalt von Bonbons und Baisès auszustreuen? Die Wirkung kann denn auch nicht fehlen. Die Weiber, alte und junge, strömen wie besessen, in die Kirche, wenn der süße, der himmlische Süß predigt, und ein langer Nachtrab belagert die Thür à la queue. — O wie ekelt mir vor so einem geistlichen Stutzer!

3.

Der Oberlandesgerichtsrath Schlendrianus.

Gleichwie von der ausgepreßten Traube nichts weiter übrig bleibt, als die saft- und geistlose Hülse, so ist auch von des Herrn Schlendrianus Seele unter dem Preßbengel der Formalität nichts weiter zurückgeblieben, als die leere Schaale, und man kann ihn daher mit Recht einen ausgequetschten Menschen nennen. Gesetzt, es käme darauf an, einen armen Teufel durch eine schleunige durchgrei-

sende Verfügung vom Untergange zu retten, wie wird sich Herr Schlendrianus verhalten? Er wird erst gemächlich die Brille hervorsuchen, um nachzuschlagen, ob sich solches mit denen bestehenden Provinzial-statutarischen und gemeinen Rechten, Edikten, Reskripten, Präjudikaten, absonderlich aber mit denen vorgeschriebenen Formalien vertrage. Mag der arme Teufel derweile untersinken, was kümmert's ihn? — Sind nur Formalia beobachtet.

4.

Der Pachter Schwienhusen.

Wenn wir den feisten Pachter Schwienhusen betrachten, wie er seinen Speckwanst so gemüthlich daherträgt, so überzeugen wir uns von den großen Fortschritten, welche — die Stallfütterung in unsern Zeiten gemacht hat.

Doch ernsthaft und philosophisch von der Sache zu sprechen, so gibt es wohl keinen wichtigeren und würdigeren Gegenstand des menschlichen Nachdenkens, als eben die Stallfütterung, und zugleich keinen erhebenderen Anblick für den Menschenfreund, als einen angefüllten Maststall.

Was sollen uns Leibnitzens und Newtons Träumereien? Ist es wahr, daß eine herabgefallene Eichel den guten Mann auf die Theorie der Attraktion brachte, so bedaure ich ihn. Eine gründliche Theorie der Stallfütterung lag dem forschenden Geiste zehnmal näher, und war der Menschheit bei weitem ersprießlicher. Was nützen uns die Zirkel des Archimedes und die Wirbel des Cartesius? — Können wir einen Magen damit satt machen? —

Was soll uns die Harmonie der Sphären? Ich behaupte, und der Herr Pachter stimmt mir gewiß darin bei, daß es

keine entzückendere Harmonie gibt, als der grunzende Choral, der uns aus seinen Ställen entgegentönt. Denn unsere Einbildungskraft spiegelt uns schon im Voraus die reiche Perspektive der Brat- und Schlackwürste vor, die daraus hervorgehen werden. Ich frage: sind diese nicht ersprießlicher für die Menschheit, als alle Zirkel, Quadrate und Winkel?

5.

Der Geheimsekretär Minneborn.

Der Philosoph von Sanssouci hatte, wie fast alle großen Geister, seine Schwachheiten. Denn selbst die Sonne ist ja nicht ohne Flecken. Zu diesen Schwachheiten gehörte denn auch, daß er gern Verse machte. Doch war er sehr bescheiden mit den Kindern seiner Muse. Dies beweiset ein Brief, den er einst an Voltaire schrieb.

Dieser hatte ihm nämlich gewisse Pillen angerühmt, denen er einen heilsamen Einfluß auf die poetische Ader zuschrieb. Friedrich der Große antwortete ohngefähr Folgendes: „Sie versichern, daß Ihnen nach dem Gebrauch der gerühmten Pillen die Verse gut abgehen. Ich versichre, daß ich eine ganze Apotheke ausleeren könnte, ohne Einen Vers der Henriade zu Stande zu bringen."

Auch der Geheimsekretär Minneborn ist von jener Schwachheit großer Geister angesteckt. Die zehn Bände seiner neuesten poetischen Ausflüge auf den Parnaß sind deß Zeugen. Jedoch möchte man behaupten, daß bei ihm die starke Seite ist, was bei dem Helden von Roßbach die schwache war. Denn der Beruf zum Dichter ist so mächtig und dringend in ihm, daß er selbst den Hunger überwältigt,

der zuweilen wie ein ungestümer Mahner anpocht, wenn er, um der Muse zu opfern, sein Geschäfts-Pensum Wochenlang bei Seite gelegt, und dadurch die Verkümmerung seines Gehalts verwirkt hat. — Zwar gibt es Spötter, welche behaupten, seine Poesie habe einen Canzleibeischmack wie seine Canzleiprosa einen poetischen; aber das ist nur die Sprache der Mißgunst. Denn wahrlich! wenn man einige seiner Sonette lieset, so geräth man fast in die Versuchung, sie dem Genuß der Voltair'schen abführenden Pillen zuzuschreiben, und überzeugt sich, daß der Drang, Verse zu machen, bei manchem Dichter ein ebenso unwiderstehlicher Naturdrang ist — wie der Stuhlgang.

6.

Der Redakteur Drehling.

Es gab eine Zeit, wo der Wind ein Regal war. Die Landesherren sind jedoch großmüthig genug gewesen, ihn wieder frei zu geben, und daher kommt es denn, daß heut zu Tage Millionen ehrlicher Leute — vom Winde leben. Ich meine nicht allein diejenigen, welche kein anderes Surrogat für das Brod haben, sondern auch die, so sich des Windes bedienen, um Brod zu verdienen.

Zu diesen gehören, außer der ungeheuren Anzahl derer, welche den Mantel nach dem Winde hängen, auch alle jene, welche ihre Mühlen darnach drehen, und wenn sie nicht verhungern wollen, darnach drehen müssen.

Auch der Redakteur Drehling gehört in diese Classe. Seine politische Zeitschrift ist eine Windmühle, die er so geschickt nach dem Winde der Politik zu drehen weiß, daß sie nie aufhört zu klappern, der Wind mag aus Westen oder Osten blasen.

7.

Die Geheimräthe v. X. und v. Y.

Gibt es wohl etwas Unnützeres in der Welt, als die Buchstaben X und Y? Sind sie nicht, wenigstens in unsrer Muttersprache fast ganz aus dem Gebrauch gekommen? Werden sie nicht durch andere Buchstaben vollkommen ersetzt, und sind sie nicht wahre Lückenbüßer? Gleichwohl behaupten sie noch immer Sitz und Stimme in unserm Alphabet, spreizen sich, und machen sich mit ihren Ohren und Bäuchen so breit, daß sie ihren Nebenbuchstaben den Raum verengen. Woher kommt es, daß man sie nicht schon längst ausgemerzt hat? — Antwort: sie sind von hoher Abkunft und aus den ältesten Familien. Xerxes, Xenophon, Ajax, Ulysses u. d. m., sind ihre Stammväter. —

In der That, wenn wir sie so in ihrem aufgeblasenen Nichts betrachten, so fallen uns die Herren v. X. und v. Y. ein, vor denen sie jedoch das voraus haben, daß sie nicht vorgeschoben, sondern wie sich's gebührt, hintenangestellt werden, nicht auf Kosten ihrer arbeitenden Collegen sich mästen, weder Gnadengehalte noch Pensionen beziehen, und, — was nicht minder zu loben ist, sich ganz stumm und passiv verhalten.

Der Waſſerſchlüpfer.

(Traveſtie von Schillers Taucher.)

Von Beckmann.

Nu wer wogt's, Ahner zu Fuß oder Pard,
Unn ſteiget enab in dem Schlund?
E güldige Becher vun houchem Warth,
Den worf ich enunter bis tief uff em Grund. —
Wer me de Becher nit loſſet verſinke,
Dem iſſ er — er kenn, wenn er will, draus trinke.

Unn der Meilach [1]) ſaget's unn worft vun der Hoeih
Der Klippe, wu houch unn ſteil
Enunter hängt im groußmächticke Seei
De Becher im wilde Gebraus unn Geheul —
Nu, wer hot Kuraſch? ich thu noch emol froge —
Will Kahner ſich dou enunter woge? — — —

Unn die Männer, die Jüngelcher ſteihen ſtill
Unn gucken enunter im Meeir,
Uih, was e Geheul, uih, was e Gebrüll!
Sie forchte ſich ouſer gar ſeihr;
Unn der Meilach zum Drittemol wiederfroget:
Nu, iſſ kahn Anzicker dou, der es woget? — — —

1) König. —

S'ſchmußt Kahner e Wörtlich — ſie ſchweige ſtill
Nor ahn Jüngelche ſanft unn frech
Steiht uff ahnmol uff und ſagt: Ouſer, ich will,
Unn de Malwiſch [1]) worfts vun die Buchſe weg; —
Dou habe der Meilach, die Männer unn Iſche [2])
Uff ahmol vor eitel Verwundring ze'riſche.

Unn aß es ſou gucket im Mayem [3]) enein,
Unn ſeihet vun oube enab
Den gewaltiche Oulem [4]) vun Welle zu geih'n,
Dou ward em der Oudem ſou knapp;
Denn wer kenn e freundlikes Pounem [5]) mache,
Wu hoeirt das Gedunder unn farchterlich Krache.

Doch uff ahnmol leigt ſich der grouße Gewalt
Unn uih, aus em milchweiße Schahm
Geiht uff ahnmal enunter eppes e Spalt
Dou mahnt mer, mer gucket im Höllenrahm,
Unn tauſickmol ſou wie bey'm Mazesbacke
Klatſcht das Waſſer an die Felſenacke.

Jeß ſchnell, oelb der Larme keihret zurück
Zum Abſchied des Jüngelche winkt —
Dann worft ſich's enunter uff gut Glück —
Der Meilach ſchreit: ouſer, 's vertrinkt!
Die andere rufe: au waih, dou liegt's drinne,
S'nemmt ouſer de Dippel, [6]) de Miſſemeſchinne. [7])

Unn uff ahnmohl word's mäuſchlichſtill über'm Schlnnd
Nor untehar larmet's noch houl,

1) Oberkleid. — 2) Frauen. — 3) Waſſer. — 4) Menge. — 5) Geſicht. — 6 u. 7) Verwünſchungsformeln. —

Unn mer hoeirt aus em Meilach seim Schickflich [1]) sein Mund:
„Houchharzick Jüngelche, fahre wouhl!"
Unn houler und houler hoeiret mer's heute,
Wie wenn se dem Hamann de Douges verkeile.

Unn warst de die Kroune mer selber enein,
Und gaeibst noch dein Jsche derbey,
E Mamser Bamnit [2]) will ich ouser, sein,
Bleibet ich vun dem Keischick nit frey:
Dort unte feihlt's grad' an die beste Melouchle, [3])
Dau giebt's nix zem Achle, zem Bachle, zem Bouchle.

Schun manch schoin Schiffelche ging dou ze Grund
Unn starzet im Sprudel enab,
Nahn guck Ahner nor in den schreckliche Schlund
Mo Neschomen [4]), eih'r nouf'n ich mer selber e Kapp [5])
Oeib ich dou enein warr, hoeirt nor das Gedunder,
Mich brächten dou kahn zeihen Gaeul nit enunter.

Unn 's larmet unn rasselt unn brauset und zischt,
Unn 's rumpelt unn pumpelt unn kracht —
E Schaam sitzet oube, wie der den mer wischt
Vun e Gaul, den mer reitet mit Macht;
E Jeider, wu's hoeiret, der mahnt mo Neschumme,
Die Seel wöllt uff ahnmohl in Kindesnoithe kumme.

Uih Schma Jsroil, [6]) aus em dunkle Schouß
Kimmt's uff ahnmohl silberweis
Unn e Rosch [7]) unn Armches unn Bahnches warr'n blous,

1) Mädchen. — 2) Bastard. — 3) Arbeit, eigentlich Meloche. — 4) Bei meiner Seele. — 5) Kapp nousene, eine Ohrfeige geben. — 6) Hör' Jsrael. — 7) Kopf. —

Unn's rudert unn rudert unn's wardt em ganz heis —
Unn's Jüngelchen iſſ es, dou kimmt es geſchwumme,
Keck hot's aus em Waſſer de Becher genumme.

Unn uih, wie athmet's, wie guckt es ſich um —
Wie reißet's die Aage weit uff —
S'iſſ vun die gewalticke Moure [1]) ganz dumm,
Unn vun de gewalticke Suff:
Unn Alles ruft: „Ouſer, es iſſ wieder hoube,
Nahe ſou e Bravour kenn mer nit genug loube.

Unn Alles ruft lauter: do kimmt es ze geih'n! —
Uih, was hat der Meilach e Fraad —
Es reicht em de Becher unn knicet ſo ſchoein
Unn küßt em ganz forchtſam ſein Klaad —
Unn der Meilach ſein Schickſelche zu ſich winket,
Das füllt em de Becher mit Yayem [2]) unn's trinket.

Druff ſagt es zem Meilach: Herr Meilach, lang lieb,
Nor warr nur nit ſelbſt dou enein,
Do unte mo N'ſchomen, iſſ traurick unn trüb,
Was hab' ich gerojent [3]) all mein Dain,
Hätt' ich erſt geſchafknet Yay'mſouref [4]) e Gläiſel,
Doch ſau hupf' ich nüchterlick nunter, ich Eiſel.

Wie hot es enunter geriſſe mich ſchnell,
Wie brennt mer mein Douges vor Schmarz,
Aach mahn ich, ich hock in e eiskalter Quell,
Uffe Schei [5]) hoeirt mer klappre mein Harz,
Es war mer nit anderſt ze Muth mo Reſchumme,
Aß müßt' ich die Maulera Corpus bekumme.

1) Reſpekt. — 2) Wein. — 3) geſehen. — 4) Branntwein. 5) eine Stunde Wegs. —

Uff ahnmohl weißt mer der, zu dem ich bitt,
In der höchste, abscheulickste Nouth
E Bahm mit Aeppelich, geihl wie e Quitt'
Unn Aeschtlich wie Scherlich so routh,
Dou hängt auch des Becherlich, uih Gotteswunder!
Sunst waeir es gerumpelt noch tiefer enunter.

Denn unter mer liegt's noch wie Barg so hauch
Unn dunkler aff in ere Kuh; —
Dou kriecht sou en Achbrosch [1]) erum uff em Bauch,
En andrer kimmt dou uff mer zu,
Dou ware Schlange unn Frösch unn Ameise,
Gar grouße, die schnappe und wölle mich beise.

Uih, was e Gequack, e Gekriech, e Geschmuß,
E Gebrumm, e Gezisch, e Gebell,
Der Mannemer Viehmark ist ohne Stuß
Dou dergiegen e Bagebell [2]) —
E Metzelhund, wie der Leviathan, wo N'schumme,
Der saeihrt uff mer lous unn thut farchterlick brumme.

Unn dou henk ich nun ouser, viel feihlet nit dran,
E kepoure war all mein Verstand —
Es juckt mich unn zwickt mich an Schenkel unn Bahn —
Uih, gebt mir denn Kahner die Hand —
Aach stinket's nouch Knoblich unn faule Fische,
Ich kenn vor Gestank kahm de Oudem derwische.

Unn aff ich sou henket am Quittebahm,
Jou halb schun gepöickert [3]) au waih,
Do kimmt e Beheimes [4]) ganz lendenlahm

1) Spitzbube. — 2) Kleinigkeit. — 3) gestorben. — 4) ein Thier. —

Uih, Schmayes, wie nouchet erbey;
Dou fall' ich in Gulches [1]) — dou packt mich der Sprudel
Unn reißt mich nouch oube fu naß wie e Pudel.

Houch wundret der Meilach sich drüber unn sagt:
Der Becher iſſ dein, gück en an, —
Du hoſt dich mo N'ſchumme, nit ſchlecht drum geplag,
Doch des Ringlch dou mit dem glitzrige Stahn,
Des kriegſt de, geihſt de mer noch ahnmol enunter —
Nu Jüngelche, Freundche, Curaſch, Gotteswunder!

Das hoeiret dem Meilach ſein Schickſlich unn ſteiht:
O Aette lieb, geih mit dein Stuß —
Das hot ouſer beſtande, was Kahner beſteiht,
En Andrer ſüll knacke de Nuß —
Jou, kennſt de dein Neuſchier nit zaehme, noch zwinge,
Leſſ Ahne vun dein Affeziers eneinſpringe.

Doch ſchnell nemmt der Meilach de Becher vun Gold
Unn worft en im Sprudel enein:
„Unn holſt de mer'n ahnmohl noch, Jüngelche hold,
Dann ſüllſt de der beſt' Affezier mer ſeyn,
Unn ouſer, ich ſchwoeir der, dou hoeire ſe's Alle, —
Mein Blümche ſüll heut noch warre dein Kalle. [2])"

Do kriegt er Courafche, do ward's em kerious —
Do mahnt er, er muß uff er hin —
Er thut's aach mo N'ſchummen, er geiht uff er lous,
Uih, wie iſſ des Jüngelche kühn! —
Er küßt ſe, dann ruft er: lieb Kalle, Gott's Wunder!
Unn ſtarzet uff Toudt unn uff Lieben enunter.

1) Ohnmacht. — 2) Braut. —

Die Waſſer laſe ſou hin unn zurück —
Unn's rumpelt unn pumpelt unn kracht; —
Des Blümche ſeiht' nunter mit Thracinen im Blick:
„Gut Nacht, lieb Mouſchelche, ewick gut Nacht;"
Die Waſſer kimme ſou wieder ze geihen — — —
Des arm' Jüngelche hoſt de geſeihen.

Der Verleger.

Schriftſteller.

Erhielten Sie mein Werk, Herr Knoch?

Buchhändler.

O ja! — o ja — doch wie verlegen —

Schriftſteller.

Gewiß? Verlegen Sie es noch?

Buchhändler.

Bin ich, mein beſter Herr, deßwegen —
Ich hab' es neulich nur verlegt —

Schriftſteller.

Der Ehrenſold dafür beträgt —

Buchhändler.

Doch findet ſich's, im Augenblicke
Schick ich — das Manuſcript zurücke.

Anekdoten aus Rochus Pumpernickels Reise nach Wien.

(Schluß.)

Bei Gelegenheit eines Freitheaters ging er mit einem Bekannten dahin, um sich umzusehen. Da ihn aber die wogende Menschenmenge ergötzte, beide einen ziemlich guten Platz hatten und gerade eine Oper gegeben wurde, deren Rochus noch keine sah, so beschlossen sie, bei der Vorstellung zu bleiben. Anfangs gefiel ihm die Oper, als aber ein Chor abgesungen ward, sagte er mißvergnügt zu seinem Nachbar: das ist eine schöne Behandlung, das; weil heute kein Entree zu bezahlen ist, so fangen sie alle zugleich an zu singen, um nur früher fertig zu werden; das sollte doch nicht erlaubt seyn!

Als er mehrere Vorstellungen unserer besseren Schauspiele sah, bekam er Neigung, selbst Schauspieler zu werden, und wünschte, da er nunmal als Liebhaber nach Wien gekommen war, eine solche Rolle zu spielen, weil ihm die des wirklichen Liebhabers (wie bekannt) so verbittert wurde.

Man verschaffte ihm bei einem Haustheater dazu Gelegenheit. Bei der Generalprobe, als er seiner Geliebten die Liebeserklärung vordeklamiren sollte, nahm er sich einen Stuhl, und setzte sich dazu nieder. Der Direkteur tadelte

das Unschickliche seines Benehmens und sagte: welcher Liebhaber wird wohl seine Leidenschaft sitzend erklären?

Es ist mir ja in meiner Rolle so vorgeschrieben, antwortete Rochus. Der Direkteur sah verwundernd in die Rolle, in welcher eingeklammert stand, männlich und gesetzt.

Auf Anrathen ließ er sich im verflossenen Herbste einen sogenannten schwedischen Sparofen setzen, und zur Verzierung desselben eine Gipsfigur darauf stellen. Die Magd stieß eines Tages beim Abstauben daran, und die Statue lag in hundert Stücken auf der Erde. Er suchte die Gipsbrocken sorgfältig zusammen, trug sie zu einem Gipsfigurenhändler und fragte ihn, was er für eine neue, ganze Statue noch aufgeben müsse.

Als er eines Tags sein Pferd sehr matt geritten hatte, und den Weg über einen Graben nach Hause nahm, stolperte es vor Mattigkeit so sehr, daß er öfter in Gefahr stand, herab zu fallen, welches bei der versammelten Menge ein großes Gelächter verursachte. Eine Nymphe, die unserm Rochus besonders auffiel, lachte überlaut; und da er den Vogel an den Federn erkannte, sagte er in einem höhnischen Tone zu ihr: Lachen Sie doch nicht so sehr, mein liebes Kind! Mein Pferd stolpert nur, wenn es ein Mädchen sieht, das sich leicht erbitten läßt. Das Mädchen ward feuerroth, und einer der Umstehenden sagte: wenn Ihr Pferd diesen Fehler hat, so rathe ich Ihnen, ja zu Fuß über den Graben zu gehen, sonst laufen Sie Gefahr, Hals und Bein zu brechen.

Des andern Tages wollte er spazieren reiten, da aber sein Pferd von dem gestrigen Ritt noch zu matt war, so borgte er sich eines bei einem Pferdehändler. (Welch große Freude fühlte er nicht über die Auswahl, die er haben werde, als er den Schild las: hier werden Pferde vermiethet. 1809.)

Der Pferdehändler gab ihm ein zi emlich wildes Pferd und da er die Kunst nicht verstand, ein solches Pferd gehörig zu lenken, so bäumte es sich und drohte, den Reiter abzuwerfen. Wüßtest du, du Bestie, daß ich die Sporen in der Tasche habe, sagte er zornig, du wärst gewiß nicht so unbändig!

Er bot alle seine Kräfte auf, um sattelfest zu bleiben, und seine Anstrengung sowohl, wobei er nicht wenige scheußliche Gesichter schnitt, als auch die unwillkürlichen Ausrufungen der Angst, wenn das Pferd einen Seitensprung machte, lockten eine Menge Zuschauer herbei, die sich an dem Anblick des zitternden Rochus nicht wenig ergötzten!

Endlich ward alle seine Mühe vergebens; das muthige Roß warf seinen Reiter zur Erde, und seinen Fall begleitete das allgemeine Gelächter der Zuschauer.

„Was ist denn da zu lachen?" sagte er, sich von der Erde emporhebend, ärgerlich: „der Klügere gibt nach."

Ein andermal hatte er gleiches Schicksal, welches dadurch nur noch verschlimmert ward, daß der Sturz gerade an einem der kothigsten Plätze der Straße geschah.

Als die Umstehenden den Reiter auslachten, sagte er zu ihnen: Worüber lachet Ihr? kann ich nicht absteigen, wo ich will?

Als in einer Gesellschaft ein neu erschienenes Unterhaltungsbuch sehr gelobt wurde, ließ er sich zwei Exemplare desselben bringen.

„Aber warum haben Sie denn das Buch zweimal gekauft?“ ward er gefragt.

„Es soll gar schön zu lesen seyn, antwortete Rochus, und da möchte ich es gern zweimal lesen.“

Ein Betrunkener fiel mitten auf der Straße, und da er sich allein nicht aufhelfen konnte, so bat er unsern Rochus, der zufällig vorüber ging, ihm behülflich zu seyn. Recht gern, antwortete dieser, aber kommt auf einen trockneren Platz; denn hier ist es gar zu schmutzig.

Eines Tages ging er auf der Bastei spazieren, und da ihm daselbst einige Schilderhäuser mit Wachen auffielen, so war er neugierig zu sehen, was denn zu bewachen sey.

Er betrachtete die Schilderhäuser von innen und außen, vornen und hinten, unten und oben, und als er nichts fand, was bewacht zu werden verdiente, rief er verwundernd aus: Ich möchte doch wissen, was sie an dem einfältigen Kasten finden, daß den ganzen Tag einer dastehen, und ihn hüten muß!“

Eines Tages wollte er einen Bekannten, der krank war, besuchen. Der Kranke aber, der Niemand bei sich sehen wollte, verbat sich den Besuch, und er mußte das Haus verlassen, ohne den Kranken gesehen zu haben. Voll Unmuth ging er davon und sagte: schon gut! ich denke

mit Gottes Hülfe auch einmal krank zu werden, dann will ich es ihm gerade so machen.

Auf der Promenade begegnete er einer Frau, die mit einer Tochter, bei 30 Jahre alt, spazieren ging, die er öfter in Gesellschaften traf, und von der er wußte, daß ihr vor 14 Tagen eine Tochter gestorben war. Um ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, fing er an: Ein scharmantes Kind, ein allerliebstes Kind! Nicht wahr, es ist dasselbe, das Ihnen vor 14 Tagen starb? —

Als die Frau im Verfolg des Gespräches sagte, daß auch diese Tochter immer kränkle, rief er voll Zuversicht aus: geben Sie Acht, geben Sie Acht, Madam! Sie ziehen auch diese nicht groß.

Er ließ das Portrait seiner Geliebten, als Bruststück in Oel malen, um es in sein Zimmer zu hängen. Da er aber befürchtete, die Geliebte seines Herzens könne durch das Portrait vielleicht einen seiner Freunde anziehen, und dieser ihm das Mädchen abspenstig machen, befahl er dem Maler, einen dichten Vorhang darüber zu malen.

„Aber auch Sie können dann Ihre Geliebte nicht mehr sehen," wendete der Künstler ein.

Was schadet das, antwortete Pumpernickel, malen Sie immer den Vorhang darüber, ich weiß ja doch, was dahinter ist.

Ueber den Zuſtand der Cultur und Humanität im künftigen Jahrhunderte.

Eine poetiſche Viſion.

Von Friedrich.

(Schluß.)

Da es unterdeß Nacht geworden war, und ich kein beſſeres Unterkommen wußte, ſo wählte ich Gottes freien Himmel zum Bette. Mit anbrechendem Morgen aber erſtieg ich einen Hügel, und ſiehe da! — dicht vor mir lag eine große prächtige Stadt mit vielen ſtolzen Thürmen und Paläſten. — Ich eilte, ſie zu erreichen, und in wenigen Minuten war ich am Ziele. —

„Halt!“ — rief mich unter dem Thore ein Mann mit einer Spürhundsnaſe an. — „Ehe Sie in die Stadt herein gelaſſen werden, müſſen Sie plombirt werden.“

Auf Befragen, was es damit für eine Bewandtniß habe, belehrte er mich: es geſchehe wegen der Hals- und Athemſteuer, die jeder ankommende Fremde dafür bezahlen müſſe, daß er ſeinen Kopf auf dem Rumpfe behalten, und die Luft des Landes einathmen dürfe. — Ohne weitere Reflexion (denn ſchon war mir, als wackle der Kopf auf meinem Rumpfe, und als ſchnüre mir Jemand die Kehle zu) ging ich auf das angränzende Plombir-Amt. Hier

wechselte ich einen Bleistempel, der mir an den Hals gehängt wurde, gegen mein Gold und Silber ein, und schlenderte nun, wohlplombirt und frei wie ein König, durch die Straßen der Stadt. —

Vor einem großen Hause bemerkte ich die Bildsäule der Göttin Themis. Aus Neugierde trat ich hinein, und fragte einen im Vorhofe befindlichen Juden, wo die Gerichtsstube sey. — Mit ungemeiner Dienstfertigkeit faßte er mich unter dem Arm, und führte mich zurecht. Kaum aber waren wir in der Gerichtsstube, so trat er vor die Schranken, und brachte eine Anklage gegen mich vor, welche darauf hinauslief, daß ich mir eine Uhr von ihm hätte stehlen lassen. Außer mir vor Erstaunen über eine so seltsame Anklage war ich unfähig, auch nur ein einziges Wort darauf zu erwiedern, als der Richter, der zu meiner nicht geringen Verwunderung auch ein Jude war, sich mit der Frage an mich wandte, ob die Anklage ihre Richtigkeit habe.

„Hier ist die Uhr, die ich ihm habe stibitzt aus der Tasche" — sagte der Ankläger. — „Da! schauen Sie her! können Sie's läugnen, daß es ist Ihre Uhr?"

Ich rekognoscirte sie als die meinige. — „Da haben wir das Bekenntniß" — sagte der Dieb mit einem schadenfrohen Gesichte, und der Richter diktirte mir eine Geldstrafe von 20 Rthlrn., wovon die Hälfte dem Diebe als Prämie zuerkannt wurde.

„Aber um's Himmelswillen! was gelten denn hier zu Lande für Gesetze?" — so fuhr ich endlich heraus — „Ist es zum Verbrechen geworden, sich bestehlen zu lassen? Und wird der Dieb nicht mehr bestraft, sondern der Bestohlene?" —

„Gotteswunder! was sind das für Reden!" — rief der Dieb.

„Der Mann scheint mente captus, oder er stammt aus andern Zeiten," — bemerkte der Richter.

Ich bejahete das Letzte, und versicherte, daß ich mit den Landesgesetzen unbekannt sey. — „Das merkt man" antwortete der Richter, und gab sich die Mühe, mir das Gesetz zu interpretiren. — Nun schoß mir erst das Blatt. —

Im Jahr 1870 war nämlich ein großer Rechtsgelehrter aufgetreten, und hatte ein ganz neues Licht in der Nacht der Gesetzgebung angezündet. „Der Diebstahl" — so lehrte er — „hat einzig und allein seinen Grund in der Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit des Bestohlenen. Man war bisher auf dem unrechten Wege, indem man den Dieb bestrafte. Man kehre die Sache um, man lege dem Bestohlenen zur Strafe seiner Unvorsichtigkeit eine Geldbuße auf, zahle dem Diebe zum Lohne seiner Klugheit und Geschicklichkeit eine Prämie, und strafe ihn nur dann, wenn er sich bei der That ertappen läßt. Die natürliche Folge wird seyn, daß die Menschen vorsichtiger werden, je größer die gesetzlichen Folgen der Unvorsichtigkeit sind. — Solchergestalt wird das Eigenthum für die Zukunft besser gesichert seyn, und ein Diebstahl wird bald zu den seltenen Erscheinungen gehören." — „Spätere Gesetzgeber" — fuhr der Richter fort, und strich seinen langen Judenbart — „haben dieses weise Gesetz auch auf andere Verbrechen ausgedehnt. Der Betrogene muß dem Betrüger, zur Strafe seiner Dummheit, der Beschimpfte dem Beschimpfer, zur Strafe seiner Feigheit, eine Prämie zahlen, und so ist es nun Gottlob! dahin gekommen, daß kein Mensch mehr klagt, daß er betrogen, geschimpft oder geprügelt worden sey."

Ich konnte nicht umhin, die Weisheit dieses Gesetzes zu bewundern, gestand mir aber späterhin, daß man schon

im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts auf gutem Wege gewesen sey, dasselbe Gesetz, wenn gleich nicht theoretisch, doch praktisch anzuwenden.

Was war zu thun? Ich machte gute Miene zum schlimmen Spiel, zahlte dem Spitzbuben die Prämie, und dem Richter seine Sporteln, und ging, so weise wie Solon und so arm wie Hiob, von dannen.

Nicht weit von dem Tempel der Themis war ein Addreßcomptoir, wie an den großen goldenen Buchstaben, die über der Thüre prangten, zu lesen war. Ich trat hinein, in der Absicht, meine letzten Habseligkeiten zu versetzen, die mir das Plombir-Amt und die Justiz gelassen hatte.

„Ich wünsche" — so redete ich die Vorsteherin des Addreßcomptoirs an, und sah dabei etwas verlegen aus.

„Ich verstehe" antwortete sie, ohne mich ausreden zu lassen. — „Belieben sie nur einen Augenblick zu verziehen."

Sie ging hinaus, und nach einer kleinen Weile traten drei junge Frauenzimmer in die Stube, welche mir unzweideutig zu erkennen gaben, daß ich mich falsch addreßirt habe, und daß auf diesem Addreßcomptoir kein Verkehr mit Effekten, sondern mit Personen getrieben werde. Ich war nämlich in ein modernes Heirathsbureau gerathen. — Vor Schreck trat ich drei Schritte zurück, erinnerte mich aber sogleich, daß ich im Jahre 1901 lebe.

„Die Menschheit ist um ein Jahrhundert vorgerückt" — dachte ich bei mir — „die Schranken des Vorurtheils sind gefallen, der Fötus der Aufklärung ist zum Durchbruch gekommen. Was im Jahre 1814 noch ein Bäumchen war, ist jetzt zum Baume emporgeschossen." —

Als ich der Vorsteherin des Addreßcomptoirs meinen Irrthum erklärte, schlug sie ein lautes Gelächter auf. —

„Sie sind nicht mit dem Zeitgeiste fortgeschritten" sprach sie. — „So wissen Sie denn, mein Guter! daß man seit einem halben Jahrhunderte zu der Einsicht gekommen ist, den alten Ehezwang, der noch in einigen uncultivirten Winkeln der Erde bestehen soll, als eine den Zeitgeist verhöhnende Fessel, abzuschütteln, und statt seiner die Probe-Ehen einzuführen. Der Heirathslustige wendet sich an ein Addreßcomptoir wie das meinige. Man sieht, man wählt und heirathet auf die Probe. Gefällt man sich noch nach zwölf Stunden, so schließt man ein Bündniß auf längere Zeit, auf Wochen, ja sogar auf Monate. Ich kenne hier Jemanden, der schon seit eilf Monaten mit seiner fünfundvierzigsten Frau verheirathet ist." —

„Aber die lieben Kindlein!" — fragte ich erstaunt — „wer sorgt denn für die?" — „Sind Gemeindelast" antwortete die Vorsteherin des Addreßcomptoirs. — „Die werden — wenn ich mich so ausdrücken darf — in Einen Topf geworfen, und auf Staats- und Gemeinde-Unkosten in den großen Kinderhäusern erzogen, deren unsere gute Stadt allein vierundzwanzig hat."

„O tempora! o mores!" rief ich, höchlich verwundert.

„Einer unserer Weltweisen —" fuhr sie fort — „hat vor kurzem den Vorschlag gemacht, die zweispännigen Ehen abzuschaffen, und Ehevereine von vier, sechs und mehreren Personen einzuführen. Man hat Experimente dieser Art gemacht, welche als Normal-Ehen gelten sollen, und die Resultate ergeben, daß die aus solchen Vereinen hervorgegangenen Kinder weit mehr Genie und gute Naturanlagen verrathen, als die aus einer Ehe à deux." —

Da ich einmal unter den Wölfen war, so blieb mir nichts übrig, als mit zu heulen. Ich entschloß mich also zu einer landüblichen Probe-Ehe mit einer jungen Blondine,

und ich kann versichern, daß ich es nie bereuet habe. Ich war der glücklichste Probe-Ehemann, den je die Sonne beschien, und muß meiner jungen Frau das Zeugniß geben, daß sie während unserer zwölfstündigen Ehe kein einziges Mal die Treue gegen mich verletzt hat, welches mir eine sehr günstige Meinung von dem Zustande der sittlichen Cultur im zwanzigsten Jahrhunderte beibrachte.

Ich schied von ihr mit einem zärtlichen Kusse, und wir gelobten einander die unverbrüchlichste Treue bis zum künftigen Morgen.

Während dessen war es spät geworden, die Sonne neigte sich zum Untergange, und die Thurmuhr schlug sechs, oder vielmehr sie schoß sechs. Denn, wie ich nachher erfuhr, hatte ein großer Mechaniker vor Jahr und Tag die Kunst erfunden, den Ablauf der Stunden und Viertelstunden durch Kanonenschläge auf viele Meilen weit anzukündigen. Statt des Hammers und der Glocke hatte er nämlich einen Luntenstock an der Thurmuhr angebracht, dessen Ende sich im Augenblick des Emporhebens durch Schwefelsäure entzündete, und im Herabsinken ein Geschütz abfeuerte, das sich durch einen sehr sinnreichen Mechanismus nach jedem Schuß wieder von selbst lud. —

Als ich über den Markt ging, sahe ich viele Leute in ein Haus hineinströmen, welches ich von weitem wegen seiner kleinen Lichtlöcher für ein Zuchthaus und wegen seiner seltsamen Dachkappe für ein Narrenhaus hielt, bei näherer Betrachtung aber für ein Schauspielhaus erkannte. —

Ich trat näher, um den Comödienzettel zu lesen. Es war ein heroisch-religiöses Schauspiel von sieben Akten angekündigt, betitelt: die Suppe der Kraft, mit eingelegten Chören von betrunkenen Soldaten und Studenten, geschändeten Jungfrauen und wahnsinnigen Greisen, auch

mit Cavallerieschwenkungen und Infanterie-Angriffen, Kanonendonner, Sturm, Erdbeben, Zettergeschrei, Nothzucht, Plünderung, Brand, Mord, Schutthaufen und Verzweiflung.

Da mir Werners unvergleichliches Drama: die Weihe der Kraft, noch im frischen Andenken war, so erwartete ich wegen der Aehnlichkeit des Titels etwas Großes, konnte dem Drange meines Herzens nicht widerstehen, opferte meine letzten paar Groschen für den theatralischen Genuß, den ich mir versprach, und hatte nicht Ursache es zu bereuen.

Das Stück behandelte einen historischen Stoff aus dem neunzehnten Jahrhunderte. Der Held desselben war Poloncan der Wüthende.

Als **Prologus** trat Hanswurst auf mit dem Großkreuz der Narrenlegion geschmückt. Er führte das Schicksal, im Costum eines colossalen Tambour major, am Arme, und verkündete mit kreischender Stimme, daß er heute ein Spektakelstück zum Besten geben werde, worin Erde, Himmel und Hölle sich im Kreise drehen sollten. — Außerdem kamen als allegorische Personen vor: die Fama, in der Maske eines Fischweibes. Sie hatte wie Janus ein Vorder- und ein Hintergesicht, und stieß mit beiden zugleich in die Trompete. — In ihrem Gefolge war der Telegraphenschreiber Lange, wohlseligen Andenkens, und eine Legion politischer Journalisten und Pamphletschreiber mit kleinen Trommeln, Kindertrompeten und Waldteufeln. Ferner zeigte sich die Freiheit, in der Gestalt einer betrunkenen Marketenterin, welche einem Bauern auf dem Rücken saß, die Gerechtigkeit als eine leichtfertige Soubrette, welche mit einem reichen Mann und einem Bettler Blindekuh spielte, und dem ersteren in die Arme lief, die Tugend, als eine hochtrabende Primadonna, welche mit prächtigen Sentenzen um sich warf, und hinter den Coulissen Rendez-

vous gab, endlich das Glück als eine gefällige Nymphe, welche einen Lieferanten und einen Wechseljuden auf ihren Knieen schaukelte, und einigen Schöpsen Zuckerbrod und Bonbons, Patente, Ehrenstellen und Pensionen zuwarf. Auch Deutschland kam vor als ein gutmüthiger, wunderlicher Alter, in einem aus bunten Fetzen zusammengeflickten Kleide.

Allerhand muthwilliges Gesindel spielte ihm auf der Nase, that ihm vielen Schabernack an, und riß ihm hie und da einen Fetzen vom Kleide. —

Endlich schug er mächtig in das Gesindel hinein, daß es links und rechts auseinander stob, aber es kannte ihn schon als einen gutmüthigen Narren, der leicht zu besänftigen und zu bethören sey, kroch nach und nach wieder heran, kraute ihm im Bart und hinter den Ohren, und der alte Tanz ging wieder von vorne an.

— Ueber den Plan und die Handlung des Drama's läßt sich nicht viel Lobpreisendes sagen. Das Schicksal wüthete in den ersten sechs Akten wie ein Tollhäusler, hieb blind um sich, daß die Köpfe wie Distelköpfe herumfielen. Im siebten Akte aber machte es Alles wieder gut, indem es den Helden des Stücks plötzlich in einen Kohlkopf verwandelte, und eine erwünschte Katastrophe herbeiführte. —

Nach Beendigung des Stücks wurde ein pantomimisches Ballet aufgeführt. Adam und Eva betitelt. Die Schlange erschien dabei als Stutzer, tanzte ein pas de deux mit der Eva, gab ihr während des Tanzes Unterricht in den Geheimnissen des thierischen Magnetismus, dergestalt, daß dem Adam plötzlich ein Paar Hörner wuchsen, worüber das ganze Parterre Wunder! Wunder! rief. —

Beim Hinausgehen aus dem Schauspielhause bemerkte ich, daß mit demselben, außer einer Restauration, auch ein Addreßcomptoir von der oben erwähnten Art in Ver-

bindung ſtand, in welches ſich viele Zuſchauer hineindrängten, um die guten moraliſchen Vorſätze, die ſie im Theater gefaßt hatten, hier ſogleich in Ausführung zu bringen.

Dies brachte mir einen hohen Begriff von der Vortrefflichkeit der ſittlichen Cultur-Anſtalten im zwanzigſten Jahrhunderte bei. Auf dieſe Art war die Bühne, was ſie im neunzehnten Jahrhunderte noch nicht ganz war, zu einer praktiſchen Beſſerungs-Anſtalt geworden, indem ſie die Ehen beförderte, und viele tauſend verſtockte Hageſtolze bekehrte. Ja ich kann als Augenzeuge verſichern, daß nach dem Ballet Adam und Eva, wenigſtens 50 neue Ehen in dem angränzenden Addreßhauſe geſchloſſen wurden. —

Ich erkundigte mich bei einem ernſthaften Manne, neben dem ich im Theater geſeſſen hatte, nach dem Zuſtande des Gottesdienſtes.

„Seit einem Jahrzehend" — antwortete er — „hat man ſich überzeugt, daß keine Anſtalten geſchickter ſind, Tugend und Moral zu befördern, und den Menſchen zu religiöſen Gefühlen zu erheben, als die Schauſpielhäuſer. Man hat daher die Kirchen geſchloſſen, und die Prieſter und Prieſterinnen Thaliens ſind ſeitdem unſere einzigen Religionslehrer; ja ihre Lehren wirken um ſo eindringlicher, je mehr ſie dem Publikum mit dem Beiſpiele eines nüchternen, keuſchen und tugendhaften Lebenswandels und einer exemplariſchen Sittenreinheit vorausgehen." —

„Wunder über Wunder!" — rief ich aus — „nüchterne Comödianten und keuſche Comödiantinnen! —"

„Aber was iſt denn dabei zu verwundern?" — dachte ich hinterher bei mir ſelbſt — „War es nicht ſchon im vorigen Jahrhunderte ſo beſchaffen? Wie oft ereignete es ſich z. B., daß eine Schauſpielerin ſich weigerte, die Rolle einer Buhlerin zu übernehmen? Verläumder ſagten zwar,

daß sie in Verlegenheit gewesen sey, wie sie die Rolle geben solle, ohne sich selbst zu geben; aber im Grunde war es doch nur das zarte Gefühl der Sittlichkeit, welches diese Weigerung veranlaßte."

„In einem Zeitalter" — sagte ich zu meinem Begleiter — „wo die Kirchen sich in Schauspielhäuser und die Comödianten in Prediger verwandelt haben, muß auch die Weisheit in ihrer schönsten Blüthe stehen."

„Die Weisen" — antwortete er — „gehören heut zu Tage zu den so alltäglichen Erscheinungen, daß Sie in jedem Dorfe wenigstens Einen Pythagoras finden. — Ist es Ihnen gefällig, mir ins Philosophenhaus zu folgen? Es ist heute Abend eine wichtige Sitzung. Sie werden unsere größten Lichter dort versammelt finden." — Ich folgte mit Entzücken. —

Wir traten in ein Gebäude, aus welchem mir ein Geruch entgegen quoll, der mich vermuthen ließ, daß zu den Attributen der Minerva auch das kriegerische Roß gehört habe.

„Stoßen Sie sich nicht daran!" — sagte mein Führer, und reichte mir eine Prise Schnupftaback — „Man hat durch diese Anlage nichts weiter als die halb thierische und halb göttliche Natur des Menschen sinnbildlich andeuten wollen. — Wie der Mensch unten ein Vieh und oben ein Gott ist, so thronet auch hier die Weisheit — sit venia verbo — auf dem Miste." —

Wir eilten mit langen, behutsamen Schritten und zugehaltenen Nasen über die Merkmale der thierischen Natur, womit der Fußboden besäet war, hinweg, erstiegen eine Treppe, und traten nun in den Saal der Weisen hinein.

Hier saßen sie an einem großen cirunden Tische, 500 an der Zahl, und horchten mit tiefsinnigen, zum Theil

zurückgebogenen, zum Theil niedergesenkten und aufgestützten Häuptern auf eine Vorlesung, worin ein Professor der Weltweisheit über das Wesen der Gottheit folgende Aufklärung gab.

„Gott" — sprach er — „ist monozentral, die Welt ist der bizentrale Gott, Gott ist die monozentrale Welt. Gott und der Aether sind identisch. Der Aether ist das erscheinende Nichts. Wenn Gott real werden will, so muß er unter der Form der Sphären erscheinen; eine andere Form für Gott gibt es nicht. Der seyende Gott ist eine unendliche Kugel. Indem Gott handeln wollte, wurde er Zeit, und da er Zeit wurde, ward er Raum. Gott kann in der Zeit nur als Radius auftreten. Gott ist nichts. Es existirt nichts, als das Nichts. Die einzelnen Dinge sind bestimmte Nichtse."

Ich gedachte hierbei der philosophischen Systeme unsers Zeitalters, und es wollte mich bedünken, als ob ich diese tiefsinnigen Vernunftschlüsse schon ein Jahrhundert früher entweder im Irrenhause gehört, oder doch in einem Werke der heutigen kritischen Philosophen gelesen hätte. — Jetzt ließ sich ein Professor der Physiologie vernehmen, welcher unumstößlich bewies, daß die menschliche Seele eigentlich ihren Sitz im Darmkanal habe, weil jede Störung in den Verrichtungen desselben zugleich eine Störung der Geistesthätigkeit sey. „Von der Disposition des Darmkanals" — so schloß er — „hängt es ab, ob das, was von ihm aufsteigt, ein Platonischer Gedanke, ein Schiller'scher Hymnus, eine Mozart'sche Cantate, oder — etwas Anderes wird."

— Hierauf las ein Professor der Geschichte über den ältesten Zustand der Literatur bei den Neuseeländern und Hottentotten, und über die Frage: ob man in ihrer Geschichte Spuren der Buchdruckerkunst finde." — Ein Professor

der Philologie las: „über die Sprache der Katzen, über den melodischen Ausdruck in derselben, und inwiefern sie zur erotischen Poesie tauglich sey.“ —

Ein Professor der Naturphilosophie las über die Wunder des thierischen Magnetismus, und gab ein Experiment mit einem nervenkranken Ferkel zum Besten, das er somnambul machte, worauf es zu Jedermanns Erstaunen französisch zu sprechen begann, eine Lobrede auf die große Nation hielt, sich über den Wohlklang der französischen Sprache ausbreitete, und einige Stanzen aus Voltaire's Pucelle d'Orleans und der Nouvelle Justine so zierlich und melodisch herdeklamirte, daß man in Versuchung gerieth, es für einen gebornen Franzosen zu halten.

Ein Professor der Astronomie las über den Einfluß der Gestirne auf Zeugungsfähigkeit, Schwangerschaft, Menstruation, Leibes- und Geistesprodukte, berechnete die Höhe der Mondberge und den wahrscheinlichen Stand des Thermometers auf dem Planeten Saturnus. —

Ein Professor der Physik sprach über die anziehenden und zurückstoßenden Kräfte in der Natur, und machte Experimente mit einer Wuchererkralle, welche er durch die galvanische Kraft eines Dukatens in eine krampfhafte Zuckung versetzte. — Ein Professor der Chemie las über die Bestandtheile der Leberflecke und Sommersprossen. — Ein Professor der Staatswirthschaft sprach über direkte und indirekte Abgaben und über die Einführung einer neuen Consumtionssteuer unter dem Namen Bauchsteuer. — Er machte den Vorschlag, eine allgemeine Vermessung der Bäuche vorzunehmen, und nach dem Umfange derselben die Consumtionssteuer zu bestimmen. — Wessen Bauch mehr als sechs Fuß im Umfange habe, der solle außerdem den dreifachen Betrag als Luxussteuer entrichten, — wobei mancher Schmeerbauch, der sich

vom Fette des Staats und ausgesogener Unterthanen gemästet hatte, sehr übel fuhr. — Den Schluß seiner Vorlesungen machte ein weitläuftiges Reglement für die anzuordnende Bauch-Vermessungs-Commission. —

Zuletzt wurde von der juristischen Classe die Preisfrage aufgegeben: ob nach dem Römischen Rechte die **Unitas Actus** bei der **Testamentifaction** durch einen **Crepitus ventris interrumpiret** worden sey." —

Zu meinem Erstaunen bemerkte ich erst jetzt, daß die Menagerie der Weisen aus redenden und aus stummen Mitgliedern bestand. Die Letzteren waren wegen des Rufes übermenschlicher Weisheit aus fernen Landen verschrieben, und am besten besoldet; die Weisheit lag jedoch so tief in ihnen verborgen, daß sie nie, oder doch nur höchst selten zum Durchbruch kam. Sie glichen darin den Hähnen, welche aufhören zu krähen und zu zeugen, sobald sie überfüttert werden.

Hierauf trat die weibliche Classe herein, und nahm Platz an dem Sitzungstische, indem sie mit der männlichen bunte Reihe machte. — Denn kaum wird es nöthig seyn zu bemerken, daß man im zwanzigsten Jahrhunderte von dem Vorurtheile abgekommen war, nur Männer zu öffentlichen Lehrstellen, Aemtern und Würden zu berufen. Es gab jetzt weibliche Staats-Regierungs- und Oberlandesgerichtsräthe, ja es gab weibliche Hauptleute und Generale, welche sich durch ihre Tapferkeit im Felde Orden und Ehrenzeichen aller Art erworben hatten. —

Und so gab es auch, wie sich von selbst versteht, weibliche Professoren in Menge, welche sich durch den Ruf ihrer Gelehrsamkeit zu Mitgliedern mehrerer Akademien emporgeschwungen hatten.

Eine derselben, eine Professorin der Mystik las über

die Geheimnisse der Natur, den Gesang der Blumen, das Blühen der Töne und den Duft der Sonnenstrahlen.

Eine Professorin der schönen Künste las über das Wesen der Dichtkunst, die Religion der Liebe und die Poesie des Wahnsinns.

Ueber diesen Vorlesungen war es Nacht geworden. — Gesättigt von Gelehrsamkeit, und ermüdet von den Erscheinungen des Tages, verließ ich den Saal der Weisen, und da ich für kein Nachtquartier gesorgt hatte, so suchte ich das Addreßcomptoir auf, wo ich meine junge Frau noch zu finden hoffte. — Und ich fand sie wirklich. Aber die Flatterhafte hatte sich während dessen an einen Andern verheirathet. —

Ich machte ihr zärtliche Vorwürfe über ihre Untreue, und aus Verdruß verheirathete ich mich auf der Stelle mit einer andern, führte eine vier und zwanzigstündige recht glückliche Ehe mit ihr, und erwachte — im Jahr 1815.

Brief einer schönen B. . . erin,

in der Franzosen-Zeit geschrieben.

Ach, Gustchen, Gustchen, was müssen wir doch erleben! Hast Du es schon gehört, daß bei A. unsere ganze Armee und alle unsere Trommeln, Kanonen und Soldaten, von den Franzosen geschlagen sind? O Jemini, o Jemini! was soll nun aus uns und aus dem Staate werden? Unser Militär ist dahin: Wie kann aber der Staat bestehen ohne Soldaten, und was sollen wir arme

Mädchen anfangen, auf Bällen und in Gesellschaft ohne Offiziere? Es heißt, daß die Sieger hier bald einrücken werden. Wenn sie nur erst hier wären, sage ich immer, damit unsere Furcht einmal ein Ende hätte! Mir ist so zu Muthe, Gustchen, das kann ich mit einem lebendigen Eide beschwören, daß ich vergehen möchte, wenn nur Zeit dazu da wäre! Ich mag mich nicht wegwerfend behandeln lassen, sieh' darum suche ich allen meinen Putz hervor und will mich schmücken so gut ich kann. Ich nehm's mir oft vor, daß ich böse aussehen will, wenn die Feinde hier erst sind; aber, liebster mein Gott, Gustchen, sage Du selbst mir: wozu könnte doch so etwas nutzen? Und wer kann das, frage ich, mit gutem Gewissen, zumal wenn hübsche Leute unter den Franzosen seyn sollten, wie allgemein versichert wird, und wie sich ja auch denken läßt? — Man packt hier in der Geschwindigkeit Alles ein, damit dem Feinde nichts in die Hände fallen soll. Aber, liebes Gustchen, es ist ja eine pure Unmöglichkeit, Alles wornach diese Schälke lüstern seyn mögen, zu verpacken, denn, erstlich ist's ja, wie hell am Tage liegt, unmöglich; drittens ist die Zeit offenbar dazu zu kurz; fünftens finden sie's ja doch, und neuntens endlich, welches Mädchen hat in diesen bangsamen Zeiten auch Lust, Alles wegzupacken? Ist das nicht wahr, liebe Guste? — Sieh, darum werde ich nichts wegpacken, und finden sie's denn; tröste ich mich mit meiner Philosophie!

Bestimmt werden hier viel Bälle gegeben werden, wenn die Franzosen nur erst hier sind. Nun, da muß man doch auch erscheinen, liebes Gustchen! Soll der Staat denn ganz zu Grunde gehen? Was soll man also machen, wenn man dazu eingeladen wird? Man denkt patriotisch, man geht dahin, um durch Milde und Freundlichkeit den Zorn

der Sieger zu besänftigen. Im Vertrauen gesagt, ich bin doch recht neugierig! Lebe wohl, liebes Gustchen!

N. S. Ich bin ganz außer mir, vor Freuden kann ich nicht sagen, aber Furcht fühle ich doch auch nicht in meinem Verstande. Alles ist hier in der gespanntesten Erwartung. Der Kaiser wird auch kommen. Poztausend, da wird es was zu sehen geben, Herzensgustchen! Aber unser armer Staat jammert mich! — Ich freue mich, daß ich ein wenig französisch plappern kann. Unsere Väter haben es wohl gewußt, daß die Franzosen einmal zu uns kommen würden. Wie gut haben sie daran gethan, daß sie uns zu Französinnen erziehen ließen! Uebe Dich nur in dieser Sprache, liebes Gustchen, denn man kann wahrhaftig nicht wissen, wozu man sie noch gebraucht. Wir Mädchen haben ja kein Vaterland. Lebe wohl, liebes Gustchen, und fürchte Dich nicht, denn es hat nichts zu bedeuten. — Wir überstehen's wohl! Ich habe mir ein rosa-atlassenes Kleid machen lassen, mit den feinsten Spitzen besetzt.

Es heißt, daß zwanzig tausend Mann hier liegen bleiben. Nun freilich, etwas Raum haben wir für fremde Gäste, wie die ganze Welt weiß! Was fehlt uns dann weiter als recht viele glänzende Bälle! Der arme Staat wird sich ja wieder erholen.

N. S. Kannst Du mir in Breslau so recht etwas Extrafeines von Pelzwerk verschaffen? Man soll dort mehr die Auswahl haben als hier. Ich habe mir dunkelblauen Sammt zum Ueberzuge gekauft. Lebe wohl, Herzensgustchen, und fürchte Dich nicht, darum bittet Dich herzlich

Dein

Florchen.

Blühender Unsinn.

Von E. Ortlepp.

„Was ich in stillen Abendstunden
Von leiser Poesie empfunden,
Das hab' ich nur allein gefühlt;
Es riß mich fort trotz aller Schwere,
Und trug mich hin in jene Meere,
In welchen keine Woge spült!"

Denn nur die Poesie kann finden,
Wie Nichts und Form sich doch verbinden,
Obgleich die Praxis ewig grollt;
Genie ist zum Genie geboren,
Instinct beseelt ja selbst den Mohren,
Und Gold ist absolut nur Gold.

Auch Liebe strebt in schöne Tiefen;
Ha, wenn mich ihre Stimmen riefen,
Da starb ich hin in süßen „Ach's!"
Ich schmolz zum Einklang der Objecte!
O daß ich dieß noch einmal schmeckte!
Doch jeder Honig wird zu Wachs!

All' ihre sanften Postulate
Begegnen sich — der Wahlspruch „Gnade!"
Erschallt als stilles Organon;

Wo Lippen ſich und Herzen lieben,
Da iſt noch Symmetrie geblieben,
Wie Cedern auf dem Libanon.

Das Herrlichſte muß einmal fallen,
Denn alle Katzen haben Krallen,
Und ſelbſt ein Herz von Marmor bricht;
So ſchwinden Hinſicht, That und Wille
Und Ideal in jene Stille,
Die ſterbend lebt und ſchweigend ſpricht.

Wohl gab's auf Erden ſchöne Thaten,
Ulyſſes ging auf krummen Pfaden,
Und ſelbſt Achilles war ein Held;
Die Pferde beißen in die Zügel,
Der Sperling auch hat ſeine Flügel,
Und Mängel hat die beſte Welt.

Genie nur kann die Riegel brechen,
Die Stärke ſelbſt hat ihre Schwächen,
Und Ziegen haben Hörner auch,
Nicht nur der Stier; — in Jovis Lande
Wird jegliches Syſtem zu Schande
Vor leiſer Rückſicht Roſenhauch.

Wo Trieb und Raum und Inbegriffe
Sich kreuzen wie der Flotte Schiffe,
Da wird Natur Vernunftproduct;
Das Leben prangt in höchſter Schöne,
Und ſelbſt die Steine geben Töne,
Wenn auch die Antitheſe muckt.

Sieh, Freund, das sind des Lebens Gründe!
Sag', ist denn Lieben eine Sünde?
Zwar scheint die Poesie verrückt;
Doch Schöneres kann es nicht geben,
Als Form im Wesen, Tod im Leben,
Und Unglück, das sich doch beglückt!

Die Kunst hat ihre Schwierigkeiten,
Jedoch die Phantasie zu leiten,
Das ist die größte Schwierigkeit;
Zu bänd'gen ist das junge Fohlen,
Und abzurichten sind die Dohlen,
Doch Phantasie bezwingt nur — Zeit!

Bewerkstelligen läßt sich Alles,
Sogar die Abmessung des Schalles,
Was doch das Allerschwerste ist;
Doch eine Phantasie zu messen,
Besitzen, was man nie besessen,
Verlieren, was verloren ist;

Sich selber gegenüberstehen,
Mit dem Symbol spazieren gehen,
Und sprechen, wo das Wort entflieht;
Des Herzens Kräfte zu bezwingen,
Mit einem Feind, der fehlt, zu ringen,
Und das zu sehn, was Keiner sieht, —

Das ist die Kunst im Ideale,
Das ist der Musenberg im Thale,
Der majestätisch niederblitzt;
Die Wespe sticht — Laub haben Wälder,
Es geht die Uhr — Korn ziert die Felder;
Doch nur der Sonnenstrahl erhitzt.

In Roma's längſt entnervten Fluren
Hat doch die Kunſt noch ſchöne Spuren,
Die Peterskirche ſteht noch da;
Und dieſer ewig ſtille Tempel,
Er wird zum Beiſpiel und Exempel,
Daß Niegeſchehenes geſchah.

Der Speer Achilles, heilt die Wunden,
Doch Kranke können nie geſunden,
Der Schmerzen ärgſten hegt der Zahn;
Sobald wir das Foſſil betrachten,
Will ſtille Wehmuth uns umnachten;
Denn, was gethan iſt, bleibt gethan!

Die Körper gleichen nur den Schatten,
Wenn ſie ſich nicht in Liebe gatten,
Denn Ehre nur erzeugt den Ruhm;
Wo Millionen Philomelen
Vereinen das Gebrüll der Kehlen,
Da keimt Symptom und Heiligthum.

Das Chriſtenthum hat viel Verächter,
Die Menſchen werden täglich ſchlechter,
Weil Urſprung der Tendenz gebricht;
Das Kind kommt aus der Mutter Bauche,
Der Witz hat eine ſcharfe Lauge,
Gefühl hat ſelbſt der Böſewicht.

Principe ſind nur arme Schächer,
Selbſt die Begriffe werden ſchwächer,
Wo Ich und Nicht-Ich ferne ſtehn;
Nur mit der Liebe Flammengrüſſen
Subſtanzen die Subſtanzen küſſen,
Foſſil — wird ſtets alleine gehn.

Gedärme, die zu Würsten taugen,
Sie sind auch zur Musik zu brauchen,
Im Abschied liegt Unendlichkeit;
Demungeachtet muß ich sagen,
Die Stunde, ach, sie hat geschlagen,
Zum Aufbruch steh' ich schon bereit!

An euern Hälsen hang' ich weinend,
Mit dem Begriff System vereinend,
Reiß' ich mich nun auf ewig los;
In jener Welt sehn wir uns wieder,
Organisirt mit dem Gefieder,
Das leider schmückt die Engel bloß!

So lebt denn wohl, ihr meine Lieben,
Ein süßer Trost ist mir geblieben,
Ich habe noch die Poesie;
Sie läßt mich eure Bilder schauen,
Sie macht das Graue selbst zum Blauen,
Denn Vorsicht auch hat Melodie.

Nehmt hin die Hand; von ganzem Herzen
Drück' ich die eurige mit Schmerzen;
Ein jeder leere Topf ist hohl!
Des Lebens Tiefen zu durchdenken,
Und doch den Geist nicht zu verrenken,
Das heißt ein Mensch seyn! — Lebet wohl! —

Aus der Bücherwelt.

Nächſtens erſcheint:

I. Der Couliſſenreißer oder Anweiſung vor, während und nach dem Couliſſenreißen. Ein Handbuch für junge Schauſpieler — herausgegeben von Jonas Dunſt und Friedr. Deſespoir. —

II. Die eiſerne Hand. Ein Taſchenbuch für Claqueurs und Enthuſiaſten. Anweiſung zur Bereitung eines Mittels, die Haut auf den Händen recht hart, dick und zum Applaudiren geeignet zu machen. Auch unter dem Titel:

Die Hornhaut im natürlichen Gewand. Herausgegeben von M. Wilhelm Klatſcher.

III. Das Cabalemachen, eine Bildungsſchrift für angehende Sängerinnen. Von einer ehemaligen Prima donna.

IV. Der Faux pas, ein Bildungsbuch für Tänzerinnen und Gardelieutenants.

Ueber die „Kunſt, den Unterthanen das Fell ohne Schmerzen, und ohne daß ſie es merken, über die Ohren zu ziehen," hat der Miniſter des Cultus kürzlich in X. ein geiſtreiches, anatomiſch-phyſiologiſches Werk herausgegeben. Mehrere Mitglieder des großen Rathes in einigen Kantonen der Schweiz haben auf 40 Exemplare dieſes ſchätzbaren Werkes pränumerirt. —

Curiosa.

In Bamberg ist ein ehemaliger Naumburger Weinhändler, welcher seine Carriere verlassen und sich jetzt dem Theater gewidmet hat, als „Essighändler" mit vielem Beifall aufgetreten. —

Ein neues Stück, „der höfliche Postmeister," hat in der Anlage und Entwickelung viel Orginelles; nur leidet es an großer Unwahrscheinlichkeit sowohl im Charakter, als in den Situationen.

Ein Frankfurter Gastwirth hat ein neues Lustspiel „den Strich durch die Rechnung" geschrieben. Es wurde vom Publikum beifällig aufgenommen. —

Die **schen Eilpostwagen werden von nun auf dem Kutschenschlage die Devise tragen:

Chi va piàno, va sàno. —

Auf der Station von A. nach L. soll ein Postpferd scheu geworden und durchgegangen seyn. Kaum glaublich — hat auf jeden Fall etwas Außerordentliches zu bedeuten.

Der bekannte und berüchtigte Mystiker und protestantische Jesuit Reichmeister (Böttcher) gab in einer seiner zu Leipzig 1829 im Schneidersaale abgehaltenen, von sentimentalen Damen und frommen Professoren, neugierigen Literaten und pochenden Studenten, besuchten Vorlesungen folgende Floskel von sich:

„Gott ist das creatürliche Licht und der körperloseste Geist, und den Sieg dieses creatürlichen Geistes über das Dunkelniß, welches auf dem Weltall herrschte, ehe das Licht verbreitet war, können wir in unserer sündhaften Vermummung nicht begreifen, bevor die entsündigende Abkochung an uns nicht geschehen ist." —

Ein ehemaliger alter, dreister Küster an der Domkirche zu Berlin schrieb an den König Friedrich II.

„Allergroßmächtigster König!

Ew. K. M. thu' ich berichten: 1) daß es an Gesangbüchern für die königliche Familie fehlt. Ew. K. M. thu' ich berichten, 2) daß es an Holz fehlt, um die königliche Loge ordentlich zu heitzen. Ew. K. M. thu' ich berichten, 3) daß das Geländer am Wasser hinter der Kirche schadhaft ist.

Schmidt, Küster an der Domkirche."

Der König schrieb eigenhändig folgendes drunter:

Ew. Wohlwürden, dem Küster Schmidt, thu' antworten: 1) daß, wer singen will, sich selbst ein Gesangbuch besorge. Ew. Wohlw. thu' berichten, 2) daß, wer sich will heitzen lassen, sich sein Holz selbst besorge. Ew. W. thu' berichten, 3) daß das Geländer am Wasser seine Sache

nicht ist. Dem Küster Schm. thu' endlich berichten, daß ich mich weiter in keine Correspondenz mit ihm einlasse.

Friedrich."

Sehen Sie einmal, sagte A. zu B., dort oben auf dem Thurmknopf sitzt eine Fliege! Ja, sagte B., ich sehe sie, und noch mehr, sie gähnt eben und hat einen hohlen Zahn im Munde.

Im Jahre 1813 trug die Gazette de France die Entdeckung zur Schau, daß die lateinische Uebersetzung des Wortes Bourbon, Borbonius, die beiden Wörter enthalte: „Orbi bonus!" Der Welt zum Heil!

Wenn man von „Revolution française" die Buchstaben, welche veto bilden, wegnimmt, gestaltet sich durch anagrammatische Kunst: „Un corse la finira!" — Auch: „La France veut son roi!" —

„Du wirst," schrieb eine Freundin der andern, „wenn du mich morgen besuchen willst, gute Unterhaltung finden; denn mein Geliebter wird Klopstocks Odem mitbringen."

„Wie schön leuchtete doch jüngst das Nordlicht," sagte Jemand in einer Gesellschaft; und eine anwesende alte Dame flüsterte darauf ihrer Enkelin heimlich zu: Sie sollte fragen, von welchem Seifensieder es gekauft sey? —

Qui pro quo.

Ein Italiener kam nach Deutſchland. Er verſtand kein Wort von unſerer Mutterſprache. Um einige allgemeine Redensarten und Begrüßungen zu erlernen, beſuchte er oft das Haus des Herrn * *. Es gelang ihm auch, einige Formeln der Höflichkeit im Gedächtniß zu behalten, allein wenn er ſie in Ausübung bringen wollte, vergriff er ſich oft in der Wahl, ſo daß er von ſeinem geſammelten Sprachſchatz keinen ſchicklichern Gebrauch machte, als etwa ein Papagei. Einſt traf er ein Fräulein auf der Straße: „Wie lebt's?“ war ſeine Anrede, „Sie befind ſick voll? Seſſen Sie ſick! Seſſen Sie ſick!“

Ein andermal rief er ſeine Aufwärterin: „Frau! kauf Sie mick, wie ſprecken — Landwein.“

Die Frau trippelte fort, und brachte nach einem Weilchen eine Flaſche Landwein.

Cospetto! rief der Italiener una bottiglia di vino! nick verſteh', nick Landwein — (mit der Geberde des Trinkens) — gurl, gurl, gurl, ein Landwein — (mit der Geberde des Anziehens) — für die Emd (Hemden).

Der gute Fremdling wollte alſo Leinwand haben, und machte durch die Verſetzung einiger Vokale, wider ſeinen Willen, ein artiges Anagramm, wofür er wider ſeinen Willen mit einer Flaſche Wein belohnt wurde, die er freilich aus eigner Taſche vergüten mußte.

Aus einem Wörterbuche für Liebende.
(Fortsetzung.)

Augenblick.

Die Augenblicke sind nicht weniger kostbar in der Liebe, als im Kriege. In beiden hängt oft der Erfolg von einem Augenblick ab. „Könnte ich nicht, nur auf einen Augenblick, zu Ihnen kommen?“ in dem Munde eines Liebhabers, der die Sprache versteht, heißt: könnte ich nicht eine von den glücklichen Viertelstunden von Ihnen erhalten, wo Amor die Oberhand bekommt; wo der Verstand spazieren geht; wo man sich vergißt? Werde ich nicht einmal die Schäferstunde schlagen hören.

Beständigkeit.

Ein in der Sprache der Liebenden veraltetes Wort, bei dessen Erklärung wir uns daher nicht aufhalten.

Bewilligen.

„Bewilligen Sie mir, schönes Fräulein, nur ei...“ heißt: Man gelangt nur nach und nach zu seinem Zweck; diese kleine Gunstbezeugung wird andere zur Folge haben. Ich flehe jetzt, um einst Gesetze geben zu können.

Blond.

Die Schönheit einer Blondine ist vergänglicher, als die einer Brünette. Die erstern sind auch nicht so feurig, als die letztern; aber sie haben gewöhnlich etwas Zärtlicheres und Rührenderes, auch sollen sie beständiger seyn als die Brünetten.

Welchen von beiden soll man den Vorzug geben? Die Frage ist schwer zu entscheiden und nur die Gegenwart der im Streit interessirten Personen kann der Waagschale den Ausschlag geben, d. i. die Brünette verliert ihren Prozeß, wenn eine Blondine, und die Blondine verliert ihn, wenn eine Brünette vor dem Richter erscheint.

Wie aber, wenn beide Parteien zugleich erscheinen? Der Richter wird sich am besten aus der Verlegenheit ziehen, wenn er (was einst der weise Salomon in anderer Absicht zu thun drohte) den Zankapfel — vertheilt.

Brünette.

Wie schwer auch die Entscheidung des Streits zwischen den Brünetten und Blondinen seyn mag: so müssen wir doch der Wahrheit zur Steuer sagen, daß die feineren Kenner sich von jeher zu Gunsten der Brünetten erklärt haben.

Die Brünette soll vor allen
Mir gefallen;
Sie ist feuriger zur Lust!

sagt einer unserer berühmtesten Dichter.

Cicisbeo.

Ein Herr, der die Dame, in deren Diensten er steht, überall begleitet, wie den in der Sonne wandelnden sein

Schatten. Wir verdanken diese Erfindung den Italienern, bei denen es für eine Frau von gutem Tone eine Schande wäre, wenn sie keinen Cicisbeo hätte.

Ehe.

Wenn die Liebenden den Horoskop ihres zukünftigen Verhängnisses zu stellen wüßten, so würden wenige Bräute das Ehebett beschreiten und das Heuschreckenheer der Hagestolzen würde die Sonne verdunkeln. Daher ist es besser, Ein Auge zuzudrücken und nicht mit Adlerblick die Zukunft, sondern vielmehr die Braut zu entschleiern — sagt der launige Musäus in einem seiner Volksmährchen.

Ehestand.

Folgende Beschreibung der sechs Ehestandsorden, ist aus den Papieren eines Eingeweihten entlehnt und verdient die Beherzigung derer, die sich nach diesem Stande sehnen.

„Der erste Orden in dem Ehestande heißt der Benediktinerorden; da schlafen Mann und Weib auf Einem Kissen, und währet das erste Jahr, welches man nennet das Küssejahr, oft auch nicht vier Wochen. Da gehet es also zu: Der Mann sagt: Weib, wollen wir essen? Wie wollen wir es machen? Das Weib antwortet: wie du willst, mein lieber Mann, so will ich auch. Dann ist eitel Fried und Einigkeit, Segen und Benedicere, wovon auch der Orden seinen Namen hat. Der andere Orden heißt Predigerorden. Denn, wenn die Liebesgluth so zunähme, als sie abnimmt, so würde der Eine den Andern

verzehren! Deßhalb hört der Benediktinerorden auf, wenn sie ihren Vorwitz gesättigt haben. Nun entstehen zweierlei Gedanken; Sie will ein Ding so haben; Er will's anders haben. Er sieht an ihr, was ihm mißfällt, und tadelt sie; Sie will es nicht leiden, und predigt dagegen. Er flucht, Sie schilt; Er murrt, Sie sieht sauer. Wenn nun der Muth der Frau so aufbrausen will, daß sie dem Manne kein Wort verschweigen und nachgeben will, dann beginnt der dritte Orden, der Orden der deutschen Herren. Der Mann greift zum Schwert, und zwingt die Frau mit Gewalt zum Stillschweigen, oder die Zungenheldin muß seine Streiche fühlen. Dann folgt der Karthäuserorden; da hält man Silentium, sie gehen mit einander zu Bett und zu Tisch, und Keiner spricht dem Andern ein Wort zu. Der fünfte Orden ist der Barfüßer, die dürfen kein Geld bei sich tragen; der Mann vertraut dem Weibe weder Heller noch Pfennig, und läßt sie eine Weile auf ihrem Kropf sitzen, bis sie kirre wird. Den Beschluß macht der Orden der willigen Armen. Sie oder Er nehmen einen heimlichen Abschied, und liegen keine Nacht da, wo sie die andere lagen; sie gehen nach Straßburg und wohnen zu Bethlehem.

Entführen.

Man gibt diesem etwas harten Ausdruck einen Anstrich und gebraucht ihn nur am Schluß einer verliebten Unterredung, nachdem man seine Dame ohngefähr folgendermaßen darauf vorbereitet hat: „das Einzige Mittel, das uns übrig bleibt, ist, daß Sie sich entschließen, sich mit mir zu entfernen, um sich von der Tyrannei einer harten Mutter, eines überlästigen Vormundes oder eines Sonder-

lings von Ehemann loszumachen." In einer Umschreibung würde dieß etwa so lauten: „Bis jetzt haben wir nur die gewöhnlichen Thorheiten der Liebe begangen. Lassen Sie uns nun auch eine glänzende begehen. Kommen Sie mit mir! So lange mein Vermögen zureicht, machen wir einen fürstlichen Aufwand. Sind wir damit am Ende, so ist's noch Zeit genug zu überlegen. Ich halte Ihnen eine schöne moralische Vorlesung. Gesetzt auch, sie ziehe mir Ihre Vorwürfe zu, so waffne ich mich mit Entschlossenheit dagegen. Wir trennen uns; Ihre Freunde schlagen sich bei Ihren Verwandten in's Mittel und Sie kehren nach Haus zurück."

Ehemals führte ein Ritter seine Dame zehn Jahre lang mit sich herum, ohne daß sie das Geringste für ihre Tugend oder guten Leumund fürchten durfte. Wir überlassen es unsern Lesern, sich selbst die Frage zu denken, die wir bei dieser Gelegenheit machen könnten.

Ernsthaftigkeit.

Die feinste Koketterie hüllt sich in den Schleier der Ernsthaftigkeit. Er bringt zwar die Neulinge in der Liebe aus der Fassung; aber die Erfahrnen feuert er nur noch mehr an. Da diese Ernsthaftigkeit nur zum Schein angenommen ist: so ist es schwer, sie unter vier Augen zu behaupten. Aller Vorsicht ungeachtet, verräth sich doch eine Schöne auf irgend eine Art bei jemand, der ihr gefällt.

Eroberung.

Auch in der Liebe braucht man dies Wort und es ist in der That nicht unpassend. Ein Held, der die größten

Provinzen erobert hat, kann nicht eitler darauf seyn, als eine Schöne es ist, wenn sie die huldigenden Blicke mehrerer Liebhaber auf sich zieht.

Die Waffen, womit die Schönen ihre Eroberungen machen, sind: artige Manieren, schelmische Blicke, schalkhaftes Lächeln und überhaupt alle die Künste, wodurch sie den Glanz ihrer Schönheit erhöhen. Ein General ist manchmal minder verlegen, 20,000 Soldaten in Schlachtordnung zu stellen, als eine Dame, wenn sie ein Schönheitspflästerchen auflegen will. Die Einsichten von zwei Kammerfrauen, einer guten Freundin und einem jungen Liebesritter reichen oft kaum zu, um einer Blume ihren Platz anzuweisen. Am Putztisch wird Kriegsrath gehalten; die öffentlichen Spaziergänge sind das Schlachtfeld. Und weil bei einer so wichtigen Sache nichts versäumt werden darf, von Allem, was menschliche Klugheit an die Hand gibt, um seine Macht zu verstärken; so stellt man sich neben einige häßliche Personen in Reih' und Glied, um durch den Contrast desto mehr zu glänzen. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir den ganzen Hergang eines solchen Treffens, bei dem unzählige Kriegslisten angewendet werden, umständlich erzählen wollten.

Gefährlich.

„Sie sind sehr gefährlich!" im Munde einer Dame, heißt: Ich bin sehr schwach!

Gehorchen.

„Ich kenne kein größeres Vergnügen, als Ihnen zu gehorchen; Ihr Wille ist mein Gesetz!" das ist verboll-

metſchet: Ich behandle Sie jetzt wie meine Gebieterin, um Sie dereinſt zu meiner Sklavin zu machen.

Es gibt Augenblicke, wo eine Schöne ſchlecht zufrieden wäre, wenn man ihr blindlings und ohne Einſchränkung gehorchen wollte.

Gleich.

„Die Liebe macht Alles gleich —" Eine ſchlaue Wendung, die ein Liebhaber von vornehmerem Stande, als ſein Mädchen, nimmt, um ihr den Kopf mit eiteln Hoffnungen anzufüllen und den Gedanken an ihre Hintanſetzung in der Geſellſchaft einzuſchläfern. Er fügt dann noch einige Beiſpiele von bekannten Thörinnen hinzu und die Unterredung endigt ſich gewöhnlich damit, daß man die Schönheit und die liebenswürdigen Eigenſchaften der Perſon, die man überreden will, erhebt.

Paſſen.

Man paßt eigentlich nur alte und häßliche Perſonen, wie ſich ſchon aus dem Beiwort häßlich ſchließen läßt.

(Fortſetzung folgt.)

Der Dorfpoet an ſeine Bauern.

(Traveſtie einer Horaziſchen Ode.)

Von E. Ortlepp.

Der Schnee iſt retiriret,
Die Kuh frißt wieder Gras,
Kein Menſchenkind mehr frieret,
Die Luft iſt hell wie Glas.

Die jungen Gänſe ſchreien,
Die Bäume ſchlagen aus,
Und luſtig ſpielt im Freien
Die Katze mit der Maus.

Die Erde zieht nun wieder
Die Bratenweſte an,
Es tanzet auf und nieder
Der Eſel wie ein Mann.

Doch wird's nicht ewig dauern,
Die liebe Zeit vergeht;
Ich ſag' es euch, ihr Bauern,
Hört auf, daß ihr's verſteht!

Die Zeit rennt wie ein Schimmel,
Der Teufel ſitzt darauf,

Und reitet nach dem Himmel,
Doch kommt er nicht hinauf.

Jetzt blüht's in allen Ecken
Und Alles schreit juchhey!
Doch bald muß man sich strecken,
So thut die Sonne weh.

Nun wird noch abkoupiret,
Was Gott bescheeret hat,
Der Winter retourniret;
Da hat man's wieder satt!

Doch das hat nichts zu sagen,
Darin steckt neuer Schwung,
Und nach betrübten Tagen
Wird Alles wieder jung.

Nur unsereins muß faulen,
Und sind wir einmal weg
Zu Micheln und zu Paulen,
So sind wir Staub und Dreck.

Wer weiß, wie's morgen stehet,
Und wer dein Geld verjuxt,
Gib's heute hin, wenn's gehet,
Eh' dich der Tod beluchst!

Wenn einmal unser Paster
Erst ausgepredigt hat,
Dann raucht er keinen Knaster
Und geht nicht in die Stadt.

Wie hatte doch die Ricke
Mit Hansen ihre Noth!
Nun heult die arme Micke,
Und Hans iſt lange todt!

Und dazumal, wie Gürgen
Der Böſe mit ſich nahm,
Da wollt' ihn Kunz erwürgen,
Und Kunz iſt jetzt noch lahm!

Brief eines Studenten an ſeinen Vater, einen ehrlichen Bauer.

Lieber Vater. Heute, am Montage, ſchreibe ich Euch mit dem Boten, der morgen, den Dienſtag, abgeht. Auf die Mittwoche wird er bei Euch ſeyn, und Ihr werdet dieſen Brief den Donnerstag erhalten. Gelder werdet Ihr mir wohl auf den Freitag ſenden. Wo nicht, ſo reiſe ich auf den Sonnabend ab, um auf den Sonntag bei Euch zu ſeyn.

Die Toilette.

(Von Herloßsohn.)

Die Toilette ist die älteste Erfindung der Damen. Schon Eva soll im Paradiese im Spiegel eines Baches sich wohlgefällig betrachtet und ihr Haar a la chinoise geordnet haben. Seitdem haben die Frauen aller Nationen, sie mögen noch so wild seyn, ihre Toilette. Die Europäerin schminkt sich, die Amerikanerin tätowirt sich, die Malayen durchbohrt den Nasenknorpel, die Samojedin drückt ihre Nase platt, die Irokesin bestreicht sich mit Thran, die Hottentottin mit Kuhmist; das gehört alles zur Toilette. Das schöne Geschlecht will nicht nur schön seyn, sondern auch schön aussehen, und dazu dient der Putz. Die Toilette ist der geheime Isistempel der Damen, wo sie als verschleierte Bilder zu Sais für die übrige Welt erscheinen; sie ist aber auch der Tempel der Wahrheit, wo sie ungeschminkt und natürlich erscheinen, der Divan ihrer Berathungen über Herzensangelegenheiten und Eroberungen, das Orakel, bei welchem sie sich nach einem zu erfechtenden Siege erkunden, das Fegfeuer, aus welchem sie gereinigt hervorgehen, das geheime Maskeradenzimmer, wo sie sich für die übrige Welt unkenntlich machen, der Waffensaal ihrer erotischen Geschosse, die Kirche, in welcher sie voll Inbrunst sitzen und der Kammerfrau den Text lesen, die

Vorschule zum Ball und das Vorwerk zur Vermählung. Ohne Toilette gäbe es keine Kunst und ohne Kunst keine Damen. Seitdem die Natur so schülerhaft geworden ist, daß sie verbessert werden muß, muß auch der Schein alles zu Natürlichen vermieden werden. Vor der Toilette ist die Dame nur Weib — im Salon ist sie Dame, im Hause Mutter und Gattin, je nachdem es die Umstände erfordern, oder Sängerin, oder Declamatrice, auf dem Ball Tänzerin u. s. w. Alles dieses aber könnte sie nicht ohne Toilette seyn; darum hätte es der Schöpfer besser gemacht, wenn er erst die Toilette und dann das Weib erschaffen hätte, insofern man nicht annehmen will, daß ihr zuerst Adam als Toilette gedient, der als erster Mensch übrigens hölzern genug gewesen seyn mag. —

Ein alter Dichter sagt etwas ungalant: Manche Dame steigt als Raupe aus dem Bette und kommt als Schmetterling von der Toilette. Hiedurch wäre die Seelenwanderung, die Metempsychose erwiesen, und wenn unsere Damen zu flatterhaft werden, braucht man ihnen nur die Toilette zu nehmen.

Die Dame tritt des Morgens an ihre Toilette, wie in ein Arsenal „Hier", sagt sie (indem sie die Locke über dem rechten Auge hoch auftoupiren läßt), errichte ich eine Batterie gegen den A—, „dort" (indem sie den Gazeschleier lose über der Schulter anstecken läßt) „eine Redoute gegen B—; meine beiden durchsichtigen Pauschärmel sollen als Amorskanonen ein Kreuzfeuer gegen C— während des Cotillons unterhalten. Dieses regardez—moi soll gegen D— die Wirkung einer Sternschanze ausüben. Sobald ich den Mund zum Lächeln verziehe und nur ein klein wenig die obere Zahnreihe erblicken lasse, soll E— erbeben, wie vor der Mündung einer Kanone, und um Gnade flehen;

wenn ich mein zartes; hellbraun bestiefeltes Füßchen bis an die Knöchel sehen lasse, soll dem F— zu Muthe seyn, als müßte er über die Klinge springen, und wenn ich im Rutscher diese Taille seinen Händen anvertraue, muß er um Pardon flehen ꝛc."

Bei der Toilette, mit den Papilloten, den Haarwickeln, werden die größten Verschwörungen angezettelt und durch das Brenneisen wird mancher Brand in ein ruhiges Männerherz geschleudert, durch die Haarflechten wird manches Schicksal geflochten, das nur mit den grausamsten Schmerzen wieder auseinander gezauf't werden kann. Die Schminke bringt es dahin, daß manche Dame dem Manne in der Ehe so ungeschminkt erscheint, daß er sich vom Teufel holen lassen möchte, und die Pomade auf der Toilette hat es oft schon vermittelt, daß Mancher recht angeschmiert worden ist. Wer ein Buch schreiben will: „Das Weib wie es seyn soll„ der braucht nur eine Kosmetik, ein Handbuch der Toilettengeheimnisse zu schreiben. —

Darum, Ihr Männer, fürchtet nicht die Damen, fürchtet nur die Toiletten, denn sie sind das Zeughaus ihrer Macht; ohne Zeughaus aber gäbe es keine bewaffnete Macht; keinen Krieg keine Niederlage! —

Hochzeitsgebräuche bei verschiedenen Nationen.

(Fortsetzung.)

Kamtschadalen.

Wenn ein Jüngling ein Mädchen als Gattin zu besitzen wünscht, geht er in ihre Wohnung, fängt ohne ein Wort von seiner Absicht zu sagen, alle Hausarbeiten gemeinschaftlich mit an, und sucht sich durch hervorstechende Arbeitsamkeit seinen Schwiegerältern und seiner Geliebten zu empfehlen. Ebensowenig bekümmert man sich oder fragt ihn um seine Liebe, während er eine ganze Reihe von Jahren im Arbeiten allen Fleiß anstrengt.

Gefällt er seiner Schönen nicht, so ist alle seine angewandte Mühe umsonst gewesen, und er muß ohne alle, oder doch nur sehr geringe Vergeltung für seine Dienste, die Wohnung verlassen. Gibt ihm aber das Mädchen Zeichen seiner Gunst, so spricht er den Vater um sie an.

Der Vater schlägt ihm seine Tochter nie ab; er sagt zu ihm: du bist ein fleißiger Bursche, fahre also fort, und siehe zu, wie du deine Geliebte bald betrügen, und in deine Gewalt bekommen kannst.

Diese Erlaubniß gibt nun dem jungen Freier das Recht, jede Gelegenheit zu benutzen, seine Braut zu überraschen und sich ihrer auf eine gewisse Art zu bemächtigen.

Da aber alle Weiber und Jungfrauen im Dorfe verpflichtet sind, eine Braut gegen die Unternehmungen ihres Liebhabers zu vertheidigen, und da jene sich sorgfältig in acht nimmt, daß sie mit diesem nicht alleine, weder in noch außer der Wohnung zusammen komme, so wendet der geduldige Freier oft lange und vergeblich alle List an, zu seinem Ziel zu kommen.

Ueberdieß verwahrt sich die Braut sorgfältig gegen alle Angriffe, indem sie ihre engen Röcke oder Hosen mit starken Riemen befestiget und mit Fischernetzen umwindet.

Sobald nun der Bewerber einen glücklichen Zeitpunkt wahrnimmt, sein Mädchen allein, oder in der Gesellschaft weniger Gespielinnen anzutreffen, fällt er plötzlich über sie her, schneidet mit steinernen Messern Netze, Riemen und selbst die Hosen, wenn er sie nicht aufknüpfen kann, entzwei.

Hierauf nimmt er sein Halsgehänge ab, und steckt solches als ein Zeichen seiner Eroberung in die Hosen des Mädchens.

Die junge Schöne erhebt hierbei ein lautes Geschrei; kommen andere Mädchen und Frauen hinzu, so wird ihm der Sieg sehr schwer gemacht. Sie schlagen ihn mit Fäusten, reißen ihn bei den Haaren von der Braut weg, und verwunden ihn oft so, daß ihm auf lange Zeit die Lust vergeht, einen ähnlichen Versuch zu wagen.

Ereignet sich hingegen ein solches Scharmützel nicht, oder ist er dessen ungeachtet stark genug sein Ziel zu erreichen, so hat er gewonnen. Die Braut selbst verkündiget diesen Triumph durch den weinerlichen Ton: Ni! ni! Alle laufen sogleich hinweg und lassen das glückliche Paar allein.

Oft macht Temperament und Liebe des Mädchens, ihrem Bräutigam den Sieg minder schwer; doch darf jener

nie, der weiblichen Ehre wegen, ohne allen Widerstand zum Ziel gelangen.

Man hat aber auch Beispiele, daß Jünglinge sieben Jahre hindurch gekämpft haben, und fast ganz zu Krüppeln geworden sind, und doch ihre Geliebte nicht errungen haben.

Der Liebhaber führt seine bezwungene Braut nach seinem Dorf und zeigt sie seinen Verwandten und Freunden. Nach einigen Tagen kommen sie von da zurück, und besuchen die Verwandten der Braut. Nun beginnt das feierliche Opfer eines Fischkopfs. Man spricht über denselben und den Strick, womit er umwunden wird, allerlei Beschwörungen aus, zieht der jungen Frau ein langes Kleid von Schaaffellen an, und behängt sie mit vier großen schweren Bildern, unter deren Last sie fast erliegt.

Die Ceremonie geschieht auf Kähnen und Schiffen. Ein Knabe empfängt die Braut beim Aussteigen, und führt sie in die Hütte ihres Vaters, ein altes Weib trägt den Fischkopf vor ihr her, und alle übrigen folgen nach; dieser Fischkopf wird nun auf die letzte Stufe der Treppe gelegt, von dem neuen Ehepaar und allen Anwesenden mit Füßen getreten, und dann in das Feuer geworfen.

Der junge Ehemann bereitet von seinen mitgebrachten Lebensmitteln ein festliches Mahl, und bewirthet die anwesenden Gäste. Dieses Fest dauert einige Tage lang. Das junge Paar bleibt nun entweder in der Wohnung des Brautvaters, oder begibt sich nach dem Dorfe des Mannes.

Aus obigen Ceremonien sieht man deutlich, daß die Kamtschadalen den Jüngling prüfen wollen, ob er das Mädchen auch wirklich liebe. Sie schließen aus seiner Standhaftigkeit, aus seinem unablässigen Muthe, daß es ihm ernstlich darum zu thun ist, ihre Tochter zu besitzen. Da

die Kamtschadalen oft in Kriege verwickelt sind, und einander Weiber und Lebensmittel rauben, so verlangt die Frau einen Mann, der sie beschützen und vertheidigen kann.

Man wird hieraus auch zugleich begreifen können, daß die von ihren Liebhabern so eroberten Bräute, nun auch als Weiber einen gewissen Ascendent über ihre Männer behaupten werden. Sie nehmen sich das Recht, über Alles zu befehlen, und Alles im Hause unter ihrer Verwahrung zu halten, woran etwas gelegen ist.

Versieht der Mann etwas, so untersagt ihm die Frau den Tabak und ihre Umarmung, zwei Dinge, die seine ersten Bedürfnisse sind, und die wieder zu erlangen, er im Bitten und Schmeicheln alle seine Kunst aufbietet.

Beduinen.

Wenn es Abend wird, bringt man die Braut zu ihrem Manne, der sie in einem besondern Zelte allein und sitzend erwartet. Sie sagen einander nichts; die Weiber aber machen dem Bräutigam ein Compliment, der mit einer ernsthaften Miene sitzen bleibt, kein Wort spricht, und sich nicht eher beweget, als bis die Braut vor ihm niederkniet, da er ihr denn ein Stück Gold oder Silber auf die Stirne legt. Diese Ceremonie wird an demselben Abend dreimal wiederholt, und jedesmal verändert die Braut ihre Kleider. So oft sie dem Bräutigam vorgeführt wird, empfängt er sie auf gleiche Art, und mit eben der Ernsthaftigkeit. Bei dem drittenmal, da ihm die Braut vorgeführt wird, steht der Bräutigam auf, umarmt sie, und trägt sie in das Zelt, wo sie schlafen wollen. Hier bleiben sie etwa eine Viertelstunde allein, und opfern die Erstlinge ihrer Liebe;

hernach waschen sie sich beiderseits mit kaltem Wasser, und kleiden sich um.

Die junge Frau begibt sich wieder zu den andern Weibern, der junge Mann aber zu seiner Gesellschaft, und zeigt daselbst die Beweise der unbefleckt gewesenen körperlichen Reinigkeit seiner Braut. Jedermann wünscht ihm Glück, und man bringt den Rest der Nacht vergnügt zu. Das Fest dauert noch den folgenden Tag; alsdann entfernen sich alle, und das junge Paar fängt seine Haushaltung an.

Unter allen Verwandten ist der Brautvater der Einzige, welcher sich nicht bei der Hochzeit einfindet, weil er glaubt, seine Ehre erfordere, daß er, während seine Tochter im Begriff ist, eine Frau zu werden, sich nach Hause begebe.

Bei andern arabischen Stämmen beobachtet man noch seltsamere Gewohnheiten. Der Bräutigam, von einem Trupp junger Leute begleitet, die, wie er selbst, mit Stöcken bewaffnet sind, dringt in das Zelt der Braut ein, als ob er sie mit Gewalt entführen wollte. Die Weiber, welche ebenso bewaffnet sind, widersetzen sich, und er muß Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn er seine Braut sogleich in Besitz haben will; der Streit wird daher meistentheils so ernsthaft, daß der Bräutigam selten mit heiler Haut davon kommt.

Hindus.

So wie viele andere morgenländische Völker, verbinden sie mit der unbefleckten körperlichen Reinheit der Jungfrauen den höchsten Werth. Sie knüpfen schon das

Band der Ehe mit Mädchen, die noch lange nicht die Jahre der Reife erreicht haben; sie verachten die mannbaren Jungfrauen, weil sie von ihrer noch unentweiheten Keuschheit keine völlige Sicherheit haben zu können glauben.

Wenn es aber einem Mädchen zur Schande gereicht, vor ihrer Mannbarkeit noch unverheirathet zu seyn, so ist es gleichwohl keine, für einen Mann, der in einem Alter noch zur Ehe schreitet, wo er seine Zeugungskraft schon verloren hat; daher sieht man nicht selten sechzigjährige Greise die sich mit Mädchen von vier Jahren verbinden.

Wittwen dürfen nie wieder heirathen; wenn sie auch als Jungfrauen, und ohne die Bestimmung der Natur erfüllt zu haben, ihre Männer verlieren, so verurtheilt sie dennoch der Aberglaube zu einer immerwährenden Eheloſigkeit. Man sieht den Stand einer Wittwe als eine sich durch das vorige Leben zugezogene verdiente Strafe an. Wer eine Wittwe zur Frau nehmen wollte, würde als ein Mann angesehen werden, der sich dem unaufhaltsamen Gange der göttlichen Gerechtigkeit entgegen setze, und den Zorn der Götter auf sich ziehe.

Wenn ein vornehmer Mann ein Vermählungsfest feiert, so kommen auf zwanzig Meilen weit aus den umliegenden Gegenden, oft fünf bis sechstausend Braminen zusammen, die man täglich beköſtigen muß. Nach vollzogener Hochzeit empfängt ein jeder eine Schürze, sich zu bedecken. Daher sind oft die Heirathen die Zerrüttungen der Familien; ihre Kosten belaufen sich zuweilen auf zweimal hundert tausend Thaler.

Am Tage der Vermählung selbst, die bei den Brautleuten in einer Ecke des innern Gezelts vor sich geht, stellt man viele mit Wasser angefüllte Krüge in einen Kreis vor sie hin. Unter diesen sind zwei größere, die zunächst bei

dem Brautpaar stehen. Mitten im Kreise ist ein kleines hölzernes Gerüste. Eine Menge kleiner brennender Lampen, den Gott des Feuers vorzustellen, nehmen den übrigen Raum ein.

Nun fangen die Braminen ihre Gebete an, mit denen sie den obersten Gott und die oberste Göttin, in die zwei gröſsere Krüge herabzusteigen bitten, nämlich den Schiwen und Parwadi, wenn die verheirathende Familie von der Secte dieser Götter ist. In die kleineren Krüge laden sie die Untergottheiten ein.

Die Braminen verrichten nun das Opfer; sie sagen in der Sprache der Sanscritta Gebete her, die sie oft selbst nicht verstehen, zünden Feuer an, und unterhalten es mit Butter. Hierauf sagt ein Bramine dem neben ihm stehenden Brautvater mit lauter Stimme vor, was er thun und sprechen soll.

Nach diesem Unterricht, gibt der Vater dem Mädchen Betel, Bananen und eine goldene Pagode in die Hand, und legt dieselbe auf die Hand des Bräutigams. Die Mutter des Mädchens, oder wer sonst deren Stelle vertritt, gieſst etwas weniges Wasser über die Hände der Verlobten, und nun spricht der Vater mit lauter Stimme in Gegenwart des Gottes, der Göttin, der Untergottheiten, und indem er den Feuergott zum Zeugen anruft: Ich N. Sohn des N. Enkel des N. gebe meine Tochter N. Euch N. Sohn des N. und Enkel des N.

Hierauf nimmt der Bramine den Tali, (eine Figur von Gold, Elfenbein, worauf gewöhnlich ein Pollear oder Lingam abgezeichnet ist, und den jedes Weib bis zum Tode ihres Mannes tragen muſs) reicht ihn den Göttern, den beiden Verlobten, den zwei Vätern, den gegenwärtigen Braminen, den Verwandten und eingeladenen Gästen;

Jedermann muß die Hand darüber legen, und der Bramine wiederholt indessen, bis es alle gethan haben, in der sanskritten Sprache folgenden Spruch: Sie werden Getreide, Geld, Kühe und viele Kinder bekommen. Nachdem er den Tali Allen dargereicht hat, gibt er ihn dem Bräutigam, der ihn seiner Braut an den Hals hängt; von diesem Augenblick an, ist sie sein Weib, und das Eheband ist geknüpft. —

Nach dieser Ceremonie schwört der neue Ehemann vor dem Feuer in Gegenwart des Braminen, daß er für seine Braut sorgen wolle. Er faßt sie darauf beim kleinen Finger der rechten Hand, und führt sie in dieser Stellung dreimal um das hölzerne Gerüst herum, neben dem ein flacher Stein steht, worauf man die Gewürze zerreibt. Wenn sie zu diesem Stein kommen, nimmt der Mann einen Fuß seines Weibes, und stellt ihn auf diesen Stein, um sie an ihre künftige Schuldigkeit zu erinnern, für das Hauswesen zu sorgen. Oben an dem Zelt ist eine Oeffnung angebracht, durch die man gegen den Himmel sehen kann. Wenn sie unter diese Oeffnung zu stehen kommen, ruft der Bramine dem neuverheiratheten Weibe zu: Betrachtet die Arindody (eine wegen ihrer Klugheit und Tugend sehr geehrte Heilige) und folget ihrem Beispiel! Das Weib sieht in die Höhe und geht weiter.

Sobald sie nun dreimal um das Gerüst gegangen, wird ein großes Becken mit rohem Reiß aufgetragen. Der Bramine nimmt etwas Safran, vermischt ihn mit dem Reiß und murmelt einige Worte dazu: darauf ergreift er beide Hände voll, wirft sie auf die Schultern des Mannes, und eben so viel auf die Schultern des Weibes. Alle Anwesende stehen auf und thun ein Gleiches. Dieß ist der Segen, den Jedermann zu der neugestifteten Ehe gibt.

Die übrigen Weiber vom Hauſe bringen nun mit rohem Palmzucker vermiſcht, Milch und Bananen, die ſie den Neuvermählten verehren, welche auch davon etwas weniges koſten müſſen. Die übrige Zeit des Tages wird mit verſchiedenen Ergötzlichkeiten zugebracht; am Abend laſſen ſich die beiden Eheleute in einem Palankin auf öffentliche Spaziergänge von dem prunkreichſten Gefolge begleitet, herumtragen.

Sobald die Vermählte die Jahre der Mannbarkeit erreicht, ſtellt man neue Opfer an, und wiederholt beinahe die nämlichen Feierlichkeiten, wie am Hochzeitsfeſte. Man erhält von Jedermann neue Glückwünſche und ladet ſeine Verwandten zu Gaſt. Dieſe Feierlichkeit heißt die kleine Hochzeit oder die zweite Hochzeit.

Die erſte Schwangerſchaft iſt ein Anlaß zu einem neuen Feſt, den Göttern für das geſchenkte Kind zu danken. Im ſiebenten Monat der Schwangerſchaft dankt man abermals den Göttern auf das Feierlichſte, für den der Leibesfrucht bisher gewährten Schutz. Der Geburtstag iſt vollends ein Tag der höchſten Freude und Dankbarkeit.

Die Frau darf nie bei ihrem Manne ſchlafen, außer wenn es ihr die Schwiegermutter bewilliget, und ſelbſt dann muß ſie ſich ganz unbemerkt in ſeine Schlafkammer ſchleichen. Wahrſcheinlich will man hierdurch den unmäßigen Genuß der Liebe bei den Neuvermählten verhüten, oder vielleicht glaubt man auch, das Weib empfange deſto leichter, wenn ſie die Umarmung ihres Mannes nur verſtohlnerweiſe genieße. Sobald ſie aber einmal Mütter ſind, haben ſie hierin eine uneingeſchränkte Freiheit. —

Scene aus der travestirten „Jungfrau von Orleans.“

(Festlich geschmückter Saal zu Rheims.)

(Johanna, in weißer zierlicher Kleidung mit vielen Blumen. Am Hals hängt ihr eine Silhouette in Lebensgröße: von Bayendeckel, die aber umgekehrt wie ein kleiner Harnisch aussieht.)

Johanna

(schwermüthig vortretend, während einige Instrumente hinter der Scene eine etwas ernsthafte Musik ausführen.)

Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen,
Auf's Raufen folgen Ball und Pickenik,
Man fährt spazieren, sieht Luftbälle steigen,
Auf jungen Fähndrichs ruht der jungen Mädchen Blick:
Der Lieferant kann sich in Goldkaroſſen zeigen,
Und er verdiente doch um seinen Hals den Strick:
Der invalide Musketier kann betteln,
Wer Feldschuldscheine hat, mag sie verzetteln.

Viel sich zum frohen Krönungsfeste drängen,
Im ganzen Rheims ist jedes Wirthshaus voll;
Nur ich allein, ich laß die Flügel hängen,
Ich werde noch zuletzt vor Liebe toll,
Ich muß mich noch ersäufen oder hängen,
Die doch nach dem Gelübd in Keuschheit leben soll;

Mich zieht es nach der Engelländer Lager,
Stets möcht ich nach der Post und schrein: spann an, o
Schwager!

Fürwahr es ist doch eine rechte Schande,
Daß sich ein Mädchen, wie ich bin, verliebt,
In einen Kerl aus ganz wild fremdem Lande,
Der sich's zum Spaß macht, wenn er mich betrübt,
Auf ein halb Stündchen knüpft die süßsten Bande,
Und denn mir wohl gottlose Reden gibt;
Doch wollt' ich mich der Liebe just nicht schämen,
Wenn nur nicht gar noch üble Folgen kämen.

(Die Musik spielt: Mein Steffen oder dergleichen.)

Wehe, Weh mir welche Töne,
Wie verführen sie mein Ohr!
Jeder ruft mir meinen Steffen
Ach, sein ganz Porträt hervor.

(Kehrt die Silhouette um und küßt sie.)

Daß mich ein Dragoner faßte,
Daß Husaren mich umschwärmten,
Einer machte mich dabei
Wohl von diesen Fesseln frei.

Ach, Herrn Wenzel Müllers Töne,
Wie umstricken sie mein Herz,
Nein, sie sind ja vom Herrn Kauer,
Es vergißt mein irrer Busen,
Eure Freunde selbst ihr Musen!

Das Schafkopfſpiel.

(Parodie der Dithyrambe von Schiller.)

Nimmer, das glaubt mir,
Erſcheinen die Alten,
Jeder allein.
Kaum daß den eckernen Wenzel ich habe,
Kommt auch der grüne, im luſtigen Trabe,
Däuſer und Spitzen auch finden ſich ein.

Sie nahen, ſie kommen
Die Wenzelchen alle,
Mit Trümpfen erfüllt ſich
Die gierige Kralle.

Saget, wie ſpiel' ich,
Ohne zu pudeln,
Heute das Tout?
Fordern iſt freilich vom Spiele das Leben,
Jeder muß zweimal Trumpf zugeben,
Fällt nur der ſchellene Unter mit zu!

Die Freude, ſie wohnt nur
Am Spieltiſch im Saale
O, ſehet den Durchmarſch
Mit einem Male!

Zahlet das Tutti!
Saget, was setzen
Wieder wir ein?
Bruder Gehülfe, das Restchen beschaue!
Wollen wir senken? Der Kuckuk traue,
Alles gewinnen wir doch nicht allein.

Sie zanken und streiten,
Verlieren und klagen. —
Wie viel gewonnen?
Das werd' ich nicht sagen.

Lakonische Antwort.

Es schossen die Kanoniere,
Es standen wohl zehn Offiziere
Und sah'n dem Probeschießen zu;
Bei ihnen stand der Hofjude Schmuh.
Von den Zehnen waren schier neune
Dem letztern schuldig. Der Eine
Fragt neckend, und zupft ihn am Ohr:
„Du kannst wohl auch schießen, Du Jude?"
Und Schmuh ertheilt ihm die gute
Und kurze Antwort: „Vor —"

Aus „Prehauſer oder: der wieneriſche Hanswurſt.“

Von Johanne Wurſtio.

(Fortſetzung.)

Hanswurſt's fernere Reiſebeſchreibung in Schweden; begibt ſich von da nach Finnland, Grönland, Lappland, allwo es ihm elendig ergehet.

Den Thieren gleich zu laufen bin ich zu ſchwach und faul,
Man red't hier kaum ein Wort, ſo g'ſrirts ein in dem Maul.

Bis Dato wollte mir meine mit ſo großer Mühe vorgenommene Reiſe noch nicht recht anſchlagen, dann in Moskau hielten mir die Zobel nicht Stich, und in Tyrol waren alle vier Elemenken wider mich, reiſete alſo in Schweden, dahin ich eben um dieſelbe Zeit kam, als man das große Feſtin (welches ſie den Jul nannten) beging, gewöhnlichermaßen in allen Häuſern und Gaſſen, die Tiſche waren von frühe Morgens bis Abends gedeckt, darauf hat mich das Wildbrät und die Fiſch in die Augen geſtochen, denn ich hab's gleich von weitem gerochen, über Alles dieß, ſagte man mir vor gewiß und unverholen, daß alle Reiſende ohne einzige Bezahlung dürfen eſſen und trinken ſo

viel sie wollen, da habe ich erst zu Juchzen ang'fangen, weil mein Beutel schon ziemlich außen Laim ist gangen; jetzt, dacht' ich, bin ich in einem glückseligen Stand, und wirklich in dem Schlaraffenland, von welchem Land ich schon vor viel Jahren, zu Salzburg auf der Hohen-Schul von denen Studenten groß Wunder erfahren, mithin ging ich zu einem Schwedischen Bauren, der thät mich recht Stands gemäß bedienen, ist mir nur leid, daß ich die Sprach nicht hab können, ohne allen Zweifel wär mir das Glück zugekommen, daß ich 'hätt ein schwedisches Diendel genommen; damit ich aber weiters erzähle, so sah ich in Schweden viel seltsame Sachen, das Brod das ward gebachen, wie man zu Wien die Peigel thut machen, schlug man nur ein wenig daran, so fielen gleich die Brocken darvon; auch gab es in der Menge Strömling und Lachsen, als wann's auf denen Bäumern thäten wachsen, darbei hab ich mich trefflich gelabt, dann solche Speisen hab ich mein Tag zu Salzburg nicht g'habt, das Trank so sie mir auffetzten, war gutes Bier, welches sie mir Doppel-Oel, das gemeinere aber Oel benamsten, ach! wünscht ich, hätt dieses Oel der Riepel in seiner Lampen zu Haus, gewiß er trink es Eimerweis aus. Endlich führte man mich in das Tanzzimmer, dasselbe war Ellen-hoch (wann es nur leckt) überall mit Stroh bedeckt, da hab ich ein solches Tanzen getrieben, daß mir die Federn in Schuchen seyn hangen geblieben. In die Länge aber führte ich mir zu Gemüth', wie das dergleichen wollüstiges Leben nur weiche Leute mache, auf der Reise müsse man etwas ausstehen, sonst würde ich wenig Merkwürdiges in meiner Zurückkunft dem Riepel zu erzählen wissen, nahm derohalben aus Schweden einen freundlichen Abschied und zog in Finnland, Grönland und Lappland, jedoch hab ich wider alles Ver-

hoffen, ebenselbe fatale Zeit angetroffen, wo die lange Nächt angefangen, welche durch ganze 6 Monat anhielten: Erstlich gefiel's mir zwar wohl, dann ich gedenkte, da wird's mir besser gehen, als in Tyrol, da wird mir der Baur keine Arbeit mehr schaffen, sondern ich kann mir den Ranzen voll schlafen; gleichwohl ist nicht also zugangen, daß mir nicht vom Essen hätt zu träumen ang'fangen, unterdessen war es finster von vorn und hinten, daß ich nicht einmal das Maul recht konnt finden, die Finsternuß waren ja so dick in dem Land, daß man's möcht greifen mit der Hand, und nach Belieben, ganze Fäust voll könnt in Sack hinein schieben; da lag mir wieder der Riepel im Kopf, ach Riepel, sprach ich, wär ich wieder bei dir, zu Salzburg im Stadel ist's lichter als hier. Endlich wurde die Nacht um drei Meil Wegs kürzer, und die Sonne ging allgemach aus ihrem Federbett hervor, die Bauren löschten die Lichter aus, in Summa es ward halt völliger Tag, da sah ich erst in was vor einer erschrecklichen Gefahr, ich armseliger Wurstel war; der Schnee lag so hoch an Strassen und Wegen, alle Berg wären nichts dagegen, man thut zwar unter andern Sachen, von unterschiedlichen hochen Thürmen viel Ploderwerk machen, aber es gibt nichts aus, der Schnee schaut noch 30mal drüber hinaus. Dieses alles ist gleichwohlen nichts gegen der unerträglichen Kälte, welche ich in diesen Ländern ausgestanden, gleich anfangs als ich aus meines Bauren seinem kleinen Häusel (so völlig von Schnee überdeckt worden, ausgenommen das Loch, dadurch der Rauchfang gegangen) heraus gekrochen, da wollte ich mit einem Grönländer reden, aber ich hab kaum das erste Wort verloren, so war's mir schon am Maul angefroren, es fielen vom Maul auf die Erden großmächtige Eisschrollen, nachdem die Red hätte kurz oder lang

seyn sollen, was war zu thun bei einer so verzweifelten Sache, daß ich und meine Cameraden recht untereinander verstunden? Wir mußten ein großes Feuer anmachen, und die gefrorne Wort rings um das Feuer herum legen, bis bei angehender Hitz die Wort endlich zerflossen und zergangen, nachdem haben wir in diesen Landen, erst einer den andern verstanden. Ei! dacht ich, was ist das vor ein Land, allhier halt ich nimmermehr Stand; ging derhalben über das große Eismeer nach Lappland, unter Wegs traf ich weiter niemands an, als einen einzigen Mann, der rufte mir zue, wo willst hin, du ausländischer Bue? Du bist jung und stark, das Land wird dir kein Nutzen bringen, ich will dich zu mir in die Arbeit aufdingen; freilich, mein guter Freund, antwortete ich, ich bin der Salzburgerische Wurstel, und hab mich hier auf dem Eismeer vergangen, ich weiß vor Frost nicht was ich an sollt fangen. Du seyest wer du wollest, komm nur mit mir, ich will dich schon führen, in ein Ort, dort wird dich nicht frieren; mithin folgte ich also dem unbekannten Mann ganz treulich nach, und war froh in meinem Herzen, daß ich von Stunden, wieder hab einen Herrn gefunden, wußte aber dabei nicht, daß dieser Kerl, der mir so viel Wort machte, ein Wallfisch-Fanger war, dieser hat mich erschrecklich geängstigt und plagt, daß ich schier völlig habe verzagt, die ganze Wochen, auf dem Schiff hocken mit großmächtigen Stricken, und Thier fangen, die einen könnten alle Augenblick schlicken: Einsmals haben wir einen Wallfisch gefangen, daß ich bin in seinen Naseloch zwei ganzer Stund gangen, bis ich endlich ganz müd und lahm, bei dem andern wieder heraus kam. Die Gräten waren so dick und so groß, daß ich könnte mit etlich wenig Stücken, 3000 Schneider mit Fischbein versehen zum Mieder ausflicken, wie hab ich nicht mit

Fiſchſchmalz und Rogen, meine ſchöne Feiertag-Hoſen ſo ſchädlich verzogen? Zum allerletzten, kann's nicht vergeſſen, daß ich nachmalens in Lappland wieder zu einem Bauern kam, der hatte ein Thier, ſobald er demſelben was in die Ohren thät ſagen, ging's durch, als wann's der Teixel thät jagen, und dieſem Thier ſollte ich zugleich laufen, nein! das wurde mir zu braun; Nordland, ich will dir nimmermehr trau'n! nahm alſo den Ranzen auf den Buckel, und dacht ich will's in Steiermark probiren, ich hab gar viel von Schmalz-Koch hören ſagen, d'rum kann ich das kurze Wegel ſchon wagen.

Hanswurſt tritt abermalen eine vergebliche Reiſe an in Schwaben, und was ſich mit ihm zugetragen, wird umſtändig erkläret.

Im Sommer Schnecken klauben, im Winter Beſen binden,
Nein Baur! das iſt zu hart, ich kann mich drein nicht finden.

Nunmehro ging mir nach ſo vielen ausgeſtandenen Schmerzen, erſt das Reiſen rechtſchaffen zu Herzen, vielleicht (redete ich mit mir ſelbſten) kann es ſeyn, daß du dir Wurſtel allzuviel getraut, und nicht recht in den Kalender geſchaut, in was vor einem Zeichen oder Planeten dieſes Jahr die Sonn iſt eintreten, dann es iſt viel daran gelegen, ſowohl denen Vornehmen als Gemeinen, was oftmal vor ein Stern thut ſcheinen, nicht ein jeder Planeten bringt Glück, es hat oft mancher gar vielerlei Tück,

deſſentwegen wann der Riepel hat die Friſchling ab-g'ſpennt, iſt er allzeit vorher dem Kalender zug'rennt, ſo mag es auch auf's Reiſen ausgehn, wie mit denen Friſch-ling, beim Planeten beſtehn; da ich nun dergleichen Dis-curs eine lange Zeit bei mir formirte, ſo fiel mir ein, ich müſſe ſchon in Schwabenland ſeyn, ſintemalen mir eine Schwäbin, mit einer Wiegen auf dem Kopf, und zwei Dutzet Kinder begegnete, der Mann ging hinten darein, und hat ſo viel Neſtel an Hoſen, als Tag im Jahr ſeyn; ich fragte, wo ſie hin wollten, und woher ſie kommen? bekam aber eine trutzige Antwort, wir, ſagten ſie, reiſen aus Ungarn in Schwabaland her, und haben an Leib und in Beutel nichts mehr, wilſchſt ä was gewinnä, ſo kanſchſt auf der Donau in Ungarn h'nab rinnä, laſch nur dein Kopf nicht raſchten, du wirſcht es ſchon verfahrä, du räu-diger Narrä. Der Reiſe in Ungarn, ſprach ich, will ich mich vor jetzt nicht bedienen, aber wohl in die Türkei, die liegt etwas näher bei Wien, indeſſen will ichs in Schwa-benland probiren, wann ihr mir wollt eine Arbeit zufüh-ren, gaun ſelbſchten du Närrä, was iſcht uns d'ran gele-gen; und bring dir ein Arbeit zu wegen. Nach ſolchem Beſcheid ging ich fort, und traf auf dem Platz einen Bau-ren an, der nahm mich in ſein Haus, und fragt mich um jede Sach aus, ich thät ihm Alles bekennen, daß ich mich den Salzburgeriſchen Wurſtel thue nennen, und daß ich zu Waſſer und Land ſeye wegen meiner großmächtigen Reiſen bekannt; mein Wurſtel, ſprach der Baur, hier wird's dir übel bekömmen, du wirſt bei mir nicht vor lieb wollen nehmen, dann in unſerem Land iſt nichts als Noth, überall Kinder und wenig Brod, hab erſt neulich (muß dir's weh-müthig klagen) einen Prozeß verloren, der hat vierzig Schnecken austragen, auf ſolche Weis kann einer ſich ja

nicht erschwingen, und seine Sachen auf kein grüns Zweig mehr bringen. Als er nun dieses geredt, führte er mich in eine große Kammer, die war an allen Ecken angefüllt mit lauter Schnecken, Schnecken vorn und Schnecken hinten, daß einer fast kein End könnt finden; dazu müßte ich mich setzen, und immerdar klauben, diese Arbeit thät mich so verdrießen, daß ich lieber in Moskau die Zobel möcht schießen, dann dort war ich gleichwohl in einer freien Luft, hier aber saß ich in einer finstern Gruft. Einsmals war mein Baur nicht zu Haus, und die edle Sonne schien sehr stark mit ihren durchdringenden Strahlen, dahero begab ich mich um Mittagzeit mit denen Schnecken in unsern Garten, welcher ringsum wacker umzäunet war, und brachte meine Zeit im Ausklauben der schwäbischen Austern zu, schlief aber zu allem Unglück über die Arbeit ein, und wurde vor zwei Stund nicht munter; als ich dann wieder erwacht, hab ich mein rechtes Elend betracht, die Schnecken, so ich hatte zusammenklaubt in einer ganzen Woche, die haben sich bei der Sonn wieder alle verkrochen, die Bäume und Aesten waren voll mit diesen rotzigen Gästen, der Zaun ist gar an allen Orten, vor lauter Schnecken lebendig worden, was Mühe hat es nicht damalen gebraucht, damit ich die Schnecken recht auf die Hörndel hab troffen, bis sie mir wieder in die Häusel seyn g'schloffen: von dem Uebrigen will ich gar nichts sagen, wie mich mein Bauer hat geschlagen, sechs Wochen kein Brod, weder Abends noch Fruh, das ist zu viel, dacht ich, und noch Prügel dazu, der Ursachen entwand ich ihm heimlich etliche Dutzet Schnecken, ließ solche durch die Dirn die Mieden, hübsch schlampet absieden, und aß sie eilends mit Haufen, als wann ich auf der Post mit denen Rennthieren thät laufen, sag's keck, es hat mir so bald nichts bessers g'schmeckt;

jedoch ich hab mich zu viel überladen, dann hundert Schnecken können dem Magen bald schaden, darauf wurde ich rechtschaffen krank, und legte mich auf die Ofenbank; kaum hab ich ein wenig zu schlummern ang'fangen, seyn die Schnecken wieder alle aus dem Maul heraus gangen, auf der Bank und auf der Treppen, blieben's überall kleppen, zu diesem Spektakel kam just mein Herr der Bauer, gelt Vogel! sagt er, jetzt hab ich dich erwischt, aus was vor einem Faß hast mir diese Schnecken gefischt? Ich will dich Kerl schon finden, du sollst mir vor das Schneckenklauben, die Besen z'samm binden, da müßt ich erst wieder recht sitzen und schwitzen, 25,000 Besen zu binden in einem Tag, das war eine unerträgliche Plag, die dicke Widen haben mir die Händ alle zerschnitten. Nein! Nein! das ging nicht an, ich brächt mit der Zeit aus Schwabenland keine Händ mehr davon, hab also das völlige Oberland verlassen, begab mich wieder auf ein andere Strassen, und zog ganz still und gemach in Croaten dem Hühnerhandel nach.

(Fortsetzung folgt.)

Prospektus

über die Bibliothek des Frohsinns.

Erste Folge.

40 Bde. in X Sectionen statt fl. 16 — für fl. 6.

I. Section. Anekdoten von Regenten, Staatsmännern, Feldherren und andern historischen Personen. 4 Bändchen.

Man findet in dieser Section die merkwürdigsten Scenen aus dem Leben folgender Männer: Friedrich der Große; Napoleon; Friedrich Wilhelm II.; Peter der Große; Joseph II.; Kaiser Maximilian I.; Suwarow; Wallenstein; Prinz Louis von Preußen; Kurfürst Ludwig IV. von der Pfalz; Karl der Zwölfte; Kaiserin Katharina II.; Ludwig der Vierzehnte.

II. Section. Anekdoten von Gelehrten und Curiositäten der Literatur. 4 Bändchen.

Diese Sammlung enthält biographische und charakteristische Züge und Einfälle ausgezeichneter Gelehrter, wie Wieland, Schiller, Hoffmann, Kästner, Zinkgräf, Voltaire, Malherbe, Boerhave, Fontenelle, Hutten, Agricola, Agrippa, Kästner, Gottsched u. s. w. Sodann findet man darin eine höchst ergötzliche Sammlung von Anekdoten von Aerzten, interessanten medizinischen Curiositäten u. dgl.

III. Section. Anekdoten scherzhaften Inhalts. 4 B.

Diese angenehme, witzige und unerschöpfliche Sammlung sollte in keiner Bibliothek fehlen, da sie vermöge ihres Reichthums von Ein Tausend drei hundert Anekdoten und scherzhaften Erzählungen, sowohl zur Selbstunterhaltung als zum Erzählen in fröhlichen Cirkeln einen wahren Nothhelfer bildet. Man findet darin Anekdoten von allen Ständen und Nationen, z. B. Schauspieler-, Jagd-, militärische, jüdische, böhmische, Wiener und Berliner Anekdoten, Schwänke aus Kiaus, Taubmanns und Rau's Leben u. s. w. Dabei ist der Preis ungemein billig, und war nur durch den Absatz von mehreren Tausend Exemplaren, und durch die große

Oekonomie des Druckes möglich, indem mit dem Inhalt dieses Werkes sechs bis acht Bände im gewöhnlichen Roman-Druck angefüllt werden können.

IV. Section. Deutsches Volksthum im Mittelalter. 2 Bdch. Enthält die hervorstechendsten Sitten und Gebräuche dieses Zeitraums.

V. Section. 1. Epigramme und Satiren, Sinngedichte und poetische Scherze aller Art. Diese Sammlung enthält 465 der witzigsten Epigramme unserer besten Dichter.

V. Section. 2. Parodieen und Travestieen.

Aus dem Inhalt:

Das Lied vom Rocke, Parodie auf Schillers Glocke. — Der Kaffee, Parodie auf dieselbe. — Die Königin Elisabeth und Maria Stuart, im Berliner Dialekt, — Sperlings Theater-Predigt. — Parodie auf Matthissons Lied aus der Ferne. — Auf Adelaide. — Auf Göthe's: Kennst du das Land. — Travestie des Monologs der Jungfrau. — Herodes vor Bethlehem ꝛc. ꝛc.

Viertausend der ersten Auflage wurden binnen einem Jahre verkauft.

V. Section 36 Bdchen. Räthsel von J. G. M.

V. Section 46 u. 56 Bändchen.

Sechs Tausend deutsche Sprüchwörter und Redensarten.

Noch war bisher keine Sammlung vorhanden, in der sich wie hier der Kern aller deutschen Sprüchwörter zusammengedrängt fand, und die damit einen so billigen Preis verband. Die alphabetische Einrichtung erleichtert das Auffinden der Gegenstände, und erhöht die Brauchbarkeit des Buchs.

VI. Section. Komische Briefe und Zeitungsanzeigen. 2 Bände. (140 Briefe und 120 Zeitungs-Anzeigen.)

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß kein Buch in der Welt existirt, in dem sich wie in diesem eine solche Menge origineller, drolliger und stets aus dem Leben gegriffene Aufsätze befindet.

VII. Section. 1. 2. Curiositäten. Gallerie auffallender Erscheinungen aus dem Gebiete der Natur und Kunst. 2 Bdch.

VIII. Section. 6 Bdchen. Die Volksharfe. Sammlung der schönsten Volkslieder aller Nationen.

Auf den großen Reichthum aller 6 Bände kann man aus folgender Uebersicht des Inhalts schließen, dessen 372 Gedichte in folgende Abtheilungen zerfallen:

164 deutsche Volkslieder, 7 schweizerische; — sodann in den gelungensten Uebertragungen 3 englische, 5 schottische, 3 gälische (aus Ossian), 8 französische (darunter die Marseillaise im Original), 32 spanische, 1 baskisches, 20 italienische, 25 neugriechische, 6 aus Krain, 4 slowakische, 3 mährische, 7 serbische, 13 böhmische, 2 wendische, 6 polnische, 15 russische, 1 esthnisches, 1 lithauisches, 7 von der Insel Rügen, 10 dänische, 22 schwedische (darunter aus der Fritzhofssage), 3 isländische (Edda), 5 holländische.

Eine Kritik in der Darmstädter Schulzeitung Nr. 140 von 1838 spricht sich sehr vortheilhaft aus, indem sie diese Sammlung weit über Herders Volkslieder stellt.

IX. Section 1r u. 2r Theil.

Echte und wahrhafte Feen-Mährchen.

Neue Bearbeitung.

Rothkäppchen. — Lili und Fränzel oder die Feen. — Blaubart. — Die schlafende Schöne. — Die gestiefelte Katze. — Aschenbrödel. — Ruprecht mit der Kuppe. — Der Frosch mit dem rothen Käppchen. — Die weiße Katze. — Der Delphin. — Pertharite und Ferandine. — Constanz und Constanze, oder das Taubenpaar.

IX. Section 3r u. 4r Theil.

Arabische Mährchen.

Der Kaliph und sein Wessir. — Basem, der Grobschmied. — Geschichte Bohetzads und seiner zehn Wessire. — Illage-Mohamed. — Abosaber. — Baher Kan. —

Der Sultan und sein Wessir. — Wiedervergeltung. — Der Cadi. — Der Pedant. — Die schwarzen Sclaven. — Des alten Mannes Gebet. — Dankbarkeit.

Man würde irren, wenn man diese herrlichen Mährchen als blos dem jugendlichen Alter passend, betrachten wollte; im Gegentheil sie sind für das reife Alter eine sehr amüsante Lektüre.

X. Section 4 Theile.

Dramatisches Potpourri.

Auswahl komischer Scenen und Gesänge aus den beliebtesten Lustspielen, Possen, Vaudevilles, Travestieen u. s. w.

Inhalt des ersten Bändchens: 1) Fröhlich, Vaudeville. — 2) Lumpacivagabundus, oder das liederliche Kleeblatt. Zauberposse. — 3) Der Bär und der Basse. — 4) Hamlet. Eine Karrikatur in Knittelreimen. 2r Bd: 1) Die travestirte Jungfrau von Orleans. — 2) Pachter Feldkümmel von Kotzebue. 3r Bd. 1) Carolus Magnus von Kotzebue. — 2) Schülerschwänke, oder die kleinen Wilddiebe. Vaudeville. — 3) Gesänge aus den Schneidermamsells. Vaudeville. — 4) Die Wiener in Berlin. 4r Bd.: 1) Sieben Mädchen in Uniform. — 2) Preziosa. — 3) Das Fest der Handwerker.

Zur Selbstunterhaltung, wie zum Deklamiren oder zum Aufführen in Privat-Kreisen, bieten diese 4 Theile den ausgesuchtesten Stoff.

Der Preis für einzelne Theile und Sectionen bleibt nach wie vor 24 kr. = 6 gr.

Durch Zusammentreten mehrerer Liebhaber zu einem Exemplar, kann man auch zum Besitz einzelner Abtheilungen im herabgesetzten Preise kommen.

Zur Ergänzung für 3 vergriffene Bändchen erhalten die Besteller hierzu

das Dekameron von Boccaccio,
übers. von E. Ortlepp. 1—3s Bdchen.

Stuttgart, im Juli 1842.

F. H. Köhler.

Bibliothek

des

Fortschritts.

Neue Folge.

V. Section.

Tivoli.

Fünftes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1842.

Tivoli.

Neues Museum

des

Witzes und der Laune.

Eine humoriſtiſche Anthologie

herausgegeben

von

Ernſt Ortlepp.

Fünftes Bändchen.

Stuttgart, 1842.
Franz Heinrich Köhler.

Inhalt des fünften Bändchens.

		Seite
1.	Der Leichenzug des neunzehnten Jahrhunderts	1—8
2.	Brief eines süßen Weibchens	8
3.	Die Mähr von den drei Schneidern, von Herloßsohn	9—10
4.	Aus Abraham a St. Clara	11—21
5.	Würde der Schneider	22—24
6.	Liebe und Wasser	25—28
7.	Das Billard- und Lebensspiel	29—30
8.	Reimspiel mit der Sylbe „Enz" . . .	30—33
9.	Curiosa und Anekdoten	34—36
10.	Ein ärztliches Spiel, von Just. Kerner.	37—41
11.	Vorschlag zur Errichtung einer Maulhelden-Legion, von Friedrich	42—43
12.	Dr. Martin Luther als Vater	44—45
13.	Aus Prehauser oder: der wienerische Hanswurst. (Schluß.)	46—57
14.	Drei Aufschneider	57
15.	Das politische Orchester der Zeit, v. Kotzebue	58—59
16.	Sprachreinigungsversuche und Anekdote .	60
17.	Die Stadt ohne Kopf	61
18.	Aus einem Wörterbuch für Liebende. (Fortf.)	62—69
19.	Kurze Absolution	69
20	Gedanken über eine Null	70—75
21.	Der Aufschneider	75

	Seite
22. Schluß der Predigt	76
23. Das muſikaliſche Landmädchen	77—78
24. Das muſikaliſche Duell	78
25. Hochzeitsgebräuche bei verſchiedenen Nationen (Fortſetzung.)	79—85
26. Ueber die Ohrfeigen	86—89
27. Das Mopshündchen. Parodie von Schillers Handſchuh	90—92
28. Curioſa	93—95
29. Der Wunſch des Eremiten von Gauting.	96—98
30. Parodie auf Schillers Bürgſchaft, von Einhardt	99—104
31. Kirchenthermometer, von Swift . . .	104—109
32. Gedanken über den Todtſchlag eines Flohes	110—112
33. Recenſenten, Journaliſten, Muſici u. ſ. w. Parodie der Kapuzinerpredigt, von Saphir	113—116
34. Curioſa und Anekdoten	117—120
35. Aus Fiſchart's Gargantua	121—123
36. Selbſtgeſpräch eines Schnepfenjägers, von Beckmann	124—126
37. Die Ausforderung	127—128
38. Frage	128

Ex
Bibliotl. Regia
Berolinenfi.

Der Leichenzug des neunzehnten Jahrhunderts.

Ein Traumgesicht des deutschen Volksteufels.

Nacht war es, als sich einmal der deutsche Volksteufel aus Langerweile etwas zur Ruhe begeben hatte, und mit mehreren bekannten Personen der jetzigen Zeit, als: dem Herrn von Volkswohl, der Madame Freiheit, dem Fräulein Gerechtigkeit und A. m. was Weniges um die Wette schlief.

Da kam es ihm plötzlich vor, als sähe er in einem langen Leichenzuge das neunzehnte Jahrhundert begraben werden. Zwei Todtengräber — standen an dem unermeßlich weiten Grabe, und schaufelten tiefer und tiefer die vaterländische Erde weg. — Da schallte fürchterliches Glockengeläute, seel- und sinnverwirrend, von hohen gothischen Thürmen herab, und mit Schaudern sah der Träumer, wie Wölfe, wilde Katzen, Tiger und Hyänen, an den Glockensträngen rissen und dabei „Jesu, meine Zuversicht!“ durch die öde Nacht heulten und miauten.

Da nahte der Sarg — englisch plattirt — mit der ehrwürdigen Leiche des, am Miserere — selig dahingeschiedenen neunzehnten Jahrhunderts! — Auf dem Sargdeckel prangten die Insignien der Zeit: — Ein Fuchs-

schwanz, — und eine zierlich geflochtene russische Kinderpeitsche. — Sieben getaufte und sieben bekehrte Juden trugen die Bahre und sangen dabei aus Einem Ton mit den Todtengräbern: „Heil Dir im Siegerkranz!“ in dur.

Eine Masse Personen folgten der erhabenen Leiche. Die, welche sie zu Fuße begleiteten, waren folgende:

1) Der Zeitgeist (als castrirter Mops mit gestutzten Ohren und eingedrückter Schnautze, an Obstructionen und der englischen Krankheit — leidend).

2) Der Ruhm (als magerer Zeitungsschreiber, angethan mit einer Schnürbrust — um die sich ein welker Lorbeerkranz windet).

3) Die Ehre (als Jude, der Pistolen mit Goldkugeln ladet und Wasser auf die Pfanne gießt —).

4) Das Heldenthum (als Schneider, umgürtet mit einem altdeutschen Ritterschwert, und Fouqué's Romane lesend).

5) Der allgemeine Volks-Wohlstand (als Freudenmädchen, mit aufgeborgten seidenen Kleidern, durchlöcherten Strümpfen und ohne Hemde).

6) Der deutsche Seehandel (als Straßenjunge, der auf einem Rinnstein Wallnußschaalen — schwimmen läßt).

7) Die Kunst (als buckliche Bacchantin, welche durch überladenen Flitterputz und bunten Faltenkram ihren schiefen Wuchs bemänteln will).

8) Die Wissenschaft (als ehrwürdige Matrone mit gebrannten Locken, — falschen Zähnen, — geschminkten Wangen — und einem Berliner Federhut; — an Marasmus und Windsucht leidend).

9) Die Religion (als Trunkenbold, der da hofft nüchtern zu werden, um sich wieder von Neuem betrinken zu können).

10) Die Liebe (als ein Pärchen, das bei'm Mondenschein — Dukaten zählt).

11) Die Ehe (als ein Pärchen, das auf gegenseitiges freies Okuliren und Pfropfen — den Gewerbschein — gelöf't). —

12) Die Freude (als hungrige Seiltänzerin, die mit der Knute zum Springen und Beckenschlagen angetrieben wird —).

13) Die Freundschaft (als Barbier, der seine Kunden unentgeldlich — mit einem Brodmesser rasirt —).

14) Die Aesthetik (als Pudel, der mit 5000 Thlr. im Corps de Ballet angestellt ist —).

15) Die Kritik (als besoffener Nachtwächter, der, mit dem Kopf gegen einen Eckpfahl rennend, darum Feuer schreit, weil ihm das Feuer aus den Augen gesprungen —).

16) Die Unschuld (als Hetäre in einem weißen Kleide).

17) Die Freimüthigkeit (als gepuderter Bullenbeißer im Frack).

18) Die Aufklärung (als blinde Dichterin, die das Licht besingt, weil sie bei einer Sonnen-Finsterniß geboren wurde).

Außer diesen vorgenannten achtzehn Personen, welche der erhabenen Leiche folgten, umgaben noch vier insbesondere unmittelbar den Sarg. Sie waren:

1) Das Gesetz (als Lohnlakey, der dem Reichsten am Besten dient).

2) Der Volkswille (als ehrwürdiger Greis im Knabenjäckchen, — der über den Begriff der Einheit — wahnsinnig geworden —).

3) Die Constitution (als Maitresse des verstorbenen neunzehnten Jahrhunderts, welche vorgab, den Messias zu

gebären, und mit einem Geheimsecretär niedergekommen) und

4) die Preßfreiheit (als herumziehende Schauspielerin, die überall gefällt, aber aus bekannten Gründen nirgends fest engagirt wird).

Von den Personen, welche ferner zu Wagen die Leiche begleiteten, sah der Träumer, immer zu zwei und zwei in einer Chaise, und zwar aus verschiedenen Jahrhunderten, doch ziemlich harmonisch gepaart, dem Trauerzuge folgen, nämlich:

Im ersten Wagen: Washington und Wellington.
„ zweiten „ Joseph II. und Ali Pascha.
„ dritten „ Canning und Herr Geheimerath Schmalz.
„ vierten „ Leonidas und den Gardelieutenant von Spreesand. —
„ fünften „ Sokrates und Pittschaft, den Unaufhaltsamen.
„ sechsten „ Luther und Prinz Hohenlohe.
„ siebenten „ Ulrich von Hutten und Dr. Friedrich Förster.
„ achten „ Lessing und Dr. Gleich.
„ neunten „ Homer und Poltei.
„ zehnten „ Mozart und ein französischer Tambour, genannt der Große. —
„ eilften „ Phidias und Schinkel.
„ zwölften „ Talma und Angely.

Dergestalt bewegte sich ernst und pedantisch-langsam der Trauerzug bis zur Gruft fort, welche unterdessen die beiden Todtengräber, bis zu einer ungeheuern Tiefe aufgewühlt hatten. — Da stellten sich nach und nach die vorgenannten Personen, wie folgt, um die ernste Stätte:

1) Zwiſchen Waſhington und Wellington der caſtrirte Mops, Herr von Zeitgeiſt, und der über den Begriff der Einheit — wahnſinnig gewordene Greis, Volkswille.

2) Zwiſchen Joſeph und Ali Paſcha: die ſtatt mit dem Meſſias, mit Geheimſecretären niederkommende Demoiſelle Conſtitution und die nomadiſirende Schauſpielerin, Madame Preßfreiheit. —

3) Zwiſchen Canning und Herrn Geheimerath Schmalz: die Demoiſelle Volkswohlſtand in ihrem durchlöcherten aufgeborgten Putz.

4) Zwiſchen Leonidas und dem Gardelieutenant von Spreeſand: der Fouqué'ſche Schneider, Herr v. Heldenthum.

5) Zwiſchen Sokrates und Pittſchaft, Luther und Hohenlohe: die blinde Dichterin, Madame Aufklärung und die an Marasmus und Windſucht leidende Matrone, Madame Wiſſenſchaft. —

6) Zwiſchen Hutten und Dr. Förſter: der lorbeerbekränzte, geſchnürte, magere Zeitungsſchreiber, Herr Ruhm, — und der gepuderte Bullenbeißer im Frack, Freimüthigkeit.

7) Zwiſchen Leſſing und Dr. Gleich der beſoffene Nachtwächter, Kritik.

8) Zwiſchen Homer und Holtei, Mozart und dem franzöſiſchen Tambour, Phidias und Schinkel, die tanzende Pudelhündin, Madame Aeſthetik, und die buckliche Bacchantin, Madame Kunſt.

9) Zwiſchen Talma und Angely: der mit dem Brodmeſſer raſirende Barbier. —

Der Lohnlakay Geſetz, die Hetäre Unſchuld und der Jude Ehre ſchienen ſich mit Anderen in der Maſſe verloren zu haben, — da ſie überdieß eigentlich nur ehrenhalber, als abgeſchiedene Seelen ſchon längſt — begrabener — Perſonen — nachfolgten. —

Eine feierliche Stille herrschte um die Gruft, und nachdem sieben Pietisten, sieben Jesuiten und sieben bekehrte Juden das Grabgebet gehalten hatten, wurde der Sarg hinabgesenkt und von den anwesenden Personen verschiedene Kleinodien dem Verstorbenen in die Gruft nachgeworfen, als da waren:

1) Ein Kantschu.
2) Ein Maulkorb.
3) Zehn Ballen gedruckte Verfassungen. —
4) Hundert Paar neue — Kamaschen. —
5) Ein alter, neu aufgepinselter Adelsbrief.
6) Eine Tabelle zur Errichtung und Uebersicht der neuen Luft-Einathmungs-Steuer.
7) Zehn Centner reduzirtes Papiergeld.
8) Ein Stück von einem alten zerrissenen Gesetzbuch.
9) Ein Cabinets-Befehl des Dei von Tunis, zierlich auf einer Eselshaut geschrieben.
10) Eine Liste von 365 neuerfundenen Orden.
11) Ein Textbuch des neuen, melodramatisch-vaudevillisch-romantischen Ballets „Hamlet," von Shakespeare, nach Angely — und
12) Ein jüdisch-christliches Gebetbuch.

Da wurde es abermals still um die weite Gruft. Doch mit einemmale, sieh! — sprang aus einem der Dorngebüsche, welche einsam auf dem Kirchhofe standen, ein Hanswurst in seiner völligen, scheckigen Nationaltracht — hervor; halb kichernd und lachend, in immerwährenden Pirouetten und Entrechats die Gruft überhüpfend und übertanzend, indem er in Einem Gekicher bald rief, bald sang: „Heisa! Juchheisa! Ha, ha, ha, ha! Lieben Brüder! Lieben Brüder! schon bin ich da! Ist's ja noch Zeit! Ist's ja noch Zeit zur Seligkeit! Juchheisa! Juchheisa! Da bin

ich schon zum Leichensermon!" — und somit schlug er wie ein Brummkreisel hoch in der Luft Pirouette auf Pirouette, so daß Alles in ein ungestümes Beifallklatschen ausbrach, und sich wie in einem Staubwirbel zu drehen anfing. Da sang der Volkshanswurst, daß es hell durch die weite Nacht schmetterte:

„Was ist denn Narrheit, was Verstand,
Was Wahrheit oder Schein?
Ein Jeder sieht auf eigne Hand,
Und bild't sich's aus und ein.

Der ist aus purer Narrheit — klug,
Vor Klugheit — der ein Narr.
Dem Einen wird's nie hell genug,
Dem Andern viel zu klar.

Hier glaubt der Eine, was er sieht,
Dort sieht man, was man glaubt.
Dem Einen ist's stets aufgeblüht,
Dem Andern stets entlaubt!

D'rum ist im Narrenhaus allein
Der Narr independent;
Er tritt als ächter Narr herein
Und bleibt Narr consequent.
Denn über Alles Hopsasa!
Schlägt Freund Hanswurst sein Entrechat!"

und somit sauf'te er abermals gleich einem Kreisel in die Höhe, daß die Beine wie Würfel zusammen klapperten. — Da tagte — es endlich, endlich im Osten! — Auf krischte

der Hanswurst und Alles zerstob im Morgennebel. — Aber — es erwachte der Volksteufel — und Alles war doch nur — ein Traum! —

Brief eines süßen Weibchens.

„Holzöliges Mättchen.

Ich bin die letste Nacht von einem krausamen Kater (Katarrh) befallen worden, der mich so zurichtete, daß ich den ganßen Tach huften mus. Ich flöhe dich an, liebes Mättchen, besuch mich und leß oder verzele mir etwas vor. Vielleicht triefst du den Fetter Viehlieb (Philipp) bei Uns. Vergieß mich nicht, arme Ganß."

Die Mähr von den drei Schneidern.

Von Herloßsohn.

Es kamen drei Schneider wohl an den Rhein
Und kehrten beim Gastwirth zu Ingelheim ein,
Am Rhein, am Rhein.
Sie hatten im Sack keinen Heller mehr,
Doch dürstete Jeden von ihnen so sehr
Nach Wein, nach Wein.

Herr Wirth, wir ha'n keinen Kreuzer Geld,
Doch waren wir weit herum in der Welt,
Am Rhein, am Rhein.
Wir können ein jeder ein Meisterstück,
Das lehren wir Ihn, es bringt Ihm Glück,
Für Wein, für Wein.

Ihr Burschen, ich will Euer Narre nicht seyn,
Ich bin ja der Gastwirth von Ingelheim,
Am Rhein, am Rhein.
Und kennt Ihr nicht jeder ein Meisterstück,
So brech' ich auch Jedem von Euch das Genick
Mit Wein, mit Wein.

Der Erste nun fing einen Sonnenstrahl
Und fädelt' ihn ein in die Nadel von Stahl
Am Rhein, am Rhein.
Er näht' ein zerbrochenes Weinglas zusamm',
Daß man auch die Naht nicht erkennen kann
Im Wein, im Wein.

Der Zweite drauf eine Mücke fing,
Die grad' über seine Nase ging,
Am Rhein, am Rhein.
Die Mücke, die hatt' in dem Strumpfe ein Loch,
So klein es auch war, er stopfte es doch,
Für Wein, für Wein.

Der Dritte der nahm nun die Nadel zur Hand
Und bohrte sie mächtig und tief in die Wand.
Am Rhein, am Rhein.
Er flog wie ein Blitz durch das Nadelöhr,
Ich hab' es gesehen, bei meiner Ehr,
Beim Wein, beim Wein

Der Wirth sprach: So was hab ich noch nie geseh'n,
Drum soll Euch, Ihr Bursch', auch mein Dank nicht entgeh'n,
Am Rhein, am Rhein.
Er nahm einen Fingerhut, schenkte ihn voll,
Da Burschen, nun sauft Euch auch voll und toll,
Im Wein, im Wein!

Aus Abraham a St. Clara.

Die Katze läßt das Mausen nicht.

Lustig, aber belehrend ist folgende Fabel: Ein Schuster hatte eine weiße Katze, welche die geschworne Feindin aller Mäuse war, und sie grausam verfolgte. Die armen Verfolgten berathschlagten sich, wie dem Uebel abgeholfen werden könnte, und kamen überein, mit dem Haushund in ein Schutz- und Trutzbündniß einzugehen, damit er die Katze in Respekt erhalte. Während das Sendschreiben aufgesetzt wurde, und die Gesandten sich zur Reise rüsteten, begegnete der Katze ein Unfall. Sie fiel in das Gefäß, in welchem der Schuster die schwarze Farbe aufbewahrte, und ihr schöner weißer Pelz wurde ganz verdorben. Als nun die Abgesandten die Katze ganz schwarz umher treten sahen, kehrten sie eilig zur Versammlung zurück, um den Vorfall zu berichten. Die Kunde verbreitete großen Jubel unter den Mäusen, welche glaubten, die Katze sey ein Mönch geworden, habe eine schwarze Kutte angezogen, und dürfe fortan kein Fleisch mehr verzehren. Sie wagten sich also sorgenlos aus ihren Löchern hervor, und siehe! die schwarzbekuttete Katze verzehrte sie alle. Nur wenige entkamen, und von daher kommt das Sprüchwort: Die Katze läßt das Mausen nicht.

Aufſchneidereien.

In den untern und gemeinen Ständen iſt das Lügen gewöhnlich, und Mancher lügt ſo derb, daß ſich die Bäume, wie durch ein Wunderwerk, biegen möchten. Da erzählt Einer, daß er in einem Lande einen ſo großen Kohlkopf geſehen habe, daß 300 Mann unter demſelben ſtehen konnten; und einer der Geſellſchafter behauptete ſogleich, daß 100 Kupferſchmiede einen Keſſel verfertigten, um dieſen Kohlkopf darin zu ſieden. Sie ſtanden ſo fern von einander, daß keiner den andern arbeiten hörte. Ein Anderer ſagte, daß er einſt in einem Wirthshauſe zwei Reiſende angetroffen habe, welche ſo ſtark ſchnarchten, daß der eine durch ſeinen Athem die Thüre aus den Angeln riß, und der andere ſie durch den ſeinigen immer zuſchlug. Auf ſolche Weiſe war die Thüre die ganze Nacht hindurch in Bewegung. Ein Dritter beſchrieb einen Schiffbruch, durch welchen die ganze Mannſchaft, ihn ausgenommen, zu Grunde gegangen war. Er ſchwamm mehrere Meilen weit unter dem Waſſer fort, und rauchte während dieſer Zeit drei Pfeifen Tabak, ohne daß das Waſſer ſie auslöſchte. Ein Reiſender verſicherte, daß in einem Walde ihn einſt ein Wildſchwein verfolgte, und er ſich hinter einen dicken Baum flüchtete. Das Schwein lief ſo wüthend mit den Zähnen gegen den Baum, daß es denſelben durchbohrte. Glücklicherweiſe hatte der Reiſende einen Bohrer bei ſich, und durchbohrte den Zahn ſo geſchwind und ſo geſchickt, daß es nicht mehr entwiſchen konnte. Bald nachher fiel der Nämliche von einem hohen Berge eine deutſche Meile herab. Er drehte ſich 2413 mal um, doch wurde von 36 Gläſern, welche er in ſeinem Torniſter hatte, nicht eins zerbrochen. Pfeif! das heißt aufſcheiden.

Die Würmer.

Es gibt einen Wurm, der kriecht in den Kanzleien und auf den Schreibtiſchen der Advokaten herum; es iſt der Intereſſewurm.

Es gibt einen Wurm, der kriecht auf den Scheeren der Schneider herum; es iſt der Beſchoreswurm.

Es gibt einen Wurm, der kriecht auf den Schriften der Notarien herum; es iſt der Teſtamentswurm.

Es gibt einen Wurm, der kriecht auf dem Hausgeräthe der Eheleute herum; es iſt der Zankwurm.

Es gibt einen Wurm, der kriecht in den Scheunen der Wucherer herum; es iſt der Getraide- und Kornwurm.

Es gibt einen Wurm, der niſtet in Locken der großen Perrücken; es iſt ein politiſcher Wurm.

Es gibt einen Wurm, der läßt ſich auf dem Luxuspuße der Frauenzimmer ſehen; es iſt ein Galanterie- und Luxuswurm. — Aber wer kann alle Gewiſſenswürmer aufzählen?

Das Gebet eines Kaufmanns.

Wenn es uns vergönnt wäre, die Gedanken manches Betenden zu errathen, wir würden erſtaunen, daß ſein Gebet ſo ganz ohne Wirkung bleibt. Mag folgendes Gebet eines Kaufmanns zum Beweiſe dienen: „Vater unſer, der du biſt in dem Himmel,“ der Markt rückt heran, ich muß meine Anſtalten treffen; „geheiliget werde dein Name,“ wo ſoll ich jetzt einkehren? Mein voriger Wirth iſt geſtorben; „zukomme uns dein Reich,“ er war ein guter Kerl. Wir haben manche Flaſche zuſammen geleert; „dein Wille geſchehe, wie im Himmel,“ in der blauen Taube

ſoll man gut eſſen und trinken; „alſo auch auf Erden,“ es kommt auf eine Probe an; „gib uns heute unſer tägliches Brod,“ wenn ich nur könnte die zwei Stücke Seidenzeug an den Mann bringen; „und vergib uns unſere Schuld,“ zu Meßgewändern ſind ſie gut genug; „wie wir vergeben unſern Schuldnern,“ aber für Frauenzimmer ſind ſie aus der Mode; „führe uns nicht in Verſuchung,“ für die Kirche iſt Alles gut; „ſondern erlöſe uns von allem Uebel,“ der Pfaff macht heute lange; „Amen,“ ſie warten gewiß mit dem Eſſen, und ich komme zu ſpät auf die Kegelbahn.

Der Fehler eines Palaſtes.

Ein reicher Mann hatte einen ſchönen Palaſt bauen und denſelben fürſtlich ausſchmücken laſſen. Es ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit, die innere Einrichtung dieſes herrlichen Gebäudes allen Neugierigen zu zeigen. Ein Reiſender bewunderte einſt dieſe Schönheiten, und äußerte, daß er doch einen bedeutenden Fehler entdeckt habe. Mit Erſtaunen erkundigte ſich der Herr nach dieſem Fehler. „Man hat vergeſſen,“ ſagte der Reiſende, „die Thüre zuzumauern, durch welche der Tod ſich einſchleichen wird.“

Die magere Suppe.

Ein Diener, welcher die elende Koſt nicht mehr länger ertragen konnte, nahm einſt die Schüſſel mit Suppe, ſtellte ſie auf die Erde, und zog ſie an einem Bindfaden nach der Küche. Die Frau, welche es ſah, fragte, was das zu bedeuten habe. Ich ſah immer, ſagte der Diener, daß

man die Blinden führt; da nun diese Suppe so mager ist, daß sie kein einziges Auge hat, so behandle ich sie als einen Blinden.

Die zerfressene Hose.

Zwei Wandrer kehrten einst in einem Wirthshause ein, und schliefen in dem nämlichen Zimmer. Während der Nacht kamen Mäuse, und fraßen die Hälfte der ledernen Hose eines dieser Wandrer. Als dieser des andern Morgens den Schaden bemerkte, schrie er über Wunder, und wollte nicht glauben, daß dieses mit natürlichen Dingen zugegangen sey. Sey ruhig, tröstete ihn der Andre. Daß die Mäuse die Hose gefressen haben, ist kein Wunder. Ein Wunder wäre es aber gewesen, wenn die Hose die Mäuse gefressen hätte.

Eine Fabel.

Eine Fabel sagt, daß, als der Engel vom Himmel stürzte, er unter Wegs zerbrochen und in Trümmer gegangen sey. Seine Glieder fielen auf verschiedene Länder. Der Kopf fiel auf Spanien; darum sind die Spanier so gravitätisch, hochmüthig und aufgeblasen. Die Brust fiel auf Italien; darum sind die Italiener so hinterlistig. Der Bauch fiel auf Deutschland; darum fröhnt man diesem am meisten. Die Füße fielen auf Frankreich; deßwegen ist man dort so unruhig und dem Tanze hold. Die Hände fielen auf Algier und andere, an dem Meere liegende, Länder; darum befinden sich dort so viele Corsaren. Wohin aber fiel die Zunge? Diese hat, wie ich glaube, der gefal-

lene Engel vor Zorn so in kleine Stückchen zerbissen, daß überall ein Stückchen hinfiel.

Der Bucklichte und der Einäugige.

Ein Bucklichter ging mit Aufgang der Sonne über die Gasse; und ein Einäugiger, welcher eben über das Fenster hinabsah, schrie ihm zu: Wie kommt es, Freund, daß Ihr bei'm frühesten Morgen schon so stark beladen seyd? Es muß wohl frühe seyn, antwortete der Mann mit dem Höcker, weil Ihr nur Ein Fenster offen habt.

Der Christ und der Jude.

Ein Christ reisete bei heißer Sommerszeit auf die Frankfurter Messe; wollte aber dem heitern Himmel nicht zu viel trauen, weßwegen er sich mit einem Mantel versah. Unterwegs stieß er auf einen Juden, der nach Frankfurt ging. Es spann sich bald ein Gespräch an, und weil beiden vor grosser Hitze der Schweiß über das Gesicht floß, sagte der Jude: „Jetzt wünschte ich von dem Himmel so wie meine Vorfahren, die Israeliten, begünstigt zu werden, welche eine grose Wolke vor der Sonnenhitze schützte." — „Lieber Samuel!" erwiederte der Christ, der dem Juden die Wolke fühlen lassen wollte, „mir fällt etwas ein. Ich habe in Frankfurt Schulden einzukassiren, nahm daher kein Geld zu mir; es könnte aber seyn, daß ich doch nichts einbrächte, darum leihe mir einen Thaler: ich versetze dir dafür meinen Mantel." Der Christ bekommt das Geld, der Jude den schweren Mantel, den er volle zwei Stunden trug. Als beide nahe an das Stadtthor kamen, spricht er zu dem Juden: „Eben fällt mir ein, daß ich in Frankfurt

einen guten Bekannten habe, der mir einen Thaler leihen wird, darum haſt du hier deinen Thaler; gib mir dafür meinen Mantel wieder.“

Der Bote und der Bauer.

Ein Bote reiſete aus einer großen Stadt nach Hauſe. Unterwegs fragte ihn ein Bauer, ob er nichts Neues wiſſe? Nichts Beſonderes, antwortete der Erſtere, außer daß man vor einigen Tagen einen Uebelthäter zum Galgen führte. Was mag der begangen haben? fiel ihm der Bauer in die Rede. Der böſe Menſch, erwiederte der Bote, hatte im Winter am Ofen Schnee gedörrt, und dieſen den Leuten für Salz verkauft. — Den Menſchen hätte man verbrennen ſollen! rief jetzt der dumme Landmann.

Die zwei Bauern und der Richter.

An einem ſchönen Frühlingstage gingen zwei Bauern auf dem Felde ſpazieren, wo ſie einen Guckguck rufen hörten. Bravo! rief einer von den Spazierenden: der Guckguck ſchreit für mich; er prophezeit mir eine reiche Ernte. Mir, erwiederte der Andere, mir verkündigt er mein Glück. Unter langem Pro und Contra ging der Wortſtreit in Beſchimpfungen über. Die Sache wurde bei dem Richter anhängig gemacht, und ungeachtet die Prozeßkoſten ſchon ſehr viel Geld koſteten, hatte man doch nichts entſchieden. Wißt ihr was, lieben Leutchen, rief eines Tages der Richter, der beide Parteien vorladen ließ, wir wollen der Sache ein Ende machen. Der Guckguck hat nicht für euch, ſondern für meinen Beutel geſchrieen. Er iſt ein

Paradiesvogel für mich, und ihr seyd Thoren. Gehabt euch wohl! Der Prozeß ist zu Ende.

Das Gelübde eines Schiffers.

Ein Schiffer kam einst auf dem Meere in die äußerste Lebensgefahr; daher gelobte er dem heiligen Schutzpatron der Schiffenden eine Wachskerze, die so groß seyn sollte, als der Mastbaum in seinem Schiffe. Dieß hörte sein Sohn, der zu ihm sprach: Ach, liebster Vater, wo wollen wir doch so viel Wachs hernehmen? Hierauf antwortete ihm der Vater: Närrchen, laß uns nur an's Land kommen, dann thut's wohl auch ein Kreuzerlichtchen.

Die Wittwe und ihre Freier.

Eine Wittwe hatte drei Narren, ihre Liebhaber, zum Besten gehabt. Da sie schön, jung und artig war, suchte man sie allenthalben auf, und Alles bot sich ihr an. Dreien unter allen ihren Freiern wollte sie die Liebe theuer bezahlen lassen; sie sprach daher zu dem Ersten: Ob Sie mir gleich, mein lieber Herr, ewige Liebe und Treue schwuren, so muß ich Sie doch, um mich noch mehr zu überzeugen, auf die Probe stellen. Ich verlange nicht, daß Sie meinetwegen, was Sie wollten, sich das Leben nehmen sollten. Ihr Leben ist mir zu kostbar. — Legen Sie sich in diesem Zimmer auf eine Bahre, und stellen Sie sich so lange todt, bis ich Ihnen den Wink zum Wiedererwachen gebe. Ja, ja! rief der Pinsel tausendmal. — Was thut ein Narr nicht!

Er legte sich wirklich auf die Bahre, man bedeckt ihn

mit einem schwarzen Tuche, setzt ein Paar brennende Kerzen neben und einen Weihbrunnenkessel ober ihn. Nicht lange nachher erschien der zweite Galan und sprach mit zentnerschweren Worten und vielfältigen Ceremonien von seiner Leidenschaft. Die Wittwe beantwortete alle diese Phrasen so: Ich glaube zwar Alles, was Sie mir sagen, mein Theurer; allein ich möchte doch von Ihrer aufrichtigen Liebe noch mehr überzeugt seyn; geben Sie mir daher einen auffallenden Beweis Ihrer Liebe. Ich habe eine Leiche in meinem Hause; wachen Sie und beten Sie eine Zeitlang bei dieser. Unvergeßlich ist mir der Verwandte, welchen mir der Tod entriß. — Alles, was Sie verlangen, meine Theure! fiel ihr der zweite Narr in die Rede, soll geschehen. Er tritt in das Gemach, wo der Nebenbuhler auf der Bahre lag, fällt auf die Kniee und fängt eifrig zu beten an. Zuletzt kommt auch der dritte Liebhaber und haranguirt, wie der vorige. Zum Beweise seiner aufrichtigen Liebe verlangt sie, daß er sich in eine Teufelsmaske hülle und mit Ungestüm in das Nebenzimmer stürze. Er warf in aller Eile das Maskenkleid über sich, und lief in das Nebengemach. Der Narr auf der Bahre hatte kaum den maskirten Teufel erblickt, als er ihn schon für den leibhaften Satan hielt, und sich stark zu bewegen anfing, welches dem Signor Diavolo einen solchen Schrecken einjagte, daß er das Ferſengeld nahm. Der betende Narr, den ein gleicher Schrecken ergriff, suchte auch die Thür. Teufel, Tod und Andacht stürzten jetzt über die Treppe, und purzelten so über einander, daß jeder mit schwerer Mühe seine eignen Beine finden und mit diesen nach Hause hinken konnte.

Die Sonne und die Frösche.

Die Sonne entschloß sich zu heirathen. Als die Verlobung zu Ende war, wurden Anstalten zu einer prächtigen Vermählung gemacht. Man schickte Einladungsschreiben an alle lebenden Geschöpfe, weil sie alle sammt und sonders ihr das Leben zu verdanken hatten. Als die Frösche das Schreiben empfingen, waren die jüngern unter ihnen voll Freude. Sie konnten kaum den Tag des Vermählungsfestes erwarten. Mutter! riefen sie, da müssen wir alle in hochzeitlichen Kleidern erscheinen. — Ihr freut euch, erwiederte der alte Frosch, weil ihr nicht in die Zukunft sehen könnt. Ihr werdet einst über diese Vermählung noch weinen. Denkt nur, wir hatten jetzt nur Eine Sonne, und diese hat uns unsere Wasserwohnungen schon ausgetrocknet; wie wird es seyn, wenn sie Kinder bekommt: da werden wir alle verbrennen müssen. — So benimmt sich die Jugend bei manchem Ereigniß, das eine lachende Aussenseite hat.

Das Papier und das Pergament.

Man erzählt, daß einst das Papier und das Pergament in einen Streit geriethen. Hätten sich nicht die Schreiber, Buchdrucker und Buchbinder ins Mittel gelegt, es wäre eine blutige Fehde entstanden. Das Papier brüstete sich nicht wenig mit seinem alten Herkommen, und sagte, daß es den Namen Charta von der berühmten Stadt Carthago erhalten hätte. Das Pergament, welches seinem Gegner nicht nachgeben wollte, leitete seinen Namen von der alten und berühmten Stadt Pergamo her. Das Papier bewies, daß es zur Herausgabe der Bibel und aller

Lehrbücher gebraucht werde. Wäre ich nicht, fuhr ihm das Pergament in die Rede, und würde ich nicht zu deiner Decke und deinem Schutzmantel gebraucht, wie es die Herren Buchbinder beweisen können, so wär'ſt du, deiner Schwäche wegen, ſchon lange zu Grunde gegangen. Ueberdieß laſſe ich mich zu kaiſerlichen, königlichen, fürſtlichen Diplomen verwenden, indeß man dich, Papier, nur zu gemeinen und oft verdrießlichen Auszügeln gebraucht. Wenn dem auch ſo iſt, erwiederte das Papier, ſo führe ich doch einen beſſern Lebenswandel, und bin von friedlichern Geſinnungen, als du, indeß du auf die Trommel geſpannt wirſt, und das Signal zum Aufruhr, Mord und Schlachten gibſt. Stille, ſtille! rief jetzt das Pergament; ich will dein Lob mit kurzen Worten beſchränken. Du kommſt von den Lumpen und Hadern her, darum erregſt du auch den meiſten Hader und Zank; die ärgſten Lumpenhändel werden durch dich veranlaßt. Das mußt du mir beweiſen, ſchrie das Papier. Gar gerne, ſagte das Pergament, und zwar auf der Stelle. Aus was für einem Stoff ſind die Spielkarten, als aus Papier? Und was verurſacht mehr Zank, Hader und oft Schläge, was für ein größeres Uebel, als die Karten? — — — Jetzt mußte das Papier ſchweigen.

Würde der Schneider.

Ehret die Schneider, sie nähen und schaffen,
Himmlische Kleider für irdische Laffen,
Flechten der Mode beglückendes Band.
Decken die Mängel mit Werk und mit Watte
Wo die Natur nur Aesopenform hatte,
Schaffen Apolle mit kundiger Hand.

Ewig in des Leders Schranken
Tummelt Schuster seine Kraft,
Ledern werden die Gedanken
Und das Herz zum Stiefelschaft.
Hastig greift er nach dem Riemen,
Wenn der Junge schlecht gepicht;
Rastlos bohrt er mit dem Pfriemen,
Bis der Pechdraht Nähte flicht.

Aber mit zauberisch schaffender Nadel
Schmücket der Schneider die Fürsten, den Adel
Hat er uns Stutzer so göttlich wattirt.
Wer unterscheidet die Magd und die Zofe
Oft von der glänzenden Dame am Hofe,
Wenn das Genie sie des Schneiders drapirt?

Feindlich iſt des Fleiſchers Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht er Ochſen an das Leben,
Macht er Schöpſ' und Schweine kalt.
Was er ſchuf, verzehrt man wieder,
Nimmer ruht der Wurſtgenuß;
Daß er, bis die Sonne nieder,
Ewig Därme füllen muß.

Aber zufrieden, mit ſtillerer Größe,
Nähet der Schneider die Taſchen und Schöße,
Bögelt ſie ſorgſam mit liebendem Fleiß.
Frei ſich geberdend mit Scheere und Elle,
Werfend eroberte Stücken zur Hölle,
Fürchtet er nimmer, ſie werde ihm heiß.

Streng und ſtark den Hammer ſchwingend
Kennt des Grobſchmieds kalte Bruſt,
Stahl und Eiſen ſtolz bezwingend,
Nur des Schlagens rohe Luſt.
Winket Ruhe Andern labend,
Iſt ihm Hämmern nur ein Schmaus;
Drum bläut er zum Feierabend
Noch der Frau den Rücken aus.

Aber, wie leiſe vom Zephyr erſchüttert
Schnell die äoliſche Harfe erzittert,
Fürchtet der Schneider den häuslichen Brand;
Zärtlich geängſtet von zornigen Mienen,
Suchet er knieend das Weibchen zu ſühnen
Und der Pantoffel — entſinkt ihrer Hand.

In des Wehrſtands Herrſchgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit der Knute lehrt der Scythe,
Daß der Pole nur ſein Knecht.
In dem Exerzier-Getümmel
Schwingt den Stock der Corporal,
Und kuranzt den Bauernlümmel
Wie den Stutzer, ohne Wahl.

Aber mit Sanftmuth hoch über dem Tadel,
Führen die Schneider den Scepter der Nadel,
Einen verſöhnend, was platzend getrennt;
Wiſſen die Stücke, die ewig nicht paſſen,
Wieder in liebliche Formen zu faſſen,
Daß man das Alte im Neuen nicht kennt.

In des Tiſchlers Handwerksſtädte
Iſt der Leim Autorität;
Und er leimt ſo früh als ſpäte,
Leimt die Kunden und das Brett.
Bis er Sprung und Makel berge,
Hat er weder Raſt noch Ruh;
Selbſt den Riß zerſprengter Särge
Klebet er mit Leime zu!

Aber der Schneider der Formen-Gebieter,
Nähert das Ird'ſche dem Göttlichen wieder,
Mit des Geniees allmächt'ger Gewalt.
Das Ideal nur im Auge, das hehre
Iſt der Triumph ſeiner Nadel und Scheere,
Des Incroyable's verklärte Geſtalt!

Liebe und Waſſer.

(Stegreifrede.)

Verwundern Sie ſich, verehrte Anweſende, nicht über die dem Anſcheine nach ſonderbare Zuſammenſtellung! Sie werden ausrufen: Wie kommt Liebe und Waſſer zuſammen? Das iſt ja wie Tag und Nacht, Wärme und Froſt, Harmonika und Froſchgeſchrei, Schiller und Holtei. Aber gedulden Sie ſich nur einen Augenblick und Sie werden die mannigfachen Beziehungen zwiſchen Liebe und Waſſer einſehen, Sie werden begreifen, daß wenn Liebe nicht geradezu Waſſer iſt, ſie doch oft zu Waſſer wird, daß ſie viel mit Waſſer zu thun hat; daß ſie mit einem Worte aus, mit, durch, von Waſſer beſteht, entſteht, dauert und darin vergeht.

Die Liebe fängt an mit Thränen — was ſind Thränen anders als — Waſſer? Die Liebe wird fortgeſetzt in Liebesbriefen; was enthalten Liebesbriefe? — Waſſer. Die Liebe wird forcirt mit Gedichten. Was ſind dieſe Gedichte? Ebenfalls Waſſer. Die Liebe endigt mit Thränen am Traualtare, und wenn dieſe Thränen auch Perlen wären, ſo ſind ſie doch nicht von beſſerem Waſſer als die erſten Liebesthränen. Aus Liebe geht und ſpringt man in das Waſſer. Das Waſſer iſt alſo das Element der Liebenden. Die Liebe iſt einem Gewitter zu vergleichen. Bei'm Ge-

witter kommt erſt der Regen, dann das Donnerwetter; in der Liebe kommen erſt die Thränen und dann das Donnerwetter; ich meine den Eheſtand. Man hat Blitz- und Hagelableiter erfunden. Warum hat man nicht Blitz- und Hagelableiter für die häuslichen Gewitter des Eheſtandes erfunden? Dieß wäre eine heilbringende Erfindung!

Das Sprüchwort ſagt: In vino veritas, d. h. im Weine liegt die Weisheit, oder die Weintrinker ſind weiſe. Haben Sie jemals gehört, daß im Waſſer die Weisheit liege, oder daß ein Verliebter jemals weiſe war? Das Waſſer iſt unbeſtändig; gibt es eine beſtändige Liebe? Ich ſage: nein, und berufe mich auf das Zeugniß der hier verſammelten Ehemänner. Das Waſſer wird leicht trübe, und wer wird leichter betrübt, als ein Verliebter? Das Waſſer erhält nüchtern. Sehen die Verliebten auch berauſcht aus, ſo ſind ſie doch immer nüchtern im Kopfe. Man hat die Erfahrung gemacht, daß ſeit Erfindung der Cadet de Vaux'ſchen Waſſerkuren die Verliebtheiten zu-, und die Ehen abgenommen haben; dagegen aber haben ſich die Irrenhäuſer gefüllt, ob mit Verheiratheten oder Unverheiratheten, iſt noch nicht ermittelt worden. Kann man auf Waſſer Häuſer bauen? Nein! Kann Jemand auf ſeine Geliebte bauen? Ich weiß es nicht und berufe mich auf das Zeugniß der hier verſammelten Damen.

Unter allen Dichtern war Pindar der einzige Narr, welcher auf das Waſſer ein Gedicht machte; wenn auch die Anzahl der Narren, die auf die Liebe Gedichte machten, größer iſt, ſo iſt darum noch nicht erwieſen, daß ihre Gedichte nicht wäſſerig ſind. — Als Gott der Herr ſah, daß die Menſchheit zu ſehr verliebt wurde, und ſich jeder zehn bis zwölf Weiber nahm, da dauerten ihn die armen Männer; denn es beſtanden damals noch keine Irrenhäuſer;

und er schickte ihnen vierzig Tage und vierzig Nächte lang Wasser, um sie abzukühlen und nach den Regeln der Homöopathie nüchtern zu machen. Der liebe Herrgott war also der erste Homöopath.

Weil sie aber vor Liebe blind waren, so hatten sie nicht schwimmen gelernt und ertranken. Adam war im Paradiese glücklich, bis es ihm einfiel, sich in Eva zu verlieben; als ihn aber Eva unter den Pantoffel gebracht, und er vom Baum der Erkenntniß mit ihr gefrühstückt hatte, wurde das Paradies für ihn zu Wasser. Moses führte die Israeliten durch's rothe Meer trocknen Fußes hindurch. Hofrath Böttiger, der Bischof Münter in Kopenhagen, Cuvier und de Sacy wollen zwar erforscht haben, daß Moses den Israeliten befahl, um ihre Schuhe Blätter aus der „Hegelzeitung" und dem „Gesellschafter" zu wickeln, wo sie dann trocknen Fußes hindurch kamen; auch soll die israelitische Hofkapelle die Ouvertüre aus Spontini's „Agnes von Hohenstaufen" und ein Finale aus „Prinz Lieschen" aufgespielt haben: dem war aber nicht so. Im israelitischen Zuge befanden sich viele Verliebte, und als diese das Wasser erblickte, fürchtete es sich; es glaubte, sie würden sich hineinstürzen, und zog sich zurück. So kamen die Israeliten trockenen Fußes durch das rothe Meer.

Das Sprüchwort sagt: der Krug geht so lang zu Wasser, bis er bricht. Ich sage: Ein Verliebter ist so lange ein Thor, bis er sich die Hörner im Ehestande abläuft, um dann neue zu bekommen. Die Juden sagen: Das Wasser hat keine Balken. Haben Sie schon jemals einen Verliebten gesehen, auf den man sich hätte fest verlassen können? Wenn die Sonne recht glühend scheint, so sagt man: sie zieht Wasser. Wenn der Mond recht hell

ſcheint, ſo ſeufzen die Verliebten; der Mond aber zieht ihnen das Bißchen Geiſt aus dem Kopfe, und läßt das Waſſer als Niederſchlag zurück.

Alle Thiere, die beſtändig im Waſſer leben, ſind ſtumm, und können keinen vernünftigen Ton hervorbringen. Haben Sie jemals von einem Verliebten ſchon ein vernünftiges Wort gehört?

Wenn ich an das Waſſer denke, ſo fällt mir immer die Sündfluth, und bei der Sündfluth fallen mir die Schulden mancher adeligen Familie ein: Wenn ich aber an die Liebe denke, ſo fallen mir meine dummen Streiche, und bei dieſen fällt mir der Sand am Meere ein.

Verehrte An- und Abweſende! Ich ſage auch Abweſende, weil ſich inzwiſchen Mehrere entfernt haben. Ich weiß nicht, ob ich die Anweſenden wegen ihrer Geduld, oder die Abweſenden wegen ihres Geſchmackes mehr verehren ſoll. Alſo Verehrte! Irren iſt menſchlich, und da die Beſcheidenheit unter meinen vielen Tugenden keinen unbedeutenden Platz einnimmt, ſo will ich auch zugeben, daß ich in der ganzen Sache vielleicht eine falſche Anſicht habe. Iſt dem ſo, ſo bitte ich die anweſenden Herren, mich von meinem Vorurtheil gegen das Waſſer und die anweſenden Damen, mich von meinem Vorurtheile gegen die Liebe zu heilen. Alſo die Erſteren mögen mir beweiſen, daß dieſer Wein wirklich kein Waſſer iſt, und die Letzteren mögen mich lieben. Ich ſetze voraus, daß ich ſehr gelehriger Natur bin.

Bis dahin aber ſage ich: Zwiſchen Waſſer und Liebe gibt's keinen großen Unterſchied. Ich habe dieſe Rede mit vieler Liebe begonnen, und was iſt daraus geworden? — Waſſer!

Das Billard- und Lebensspiel.

Auf der großen Billardtafel der Welt werden die Menschen durch die harten Stöße des Queues von einer Bande des Unglücks zur andern geschleppt. Da werden wir von unsern Brüdern auf jede mögliche Weise verfolgt! Auch dann, wenn wir dem Doublet ihrer Ränke, den boshaften Feinheiten ihres Schnitts entgangen sind, wenn wir uns auf dem grünen Tuche der Hoffnung in die Kammer der Ruhe gespielt haben, sind wir noch nicht vor ihnen sicher; auch bis dahin verfolgen sie uns mit ihrem lieblosen Bricole. Alles bieten sie wider uns auf! Den Bock der Cabale, die Masse der Intrigue! Alles benutzen sie zu unserem Schaden, und bringen uns mit dem Tourné der Arglist die empfindlichsten Stöße bei, bis wir endlich, von so vielen Seiten angegriffen, in die Eck- und Mittel-Löcher des Jammers gemacht werden.

Aber, wie oft werden auch ihre endlosen Desseins vereitelt! Wie oft verlaufen sie sich selbst in die Gruben, welche sie Andern bestimmt haben! — Wie oft verkixen und verquetschen ihre fein ausgesuchten Plane! Wie oft werden sie durch unvermuthete non passirte Schweizer gestraft! Wie oft macht ein unglückliches Verspringen ihrer Bosheit ein Ende! —

So handeln Menschen gegen Menschen, die sich zu allen Zeiten, in heitern und trüben Tagen, à la ronde die

Hand reichen, und mit den Marken ihres Vermögens beistehen sollen, anstatt daß sie ununterbrochen in Zwietracht und à la guerre leben, und einer den Andern häufig collé zieht und, mit inniger Schadenfreude, darauf denkt, wie er ihn um die Carolina seines Glücks bringen und — quadruple oder matsch machen kann.

Beimspiel mit der Sylbe „Enz."

Personen: Herr von Gablenz.
Magister Posenz.
Thorschreiber Lorenz.

Stumme Person: Der Kutscher Stenz.

Die Scene ist an einem Thore vor Leipzig. Auf die Frage Woher? Wohin? antwortet der Magister:

Es sind Seine Excellenz
der Herr von Gablenz,
Neffe des General Polenz,
Erb- und Gerichtsherr zu Graudenz,
Volontair des Leibregiments,
genannt Prinz Clemens,
unter sächsischer Potenz, —
kommen über Bregenz,
aus der Gegend von Coblenz.
Wegen verschiedener Concurrenz

und einer gewiſſen Tendenz
geht's, noch vor künftigen Lenz,
über die böhmiſche Grenz,
durch die kaiſerliche Reſidenz
zur nöthigen Aſſiſtenz
nach dem ſchönen Florenz.
Nach meiner Reminiscenz,
iſt im Coffer, außer dem Terenz,
der kleinen Reiſecredenz
des Herrn von Gablenz,
ſechs Flaſchen Mageneſſenz
für den Senator Berenz,
einem Negligée für Jungfrau Martenz
nichts weiter von Conſequenz;
Im Hauſe des Doctor Menz,
vielleicht auch bei Superintends,
iſt der Ort unſrer Permanenz.
Wegen Länge hieſiger Exiſtenz
ſind wir noch in Suspenz;
die letzte Competenz
liegt immer in der Sentenz
des Omnipotens;
mit ihm heißt's „nolens volens"
ihn jammert unſre Inſolenz.

Ich, meiner Seits, bin Magiſter legens
mein Name iſt Poſenz,
der uns kutſchirt, heißt Stenz,
ſein Geburtsort iſt Camenz;
unſern eigentlichen Sequenz,
einen gewiſſen Colenz,
ließen der Herr von Gablenz

wegen einer Influenz
zurück in Graudenz.
Durch Hülfe der Providenz
iſt er jetzt Reconvalescenz;
ſo ſagt unſer Correſpondenz.
Was beträgt hier die Expenz?
Und was iſt ſonſt Convenienz?

Der Thorſchreiber.

Ohne alle Circumferenz
oder geſuchte Eloquenz,
geſchweige einer Inſolenz,
wohl aber, in gebührender Deferenz,
referire ich Sr. Excellenz:
Die zu beſtehende Expens
iſt, ſonder Differenz,
bei einer Eminenz,
einer Excellenz
und, Euer Magnificenz,
nicht mehr, als ſechs Pens.
In möglichſter Decenz
mach' ich Seiner Excellenz,
und Ihnen, Herr Magiſter legens,
meinen Reverenz! —
Ehmals hatt' ich Subſiſtenz
aus der Küche des Präſidens;
Da gab's Corpulenz,
verbunden mit Independenz,
für'n Thorſchreiber Lorenz.
Ich bitte höflich um Indulgenz
wegen etwaiger Imprudenz.

Herr von Gablenz.

Poß Blitz über das Grenz!
und ewige Geschwänz
und eure Impertinenz!
Ists doch ein Spektakel, als brennt's!
dergleichen verdammter Nonsens
ist Höllenpönitenz!
Der Teufel hör' ohne Vehemenz,
oder, gar ohne Indolenz
solchen Schnack ohne Consistenz,
Lieber Herr Magister Posenz,
legen Sie mal aus den sechs Pens!
Und er, Herr Lorenz,
mit seiner Corpulenz,
seinem Reverenz,
und seiner Turbulenz,
pack' er sich zur Schwänzelenz!
Und nun, fahr' zu, Stenz,
halt' gut Cadenz,
sey nicht absens!
Sonst glaub' mir in Confidenz,
so wahr ich heiße Gablenz, —
du kriegst die Pestilenz
noch vor der Ankunft in Florenz!

Curiosa und Anekdoten.

Die Väter.

Zwei Jungen balgten sich, wie zwei erboste Kater;
Der Bastard Görgel drosch auf Junker Fritzchen zu.
„Geh, Lümmel," brüllte Fritz, „du hast ja keinen Vater!"
„Hoho," rief Görgel, „mehr als du!"

Man brachte einem Sohne des Nachts die Nachricht, daß eben seine kranke Mutter verschieden sey. Er legte sich dehnend auf die andere Seite mit der Aeußerung: „Ach Gott! Wie betrubt werde ich morgen seyn, wenn ich aufstehe!"

Eine vornehme Frau sagte bei der Begräbnißfeierlichkeit ihres Gatten ernst und wehmüthig: „Ach! wie würde sich mein Mann freuen, wenn er diesen Leichenzug sähe! Er hatte die Feierlichkeiten so lieb!"

Als im letzten Kriege ein Landmädchen von einem französischen Soldaten geschwängert war und ihre Entbindungszeit herannahte, sagte sie in ihrem Grame unter an-

dern zur Mutter: „Was mich am meiſten kränkt, Mutter! Das arme Kind, wenn es zur Welt kommt, wird kein Deutſch verſtehn!“

Eine junge, ſchöne Frau hatte in einer Muſikhandlung mehrere Arien erkauft, und — ſtieg eben wieder in ihren Wagen, als ihr einfiel, noch eine vergeſſen zu haben. „Was befehlen Sie noch, holde Dame?“ fragte der aufmerkſame Ladendiener.

„Den Abſchiedskuß, bevor wir ſcheiden!“

Plötzlich ſchwang ſich der junge Mann zu dem Wagen empor und küßte ſie herzlich und feurig. Den in Noten geſetzten, verſicherte er hinterdrein, kenne er nicht.

In einer deutſchen Provinzſtadt, wo ſich franzöſiſches Militär befand, ſaß ein franzöſiſcher Offizier neben einer Rathsherrntochter, als eben der Theaterzettel gebracht wurde, mit der Ankündigung: „Nathan, der Weiſe, von Leſſing.“ Der Offizier fragte nach dem Namen des Stücks: Seine ſchöne, gefällige Nachbarin überſetzte ſchnell: „Nathan le blanc.“

Neulich deutſchten auf deutſch vier deutſchige Deutſchlinge deutſchend,
ſich überdeutſchend an deutſch, welcher der deutſchendſte ſey.
Vier deutſchnamig benannt: Deutſch, Deutſcherig, Deutſcherling, Deutſchdich;
ſelbſt ſo hatten zu deutſch ſie ſich die Namen gedeutſcht.
Jetzt zuſammen gedeutſcht, wettdeutſchten ſie, deutſcher zu deutſchen,
deutſcheren Comparativ, deutſcheſten Superlativ.

„Ich bin deutscher, als deutsch; ich noch deutscherer; deutschester bin ich;
ich bin der deutschestere, oder der deutschereste.“
Darauf durch Comparativ und Superlativ fortdeutschend,
deutschten sie auf bis zum deutschesterestereſten,
bis sie vor comparativiſch- und superlativiſcher Deutschheit,
den Positiv von deutsch hatten vergessen zuletzt.

In musikaliſcher Hinsicht schrieb ein Sprachreiniger dergestalt:

„Ich komme eben aus dem Zusammenklange. Herr A. spielte auf der Hellpfeife einen Zweiklang, den Herr B. sehr schön auf dem Schnarrbündel begleitete. Auch Herr C. spielte sehr brav einen Wetteifer auf der Brummgeige, mit Herrn D., einem anerkannten Klanghelden auf dem Leiſestark“ u. ſ. w.

(Es bedarf wohl kaum der Hinweiſung auf Concert, Clarinette, Duett, Fagott, Concertante, Violoncello, Virtuoſen und Pianoforte!)

Krieger näherten ſich dem Rheinſtrom bei Mainz. Einer fragte ſeinen Nebenmann: Wie heißt dieſer Strom? — Rhein, rief der Gefragte. — Schau, rief jener, bei uns fließt er auch, aber da heißt er halter die Donau.

Ein ärztliches Spiel.

(Von Juſt. Kerner.)

Erſter Beſuch.

Der Kranke.

Freund! ich liege ſchwer darnieder!
Schmerz durchzuckt mir alle Glieder.
Habe Huſten, Hitze, Frieren
Und beſtändiges Abführen.

Der Arzt.

Ja! Ihr Puls zeigt etwas Fieber;
Ein Schleimfieberchen, mein Lieber!
Doch Laxiren hilft dagegen.
Wenn Sie dann auch ſchwitzen könnten!
Hab' ſo hundert Patienten! —
Das macht einzig dieſer Regen.

Zweiter Beſuch.

Der Kranke.

Ich muß herzlich mich beklagen,
Ihr Laxier zerreißt den Magen,
Mehrt den Huſten und das Stechen,
Wirkt ganz der Natur entgegen.

Der Arzt.

Wie Sie immer bald verzagen!
Dies Laxier iſt wahrer Segen,
Und wird Ihre Krankheit brechen.
Laſſen Sie's nur repetiren!
Und daß beſſer Sie's ertragen,
Kann man noch dabei klyſtieren.
Was Sie von Verſchlimm'rung ſprechen,
Von vermehrtem Huſten, Stechen,
Daran iſt gar nichts gelegen:
Denn das kommt allein vom Regen.

Dritter Beſuch.

Der Arzt.

Charmant iſt jetzt die Zunge,
Die Haut gar nicht mehr brennt,
Der Huſten aus der Lunge
Iſt ganz erwünſchten Schalles,
Der Puls iſt gut, gut Alles!

Der Kranke.

Nur nicht der Patient!

Vierter Beſuch.

Der Kranke.

Lieber Freund! mir wird's ſtets enger,
Haut und Zunge ſind ganz trocken,

Meine Pulse fühl' ich stocken
Und mit mir ist's bald vorüber.

Der Arzt.

Sie sind zu verzagt, mein Lieber!
Gar nichts ist's, als daß, je länger
Sich der Himmel nicht aufkläret,
Und der dumme Regen währet,
Allen Kranken es wird bänger.
Alle meine Patienten
Führen fast die gleiche Klage.
Ja! wenn wir auch machen könnten
Schöne, sonnenhelle Tage!
Nehmen Sie die Medizin,
Die eröffnende, forthin!
Glauben Sie's — kommt Sonnenschein
Und cessirt der dumme Regen,
— Und das kann ja morgen seyn —
Springen Sie mir rasch entgegen,
Aber — nehmen Sie nur ein! —

Fünfter Besuch.

Der Kranke.

Wasser! Wasser! Wasser nur!
Darf ich's nehmen, o mein Lieber?
Immer ruft in mir Natur:
„Wasser, Wasser heilt dein Fieber!"

Der Arzt.

Das sind krankhafte Gelüste!

Jede rationelle Kur
Muß das Waſſer hier verſagen.
Einen warmen Thee man rüſte! —

Der Kranke.

„Waſſer! Waſſer!“ ruft Natur.

Der Arzt.

Wenn man's wärmte und verſüßte,
Könnten Sie es wohl ertragen,
Aber ſchädlich wär' es pur.
Doch, zu huld'gen Ihrem Glauben,
Will ich Ihnen wohl erlauben,
Wann Sie nahmen die Mixtur,
Waſſer in den Mund zu bringen,
Aber ja nicht zu verſchlingen.

Sechster Beſuch.

Der Kranke.

Mein Freund! nun fällt kein Regen mehr herab,
Die Sonne iſt mit vollem Glanz gekommen,
Doch meine Krankheit hat heut zugenommen,
Und meinen Durſt löſcht nur das kühle Grab.

Der Arzt.

Melancholie! Ihr Fieber nimmt ſehr ab,
Und darum Sie ſich heute matter fühlen;
Doch werd' ich ſogleich Ihnen Kraft erzielen
Durch Baldrian, den ich ſtets ſiegreich gab.

Der Kranke.

Nichts! nichts! vor all dem Quark ich Eckel hab'!
Nichts mehr von Arzenei! — nur Waſſer reichet
Mir endlich, und dann leget mich ins Grab!

Der Arzt.

Sie ſprechen irr! Sie würden ſich abkühlen!
Nur warmer Thee den zähen Schleim erweichet!
(Er ſchüttet ihm Thee ein.)

Der Kranke (in Zuckungen).

O welche Schmerzen noch mein Herz durchwühlen!
Licht! Licht! Ihr ſchwarze Todesſchatten, weichet!

Der Arzt (für ſich).

Er trank wohl Waſſer heimlich, — er erbleichet!
(Er ruft dem Sterbenden ins Ohr)
Mein Lieber! es iſt nichts, als daß zu ſchnelle,
Weil Sie ſo viel auf's kalte Waſſer hielten,
Sie welches tranken wohl und ſich abkühlten;
Auch kam zu raſch auf Regen trock'ne Helle.

Der Sterbende.

Nimm auf mich, Helle! — Gott Dank! ich vollbracht es!
(Er ſtirbt.)

Der Arzt.

Er ſtirbt! — ja! — ja! — — Ganz eigen! — Doch ich
dacht' es!
Die Section wird zeigen, was gemacht es.

Vorſchlag zur Errichtung einer Maulhelden-Legion.

(Von Friedrich.)

Es iſt bekannt, daß die Helden ſich in Fauſt- und Maulhelden eintheilen.

Die erſten machen wenig Worte, deſto beſſer aber ſchlagen ſie zu, wenn's zum Klappen kommt. Solche Fauſthelden waren unſere nervigten Vorfahren, und, gottlob unſer Vaterland iſt auch jetzt noch nicht arm daran. Leider aber werden ſie oft von den Maul- oder Zungenhelden überſchrieen.

Bei dieſen nämlich ſitzt der nervus und die Heldenkraft in der Gurgel, weßhalb man den veralteten Ausdruck: Kriegsgurgeln, ausſchließlich auf ſie anwenden ſollte. Dieſe Maulhelden taugen daher wenig zum Zuſchlagen, deſto beſſer aber könnte ihr Talent auf eine andere Art benutzt werden. Denn es kommt in der Welt, beſonders im Kriege, gar viel darauf an, daß jedes an ſeiner rechten Stelle ſtehe.

Man ſollte nämlich aus dieſen Maulhelden eine eigne Legion errichten.

Ihr Exercitium müßte darin beſtehen, daß ſie zu gleicher Zeit ein furchtbares Gebrüll oder Hurrahgeſchrei erheben. — Die Kriegsgeſchichte beweiſet, wie oftmals ein wohlangebrachtes Gelächter den angreifenden Feind außer

Faſſung gebracht oder verblüfft hat. Wie viel größer muß die Wirkung ſolcher Maulſchlünde ſeyn, wenn ſie, gleich einer maskirten Batterie von Feuerſchlünden, im entſcheidenden Momente gegen den unvorbereiteten Gegner gerichtet werden!

Einzelne Rotten ſolcher Maulhelden könnten auch hin und wieder unter die Fauſthelden vertheilt werden. Denn Klappern gehört zum Handwerk, und auch beim Kriegshandwerke kommt es darauf an, daß man mehr Geſchrei von ſich mache, als dahinter iſt, und die Lücken und ſchwachen Punkte damit auszufüllen ſuche.

Der Haupt-Effekt aber hinge von der Generalmaulſalve ab, und wie in der Ouverture zu einer heroiſchen Oper die Pauken, Hörner und Poſaunen den eigentlichen Knall-Effekt hervorbringen, und oft bis zu Ende geſpart werden, ſo müßte auch dieſe Generalmaulſalve für den Moment vorbehalten bleiben, wenn die Kataſtrophe der Schlacht ſich nahet, das heißt, wenn alle Streitkräfte in voller Gegenwirkung ſind, und es nun darauf ankommt, durch irgend ein Blendwerk von Verſtärkung ein plötzliches paniſches oder ſpaniſches Schrecken unter den Feinden zu verbreiten.

Doctor Martin Luther als Vater.

Vor dem Weihnachtsfeste möchte insbesondere den Eltern, die im Besitze des größten beseligendsten Reichthums, guter, für alles Edle empfänglicher Kinder sind, nachstehender, mit aller typographischen Genauigkeit hier abgedruckter Brief des großen Mannes, der selbst in seinem vielbeschäftigten und stets kämpfenden Lebensdrange die innigste und treueste Vaterliebe nie verläugnete, gewiß freudiges Interesse gewähren:

„An mein liebes Sönlin, Hensichen Luther.

Gnad und Fried in Christo. Mein herzliebes Sönichen! Ich sehe gern, das du wol lernest und vleissig betest, Thue also, mein Sönichen und fahre fort, Wann ich heim komme, So will ich dir ein schön Jahrmarkt mitbringen, Ich weiß ein hübschen lustigen Garten, Da gehen viel Kinder innen, haben guldene Röcklin an und lesen schöne Opfell unter den Beumen und Birnen, Kirsschen, Spilling und Pflaumen, Singen, springen und sind fröhlich, Haben auch schöne kleine Pferdlin mit gulden Zeumen und silbern Satteln. Da fragte ich den Man, des der Garten ist, Wes die Kinder weren. Da sprach er, Es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind.

Da sprach ich, Lieber Man, Ich hab auch ein Son, heisst Hensichen Luther, möcht er nicht auch in den Garten komen, Das er auch solche schöne Opffel und Birn essen

möchte, Und solche feine Pferdlin reiten, Und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Man, Wenn er gern betet, lernet, und from ist, So sol er auch in den Garten komen, Lippus und Jost auch, Und wenn sie alle zusammen komen, So werden sie auch Pfeiffen, Paucken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, Auch tantzen und mit kleinen Armbrüsten schiessen.

Und er zeigte mir dort eine feine Wiesen im Garten, zum tantzen zugericht, Da hingen eitel güldene Pfeiffen, Paucken, und feine silberne Armbrüste, Aber es war noch frue, Das die Kinder noch nicht gessen hatten, Darum kundte ich des tantzes nicht erharren. Und sprach zu dem Man, Ach lieber Herr, Ich will flugs hingehen, und das alles meinem lieben Sönlin Hensichen schreiben, Das er je vleißig bete, wol lerne und from sey, Auf das er auch in diesen Garten kome, Aber er hat eine Mume Lene, die mus er mitbringen. Da sprach der Man, Es soll ja sein, Gehe hin und schreibe ihm also.

Darumb liebes Sönlin Hensichen, lerne und bete ja getrost, Und sage es Lippus und Justen auch, Das sie auch lernen und beten, So werdet jr miteinander in den Garten komen. Hiemit bis dem lieben allmechtigen Gott befolhen, und grüsse Mumen Lenen und gib ihr einen Kus von meinetwegen. **Anno MDXXX.**

Dein lieber Vater

Martinus Luther."

Aus „Prehauser oder: der wienerische Hanswurst."

Von Johanne Wurstio.

(Schluß.)

Hanswurst ziehet aus Holland nach Westphalen, und hat wieder lächerliche Streiche vor.

Sauschunken seh' ich zwar Knackwürst und andre Sachen;
Was soll ich ganz allein bei'm Pumpernickel machen?

Der unbeständige Glückswechsel hat wohl seltsame Schwänke und Ränke mit dem menschlichen Leben, das Glück treibt ein stetes blindes Mäuselspiel, einer zupft es hinten, der andere zupft's vorn, jeder thut darnach schnappen, doch keiner kann's ertappen, und wann man schon meint, man hat's in der Hand, so fliegt es fort über Wasser und Land; dergleichen sittliche Lehrspunkten hat mir einstens zu Kaltenhausen ein Gelehrter in dem langen Bierkeller entdeckt, und ich habe sie vor bewehrt befunden, denke auch noch heutiges Tags daran, sonderbar bei meinem unvermuthen Reiswechsel, welcher durch so viel seltsame Zufälle manchen sinnreichen Kopf müd machen wird, im Fall man anders diesem importanten Werk recht nachdenken will, und gleichwohlen habe ich noch den Endzweck

nicht erreicht, daher glaubte ich unfehlbar den Anker meiner Hoffnung in Westphalen auszuwerfen, von welchem Land man mir viel Lobwürdiges erzählte, sonderbar die Küchengeschichten betreffend, wie daß nehmlich ein solcher Vorrath an Schweinefleisch darin anzutreffen, daß man mit den Würsten die Zäune machte, mit dem Speck die Dächer bedeckte, die Sauschunken statt der Marksteine aufrichtete, und was man noch ferners zu solcher Wirthschaft nöthig hat. Dieses Land (fing ich an zu reden) wird mir wohl zu Statten kommen, indem ich zu Salzburg bei dem Riepel das Saufleisch schon gewohnt, und mit solchem meinen hungrigen Magen wieder einrichten kann. Ich rückte kaum an die Gränzen von Westphalen an, so sahe ich schon von weitem die Schlot oder Feuer rauchen, die geselchten Schunken rochen je näher je besser, mithin merkte ich's aus dem Geruch, daß ich unweit von Westphalen seyn werde. In dem ersten Haus, wo ich einkehrte, setzte man mir eine Knackwurst vor, an welcher ich eine lange Zeit zugebracht, dann sie war schon etwas alt und dürr, daß ich vermeinte ich kaucte einen alten Karäbatsch, wie solchen zum Sau-Treiben der Riepel zu Haus hinter der Thür hangen hat, übrigens habe ich weiter noch nicht viel gesehen, welches mir zur sonderbaren Consolation meiner so weiten Reise gereichte, Zimmer und Kammer waren voll Kienruß und Rauchen, wie die Wachtstuben, wo man nichts als Tabak pflegt zu schmauchen, oben in der Höhe thäten sich zeigen, allerhand hangende Hühnersteigen, diese legten den Bauren brav Eier, dann in denen Selchkammern war's immer warm von Feuer, da dachte ich in meinem Sinn, dieses geht im Winter zwar hin, im Sommer aber wird es sich nicht schicken, man könnte ja vor Hitz und Rauchen ersticken, ließe mir auch keines Wegs einfallen, daß ich schon

recht mitten in Westphalen wäre, sondern glaubte, dieses Haus, wo ich einkehrte, wird wohl eine abgelegene Herberg seyn, aber ich habe von Stunden, fast überall dergleichen gefunden, könnte mich also mit harter Mühe entschließen einigen Dienst anzutreten: die Stuben waren mir zu finster, die Meilen zu lang, das Bier aber zu dünn, ich wußte mehrmalen nicht wohin? Nichts destoweniger zwingte ich mein Gemüth nach Art der größten Helden, und überlegte die Sachen wohl, in Betrachtung, daß auch die tapfersten Männer, Generale und Feld-Obriste viele beschwerliche Märsche haben, ja es wünschte ihm der unüberwindlichste Alexander selbst in dem Faß des Diogenis zu wohnen, wann er nicht Alexander wäre, warum sollte ich in Westphalen zu bleiben einiges Bedenken tragen? Endlich weil ich eben den Namen einer Wurst führte, gedachte ich unter den Knackwürsten eine Zeit lang zu patientiren, bis das Unglückswetter vorüber, und der günstige Himmel mir wieder ein heiteres und freundlicheres Gesicht zeigte. Das Geschick fügte es, daß ich indessen mehrmal zu einem Bauren gerieth, der war ziemlich stark von Person, und fraß täglich eine ziemliche Portion, in aller Früh ging schon an der Handel, da saß er zur westphälischen Bierkandel im Fressen und Saufen geschwind und fix, ein Sauschunken war ihm als wie nix, zwei Dutzet Knackwürst ein Schmuck und ein Druck, rohen Speck fraß er ganze Stuck, ich mußte auf der Seiten Hühnersteigen machen und trug großes Verlangen, ob nicht auch das Sequens an mich würd' gelangen, aber es war um einen ganzen Baurenschuh gefehlt, ein rußiger Grindschippel brachte mir ein langes Brod daher, welches, damit ich die Wahrheit sag, schon 24 Stund im Ofen lag, schwarz und halben Theil verbrennt, man hat mir's den Pumpernickel

genennt, dieſes, dacht ich, iſt wohl etwas vermeſſen, ein ſolches Brod hätt' unſer Nickel der Unter-Knecht zu Salzburg nicht geſſen, und dieſes ſetzt man mir für, als einen Foreſtier? Dieß hat mich recht mortifizirt, der Riepel hat mich beſſer tractirt, wann nur ich hab ein Färel abgeſtochen, ſo trug ich zum Lohn, entweder ein Plunzen oder eine Bratwurſt davon. Was? wie würden die Buben zu Salzburg nit lachen, wann ſie mich in Weſtphalen ſeheten Hühnerſteigen machen, das wäre mir ja in unſerem Land mein Lebtag ein Spott und eine Schand: Die fernere Worte, die ich heimlich in dem Herzen geführt, kann ich vor Wehmuth nicht ſo ausdrücklich geben, gedachte anbei Tag und Nacht, wie ich dieſen groben weſtphäliſchen Bauren könnte einen Poſſen reißen, daß er lang genug an den Wurſtel zu gedenken hätte; mein Handel ging an, der Bauer reiſete einſtens aus, und kam zu Nacht nicht nach Haus, ich erwiſchte zu der Selchkammer den Schlüſſel, da fand ich erſt rechte gute Biſſel; jetzt Wurſtel (redete ich mir heldenmüthig zu) jetzund kannſt es erleiden, in dieſem Rohr iſt gut Pfeifen zu ſchneiden, ſehe dich nur rechtſchaffen für, dann Wälſchland liegt mehr als 3 Meil von hier, du biſt ohnedem unglückſelig in der Welt, es möcht dich unter Wegs hungern, wohin ohne Geld? Nach dieſem griff ich das Werk an, und nahm in jeden ledernen Hoſenſack zwei ſchweinerne Zungen, das hat mir trefflich gelungen, ſodann heftete ich hinten unter die Joppen an meine lederne Gürtel vier weſtphäliſche Schunken, haben zwar ein wenig geſtunken, jedoch in der Noth, waren's gleichwohl beſſer als trockenes Brod; eine rohe Seite Speck, nahm ich auch hinweg; mit dieſem ſchweinernen Proviant, zog ich heimlich aus dem Land, da ich aber durch das Dorf ging, kam ich ſehr übel angeſtochen, dann die Baurenhund haben die

Schunken gerochen; alle waren über mich, daher ließ ich die Speckſeiten im Stich, und während der Zeit da die Hund untereinander thäten raufen, thät ich drei ganze Viertel Meilen laufen, ganz wohl getröſt, ſintemalen das übrige Proviant war noch in einem glückſeligen Stand, endlich ſetzte ich mich unter eine dickbelaubte Hecken, nahm meine ſchweinerne Zungen aus den Säcken, aß davon ſo viel mir war vonnöthen zu ſtärken den Magen, kam alſo aus Weſtphalen nach Italien ganz geſund in wenig Tagen.

Hanswurſt erreicht Wälſchland, hat allda bei einem Bauren wiederum einen beſchwerlichen Dienſt.

Zugleich den Eſel ſtupfen, nebſt dem Cytarrenſpiel,
Fürwahr zwei Arbeit ſeyn auf einen Mann zu viel.

Da ich mich nun mittelſt einer guten Weggzehrung meiner entwendeten Knackwürſten und Weſtphäliſchen Schunken in etwas entringert, erreichte ich allgemach das edle Wälſchland, und komme Anfangs gleich in ein wälſches Dorf, wo mir ein Häckelmacher und Mausfallen-Krämer begegnete, er hatte ein Stück Käß in der Hand, und ſang durch das Dorf:

Gauf, gauf, mein lieber Leuth!
Adesso, Subito.
Trag ickh viel Murmelthier in Sack,
Viel Häckherle, Häckherle Mausfall mackh,
Ob ſchon die Deutſch mich nur auslackh,
Gauf, gauf, mein lieber Leuth!

Dieſes Stückel war kurz und doch ſchön, in dieſem Land mag es luſtig zugehen, ſetzte alſo meinen Weg weiter fort, und kam in weniger Zeit nach Napoli; dort habe ich die ſchöne Pferde betracht, auch davon in einer Stund 3000 zu Wallachen gemacht, Häuſer hab ich geſehen, darin waren die Fenſter ſo hoch und ſo breit, meines Riepel ſein Heuſtadel iſt nicht ſo weit, mitten außen Fenſter, gingen allerhand ſchöne G'ſpenſter, ſtunden d'roben wie die Döckeln, in neugewaſchenen Röckeln, wann unſere Dirn auf den Tanzboden kömmen, thun's kein ſo weißen Pfalden umnehmen, holla! fiel mir ein, iſt Neapel ſo ſchön ganz allein, wie wird erſt das ganze Wälſchland ſeyn, entſchloß mich mithin ganz Italien durchzureiſen. Zu Napoli ging ich Morgens um 7 Uhr aus, darauf nach Mantua, Treviſo, Cremona, von dannen nach Genua, Florenz und Verona, auch habe ich durchgangen, Parma, Modena und Cajetta, zu Mittag war ich ſchon in der Inſel Creta, von Creta wäre ich nach Cadix gegangen, wann mich nicht hätte zu hungern ang'fangen, daher aß ich in Bollonien meine Jauſen, dann daſelbſt gab es köſtliche Würſt, und trank um ein Salzburger Groſchen ein Maaß des beſten Weins dazu, jedoch habe ich mich nicht lang aufgehalten, weil ich meine Reiſe alſo angetragen, daß ich auf den Abend zu Venedig war, ich kam dahin in einer kleinen Gondel, und ſtieg auf dem Markus-Platz aus, man hatte eben damals einen Prokurator erwählt, da war ein großes Feſtin angeſtellt, man ließ Wein rinnen an allen Orten, habe mich auch hinzugemacht, aber leider nichts davon gebracht, nachdem hat erſt der Luſt recht ang'fangen, wie alles iſt in der Mascarade gegangen, auf dem Markus-Platz ging's untereinander Hoſſen, und trieben allerhand Poſſen, da ſah man G'ſichter mit großmächtigen buckleten Naſen, daß man

damit das Heu könnt abgrasen, die Weibsbilder waren eben also geschmuckt, eine Jegliche hat durch eine Larven ausguckt. O, gedenkt ich, thun sich die Diendel also verdecken, es wird wohl dahinter viel Saubers nicht stecken, vielleicht hat Manche Blabermasen, oder gar eine kupfrige Nasen, zu Salzburg braucht man dieses Plunderwerk nicht, dort schaut man den Dirnen weit besser in's G'sicht. Als nun dieses Freudenfest lang genug gewährt, wurde ich endlich des Hin- und Wiedergehens auf dem Marcus-Platz müde, und fragte nach einem Roß-Ausleiher, die Wälsche sagten immer zu mir: Matto! Matto! ja, antwortete ich, freilich bin ich matt, dann durch ganz Italien zu laufen, trifft einen die Mattigkeit mit Haufen, sie sahen wohl, daß sie mit mir nichts ausrichten könnten, nahm demnach wieder meinen Rückweg auf den Marcus-Platz, da landete gleich ein Schiff mit engländischen Pferden an, zumal ich mich auch, schon von Salzburg aus, auf dergleichen Thiere wohl verstund, bekam ich Arbeit, reitete demnach etlich und vierzig Engländer um die Mauren der Stadt Venedig; dieses möchte Einem oder dem Andern wohl wunderlich vorkommen, und glauben machen, als wäre ich niemals in Venedig gewesen, allermaßen Venedig mitten im Meer liegt, wie wird man dann um die Stadt reiten können? Diene aber zur Nachricht, daß damals (als ich meine engländische Cavalcade gemacht) das Meer hart gefroren war, obschon ein und das andere Hufeisen verloren gangen, de **minimis enim non curat Praetor**, so stund in meines Riepel seinem Schreibkalender, welchen einstens unser **Praecettor** unter dem Kraut-Essen, auf der Tafel vergessen. Solches **per Parenthesim**, jetzt **Claudatur**; mein Vorhaben war noch länger in Venedig zu bleiben, im Fall nicht einige Pferd durch mich wären verunglückseliget worden,

die äußerſte Noth trieb mich zu einem Bauren, dieſem mußt ich den Eſel futtern, und wann das edle Laſtthier zu Zeiten die Ohren hing (um ſolches aufzumuntern), auf der Cytara ſpielen, oder einen Stupf geben mit dem zugeſpitzten Nagel, welcher oben auf der Cytara wohl befeſtigt geweſen. Nun iſt jedermann wiſſend, daß ich von Natur kein Muſikant bin, weilen aber die ganze Kunſt nur in einem Federkiel und in wenigen Kratzen beſtund, fahrte ich halt auf denen Saiten hin und wieder, es ging hernach hoch oder nieder. Ich, mein Bauer, und der Eſel führten einſtens etliche Lagel Oel über das Gebirg, da erhebte ſich ein kalter Wind, welchen die Italiener wenig gewohnt, ich Wurſtel aber achtete nichts mehr, es kam der Wind von Schwäbing oder aus dem Unterſperg, der Eſel wollte nicht über die Klippen, ich ſtieß ihn hinten und vorn in die Rippen, endlich da nichts helfen wollte, mußte ich wieder die Cytärä hernehmen, und mich mit dem Bauren auf wälſch zu ſingen bequemen, durch die ganze Straßen, folgendermaßen:

Allegro, Signor Tudesco!
Tempo fa assai fresco.
Lasciamo far,
Andemo al Viaggio,
Cantemo bell' adagio,
Presto! à l'andar.

Dieſes immerwährende à l'andar kam mir ſo oft in die Ohren, daß ich darüber alle Courasche verloren, bin noch darzu bei Cytära-Schlagen halb erfroren und gänzlich erarmt, der Eſel hat mir gleichfalls erbarmt, das Leben wurde mir ſauer, gehab dich wohl, Wälſchland, Eſel und

Bauer, ich will mich um ein Ort weiter umsehn, was gilts in Böhmen wirds beſſer zugehn?

Hanswurſt geht nach Böhmen, kommt unter das Soldatenleben, ſchlägt ſich artig heraus, will nicht Robaten, ſondern ſucht ſein Glück weiter.

Stets Treſchen Robaten als wie ein Ochs im Pflug,
Und ſchier kein Rock am Leib, das hab ich ſchon genug.

Nun hatte ich in Wälſchland auch ausgedienet, und verlaſſen meinen Eſel, meine Cytaren, ſammt meinem Bauren, nicht ohne ſonderbaren Bedauren, meine Straßen ginge weiter in das Böhmerland, wohin ich meinen Weg über das große Rieſengebirg machte, und mit dem Fürſten vom Gebirg, dem bekannten Rübenzahl, ſehr große Abenteuren vornahm, dann er zeigte mir vielfältige Schätze in dem Böhmerwald, ganze guldene Schubkarren, ſilberne Krautmeſſer und Sauſchneiderſpieß, führte mich in die innerſte Höhlen deren Sibillen, auch ſah ich die Waffen und Schlachtſchwerter der alten Libuska ꝛc. und noch unterſchiedliche Kriegsgezeug, welche ich ſelbſten nicht ſo geſchwind nennen kann, nachdem als ich hinter der Erden bei Kuttenberg wieder heraus kam, verließ er mich. Ich glaubte, ich hätte noch einen Goldbrocken in meinem Hoſenſack, wurde aber betrogen, dann es war nur eine alte weſtphäliſche Knackwurſt, welche mir wider Verhoffen war übrig geblieben. Man mißrathete mir ſehr (die mich um

die Ursach' meines Wegs fragten) nach Böhmen zu gehen, indem die Werbungen daselbst über die Massen stark anfingen, auf einen Jeden, sagten sie, thut man passen, wen man nur antrifft auf offener Straßen, er mag herkommen aus was vor einem Land, so gibt man ihm ein Schmeckscheid in d'Hand, dann das ist schon die Art also zu leben, d'rum thu ich deßwegen in Furchten nicht schweben, sprach ich, mich wird ein Musqueten so sehr nicht drucken, trug ich doch öfters bei'm Riepel viel Scheiter auf'm Rucken, kann auch wohl noch riechen den Lunten, dann ich hab zu Salzburg darmit viel Tobackpfeifen anzunden, an die Spieß trau ich mich auch noch zu wagen, hab solche beim Sauschneider alleweil in Händen umtragen, zu dem allen wann es auf das Reiten kommt, so ist die Reitkunst von mir nicht entfernt, ich hab das Reiten zu Napoli gelernt, oder wann ich einen Hengsten hab g'schnitten, bin ich mit selbem um die Stadt g'ritten, kurz zu reden, ich bin in allen genueg, mein Curäsche schickt sich in jedwedern Schnech, und also ging ich von Ort zu Ort, ganz ritterlich fort, nicht unweit kam ich zu einer Taffern, da hört ich gleich die Trommel von fern, bildete mir bald ein, da müssen gewiß die Werber drin seyn? Hier fing mir an das Herz zu schlagen, darf's dannoch so ausdrücklich nicht sagen, dann daß ich mich schier geforchten zu Tod, wär meiner ganzen Freundschaft ein Spott, versteckte mich derohalben hinter ein Eck, aber die Kerlen waren keck, zogen mich mit Gewalt herfür, und führten mich zum Korporal ins Quartier, hab die ganze Reis durch in allen Landen, niemals so großen Schrecken ausg'standen, als wie mich die Landsknecht erschreckt, da sie mir einen großen Degen an die Seiten gesteckt, der Korporal hat mir die Montur angemessen, ich glaub der

Schneider hat d'ran das Begeln vergessen, sonst hätt man mir so oft im Tag nicht, mit dem Prügel im Rock die Falten ausgricht, und also müßte ich halt mit Gewalt ein Soldat seyn, es ginge hernach wie es wolle; endlich machten sie mir mit der Läsche wieder eine gute Couräsche, müßte sieben oder acht Zechen bezahlen, bis ich bin über die Bank hinab g'fallen; jetzt gedachten sie, ist es recht, der Baurenknecht ist schon wacker bezecht, er wird uns nimmer entlaufen, wir können die ganze Nacht hindurch saufen, nein! dacht ich, der Wurstel ist ein anderer Mann, er wird euch, sammt Trommeln und Geigen, wohl eine andere Kunst zeigen, sodann ersah ich meinen Vortheil, stieg bei eitler Nacht ganz langsam über die bezechte Wacht, hab mich zwar Anfangs sehr alterirt, aber es hat sich kein Mäusel mehr g'rührt, bin sodann über einen Zaun gesprungen, und hab dieses in Gedanken gesungen: Meint halben mag man Trommel rühren, Pfeifen oder Geigen, ihr werdet mich wohl nicht verführen, ich zeig dem Krieg die Feigen, darauf thät ich einen großen Rundsprung, und war herzlich froh, daß ich so glücklich denen Werbern entwischt, ging einen starken Schritt, damit mich kein Landsknecht mehr fischt, klopfte bei dem nächsten Bauren an, der gab mir vom frühen Morgen bis in die späte Nacht Arbeit genug, bald mußt ich zum Dreschen, bald wieder zum Pflug, die ganze Wochen vor lauter Robath kein Ruh, in Sonn- und Feiertag noch Botenweis laufen dazu. Meine Joppen hab ich bei einem Bissen, fein sauber zerrissen, und nicht einmal ein Bändel gefunden, sondern die Schuch mit Stroh zusamm bunden, noch dabei alleweil flicken, in solches Leben konnt ich mich nicht schicken, forderist, wann ich erst zurück thue gedenken, wie säuisch es stund auf dem Tisch und den Bänken. Es ist ein Schand und ein Spott,

Alles war voller Hühnerkoth, wo man nur hat ein Winkel antroffen, so ist augenblicks ein Ratz heraus g'loffen, bald schrien auf dem Stroh ein paar Fratzen, bald maugetzten wieder 6 oder 7 Katzen, die stinketen Eier lagen heram auf der Erden, daß einer hätt todtenkrank mögen werden! Der Riepel war ein anderer Bue, bei uns zu Salzburg gings sauberer zue, wanns gleich zu Zeiten in der Wochen, ein wenig nach Würsten hat g'rochen, so thät es einen weit mehr delectiren, als wann man einem ein Balsam unter die Nasen thut schmieren; weilen ich also dergleichen Unflat nicht gewohnt, viel gearbeit und übel belohnt wurde, verließe ich dieses knechtische Wesen, und begab mich aus Böhmen über Pertholsgarn in die Türkei.

Drei Aufschneider.

Ein Bartscheerer versicherte, er sey einem Hasen nachgerannt und habe ihm im Laufen den Bart rein abgeschoren. Ein Hörer versicherte, dieß sey Kleinigkeit! Er, ein Hufschmidt, sey einem rennenden Pferde nachgelaufen und habe ihm das eben verlorne Hufeisen während des Galoppirens aufgenagelt. Possen! versetzte ein anwesender Fechtmeister; ich ziehe, wenn es regnet, meinen Degen, und parire mit solcher Geschwindigkeit, daß mich kein Tropfen trifft.

Das politiſche Orcheſter der Zeit.

Von Kotzebue.

Die ganze Welt iſt ein Orcheſter,
Und d'rin die Inſtrumenten wir,
Die Harmonie iſt ihre Schweſter,
Dieß ſagt ſchon jeder Dorfbarbier.

Doch jetzt in unſern klugen Tagen,
In unſ'rer aufgeklärten Zeit,
Da läßt ſich noch was And'res ſagen,
Und ſingen alſo weit und breit:

Die ganze Zeit iſt ein Orcheſter,
In keinem Tempo mehr exakt;
Die Diſſonanz iſt ihre Schweſter,
Und Alles ſpielet ohne Takt.

Der Ruſſe ſtreicht und dirigiret
Die Kontrabäſſe laut und grell,
Und fein dazu accompagniret
Das preußiſche Violoncell.

Der Franke bläst, nach alter Sitte,
Die Baß-Poſaun' im Zeitgeſchmack;
Die erſte Geige ſpielt der Britte;
Der Deutſche ſeinen Dudelſack.

Die andern ſpielen, wie ſie ſollen;
Und wer nicht ſpielen kann, pauſirt;
Die Mächt'gen aber, wie ſie wollen,
Und Mäſtro Rothſchild dirigirt.

So greift nun Jeder ſeine Noten
Bei dieſer Katzen-Tanzmuſik;
Und Alles ſpielt mit Händ und Pfoten
Das alte Thema: Politik! —

Die Diplomatik: siciliano;
Ad libitum die Deſpotie;
Und bald im Forte, bald piano
Die ſchlaue Ariſtokratie.

Das juste Milieu ſpielt ritardando;
Der Lib'ralismus sans accord;
Und nur des Dichters Witz scherzando
Auf ſeiner Leier fort und fort.

Die Jeſuiten präludiren;
Audace bläst das Militär;
Die Freiheit und das Recht pauſiren,
Und Alle ſpielen kreuz und queer.

Die großen Herrn ſtets obligato
Im tollen Rondo unſ'rer Zeit!
Die kleinen machen pizzicato
Zu ihrer Fingerfertigkeit.

Und Jeder geigt das Lied Kabale,
Und variirts auf ſeine Art;
Doch Keiner denket ans Finale
Und ſpielt nur für die Gegenwart!

Sprachreinigungsverſuche.

Fortepiano, — Leiſeſtarkfingerſchlagtonkoſten; Billard, — Sechslöcherkugelſtoßgrüntafel; Souffleur, — Unterirdiſcherſchauſpielergedächtnißunterſtützer. Perrücke, — Kahlkopfverlegenheitsabhelfer. Toilette, — Geſpenſterumwandlerin. Corporal, — Haſtigsſtockſtreichſpender. Theaterorcheſter, — Schauſpielhaustonkünſtlerſpielplatz. Cigarro, — Rauchkrautmundglimmſtengelnaſendampfer. Point d'honneur, — keine Ehre. Reſtaurateur, — Magenſchmeichelgeldſchneider. Puriſta (ein Puriſt), — Sprachfeger. Ein Candidat der Theologie, — Gottesverehrungsgemeineverſammlungshauslehrſtuhlredneramts-Bewerber. Organiſt, — Großer Windpfeifentontaſtenſpieler. Sopha, — Vierbein-Bequemlichkeitslehnſtuhl.

Die Stadt ohne Kopf.

Mit großen Summen machte Kopf
Sich kürzlich aus dem Staube,
In England nahm man ihn beim Schopf
Mit seinem schweren Raube;
Er ward nach Leipzig reportirt,
Und zu dem Pranger condemnirt.

Man hört', er werde morgen stehn,
Man eilt' von allen Enden
Den allbekannten Kopf zu sehen.
Jedoch, die Herren senden
Die Contreordre später ab,
Weil's noch etwas zu prüfen gab.

Die Menge steht und wartet noch,
Auf unsern Delinquenten;
Doch der blieb aus; man ließ jedoch
Herab die Ordre senden;
Und witzelnd rief ein schlauer Tropf:
„Hier steht halb Leipzig ohne Kopf!"

Aus einem Wörterbuch für Liebende.

(Fortsetzung.)

Heirathen.

Die Liebenden brauchen dieß Wort so selten als möglich, weil die meisten von ihnen inniglich überzeugt sind, daß derjenige, der sich verheirathet, seine Ruhe, seine Freiheit und folglich sein Glück verliert. Nur dann, wenn sie auf keine Art zu ihrem Zwecke gelangen können, nehmen sie ihre Zuflucht zu Heirathsversprechungen, und die Mädchen sind gewöhnlich leichtgläubig genug, sich dadurch bethören zu lassen.

Es herrscht beim Heirathen die nämliche widersinnige Mode, wie beim Tanzen. Das Frauenzimmer muß warten bis sie aufgezogen wird; und dieß geschieht selten von dem, mit dem sie gern tanzte. Wie lange wird man sich noch mit dem dummen Vorurtheil schleppen, daß es eine Schande sey, wenn ein Frauenzimmer sagt: Mit diesem oder jenem möchte ich tanzen! Den oder den möcht' ich zum Gatten haben? Bei der jetzigen Art zu denken muß ein Mädchen, das nicht auf die Ehre Verzicht thun will, unter die Haube zu kommen, oft dem ersten besten, ihr gleichgültigen Freier die Hand geben; und dieß ist vielleicht ein Hauptgrund, warum so wenig Ehen glücklich ausfallen.

Man hat in neuern Zeiten auf allerlei Mittel gedacht, den Ehelustigen das Heirathen zu erleichtern. Ob wir gleich unser Urtheil über die Tauglichkeit und Zweckmäßigkeit derselben aus guten Gründen zurückhalten, so können wir doch nicht umhin, einige derselben historisch zu berühren. Wenn wir nicht irren, so ist in England zuerst die Mode aufgekommen, sich der Intelligenzblätter als einer Thüre, um in den Stand der heiligen Ehe einzugehen, zu bedienen. Man gibt darin eine umständliche Nachricht von dem Alter, Vermögen, Eigenschaften und Talenten einer heirathslustigen Person, jedoch mit Verschweigung ihres Namens; die etwaigen Liebhaber wenden sich dann an den Redakteur, um das weitere zu erfahren; man sieht und spricht sich; und es soll auf diese Art schon mehr als eine glückliche Ehe geschlossen worden seyn. In Deutschland sind hier und da auch Versuche gemacht worden, die nämliche Methode in Gang zu bringen; allein es will nicht recht damit gehen, weil Manche die allzugroße Publicität in dergleichen Angelegenheiten scheuen. Ein ungenannter Schriftsteller — man sagt, er sey ein Elsäßer — hat daher den Vorschlag gethan, ein geheimes Heiraths-Comptoir zu errichten, das unter der Aufsicht eines verpflichteten Kopulationsrathes stände. Die Eltern oder Vormünder der ehelustigen Personen ließen bei ihm Alles zu wissen Nöthige in ein Buch verzeichnen. Beide Theile könnten von Zeit zu Zeit darin nachsehen, ob sich Personen darin finden, die ihren Forderungen und Bedürfnissen entsprechen, und, glaubten sie wirklich eine solche gefunden zu haben, sich alsdann an die Person selbst wenden. Dieser Vorschlag verdient Beherzigung.

Hochschätzen.

„Ich schätze Sie hoch —“ im Munde eines jungen Frauenzimmers, heißt oft, daß es ihr nur an Dreistigkeit fehlt, um sich ganz herauszulassen. Manchmal ist es auch eine höfliche Art, dem Verliebten einen Korb zu geben.

Jungfer.

So nennt man gewöhnlich alle unverheirathete Frauenzimmer.

Der ledige Stand ist für die meisten ein Zustand der Furcht, des Zwangs und der Sklaverei. Die Ehe ist die Thüre, wodurch man ihm zu entkommen sucht, oder, wie jener Bänkelsänger singt:

Der Jungfernstand ist voller Pein,
Sie wollen lieber Frauen seyn.

Alte Jungfer. Ein Ausdruck, mit dem man äußerst vorsichtig seyn muß. Denn ein Mädchen verzeiht eher Alles, als den Schimpf, eine alte Jungfer genannt zu werden.

Kuß.

Die Küsse sind der eigentliche Nektar der Liebenden; das Labsal, wornach sie unaufhörlich lechzen; die wahre Panazee für ihre kranken Seelen. Daher singt Hölty:

Wer die Süße
Treuer Küsse
Nicht gekostet hat,

Irret wie verloren
Auf dem Lebenspfad,
Iſt noch ungeboren.

Wer die Süße
Treuer Küſſe
Schon gekoſtet hat,
Glänzt vom Himmelsſcheine;
Wo ſein Fuß ſich naht,
Blühen Roſenhaine.

Wir enthalten uns, eine Definition von dem Kuſſe zu geben, weil unſere lehrbegierigen Leſer und Leſerinnen durch eine kleine Probe ſich eine weit deutlichere Idee von dem, was ein Kuß ſey, verſchaffen können, als wir davon zu geben im Stande wären. Deßwegen rathen wir ihnen ſammt und ſonders, dieſes Experiment je eher, je lieber zu machen, wenn es nicht ſchon geſchehen ſeyn ſollte.

Nur das müſſen wir noch bemerken, daß der Geſchmack und die Wirkungen des Kuſſes nach der Verſchiedenheit der Perſonen, die man küßt, oder von denen man geküßt wird, auch verſchieden ſind. Z. B.

Ein Küßchen, das ein Kind mir ſchenket,
Das mit den Küſſen nur noch ſpielt,
Das bei dem Küſſen noch nichts denket,
Iſt ſo etwas, das man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Iſt ſo etwas, das eigentlich
Zum wahren Küſſen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater gibet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er mich lobt, und lobend liebet,
Iſt was, das ich verehren muß.

Ein Kuß von meiner Schweſter Liebe
Geht in ſo ferne wohl noch an,
Als ich dabei mit freiem Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Aus meiner Klagen Ueberdruß,
Und dann beſchämt zurücke weichet:
Ja .... ſo ein Kuß, das iſt ein Kuß.

Liebeserklärung.

Oft nimmt ein Mädchen ein bloßes Kompliment für eine Liebeserklärung, beſonders wenn es von einer Perſon kommt, die ihm gefällt. Am leichteſten kommen die Häßlichen in dieſen Fall.

Liebhaber.

Ein Liebhaber und eine Geliebte ſind zwei Perſonen, die beide gewöhnlich auf nichts Anderes ſinnen, als einander ſchöne Lügen vorzuſagen.

Liebschaft.

So nennt man gewöhnlich die ungereimte Liebe zwischen zwei Personen, die nicht für einander passen. Manchmal braucht man, statt desselben, auch das Wort Roman.

Magnetisiren.

Es war einmal ein alter Mann,
Der hatt' ein junges Weibchen;
Was einen nur entzücken kann,
Sah man an ihrem Leibchen:
Ein schöner Wuchs, ein hold Gesicht —
Es fand sich ihres Gleichen nicht,
Und der, den sie nur angeblickt,
Ward auf der Stell' verrückt.
Auf einem schönern Füßchen stand
Kein Weib in ihrem Vaterland;
Sie war voll Witz und voll Verstand;
Und voll Verstand.

Ihr Mann, geplagt von Eifersucht,
Bewachte lang die gold'ne Frucht;
Verschloß ihr Tag und Nacht das Haus
Und ließ sie nie zum Zimmer 'naus;
Der Eifersücht'ge plagte sie
Mit Stichelreden spät und früh;
Kaum konnte sie an's Fenster gehn
Und auf die Straße sehn.
Er ließ nicht gern den Sonnenschein,
Nicht gern den Mond zum Fenster ein.

In Garten durfte sie nicht gehn,
Die Vögel dort zu sehn.

Da ward ihr Zeit und Weile lang,
Das arme Herzchen schlug ihr bang;
Sie grämte sich und härmte sich
Es war ihr gar zu wunderlich.
Sie wurde krank, sie wurde schwach
Und seufzte kläglich O! und Ach!
Der Alte rief den Arzt herbei
Und frug ihn, was das sey?
Der Doktor war ein junger Mann,
Mit Weibern wohl bekannt;
Er sah sogleich der Kranken an,
Was sie ihm nicht gestand.

Er sprach: die Kranke müssen wir
Sogleich magnetisiren;
Seyd ohne Sorg' und glaubet mir,
Ich will sie bald kuriren.
Der Mann war froh und sagte: ja,
Herr Doctor, thun sie das!
Der Doctor kam dem Weibchen nah'
Und sagt' ihr dieß und das;
Berhürte sie mit zarter Hand
Und fuhr zu streicheln fort,
Und setzte bald durch Kunstverstand
Mit ihr sich in Rapport.

Es schlug die Kunst des Doctors an;
Das Wunder war nicht klein!
Das Weibchen sprach: ach lieber Mann,

Ich bin nun wieder dein!
Wie war ich krank, wie war ich ſchwach
Und quälte dich mit O! und Ach!
Ich bin von allem Uebel frei
Und lebe dir auf's neu.
Der Mann war froh, und gab ihm Geld
Und eine goldne Uhr;
Berühmt ward unſer junger Held
Durch ſeine Wunderkur.
Es wurde manches Weibchen krank;
Gleich war der Doctor da:
Und ſo erhielt er vielen Dank,
Viel Geld et cätera.

(Schluß folgt.)

Kurze Abſolution.

Ein junges Dirnchen kam zur Beichte zu ſpät, bat aber den Pfarrer, der ſchon den Beichtſtuhl verlaſſen wollte, dringlich, es noch beichten zu laſſen. Da ſagte der eilende Pfarrer zu ihm. „Gib nur her deinen Groſchen, du kleines, niedliches Ding, du wirſt wohl nicht viele Sünden begangen haben.“

Gedanken über eine Null.

Um dich recht genau zu betrachten, hab' ich dich hiehergeschrieben, du wunderliche Null. Wie du da stehst, bist du nichts. So sprechen die Leute, ich sage das nicht, du kleine närrische Null!

Wie du dastehst, bist du ein kleines, weißes Fleckchen auf diesem Papiere, das mit einem schwarzen Ringe umgeben ist, ein kleines Ding, das Null oder Nichts bedeuten soll. Du bist also etwas, und heißest nur Nichts.

Das geht dir wie vielen Dingen in der Welt, die wohl etwas sind und nichts heißen und nichts gelten. Es geht dem armen Menschen auch oft so, laß dich's also nicht befremden.

In keinem Dinge haben sich die Menschen mehr widersprochen, als in Dir, und deiner Bedeutung Nichts. Es ist mir, als ob du uns alle auslachtest, du kleines rundes Auge. Sollst nichts seyn, und bist doch so nöthig, und gehörst zu den Zahlen, wenn wir zählen wollen so gut wie die andern, so gut wie die 9. Also auf den kleinen Zopf oder Schweif kommt's an, dann wärst du so ein Ding wie eine 9? Das wäre wunderbar! Ich will mich nicht wundern; wir arme Menschen sind lauter Nullen nach dem

gemeinen Ausdruck, wenn wir nicht so etwas hinter uns her hängen haben.

Aber fühlt euren Werth, ihr Nullen, die ihr so unbedeutend scheint! Der große Zahlen- und Rechenmeister, der die Sterne zählt und bei uns Menschenkindern das Addiren, Subtrahiren, Multipliziren und Dividiren tagtäglich und stündlich treibt, hat euch alle mitgezählt, und kann ohne euch sein großes Exempel nicht ausführen — der König und der ärmste Mann stehen vor ihm nebeneinander.

Wie's doch in der Welt so auf das Zusammenstehen ankommt, wenn man etwas seyn soll, das seh' ich wohl recht an dir, liebe Null, und mit dir soll sich jeder übersehene arme Mensch, der eine Null ist und für eine Null gilt, trösten.

Es gehen Wunder mit dir vor! Du bist Nichts und heißest Nichts, und wenn ich auch noch eine Null neben dich stelle, so bist du immer nicht mehr als zweimal Nichts; da darf ich aber nur eine 1 vor euch hinstellen, nun seyd ihr auf einmal eine große Zahl und heißet hundert, und ich darf nur noch eine 1 hinter euch stellen, so heißet ihr gar ein Tausend und eins.

Himmel und Erde! Was kann aus einer Null werden, wenn vielbedeutende Dinge um sie her stehen! —

Aber wenn nun die arme Null nichts, gar nichts wäre, wie könnten denn die andern Zahlen so viel werden, oder bedeuten, wenn sie sich mit den Nullen zusammenstellten?

Laßt euch, ihr armen Menschen, nicht weiß machen, daß ihr Nichts wäret: es kommt nur darauf an, daß ihr, und mit wem ihr zusammenstehet. Der größte Mensch ist eine Null und bedeutet Nichts, wenn er ganz allein dasteht, und nicht in Verbindung mit andern gestellt ist. Einer ist um des Andern willen da, und es gäbe keinen

Oberherrn, wenn es keine Unterherren gäbe. Wird Mancher über den Ausdruck hier lachen — in Gottes Namen! Ich nenn' es so: wenn ich auch nicht Herr über Andere seyn kann, wenn ich's nur über mich selbst bin.

Du bist also immer nur eine Null, wenn du allein stehest, das heißt: du bedeutest nichts; aber deßhalb bist du nicht etwa Nichts, sondern bleibst immer ein Ding, ein Etwas, welches man nützlich gebrauchen kann, wenn man es recht zu stellen weiß.

So sind also die armen Menschen gerade am allerwenigsten nichtsbedeutende Nullen; denn die stehen immer dicht im Gedränge, und arbeiten bei einander, und machen des lieben Gottes größte Summe aus. Sie tragen also alle redlich dazu bei, das große Rechen-Exempel vollzählig zu machen; denn wir brauchen ja schon die Null, wenn wir über die Zahl 9 hinausgehen. Wir arme Nullen machen das große, reiche Facit eben mit aus.

Ich würde mich recht freuen, wenn man uns lieben Landleute stets die armen Nullen nennen wollte, und jeden auslachen, der sich dadurch geschimpft glaubte. Ich will mich noch näher erklären, wie ich das meine. Die Zahlen 1, 2, 3, u. s. w. bis 9, bedeuten alle die Stände, die über uns sind, oder, die Ehre, Rang, Ansehen und Gewalt über uns haben. In einem Lande aber, wo es keine Landleute gäbe, würden alle jene Stände vergeblich seyn, sie würden kein großes und vollständiges Ganze ausmachen können. Sie würden Zahlen ohne Null seyn. Um der Bürger und Landleute willen ist der Regent da, um ihretwillen hält er Minister und Räthe, um ihretwillen sind Gerichtshöfe angestellt, für sie sind Richter, Aerzte, Prediger, Schullehrer u. s. w. Sie sind lediglich da, den Bürger- und Bauernstand zu belehren, zu regieren, durch beide einen Staat,

oder ein groſses Ganze zu bilden, und diesem Ganzen Reichthum, Gröſse und Stärke zu geben. — Da haben wir's! So geben die armen Nullen den Zahlen erſt ihre Bestimmung, ihren wahren Werth, und machen mit jenen Zahlen zusammen das groſse Facit aus.

Nun sage mir noch einer, daſs die Nullen nichts wären. Ach lieber Gott! Laſs uns doch arme Nullen bleiben, bis an's Ende! Amen.

Wenn mir recht iſt, so hab' ich einmal geleſen, oder irgendwo gehört: es gebe ein Ding, das weniger als Nichts ſey, oder es habe jemand weniger als Nichts. Wenn das kein Druck- oder Sprachfehler iſt, so muſs ſich's so erklären laſſen: wir lieben Landleute ſind arm, wir ſind alſo Nullen, oder wie die groſsen und vornehmen Leute ſagen: wir ſind Nichts. Da wir aber fleiſsig arbeiten, und die groſsen reichen Summen mit vollzählig machen, und die groſsen Titel und Gewalten, die ohne uns nicht wären, mit hervorbringen, so mögen die wohl, die das nicht thun, die alſo nicht fleiſsig wirken und arbeiten, und dem groſsen Ganzen nicht nützen, weniger als Nichts ſeyn. Ja, ganz gewiſs, das iſt die Erklärung.

Ich muſs einmal nachdenken, wer dazu wohl gehören kann.

Erſtlich, alle Müſsiggänger überhaupt, die dem lieben Gott den Tag abſtehlen, nichts Nützliches verrichten, und ihren Mitmenſchen eine Laſt ſind.

Zweitens, alle diejenigen, die aus Haſs und Abneigung gegen die menſchliche Geſellſchaft, oder mit der verrückten Grille, keinen über oder neben ſich zu haben, ſich von der Welt in die todte und unwirkſame Einſamkeit zurückziehen, und ſich allen Gelegenheiten, Gutes zu thun und zum Wohle des Ganzen mitzuwirken, entziehen.

Dahin gehören die stumpfen, gefühllosen Menschen, die sich um das Wohl und Weh ihrer Mitmenschen nicht kümmern, die Einsiedler, und die aberwitzigen Narren, die stets von Unabhängigkeit schwatzen und nach Unabhängigkeit streben, und darüber beinahe Hungers sterben.

(Lieber Gott! ich danke dir, daß ich eine arme Null, und nicht weniger als Nichts bin. Mögen doch meine Nachbarn alle große Zahlen 7, 8, 9, seyn, wenn ich nur mit zur Summe des Ganzen gehöre und dazu mitwirke.)

Drittens, die großen Geldhäufer, die Geizhälse, die nur immer für sich addiren und multipliziren, und ihren Mitmenschen wenig oder gar nichts davon zu gute kommen lassen.

Viertens, alle die Herren dieser Erde, die einen Titel haben, den sie nicht verdienen und der ihnen einen Werth beilegt, den sie nicht haben.

Was hülfe dir's, liebe Null, wenn du dir einen langen Schweif anhingest, daß du wie eine 9 aussähest, wenn du deßhalb doch immer nur eine Null bliebest, und als eine Null wirken könntest?

Ihr lieben Landleute! Laßt uns doch ja arme Nullen bleiben, und Gott behüte uns dafür, daß wir nicht weniger als Nichts werden!

Eine Null ist also doch immer etwas, und wird nur bisweilen Nichts genannt, und bedeutet nichts, wenn sie so allein dasteht. So erklär' ich's mir auch, wenn Moses sagt: Gott habe die Welt aus Nichts geschaffen. Aus Nichts wird Nichts, dabei bleib' ich, und wenn auch Moses hier vor mir stände. Ein Etwas, ein Grundstoff, woraus Gott die Erde zusammensetzte, war immer da.

Ich könnte noch Betrachtungen über dein Aeußeres oder über die Figur, die sie dir, du liebe Null, gegeben

haben, anstellen, und mich darüber wundern, daß du ein runder Ring bist, an dem man weder Anfang noch Ende sieht, der also wohl eher ein Sinnbild der Ewigkeit seyn könnte; aber das will ich für diesesmal nicht thun, will mich lieber freuen, daß du so ein rundes Ding bist, und den großen Rechenmeister dort oben bitten, daß wir lieben Landleute immer recht runde und gesunde Nullen bleiben.

Anmerkung. Wie man sich doch zuweilen nicht besinnen kann; ich wußte vorher nicht, was das heißen sollte: weniger als Nichts haben; nun ist mir's eingefallen: wer kein Geld hat und obendrein noch Andern etwas schuldig ist, der hat weniger als Nichts.

Darum dank' ich dir, lieber Herr Gott, daß ich nicht weniger als Nichts bin; laß uns lieben Landleute nur so schlecht' und rechte Nullen seyn und bleiben, und Nichts bedeuten. Amen.

Der Aufschneider.

Ein Aufschneider sagte: „Ich brauche den Chimborasso zum — Zahnstocher, den Thüringer Wald zur Kleiderbürste, und spiele mir den Mund mit der Nordsee aus.

Schluß der Predigt.

Ein Prediger hatte die eigene Sitte,
Er drehte die Uhr an der Kanzel und sah
Denn fleißig nach ihr; selbst in der Mitte
Des Satzes zu schließen erlaubte er sich, da
So strenge die Stunde zu halten er pflegte,
Dann auch mit den Hühnern zu Bette sich legte.

Sich vorzubereiten vergaß er leider,
Was half auch die Arbeit noch so gut?
Er sprach eine Stunde, und dann nicht weiter,
Und lehrte die Schrift, was jeder thut,
Der ängstlich lange sich vorbereitet,
Und sorgsam seine Heerde weidet.

Der Mann, von welchem wir eben sprachen,
War reich an Worten, gedankenarm;
Warum die Christengemeine denn plagen
Mit vielem Denken? O Himmel, erbarm'
Dich! Wenige merken die Sache, sie hören,
Und lassen sich selten im Schläfchen stören.

Er sprach einst von der argen Fehde
Der Juden und Heiden zu Esthers Zeit;

Von Mardochai war auch die Rede;
Da ſchlug die Stunde. — Der Prediger ſchreit!
„Seht, Hamann hängt am Galgen nun todt —
„Dazu verhelfe uns allen Gott! Amen.“

Das muſikaliſche Landmädchen.

In einem Städchen
War einſt ein Mädchen
Vom Land' auf einem Balle.
Noch etwas blöde,
Ward unſ're Spröde
Gar oft geneckt, und alle

Erkannten plötzlich,
Gar ſehr ergötzlich
Sey ihr erkünſtelt Weſen.
Sie ſoll erzählen,
Nach kurzem Wählen
Sie gibt, was ſie geleſen.

Zwei junge Herren
Beſonders zerren
Die Arme recht durch Fragen:
Des Gutes Felder,
Des Vaters Gelder,
Wie viel Procent ſie tragen;

Das schön' Gehöfte,
Des Tags Geschäfte
Kann jeder einzeln hören.
„Im Arbeitszimmer
„Laff' ich mich nimmer
„Im Schreiben, Lesen stören."

Der junge Kalisch
Fragt: „musikalisch
Sind Sie, verehrte Lüttich?" —
„Ich bitte Ihnen!
Doch, ja, zu dienen,
Ich spiel' etwas den Fittich."

Das musikalische Duell.

Der Tondichter und Virtuose, Aug. Romberg, erzürnte einst den Capellmeister N. N. so heftig, daß dieser ihn herausforderte. „Auf Degen und Pistolen verstehe ich mich nicht, sagte Romberg; aber, wir wollen jeder eine Oper setzen; wessen Setzung ausgepfiffen wird, der schießt sich todt!"

Hochzeitsgebräuche bei verſchiedenen Nationen.

(Fortſetzung.)

Wenn auf der Inſel

Java

zwei Liebende ſich verlobt haben, ſo beſtreut der Bräutigam das Haupt ſeiner Braut einigemal mit Blumen; die Braut wiederholt daſſelbe mit dem Bräutigam; alsdann ſchließt er ſie in ſeine Arme, gibt ihr einen Kuß und bietet ihr eine Schaale Milch an, wovon jedes viermal trinkt. Hierauf läßt der Bräutigam Betel in ſeinem Munde zergehen, theilt ihn der Braut mit, die ihn vollends zerkäuet. Zu gleicher Zeit erſcheint des Bräutigams Mutter mit einer Lampe, hält ſie viermal vor das Geſicht des jungen Paars, und ertheilt ihnen den Segen. Hierauf knüpft ſie den Zipfel der Weſte ihres Sohnes an das Kleid ihrer Schwiegertochter, führt beide in die Kammer, und läßt ſie allein. —

Wenn in **Bantam** der Bräutigam mit feierlichem Geleite durch die Stadt geführt und hierauf das Gaſtmahl geendigt worden iſt, ſo wird das junge Paar von den Anweſenden unter ein mit Vorhängen umgebenes Dach geführt, um hier die Brautnacht zu feiern.

Indianer.

Arrian und Strabo versichern, edle Indianerinnen hätten um keinen Preis zur Ausschweifung gereizt werden können, außer um einen Elephanten. Nur um diesen Preis befriedigen sie die Wünsche des Liebhabers. Denn die Indier hielten es für keine Schande, die Keuschheit für einen Elephanten aufzuopfern: die Ehre einer Frau gewann vielmehr dadurch, daß ihre Schönheit dem Werthe eines solchen Thiers gleich geschätzt wurde.

Chinesen.

Bei den Chinesen verloben Eltern ihre Kinder schon in der zartesten Jugend, und oft ehe sie geboren sind, ohne sich um ihre Neigung zu bekümmern. Zwei Männer, deren Weiber schwanger sind, vergleichen sich dahin, daß wenn dem einen ein Sohn und dem andern eine Tochter geboren wird, beide Kinder sich verheirathen sollen, sie mögen nun gleich gebrechlich geboren oder es hernach werden, schön oder häßlich seyn. Aus der Benennung dieses Kontrakts, Chi fo, das heißt, Bäuche bestimmen, sieht man schon, was sie von der ehelichen Treue für Begriffe haben. — Vor dem Tage der Hochzeit bekommen sich die Verlobten nie zu sehen.

In der Bucharei sehen sich die Verlobten während der Hochzeits-Ceremonie gar nicht; der Jüngling begibt sich unentkleidet und in Gegenwart vieler Matronen zur Braut ins Bette; er darf aber nur einen Augenblick darin verweilen. Diese Farçe wird drei Tage wiederholt, in der dritten Nacht endlich genießt er die Rechte des Ehestandes.

In der Provinz Schan herrscht eine lächerliche Gewohnheit von einer andern Art. Man verehlicht hier sogar Todte mit einander. Wenn nämlich der Fall eintritt, daß der Sohn des einen und die Tochter des andern zu gleicher Zeit sterben, so werden die Eltern einig, sie miteinander zu verheirathen. Die Särge bleiben zuweilen zwei bis drei Jahre und noch länger im Hause stehen. Sie schicken einander die gewöhnlichen Geschenke zu, als ob sie noch lebten, und alles dieß geschieht mit vielem Gepränge und mit Musik.

Die Särge werden neben einander gestellt, man hält vor denselben den Hochzeitsschmauß, und endlich werden sie in einem Grabe beigesetzt. Die Eltern betrachten sich von der Zeit an nicht nur als gute Freunde, sondern auch als die nächsten Anverwandten, wie sie es gewesen seyn würden, wenn ihre Kinder noch bei ihrem Leben mit einander verehelicht worden wären. —

Gegen Mädchen, an denen man außer der Ehe Zeichen wahrnimmt, daß sie der Liebesgöttin gehuldigt haben, sind die Chineser sehr unbarmherzig; sie werden auf den öffentlichen Markt geführt und an den Meistbietenden zur ewigen Sklaverei verkauft. —

Unter den

Mauren

ist es einem Frauenzimmer nicht erlaubt, sich zu verheirathen, sondern es muß von einer Mannsperson angegeben werden. Hat sie keinen Vater, Bruder, oder sonst jemand in der Familie mehr, so kommt dieses dem Kadi zu, und sie darf sich einer solchen Wahl nie widersetzen; nur in dem

Fall wenn sie eine Wittwe ist, wird ihre Einwilligung erfordert.

Der Liebhaber wendet sich zuerst an den Vater, oder an den, der seine Stelle vertritt, und verlangt seine Tochter zur Ehe, die er noch nie gesehen hat; dabei gelobt er zugleich eine gewisse Summe Geldes, z. B. hundert Dukaten, und setzt fest, wie viel er gleich baar bezahlen, wie viel die Braut zu Kleidern und zum Staat haben, und was als Rest bis auf den Fall rückständig bleiben soll, da es ihm gefallen möchte, sich von ihr zu trennen. Selbst die, welche nichts besitzen, versprechen doch etwas, ob sie gleich nie etwas bezahlen.

Sind sie einig geworden, so wird ein Kontrakt vor den Abduln (d. i. Notariis publicis) errichtet, und der Vater gibt eine kleine Kollation.

Nach Verlauf eines halben Jahres geht die Hochzeit vor sich. Der Bräutigam reitet am Abend vor dem Hochzeittage durch die Straßen, und eine große Schaar junger Leute folgt hinter ihm her. Am Tage der Hochzeit wird dieser Aufzug wiederholt, und die Braut ist in dem Gefolge. Sie sitzt auf einem Maulthier in einem viereckigen Käfig, der mit feiner weißen Leinwand, bisweilen auch mit Gaze und seidenem Zeuge, Nürnberger Spiegeln und andern Kleinigkeiten bedeckt ist. Eine Anzahl von jungen Mannspersonen stellt sich gegen den Bräutigam, und schießt mit bloßer Pulverladung. Kommt ihnen ein Jude in den Weg, so nehmen sie ihm seine Mütze weg, und schießen so lange darnach, als ein Stück daran ist.

Der Bräutigam reitet auf einem schönen Pferde, und hat einen blauen Mantel über die Haik (ein langes weißes wollenes Stück Zeug, das vom Kopf nach der linken Schulter herabhängt) und einen Turban auf dem Kopf. Ueber

seine rechte Schulter hängt in einem breiten-Bande ein groſser Säbel.

Wenn er vornehm thun will, so hält er ein Schnupftuch vor den Mund, welches auch bei andern Gelegenheiten, bei den Mauren ein Zeichen des Stolzes ist, und wenn sie oft nicht einmal ein Schnupftuch dazu haben, so halten sie alsdann den Haik vor den Mund.

Ein Miethling geht vor dem Zug her, welcher mit einem Stück Tuch den Rauch, den Staub und die Fliegen vertreibt. Die unmittelbar auf den Bräutigam folgende Musik, besteht aus drei Hautboisten und eben so viel Trommelschlägern. Hinter diesen geht eine groſse Anzahl von Mauren mit spanischen Schritten. Das ganze Gefolge schlieſsen Negerinnen, die den Kuskus (eine Art von Grütze) und die übrigen Gerichte auf dem Kopfe tragen, womit die Hochzeitgäste bewirthet werden.

Die Frauenzimmer speisen, so wie bei jeder andern festlichen Gelegenheit, allein, und kommen den Mannspersonen nie zu Gesichte.

Nach der noch am Tage geendigten Mahlzeit, wird der Bräutigam in die ganz finstre Kammer seiner Braut begleitet. Nach Lempriere, wenn das Brautpaar von Stande ist, findet sie der Bräutigam auf einem seidenen oder sammetnen Polster, hinter einem kleinen Tische sitzen, auf dem zwei Wachslichter brennen, mit den Händen vor den Augen. —

Auf ein gegebenes Zeichen wird die Thür wieder geöffnet, und zweien Abduln, welche erwartungsvoll vor derselben stehen, wird das Tuch mit den mosaischen Zeichen des verlornen jungfräulichen Zustandes überreicht, worüber sie sogleich ein Dokument abfassen, welches dem Vater der Braut überliefert wird. Einige Weiber nehmen dieses

Tuch in Empfang, und bringen es unter Freudengeschrei und unter Trommeln nach dem Hause des Vaters, wo es nebst dem schriftlichen Dokument, zum Beweis bei einer etwa von dem Bräutigam zu erhebenden Klage, als eine heilige Urkunde in Verwahrung niedergelegt wird.

Bei der Eröffnung der Thür erlangt der Bräutigam erst das Recht, seine Braut zum erstenmal zu sehen, und er muß nun mit ihr zufrieden seyn, es wäre denn, daß jener Beweis ihrer unbefleckten Keuschheit gefehlt hätte, in welchem Fall er sie sogleich verstoßen darf, und der Vater derselben verbunden ist, die Mitgabe und Alles, was der Bräutigam auf dieselbe verwandt hat, zurück zu geben.

Die Braut darf in den ersten acht Monaten nicht aus dem Hause gehen; dem Mann steht solches aber schon nach den ersten acht Tagen frei. Während dieser Zeit wird er von seinen Freunden und Verwandten im Scherz für einen König angesehen, der Urtheile sprechen und Strafen auflegen kann. Seitdem aber Mulei Abd Allah einst an einem Tage acht dergleichen Bräutigams- oder Bohnenkönige an die Schwänze von Mauleseln binden, und sie so lange auf den Straßen herumschleifen ließ, bis sie den Geist aufgaben, verfährt man sehr vorsichtig mit dieser Königswürde. —

Es ist einem Mauren erlaubt, vier rechtmäßige Eheweiber zu nehmen. Kann er außer diesen noch Beischläferinnen ernähren, so darf er sich auch diese halten. Die Reichen haben für jede Frau ein Haus. Die jungen Männer sind gewöhnlich sehr eifersüchtig, und verschließen daher die Häuser ihrer Weiber, wenn sie sich von da wegbegeben. Dessen ungeachtet sind sie wegen der Treue ihrer Weiber wenig gesichert, da diese nicht allein selbst zu Liebeshändeln aufmuntern, sondern auch die Mittel, die die

Mauren zur Verhütung der Untreue ihrer Weiber gebrauchen, gerade zur Beförderung derſelben dienen. In Weiberkleidern kann ein Mann leicht unbemerkt über die Straßen kommen, denn er iſt ſicher, daß ihn kein Mohr anreden oder auch nur anſehen werde, da Frauenzimmer ihr Geſicht weder ſelbſt entblößen, noch Männer ein ſolches an denſelben thun dürfen. Gelingt es nun einem Liebhaber, das Haus einer Frau zu einer Zeit zu beſuchen, wo der Mann abweſend iſt, ſo darf er gar nicht fürchten, ſelbſt bei deſſen unvermutheten Rückkehr entdeckt zu werden; denn, wenn der Herr vom Hauſe Pantoffeln von einem fremden Frauenzimmer vor der Thüre ſeines Harems ſtehen ſieht, ſo ſchließt er daraus, es ſey eine Nachbarin da, und nähert ſich dem Zimmer nicht eher, als bis die Pantoffeln weggenommen ſind.

Oekonomiſche Anzeige.

„Ich bin hier wohl zufrieden," ſchrieb ein Eheloſer in der Mark Brandenburg, der von Berlin nach Perleberg gezogen war, „ich lebe vor mir, und koche mich ſelber."

Ueber die Ohrfeigen.

(Herloßſohns Komet.)

Jede Nation hat ihre Erfindungen, eigenthümlichen Gebräuche und Gewohnheiten. Ich glaube, die Ohrfeigen ſind eine deutſche Erfindung. Lichtenberg hat eine treffliche Terminologie über den Rauſch (das Betrinken) geſchrieben und ſo ziemlich herausgeſtellt, daß die Deutſchen, wenn nicht das Trinken, ſo doch ſicher den Rauſch erfunden haben, weil ſie ſo reich an Ausdrücken dafür ſind. Aber dagegen ſtreitet die Autorität der Bibel: denn Noah hatte den erſten Rauſch und war doch kein Deutſcher.

Um gründlich von den Ohrfeigen zu ſprechen, ſo iſt die Art derſelben, welche Backenſtreich heißt, wohl die älteſte, denn Backenſtreiche kommen ſchon in der Bibel vor. Sie ſcheinen eine gelindere Art der Ohrfeigen zu ſeyn, weil bei ihnen die Backe nicht geſchlagen, ſondern bloß geſtrichen wird.

Schlimmer ſind ſchon die Bremſen, mit ihnen vereinigt ſich der Begriff von etwas Stechendem. Darum ſagen auch die Berliner nicht: „Ich habe ihm eine Bremſe gegeben!“ ſondern: „Ich habe ihm eine Bremſe geſtochen:“ oder in der Kürze: „ick hab' ihm eene jeſtochen!“ Hier wird der Ohrfeigengebende zum Activum, nicht aber die Bremſe, welche bloß geſtochen (d. h. gegeben) wird.

Wir schreiten jetzt zu den Maulschellen, welche auch einfach als Schellen applicirt werden. Ueber ihren Ursprung ist man nicht im Klaren. Möglich, daß in alten, guten Zeiten, wo es noch Hofnarren gab, diese, wenn sie eine Wahrheit sagten, von ihrem allergnädigsten Fürsten mit einer Ohrfeige beehrt wurden, welche nach Maßgabe ihrer Heftigkeit die Schellen an ihrer (der Narren) Kappe in Bewegung setzte; woher denn diese Art stärkerer Ohrfeigen, und weil sie näher am Munde angebracht ward, Maulschelle, wenn man sie aber aufs Ungewisse oder geometrisch genau zwischen Maul und Ohr applicirte, einfach Schelle genannt wurde.

Ueber die Dachtel, welche nebst Achtel und Schachtel den einzigen Reim auf Wachtel gibt, sind die Nachrichten fast noch unbestimmter. Der Etymologie nach könnte man sie von Docht, Dacht ableiten und als ein Diminutiv desselben ansehen. Man könnte sagen, daß bisweilen durch eine solche Ohrfeige (eine Dachtel) Manchem ein Docht, d. h. ein Licht aufgeht.

Die Watschen sind unsers Wissens süddeutschen Ursprungs. Ueber ihre Erfindung ist gar nichts bekannt. Aber auf jeden Fall sind sie classisch, denn in dem bekannten Schäferspiele von Geyer ruft der eifersüchtige Liebhaber dem kühnen Nordlandsrecken zu:

„Mit meinem Schäferstab gäb' ich Dir eine Watschen,
Daß Du verblüfft und lahm nach Nordland müßtest latschen."

Deßhalb verdienen diese Watschen auch in Norddeutschland eingebürgert zu werden, damit, wie bisher Producte und Intelligenzen, so auch Sitten und Gebräuche sich zwischen Nord- und Süddeutschland ausgleichen. —

Die Damsel, welche in einigen Gegenden Norddeutsch-

lands zu Hause ist, läßt auf eine Abstammung von Amsel rathen, weiter aber auch nichts — Grimm meint richtiger, sie rühre eher von damisch (dämisch) her, was so viel als verwirrt bedeutet. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind Damseln diejenigen Ohrfeigen, wonach der glückliche Empfänger dämisch d. h. verwirrt, drehend wird, wonach ihm Sehen und Hören vergeht. Daraus dürfte erfolgen, daß sie schon zur stärkeren Klasse von Ohrfeigen gehören.

Ein Gleiches möchte der Fall mit der weniger bekannten Dussel seyn, welche ohne Zweifel von dem Dusel herrührt, den sie hervorbringt; denn natürlicherweise sind hier die Steigerungen von verschiedener Art.

Ueber die Hurbel, welche sich in den anhaltischen Herzogthümern aufhalten soll, haben wir trotz aller Forschung nichts auch nur halbwege Haltbares auffinden können. Auf Hurbel reimt sich freilich Kurbel. Sollte diese Art Ohrfeige, bei der Verabreichung, nicht mit einer drehenden Schwingung der Hand verbunden seyn; wie z. B. die östreichischen Korporale, wenn sie dort landesübliche Stockstreiche austheilen (welche Streiche eigentlich vielmehr Schläge genannt werden können), vor jedem Hiebe dreimal in der Luft einen mystischen Kreis zu beschreiben pflegen? —

Der Ausdruck Denkzettel, für Ohrfeige, gehört schon den höheren Klassen an und ist mehr abstract. Er ist gleichbedeutend mit Vergißmeinnicht, und auch hinsichtlich der blauen Farbe dürfte hier eine Uebereinstimmung Statt finden; denn es kann nicht fehlen, daß nach manchem Denkzettel die Wange eine bläuliche Farbe annimmt, welche der des Vergißmeinnichts mehr oder weniger nahe kommt. —

Ueber die Tetschen, welche man in Deutsch-Böhmen und in einigen sächsischen Gränzorten findet, sind die Naturforscher nicht ganz einig. Manche leiten sie von dem schönen böhmischen Schlosse Tetschen, an der Elbe, Andere von dem schlesischen Herzogthume Tetschen, welches nebst Troppau und Jägerndorf zu Oestreich gehört, ab; weiter aber auch nichts! Leicht möglich, daß in dortigen Urkunden, namentlich über die Gründung beider Orte, genauere Nachweisungen zu erhalten sind.

Der Patsch steht im Zusammenhange mit dem Schalle, den er hervorbringt, wie der Donner mit dem Tone des Getöses, den wir beim Gewitter hören, und der sich in allen Sprachen: lateinisch „tonitru", slavisch „Hrom" u. s. w. vorfindet. Der Patsch scheint zur gemischten Gattung zu gehören, denn er kann eben so leise seyn, daß es nur klatscht, oder so stark, daß es kracht. —

Um noch über die Ohrfeigen, die allgemeinst verbreitete und, aller Wahrscheinlichkeit nach, Grundgattung der Backenstreiche oder wie wir sie nennen wollen, etwas zu sagen, so scheinen sie ihren Namen daher erhalten zu haben, daß sie entweder auf dem Ohre oder in dessen Gegend applicirt werden, und daß das Ohr in Folge ihrer Wirkung eine mehr der Feige ähnliche Gestalt und Farbe annimmt. —

Der Verfasser verhehlt nicht, wie mangelhaft diese Abhandlung ist, weil er selbst in dem betreffenden Artikel keine praktischen Wahrnehmungen zu machen Gelegenheit hatte, glaubt aber doch dem künftigen Historiker einige Materialien zur Benutzung und weiteren Ausführung geliefert zu haben.

Das Mopshündchen.

(Parodie von Schillers Handschuh.)

In einem fernen Garten
Die Theure zu erwarten
Saß Musje Franz,
Und oben auf schwankendem Throne
Der Pappeln und Eichen, zum Hohne
Die Raben im schreienden Kranz.

Und wie er drückt mit dem Finger,
Aufthut sich die Thüre zum Zwinger
Und hinein mit verstohlenem Schritt
Das Mädchen tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit Späherblicken.
Er eilt zu drücken
Die zarten Glieder,
Sie setzt sich nieder.

Und Franz drückt wieder,
Da öffnet sich behend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt

Mit frohem Sprunge
Ein Hündchen hervor.
Wie das den Fremden erschaut,
Bellt es laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen zierlichen Reif,
Und bleket die Zunge,
Und ziemlich fern
Umgeht es den Herrn
Grimmig schnurrend;
Drauf streckt es sich murrend
Zur Seite nieder.

Und die Thüre knarrt wieder,
Da speit ein nahes Gartenhaus
Zwei Liebespärchen auf einmal aus,
Die springen mit heißer Lustbegier,
Gleich hinter die Thür.
Da will die Holde nicht länger verweilen;
Und der Hund mit Gebell
Richtet sich auf, eilet schnell
Zu der Gartenthür.
„Franz, komm mit mir,
Wollen zum Bache gleich eilen.“

Dort fällt von des Ufers Höh
Der kleine Mops ins Wasser. Weh!
„Laß mich, Bester um Hülfe schrein,
Den zu befrein.“

Und zu Franzen, dem Guten, spottender Weis'
Wendet sich Mamsell Kunigund:

„Nun, Franz, iſt Deine Lieb' ſo heiß,
Wie Du mir's ſchwörſt zu jeder Stund,
Ei, ſo hol' mir den Hund heraus!"

Schnell zieht Franz ſich ein Bischen aus,
Springt hinab in die reiſſenden Wogen.
Ich konnt's vermuthen, —
Und aus den grundlos ſtrömenden Fluthen
Hat er den Mopshund heraus gezogen.

Und mit Erſtaunen und mit Grauen
Sahen's von ferne zwei Männer und Frauen,
Und gelaſſen bringt Franz den Hund zurück.
Da ſchallt ihm ſein Lob aus Jener Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm ſein nahes Glück —
Empfängt ihn Mamſel Kunigunde.
Und er wirft ihr den naſſen Hund in den Schooß:
„Von ſolcher Liebe ſag' ich mich los!"
Und verläßt ſie zur ſelben Stunde.

Curiosa.

In dem Feldzuge von 1812 wurde ein ausgezeichneter General der französischen Armee schwer am Beine verwundet. Die Aerzte erklärten nach einer genauen Untersuchung, die Amputation sey unumgänglich nothwendig. Der General hörte diesen Ausspruch mit der größten Ruhe an. Unter den Personen, die in diesem Augenblicke um ihn waren, bemerkte er auch seinen Kammerdiener, der durch seine tiefe Betrübniß den großen Antheil verrieth, welchen er an dem traurigen Falle seines Herrn nahm. „Warum weinst du, Germain?" sagte der General lächelnd zu ihm; „du kannst dir nur Glück dazu wünschen, denn du wirst in Zukunft nur einen Stiefel zu putzen haben."

Eine amerikanische Zeitung erzählt, im Osten des Landes gebe es einen Zeitungsherausgeber, der nicht bloß sein eigener Setzer, Drucker und Laufbursche sey, sondern auch ein Wirthshaus halte, Schulmeister im Orte und Capitain der Miliz sey, seine Stiefeln und Schuhe selbst ausbessere, ferner eine berühmte Sorte Pillen fabricire, zwei Tage lang in der Woche mit Pillen und Essenzen umherziehe und Sonntags stets die Predigt lese, wenn der Geistliche nicht zugegen sey. Er habe überdieß eine Frau und zehn Kinder. — Eine andere Zeitung setzt hinzu, das wäre nicht genug, jener Zeitungsherausgeber besitze auch einen

Schooner und sey im vorigen Herbst mit einer Ladung Kartoffeln und Zwiebeln, eigenem Erzeugnisse, in Boston angekommen, nachdem er vorher den Abnehmern seiner Zeitung angezeigt hatte, das Erscheinen der nächsten Nummer dieser Zeitung hänge von dem Winde ab, — insofern er ihn früher oder später zurückbringe.

Der Baumeister der neuen Liebschützer Kirche bei Oschatz hat einen groſsen Einfall gehabt! Der ziemlich vollendete Kirchthurm ist in einen einzigen Steinhaufen zusammengestürzt. So etwas fällt nicht allen Leuten ein!

Ein Taschendieb, der auf einem Jahrmarkte eine Uhr entwendet hatte, wurde ergriffen und vor den Chef der Polizei geführt. „Wie habt Ihr Euch so vergessen können?“ sprach der Letztere. „Verzeihen Sie,“ versetzte der Dieb mit vieler Frechheit: „ich habe nur den Rath meines Arztes befolgt. Ich leid' an einem schwachen Magen, und da verordnete er mir: ich sollte vor jeder Mahlzeit immer eine Kleinigkeit zu mir nehmen.“

Das Rufen eines alten Weibes in Prag: „Etwas Rührendes! kaufen Sie etwas Rührendes!“ machte einen Vorübergehenden neugierig, ihre Feilschaften zu besehen. Es waren Kochlöffel.

Frage: Ist's möglich, daſs man zweimal stirbt? — Antwort: Ja! Beweis: In der Beilage zu den „Berlinischen Nachrichten“ Nro. 218, heiſst's wörtlich: Gestern Vormittag 11½ Uhr entriſs uns der Tod wieder unser liebes Söhnchen, welches ich unseren Verwandten und Freun-

den, ſtatt beſonderer Meldung, ergebenſt anzeige. Berlin, den 15. Sept. 1839.

Folgende Compoſition iſt nicht erfunden: „General-Eides-Abſolutions-Ertheilungs-Inſtruments-Auszugs-copeiliche-Nachtrags-Erläuterung.“

Eine Schauſpielerin auf einer engliſchen Nationalbühne ſpielte neulich die Lady Anna in König Richard III. Als ſie ihrer Rolle gemäß mit vielem Pathos die Worte ſprach: „Wann werde ich Ruhe haben?“ rief ihre Waſchfrau mit gellender Stimme von der Gallerie herab: „Nie, bis Ihr mir meine 3 Shill. 6 Pence bezahlt!“

(Berliner Eckenſteher-Witz.) Bei der Nachricht von den Unruhen in Paris hielten zwei Berliner Eckenſteher folgendes Geſpräch: K. Louis Philipp iſt ſchlimm daran; ehe er ſich verſieht, lauern ſie ſeiner auf und ſchießen ihm. Die Revolutionen ſin jetzt ſpottwohlfeil. — N. Es iſt eene wahre Schande, wie ſie in Paris damit ſchleudern! — K. Na, ſo viel weeß ick, ick meenerſeits möchte dieſes Frankreich nicht regieren, das muß 'ne wahre Holzhauerarbeit ſind! — N. Ja, des weeß Jod; die Spaltungen nehmen kein Ende. — K. Was bedeut't dieſes egentlich in die Deputirtenkammer: Rechte Seite — Centrum — äußerſte Linke? — N. Ick wer Ihnen das erklären: Die in des Centrum ſitzen, haben eenen Orden; die auf die rechte Seite möchten eenen haben, und die auf die äußerſte Linke kriejen nie eenen nich, weßhalb ſie den König ärgern, was man Conſtitution nennt. — K. Dieſes können ſie, davor hat er die Charte gegeben. — N. Sehr richtig; aber die Trümpfe hat er vor ſich behalten.

Der Wunsch des Eremiten von Gauting.

(Ein Heiraths-Antrag aus Münchener Blättern.)

Ich habe in einer schönen Gegend im bayerischen Walde, umgeben von Bergen und schönen Wiesen, durchschlängelt vom Regenfluß, in einem reizenden Thal, wo die Stadt Cham mit ihren alten Thürmen, und mehrere Burgen alter Ritter, und Thürme und Ruinen aus dem grauen Alterthum die Ansicht mit poetischem Gefühle fesseln, eine Hofmark mit einem neuen Schloß und viele schöne große Zimmer, Wälder, Jagden, Fischereien, Wiesen und Aecker zum Erbschafts-Geschenk erhalten. Allein wie artig es auch in Kammereck seyn mag, um nach Virgil, Horaz und Delille die Fabeln über die Freuden des Landlebens zu lesen, so finde ich es doch sehr langweilig, in den schönen Zimmern Niemand wie mich zu finden, und selbst in den Spiegeln mich nur allein zu sehen. Ich habe also beschlossen, nach dem Beispiel anderer Narren mich zu verheirathen, und weil man sagt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, und es eine Lotterie sey, so will ich versuchen, was der Himmel mir zu geben beschlossen hat, und welche Schöne mir der Glückshafen zuwirft. Ich will daher durch die Zeitung meine Wünsche allen Mädchen anzeigen.

Diejenige, welche ich heirathe, muß von sechzehn bis zwanzig Jahre alt seyn, schöne Haare, schöne Zähne, und schöne kleine Füße haben, sie muß von ehrlichen, braven

Eltern abstammen und ihr Ruf ohne allen Makel seyn. Sie muß sich sehr schön und einfach in Seide oder Sammt kleiden, aber durchaus in keine andern Stoffe, auch darf sie keine Ohrengehänge, Ketten, Ringe oder dergleichen Unsinn tragen, auch keine Pantoffeln, Hauben, Bänder, falsche Haare u. dgl. und nie ihre Kleider nach der bestehenden Mode machen lassen, da es nichts Dümmeres geben kann, als dem Kühgang anderer Menschen zu folgen. Sie soll die Kleider nach ihrem eigenen Geschmack machen lassen und tragen, unbekümmert, was der Weiber Modepöbel darüber sagt. Sie muß reiten und fahren können, oder es erlernen. Sie darf nie stricken, weil dieses Fingerspiel eine Maske gegen die Dummheit ist. Sie darf nur Musik machen, wenn sie es zur Virtuosität gebracht hat, da es unangenehm ist, das dumme einfältige Geklimper anzuhören, womit die Alltäglichkeit in so vielen Häusern die Besuchenden langweilet. Sie ist im Hause und über alle Ehehalten unumschränkte Herrin; so wie ich selbst Vergnügen daran finde, mich nach ihrer vernünftigen Laune zu fügen, da mir das dumme sklavische Gehorchen und die Unterthänigkeit, worin die Kirche den Keim zu allem Streit und Mißvergnügen gelegt hat, höchst zuwider sind. Sie muß mich aber überall auf Reisen und, wo ich hingehe, begleiten, weil es in meinem Gefühl eine Schande für die Männer ist, den Tag und den ganzen Abend umherzulaufen, und in Wirthshäusern zu schwelgen, indem die Frau allein zu Haus der Langeweile übergeben ist. Dann darf sie nicht, wie in den meisten Ehen geschieht, ihre Weiblichkeit vergessen, und sich herablassen, ihren Mann zuerst zu liebkosen, wie manches schöne, edle Weib gezwungen ist, zu thun, um ihren Tölpel bei guter Laune zu erhalten. Alles, was oben mit dem Worte m u ß gesagt worden, ist nicht Unterthänigkeit, son-

dern Contrakt, Uebereinkunft, und ganz allein zu ihrem höchsten Vortheil. Sie erhält am Tage der Hochzeit in russischen oder preußischen Staats-Obligationen dreißig tausend Gulden, wovon sie aber die Zinsen jährlich nach ihrem Willen verzehren muß, weil nichts abscheulicher ist, als das schändliche Laster des Geizes. Sie darf nach Absprache nie tanzen, weil ich meine Frau nicht wie eine Närrin umherhüpfen sehen will. Wenn sie Vermögen hat, so will ich es nicht angeheirathet haben, sie kann damit machen, was sie will, so wie mit den Zinsen ihrer Morgengabe; es dürfen die Zinsen nur nicht nach den Grundsätzen der Geizigen capitalisirt werden, weil es nichts Dümmeres in der Welt geben kann, als für Andere zu sparen. Die Freuden des Lebens in ewiger froher Laune zu genießen, ist mein Grundsatz und Lebensweisheit.

Ich will nun auch von mir sprechen. Nach dem Kalender bin ich 70 Jahre alt, nach den Kräften aber erst 25. Immer froher Laune, suche ich die Freuden überall, wo die strengste Ehre es erlaubt. Wenn es nun ein schönes Mädchen gibt, welches sich mit einem alten Mann, der noch frisch auf den Knochen ist, zu Pferd, zu Haus und auf Reisen herumtummeln will, so kann sie mir schreiben und ich komme bis auf hundert Stunden von München, aber nicht weiter, um sie zu sehen und mich sehen zu lassen, wobei ich dann auf mein Ehrenwort verspreche, daß ihr Name nie genannt werden wird.

München, im Schwarzen Adler, am 15. Nov. 1840.

Theodor Frhr. v. Hallberg zu Broich,
Commenthur des Michaeli-Ordens, Ritter des St. Anna-Ordens, Feld-Obrist-Hauptmann am Rhein und der Maas.

Parodie auf Schillers Bürgschaft.

Von Eginhardt.

Zu Moſes Löw', den Wuchrer ſchlich
Felix, den Wechſel im Gewande,
„Sitz nieder, „ſprach der Bekannte.
„Was thuſt du mit dem Papierchen, ſprich?"
Befragte ihn haſtig der Wütherich.
„Ich brauche Gelder zur Reiſe!"
Haſt'en Pfand? Du kennſt meine Weiſe!"

„Ich bin," ſpricht Jener, zu reiſen bereit,
Und beſchwöre dich bei dem Leben,
Du mußt mir Geld dazu geben,
Ich brauche höchſtens drei Wochen Zeit,
Dann hab' ich den Goldfiſch der Hauptſtadt gefreit,
Junker Matz wird gut für mich ſagen,
Den nimmſt du, entrinn' ich, beim Kragen."

Da lächelt der Jude mit ſchlauer Liſt,
Und ſpricht nach kurzem Bedenken:
„Dem will ich Kredit wohl ſchenken,
Doch wiſſe, wenn ſie verſtrichen die Friſt,
Eh' mein Geld zurück in den Kaſten iſt,
So muß der Junker mir blechen,
Das muß er ſchriftlich verſprechen."

Und er kommt zum Junker voll Dreiſtigkeit:
„Verſtockt iſt der Moſes geblieben!
Doch wenn Du mit unterſchrieben,
So geht er's ein, auf drei Wochen Zeit,
Dann hab' ich den Goldfiſch der Hauptſtadt gefreit.
So ſchreibe die Bürgſchaft denn nieder!
Von der Ausſteuer zahl' ich es wieder."

Und verlegen ſchreibt der ländliche Freund.
Das Blatt wird zum Juden getragen,
Der Andere beſteiget den Wagen.
Und als das zweite Abendroth ſcheint,
Gelangt er zur Hauptſtadt, ſo wie er's gemeint,
Und eilt mit ſorgender Seele,
Damit er ſein Glück nicht verfehle.

Da tönen Trompeten und Pauken herab,
Von der Wohnung, wo Goldfiſchchen hauſet,
Und der Regen ſauſet und brauſet,
Und er tritt in die Zimmer mit wanderndem Stab,
Da reißt man der Braut das Kränzchen herab,
Und vom Arm des Bräut'gams geleitet
Nach dem Pförtlein der Kammer ſie ſchreitet.

Und troſtlos verläßt er das Hochzeitfeſt;
Wohin er die Blicke auch richtet,
All' ſein Hoffen ſieht er vernichtet,
Nicht Mitternacht, Süden, nicht Morgen noch Weſt,
Einen tröſtenden Stern ihm erſcheinen läßt,
Kein Onkel, mit indiſchen Waaren,
Will dieſen Verluſt ihm erſetzen.

Da sinkt er zur Erde, und weint und flucht,
Die Hände ringend erhoben:
Was hemmt der Gläubiger Toben?
In fremder Hand ist die goldene Frucht,
Die ich zu ernten so mühsam gesucht;
Was kann nun aus Kerker und Ketten,
Was aus Wucherer-Händen mich retten?

Doch endlich legt sich die brausende Wuth,
Von Durst und Hunger gerüttelt,
Von Wind und Kälte geschüttelt,
Ermannet er sich zu neuem Muth,
Da gewahrt er der Lichter glänzende Fluth
Im nächstgelegenen Hause,
Und schlüpft hinein in die Klause.

Und gewinnet ein trockenes Plätzchen dort,
Und sieht das Kartengemische
Auf dem grünbeschlagenen Tische,
Und fühlt sich heimisch am stillen Ort,
Und setzt, und sein Geld geht alles fort,
Und spielt in Verzweiflungsqualen
Auf Marken, und soll nun bezahlen.

„Was wollt ihr?" ruft er vor Schrecken bleich,
„Ich habe Alles verloren,
Ich bin zum Unglück geboren!"
Und entreißt die Krücke dem Nächsten gleich,
Und führt damit manchen gewaltigen Streich,
Und hat mit Stößen und Hieben
Bald Alle zur Thüre getrieben.

Und in's Zimmer ſchreitet ein langer Gensd'arm,
Der kann ſein Satyr-Entzücken,
Seine Freude nicht unterdrücken.
„O, daß ſich der Himmel meiner erbarm'!"
Doch faßt ihn der Bärt'ge mit rieſigem Arm
Und gibt unerbetnes Geleite
Nach des Rathhauſes düſt'rem Gebäude.

Und in die Hallen treten ſie ein,
Da klingt's ihm wie Oeffnen von Thüren,
Und er fühlt ſich kräftig berühren,
Und ſieh' bei der Lampe kärglichem Schein
Eröffnet vor ihm ſich ein Kämmerlein,
Und drei Stufen drückt es ihn nieder,
Und die Riegel ſchließen ſich wieder.

Und da ſaß er und war ſichs mit Grauſen bewußt;
Bei des Herzens gewaltigem Pochen
Verlebt er drei ſchreckliche Wochen,
Unter Ratten, die einzige fühlende Bruſt;
Und es jubeln die Straßenbuben voll Luſt,
Wie ſie einſt ihn am Fenſter erblicken.
„Morgen wird dich der Staubbeſen jücken."

Und die Angſt noch mächtiger zu ihm trat,
Und des Nachts, bei Zagen und Zittern,
Entſpringt er den eiſernen Gittern,
Und als er ſich ſchüchtern der Heimath naht,
Da tritt ihm entgegen auf einſamen Pfad
Der feinſte der Spitzbuben-Brüder,
Der erkennt voll Freude ihn wieder.

Zurück! Du hilfſt dem Junker nicht mehr,
So ſuche lieber das Weite!
In den Schuldthurm zog er ſchon heute.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er,
Der Tölpel vom Dorfe, der Wiederkehr,
Ihm wird kein Rettungsweg bleiben.
Als an das Mamachen zu ſchreiben.

„Auch iſt es wahrlich mein Wille nicht
Zu nahen als Helfer und Tröſter,
Da wär' ich der Narren größter.
Das glaube der bäuriſche Bengel nicht,
Daß mich des Edelmuths Kitzel ſticht;
Er zahle dem Juden den Poſten,
Mag's auch ein Thränchen ihm koſten!"

Und die Sonne geht unter, da ſteht er am Thor,
Und wagt's in das Städtchen zu ſchleichen,
Um zu holen, was dort noch ſein eigen;
Da blickt das Volk nach dem Thurm empor,
Und er drängt ſich durch den gaffenden Chor.
„Den Buben," ruft es, „gefangen,
Das iſt er, der mich hintergangen!"

Und Courage beſeelt den Pöbel umher,
Und bei des Thurmgäßchens Enge,
Kommt Felix bald in's Gedränge;
Der Spaten, die Schaufel, ſie werden zur Wehr,
Zu dem Bürgermeiſter bringt man die Mähr,
Der fühlt conſulariſche Freude,
Vor den Thron entbietet er Beide.

Und blicket Felix vernichtend an,
D'rauf ſpricht er: „Es iſt dir gelungen,
Du biſt in der Hauptſtadt entſprungen;
Doch die Freiheit war nur ein kurzer Wahn,
Nimm nun ein Plätzchen im Zuchthauſe an;
Du, Junkerchen aber vom Lande,
Du bleibſt dem Juden zum Pfande."

Kirchenthermometer.

Mit Beziehungen auf die Jahre 1790—1800.

Von Swift.

Einige ſind der Meinung, das Kirchenthermometer ſey in England unter Heinrich dem achten erfunden worden, und zwar um die Zeit, da dieſer König, der bei den Lutheranern in Deutſchland vorzüglich wegen ſeines heftigen Streites mit Luther bekannt iſt, gewiſſe Ketzer hinrichten ließ, d. h. ſolche, die er in ſeinen Anwandlungen orthodoxer und leidenſchaftlicher Wuth einmal als Ketzer erklärt wiſſen wollte, und zwar Manche bloß darum, weil ſie den Papſt für das Oberhaupt der Kirche hielten, und Manche, weil ſie an keine Transſubſtantiation glauben wollten.

Allein dieſe Meinung iſt irrig, und da die Erfindung des Kirchenthermometers bei den papiſtiſchen Orden und Ketzermachern ſchon weit eher Mode geweſen, ob es gleich in der Folge verbeſſert und vervollkommnet worden, und die neuere Geſtalt erſt ſeit der Zeit erhalten hat, nachdem die Wettergläſer erfunden worden. Keins iſt aber ſo gut

und richtig, als das, welches ich hier beschreiben werde, das auch noch in weiter keines Menschen Händen gewesen ist.

Das Thermometer ist bekanntlich ein Werkzeug, woran sich die Wärme verschiedener Körper bestimmen und unter einander vergleichen läßt. Man schließt nämlich einen flüssigen Körper in ein Behältniß dergestalt ein, daß man daran sehen kann, ob dieser flüssige Körper bald einen größern, bald einen kleinern Raum erfülle, je nachdem er bald mehr, bald weniger erwärmt wird.

Eben so ist nun das Kirchenthermometer ein Werkzeug, das die verschiedenen Grade der Hitze in der Religion anzeigt, wie sie raset bei wüthenden Katholiken, wie sie etwas fällt bei orthodoxen Reformirten und Lutheranern, und so immer mehr sinkt bis zum Indifferentismus: die verschiedenen Grade sind daran auf eben die Weise gezeichnet, wie sie bei gewöhnlichen Wettergläsern sind, nämlich sehr heiß, heiß, warm, temperirt, kühle, kalt, sehr kalt.

Die Bestimmung der Grade auf den Thermometern hat bekanntlich der berühmte Fahrenheit festgesetzt, indem er zwei ziemlich unveränderliche Punkte annahm, und den Raum zwischen diesen Punkten in gleichviel Grade theilte.

Er nahm eine gläserne Röhre mit einem daran befindlichen Cylinder, füllte sie mit gefärbtem Weingeiste, und schmelzte den über dem Weingeiste befindlichen luftleeren Raum zu.

Er fand, daß Schnee mit Salmiak vermischt, die flüssige Materie des in diese Mischung gesetzten Thermometers immer bis zu einem gewissen Punkte fallen, kochendes Quecksilber hingegen sie immer bis zu einerlei Höhe steigen mache. Diesen Raum theilte er nun in sechshundert gleiche Theile oder Grade, und weil er ferner nach neu

angeſtellten Verſuchen bemerkte, daß völlig ſiedendes Waſſer die flüſſige Materie in den Thermometer bis auf den 212ten Grad dieſer Eintheilung ſteigen machte, ſo nahm er zuletzt, ſtatt des ſiedenden Queckſilbers, ſiedendes Waſſer, und machte zwiſchen dieſen beiden Punkten 212 Grade. Bei dem künſtlichen Gefrierpunkte, oder dem tiefen Punkte, bis zu welchen die flüſſige Materie, durch den mit Salmiak vermiſchten Schnee gefallen war, machte er 0 und zählte ſo hinaufwärts, bis zum Siedpunkte 212. Weil der Weingeiſt nicht gut die Hitze des ſiedenden Waſſers ertragen kann, ohne zu kochen, und ſich in Dämpfe aufzulöſen, und man daher die hohen Grade der Hitze nicht bemerken könnte, ſo füllte er in der Folge ſein Thermometer mit Queckſilber.

Nach dieſem Fahrenheit'ſchen Thermometer iſt nun das neue Kirchenthermometer eingerichtet, und ich habe nun ſowohl in Anſehung der Röhre, als auch der darin enthaltenen flüſſigen Materie einige Veränderungen vorgenommen.

Was die Röhre anbetrifft, ſo muß ſie in einem gewiſſen planetariſchen Zeichen gegoſſen ſeyn, und dann, wenn die Sonne mit dem Saturn in Verbindung ſteht, hermetiſch verſiegelt werden.

Die hineingeſchüttete Materie iſt ein Gemiſch aus einem ſehr rektifizirten Weingeiſte, und einem Waſſer, das in der Nähe von Ferney, dem berühmten Wohnſitze des Verfaſſers von Candide quillt, welches kälter als Eis, und klarer als Kryſtall iſt.

Der Weingeiſt iſt von einer hochrothen Farbe, wie Blut, ſehr geneigt zum Gähren, und würde, wenn er nicht mit dieſem Waſſer vermiſcht, und ſehr genau verwahrt wäre, in Dampf ſich auflöſen, und das Gefäß zerſprengen. Das Waſſer hingegen iſt von einer ſo ſubtilen und durch-

dringenden Kälte, daß es, ohne den Zusatz eines gehörigen Theils Spiritus, alle Behältnisse, worin man es aufbewahrt, durchschlägt, und nur den Schädel eines Philosophen der reinen Vernunft nicht angreift.

Die Grade dieses Thermometers habe ich auf nachstehende Weise angegeben:

Papistische Wuth.
Verfolgung.
Grimm.
Eifer.
Blinder Glaube.
Kirche.
Mäßigung.
Duldung.
Aufklärung.
Indifferentismus.
Gefrierpunkt.

Dieses Thermometer ist nun auf verschiedene Art zu gebrauchen, zur Bestimmung der mancherlei Grade von Wärme in kirchlichen Sachen, sowohl einzelner Menschen als ganzer Gemeinden, Dörfer, Städte und Länder.

Wie nämlich beim gewöhnlichen Thermometer durch den bloßen Hauch derjenigen, die in einem Zimmer sich befinden, das Quecksilber in Bewegung geräth, und den verschiedenen Graden, der darin befindlichen Wärme gemäß steigt, so steigt und fällt die flüssige Mischung meines Kirchenthermometers bei dem Hauche eines aufgeklärten, orthodoxen und hyperorthodoxen, dem Grade seiner kirchlichen Wärme gemäß.

Ich stelle mich, wenn ich auf Reisen während des Sonntags in einer Stadt, oder in einem Dorfe bleibe, gewöhnlich unter die Kanzel während der Predigt, wohin

die Hauche der Zuhörer sämmtlich zusammen treffen, und ich habe aufs Genaueste den Glaubensgrad der Gemeine an meinem Thermometer bezeichnet gefunden, indem er mit den eingezogenen Erkundigungen jedesmal vollkommen übereinstimmte.

Unglaublich ist der Unterschied, den ich in Städten, wie Wien, Dresden und Berlin angetroffen, und so auch in den beiden letzten Orten in einzelnen Kirchen, wo z. B. Hermes oder Spalding predigten.

Eine mir auffallende Beobachtung, die ich gemacht habe, ist die, daß der Liquor, wenn er auf dem Grade Kirche stand, weder stieg, noch fiel, wenn ich in ein Finanzkollegium, oder auf die Börse, oder in ein Banquiercomptoir kam — bei den Buchhändlern harmonirte sein Steigen oder Fallen mit dem Absatze der Verlagsartikel. Hatte einer mit Predigten oder Büchern vom Schlage des Superintendenten Baumgarten, Crusius in Merseburg etwas verdient, so stieg er bis zum blinden Glauben. In der Verlagshandlung von Altona fiel er bis zum Indifferentismus.

Um über diese Materie etwas Vollständiges liefern zu können, wird einer meiner Freunde, der in geheimen Künsten und Wissenschaften unter mir arbeitet, mit meinem Thermometer, wenn Frieden werden sollte, ganz Deutschland, und vorzüglich die preußischen Staaten durchreisen, um die Veränderungen, die sich seit des verstorbenen Königs Tode zugetragen haben, und noch zutragen, mit dem Stande des Thermometers unter der vorigen Regierung vergleichen zu können.

Merkwürdig ist, daß, wenn der Thermometer zu steigen anfängt, sich ein außerordentlicher Trieb zeigt, immer höher zu steigen, so daß er leicht vom blinden Glauben zum Eifer, vom Eifer zum Grimm, und vom Grimm bis

zur Verfolgung fortgeht. Nicht so ist es mit dem Fallen, die Orthodoxen haben nicht nöthig zu fürchten, daß in einem Orte, wo der Thermometer auf Mäßigung oder Duldung steht, bald tiefer fallen würde. Ich bin noch in keiner Stadt, in keiner zahlreichen Versammlung gewesen, wo der Grad der Wärme Aufklärung gewesen wäre. Dieß war immer nur der Fall mit einzelnen Personen, oder doch in Gesellschaft weniger.

Bei Prälaten, Bischöfen und ähnlichen Personen, hält er gemeiniglich gleichen Grad der Wärme mit dem Fahrenheit'schen, wenn dieser bei Tische aufgestellt und das Zimmer voll warmen Braten- und Pastetendampf und Burgunderausdünstungen angefüllt ist.

Während daß mein Freund mit meinem Kirchenthermometer herumreiset, hoffe ich mit einem ähnlichen Gleichheits- und Freiheitsmesser fertig zu werden, der in Republiken, Aristokratien, Bisthümern und Fürstenthümern gleich brauchbar seyn wird, um allen Neuerungen vorzubeugen, Alles im alten Gleise zu erhalten, und den Neuerern sogleich die Hälse zu brechen, in Frankreich den königlich-, in Deutschland den demokratisch-Gesinnten, und ich werde ihn der kurfürstlich-trierschen Regierung dediciren, die ihn, wie ich aus der Nationalzeitung gesehen habe — in Zukunft bei ihren Bauern wird brauchen, um von diesen unruhigen Köpfen alle, die einen Instinkt zu haben scheinen, sich von dem überhandnehmenden kurfürstlichen Wildpret die Früchte ihres mühseligen Fleißes rauben zu lassen, sogleich niederzuschießen, oder unter die Soldaten zu stecken.

Gedanken über den Todtschlag eines Flohes.

Wie man eine Hand umkehrt, ist so ein Mord geschehn! Der Mensch ist ein schrecklicher Mörder. Jeder seiner Fußtritte kostet tausend Würmchen das Leben; aber kein Geschöpf nimmts ihm übler als der Floh.

Du kleines, muntres, gesellschaftliches Hausthier, das so gern bei Menschen verweilt, ihre Schönheiten küßt, und sich an ihrem süßen Blute labt, das stets so munter und fröhlich umherhüpft, dem Menschen so treu ist, ihn in Noth und Leiden nicht verläßt, stets bei der Hand, hinten und vorn ist, dir so mitzuspielen, und dich, wie man eine Hand umkehrt, todtzuschlagen, das ist nicht recht, das ist nicht halb recht!

Ach, eure Verantwortung wird groß werden, ihr Todtschlägerinnen, denn ihr seyd die Grausamen, die von den Geistern der Flöhe vorzüglich angeklagt werden. Ihr seyd es eben daher auch, an welchen sie sich am meisten rächen. Ihr seyd die Undankbaren, über die sie sich laut beklagen. Sie sind euch so vorzüglich gewogen, lieben euch so sehr, und sind so gern eure Blutsverwandte, die kleinen muntern Springinsfelde, und ihr seyd so grausam gegen eure Gäste, wollt ihnen nicht einen Augenblick Herberge bei euch gönnen, verletzt so alles Recht der Gastfreundschaft an ihnen, und zieht gegen sie zu Felde, wenn sie sich nur blicken lassen; o ihr grausamen Schönen, wie will

euch dieſes Unrecht je vergeben werden! Das an und für ſich ſo kurze Leben dieſer Thierchen noch mehr durch eure Grauſamkeit zu verkürzen, ihnen nicht einen Kuß, nicht einen ſüßen Trunk zur Labung ihrer matten Glieder zu gönnen, nicht die kleinſte Stillung ihres Durſtes, ſie dann gleich rachſüchtig zu verfolgen, ſie zu fahen, alle ihre Sinne gleich zu betäuben, ihnen keinen Pardon zu geben, da ſie ſo viel zappeln und gucken, wo ſie ins Freie ſpringen können, und ſie endlich mit kaltem Blute todtzuſchlagen, — o Unrecht über Unrecht! Himmelſchreiendes Unrecht! Wer ſich darüber nicht empört, der muß keinen Floh zu ſchätzen wiſſen, und noch keinen recht in der Nähe betrachtet haben.

Schon dem unbewaffneten Auge muß dieſe kleine flinke Geſtalt auffallen; wie rund und ſchlank zugleich, wie behend und gewandt, wie glänzend ihre Farbe, die ſelbſt der ſchöne Geſchmack ihr abgeborgt hat, wie niedlich das ganze kleine muntere Weſen, das immer hüpft und ſpringt!

Wer ihn nun erſt durch ein Vergrößerungsglas anſieht, der muß ihm ſeine Bewunderung ganz ſchenken; wie zart und gelenkig ſeine Beine, wie künſtlich gebaut ſein Saugerüſſel, wie klar und golden ſein Auge, wie klug ſeine ganze Phyſiognomie, wie ſanft geſpitzt zum Berühren zarter Schönheit ſeine Vorderbeinchen, wie kryſtallhell und durchſichtig ſeine Haut, wie Rubin glänzend, wenn er einen ſchönen Blutstropfen in ſich geſogen hat!

Ach, und das Alles iſt doch nur immer der äußere Bau! Was auch das Vergrößerungsglas nicht ſehen kann, iſt das kleine Herz, das in ihm ſchlägt, und das ſo voll Zärtlichkeit für die Schönen, und ſo voll heiterer fröhlicher Laune iſt; und wohl mehr als Alles zu bewundern, und das größte, unbegreiflichſte Kunſtwerk der Allmacht, iſt die

Springfeder, oder die Springmuskel, mit welchem dieses kleine Thier sich so weit durch die Lüfte fortschnellen kann, und nach Verhältniß seiner Größe, Gemsen und Eichkätzchen im Springen noch weit übertrifft; diese wunderbare Schnellfeder, die uns, wenn wir sie hätten, nach Verhältniß gegen den kleinen Floh, gewiß eine Meile weit mit einem Sprunge zurücklegen lassen würde; und dann alle die feinen Blutgefäße, alle die übrigen, zu den thierischen Verrichtungen gehörigen kleinen Glieder und Gefäße, zur Hervorbringung ihres Gleichen, zur Verdauung, zur Absonderung der Lebenssäfte, zur Läuterung und Verwandlung des schweren Menschenbluts, in das luftleichte Flohblut — sieh, dieses ganze kleine Wunderwerk im Geiste, und dieses kleine Maschinenwerk mit seinem ganzen kunstvollen Getriebe, seinen Adern, Fasern, Muskeln, Nerven, Füßen, Augen (vielleicht auch Ohren), Springfedern, mit einer Fingerumdrehung zu zernichten, das ganze schöne Kunstwerk mit einem Wink zu zerschmettern, mit einem — o ich mags nicht weiter denken, was unter so einem tödtenden Nagel alles auf einmal vernichtet wird!

Wer dieß recht überlegt, der muß zurückschaudern vor diesem grausamen Todtschlag, und wünschen, daß es jedem Floh gelingen mag, durch's Garn zu gehen, und vor dem grausamen Menschen zu fliehen.

Es wird ein unbarmherziges Gericht über die schönen Todtschlägerinnen ergehen, wenn sich einst die Flöhe in Masse aufmachen, und gegen ihre Mörderinnen zu Felde ziehen sollten.

Recenſenten, Journaliſten, Muſici ꝛc.

(Parodie der Kapuzinerpredigt.)

Von Saphir.

Heiſa, juchheiſa, dudeldumdei!
Das geht ja hoch her! bin auch dabei!
Iſt das die Geſellſchaft der Schreiber?
Sind wir Recenſenten? Sind wir Höckerweiber?
Treibt man ſo mit der Kritik Spott,
Als hätt' der liebe Muſengott
Das Chiragra, könnt ſich nicht ſtrecken?
Iſt es jetzt Zeit zum Verſtecken?
Lobzuhudeln, Speichel zu lecken?
Und die Kritik liegt auf der Naſe,
Lobt den Vetter, die Muhme, die Baſe,
Kümmert ſich mehr ums Geld, als obs auch gält;
Hat lieber die Barheit als die Wahrheit,
Kriecht herum um den warmen Brei,
Frißt den Schlegel, kennt nicht die Schlegelei;
Der Helikon trauert in Sack und Aſche,
Die Kritik füllt ſich nur die Taſche,
Es iſt eine Zeit der Thränen und der Noth,
Am Parnaß geht es kunter bunter,
Und aus den Wolken ein zweiter Loth,
Sieht Apoll auf das Sodom herunter.

Das Luſtſpiel iſt jetzt geworden zum Wuſtſpiel!
Die Tragödie ſollte heißen Drachödie,
Die Entwicklung iſt geworden zur Zerſtücklung!
Die Einheit und das Fatum
Sind nun Peinheit und Fad'dumm!
Und alle die geſegneten deutſchen Dramen
Sind geworden ausgeſchindelte Rahmen!
Woher kommt das? Das will ich verkünden:
Das kommt her von euern Laſtern und Sünden,
Von dem Klingkling und Verſifexen
Mit dem auch die Kinder jetzt Verſe kleren,
Von dem ewigen Freundſchaftsgehudel,
Vom Kriechen, Knixen und Lobgehudel,
Von der Parteiwuth, von den Katzbalgereien,
Die den Ernſt der Sache entweihen.
Und wie die Kritik, ſo die Kunſt,
Iſt jene rauh, wird dieſe Dunſt.
Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur Deus? wie ſoll man ſiegen
Im dramatiſchen Feld, wenn, wie in Predigt und Meß,
Die Künſtler uns Vers und Sylben zuwiegen?
Das Weib auf dem Wochenmarkt
Spricht doch wenigſtens natürlich,
Marionetten drehen ſich zierlich,
Selbſt Dilettanten ſprechen öfters manierlich;
Aber wer auf dem Theater ſucht
Des Wortes Wohlklang, der Rede Wucht
Und Rede Fall, der wird nicht viel hören,
Und käm er mit unzähligen Röhren.
Zu Leſſing und zu Göthen
Kamen einſt in ihren Nöthen
Schauſpieler auf das Zimmer,

Holten Rath und Beistand immer,
Fragten ihn: quid faciamus nos,
Wie machen wir's, daß wir besser werden, als der Troß?
Et ait illis. Und er sagt:
Neminem concutiatis,
Wenn ihr die Direktoren nicht plagt,
Neque calumniam faciatis
Wenn ihr dem Kunstneid ob nicht liegt,
Contenti estote, sondern euch begnügt,
Stipendiis vestris, mit euern Rollen,
Wie die Dichter und Musen es wollen.
Es ist ein Gebot: Du sollst deine Phrasen
Dir vom Soufleur nicht lassen blasen;
Und wo hört man schlechter memoriren
Als in unsern deutschen Musenquartieren?
Wenn man für jede Sylbe und Laut
Die ihr verschluckt und niederkaut,
Einen Uebersetzer wollt, werfen ins Meer,
Es wäre bald keiner zu finden in Deutschland mehr;
Und wenn für jedes B und D,
Das ihr vertauscht mit P und T,
Ein Recensent kratzte sich hinter das Ohr,
An einem Abend wär' es weg,
Und wär es so lang als ein Damenflor!
Iffland war auch ein Akteur und Fleck,
Döbbelin, Schröder und Beck;
Doch wer sah, daß sie's bis zur Ohnmacht trieben,
Wenn ein Recensent die Wahrheit geschrieben?
Wieder ein Gebot: ihr sollt nicht sägen!
Ja, das befolgt ihr auch täglich,
Und agirt mit den Händen unsäglich!
Vor eurem Händ'- und Füße-Schmeißen,

Von eurem Hauen und Luftzerreißen
Iſt die Couliſſe nicht geborgen an ihrem Ort,
Der Schürmeiſter nicht ſicher in ſeinem Port,
Ihr reißt den Souſleur und den Kaſten fort!
Was ſagt der Regiſſeur? contenti estote,
Begnügt euch mit der Hand und macht keine Pfote!
Doch was ſoll man die Akteurs loben,
Kommt doch das Aergerniß alles von oben;
Wie die Glieder ſo das Haupt,
Weiß doch Niemand, was ein Direktor jetzt glaubt.
Comme Misericorde et Hallabarde
Sind ſie in jeden Trödel vernarrt,
Sie führen das Volk ab vom guten Geſchmacke,
In Sümpfe, Pfützen und Kloacke;
Solche Bramarbaſſe und Muſenhetzer
Nehmen in Pacht alle Ueberſetzer,
Solche Dichterbeſchneider und Kunſtbaſchkirs,
Solche Muſendeys und Kunſtoffiziers,
Verleugnen, wie Petrus, die herrlichen Meiſter,
Bringen Affen, Hunde und franzöſiſchen Kleiſter.
Solche ew'ge Allerweltenagirer,
Solche Kunſtbarteiſche und Geſchmackraſirer,
Laſſen ſich nennen: ein Direkteur!
Ja das Ende bringen ſie direkt her!
So lange man die Kunſt alſo beherrſcht,
In der Kunſtwelt ein ew'ges Weh' herrſcht.

Curiosa und Anekdoten.

Ein Edelmann, der schier alles sein Holz hatte abtreiben lassen, um baares Geld daraus für seine Bedürfnisse zu lösen, — verschied. Da veranstaltete sein Bruder die feierliche Absingung des bekannten Kirchenliedes an seinem Grabe: „Nun ruhen alle Wälder u. s. w"

Ein junger Student der Theologie zu Jena predigte, mit Versäumung der meisten, vorbildenden Lectionen seines Fachs, in der Regel alle Sonntage, in irgend einer nahen Dorfkirche. Er war aus Hamburg gebürtig und hatte unter andern in seiner homiletischen Büchersammlung auch die Predigtsammlung des damaligen Hamburger Götze, woraus er, blind hin und ohne Wahl, Worte und Wendungen stahl. So hatte einmal Götze in seinen Kanzelvorträgen laut gesagt: „Hamburg, Hamburg! Dein Handel, deine Schifffahrt macht dich stolz und übermüthig; aber, Gott kann und wird dich demüthigen!" Siehe da, dieß wendete unser junger Prediger einst auf einem nahen Dorfe bei Jena wörtlich also an: „Wenigenjena, Wenigenjena! deine Handlung und deine Schifffahrt macht dich u. s. w."

Irgend ein neuerer Schriftsteller sagte einmal: „Ich habe es auch gewagt, etliche Federn voll Dinte in das gelehrte Weltmeer zu spritzen.“

Beim Biegen um eine Ecke stößt A. sehr heftig an B., und wird von diesem mit einem „Ochsen“ entlassen. „Verzeihen Sie, mein Herr, entgegnete A.; Sie thun mir Unrecht; ich bin kein Ochse, wohl aber Gehülfe an der hiesigen Thierarzneischule und wohne auf Nr. Sieben. Sollte ich Sie gefährlich verletzt haben, so bin ich gern erbötig, Sie gratis zu curiren.“

Jemand weckte endlich seinen Nachbar, der während eines Trauerspiels eingeschlafen war, mit der Anrede auf: „Ei, so wachen Sie doch auf! Sie meinen wohl gar, sie sind in der Kirche?“

Jemand sagte von einem jungen, aber geistlosen Menschen, der eben im Hinscheiden lag: „Er wird leichteren Todes sterben, als Andere, denn er hat zum Glück nur wenig Geist aufzugeben.“

Als Herr Rauchgut einen Reim auf seinen Namen verlangte.

„Ihr Name Herr,
Rauchgut,
wär' ohne R.
auch gut!“

Als sich, in den letzten Monaten des J. 1812, die Nachricht verbreitet hatte, daß die große französische Armee in Rußland, theils von Hunger und Frost fast ganz vernichtet, theils von den russischen Heeren eingeschlossen sey; erklärte man die Buchstaben in Napoleons Namen also: „Nach Alexanders Politischen Operationen Liegt Er Ohnmächtig Nieder.“

Definitionswitze.

Ein Gelehrter ist ein Erdbürger, der auf einer Universität eingeschrieben wurde, und daselbst, unter dem Namen eines Studenten, 2, 3 oder mehrere Jahre gegessen, getrunken, geschlafen, gefochten, geborgt u. s. w. hat.

Cavaliere sind Personen höherer Gattung, welche, durch Geburt oder sonst durch Zufall, das schätzbare Privilegium erhielten, einander, ob einer zugefügten, wenn auch nicht absichtlichen, Beleidigung, mit dem Degen oder mit dem Pistole öffentlich zu morden.

Ein Wochenblatt ist nichts anders, als ein halber oder ganzer Bogen bedrucktes Papier, wodurch recht bequem allwöchentlich das liebe Geld aus der Tasche der Leser in die Tasche des Autors und Verlegers gespielt wird.

Unter einem gewöhnlichen Heldengedicht versteht man einen papiernen Raum von 9000 bis 15,000 Quadratzoll,

mit Hexametern, oder mit andern gereimten oder ungereimten Zeilen beſetzt, worin ſich zugleich einige Dutzend Götter und Göttinnen finden, welche, auf Geheiß des Heldenſängers, über dem Olymp ſchauderlich einher donnern und andere Uebungen vornehmen müſſen, daß der Leſer dadurch in Staunen und ſein Verſtand in Mizraimiſche Finſterniß verſetzt wird, — ſie aber auch bisweilen genöthigt ſind, ſo tief auf der Erde einherzuſchleichen, daß auch ſogar Kinder mit ihnen ſpielen können.

Eine Ode entſteht, wenn man einen kleinen Raum von einer, oder von 2, 3—4 Seiten mit abgemeſſenen Zeilen füllt, und ſie in gewiſſe Abſätze, Strophen genannt, vertheilt.

Die Elegie hat wohl eben dieſe Länge, doch nicht eben die Breite, wie die Ode, von der ſie ſich noch dadurch ſondert, daß O! und Ach! einander fleißig ablöſen. Oft iſt ſie auch wohl feucht von Thränengüſſen.

Eine Dame iſt ein vornehmes, weibliches Weſen, welches Federn trägt und ſeidene Kleider, franzöſiſch ſpricht, ſpielt, lieſt, Concerte, Bälle und ſonſt Oerter beſucht, wo es Ergötzlichkeiten gibt, bei welchen man den Gatten und die Kinder leicht vergeſſen kann.

Aus Fiſcharts Gargantua.

Des edlen Gargantua Jugendgeſchichte.

Vom dritten Jahre bis zum fünften ward Gargantchen auf Befehl ſeines Vaters in allen gebührenden Künſten und Wiſſenſchaften erzogen und unterrichtet. Die Zwiſchenzeiten brachte er zu, wie andere Kinder ſeines Landes, mit Trinken, Eſſen und Schlafen, mit Eſſen, Schlafen und Trinken, mit Schlafen, Trinken und Eſſen.

Täglich wälzte er ſich im Kothe, und ſeine Naſe glich einer ewig überſtrömenden Dachrinne. Er vergoldete gerne ſeine Schuhe daraus, wie die alten Franken, von denen Latius ſchreibt, ohne doch irgend einen Goldſchläger zu bereichern. Die Drommete blies er durch die verſtopfte Naſe: und wenn er der Muſik überdrüſſig war, ſo reinigte er ſie am Aermel. Er bückte ſich nach den Mücken, machte Parforce-Jagd auf Maikäfer, haſchte Grashüpfer, und lief nach Schmetterlingen, worüber ſein Vater neulich König geworden war. Dies ſein Naturalienkabinet brockte er Mittags in die Suppe, und trank dazu aus ſeinem Pantoffel. Alle Speiſen betaſtete er, und jede Schüſſel würzte er auf ſeine eigene Manier. Er liebte es, auf ſeinem Nachtſtuhle bei Tiſche zu ſitzen, und wußte jeden Seſſel ſo zu behandeln.

Seine Zähne wetzte der liebe Knabe mit Nägeln, Glas und Scherben. Er wuſch ſeine Hände in der Suppe, be-

malte die Wände mit Muß, zerschlug eine Fensterscheibe und kämmte sich mit dem Glase. Wo zwei Stühle standen, da ließ er sich zwischen ihnen nieder; und obgleich sein Schemel ziemlich deutlich ins Auge fiel, so setzte er sich daneben auf den harten Boden.

Einige Schriftsteller haben behaupten wollen, daß Gurgelchen in seiner frühen Jugend ein Quäker gewesen sey, weil er Menschen und Vieh ohne Unterschied duzte. Aber ich glaube es nicht; denn er fluchte so fertig, wie ein Offizier. Wenn er aus einem Gebetbuche beten sollte, so stammelte er; und ward ihm das Vater Unser vorgesagt, so sprach er das Amen in der Mitte. Wo er ging, drehte er den Turban auf dem Kopfe herum, wie eine Handmühle; und warf damit, sobald er Schwalben, Sperlinge, Raben oder Kukuke erblickte. Er aß das Fleisch ohne Brod, griff in den heißen Brey, und hatte zwei böse Zähne, wovon der eine gern Rosinen und Mandeln, der andere Kuchen käute.

Daneben war Gurgelchen fromm, biß Niemanden im Schlafe, und küßte die Ruthe, doch nicht gern.

So wild er fluchte, so fürchtete er sich doch vor dem Schornsteinfeger, vor dem Haderlumpen und Knecht Ruprecht. Wenn es regnete, verbarg er sich in Wasser; und wenn er im Walde spazirte, rannte er gegen die Bäume, in der Meinung, sie müßten ihm aus dem Wege gehen. Seinen Schulsack haßte er wie die Erbsünde, so schön er auch gemalt war. Dafür geigte er lieber auf Nußschalen, pfiff auf Stöcken und trommelte den Leuten auf dem Rücken. Witzig und geschäftig war er wie der Daus! Er beschlug die Heuschrecken, machte den Raupen Stelzen, baute Schiffe aus Papier und Häuser aus Karten, blies sie um, steckte die Fliegen an hölzerne Spieße, stach den Vögeln

die Augen aus, und war bei dem allen ein liebenswürdiger Knabe. Saß das Hähnlein im Korbe, so wollte es heraus; und war es draußen, so wollte es hinein. Was der gute Dauphin sah, begehrte er; und was er begehrte, erweinte er. So eigenthümlich und selbstständig er in Ansehung des Herzens war; so originell muß er auch Jedem in seinen Meinungen vorkommen. Er glaubte, der Himmel hinge voll Geigen, und bat, man möchte ihm welche herunterreichen. Den Koth hielt er für Röthelstein, die Wolken für Wolle, den Schnee für Mehl, den Hagel für Zuckerbohnen, und die Seifenblasen für Laternen. Er behauptete steif und fest, der Storch bringe die Kinder, die Katze fresse das Messer, Holz schneide das Eisen, und Stockfisch sey ein wohlschmeckendes Kraut. Was ihr auch sagt, rief er bisweilen, der Pelz schützt doch gegen Kugeln, und der Harnisch dient gegen die Kälte. Faules Holz, das im Dunkeln glänzte, nannte er Gold; und wenn ihn hungerte, so sagte er, die Frösche murrten in seinem Bauche. Den Mann im Monde kannte er so gut, wie Papa, und hielt ihn für einen Holzdieb. Wenn man ihm neue, reine Kleider anzog, so bewies er, daß es Sonntag sey; und von dem heiligen Olaf erzählte er, daß er ihm alle Morgen Zwieback und Zuckerbrod bringe.

So war des Infanten Lehre und Leben in zarter Jugend, und die Wärterinnen hatten ihre Freude an ihm. Sie küßten ihn spät und früh, nannten ihn Goldmännchen und Zuckerpüppchen, und machten ihm an einen Stecken ein Windspiel von den Flügeln einer holländischen Windmühle, womit er Gassen auf und ab lief, und den Bürgern und Bauern die Fenster einturnirte.

(Schluß folgt.)

Selbſtgeſpräch eines Schnepfenjägers.

Von Beckmann.

(Er hat ſich durch langes Jagen einen Katharrh zugezogen und huſtet ſtark.)

(Huſtend) Det weeß'n Dunnerweiter, heut laur' ick nu ſchonſt den dritten Dag uff Schneppen, un keene eenzige ſonne Krabbe kommt mir vor die Ogen. (Klopft auf die Flinte.) frr — frr — frr — (mit dem Fuße nach ſeinem Hund ſtoßend.) Kuſch dir, Juno! kujenire mir nich ooch noch! — Ick würde mir den Deibel wat aus Schneppen machen, wenn ick et nich meine Karline zu Hauſe hätte verſprechen müſſen. Se ſagt, höre mal, Kaſemir, ſagt ſe zu mir, du haſt alleweile nanu eene wunderſcheene Jagd mit Revier un Allens, un fahrſt alle Dage, die Jott weren leßt un dhuſt de Feldmarken beſchießen, un wenn ick mal eenen Haaſen eſſen will, denn muß ick mir'n koofen! Ick tröſte ihr nu ſo gut ick kann, un ſage: Karline, was nutzt Dir alle Strambulſtrizität, mach mir nich eeklig, ſonſt wer' ick wild und denn kannſt Du mir empfinden! Man Jeduld; ick habe vorjeſtern eene Haſen-Sie krank jeſchoſſen, denn weeß ick aus janz jute Quelle: der Schäfer verſichert mir, des ſe keene 14 Dage mehr lebt, un ſo wie ſe dodt is, is ſe deine. — Damit De Dir aber janz beruhigſt, will ick

Dir noch eene Schneppe leisten. — (Hustend.) Nu loofe ick schonst in des spottschlechte Wetter eene reene Ewigkeit hier rummer, habe mir'n Stockschnuppen un'n Husten un Allens geholt, — man keene Schneppe nich — (den Hund stoßend.) Kusch dir Juno, oder de kriegst Keile! — deine Dressur is ooch vor de Katz, ick habe nu die Töle uf Schneppen dressiren lassen, un immer hat se falsche Witterung. — So lange ick noch Schinkenstullen in de Jagdtasche habe, is se nich von meine Seite zu kriegen. — Allons, Hund — vorwärts! — such Schneppen — markir mir mal 'ne Langschnäblichte! krigst ooch nachher Wurschtpelle! — (Auf die Flinte schlagend.) frr! frr! frr — — Wat is denn det? — (Will schießen.) Herrje? wat is denn det? weeß Jott, det is 'ne Schneppe! — (Die Flinte absetzend.) Ne! — 't is een Frosch! — Nu seh een Mensch, aber ooch so natürlich wie 'ne Schneppe sitzt er uf's Mummelitzkenblatt un sonnt sich; na du kannst froh sin, Padde des du keene Schneppe bist, sonst hattest du jetzt deinen irdischen Wandel ausgehaucht! (Erschreckt sich umsehend.) Ach Herr je! det war eene! da jeht se hin, Dunnerwetter! jetzt is se mich schon aus'n Schuß — pfui! (Mit dem Finger drohend.) Aber des schad't nischt, du kommst mir schonst widder? Du sollst mir schonstens schmecken! — (Hustet.) Kusch dir, Juno, oder du sollst sehen, (langt eine Knute heraus) wie ick dir mit en rußschen Regierungsrath bekannt mache! — (Stutzt.) Aha, da säuselt eene ran, ja det is ne Schneppe, ja, det is se. Na, freu dir Karline! die is deine! — (Will schießen.) Dunnerwetter! da is de Versichrung noch druf; na ick sage, mit de neue Einrichtungen, — wat habe ick nu davon (sieht sich um) keene Schneppe! Aber det schad't nischt; du kommst mir widder; du sollst mir schonstenst schmecken! Die hat ihr Leben bloß

de Versicherung zu verdanken, aber sey versichert, du entjehst mir darum doch nich. — (Zum Hunde.) Kusch dir! Ick sage et dir zum letzten Mal. Nu seht der Racker wieder die Jänse dadrüben. Schneppen sollst de ins Oge haben un keene Jänse. Wenn de mir noch eenmal an'n Flintenriem zerrst, denn hau ick dir, des de nen Spitz vor'n Bäckergesellen halten sollst! — frr — frr — frr — Wat is denn det? — Herrje, was is denn det? Fritze jibst de Feuer, oder nich? — (Hält sich unschlüssig die Hand vor die Augen.) — Herrje! 't is en Drache! — Nu seh een Mensch, da muß de Strippe gerissen sind, sonst wißte ick nich, wie der so weit wech von't Dorf kommen sollte. (Erschreckt sich umsehend.) Da jeht se hin! det war Ene! I so soll doch gleich en Dunnerwetter drinschlagen, wegen den lumpichten Drachen verpaß ick die scheensten Schneppen! (Nachsehend.) Det war ne langschnäbligte! Aber det schad't nischt; du kommst mir widder; du sollst mir schonstens schmecken! frr! (Zum Hunde.) Na, Juno — rinn in Sump? vorwärts! buddle mir eene uf! — Aha! da kommt eene gestrichen. Richtig! Na, wie fett un quikke se is! Komm man rann Kalitte! (Legt an.) Die wer ick eens mang de Waden pusten, det de dir wundern werscht! (Setzt ab.) Na, so'n Dunnerwetter Köter, jagt er mir se in de Sonne rin. Nu seh ick se nicht mehr. Fort un weg is ens! (Hustend.) Nu bin ick so falsch, det ick zittre; nu treff ick ooch nischt mehr. Ick weeß wat ick dhue, ick wer een Paar Pfund Rindfleesch koofen un des de Karline mitbringen, da hat se eene gute Suppe; et muß ja nich alle Dage Schneppen sind! (Hebt die Füße, indem er retirirt.) Na, sonne verfluchtige Zucht, gerathe ick hier noch in Sump — ne! det Schneppensuchen hol' der Deubel! (Er geht nach Hause.)

Die Aufforderung.

In einem Schauspielhause kam
Jüngst ein französischer, blutjunger Alexander
Mit seinem Nachbar an, der ihm im Wege stand.
Die Herren beiderseits sich völlig unbekannt,
Wortwechselten ein Weilchen mit einander,
Und endlich forderte, so kalt auch jener blieb,
Ihn Fähndrich Flachsbart auf den Hieb.

Sie trafen sich am nächsten Tage
In einem Wäldchen bei Paris,
Wo der Geforderte sich auf des Gegners Frage:
„Warum er keine Waffen trage?"
Mit kühlem Ernst vernehmen ließ:
„Ich bin bereit, Sie aus der Welt zu schaffen,
Doch mit Bedingung andrer Waffen."

Er zog hierauf ein Schächtelchen hervor:
„Das ist mein Zeughaus, Herr! Ich wäre wohl ein Thor,
Gäb' ich mein Lebenslicht, das man bei keinem Höker
Sich kaufen kann, der fremden Klinge Preis;
Ich bin ein frommer Apotheker,
Der nichts von Fechterkünsten weiß.
Doch ihre Todeslust zu stillen,
Gibt's kürz're Mittel in der Welt:

Hier, zum Exempel, sind zwei gleichgeformte Pillen,
Wovon die eine Gift enthält.
Sie wählen, welches Stück Sie wollen,
Und schlucken es heroisch ein,
Ich lasse dann den Rest in meinen Magen rollen,
Und Einer von uns wird im Nu des Todes seyn."
„Ihr Diener!" — rief der Held mit Lachen, —
Wir wollen lieber Friede machen."

Frage.

Veit ist sehr häßlich — schön Albin;
Cyrill ist dick — und Hans ist dünn;
Der Franz ist klein — und Max ist groß;
Gregor ist blond — und schwarz Ambros;
Hat Gott nun alle diese acht
Nach seinem Ebenbild gemacht,
So zwingt's die Frage mir heraus:
Wie sieht der liebe Gott denn aus?

Bibliothek

des

Fortschritts.

Neue Folge.

V. Section.

Tivoli.

Sechstes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1842.

Tivoli.

Neues Museum

des

Witzes und der Laune.

Eine humoristische Anthologie

herausgegeben

von

Ernst Ortlepp.

Sechstes Bändchen.

Stuttgart, 1842.
Franz Heinrich Köhler.

Inhalt des sechsten Bändchens.

		Seite
1.	Der Notenschlucker, von Oettinger . .	1—4
2.	Aus dem Leben Berlins	5—6
3.	Nachtisch	6
4.	Das liederliche Kleeblatt. Parodie auf Schillers Bürgschaft, von Böhm.	7—12
5.	Die verhängnißvolle Uhr	13—14
6.	Der Ball des Geizigen	15—17
7.	Liebesantrag einer alten Jungfer . . .	17—19
8.	Das Volk der Geizhälse	19
9.	Quodlibet für Witz und Laune. . . .	20—21
10.	Aus der Theaterwelt	22—23
11.	Der Hausfreund	24—28
12.	Hochzeitsgebräuche bei verschiedenen Nationen (Fortsetzung.)	29—34
13.	Anekdoten und Curiosa	35—37
14.	Die Himmelsbraut	38
15.	Aus einem Wörterbuch für Liebende. (Forts.),	39—46
16.	Die Hundesteuer	46
17.	Der bestialische Posa. Travestie von Ludwig Liber	47—64
18.	Das Concert eines deutschen Improvisators	65—67
19.	Des Schneiders Mahnung	67
20.	Das wohlberathene Vaterland	68—70
21.	Das Horn, von Herloßsohn	71—73

		Seite
22.	Aus dem Froſchmäuſeler, von Rollenhagen	74—81
23.	Anekdoten	81
24.	Aus dem wiederaufgelebten Eipeldauer (Frtſ.)	82—89
25.	Aus Fiſcharts Gargantua. (Schluß.) . . .	90—92
26.	Gedanken über einen Quirl	93—96
27.	Curioſa und Anekdote	97—100
28.	Chriſt werden, oder nicht? Parodie auf Hamlets Monolog, von F. Nork	101—102
29.	Das Waſſer	102—104
30.	Scene im Hades	105—106
31.	Was iſt Man?	107—108
32.	Satyriſche Briefe, von Rabener . . .	109—120
33.	Anekdoten	120
34.	Die ſchlimme Ehe	121
35.	Das goldene Kalb	122
36.	Künftige Zeitſchriften im künftigen Jahrhundert, von Oettinger	123—124
37.	Nante's Tod	124—126
38.	Anekdote	126
39.	Sieg der Schuſter. Parodie v. Eginhardt	127—128

Der Notenschlucker.

Von Oettinger.

Ein junger Componist hatte mir seine neuesten Walzer geschickt.

Vor dem Schlafengehen (denn früher hatte ich keine Zeit dazu gehabt) setzte ich mich ans Clavier, um sie flüchtig durchzuspielen. Ich müßte lügen, wenn ich sagen sollte, daß sie mir gefallen hätten. Strauß'sche Rhythmen, Lanner'sche Motive, aber nichts Originelles, Eigenthümliches. Ich glaube, es gibt nichts Neues mehr in der Musik: das Meer der Töne ist ziemlich erschöpft. Ein Componist plündert den Andern und jede Oper, wie jeder Walzer ist ein Steckbrief auf zwanzig Andere, denn alle sehen sich unter einander so ähnlich wie Wassertropfen.

Mitten im besten Schlafe vernehme ich in meinem Zimmer ein ganz sonderbares Geräusch. Es kommt mir vor, als ob Jemand Blätter aus einem Buche herausreiße. Ich schlage die Augen auf und erblicke eine weiße Gestalt, die dicht am Claviere steht. Zum Glück brannte noch die Nachtlampe.

Wer da? rief ich mit dem ganzen Aufwand meiner Courage.

Erschrecken Sie nicht, sagte die weiße Gestalt, ich will Ihnen nichts zu Leide thun.

Wer sind Sie?

Ich bin ein unglückliches Gespenst, vom Fatum verurtheilt, so lange umherzuwandeln, bis ich alle musikalischen Phrasen, die ein Componist dem Andern gestohlen, aufgezehrt habe. Nachtnächtlich treibe ich mich in den musikalischen Bibliotheken herum, durchstöbere alle Partituren, alle Musikstücke, alle Noten und verschlinge Alles, was der Eine vom Andern abgeschrieben hat. Ich wandle nun schon 45 Jahre umher und habe seit dieser Zeit (ich führe Buch darüber) 347 Millionen Noten verschluckt.

Warum, wenn ich fragen darf, hat das Fatum Sie zu solcher Strafe verurtheilt?

Ich war, als ich noch lebte, Capellmeister beim Theater zu ***. Laut Paragraph 8 meines Contraktes war ich verpflichtet, jährlich eine neue Oper zu schreiben, wofür ich 40 Louisd'or Honorar erhielt. Aber die stiefmütterliche Natur hatte mir so wenig Schaffungsgabe verliehen, daß mir nichts Anderes übrig blieb, als aus zwölf alten Partituren eine dreizehnte zusammenzustoppeln, die ich für ein neues, mir eigenthümlich angehöriges Produkt ausgab. Ich bin gewiß nicht der einzige Capellmeister, der dieß gethan, und wenn das Schicksal so grausam wäre, jeden Maestro, der sich bisher mit fremden Federn geschmückt, als Gespenst umherwandeln zu lassen, dann gäbe es eine Legion solcher Notenfresser.

Ihre einzige Nahrung besteht also in Noten?

Leider ja. Wenn es Banknoten wären, so ließe ich mir die Strafe noch gefallen! Aber Musiknoten sind ein schwerverdauliches Essen: sie liegen mir wie Kieselsteine im Magen. Kein Wunder, denn es gibt Tage, wo ich zehn bis zwölf Opern-Partituren von der ersten Note der Introduktion bis zur letzten des Finale hinunterwürgen muß.

Armer Capellmeiſter!

Daraus können Sie entnehmen, wie oft ich gezwungen bin, mir wider meinen Willen den Magen zu verderben, denn jetzt verſchlucke ich eine Donizetti'ſche Arie, dann einen Marſchner'ſchen Chor, dann einen Morellyſchen Walzer und ein Curſchmann'ſches Lied, Moll- und Dur-Stücke, alles durcheinander, weil ich denke, je mehr ich an einem Tage verſchlucke, deſto früher werde ich erlöst. Aber jeden Tag ſchießen, wie Pilze, neue Opern auf, die, genau betrachtet, nur die alten ſind, denen man hier und da ein paar neue Flicken angeheftet und einen andern Namen gegeben hat. So oft nun eine neue Oper angekündigt wird, bekomme ich Herzklopfen, denn es iſt muſikaliſches Unkraut, das ich, ärmſtes aller Geſpenſter, ausjäten und hinunterwürgen muß. Heute vor einem Jahre hatte ich Donizetti's „Anna Bolena" und Marſchners „Hans Heiling" verzehrt. Die deutſche und italieniſche Muſik, die ſich nicht viel beſſer als Eier mit Gurkenſalat oder Beefſteak mit Vanillen-Eis vertragen, fingen in meinem Magen zu gähren und zu toben an.

Mein Fräulein, ſagte Hans Heiling zur Anna Bolena, wenn Sie nur die Hälfte von dem wären, was Sie ſich einbilden, ſo wollte ich nichts ſagen; aber weiß Gott, Sie ſind ſo fad, ſo ſeicht . . .

Sie, deutſcher Michel Sie, rief Anna Bolena, ich habe mehr Melodie im kleinen Finger, als Sie in der ganzen Hand.

Hans Heiling wurde grob, Anna Bolena noch gröber, und Beide erlaubten ſich nun ſolche Exceſſe, daß mein armer Magen über Unwohlſeyn Zeter über Zeter ſchrie.

Sie armes Geſpenſt! Aber darf ich fragen, was Sie heute zu mir führt?

Meine Naſe hat bei Ihnen friſche Muſikalien gewittert, Sie haben geſtern neue Walzer erhalten.

Nun, was halten Sie davon?

Er reichte mir das Heft.

Ueberzeugen Sie ſich.

Mein Gott! rief ich, es iſt nur weißes Papier, wo ſind die Noten?

Die liegen mir nun wie Kirſch- und Pfirſichkerne im Magen. Mir iſt ganz unwohl . . .

Wollen Sie vielleicht eine Taſſe Camillenthee?

Ach nein, mein Herr, ich habe keine Zeit, ich muß in eine Muſikalienhandlung; geſtern iſt ein Paket neuer Noten angekommen, da gibt es viel für mich zu thun.

Wünſchen Sie nicht wenigſtens ein Paar Hoffmannstropfen?

Wenn Sie dieſelben bei der Hand haben . . .

Ich reichte meinem Geſpenſt ein Fläſchchen Hoffmannstropfen, er leerte es mit einem Zuge und bedankte ſich höflich.

Ich will Sie nun nicht länger aufhalten, lieber Capellmeiſter, ſagte ich zu ihm, nahm ein Licht und leuchtete ihm die Treppe hinab.

Aus dem Leben Berlins.

(Ein aufgefundener Liebesbrief.)

Unjetreuer einzig jeliebter Jegenſtand meiner Liebe!

Ich hatte mir jeſtern und vorjeſtern Abend 2 Mal zu Sie bemüht und mit heeßen Herzenskloppen an die Dühre jeſch lagen und jeklingelt, aber alle meine jeliebten Dräume ſind verjeblich jewejen, Sie hatten ſich verſtochen; denken Sie daß ich dieſes nicht jemerkt habe? Als der Burſche mich ſagte, Sie wären in die Komödje jejangen, wußte ich das Jejentheil. O Fritze, einzijer Jejenſtand meiner Liebe, dieſes konnteſt du duhn, ohne daß dich nich die Haare zu Berje jeſtanden hätten über ſolche augenſcheinliche Lügen? Ich weiß es jetzt, was Sie für Kanibalen und Pläne jejen mir jemacht haben, mein Herr, und die Thränen laufen aus meinen Augen unaufhörlich über meine Wangen runter, daß ich mich alle Stunden drin baden könnte. Fritze kehre um, un denk an deine jeſchworne Betheuerungen, womit du mich überjerumpelt haſt. — Sie haben ſich ſchon ſeit etzlicher Zeit ausjelaſſen, was ſie von die unjlücklichen Mädchens halten, die ſich mit feines Sticken und Häkeln befaſſen, un ich habe es janz jut jemerkt, des Sie mir einen Stich damit beibringen wollten. Pfui! dieſes iſt janz jrob, Herr Leichnant! Jeben Sie mich ſo vill, daß ich es nich brauche zu duhn, denn is es was anderst. Ich habe bei Sie blos meiner heimlichen Neijung jefolgt, und

habe mir nie nich intereſſant bewieſen, verſtehen Sie mir, mein Herr, ich bin nich eigennützig jeweſen, was ſie mich jeſchenkt haben is blutwenig; aber ich ſchweije davon. Fritze! o grauſamer Fritze! wie kannſt Du Dir verleujnen, weil Du nichts nich mehr von mich wiſſen willſt? — Aber ich will mich nichts jejen Jhnen verjeben mein Herr; daß ich Jhnen liebe, is mein Unglück und daran will ich ſterben. — Du wirſt meinen Leichnam erblicken, ich werde Muth jenug haben mir aufzuhangen, oder ich werde mir erſtechen und mir in mein Blut waſchen, das Dich dieſer Anblick das Herz verkehrt und Du in meinen Armen fliegſt mit den Jeflügeln der Liebe. Deine ewig unverjeßliche tief betrauerte

Adelaide.

Nachtiſch.

Ein Knabe brachte dem Schulmeiſter eine Flaſche Wein, und ſagte: „Eine ſchöne Empfehlung von meinem Vater, und der Herr Schulmeiſter möchte ſich den Wein ſchmecken laſſen.“ — Der Schulmeiſter nahm die Flaſche ſchmunzelnd, und erwiederte: „Sage deinem Vater, ich laſſe mich recht ſchön bedanken.“ — „Ei, das iſt gar nicht nothwendig,“ erwiederte der Knabe in ſeiner Einfalt, „mein Vater hat ihn auch geſchenkt bekommen, aber er war ihm zu ſauer.“

Das liederliche Kleeblatt.

(Parodie auf Schillers Bürgschaft in Berliner Dialekt.)

Von Böhm.

Zum Kellerwirth Bierhammel ſchlich
Möhring, ſein Blech am Gewande,
Von d'Ecke bei Fleſch, ſeinem Stande.
Wat willſte denn Schwiemel, gemeener, von mich?
Entgegnet ihm Jener höchſt wüthendich.
„Will pumpen een'n Schnaps oder zwele!“
Bezahl' erſcht, denn pumpe uf's Neue!

„Ick bin,“ ſpricht Möhring, „zu zahlen bereit,
Doch möcht' ick erſcht Eenen noch heben,
Und willſt Du Jnade mich jeben,
Ick flehe Dir um Drei Dage Zeit,
Bis mich mal Ener mit Drinkfeld erfreut.
Und ſollt' ick Dir etwa noch foppen,
Ick las Dir det Blech zum Verkloppen.“

Da lächelt der Bierwirth mit arger Liſt,
Und ſpricht nach kurzem Bedenken:
Ein' Anis noch will ick Dich ſchenken.
Doch wiſſe, wenn ſe verſtrichen, die Friſt,
Und Du alsdann nich gekommen biſt;
Denn wer' ick Dir, Schwiemel, ſchonſt faſſen,
Denn ſollſte ins Brummloch erblaſſen.

Und der Möpring spricht wieder: „Wenn's Keilen ooch schneit,
Zwar bin ick in's Elend verbiestert,
De Jacke hat Löcher, der Schuh is berüstert —
Ja, wird es nich besser Drei Dage von heut,
So loof ick so lieber wer weeß, wie weit,
Un ruhe am äußersten Rande
Des Südpols, verbuddelt im Sande.

Und es fliegt in den Keller Pechvogel, sein Freund,
Der sprach, ihm die Sorgen zu bannen:
„Las Andre ziehen von dannen!
Ick halte dir frei! — Eh's Morgenroth scheint,
Da liegen wir Beede besoffen vereint.
Jetz mach' uns die durschtige Kehle
Eene pitschnasse Platzregen-Seele!"

De dreescht unendlicher Regen herab,
Aus de Fässer pladdern die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und sie kippen und stürzen im eiligsten Trab
Een Glas Branntwein nach'n andern hinab,
Als käm' uf de Eismeerwogen
Een Südwind jepfiffen und jezogen.

Doch schnapslos an der Verzweiflung Rand,
Indem sie rings spähet und blicket
Und die Pulle, die ledige drücket,
Bedachte Pechvogels Frau ihren Stand.
Denn Jevatter steht schon bei Päthen als Pfand;
Die ganze Wirthschaft, die schwere,
Und ihr Schwudderjahn schwelgt wie im Meere.

Da eilt ſie zum Keller in Ogenblick:
„Dich ſoll ja der Deibel regieren!
Wie kannſte ſo'n Leben woll führen?
Infahmigter Kehrel, verſoffener Strick,
Du bringſt Dir um Ehre, Vermögen un Glück,
Und Du laufſt mit Deinesgleichen,
Und läßt mich im Durſchte erbleichen!"

Die Stiebeln räſ'niren un ſind ſchon voll Wuth:
„Der ſchwiemliche Schuſter, der läßt uns hier liegen,
„Der ſoll ja die Schwerebrett kriegen —
„Verſäumt ſeine Arbeet des faule Blut,
„Indem er ſich überall rumdreiben duht."
Wer ſoll ſich nu über die armen
Anzweerige Stiebeln erbarmen!

Se liegen verlaſſen, eener hier, eener dort,
Looſſt fort und vergißt deine Lotte,
Und ſchmiedeſt gemeene Komplotte
In ſolchen Bummskeller und ſchändlichen Ort
Mit einem niedrigen Eckenlord —
Un kommſte beſoffen, ſchneit's Keile
Un ſchenkſt mich 'ne Fauſtdicke Beule."

„Sag' mal, Charlotte, wat ſchrei'ſt denn hier?
Ick drinke niſcht als'n Kümmel,
Derowegen noch bin ick keen Schwiemel! —
Um des Möhrings Willen, menaſchiere Dir!
Un bedrage Dir achtungsvull mit Jebühr!
Verſchwinde, ſonſt pahl' ick dich Schoten!"
So ſprach er; die Anderen drohten.

Und man löscht mit Ruh den durschtigen Brand,
Man lallt mit unendlicher Mühe,
Schon wanken een bisken die Knee.
Da nahte der Wirth, Bierhammel genannt,
Mit einem Humpen in seiner Hand,
„Nich soll hier Fro Pechvogel verderben,
„Wo die Andern leben, nich sterben!

Und horch! da war es mit eenmal schnell,
Als schwämmen de Padden im Bache,
Als dröften de Droppen von Dache,
Und sieh, aus dem Fasse, ganz klar und hell
Springt brummend hervor een lebendiger Quell.
Mit seinen Reverenzen
Duht er'n der Pechvogeln kredenzen.

Und der Mond hell in den Keller schien
Un malt uf de Bohmbast-Matten
De Kluckerpotellien-Schatten;
Un zwee Nachtwächter sieht man de Straße ziehn,
Un nächtliche Schwiemels vorüber fliehn.
Doch hört man die Wohrte sie sagen:
Die Klocke hat zwölbe jeschlagen.

Doch der Keller fesselt den tökelnden Fuß,
In Keller verseeft man die Qualen,
Der Schuster kann Alles bezahlen.
Der Frohsinn beflügelt des Schnapses Fluß —
Madame Pechvogel kommt selber in Schuß.
Des Kellers redlicher Hüter
Erkennet den Werth der Gemüther.

Doch Keener erkennet ſich ſelbſt nich mehr —
Der Möhring empfindet vom Fuſel
So eenen gewiſſen Schafduſel.
Von Stunde zu Stunde erwartet er
Den Thee ſeiner Ricke — ſein Kopp is ſchwer.
Er hielt och im irrigen Jloben
Den Keller nach Hauſe verſchoben.

Der Dämel Pechvogels war ſtark verpicht —
Er ſtrich uf die turkelnden Beene,
Als wär' er hier ganz alleene,
Den Hanfpichdraht in Schuhmacherpflicht
Mit eenen eenfältigen Hammelgeſicht,
Doch focht' er im Wind, meiner Treue!
Als rührt er im roggenen Breie.

Pinnonigenroſig erglänzte ſein Ohr,
Die Näſe war kupprig durchglühet.
Und Lotte, die ebenfalls blühet,
Die krabbelt mit eenmal untern Tiſch hervor
Un hob ſich hujappend aus'n Thrane empor.
Laut rief ſie: Erfüllt is mein Hoffen,
Nu ſeind wir doch Beede beſoffen!"

Mit Erſtaunen der Möhring ſich ſchüchtern naht
Hier dieſen höchſt ſeel'gen Zwei Beiden;
Sie ſchienen ihm ſehr zu beneiden.
Doch preiſet er Beider vollkommene That,
Die heute verwundert geſehen er hat,
Druf fühlt er een menſchliches Rühren
Und läſſet zu ihnen ſich führen.

Un ſtiert ſie lange verwundert an,
Druf ſpricht er: „Der Schnaps is bezwungen,
Ihr habt woll'n Emmer verſchlungen.
Zwar'n Emmer, des is noch keen Oberkahn.
Doch nehmt ihr mich gütigſt als Pflegekind an,
Denn ſauf ick, im Kleeblatt das dritte,
Dreidoppelt in euerer Mitte.

Anekdote.

Eine Obriſtin und eine Hauptmännin, beide von ſteifer Höflichkeit, trafen ſich in Geſellſchaft. „Ach, Liebe! — begann die Erſte zur Andern: Denken Sie, ich habe dieſe Nacht von Ihnen geträumt!“ — Mein Gott, erwiederte die Frau des Hauptmanns, ſich oft dabei verbeugend, welche Ehre! Es wäre eigentlich meine Schuldigkeit geweſen, von Ihnen zu träumen.

Die verhängnißvolle Uhr

„Müllner's Schuld" war bereits auf allen deutschen Bühnen gegeben, nur auf der Bühne zu Pesth noch nicht. Endlich entschloß sich der damalige Direktor Hr. Grimm, nachdem er von allen Seiten dringend dazu aufgefordert worden, dieses treffliche Drama gleichfalls zur Darstellung zu bringen. Die Rollen wurden auf das Passendste vertheilt, die Proben wurden gehalten, kurz Alles ging vortrefflich und versprach den glänzendsten Erfolg. Der Abend der Aufführung erschien. Das Haus war überfüllt, und die zahlreichen Zuhörer schwebten in der gespanntesten Erwartung. Die ersten vier Akte wurden vorzüglich gut gegeben, brachten einen unbeschreibbaren Eindruck hervor, und der schauervollen Katastrophe des Trauerspiels entgegen harrend, saß und stand im Schauspielhause Alles kaum athmend, bis der Vorhang zum fünften Male aufrollte und die grauenvolle schöne Scene erschien, in welcher Hugo und Elvire sich den Tod geben sollten. In diesem verhängnißvollen Moment erblickte der Darsteller des Hugo zu seinem unbeschreibbaren Schrecken, daß die Standuhr fehlte, welche die Mitternachts- und seine und Elviren's Todesstunde zu verkünden bestimmt war. „Die Uhr fehlt, die Standuhr!" flüsterte er angstvoll in die Coulisse hinein, und „die Standuhr fehlt", verbreitete es sich schnell unter allen auf der Bühne beschäftigten Personen. Der Requisiteur zeigt seine Liste vor und beweist, daß keine Uhr darauf

verzeichnet worden. Der Direktor tobt gegen den Inſpicienten: „Eine Standuhr, eine Standuhr, ſchnell eine Standuhr herbei!“ ruft Alles. Da erſcheint plötzlich der Friſeur der Truppe, der gleich mehreren anderen Unteroffizianten im Schauſpielhauſe wohnt. Er ſagt, daß er eine Standuhr beſitze, und erhält den Auftrag, ſie eiligſt herbeizuſchaffen. Mit beflügelter Haſt ſtürzt der Haarkünſtler fort, und ſchon nach wenigen Augenblicken erſcheint er wieder mit der todverkündenden Uhr, die nachdem ſie auf zwölf geſtellt worden, ſogleich, vom Publikum unbemerkt, aus der Couliſſe auf den Tiſch geſchoben wird, wobei der Eigenthümer dem Requiſiteur bemerkt, daß er nur anzuziehen brauche, wenn die Uhr ſchlagen ſolle. Der Darſteller des Hugo hat unterdeſſen die Scene nach Möglichkeit gedehnt, bis ihn der Anblick der angelangten Standuhr aufs Neue belebt, und er nunmehr, von Elviren trefflich unterſtützt, mit der größten Naturtreue in ſeinem Spiele fortfährt. So erſcheint der furchtbare Moment — eine Todtenſtille herrſchte im ganzen Hauſe — man wagt nicht zu athmen — die Herzen pochen faſt hörbar — der höchſte tragiſche Effect bereitet ſich vor, da zieht der Requiſiteur die Uhr an, der erſte Schlag der Mitternachtsſtunde erſchallt, wird aber, o Entſetzen! ſogleich von einem lauten Kukusrufe gefolgt, „Eins — Kukuk! Zwei — Kukuk! Drei — Kukuk!“ und ſofort, bis alle zwölf Schläge der Kukusuhr gefallen. Man denke ſich den Schrecken der unglücklichen Darſteller des Hugo und der Elvire, das Entſetzen des Direktors, und das ſchallende Gelächter des aus ſeiner Täuſchung geriſſenen Publikums, welches ſo unmäßig und fortdauernd ausbrach, daß man genöthigt war, den Vorhang ſinken und die Darſtellung der Tragödie unbeendigt zu laſſen.

Der Ball des Geizigen.

Zu den durch ihren Geiz ausgezeichneten Menschen gehörte auch ein Mann im Departement de Gironde, von welchem neulich in französischen Blättern die Rede war. Durch jahrelanges Zusammenscharren und Knausern, Entsagen und Entbehren hatte er sich ein großes Vermögen erworben, welches aber, wie man sich leicht denken kann, weder ihm noch Andern Segen brachte. Dieser Harpax nun wurde eines Tages von einem seiner Geschäftsfreunde zum Balle eingeladen. Zum Balle? — und einen Geizigen? — Entweder wollte man sich einen Spaß mit ihm machen oder man wollte ihm ein Aergerniß geben. Daß er die Einladung ablehnte, versteht sich von selbst .. „Die Thoren", sagte er, „wollen dich zum Besten haben. Ein Ball, was ist ein Ball? — Ein Narrenspiel für große Kinder, eine tolle Verschleuderung des Edelsten, was der Mensch besitzt, des Geldes, eine Vorschule zum Narrenhaus, eine unverzeihliche Thorheit, eine Veranlassung zu hundert Uebeln, eine Betäubung seines besseren Selbstes. Nein, das ist Nichts für mich, und solcherlei Belustigungen wollen wir den Weltkindern überlassen." Zufälliger Weise wurde unserm Geizhalse an dem Abende, an welchem der Ball statt fand, die Zeit etwas lang, und zum Schlafengehen fühlte er keine Lust. Auch Geizige haben mitunter ihre Inspirationen und ihre genialen Einfälle. Unser Harpax wollte eben, so

sonderbar es auch scheinen mag, für sich und für seine besten Freunde einen Ball in aller Schnelligkeit veranstalten. Er begab sich sogleich in seinen Gesellschaftssaal, d. h. in die entlegenste Stube seines Hauses, wo hinter dreifachen Schlössern und Riegeln seine Schätze verborgen und verwahrt lagen. Darauf zündete er ein düster brennendes verrostetes Oellämpchen an, verriegelte und verschloß sorgfältig alle Thüren hinter sich und öffnete dann die vielgeliebten Kisten und Kasten, worin die alten und neuen Gold- und Silberstücke blinkten. Welch' ein schöner Anblick! schöner als ein Sonnenaufgang, als eine Mondnacht, als ein Ball von hundert rosenwangigen Mädchen, als eine Vorstellung in der großen Oper. O wie lachte ihm das Herz! Jetzt griff er nach einer an der Wand hängenden alten Violine, auf welcher zwei Saiten gesprungen waren, und deren er sich schon vor 40 Jahren bedient hatte, und welche er, von der Virtuosität weit entfernt, spielte. „Auf!" — rief er jetzt, — die ersten Takte einer veralteten Melodie aus dem vorigen Jahrhunderte spielend — „Auf, meine Freunde! wir wollen einen Ball halten und uns auf unsere Art belustigen. Jeder treibt es ja in dieser Welt auf seine Weise, warum nicht auch wir auf die unsrige? Tanzt, meine Freunde, und macht euch lustig!" darauf sprang der Geizhals wie toll im Zimmer umher, kratzte auf seiner verstimmten Violine und geberdete sich wie ein Besessener; so trieb er dieß tolle Spiel eine ganze Stunde lang, und nachdem er müde geworden und ganz außer Athem gekommen war, hing er die Violine wieder an die Wand, verschloß alle Kisten und Kasten, blies das Lämpchen aus und sagte: „Schlaft wohl, meine Freunde! wir sind heute wieder recht vergnügt gewesen. Weil alle Welt Bälle gibt, so mußte ich euch dieß Vergnügen doch auch einmal verschaffen.

Wir waren aber klüger und mäßiger, als die Andern und werden morgen früh kein Kopfweh verſpüren. Auch haben wir uns keine große Verſchwendung, keinen Luxus, keine begangene Thorheit vorzuwerfen. Das Oel hätten wir zwar ſparen können, — aber etwas muß man ſich doch erlauben, wenn man einmal vergnügt ſeyn will. Gute Nacht!“

Das war der Ball eines Geizigen, der ſich von dem Taumel einer begeiſterten Stunde hatte hinreißen laſſen, unnöthiger Weiſe für einen Heller Oel zu verbrennen. So hat Jeder einmal im Leben ſeine geniale Aufwallung.

Liebesantrag einer alten Jungfer.

Wenn ich Dein gedenke, Herzensjunge,
Dein, mein Liebling, bin ich hoch entzückt;
und im Leibe ſpringt mein Stückchen Lunge,
wenn durch Brillen Dich mein Aug' erblickt.

Alles, was ich Köſtliches beſitze,
gäb' ich gern für Dich, mein Theurer, hin;
ſelbſt, was ich ſeit ſechzig Jahren ſchütze,
meine — Jungferſchaft ſey Dein Gewinn!

Könnt' ich Dich nur brünſtiger umfaſſen,
als ich mit dem Chiragra nun kann;
Hätt' mir einen Zahn die Zeit gelaſſen,
freſſen wollt' ich Dich mit dieſem Zahn.

Doch, du Flatt'rer! achtest meiner Triebe,
meiner Unschuld, meiner Treue nicht,
und verzerrst bei jedem Kuß voll Liebe,
den mein Mund Dir aufdrückt, das Gesicht.

Ha, Barbar, ich sehne mich so mager,
daß durch mich nun bald die Sonne scheint,
und, Du kommst nicht zu der Trauten Lager,
die die wunden Augen blind sich weint.

Was entfernt Dich? Schreckt Dich meine Krücke?
Ist vielleicht mein Brustwerk Dir zu schlecht?
Riecht mein Athem bös? Sind meine Blicke
Dir zu matt? Ist Dir mein Bart nicht recht?

Alldem, Lieber, weiß ich abzuhelfen;
O, für Geld verschönet man sich leicht!
Kaufen will ich Zähne mir von Elfen,
welchen das Gebiß der Venus gleicht.

Würzen soll, um Dich mir zu erhalten,
Ambra mich, und Bisam und Zibeth,
daß die Nas' und Mund, und meine Falten,
jede — duste, wie ein Blumenbeet.

Gern will dann täglich mich barbieren,
daß kein Härchen Dich beim Kusse sticht;
Täglich soll ein Maler mir verschmieren
jedes Runzelchen im Angesicht.

Meiner Krücke will ich mich begeben,
wenn mein Leib in Deinen Armen schwebt;
fester soll mein Mund an Deinem kleben,
als am Blumenblatt die Schnecke klebt.

Iſt euch nicht mit Marmor zu vergleichen
meine Bruſt; das ſind ich eben gut.
Glaube mir, daß man auf butterweichen
Buſen ſanfter, als auf Flaumen ruht.

Ach, mein tröſtend Aug' wird eh verſiegen,
eh mein heißer Liebesquell verſiegt!
Komm denn, mich in Deinem Arm zu wiegen,
eh der ſchwarze Tod ſich an mich ſchmiegt!

Das Volk der Geizhälſe.

Beim hellen Schein von tauſend Kerzen
Sucht nach dem Ball' in heitern Scherzen,
Da man beliebt, noch hier zu bleiben,
Die Zeit ſich Jeder zu vertreiben.
Der eine Theil erſinnt die Fragen,
Der andre muß die Antwort ſagen,
Und kam ihm dieſe nicht zur Hand,
So löst man ſich durch Unterpfand.
Der eine fragt: „Ein ganzes Volk
Von Geizigen wer war es?“ — Holk,
Ein ſchlauer Kopf verſetzt': „das waren
Der Römer Feinde — die Avaren.“

Quodlibet für Witz und Laune.

Ein alter Soldat auf dem Todtenbett und sein Arzt.

S.: Sie zucken bedenklich die Achseln. Doktor, haben Sie einen technischen Ausdruck dafür, wie mein Puls schlägt?

A.: Nein, eigentlich nicht.

S.: Wohl, so will ich die Wissenschaft damit bereichern: Mein Puls schlägt den Todtenmarsch.

Ein Kutscher und sein Herr.

K.: Herr, ich muß Ihnen den Dienst aufkündigen.

H.: Warum willst Du mich verlassen?

K.: Wenn wir ausfahren, so muß ich immer hören, wie die Leute auf der Straße sagen: Da fährt der Spitzbub; da weiß ich nun nicht, wen's angeht, und das kränkt mich.

Ein armer Theolog ehelichte ein Mädchen von bösartigem Gemüth, das aber mehrere Tausende zur Aussteuer erhielt. Der arme Teufel, äußerte Jemand, ist nun zeitlebens glücklich! — Gewiß, versetzte ein Anderer, wenn eine Reiche mit Gift (reiche Mitgift) glücklich macht.

Ein Bauernbursche, der sehr schwer krank war, gestand unter anderm auch, daß er seinem Nachbar ein Stück Leinwand gestohlen habe. Der Nachbar rief: nein, das

ist zu grob: „Ihr habt Recht," erwiederte der Bursche, „die Mutter hat auch gesagt, ich hätte eine feinere nehmen sollen."

Ein italienischer Edelmann hatte sich, erzählt man, 14 Mal geschlagen, um seine Behauptung zu rechtfertigen, daß Dante ein größerer Dichter sey, als Arioste. Auf seinem Todtenbette aber bekannte er seinem Beichtvater, „daß er weder den Einen, noch den Andern je gelesen habe."

Der Präsident de la M. war sehr dickleibig. Als er einst im Parterre war, beklagte sich Jemand, dem er Platz und Ansicht verengte, mit den Worten: „Wer so dick gebaut ist, sollte nicht hierher kommen.

„Mein Herr", erwiederte der Präsident, „es ist nicht Jedem vergönnt, platt zu seyn."

Ein Müller bekam mit einem Rauchfangkehrer einen Streit. Beide gingen zum Richter klagen. Der Müller klagte den Kaminfeger an, er habe ihn schwarz gemacht; der Letztere klagte, der Müller habe ihn weiß gemacht. Der Richter entschied für den Müller, weil er Schwarz auf Weiß habe.

Aus der Theaterwelt

Ein Reiſender erzählt von der Truppe in einem franzöſiſchen Städtchen, die ihm einen genußreichen Abend verſchaffte, Folgendes:

Im erſten Akte ereignete ſich ein kleiner Unfall: der Held, der die erſte Eigenſchaft eines Helden, eine ſehr weittönende Stimme, hatte, zieht ſein Schwert, aber der Griff bleibt ihm in der Hand und die Klinge poltert in den Souffleurkaſten — einerlei, ein Held geräth niemals in Verlegenheit; er bringt ſeinen Feind mit dem Griffe des Schwertes um.

Im zweiten Akte paſſirte der Heldin etwas Unerwartetes: ihr Kleid bleibt an einem alten Baume, vom Decorationsmaler ſehr künſtlich dargeſtellt, hängen, ſie ſchreitet doch im tragiſchen Dublirſchritt weiter, das ungetreue Kleid zerreißt — ſie ſpielt die Scene weiter, und bleibt auch im Unterrocke noch Heldin. — Der Intriguant und Erzböſewicht im Drama hatte ſeinen Schnurrbart recht feſt geklebt, aber es war nun einmal ein Unglückstag: als er der Soubrette vorgeſchriebenermaßen einen Kuß raubt, werden ihre Lippen mit ſeinem ſchwarzen Barte geſchmückt. — Es regnete förmlich Freudenthränen im Publikum über das Drama, das durch allerlei ſo dramatiſche Unfälle nicht recht zur Entwickelung kommen wollte.

Im vierten Akte ſollte ein Hund auftreten; man half

ſeinem Talente mit verſchwenderiſch geſpendeten Fußtritten nach; da bellt endlich das gequälte Thier; oben, vom letzten Platze her, antwortet ein vierfüßiger Bruder; zwiſchen beiden entſpinnt ſich ein ſo lautes Bellduett, daß dem Helden ſeine beſten Reden, der Geliebten ihr ſchönſter Jammer verloren gehen.

Im fünften Akte ging Alles gut; da hat eine Schauſpielerin die unglücklichen Worte auszuſprechen: „Ach, ſchon ſeh' ich neues Unheil kommen", und ein allgemeiner, ironiſcher Beifallruf unterbricht ſie, bis endlich der Regiſſeur hervoreilt, und demüthigſt das Publikum um Verzeihung für all' die unglücklichen Zufälle bittet.

„Laßt's nur gut ſeyn", ruft man ihm gutmüthig von allen Seiten zu, „'s iſt nun heute einmal ein Unglückstag, und der Vorhang mag fallen!" Aber ſelbſt der unglückliche Vorhang wollte nicht kommen, und als man heftig an den Strängen riß, polterte er endlich herab, und hüllte die Schauſpieler in eine ungeheure Staubwolke.

Anekdote.

„Wem gehört denn die kleine Mißgeburt dort am Ofen?" fragte eine Dame in einer Geſellſchaft. — Es iſt meine Tochter! antwortete ihre vornehme Nachbarin. — „So? Ei, das iſt ja ein allerliebſtes Kind!"

Der Hausfreund.

(Perloßſohn's Komet.)

Dieſes Kapitel iſt ein delicates Thema, da es ſich ins Innere des Familienlebens verliert; denn manche Dame kann es geduldig mit anſehen, wenn man ihren Mann angreift, wer ſich aber am Hausfreund vergreift, der hat ihr ans Herz gegriffen!

Hausfreund iſt ein Mann, welcher der Freund der Frau iſt, wenn der Gemahl aufgehört hat, Freund der Frau zu ſeyn. Er erſetzt ihr alſo, ſo zu ſagen, am Manne den Freund und wird im Hauſe freundlich angeſehen, während der Mann nur außer dem Hauſe freundlich angeſehen wird. —

Die Kunſt, Hausfreund zu werden, iſt nicht leicht. Ein ſolcher Mann, will er in dieſer Carriere Glück machen, muß wohlgebildet, von ſchlanker Taille, ſprechenden Augen, feiner Tournüre und nach Befinden auch von — Geld ſeyn. Der Kopf iſt meiſtens Nebenſache! — Der Hausfreund muß artig gegen den Mann, galant und doch zurückhaltend gegen die Frau ſeyn. Er muß mehr errathen laſſen, als er ſpricht, muß ſchweigen können, auch wenn er nichts weiß, muß alle mögliche Aufmerkſamkeiten hegen und ſich in Launen fügen bis zur Verzweiflung. Er muß mit den Kindern ſpielen, den Schooßhund kratzen, beim Thee die Stühle zurechtſetzen, wenn geſungen wird, die

Noten umkehren, wenn getanzt wird, Walzer spielen, im Pfänderspiel seinen Rücken dem Plumpsack Preis geben, beim Whist den vierten Mann machen, sich ohne Murren auf die Hühneraugen treten lassen, den Champagner öffnen und bei Tische die Teller wechseln. Er darf die erste Gesundheit der gnädigen Wirthin zu Ehren ausbringen und dem Hausherrn einen Haarbeutel antrinken! darf sich aber dabei nicht selbst vergessen, sondern muß Stand halten. Bei allen diesen Verrichtungen darf er aber von der Dame von Hause kein Auge verwenden. Beim Nachhausegehen muß er den Damen die Mäntel umhängen und die Ueberschuhe präsentiren und da er beim Treppenhinuntergehen der Letzte ist, muß er auch das Trinkgeld für alle Vorangehenden bezahlen.

Dieses Amt ist sehr sauer, wie nicht zu läugnen, dafür wird ihm aber auch oft sehr süßer Lohn gereicht. Er darf der Dame, wo er accreditirter Hausfreund ist, viele Geschenke, aber mit Auswahl machen, er kann ihr verstohlen, und wenn es Niemand sieht, die Hand drücken, darf, wenn sie krank ist, sich fünfundzwanzigmal ihre Krankheitsgeschichte erzählen lassen, darf, wenn sie in die Wochen gekommen, mit ihren fünf Schwestern und Cousinen Gevatter stehen, darf auf dem Balle um den siebenten Galopp und den fünften Contretanz bitten, und wenn es draußen gar nicht regnet, sogar den Regenschirm tragen. Bedient sich die Dame einer Sänfte, so darf er nebenbei im Kothe gehen, die Sänfte oder den Wagen auch bezahlen, und hat sie auf dem Balle etwa den Fächer vergessen, so darf er zurücklaufen und ihn holen. — Unten am Hause nimmt er gewöhnlich Abschied und kann schlafen gehen. —

Ist im Theater ein neues Stück, so muß er sich zur Kasse drängen, als Menschenfreund viele Rippenstöße er-

dulden und Billets zu Sperrſitzen erobern. Iſt zufällig kein Platz oder hat man eine Freundin mehr mitgenommen, ſo darf er an der Thür ſtehen, wo er nichts ſieht. —

Mit dem Gemahl muß er auf einem guten Fuße ſtehen, ihm aber doch häufig aus dem Wege gehen.

Der Stand eines Hausfreundes iſt, wie man leicht erſieht, einer der ſchwierigſten und an viele Aufopferungen gebunden; dabei aber iſt die Stellung eben ſo ehrenvoll als anſpruchsvoll und unbeſcholten. Es iſt himmelſchreiende Ungerechtigkeit, wenn die böſe Welt an dem Hausfreundthume etwas zu mäkeln hat. Ich habe ihn hier von ſeiner guten, ſchuldloſen, rein menſchlichen, philanthropiſchen Seite dargeſtellt; eine andere kennt mein unbefangenes Herz nicht — hat auch nie etwas davon gehört. —

Eine Frau wählt ſich in der Regel den Hausfreund, um in ihrem Herzen eine Lücke auszufüllen, welche der Mann leer gelaſſen hat. Sie will z. B. ſchwärmen; aber der Mann iſt Proſaiſt, iſt z. B. Lederhändler — und der Hausfreund kann ſchwärmen; alſo iſt ein Hausfreund nothwendig! — Der Mann wird nach den Flitterwochen kalt, theilnahmlos, der Hausfreund iſt eifrig, unterhaltend; der Mann brummt, der Hausfreund ſingt Tenor; der Mann knauſert, der Hausfreund ſchenkt; der Mann iſt verdrießlich und lieſt der Frau oft den Text, der Hausfreund iſt galant und lieſt ihr Gedichte vor; der Mann iſt den ganzen Tag im Geſchäft oder im Clubb, der Hausfreund macht häufige Viſiten; der Mann iſt nur kurze Zeit zu Hauſe und die Zeit verfliegt dennoch. — Alſo iſt er einer wohlconditionirten Frau, welche die Pflichten gegen ſich nicht ganz außer Acht laſſen will, durchaus nothwendig, gerade ſo wie ein theurer Shawl.

Der Hausfreund unterſcheidet ſich aber in Einem vom

Shawl. Er iſt der Frau theurer und koſtet ihr in der Regel nichts. Der Shawl iſt aber immer theuer und koſtbar. —

Es iſt eine Ungerechtigkeit, wenn man mancher Frau ihren Hausfreund verargt. Denn manche Frau hätte ohne Hausfreund gar keinen Mann, da mancher Mann mehr Schlafmütze, als Mann iſt. —

Ich frage meine verehrten, verheiratheten Leſerinnen, ob ſie einen Mann haben, der ganz Mann iſt, um bei ihnen auch den Hausfreund vorzuſtellen, der alle die tauſend genannten Verrichtungen mit Fleiß, Galanterie, Ausdauer, Delicateſſe, Aufopferung und ohne Seufzer auf ſeine Schultern nimmt? — Ich wette das Baſſe'ſche „Complimentirbuch" gegen Jeden.

— Ich kannte einen Mann. Er war Hausfreund bei einer Dame Namens Sidonie. Er war wie zu ſeinem Berufe geboren. Er verehrte die Frau und ſchätzte den Mann! Er verſüßte ihr das Leben und wurde gegen den Mann nie bitter. Gab es einen häuslichen Zwiſt, ſo trocknete er ihr die Thränen und wiſchte ihm den Schweiß von der Stirn. Und als Sidonjens Gemahl, ein Opfer ſeiner unglücklichen Liebe, ſtarb, drückte er ihm beide Augen zu aus Dankbarkeit, weil dieſer im Leben oft eines zugedrückt. Und als Sidonie, da der Selige verblichen war, aufhörte zu weinen, da tröſtete er ſie und ſprach: „Dort oben iſt ihm beſſer!" — „Ja"! entgegnete ſie, wenn ich das beſtimmt weiß, dann iſt mir auch hier beſſer! — Aber ich bin eine verlaſſene Wittwe — mein Theuerſtes iſt ins Grab geſunken!"

„Hier ſteht ein Freund, deſſen Arm Sie durchs Leben führen, der Ihre Thränen trocknen, Ihren Kummer verſcheuchen wird!"

„Iſt es möglich? o es gibt noch edle Seelen!“

Es war möglich, und der Hausfreund wurde Sidoniens Gatte; er opferte ſich ihr aus Theilnahme, aus Liebe zu dem Verſtorbenen; denn ſie war ſchön und reich. —

Aber er hat des Todten nicht vergeſſen; — acht Wochen nach der Hochzeit ging er auf den Gottesacker, an das Grabmal ſeines Freundes. Er rief tiefbewegt: „Schlummre ſanft, armer Dulder — o! ich habe Dich nicht begriffen!“ Und er wollte einige Roſen abbrechen und auf den Marmor ſtreuen; er ſtach ſich an einen Dorn — kratzte ſich hinter den Ohren und ſchrie: „Was ſticht mich da?“ —

Anekdote.

Zur Zeit des Muſikfeſtes in Hamburg wohte ein fremder Künſtler bei Privatleuten, die einen guten Tiſch führten. Eines Mittags war gedeckt, und alle Hausgenoſſen hatten ſich bereits verſammelt; nur der Fremde fehlte. Das Dienſtmädchen, welches ihn rufen ſollte, fand ihn gerade, wie er Toilette machte, und die Zahnbürſte brauchte. „Nun, wird der Herr nicht bald zum Eſſen kommen?“ fragte die Frau vom Hauſe das eben eintretende Dienſtmädchen. „Ja, gleich,“ erwiederte die Gefragte: „er ſchärft ſchon die Zähne.“

Hochzeitsgebräuche bei verſchiedenen Nationen.

(Fortſetzung.)

Die Neger in

Senegambien

verloben ſich gewöhnlich mit Mädchen, ehe dieſe in einem Alter ſind, wo ſie heirathen können. Doch geſchieht dieß nicht ohne Einwilligung ihrer Verwandten, in deren Hände der Bräutigam das feſtgeſetzte Leibgedinge oder die Morgengabe übergibt. Auch der König oder der oberſte Statthalter fordert als Obervormund der Jungfrau ein Geſchenk für ſeine Einwilligung.

Wenn das Mädchen das Alter erreicht hat, in welchem ſie zur Heirath fähig iſt, ſo geht der Bräutigam in Begleitung einiger jungen Leute, beim Mondſcheine, Abends in das Haus ſeiner Braut, und entführt ſie mit Gewalt; die Braut ſträubt ſich, und ſchreit aus allen Kräften. Auf ihr Geſchrei kommen alle junge Mädchen aus dem ganzen Orte zuſammen, ihr Hülfe zu leiſten. Die jungen Männer ſtellen ſich, als ob ſie die Braut der Gewalt ihrer Freundinnen entreißen wollten, und der Bräutigam und ſeine Freunde führen ſie nun im Triumph in ſein Haus.

Hier bleibt ſie eine Zeitlang verſteckt. — Einige Mo-

naie hernach geht ſie nie ohne Schleier aus, der nach ſpaniſcher Art Alles, bis auf das eine Auge bedeckt.

Die Morgengabe wird ihr aufgehoben, damit ſie ſich im Fall der Wittwenſchaft einen Mann kaufen könne. Denn dieß iſt bei den Wittwen ſehr gewöhnlich.

Moore verſichert, die Aeltern verſprechen ihre Töchter oft, ſobald ſie geboren ſind, und dann können ſie den Vertrag nimmermehr brechen; eben ſo wenig dürfe das Mädchen, das auf eine ſolche Art verſchenkt worden, ſich einem andern Manne ohne Erlaubniß des erſtern überlaſſen. Der Mann hingegen behält ſeine völlige Freiheit. Sie holen ihre Weiber gemeiniglich ſehr jung nach Hauſe; ehe die Braut aber mitgeht, muß der Bräutigam den Aeltern derſelben zwei Kühe, zwei Stangen Eiſen und zweihundert Kolannüſſe erlegen.

Bei dieſer Heimholung ſtellt der Mann eine Gaſterei an, zu welcher alle Leute, die Luſt haben, ohne Einladung kommen, und drei bis vier Tage mit ſchmauſen können.

Die Frau wird aus dem Hauſe ihrer Aeltern von Mannsperſonen auf den Schultern getragen, und hat einen Schleier über das Geſicht, den ſie bis nach vollendeter Hochzeit behält. Unterdeſſen tanzen und ſingen die Gäſte, rühren die Trommel und feuern Flinten ab.

Nach Labats Berichte, wendet ſich ein junger Neger am Senegal, der ſeine Augen auf ein Mädchen wirft, zuerſt an ihre Aeltern, um die Einwilligung zu erhalten, und wenn ſie eine Waiſe iſt, an die nächſten Verwandten. Weil ſich die Parteien gemeiniglich ſchon verglichen haben, ehe ſie noch zuſammen kommen, ſo hat der Vertrag ſeine Richtigkeit, ſobald der Liebhaber zu einem Geſchenk an die Aeltern oder Verwandten geneigt iſt, welches gemeiniglich

in Vieh, baumwollenen Tüchern, Glasperlen und Branntwein beſteht.

Wenn das Geſchenk entrichtet iſt, ſo wird die Braut zu ihrem Manne nach Hauſe geführt, der ſie bei der Hand empfängt, und ihr dann nach dem Waſſer, Holz und dem ganzen Hauswesen zu ſehen befiehlt. Sie gehorcht ſeinen Befehlen. Wenn derſelbe ſeine Abendmahlzeit zu ſich genommen hat, ſo ißt ſie die ihrige, und wartet dann, bis ſie zu Bette gerufen wird.

Die Morgengabe, ſagt le Maire, beſteht höchſtens aus fünf Stück Rindern, die dem Vater in Verwahrung gegeben werden. Nach geſchloſſenem Vergleiche gehen ſie ohne weitere Ceremonie zu Bette.

Wenn die Braut ſich für eine unentehrte Jungfrau ausgibt (Jungfrauen gibt es aber hier ſelten): ſo wird ein weißes Tuch auf das Brautbette gelegt, wozu? wird man leicht errathen. Findet man nach dem erſten Opfer der Liebe das Erwartete, ſo wird mit dem Tuche um das ganze Dorf ein feierlicher Zug gehalten, wobei ſich die Quirioten einfinden, die das Lob der Schönen in hochzeitlichen Liedern beſingen.

Hat aber der junge Mann irgend einen Grund zu dem Verdachte, daß ſeine Frau nicht die ſtrengſte Keuſchheit bewahret habe, ſo iſt der Vater auf ſein Verlangen verbunden, ſie zurückzunehmen und das geſchenkte Rindvieh herauszugeben. Dieß geſchieht aber ſelten; denn die Braut wird vor der Hochzeit ſcharf unterſucht, und der Mann begnügt ſich nicht eher, als durch einen thätigen Beweis.

Das zurückgeſchickte Mädchen wird jedoch deßwegen nicht verachtet; denn wenn ſie gleichwohl nicht ſeine Frau ſeyn darf, ſo kann ſie doch bei einem Andern Beiſchläferin

werden, und auf dieſe Art kann ſich der Vater beſtändig neue Vortheile machen.

Jannequin erzählt, daß ſie der Mann von den Aeltern nackend empfängt, und mit ihr zu dem Prieſter oder Marbuten geht, der ſie unter allerlei Ceremonien ein wenig Band verſchlucken läßt, und ihnen dann befiehlt, die Heirath dieſe Nacht zu vollziehen. Die Braut wird auf ein weißes Ziegenfell gelegt, und wenn den folgenden Morgen die Zeichen der Jungfrauſchaft nicht darauf gefunden werden, ſo wird ſie von dem Mann verſtoßen. Daher ſind denn auch die Jungfrauen der Schwarzen in dieſem Punkte ſo gewiſſenhaft, daß ſie lieber ſterben, als ſich den Schatz ihrer jungfräulichen Ehre vor der Heirath rauben laſſen. Doch ſind die betrogenen Männer an dem Gambia ſehr duldſam; ſie würden ſich großem Aergerniſſe ausſetzen, wenn ſie die in der Brautnacht gemachte unangenehme Entdeckung verbreiten wollten.

Wenn es einem Neger erlaubt iſt, ſo viel Weiber zu nehmen, als er ernähren kann, ſo genießt doch nur eine die Vorrechte einer Ehefrau, und iſt beſtändig um ihren Mann. Die Engländer nannten ſie die Handfrau. Dieſe iſt verſchiedener mühſamen Geſchäfte überhoben, welchen ſich die Uebrigen unterziehen müſſen. Doch darf ſie nicht mit dem Manne, auch nicht einmal in ſeiner Gegenwart eſſen, ſondern in einem andern Hauſe. Er erlaubt ſich auch nie öffentlich einige Liebkoſungen oder Küſſe gegen ſie, eben ſo wenig gegen eine von den übrigen, die nur bloße Beiſchläferinnen ſind, und gegen welche er keine eheliche Neigung bezeugt.

Sehr merkwürdig iſt es, daß ſich die Weiber nie unter einander vereinigen oder zanken. Abends geht jede in ihre eigene Wohnung, und iſt zu dem Dienſte des

Mannes bereit; des Morgens begrüßen sie ihn auf den Knieen, und legen die Hand auf seinen Schenkel. —

Bei den Negern auf

Sierraleona

stellt der Bräutigam am Tage der Hochzeit in eine gewisse Entfernung mit Getränken und Erfrischungen versehene Leute an den Weg hin, auf dem man die Braut erwartet. Sobald der Zug die Stadt erreicht hat, hält er stille, um sich mit des Bräutigams Gesandtschaft zu vereinigen; der ganze Troß bezeugt seine Freude durch Schießen, Jauchzen, Singen und Schreien, wobei das Trinken nicht vergessen wird.

Die Braut ist mit einem Tuche bedeckt, und darf sich vor Vollziehung der Heirath von keiner Mannsperson sehen lassen. Ein altes Weib nimmt sie auf den Rücken, und schleppt sie unter dem Jauchzen und Lärmen ihrer Begleiter in die Wohnung des Bräutigams. Der Weg, den das alte Weib mit ihrer Bürde betritt, ist mit Matten belegt, damit ihre heiligen Füße die Erde nicht berühren.

Abends begibt sich der Bräutigam mit der Braut in die Brautkammer, und löset ihr den Gürtel. Glaubt er an ihrer Keuschheit zweifeln zu dürfen, so verläßt er sie auf der Stelle wieder. Sobald dieß ihre Verwandten erfahren, entfernen sie sich schreiend und heulend vor Beschämung. Ist er aber mit ihr zufrieden, so bleibt er die ganze Nacht über bei ihr.

Ihre Verwandten freuen sich dieses Triumphes, und ziehen mit dem ehrenvollen Zeichen ihrer Jungfrauschaft im wilden Taumel durch die Straßen der Stadt. —

In jedem Falle steht es dem Bräutigam frei, die Braut wieder zurück zu schicken, dabei muß er ihr aber die ganze Mitgabe herausgeben.

Fast jede verheirathete Negerin hat in dieser Gegend ihren Buhlen oder Cicisbeo, den sie Gangih Kanih nennen, und dem sie den ersten Antrag macht. Die Ehebrecherin gibt sich auch gar nicht viel Mühe, diesen Umgang geheim zu halten; denn der Mann sieht sich sehr oft genöthigt, zu schweigen, wenn er sich keinen schlimmen Folgen aussetzen will. Zwar sind die Landesgesetze gegen den Ehebruch sehr scharf; aber es erfordert ein großes Ansehen, sie in Ausübung zu bringen. Indessen sind solche Liebschaften doch meistens nur unter den Vornehmen zu finden, welche eine große Menge Weiber haben, da der gemeine Neger sich mit einer oder zwei Frauen begnügt. — **Tout comme chez nous!**

Nach Des Marchais sind die Neger nur auf die erste oder eigentliche rechtmäßige Frau eifersüchtig, die andern Weiber und Beischläferinnen überlassen sie gern den Fremden.

Indessen wagt es eine Ehebrecherin nicht leicht, ihren Mann bei der Geburt des Kindes zu hintergehen, und gibt ihm meistens den rechten Vater an. Wünscht der Mann von einem geliebten Weibe gern Kinder, so nöthigt er sie, zu schwören, daß sie sich eine Zeitlang alles fremden Umgangs enthalten wolle. Ist aber ein solches Weib nach der Hand schwach genug, durch List oder Gewalt ihren Schwur zu brechen, so erkühnt sie sich nicht, es zu leugnen, und die beiden Schuldigen setzen sich dann der schimpflichsten Strafe aus; ja sie werden auf immer mit Verachtung angesehen, und für ehrlos gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten und Curiosa.

Einst hatte der König Friedrich I. von Preußen fast allen Bedienten seines Hofstaats (hauptsächlich den untersten) einen Theil ihrer Besoldung geschmälert, und befohlen, daß bei Vielen die ihnen seither bewilligten Accidentien an freiem Holz, Licht u. dgl. wegfallen sollten. Eine solche Maßregel verursachte natürlich eine große Bestürzung und Betrübniß unter diesen Hofbedienten. Einige Tage nach der Bekanntmachung dieser Anordnung trat der geheime Rath v. Gundling (des Königs Lustigmacher) in das Zimmer des Letzteren, als dieser noch im Bette lag. Gundlings Eintritt geschah mit vielem Ungestüm, und er schob dabei, wie im Aerger, die Stühle bei Seite, gleichsam als stünden sie ihm im Weg. Der König, aufgeweckt durch dieses Geräusch, öffnet die Vorhänge seines Bettes, und als er Gundling entrüstet gewahr wird, fragte er ihn: „was zum Henker macht Ihr denn für einen Lärm?"

Gundling. Ach, man hat doch auch nichts als Verdruß und Aerger.

König. Was ist Ihm denn widerfahren? — Er sieht ja so bös aus, als ob Er Alles in Stücke reißen wollte.

Gundling. Wie kann man fröhlich aussehen, wenn man nichts als betrübte Gesichter um sich sieht, und Klagen und Seufzer hört.

König. Wer klagt denn?

Gundling. Alle Ihre Leute, Ew. Majestät. Sie haben fast Allen zu viel in ihrer Einnahme gestrichen.

König. Das ist schon recht. Das Volk bekommt mehr, als es verdient, und es belügt mich überdieß, und thut seine Schuldigkeit nur halb, oder gar nicht.

Gundling. Darin pflicht ich Ew. Majestät bei. Ich hab' auch heut einen solchen Aerger mit meiner Magd gehabt. Ich befahl ihr, sie sollte die Treppe scheuern. Was that sie? Sie scheuert die unterste Stufe zuerst, und dann die zweite, dritte, vierte bis oben hinauf und so wie sie immer höher steigt, macht sie mit ihren Füßen alles wieder schmutzig. Das kann zu nichts helfen. Von oben muß man anfangen, Ew. Majestät, von oben.

Der König, den versteckten Sinn merkend, sagt lächelnd: „Ja, darin hat Er Recht. Ich werde mit dem Hofmarschall sprechen."

Ein Bamberger Gärtnerbursche kam im Frühling, von einem gnädigen Herrn gesandt, zu L., um einen Bücherpack abzuholen. — „Nun Heinrich", fragte L., ist's schon grün bei Euch?" — „Ja, Herr, selbst das Vieh ist schon hinaus." „So? meine liebe Frau dann wird es auch für uns bald Zeit. —"

Ein Eseltreiber, der einst in der Abenddämmerung einen Verwalter begleitete, sagte zu diesem, als sie an einen schmalen, zwischen einem Damm und einem Fluß hinlaufenden Weg kamen: „Do nim' Ear se in Aacht, Hear Verwalter, do ischt mier schau' mancher Esel nei gfalla."

„Meine Herren!“ sagte der sterbende von mehreren Aerzten umgebene Arzt Dumoulin: Ich lasse drei große Aerzte zurück; (jeder wähnte, einer von den dreien zu seyn): Wasser, Bewegung und Diät.

Vater und Tochter.

Tochter. (Unwillig): Sie haben schon so viele Bewerber um meine Hand aus nichtigen Gründen zurückgewiesen.

Vater: Sey ruhig meine Tochter! kommt Zeit, kommt Rath.

Tochter. (Weinerlich): Wenn Sie so fortfahren, kommt weder Hoch-zeit, noch Hei-rath.

Ein Graf beging das Wiegenfest seiner Tochter auf seinem Gute. Der Schulmeister war mit seiner Schuljugend unten am Zimmer aufgestellt mit der Weisung: daß er, sowie er die Gläser klingen höre, mit seiner Jugend ausrufen solle: „Und unsern gnädigen Herrn auch! und unsere gnädige Frau auch! und unsern Herrn Gerichtsverwalter auch! Die Tafel war zu Ende, der Bediente kam mit den Champagner-Gläsern, stolperte, die Gläser fielen zu Boden und der Graf donnerte ihn an: Hol ihn der Teufel! Der Schulmeister (welcher die Gläser klingen hörte), rief nun mit seiner Schuljugend aus voller Kehle: „und unsern gnädigen Herrn auch! und unsere gnädige Frau auch, und unsern Herrn Gerichtsverwalter auch! — Eine Höllenfahrt in pleno, sagte der Graf und lachte. —

Die Himmelsbraut.

Betrübt ſtand Töffel an dem Sarge
Der kürzlich ihm geſtorb'nen Frau,
Erfreut im Herzen, daß die Arge
Verſtummt' auf ewig; doch genau
Will er des Dorfes Sitten üben,
Zum Scheine muß er ſich betrüben.

Man kommt und ſingt ihm Sterbelieder,
Andächtig ſingt das Dorf ſie mit;
Man gibt den Leib der Erde wieder;
Auch Töffel weint. Mit feſtem Schritt
Kam jetzt der Pfarrer, ihn zu tröſten,
Den von dem ſchwerſten Joch' Erlöſten.

„Beruhigt Euch nur, Freund! Die Gute,
Die liebend auf Euch niederſchaut,
Hat unſer Herr mit ſeinem Blute
Erkauft; nun iſt ſie ſeine Braut!" —
„Der hat ſie nun? — Der Höllenrachen
Wird Noth genug dem Heiland machen."

Aus einem Wörterbuche für Liebende.

(Fortsetzung.)

Mode.

Die Mode dehnt ihre Herrschaft auch unter den Deutschen immer weiter aus und bald wird, wie ehemals bei unsern Nachbarn, den Franzosen, nicht nur unser Körper, sondern auch das Herz und der Verstand derselben unterworfen seyn. Schon gibt es Leute, die bloß nach der Mode sich kleiden, essen, trinken, gehen, stehen, denken, sprechen, schreiben u. s. w.

Es hat Zeiten gegeben, wo die Mode die schönsten menschlichen Gestalten in Caricaturen verwandelte; so daß man oft nicht wußte, was man aus dem geputzten Wesen machen sollte. Als daher einst die Gemahlin eines französischen Gesandten der Kaiserin von Marokko ihre Aufwartung in einem Reifrock machte, so sah diese sie mit einer unbeschreiblichen Verwunderung an, und frug endlich ganz naiv: „Bist du denn das Alles selbst?" In welche Verlegenheit müßte nicht manche unserer Damen kommen, wenn es Jemandem einfiele, ähnliche Fragen an sie zu thun!

Auch in der Liebe übt die Mode ihre Herrschaft aus, und mancher Stutzer ist wohl deßwegen bei den Damen wohl gelitten, weil er — Mode ist. „Diese Dame sieht den oder jenen Adonis gern —" heißt alsdann: Sie ist eine feine Kennerin. Alle Koketten wollen sich überzeugen, ob

ſie Recht hat; alle bemühen ſich, den Adonis auch an ſich zu ziehen, die eine aus Eiferſucht, die andere, um ſich an einem Anbeter, der ſie aufgegeben hat, zu rächen, und alle — um die Mode mitzumachen. Man ſtreitet ſich um ihn; man ſucht ihn zu verführen. Aber dieſe Wuth dauert nur eine Zeitlang, und ſelten iſt ein ſolcher Stutzer länger Mode, als ein Halstuch oder ein Aufſatz, der eben getragen wird. Er gleicht einer Blume, womit man ſich heute ſchmückt, und die morgen in irgend einen Winkel geworfen wird.

Mond.

Wenn ein verliebter Schwärmer keinen andern Vertrauten hat, dem er ſein Anliegen klagen kann: ſo wendet er ſich damit an den Mond — den verſchwiegenſten aller Vertrauten, aber auch das geplagteſte unter allen Geſtirnen. Denn ſo oft er am Himmelsbogen heraufzieht, um Audienz zu geben, wird er mit Bittſchriften, Flehen und Seufzern beſtürmt.

Wenn in ſeinem ſtillen Silberſchimmer
Nachts der Mond durch Wolken ſpäht —
Ach! wie manches Minnequalgewimmer
Wird ihm dann nicht vorgekräht!

Man vermuthet, es ſey bloß, um Ruhe zu haben, daß er ſich jeden Monat eine Zeitlang verbirgt.

Nichts.

Wer Nichts sagt, sagt — Ja. Diese von den Rechtsgelehrten allgemein angenommene Maxime ist in der Liebe nicht weniger anwendbar. Denn hier ist Stillschweigen oft eben so viel, als ein förmliches Geständniß. Wenn eine Schöne, der man eine Erklärung abnöthigen will, nichts sagt, so sagt sie damit sehr viel, und man muß ein völliger Neuling seyn, wenn man nicht Gebrauch davon zu machen weiß. Ein feuriger oder schmachtender Blick, ein verwirrtes Aussehen, das dieses Stillschweigen begleitet, beweist, wie bedeutend es ist.

Putz.

„Die Weiber — sagt ein französischer Schriftsteller — sind Vögel, die täglich zwei- bis dreimal ihre Federn wechseln. Im Hause sind sie Staare, auf Spaziergängen Pfauen und unter vier Augen — Tauben."

Reich der Liebe.

Das Reich der Liebe ist ohne Zweifel das ausgebreitetste und bewohnteste Land unter dem Monde. Gleichwohl hat unter den vielen Reisenden, die es durchwandert haben, wovon sich wohl keine edle Seele ausschließen wird, keiner nur zuverlässige Nachrichten, vielweniger eine ganze Karte davon geliefert, es sey nun, daß nur wenige alle Gebiete desselben übersehen haben, oder daß sie nicht gutes Herz

genug hätten, andere Reisende vor der Scylla und Charybdis zu warnen, denen sie oft zum Raube geworden waren. Wir hoffen, den Weltbürgern, die doch einmal in diesem Lande kreuzen müssen, einen nicht geringen Dienst zu erweisen, wenn wir theils von unsern eigenen Reisen, theils aus den Berichten der Banks und Cook, welche aus den unbekannten Ländern dieses Reichs nicht ohne Gefahr zurückkamen, theils aus Beispielen vieler Unglücklichen, die wir selbst von ferne an Klippen scheitern oder in Morästen versinken sahen, eine richtige Karte und deutliche Beschreibung liefern, zur Warnung für die, welche erst ausreisen, und zur angenehmen Erinnerung für die, welche von der Reise ausruhen.

Das Land der Jugend

ist die Gränze, von der die meisten Pilger ausreisen. Aus dem Städtchen Sorgenlos kommen sie in die verschiedenen umliegenden Oerter, und verweilen sich bald in Reizenstein, Schönhausen, bald in Reichenbach, Witzingen und Freudenheim, wo sie aus dem Quell der Freude Bezauberung trinken. Tändelspiel und Küssefeld am Flusse der Wünsche, welcher von Sorgenlos entspringt, gelegen, sind zwei sehr gefährliche Oerter, und die Gränzfestung Warnungsstein ist selten im Stande, diejenigen, welche sich zu lange an diesen beiden Oertern aufgehalten haben, abzuhalten, daß sie nicht in

das Gebiet der fixen Ideen

übertreten sollten. Dieses Hauptgebiet gränzt gegen Morgen an. Das Land der glücklichen Liebe, gegen Abend an das Land der trauernden Liebe, gegen Mitternacht an das

Land der Lüſte. Seine vornehmſten Städte ſind die Stadt der Träume, Triebſtädtel, Verlangenau und Unruh.

Das Land der trauernden Liebe.

Verachtung und Strenge ſind die Gränzſtädte dieſes traurigen Gebiets von der Mittagsſeite, ſo wie man auf der Morgenſeite die Seufzerflur antrifft; das hoffnungsloſe Gebirge, worauf der Thränenfluß entſpringt, und welches einen Theil des Gebiets der fixen Ideen umſchließt, macht von der Mittags- und Abendſeite die Gränze aus, und bildet die Klagenhöhle, welche von der andern Seite mit dem Thränenfluſſe umſchloſſen wird. Der erſte Ort, auf den man hier trifft, iſt Grillenburg, ein ödes Schloß, die Wohnung plagender Dämonen. Wagt man es, wie Einige gethan haben, über die ſchroffen Alpen oſtwärts zu reiſen, ſo kann man noch, wenn man glücklich vor Untreu vorbeikommt, auf die fröhliche Ausſicht kommen. Reiſet man aber auf dem gewöhnlichen Wege der unglücklichen Liebe zwiſchen dem Thränenfluſſe, und dem Moraſte des Tiefſinns, welcher ſchon Viele verſchlungen hat: ſo kommt man nach Werthershain, welcher durch den Tod eines Unglücklichen berühmt, von den kritiſchen Holzhackern und moraliſchen Wildſchützen verheert und durchkreuzt wird. Aus dieſem Hain, welcher von einem berühmten Geographen als nicht ganz unangenehm geſchildert worden iſt, tritt man in die Wüſte der Schwermuth, aus welcher man nicht heraus kann, ohne nach Wuthheim zu kommen, wo die Seelenverkäufer die Reiſenden zu einer Schifffahrt ins Meer der Verzweiflung wegkapern, woraus kein Schiff ungeſcheitert zurückkehrt.

Reiſet man aus dem Gebiete der fixen Ideen über die Brücke der Hoffnung, welche über den ſüßen Thränenbach, einen Kanal des Thränenfluſſes, gebaut iſt, ſo kommt man an die fröhliche Ausſicht, wo dem Wanderer zwei Wege offen ſtehen, wovon der zur Linken ins

Land der Lüſte

führt. Die Gränzſtadt davon iſt Sinnenluſt, eine verführeriſche Stadt, gleich dem Capua der Römer. Sie liegt am Schwelgerfluſſe und wird durch denſelben von Taumelfeld getrennt, das am andern Ufer liegt. Die betäubende Kraft des Schwelgerfluſſes bringt die Reiſenden in eine Zerſtreuung, die endlich in die gefährlichſten Krankheiten ausartet. Man bringt die Patienten nach Schwachheim, von da ihnen der Weg in das Krankenthal und Lazareth, und endlich nach Todtenweilern unvermeidlich iſt. Dieſes ſind Wohnplätze unzähliger Furien, als Blaßſucht, Raſerei u. ſ. w. und um Krankenthal und Lazareth geht noch ein gerader Weg nach dem Meere der Verzweiflung, das an Todtenweilern gränzt. Wir wollen dieſes mit Abſcheu angefüllte Land verlaſſen, und von den Gränzen des Gebiets der fixen Ideen aus, in

das Land der glücklichen Liebe

reiſen. Gunſthof iſt der Ort, der dahin führet; von da kommt man nach Gutezeit und Zärtlichkeit, welcher letztere Ort an dem Freudenſtrom liegt, über den man ohne Mühe und nur zu leicht nach Genuß kommen kann, woran aber der Luſtwald und das Gebiet der Lüſte mit allen angenehmen und abſcheulichen Orten gränzt. Der kluge Wanderer muß dieſe Abwege zu ſeiner Sicherheit vermeiden. Dieſem müſſen wir auf der andern Seite einen Abweg

anzeigen, der über den ihn anfangs anlächelnden, aber gewiß langweiligen Ort, Sättigung, oſtwärts in

das Land der Hageſtolze

führt. Ein anderer Gränzort dieſes bei aller ſeiner Unannehmlichkeit immer genug bewohnten Gebiets, iſt Korbgebe. Im Herzen des Landes liegen Verlachungsau, Aergerniß, Kaltſinn und das volkreiche Dummheitsdorf. An dieſem Lande, deſſen Einwohner ſelten mit gutem Willen, öfter aber aus Nothwendigkeit dahin kommen, liegt noch

das Ländchen der Ruhe,

gleichſam das Nova Zembla im Reiche der Liebe, wo Kälte und Erſtarrung die Pilgrimme ſo unthätig macht, daß ſie darin länger als in allen andern Gebieten verweilen, und von Gleichmuth nach Großvaterſtuhl und Schlafmütze übergehen, wo ſie wahrſcheinlicherweiſe lebenslang bleiben. Es geht zwar in dieſes Land auch ein Arm des Freudenſtroms; allein er iſt ſo ſchwach, und ein Waſſer von ſo beſonderer Art, daß nur die, welche lang daſelbſt waren, daſſelbe ſchmackhaft finden können.

Wir kehren wieder ins Land der glücklichen Liebe zurück, und kommen an den ſteilen Berg der Einwilligung nahe bei Wahrliebe. Diejenigen, welche dieſen erſteigen, ſehen ein weites Gefilde vor ſich, wovon ſie das Angenehmſte leicht ſehen, einige ſchlechtere Gegenden aber bleiben ihnen noch verdeckt. Mit frohen Schritten eilen ſie in den Freudenhain und nach Eheſtandshauſen, unbeſorgt um alle Abwege, die ſie noch zu befürchten haben. Hüte dich, guter Wanderer, daß du nicht nach Zänkersfall und Unwill abkommſt, und von Haß und Scheidung nach der verdrüßlichen Haide geführt wirſt, aus welcher kein Ausweg iſt, ohne nach Todten-

weitern zu kommen. Nur der, welcher seines Trittes gewiß ist, weiß alle diese theils lockenden, theils schlüpfrigen Wege zu vermeiden, und nach der Stadt der Belohnung, nahe an Wonnestadt, in die glücklichsten Gefilde des großen Reichs zu kommen. Dreimal glücklich, wenn er dann diese Gefilde abwechselnd in den Fluren von Kindersegen und Seelenruh durchwandert; Fluren, aus denen er sich gewiß nie zurückwünscht, und sich für seine Reise genugsam belohnt sieht.

(Schluß folgt.)

Die Hundesteuer.

Ein Eckensteher zog durch ein lautes Gebell, das er auf öffentlicher Straße executirte, mehrere Menschen und endlich einen Polizei-Sergeanten herbei. Letzterer untersagte ihm sein Geklaffe, doch der Virtuose ließ sich nicht stören. Als das Verbot geschärft wurde, antwortete er auf die Frage: warum er denn so belle? „Jh, Herr Sergeant, ick hadde en Mops, vor den ick 3 Dahler Hundesteuer bezahlen mußte; die Thöle is mich aber crepirt, un nu will ick doch die 3 Dahler abbellen.“

Der beſtialiſche Poſa.

(Schiller, Don Carlos. III. Akt. 10. Scene, traveſtirt.)

Von Ludwig Liber.

Der Theaterdirector.

Ein Fremder (en masque).

(Dieſer tritt ein, geht auf den Director zu, läßt ſich auf den Knieen vor ihm nieder, ſteht auf und bleibt ohne Zeichen der Verwirrung vor ihm ſtehen.)

Director.

(Betrachtet ihn mit einem Blick der Verwunderung.)

Mich ſchon geſprochen alſo?

Fremder.

Nein.

Director.

Ihr habt,
Wie ich gehört, Euch um die Kunſt ſchon längſt
Und anderswo verdient gemacht. Warum
Entzieht Ihr Euch doch meinem Dienſt? Auf meinem
Theater drängen ſich der Thiere viel.
Ich kann nicht alle kennen: Euch kam's zu,
Um eine Anſtellung hier nachzuſuchen.
Weßwegen thatet Ihr das nicht?

Fremder.

Es ſind
Zwei Tage, Herr, daß ich erſt in die Stadt
Hiehergekommen.

Director.

Ich bin nicht geſonnen,
Euch unbelohnt von hinnen geh'n zu laſſen;
Sagt Eure Wünſche!

Fremder.

Ich gehe täglich ins Theater.

Director.

Dieß Recht hat jeder Menſch auch.

Fremder.

Wie viel mehr
Das gute Vieh! drum, Herr, ich bin zufrieden.

Director (für ſich).

Viel Selbſtgefühl und edler Stolz, bei Gott,
Ich hab' es nicht erwartet: doch ich will
Ihn näher kennen; (laut) wie ich höre, tratet
Aus fremden Dienſten Ihr?

Fremder.

Nur um den Menſchen
Den Platz zu räumen, zog ich mich zurück.

Director.

Das thut mir leid! wenn ſolche Köpfe feiern,
Wieviel Verluſt für wahre Kunſt! Vielleicht
Bezweifelt Ihr, das Rollenfach zu finden,
Das Eures Geiſtes würdig iſt?

Fremder.

O nein!
Ich bin gewiß, daß der erfahr'ne Kenner,
In Bestienseelen, seinem Stoff, geübt,
Beim ersten Blicke wird gelesen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht. Ich fühle
Mit demuthsvoller Dankbarkeit die Güte,
Die Sie, verehrtester Herr Director,
Durch diese günst'ge Meinung auf mich häufen.
Doch — (er hält inne).

Director.

Ihr bedenket Euch?

Fremder.

Ich bin — ich muß
Mich jetzt entdecken — denn nicht vorbereitet
War ich auf solche Gunst — ich bin — seh'n Sie,
(er demaskirt sich)
Ein simpler Ochse; denn was ich als Kunstfreund
Gefühlt, gedacht, gewollt, erstrebt, gewirkt,
Ich seh's von Ihnen anerkannt — doch will ich
Vor ihnen anders nie erscheinen, als
Das, was ich wirklich bin, drum hören Sie!

Director.

Weßhalb so ängstlich? Wie Ihr auch erscheint,
Ihr waget nichts.

Ochse.

Wenn ich Erlaubniß habe,
Hier frei zu sprechen, Herr — doch wage ich
Mein Höchstes; — aber sag' ich's, wie ich's meine,
Bleibt zwischen Ihrer Ungnade allein

Und Ihrer Geringschätzung mir die Wahl;
Doch will ich, ein Verbrecher lieber, als
Ein Thor, von Ihren Augen gehen.

Director.

Nun?

Ochse.

Ich will mit Menschen nicht zusammen spielen.
(Der Director sieht ihn mit Erstaunen an.
Ich will den Beifall mir allein verdanken;
Wenn Sie mich anzustellen würdigen,
So will ich zeigen, was ein Vieh vermag!
Betrete ich die Bühne, wollen Sie
Nur meine kräftige Gestalt. Sie wollen
Mich nur, mit Cincinnatus auf dem Felde,
Nur meinen Kopf zum Zierrath; meine Kunst nicht.
Der Beifall, den sie findet im Parquet,
Soll meines Spieles Endzweck seyn. Kein Aber!
Mir ist mein eigner Werth bewußt; die Lust,
Die Sie durch mich verbreiten können,
Selbst will ich sie erschaffen, Freude wär' mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht seyn sollte.
Gesteh'n Sie Ihre Meinung? Würden Sie
Je, großer Mime, Nebenrollen spielen?
Und ich soll zum Statisten mich erniedern,
Wo ich der Künstler könnte seyn? Ich liebe
Die Menschen, weil sie mich so groß gezogen,
Doch mehr als sie lieb' ich mich selbst!

Director.

Dies Feuer
Ist lobenswerth. Ihr möchtet Gutes stiften.
Wie Ihr es stiftet, kann dem Dramaturgen,

Dem Kunstfreund gleich viel heißen. Suchet Euch
Das Rollenfach auf meiner Bühne aus,
Das Euch darbietet, diesem edlen Triebe
Genug zu thun.

Ochse.

Ich finde keins!

Director.

Wie? wie?

Ochse.

Was, Herr Director, Sie vermittelst meiner
Erreichen wollen — ist das Kunsteffect?
Ist das der Hochgenuß, den meine Liebe
Zur Kunst bezweckt? Vor diesem Knalleffecte
Würd' ich entsetzt, erzittern. — Nein; ein neues
Probates Mittel kenn' ich, um in's Haus
Das Publikum begeistert her zu locken;
Ein Mittel, das, o welch ein Glück! vermag,
Die Kasse zu bereichern — hören Sie? —
Weil es die Menschenwünsche neu befriedigt,
Die sich mit sogenannten class'schen Stücken
Von Shakspeare, Schiller, Calderon und Göthe,
Selbst nicht von Kotzebue und Seines Gleichen
Mehr stillen lassen wollen. Sie verlangen
Das Alte nicht, nur Neues auf der Bühne,
Nur Meinesgleichen jetzt; gelehr'ge Thiere,
Die sie vergnügen, die mit den Menschen dann
Vereint, den Lorbeerkranz der Kunst erringen.
Doch frommt das wohl der ächten Kunst — ist das
Auch mir genug? Soll unser Ruhm so ferner
Von Menschenruf verkleinert, winzig bleiben?
Weiß ich uns glücklich, eh' wir nicht selbstständig?

Nein, wählen sie mich, Herr Director, nicht
Zu ihrer Bühne Mitglied, denn ich muß
Mich weigern, meine Würde zu vergeben:
Ich will mit Menschen nicht zusammen spielen!

Director (etwas rasch)

Ihr seyd, ich seh' wohl, was Ihr wollt, Ihr seyd
Ein Intriguant.

Ochse (nach kurzem Bedenken).

Ihr Rollenfach ist auch
Das meinige. (nach einer Pause.)
Ich werde mißverstanden,
Das war es, was ich fürchtete. Sie sehen
Von den Geheimnissen des Zeitgeschmacks
Durch meine Hand den Schleier weggezogen.
Doch seyn Sie sicher, daß es nicht geschah,
Bloß um mich vorzudrängen; nein, ich bin
Im Reinen ganz mit unserm Publikum,
Ich kenn' seine rein ästhet'schen Wünsche!
Vergänglich war, (er faßt sich an sein Horn.)
Franz Horn hat's prophezei't,
Die Lust an übersetzten Vaudevillen,
Gemeiner Melodramen rohe Wuth;
Die Neuerung, die ich bezwecke, soll
Uns von der alten Ketten Last befrei'n,
Sollt' ich mein Blut verspritzen! das Jahrhundert
Ist meinem Ideale reif. Ich lebe,
Ein Bürge, daß die Zeit jetzt ist gekommen,
Wo nur das gute Vieh allein die Bühne
Betritt; nichts mehr von Comödianten! ha,
Ihr täuschend Spiel ist aus!

Director.

Bin ich der erste,
Den Ihr von diesen Plänen sagt?

Ochse.

Von diesen —
Ja!

Director.

(Steht auf, macht einige Schritte, und bleibt dem Ochsen gegenüber stehen.) (für sich.)

Neu zum wenigsten ist diese Art;
Die Melodramendichter sind erschöpft.
Was bleibt mir jetzt? zurückgehn kann ich nicht,
Ich will die Probe machen; — warum nicht!
Das Ueberraschende macht Glück! — (laut) Wenn Ihr
Im Wahn nicht seyd, nun gut, so will ich mir
Ein neu Theaterpersonal verschaffen,
Wenn Dünkel nicht —

Ochse.

Ich höre, Herr, wie klein,
Wie niedrig Sie von unsrer Würde denken,
Selbst in des freien Ochsen Sprache nur
Gewöhnlichen Schauspieler-Dünkel sehn, und
Mir däucht, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt;
Die Menschen zwangen Sie dazu; die haben
Freiwillig ihrer Kunst sich längst begeben,
Sich arrogant auf diese höh're Stufe
Herangedrängt, wo wir nur glänzen können.
Wir müssen sie verlachen, doch sie brüsten,
Gefallen sich in ihrer Ohnmacht, schmücken
Mit unserm Lorbeer sich die flache Stirn,
Und Meister nennt man, die wir meistern können!

So stehts mit Ihrer Bühne, doch so hat
Ihr Vater nicht sie Ihnen überliefert.
Wie können Sie in dieser traurigen
Verstümmlung — Menschen brauchen?

Director.

Etwas Wahres
Find' ich in diesen Worten.

Ochse.

Aber Schade!
Da Sie die menschlichen Komödianten
In Ihrem Kreise also kennen lernten,
Die als des Wahns und Dünkels Kreaturen
Kabalen sich ergaben, da versah'n Sie's
In etwas nur! Sie blieben selbst noch Mensch,
Mensch, der die Menschen liebt, Sie fahren fort,
Nur Menschen hier zu leiden, zu begehren;
Sie brauchen mehr für's jetz'ge Publikum:
Nur zitternd können Sie ihm Ihre Menschen
Noch ferner produciren; denn man will
Nur meines Gleichen jetzt, so vorgeschritten
Ist die Natur und Kunst! wenn Ihre Menschen,
Die menschlich Schwachen, ohne uns mal spielen,
Ist je die Kasse voll? O nie!

Director.

(Bei Gott,
Er greift in meine Seele!)

Ochse.

Aber darum
Nicht nur allein; Sie haben überhaupt
Der Opfer schon genug gebracht; darum

Erhören Sie mein Flehen, — Ihres Gleichen
Fort vom Theater müssen sie — wenn wahrhaft
Der höhern Bildung würdig sich die Kunst
Erheben soll; das Ziel ist himmlisch, herrlich!
Um diesen Preis sind Sie ein Gott — und schrecklich
Wenn das nicht wäre — wenn für diesen Preis,
Den heißen Wunsch von Millionen Thieren,
Sie gar nichts thuen wollten, wenn die Freiheit,
Die Sie uns geben, nur so hin und wieder
Auf Ihrer Bühne zu erscheinen, und ach!
Zur Folie nur zu dienen für das Spiel
Der Menschen, wenn dieß ach! das Einz'ge wäre,
Was ich erlangt'! weh' Ihnen, mir! — ich bitte
Mich zu entlassen, Herr! Mein Gegenstand
Reißt mich dahin, mein Herz ist voll — der Reiz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu stehen,
Dem ich es öffnen möchte. —

(Ein Theaterbote tritt ein und spricht einige Worte leise mit dem Director. Dieser gibt ihm das Buch vom Melodram: Jocko, und den Wink, sich zu entfernen, worauf er in der vorigen Stellung sitzen bleibt.)

Director (zum Ochsen).

Redet aus!

Ochse (nach einigem Stillschweigen).

Ich fühle Herr — den ganzen Werth —

Director.

Vollendet!

Ihr hattet mir noch mehr zu sagen.

Ochse.

Herr!
Jüngst kam ich an von Meklenburg und Frießland,

Mit mehrern meiner gleichgesinnten Brüder,
In diese reichen, blühenden Provinzen;
Ein kräftiges, ein großes Volk; Ha! dacht' ich,
Wie herrlich wär' es, deine Kunstideen
Hier zu verwirklichen, das wäre göttlich!
Da stieß ich, wo ich kam, auf Angely,
Auf Scribe, ja sogar noch auf den Shakspeare,
Auf Schiller, Göthe und wer weiß auf wen noch;
Die Häuser waren leer, das Publikum
Wollt' nicht den Frevel dieser Dramen seh'n.
Was hilft ein simples Lust-, Schau-, Trauerspiel!
Die jetzige Kultur verlangt was Höh'res:
In Opern und Balletten nur allein
Vermag die Welt der alten sogenannten
Aechtclass'schen Stücke Schmach noch zu vergessen!

(Hier schweigt er still; seine Augen ruhen auf dem Director, der es versucht, diesen Blick zu erwiedern, aber betroffen und verwirrt zur Erde sieht.)

Sie haben recht. Sie müssen. Daß Sie können,
Was Sie zu müssen eingesehen, hat mich
Mit freudiger Bewunderung durchdrungen.
O Schade, daß die neuern Bühnendichter
Erst nur zum Theil sich jenem Kunstziel nahen,
Wohin ich strebe und auch Meinesgleichen;
Schade, daß Menschen nur, nicht unsereins,
Die Recensionen schreiben! Schönere
Jahrhunderte, ja, werden nun uns folgen;
Die bringen wahre Meister, o allein
Wird auf der Bühne dann das Thierreich glänzen,
Das edle Vieh wird man mit Lorbeer kränzen,
Unmenschlich groß wird unser Ruhm dann seyn.

Director.

O ſagt, hätt' ich für dieſe ſegensreichen
Jahrhunderte noch gar nichts denn gethan?
Hab' ich den Melodramen nicht gehuldigt?
Seht Euch hier um; auf meiner Bühne blühte
Ja auch ſchon oft Applaus den Eurigen,
Und dieſen Beifall gönn' ich, Ochſ' auch Euch

Ochſe (ſchnell).

O Götter-Ausſicht! ja wir können hoffen,
Zu endigen, was ich beginnen will:
Ja hoffen, durch die gänzliche Umwandlung
Der Bühne, Weltenruf uns zu erringen!
Wahr iſt's, ſchon etwas iſt geſchehn, was uns
Die Bahn erleichtert, Waiſen, ſelbſt aus Rußland,
Galeerenſclaven und Conſorten haben
Schon Geiſt, Gemüth und Herz etwas veredelt.
Dann hat auch Robinſon auf ſeiner Wüſte
Das Seinige gethan; drauf ſtieg man höher —
Drei Tage aus dem Leben eines Spielers,
Sie führten in Berlin zu dreißig Jahren,
Wo ein Emporkömmling in Laſtern glänzte —
Bis zu vier Stunden vor der Hinrichtung,
Wo ein paſſabler armer Sünder endet! —
Dann kam auch die Pariſer Bluthochzeit,
Mit offnen Armen, froh empfing man ſie;
Zuletzt die Peſt, wo Tauſende der Kunſt
Ein würdig' Opfer auf der Bühne fielen;
O welch ein ſchöner Fortſchritt! leider nur
Ward's nicht, wie's es verdiente anerkannt.
Jedoch die Rache wartet nicht, das fühlte
Auch Wilibald Alexis, edel zürnend

Als ächter Bühnendichter; ja auch Holtei,
Ein wahrer Muſenſohn, er fehlte nicht:
Des Sohnes Rache zeigte ſeine Einſicht,
Vorwärts zu ſchreiten und ſo ſuchte er
Mit ſchönſter Art von Fauſt ſich drob gewaltſam
Die Bahn zu brechen zu des Ruhmes Höh'n!!

(Der Director iſt bewegt, der Ochſe bemerkt es und tritt einige Schritte näher.)

Das, ſag' ich, war ſchon etwas, freilich wenig
Für unſern Zweck gethan. Doch, Herr Director
Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
Was jene ſchufen, war nur ſchwach vergänglich,
Jedoch durch das, was Sie begonnen ſchon,
Und was Ihr ächter Kunſtſinn künftig ſchafft,
Wird ſeines Schöpfers Namen ewig dauern. —
Noch hat man's Ihnen nicht gedankt, doch bald,
Bald wird Europa Ihr Verdienſt erkennen;
Denn nicht umſonſt ſoll es geweſen ſeyn,
Daß hier der Hund des Aubry ſeine Kunſt,
Die dieb'ſche Elſter ihr Talent für's Fach
Der Intriguanten meiſterhaft bekundet:
Nein, nicht umſonſt, daß Jocko hier genial
Im Klettern und in Mimik ſich gezeigt;
Daß Wolf und Leopard, die Dioskuren,
Wolfsbrunnen hier, voll edler Kunſtbegeiſt'rung,
In Hippocrene's Quell verwandelten!
Umſonſt miaute nicht Holtei's Minette,
Umſonſt nicht ſoll Timur der Tartar-Chan
Mit ſeinen kräft'gen Schimmeln, Rappen, Füchſen,
(Womit kein Hippogryph je zu vergleichen)
Hier wahrhaft künſtleriſch erſchienen ſeyn;

Umſonſt nicht Fra Diavolo als Meiſter
Mit ſeinem Hunde jubelnd wahre Kunſt
Aus ſchwacher Menſchenhand gerettet haben;
Nein, nicht umſonſt, ich ſeh' uns höher ſteigen
Zum reinern Kunſtgeſchmack: der Elephant
Des Siameſenkönigs gibt ein großes,
Erhab'nes Bild emporgeſchritt'ner Bildung! —
Das Thier iſt mehr, als man von ihm gehalten;
Die Feſſel der Leibeigenſchaft wird fallen,
Und mit dem Namen eines Perikles
Mäcens und Ludwigs, wird auch einſt den Ihr'gen
Die Nachwelt preiſend nennen; ha, beim Zeus
Geſchworen, der auch einſt ein Ochſe war,
So wird es ſeyn!

Director.

Wer hat Euch deſſen ſo
Gewiß gemacht?

Ochſe (mit Feuer).

Die feſte Ueberzeugung,
Erfahrung und Bekanntſchaft mit der Welt;
Sie will ſtets Neues, will nicht ſtehen bleiben,
Drum laſſen Sie den höchſten Hochgenuß
Auf Ihrer Bühne Brettern ſich begründen,
Ja, laſſen Sie die Geiſter hier zur reinſten
Erkenntniß höchſter Kunſtentwicklung reifen,
Sein Sie von Millionen Directoren,
Der erſte, ja der einzige Director!
(Er nähert ſich ihm kühn, indem er feſte und feurige Blicke auf ihn richtet.)
O ſchwebte die Beredtſamkeit von allen
Gelehrten Thieren, Staaren, Papageien,

Vom Hund Fido savant und sonst dergleichen,
In diesem Augenblick auf meinen Lippen,
Den Strahl, den ich in diesen Augen merke,
Zur Flamme zu erheben! Geben Sie
Den Abschied allen Ihren Comödianten!
Schauspieler brauchen sie nicht mehr; Pensionen
Sind zu ersparen; werden Sie Beförd'rer
Des einzig wahrhaft Schönen! Niemals, niemals
Besaß je ein Director so viel Mittel,
Berühmt und reich zu werden. Alle Thiere,
Gezähmt' und wilde, werden Ihnen huld'gen,
Sich Ihrem Glanztheater feurig widmen.
Ein kräftiger Entschluß und neu geschaffen
Erscheint der Bühne Ruhm, ja geben Sie,
Gespielt von nichts als edeln Bestien,
(sich ihm zu Füßen werfend)
Viehmelodramen!

Director.

(überrascht, das Gesicht weggewandt und dann wieder auf den Ochsen geheftet).

Sonderbarer Ochse!
Doch stehet auf — ich —

Ochse.

Sehen Sie sich um
In der Natur, ob dort nicht Klein und Groß,
Die Thiere ihren wahren Kunstberuf
Verrathen; drum weßhalb sich so beschränken
Auf Menschen nur; wie eng und arm! Sie müssen,
Sie können anders nicht, nur Meinesgleichen
Fortan zu Künstlern Ihrer Bühne wählen!

Liegt in des Esels steetem I — ja nicht
Der herrliche Repräsentant der Rathsherrn?
Sind nicht das Volk der Raben und der Elstern
Die besten Diebe von der Welt; ist nicht
Des Rosses Wiehern stets ein treffend Echo
Des wilden Lachens lust'ger Becher-Brüder?
Und lachen nicht wie alte Kaffeeschwestern
Lachtauben, farbig, bunt, geschmückt und fett?
Sind Pfauen nicht schön, dumm und stumm wie Manche?
Und schnattern Kammerjungfern je so fließend,
Wie Gans und Ente? ist nicht auch das Schwein
Mit seinem „oui, oui, oui" Repräsentant
Der jungen Gecken, die nichts lieber, als
Französisch sprechen, ob sie's auch nicht können?
Ist nicht das Schaf mit seinem steten aa,
Ein ew'ges Aber in dem Munde führend,
Das beste Bild des dummen Widerspruchs?
Ist nicht durch Mimik und durch stummes Spiel
Der Affe rühmlichst längst bekannt; gibt's treu're
Wachsam're alte Diener, wie die Hunde?
Erscheint im Elephanten nicht die Größe?
Entschuld'gen Sie mein Selbstlob, doch ich nannte
Die Mein'gen ja zuletzt, denn wollt' ich Aller
Erwähnen, die im Thierreich für's Theater
Als tüchtig brave Mimen uns erscheinen,
Ich würde Wochen, Monde, Jahre brauchen.

Director.

Und wollet Ihr es unternehmen, dies
Erhab'ne Muster aller Erdtheater
Auf meiner Bühne hier zu bilden?

Ochſe.

Sie
Sie können es. Wer anders? Weihen Sie
Der reinen Luſt, dem höchſten Kunſtgeſchmacke
Des Publikums die beſten Kräfte; ich
Will gern und regſam ſtets Sie unterſtützen;
Sind Sie Director und ich Regiſſeur,
Erreichen wir unzweifelhaft das Ziel.
Wir ſchaffen ab, daß wir nicht mehr bedürfen —
Souffliör, Friſör, Theaterſchneider auch,
Sie ſind jetzt unnütz, fort mit ihnen, fort!
So ſteht veredelt und gereinigt bald
Der Muſentempel da, der Stolz des Volks,
Das Thier, zu ſeines Werths Gefühl erwacht,
Dankt Ihnen dann die Kunſt, den Ruhm, die Freiheit;
Die Welt, die Sie zur Glücklichſten gemacht,
Nennt dann als ihren größten Mann nur Sie.

Director.
(nach einem großen Stillſchweigen).

Ich ließ Euch bis zu Ende reden — Anders
Begreif' ich wohl, als ſonſt in Ochſenköpfen,
Malt ſich in dieſem Kopf die Welt. — Auch will
Ich, überzeugt vom Nutzen Eurer Pläne,
Euch folgen; doch, o ſagt mir, wie erlangen
Wir Bühnendichter für die neue Aere?
Wo ſind die Stücke, die wir geben können?
O ſagt!

Ochſe.

Nichts Leichteres, als dieß.

Director (in seinen Anblick verloren).

Ich habe
Solch ein geniales Thier wie Euch, noch nie
Gesehn; Ihr wißt für Alles Rath!

Ochse.

O bitte! —
Ein abgerichtetes Kanarienmännchen,
Ich kenn's genau, es übersetzt wie Wasser,
Was vor ihm kommt, aus dem Französischen;
Er würde zum Theaterdichter taugen.
Auch zu localen Possen und Vaudevillen,
Für allen Plebs in jedem Range möchte
Ein Paradiesesvogel, flink gewandt
Im Schreiben, leicht zu engagiren seyn!

Director.

Genug hiervon! Ich sehe ein, es kann,
Wie Ihr's durchdacht, uns nimmer fehlen; doch
Wir wollen morgen weiter überlegen,
Ob wir zu Neujahr schon beginnen können
Mit unsrer neuen Bühne Thätigkeit.
Ich reise auf zwei Monate in's Bad,
Seyd während deß Director!

Ochse.

Lassen Sie
Mich, wer ich bin. — Was könnt' ich Ihnen, Herr,
Denn auch bei Menschen dienen?

Director.

Trefflich ist
Bescheidenheit, doch Ihr, Ihr übertreibt sie.
Ihr seyd von heute an intim mein Freund,

Mein Auserkorner — keine Einwendung,
Ich will es haben!
(Nach einer Pauſe innig gerührt.)
Ja, ſo ſey's, Ihr ſtandet
Vor mir und habt ſo muthig frei geſprochen,
Verlangt nicht Gage auch, gebt mir die Ausſicht
Auf ſtete volle Kaſſe und die Gunſt
Des Publikums, habt wahrhaft Dank mein Beſter;
Doch bin zu ſehr ich jetzt erſchüttert, geht,
So oft und wann Ihr wollt, kommt wieder her;
O gutes Thier, Adieu!
(Er zieht eine Glocke.)

Ochſe.

Kann ich mit ſolcher
Beſeligenden Hoffnung von Euch gehn?
Ja, großer Mann, es iſt heut dieſer Tag
Der ſchönſte meines Lebens!

Director (umarmt ihn zärtlich).

Er iſt kein
Verlorner in den meinigen.
(Der Ochſe ſteht auf. Ein Bedienter tritt ein.)
Der Ochſe
Wird künftig ungemeldet vorgelaſſen.

Das Conzert eines deutſchen Improviſators.

Die Berliner Zeitungen enthielten folgende Perſifflage auf den deutſchen Improviſator Langenſchwarz.

Großes Berliner Carnevals-Conzert.

Unwiderruflich

Sonntag, den 29. Dezember werde ich, der größte Mann meines Jahrhunderts, eine

Unerhört große Akademie

im Saale der Friedrichſtädtiſchen Halle

(— In dieſer Halle kennt man die Rache nicht —)

ganz beſtimmt geben, wie ſie ſeit Erſchaffung der Welt noch nicht dageweſen iſt, und niemals wiederkommen wird.

Schnobelius

Germaniſcher Improviſator aus Kamtſchatka.

Mein liebes Jahrhundert! Nur aus dem Grunde, auch Damen anſtändiger Weiſe den Genuß einer Improviſation bieten zu können, entſchließe ich mich zu dieſer Vorſtellung, die aus folgenden Pieeen beſtehen wird.

Erſter Theil.

1) Jubel-Ouvertüre durch Carl Maria von Weber. Das Orcheſter beſteht aus 40 bis 50 wilden Thieren, als Löwen, Tigern, Leoparden ꝛc. welche von van Amburgh zu Virtuoſen abgerichtet, und die daher nicht mehr beißen.

2) Declamation, vorgetragen im jüdiſchen Dialekt und

Koſtüm durch einen 11jährigen Kamtſchadalen, für ewige Zeiten unſterblich.

3) Große Verſchweigung mehrerer aſiatiſchen Lieder.

4) Aeſculap-Walzer durch Lanner, nach welchem wegen Mangel an Raum nicht getanzt werden darf.

5) Herrliche Improviſation durch Schnobelius, welcher jedes Sonett, Ballade und Gedicht eines großen, mitzubringenden Dichters nach aufzugebenden Endreimen traveſtiren oder parodiren wird, ſo weit es edel und möglich iſt.

Zweiter Theil.

1) Ouvertüre über den alten Deſſauer Marſch, durch Fr. Schneider, ausgeführt von der civiliſirten Menagerie. Hr. Rhinozeros aus Fez und Marocco wird die Trompeten-Soli blaſen, ſein Bruder ſpricht franzöſiſch.

2) Conzert für Pianoforte mit Orcheſter, durch Kalkbrenner, vorgetragen von Hrn. Lor. (Der Seltenheit wegen.)

3) Große Arie: Ocean, du Ungeheuer, durch Madame Schnobelius.

4) Großes Katzen-Duett, mit Pianoforte-Begleitung durch Mozart oder einen andern Componiſten, der Talent hatte.

5) Einzige Improviſation durch Schnobelius; der große Mann wird darin von 8⅓ Dutzend Endreimen 50 zu einer Liebes-Erklärung und 50 zur Antwort nehmen, und durch ſeine Leiſtungen die größten Dichter verdunkeln.

6) Das Leben eines Soldaten, großes muſikaliſches Quodlibet von Norrmann, ausgeführt nach der ſchönen Methode des Chevalier de Ferrer, und

7) Weiter nichts. Anfang 7 Uhr.

Billets à einen Thlr. sind, zwar nur noch in sehr geringer Anzahl, in der Buch- und Musikalienhandlung der Hrn. Bechtold und Hartje, Jägerstraße Nro. 49, beim Kaufmann Hrn. Vetter, Königsstraße Nro. 39, und im Wiener Kaffeehause, Alexanderstraße Nro. 50, am Alexanderplatz, zu haben.

Des Schneiders Mahnung.

In einem rheinischen Lokalblatte liest man unter der Aufschrift: „Ein gewisser Schneider an einen gewissen jungen Herrn" folgende poetische Mahnung:

Vergiß mein nicht! du Jüngling, den ich meine,
Zu dem dies Liedchen spricht:
Die Kleider, die du trägst, nennst du zwar deine,
Doch zahlst du heute nicht, nenn' ich sie meine,
Bevor der Tag anbricht;
Darum vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht! du, dem ich kreditiret
Bloß auf sein schön Gesicht,
Den ich so prompt, so herrlich ausstaffiret,
Und der zum Lohne jetzt so schändlich führet
Den Schneider hinters Licht!
Vergiß, vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht, hiemit zum letzten Male
Der Schneider zu dir spricht;
Gedenke mein, beim Ball, im Schöppchensaale,
Bei Rendezvous, Conzerten — kurz, bezahle!
Sonst mahnt dich das Gericht —
Vergiß, vergiß mein nicht!

Das wohlberathene Vaterland.

(Fragment einer Vorlesung.)

„— Mit großem Mißvergnügen habe ich vernommen, daß es unter Euch meine Zuhörer, Demagogen gibt, welche neben andern bunten Reden gegen die Obrigkeit auch sogar die Behauptung wagen, „daß das Gemeinwesen des Vaterlandes nicht zum Besten berathen sey!" Wie augenscheinlich grundlos aber ist diese Beschwerde! Schauet nur um Euch und zählt, wenn Ihr könnt die Anzahl der Räthe, mit denen Euer Vaterland gesegnet ist, und Ihr werdet inne werden, daß im ganzen Alphabet, von A bis Z, vom Accise- bis zum Zoll-Rathe, nur sehr wenige, nämlich nicht mehr als zwei Buchstaben unberathen, die meisten aber nicht nur ein-, sondern drei- bis zehnfach berathen sind. Denn da gibt es:

a) Accise-, Amts-, Abtei-, Appellations-, Archiv-, Assistenz-, Admiralitäts- und Armen-Räthe;

b) Bau-, Bei-, Berg-, Ballai- und Bibliothekar-Räthe.

c) Cabinets-, Canzlei-, Caſſations-, Commiſſions-, Conſiſtorial-, Criminal-, Conferenz-, Commerzien-, Cenſur- und Collegien-Räthe;

d) Domainen-, Departements-, Deputation-, Direktorial-, Damm-, und Deich-Räthe;

e) Etats-, Educations-, Examinations- und Ehegerichts-Räthe;

f) Finanz-, Forſt- und Floß-Räthe;

g) Geheime-Räthe (deren Zahl allein Legio iſt) Gouvernements-, Gubernial-, Geſundheits-, Gerichts- und Geſtüts-Räthe.

h) Hof-, Hofgerichts-, Hofkammer- und Hofkanzlei-Räthe.

i) Juſtiz-, Intendantur-, jetzt auch Inſibulations-Räthe.

k) Kammer-, Kammergerichts-, Kirchen-, Klöſter- und Kriegs-Räthe. In Wien gab es ſeiner Zeit auch Keuſchheits-Räthe;

l) Land-, Legations- und Landes-Gerichts-Räthe;

m) Medizinal-, Miniſterial-, Münz- und Munizipal-Räthe.

n) Navigations- und Narren-Räthe (Hofnarren);

o) Oekonomie-, Ordens-, Offizials-, Ober-Landesgerichts-, Ober-Appellations-, Oberregierungs- und andere Ober-Räthe.

p) Pupillen-, Polizei- und Poſt-Räthe;

r) Rent-, Reviſions-, Rechnungs-, Regierungs-, Reichs-Hofräthe und „Räthe" par excellence;

s) Staats-, Stadt-, Steuer-, Sanitäts-, Schul-, Schatz-, Stifts- und Seehandels-Räthe;

t) Tribunal-, Tabaks-Adminiſtrations- und Titular-Räthe (welch letztere auch die meiſten der wirklichen ſind);

u) Unwirkliche und Universitäts-Räthe;
v) Verwaltungs- und Verpflegungs-Räthe;
w) Waisen-, Wirthschafts- und wirkliche Räthe,
x) und endlich Zoll-Räthe.

Von weit den mehrsten aller dieser Räthe gibt es nun aber wieder verschiedene Classen, als: Ober- und Unter-Räthe; Geheime- und Nicht-Geheime-Räthe; und unter Ersteren wieder „wirkliche", und nicht wirkliche Geheime-Räthe!

Ihr sehet also, daß im ganzen Alphabet nur die Buchstaben Q und X, denn das Y ist kein deutscher Buchstabe, (daher gute Patrioten sogar Ysop mit J schreiben) unberathene Buchstaben in Eurem Vaterlande sind. Auch für diese aber ließen sich leicht neue Titel von Räthen bilden, die Ihr der Wirklichkeit nach längst schon, und zwar in absonderlich großer Anzahl, jedoch bisher nur unter andern Raths-Titeln, besitzt, als da sind Queisch- und überhaupt Qual-Räthe, und wie viele gequälte Ehemänner wissen nicht auch von einem Xantippen-Rath zu sagen! Für das V aber wüßte ich Euch noch einen Rath zu nennen, der aber der beste von allen ist, nämlich den Vor-Rath, der heutzutage aber in eben dem Grade seltener wird, als die ungeheure Anzahl der Un-Räthe immer mehr zunimmt.

Statt also über Mangel an Rath zu klagen, dürft Ihr vielmehr Euch mit patriotischem Stolze rühmen, daß Ihr, unter allen Nationen älterer und neuerer Zeiten, die am besten berathene seyd.

Das Horn.

Von Herloßsohn.

In alten Zeiten waren die Hörner im Kriege das, was jetzt die Trompeten sind, daher das Sprüchwort: „Ins Horn stoßen.“ In der Natur werden die Hörner häufig angetroffen: es gibt Fühlhörner und viel Hörner. Mit den Fühlhörnern betasten die Insekten die Gegenstände vor sich, um sich über ihre Beschaffenheit zu unterrichten. Auch manche Menschen haben solche Fühlhörner, jedoch unsichtbare; sie rennen deßhalb so häufig mit dem Kopfe an die Wand, bloß, um sich zu orientiren. Dieser Umstand setzt auch eine tüchtige Härte des Stirnknochens voraus, und man sagt von solchen Leuten: Er hat einen harten Schädel, d. h., er handelt mit Ausdauer, Energie und Festigkeit. — Der Ochs, dieses nützliche und preiswürdige Thier, erhält seine Hörner nicht als Kalb oder Junggesell, sondern erst, wenn er Ochs wird, d. h., wenn er sich verheirathet. Auf eine bildliche Weise findet dieß auch bei den Menschen Statt, nur mit dem Unterschiede, daß bei dem wirklichen Ochsen die Hörner von selbst kommen, bei den Menschen aber dieselben Einer dem Andern aufsetzt, ja, figürlich zu reden: so setzt sie oft ein Kalb einem schon befahrten Ochsen auf. Diese Hörner haben mit dem Monde das gemein, daß sie, wie bei ihm die Finsternisse, zuwei-

len unsichtbar sind. Sind sie aber sichtbar, so hilft der Friseur die Verunstaltung verbergen.

Der Mond hat auch Hörner, nämlich im ersten und im letzten Viertel, d. h., wenn er verliebt ist und überall anrennt, und dann, wenn er schon bejahrt ist; denn seine Frau ist bekanntlich die Sonne und fast einen halben Monat geht sie allein zu Bette und läßt ihn des Nachts am Himmel spazieren und Kalender machen. Was die Frau Sonne während dieser einsamen Nächte treibt, können wir nicht verrathen; das aber ist ausgemacht, daß davon die Hörner des Mondes herrühren. Einige Naturforscher wollen behaupten, die Sonne wäre in dieser Zeit nervenschwach und reise in ein Bad, was den Mann nöthige, allein zu bleiben und nach ihr zu schmachten. Doch wollen sie Viele während dieser Zeit auf der Tagspromenade recht lebhaft, frisch und glühend gesehen haben und nur des Abends beim Schlafengehen soll sie matt und schmachtend aussehen. Während dieser Strohwittwerzeit wird dem Mond natürlich die Zeit lang, er greift zur Flasche, trinkt und wird zuweilen voll. Daher kommt der Vollmond. — Wir überlassen es dem Ermessen der geneigten Leser, ob sie die Beobachtungen nicht auch an sich oder Andern gemacht haben. Daß bei einer solchen Ehe, selbst zur Zeit der Wiedervereinigung, der Hausfriede nicht lange bestehen kann, läßt sich denken, um so mehr, da der Mond ein etwas bejahrter, kalter, steifer Mann ist (er soll früher Professor in Deutschland gewesen seyn), die Sonne dagegen eine junge, üppige, feurige Frau, die Jedem, den sie anblickt, warm macht. —

Der berühmte Naturforscher, Professor Blumenbach, behauptet: das Einhorn sey kein fabelhaftes Thier. Wenn man sich unter den Menschen etwas genauer umgesehen

hat, so wird man an dieser Versicherung nicht zweifeln. Ja, wir glauben sogar in dieser Beziehung, das Mehr- oder Vielhorn sey kein fabelhafter Mensch; denn es gibt Köpfe, die vermittelst ihrer Dichtigkeit und Härte auf allen Seiten Widerstand leisten und überall anrennen und doch fortkommen ohne Brausche und Beule. Das sind Leute, die mit ihrem Kopfe Alles durchsetzen. Ein vernünftiger Mensch, der sein Glück machen will, muß zu diesem Zwecke seinen Kopf schon etwas abhärten, z. B. bis zur mittlern Härte des Granits. Von einem solchen Manne, der öfters anrennt und doch nicht blutet, sagt man dann: Er ist nicht auf den Kopf gefallen; weil nämlich das schützende Horn jede Contusion abhält. Es ist nach dem Gesagten also unbegreiflich, wie man bisher an der Existenz der Einhörner hat zweifeln können.

Daß endlich die Ochsen, wegen ihrer Hörner, auch Hornvieh genannt werden, wird der geneigte Leser nach kurzem Nachdenken selbst ermessen.

Uebrigens wollen wir durch diese naturhistorische Abhandlung Niemandem zu nahe treten.

Aus dem Froſchmäuſeler von Rollenhagen.

Von der Mäuſe Rüſtung.

Wie nun der Kriegesrath gehalten
Von den Jungen und von den Alten,
Fingen beid' Theil an ſich zu rüſten
Auf das allerbeſt, wie ſie wüßten,
Machten ihr' Ordnung mancherlei,
Die Mäuſe waren gar hurtig dabei.
Erſtlich, wie denn die Krieger pflegen,
Sie ihren Bein'n Harniſch anlegen,
Den ſie aus friſchen Bohnen machten,
Und faſt die ganze Nacht zubrachten,
Damit die Schellen wurden hohl,
Und ſich zu'n Beinen ſchickten wohl;
Der Bruſtharniſch der war aus Rohr
Künſtlich gefaßt hinten und vor,
Und mit ein's Wieſels Haut verbunden,
Den ſie neulich hatten geſchunden,
Ihr' Schilde waren aus Horn gebiſſen,
Von ein'r alten Latern geriſſen;
Ihr' Spieß' Nadeln ſpitzig und ſchmal,
Aus dichtem Erz geſchmiedet all.

Zuletzt nahmen sie groß Nußlauben,
Und setzten sie auf für Sturmhauben.
Sie musterten auch Jedermann,
Und wer da war an Fäusten lahm,
Oder sein' Finger nicht hatt' all,
Etlich gelassen in der Fall,
Daß er kein'n Spieß wohl führen kunnt',
Dem legten sie ein Gebiß in'n Mund,
Und brauchten ihn gleichwie ein Roß,
Das war ein lächerlicher Poß.
Jedoch hat ein jedes Geschlecht
Damit sein' eigne Weis' und Recht,
Nach seines Landes Sitt' und Brauch,
Davon nachmals wird folgen auch.
Der König aber insonderheit
Hat angethan ein Wunderkleid,
Eines kohlschwarzen Maulwurfs Haut,
Dafür den Mäusen selber graut.
Der Augen Statt war Raum gezerrt,
Das Maul auch schrecklich aufgesperrt,
Daß man die weiße scharfe Zähn'
Ordentlich sah beinander stehn;
Die Handschuh waren abgeschnitten,
Die Beinlein geräumt in der Mitten,
Daß er könnt' führen Schwert und Stangen,
Den Feind erlegen oder fangen.
Von der Achsel aber zur Hand
Vom Wieselschwanz ein Ermel stand.
Der Beinharnisch war hell und klar,
Wie ein Krystall durchsichtig gar,
Von einem Federkiel gedrehet,
Mit des Maulwurfs Schuh'n unternähet;

Zu ſchürzen er ſich auch anfing
Mit einem güldnen Gürtelring,
Darin viel ſchöner Glöcklein hingen,
Die prächtig konnten einherklingen,
Darnach legt' er an das Halsband,
Darauf viel Geldes war gewandt.
Die königliche Kron' zuletzt
Er auf des Maulwurfs Haupthaar ſetzt,
Befeſtigt zur Seiten mit Heften,
Und viel güldne Nadeln mit Steften,
Damit ſie nirgend weichen kunnt',
Sie war von Gold formiret rund,
Mit zwölf geraden ſpitzen Strahlen,
Wie man die Sonn' pflegt abzumalen;
Die hatten des Königs Vorfahren,
In ein'm Aufruhr vor vielen Jahren,
Aus den Kirchenſchätzen bekommen,
Und den Götzen vom Haupt genommen.
Wie er alſo war angekleidt,
Hing er das Schwert an ſeine Seit',
War ein zweiſchneidig Federmeſſer,
Und auch nirgend zu finden beſſer,
Das Heft von weißem Elfenbein,
Die Scheide zierlich auch und fein,
Aber nach der Klinge gebogen,
Mit Gold und Seiden überzogen
Von Jungfrauen die ihren Lieben
Geruchblümlein zierlich drein ſchieben,
Ja auch Zettel darinnen ſtecken,
Der Knaben Lieb' damit zu wecken.
Zudem er an den Arm zu link
Von Erz gemachten Schild aufhing,

Am Rand die Mäuſ' die Katz anbinden,
Sie erbärmlich und kläglich ſchinden.
In der Mitt ſtund ein' Fledermaus,
Breitet Flügel und Klauen aus,
Hatt' drei Köpf' und ein'n Katzenſchwanz,
Die Farb' war ſchwarz, die Ohren glanz,
Welch's der Mäuſe Reichswappen war,
Darunter ſtand ein Reimlein klar:
„Ein'n kleinen Feind laß unveracht't,
Denn wenn du ſchläfſt, ſo hält er Wacht."
Mit dieſer Rüſtung, Schild und Schwerd,
Sprang er gleich's Fußes auf ſein Pferd,
Und nahm den Spieß von dem Trabant
Großmüthig in die rechte Hand,
Und warf ſein Pferd künſtlich herum,
Zur Rechten, Linken, queer und krumm,
Und ſprach: Das walt' der liebe Gott,
Helf' mir rächen mein's Sohnes Tod!
Sein Pferd aber war ſtark und geſchwind,
Wie man die Ackermäuſe findt,
Beinah an der Hausratzen Stand,
Und ward eine Mühlmaus genannt;
Es war auch auf beſonder' Art
Mit einer Wieſelshaut verwahrt,
Die war mit Spangen ſo beſetzt,
Daß es drunter blieb unverletzt.
Die andern Fürſten, Grafen, Herrn,
So dem König zogen zu Ehr'n,
Hatten ſich nicht minder gerüſt't,
So gut als jeder konnt' und wußt,
Wär' hier viel zu lang zu beſchreiben,
Wir laſſen's d.r Kürz' halber bleiben.

Von der Mäuſe Schlachtordnung und Rath.

Darauf ſo ward fleißig bedacht,
Wie man mit Rath die Ordnung macht.
Vom Berg herab den Vortrab haben
Sollt mit den muth'gen Schweizerknaben,
Der Hauptmann über die Landsknecht',
Milchrahmlecker mit allem Recht.
Herr Stölzer das Hauptfähnlein führt,
Und ſchwang's herum, wie ſich's gebührt;
Es war aber im grünen Feld
Ein Milchkübel-Wappen geſtellt,
Und darüber drei weiße Käs,
Der Reim: **In hoc signo vinces.**
Es war aber alſo gemeint,
Daß die Schützen reizten den Feind,
Von der See aufbrächen gar weit,
Und darnach ſich theilten zur Seit',
Daß der König durch ihre Mitt'
Unverſehens nehm' den Antritt,
Die Feind' dann mächtiglich angriff,
And mit ihnen bergunter lief.
Darum folget nach dem Anzug
Mit ſchwarzen Reutern Fürſt Forklug;
Und der König in der Perſon,
Des Reichs Fahn' mit der güldnen Kron,
Und dreiköpfigen Fledermaus
Ward geführet weit oben aus,
Vor des Königs tapfrer Leibgard,
Darauf folget die deutſche Art,
Der brunſchwigiſchen Hofleut',
Die war'n vertröſt't auf reiche Beut',

Ihr Oberſter, Fürſt Reismehlſack,
Gedeucht ihm ein guter Fürſchlag,
Ein' Semmel, Knackwurſt und ein' Kann'
Hatten ſie gemalt in der Fahn',
Der Reim: „Nach einem guten Trunk
Wagt mancher Held ein'n hohen Sprung."

Herzog Würſtlieb war im Nachtrab,
Führt die Pommern zur Seiten ab,
Mit Fürſt Schinkenfraßens Beiſtand,
Und vielen Andern ungenannt,
Mit Schluckbruder, der kühnen Maus,
Und ihrem Fähnrich dem Saufaus.
Auch Herr Moſtwein mit ſeinen Knaben,
Sahen ſo freundlich, wie die Raben,
Ihr Wappen war ein Birkenmeier,
Ein Schinken und neun Oſtereier.
Der Reim aber: „Was Hirſch, was Hinde,
Man ehr' die Sau mit ihrem Kinde."

Die Deutſchen hielten ſich zur Recht',
Zur Linken franzöſiſche Knecht',
Drei Ilgen war'n im Fähnlein,
Dabei ein Hahn und dieſer Reim:
„Zwei Ding' prangen fröhlich herein,
Die Ilg' am Waſſer, der Mann beim Wein."

Vornehmlich ging ein großer Mann
Unter den Deutſchen vornen an,
War Beishart der Mäuſ' Herkules,
Drum ich ſeiner ungern vergeß'.
Sein' Sturmhaub' war ein' Hirſchgeſtalt,
Die er denn zuvor mit Gewalt

Ein'm Schröter von dem Kopf gerissen,
Das G'hirn inwendig ausgebissen,
Und die Hörner stehen lassen,
Stand gar erschrecklich übermassen;
Am Leib trug er ein weiß Hermlein,
Mit einem schwarzen Schwänzelein,
Und von ein'm Hasenbein ein' Keul',
Gleich als ein' marmelsteinen' Säul'.

Brockenfraß war auch seines Gleichen,
Der keinem Maulwurf wollt' entweichen:
Er hatt' die ganze Nacht gesessen,
Und einen Beutel durchgefressen,
Und den zum Harnisch angethan.
Der Kopf mußt' zum Boden aus stahn,
Die Händ' durch beide Seiten griffen,
Daß die Mäus' selber vor ihm liefen.
Dem folgt Stückeldieb ihr Gesell,
War nicht allein an Füßen schnell,
Sondern so stark an beiden Händen,
Daß er sich brach durch alle Wände;
Hat über'm Hals bis zum Ellbogen
Ein rauches Schweinsohr angezogen,
Und auf dem Haupt ein'n Schuh vom Schwein,
Unter dem Hals verbunden fein;
Der wollt' ganz unbewehret gehen,
Mit bloßer Faust den Feind bestehen.

Zu aller Seit' im Hinterhalt
Waren die Wahlen all bestallt,
Führten im Zähnlein einen Kranz,
Als die Mägdlein brauchen am Tanz;

In der Mitt' ein Herz mit Ohren,
Als an Kappen tragen die Thoren.
Der Reim: „Um schöner Mägdlein Kranz
Mein Herz im Scherz wagt eine Schanz."
So zogen sie nach einander an,
Mehr denn zehnhundert tausend Mann.
(Schluß folgt.)

Anekdoten.

Milton heirathete, nachdem er blind geworden, ein streitsüchtiges Frauenzimmer. Einer seiner Freunde nannte dessen Frau eine Rose. Ueber Farben kann ich nicht urtheilen, sagte Milton, aber Sie können Recht haben, denn die Dornen fühle ich täglich.

Triftiger Grund einer Einladungsablehnung.

A. Kommen Sie heute mit mir ins Theater, wo „die eifersüchtige Frau" gespielt wird.

B. (seufzend): Unnöthig! ich hab' das Original daheim.

Aus dem wiederaufgelebten Eipeldauer.

(Jahrgang 1800.)

(Fortsetzung.)

Herzallerliebster Herr Vetter!

Der Herr Vetter wird ja von der Krankheit ghört habn, die uns schon vor vielen Jahren hamgsucht hat, und die s' d' Influenza genennt habn? Nu: Die saubere Influenza hat uns jetzt wieder ein B'such gmacht: aber desmal sind die glehrten Herrn noch nicht einig drüber, woher der Teufel die Krankheit zu uns gführt hat. Sie wissen bis jetzt auch noch kein Mittel dawider; wenn s' aber einmal von sich selbst wird aufghört habn, so werden s' uns schon sagen, was dafür gholfen hätt.

Bei Einigen hat sich d' Influenza ins Gnack gsetzt, bei den andern in d' Augen, bei den meisten hat sie sich aber in Hals und auf der Brust einloschirt. Ich hab mein Lebtag nicht so viel rinnende Augen gsehn, und so viel zsamm husten ghört, als jetzt.

Da bin ich wo in ein Theater gwesen; den Namen von Stuck hab ich vergessen, und da müssen auch ein Menge Zuschauer d' Influenza ghabt habn; denn es ist schrecklich zsamm ghust worden. Wenn sie's mit Fleiß thun hätten, so hätt's nicht ärger seyn können, und da hab ich von den Schönheiten gar nichts verstehen können, die in

Stuck seyn sollen. Zum Glück hab ichs gleich beim ersten Auftritt errathen, wie's ausgehn wird, sonst hätt ich mein Geld umsonst ausgebn. Einige müssen aber d' Influenza gar in den Augn ghabt habn; denn ich hab ein Menge gsehn, die eingschlafen sind.

Bei mir hat die saubre Influenza ihr Absteigquatir auf der Lumpel gnommen; weil ich aber kein Stadtnatur hab, so mach ich mir nicht viel draus, und lauf brav in der freien Luft herum, und da kann ich den Herrn Vetter schon wieder einige Stückl aus der liebn Wienstadt erzähln.

Da hab ich die Täg ein paar Menscher gsehn, die dein Jahn für ihre Herrn 's Essen gholt habn. Damit sich der Herr aber an der Suppen 's Maul nicht verbrennt, so sind s' ein Viertelstund mit 'n Eßkorb untern Thor stehn bliebn, und habn miteinander plaudert.

„Hat d' Mamsell Nanerl d' Predigt nicht ghört, die der Franziskaner gestern ghalten hat?"

„Na!" hat d' Mamsell Nanerl gsagt. „Ich bin gestern beim Schikaneder in Theater gwesen. Was hat er denn predigt?"

„O je," hat d' andre gsagt, „wenn's d' Mamsell Nanerl ghört hätt. Ich hab glaubt, ich muß'n Prediger d' Augn auskratzen. — Gegn uns Dienstbothen hat er predigt. — Ich kann der Mamsell Nanerl 's lose Maul gar nicht beschreibn, das er ghabt hat. — Er hat gsagt, wir hätten gar kein Religion mehr — Freche Putzdocken hat er uns gnennt, und verliebte Schlampsäck, und sogar Diebinnen, und daß wir zum Teufel fahrn werden, hat er gesagt, wenn wir uns nicht bessern werden."

„Schau, schau! hat d' Mamsell Nanerl gsagt, und hat'n Eßkorb herumgschnellt, der Kapuziner hat neulich d' nämliche Predig ghalten. — Ich glaub gar, die saubern

Herrn habn ſich unter einander abgredt. Aber laſſen wir ſ' ihr Maul ausleeren. — Machs d' Mamſel Sopherl wie ich. — Ich geh jetzt in kein Predig mehr — und da mögn ſ' ſchreyn, ſo viel ſ' wolln."

Nu, wie gfallt den Herrn Vettern das Stückl? Jetzt wird's der Herr Vetter doch bald glaubn, daß unſre weiblichen Dienſtboten nimmer viel nutz ſind.

Weil ich gar ſo viel von den franzöſiſchen Traktör erzähln ghört hab, ſo bin ich auch hingangen, und hab ſchaun wolln, wie mein deutſchen Magn d' franzöſiſche Koſt anſchlagt. Ich hab mir alſo ein franzöſiſche Suppen gebn laſſen; da hab ich aber eine Menge deutſche Kräutl drin gfunden.

Hernach hab ich mir ein Böflamot gebn laſſen, und das hätt ich für ein Polniſches Ochſenfleiſch ghalten, wenn ſ' mirs nicht gſagt hätten, daß 's ein Böflamot iſt. Drauf habn ſ' mir ein Rakuh und ein Frikanto bracht, und die hab ich in meiner Einfalt für ein Eingmachts und für kälberne Schnitzl angſehn. Ein Komplot habn ſ' mir auch antragn; weil ich aber kein Freund von Komplot bin, ſo hab ich dafür ein franzöſiſchen Torte begehrt, und die hätt ich für ein Linzertorten geſſen, wenn ſ' mirs halt nicht gſagt hätten, daß 's ein franzöſiſche Torten iſt; der Wein kann aber unmöglich ein franzöſiſcher Wein gweſen ſeyn; denn er iſt ſo ſauer gweſen, wie unſern Wirthen ihr Sechzehner.

Aber die curioſen Köpf hätt der Herr Vetter erſt ſehen ſolln, die ich dort antroffen hab. Der Herr Vetter hätt ſich gſchreckt davor. Da iſt ein Herr neben mir gſeſſen, und der hat ſeinen ſchwarzen Kopf ganz abgſchert ghabt, und den hab ich anfänglich für einen jungen Novizen ghalten, der ausn Kloſter davon gloffen iſt; aber auf d'letzt

hab ich gar glaubt, daß er unter 's Affengschlecht ghört, denn er hat sein Rüssel in d' Suppenschaln hineingsteckt, und has d' Nudeln heraus gfürfelt, und 's Rindfleisch und 's Brail hat er, wie d' Affen, mitn Händen zrissen.

Hernach sind ein Paar andere Herrn in schwarzen Glüstln kommen, die ihnen nur bis aufn halbn Hintern gangn sind, und die gstutzten Haar sind ihnen aufn Kopf in d' Höh gstanden, wie der Sau die Borsten. Die habn sich, wie ein Paar rechte Laschilimmeln aufn Stuhl hingworfen, und habn kein Menschen grüßt. Herr Vetter, ich hab glaubt, ich sitz unter lauter Waldteufeln; weil s' aber einander Scher Baron gheissen habn, so hab ich erst gsehn, daß ich unter gnädigen Herrn bin. —

Aber sikrament! über die gnädigen Herrn Waldteufel hätt ich bald die wichtigste Neuigkeit vergessen. Juhe! Herr Vetter, unsrer tapfrer Prinz Karl ist vorgestern in der Wienstadt ankommen. Ich kann den Herrn Vettern das Jubelgeschrei gar nicht bschreibn. Noch jetzt steht der Burgplatz voller Menschen, und ein jeder will den Helden sehn. — — — — — — — — — — — — — — —

Weil jetzt d' heilige Charwochen ist, so wird meine Frau Gmahlin jetzt auch andächtig, und fahrt öfters mit den Fräule Mahmen auf Hernals spaziren, und bis s' wieder einen guten Freund findt, thut s' mir d' Ehr an, und nimmt mich in Wagn mit.

An letzten Palmsonntag hat s' mich in d' Schöpfung mit gnommen, und da hat s' mir wirklich ein großn Gfalln than; denn die schöne Musik könnt ich noch zwanzgmal hören. Da hab ich aber auf d'Nacht in ein Wirthshaus ein Paar Verwalter mit ihren gstrengen Fraun von Land antroffen; den muß aber d'schöne Cantati nicht so gut gfalln habn wie mir.

„Jetzt laßts mich aus mit eurer Schöpfung, hat der eine gesagt. Wenn ich das gewußt hätt, so wär ich daham blieben, und hätt brandelt dafür.“ —

Ei, mich kriegn s' auch nimmer, hat der andre gsagt. Mir steckt der Uriel noch in Magen. He! Kellner ein Maßl Erlauer! damit ich ihn heraus bring.

Ueber den Einfall habn die gstrengen Fraun z' lachen angfangen, daß ihnen d' Wampen gwackelt hat. Endlich hat die eine gfragt, wie denn der Herr heißt, der die Cantati gmacht hat. Ich weiß nicht recht, hat d'andre gesagt; aber so viel ich mich bsinn, so hat er so was von ein Türken oder Haiden in sein Nahm.

Von ein Baurn und ein Soldaten erzähln s' jetzt ein lustigs Stückl, das den Herrn Vettern vielleicht gfalln wird. Da hat ein Baur, der von Natur ein wenig ein Grobian ist, ein fremden Soldaten ins Quatier kriegt, der auch nicht gar höflich war. Der Soldat hat also z' essen begehrt, und da hat ihm der Baur Knödeln und ein gselchts Fleisch aufn Tisch gsetzt. Der Soldat hat aber 's Fleisch gnommen, und hat's zum Fenster hinaus gschmissen. Paf! nimmt der Baur d' Knödeln, und wirft s' auch nach.

Jetzt hat der Soldat z' fluchen angfangen, und hat mitn Sabel droht; der Baur hat sich aber nicht schrecken lassen, und hat ganz trocken gsagt: Wo 's Fleisch ist, dort müssen d' Knödln auch seyn.

Die spaßige Antwort hat den Soldaten noch zorniger gmacht: er hat also noch einmal Knödln begehrt, und wie ihm s' der Baur bracht hat, so hat der Soldat sein bloßen Sabel aufn Tisch zu'n Knödeln hinglegt. Wie der Baur das gsehn hat, so hat er sein Mistgabel gholt, und hat s' auch neben den Sabel aufn Tisch hinglegt. Jetzt hat der Soldat noch mehr gflucht; der Baur hat aber gflenscht, und

hat gſagt: Ich habs ja mein Lebtag ghört, daß Meſſer und Gabel beiſamm ſeyn müſſen. Ueber den narriſchen Einfall iſt den Soldaten der Zorn vergangen, und da ſolln ſ' beide erſt recht gut Freund worden ſeyn.

Wunder ſich der Herr Vetter nur nicht, wenn ich den Herrn Vettern ſo lang nicht gſchriebn hab. Es iſt nicht aus Faulheit gſchehn; ſondern ich hab vor lauter Studirn kein Zeit ghabt.

Ich verleg mich jetzt aufs Studi von der Thierſprach, und da hab ichs ſchon weit mächtig bracht drin. Ich verſteh jetzt ſchon alle Katzen, Ratzen, Mäus, Vögel, Küh, Ochſen, und ſogar unſre Eſeln, und ſie verſtehn mich wieder.

Geſtern hab ich mit meiner Frau Gmahlin ihrn Mopſerl ein halbe Stund diskurirt, und da hab ich erſt Alles erfahrn, was zwiſchen meiner Frau Gmahlin und ihrn guten Freunden Alles vorgangen iſt; und jetzt thut mir freilich der Kopf ein Bißl weh.

Hernach hat mir 's ein Laus entdeckt, mit was für ein großen Plan ein gwiſſer weiſer Herr jetzt umgeht, und ein kleiner Pumerl hat mirs anvertraut, daß ſein Herr nie einſchlafen kann, wenn ihm die Katherl 's Bett nicht eher zudeckt. Von ein Floh hab ich alle Gheimniß einer jungen Tanzerin erfahrn, und aus ein Papperl hab ich's herausglockt, wo ſein gnädige Frau ihre zſammgſcharrten Dukaten verſteckt hat.

Ein Kanarivogel hat mirs erzählt, wie ſich d' Frau v. * * * unterhalt, wenn ihr Herr in der Kanzlei iſt. Von ein Stallpumerl habs ichs herausbracht, wie viel Metzen Habern der Leibkutſcher von der Grafin * * * alle Monat an d' Fiaker verkauft. Seit dem ich mit 'n großen Pudel von ein berühmten Damenfriſör diskurirt hab, weiß ichs jetzt auch, woher er ſein brülliantenen Ring hat.

Den Herrn Vettern wird das unglaublich vorkommen; aber der Herr Vetter hat halt die wunderschöne Gramär von der Thiersprach nicht gelesen, sonst müßts der Herr Vetter ja wissen, daß die Thiersprach, so wie die unsrige, ihre Vokali und Consonanti hat.

Ich will den Herrn Vettern nur einige Sylbn anführn, und wenn der Herr Vetter anders kein Strohkopf ist, so wird der Herr Vetter die Thier gwiß bald so gut verstehn lernen wie ich.

Bein Gasbock hört der Vetter das mek — mer.
Bein Kanarivogel: fi — il — fis.
Bein Esel: io —
Bei der Gans: aa — schi — schnat.
Bein Hahn: kok — kok — ki — krik — kiri — ki —
Bei der Henn: ka — kra — ki.
Bein Hund: paf — pif — bof — bau — knur.
Bei der Katz: miau — fiau — sch — be —
Bei der Kuh: mu — ua.
Bein Ochsen: bu.
Bein Schaf: be — bee — me.
Bei der Sau: eh — ui —
Bein Pferd: hi — hih.

Und so gehts durch die Bank; und wenn der Herr Vetter einmal die Sylbn versteht, so lernt der Herr Vetter auch bald die ganze Thiersprach kennen.

Exempli grazi! die Katz sagt in Marzi: Miau — fiau — miau — miau: so heißt das in unsrer Sprach: vertragts euch — ich bitt — daß ja meintwegn kein Blut vergossen wird. Sagt d'Katz aber: Br — Br — fiau — fiau — mr — mr — mr — mr — so ist das so viel als: guter, schöner Kater — wie gern hab ich dich.

Sagt's Herrn Vettern sein Stallpumerl: paf — paf —

paf, ſo iſts ſo viel als: willkomm! es freut mich den Herrn Vettern z'ſehn.

Sagt er aber: paf — paf — knur paf, paf — knur — knur, paf — pif, ſo nennt er den Herrn Vettern ein H—t, ein Herrn; und ſchlagt ihn der Herr Vetter dann mit Stock hinauf, ſo ſagt er au — au — au, und das heißt ſo viel als: o weh — o weh.

Ich bitt den Herrn Vettern um Alls in der Welt, verleg ſich der Herr Vetter auf die Thierſprach. Für ein Landwirthſchaft iſt das ein gar guts Ding. Da därf der Herr Vetter nur 's rothe Watzenwürmel fragn, wo 's herkommt? und da kann der Herr Vetter gleich den Watzenbrand vorbeugn. Die Maus wird den Herrn Vettern ſagn, wer 'n Haber und 's Getrad ſtiehlt, und von der Kreuzſpinnerin kanns der Herr Vetter erfahrn, obs 's Herrn Vettern ſeine Dirn fleißig gſponnen habn. Der Herr Vetter kann auch d' ſchönſte Unterhaltung habn; denn wenn der Frau Mahm bein Tiſch d' Plappermühl ſtill ſteht, ſo kann der Herr Vetter d' Hund und Katzen und den Mühleſel zum Tiſch kommen laſſen, und kann mit ihnen diskuriren.

Ich für meinen Theil bin jetzt ſchon ein ganzer Maſter in der Thierſprach. Ich arbeit jetzt ſchon ſogar an einer pulitiſchen Zeitung für die Thier, und vielleicht gib ich noch gar ein gelehrte Zeitung für ſie heraus. O je, da wird der Herr Vetter ein Freud habn, wenn des Herrn Vettern ſein Mühleſel die Zeitung leſen wird, und wenn der Herr Vetter einen aufgeklärten Eſel kriegt.

Ich möcht den Herrn Vettern gern noch mehr ſchreiben; aber ich bin bei einer gnädigen Frau auf ein Diskurs mit ihrn Boloneſerhunderl eingladen.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Fiſcharts Gargantua.

Wie Pantagruel einem Hamburger begegnete, der Hochdeutſch ſprach und ein ſchöner Geiſt war.

(Schluß.)

Eines Tages, ich weiß nicht mehr wann, ging Pantagruel mit ſeinen Freunden nach dem Abendeſſen vor dem Thore ſpazieren, und begegnete einem Manne, der in ſeinem ganzen Aeußern das Gepräge des Sonderbaren trug. Er grüßte und fragte ihn freundlich: Woher kommen Sie, mein Herr? — „Von der breitweitſtrömendenelbebeherrſchenden Burg des Ham.“ — Was ſoll das bedeuten? wandte ſich Pantagruel fragend zu einem ſeiner Begleiter. Wahrſcheinlich Hamburg, antwortete dieſer. Sie kommen alſo von Hamburg? Sie ſcheinen mir noch jung. Vielleicht haben Sie dort das Gymnaſium frequentirt? — „Ja, ich diene den honigſeimſüßereredeträufelnden kegelzahlhaltenden Jungfrau'n, und nenne mich des waldgebüſchbedämmernden pindusumflügelnden Pegaſus ſchenkelgroßallmächtigen hahngleichſporntragenden Reiter. Nun wandert, des roßbachgrundaufbauchhinabſchlürfenden Trägers vergeſſend, der foibosähnliche Reiter mit ſtaubwolkeſpitzbergiſchumnachteten Füßen durch der legionenprezelähnlichzertrümmernden Germanen weithinaufhinabverbreitete Lande. Alle foibosapollonsfichfreuende Männer, und alle der honigſeimſüßereredeträufelnden Jungfraun ſich labende

Weiber begrüße ich, ihnen anbietend mein hochgefeiertes Werk von gesichtabschattenden Conterfeyen der edelsten elbedonaurheinoderweseranwohnenden Männer zur geldvorausbezahlenden Unterzeichnung. Aus deiner schwibbogenähnlichsichkrümmenden weltentragenden Gesichtsanhöhe, aus deinen himmelstrahlenden kastorundpolüdeukäsverdunkelnden Seelenplaneten, edler Katte, Cherusker, Sueve, oder wie sonst du dich nennest, sehe ich, daß in meinem ewigzufeiernden Werke du vor tausendmaltausend Myriaden das Bürgerrecht verdienst. So du nur, edler Germane, der flammenfarbigen krausumränderten Belgier Zween aus dem tartarustiefen Schacht deiner gold und silberschwangern Crumene hervorförderst; so wird, ich hör' es, meine hainumwölkenhelikontretende Muse den bodendachlosen Urraum mit karthaunendonnervernichtenden Tönen ihrer Leier füllen, die deinen Namen verkünden an den ätherumströmten Gestaden der Jungfrau und der Plejaden." — Alle Teufel, schrie Pantagruel, bist du ein schöner Geist? — Foibos Apollon bewahre! Des wogenumrauschtendelosgebornen Lätoiden lorbeerumbufteter Liebling, ich, be . . . ." Was plaudert der Narr? rief der Prinz noch einmal. Ich glaube, er ist ein Doktor Faust, und will uns bezaubern. — Nein, sagte einer der andern Herren, es ist nichts als ein Genie einer gewissen jetzt schon seinern Klasse, die den großen Klopstock zu erreichen glaubt, wenn sie klafterlange Worte um zollange Gedanken schmiedet. — „Ist es wahr?" rief Pantagruel erhitzt. „Der allgewaltige Delosgeborne fernhertreffende Foibos lähme die natterntodesgiftverströmende Zunge des afterredenden Buben! Germaniens Sprache zu veredeln sinn' ich, sie nachbildend der Rede weisheitgetränkter Hellenen." — Nun, bei Gott, polterte Pantagruel, ich will dich sprechen lehren. Wer bist du? Wie

heißt du? Woher kommst du? — Mein am schneebegiebelten Parnassos hochgefeierter Name ist Töpfer et compagnie; die Quelle meiner Ahnen aus regenwolkgrauer Vorzeit entsprang im Lande der Angeln; ich . . . — Oho; du bist ein Niedersachse; das ist Alles! Und willst hier auf der Landstraße klopstockisiren? Nun dann, warte! Du würgst die Sprache; und ich will dir die ellenlangen Bandwürmer aus der Kehle herauswürgen. — Sprach's, und er griff mit gewaltiger Rechte die Gurgel des Fremdlings: lautaufwinselt der Thor und flehet Apollon um Hülfe:

Helpt mi! o Jemine! jü geben Lüde, o helpt mi!
O dreih mi den Hals nich om! Ick will't nich mehr dohn!

Siehst du? Nun sprichst du natürlich; laufe! Der Laffe stinkt, wie lauter Eigenlob.

Der arme unglückliche Angelsachse hatte vor Angst..... Genug, seine Hosen waren für eine Zeitlang unbrauchbar; und der Schreck war ihm so tief in das Gedächtniß gefahren, daß er noch Jahrelang nachher zuweilen mit einem Angstgeschrei auffuhr, als säße ihm Pantagruel an der Kehle.

Aus diesem Kapitel, frommer Leser, ziehe die Nutzanwendung, daß es sich gezieme, wie dieß auch schon Aulus Gellius behauptet, dem herrschenden Sprachgebrauche zu folgen. Ueberflüssige Beiwörter, verschrobene Perioden, und parforce gejagte Worte muß man vermeiden, sagte Cäsar Octavianus Augustus, wie vorsichtige Steuerleute Klippen und Sandbänke umschiffen.

Gedanken über einen Quirl.

Fruchtbarer Zweig der mütterlichen Erde, fleißiger Quirl, sey du der Gegenstand dieser ernsten Betrachtung! Du gehörst eben so gut in die Reihe der Dinge, als der geringste Mensch zu den Menschen gehört, die ihn nicht kennen und nicht achten. Die gute Mutter Erde, nährte und pflegte dich, da du noch in ihrem Schooß als Keim lagst, und da du als Kind hervorgingst, und deine Arme ausstrecktest, mit eben der Liebe und Sorgfalt, mit der sie Alles, was aus ihrem Schooße hervorgeht, nährt und pflegt. Dein Stamm hatte dich lieb, und hätte dich gegen keinen Oehlzweig dahingegeben.

So liebt jede, auch die ärmste Mutter ihr eignes armes Kind, das sie vielleicht kaum ernähren kann, über Alles, und würde es gegen ein Königs-Kind nicht vertauschen.

Du warst ein Zweig voll gesunder, herrlicher Anlagen! In einem schönen Kreis' um dich her, schienen deine Abkömmlinge sich verbreiten, schienen künftig in voller Kraft sich erheben, und Schatten geben zu wollen; aber du wardst gleich in der Kindheit hart behandelt, abgeschnitten von deinem Stamme mit allen deinen Sprößlingen und schönen Anlagen, und wardst zu einem armseligen Quirl erniedrigt.

Es geht manchem armen Menschen gerade so, wie dir!

Er hatte oft die schönsten Anlagen, Kräfte in sich zu einem großen, Schutz und Schirm verleihendem Manne; aber man achtete nicht darauf, weil er unter dem großen Haufen aufwuchs. Sein Schicksal wollte, er sollte nur ein Quirl werden, weil in der Welt eben so gut Quirle als Scepter seyn müssen.

Wie regelmäßig und kunstvoll dein Bau ist, du kleiner Quirl! Wie deine Arme frei und gleichmäßig hervorgehn!

Ich betrachte dich darum so genau, weil es vielen großen, hoffärtigen Menschen, die den armen Mann wie einen armen Hund, und noch weniger halten, noch gar nicht eingefallen seyn mag, daß die armen Menschen ebenso große Kunststücke der Natur als sie selbst, und oft noch viel schöner und regelmäßiger von innen und außen gebaut sind.

Ein Quirl ist dazu da, sich immer umher wirbeln, und umher drehen und treiben zu lassen, keine bleibende Stelle zu haben, von einer Hand in die andere zu gehen, mit seinen Händen und Armen und Füßen zu arbeiten so rasch er kann. Durch ihn wird Alles durcheinander gebracht und gemischt, und zu einer Masse gemacht, und wenn er hundert Hände hätte, man gäb' ihm zu thun.

Ei du bist, du guter Quirl, ja wohl recht das Bild der armen Leute, die nie still stehen dürfen, immer mit Händen und Füßen arbeiten müssen, und die nicht Arme und Hände genug haben, um Alles, was man ihnen aufträgt, verrichten zu können, die oft seufzen: wenn man doch nur hundert Hände hätte! Setzt lieber noch hinzu: auch hundert Rücken, damit man euch noch mehr aufbürden könnte. Es ist wohl wahr! durch die armen Leute wird, wie durch die Quirle, Alles erst recht durcheinandergebracht, und die vielen Theile recht untereinander geschüttelt und gemischt, daß sie ein Ganzes ausmachen. Einer

braucht den Andern, der Reiche den Armen, durch die armen Leute hängt eigentlich die Welt zusammen, die bearbeiten Alles, die bringen Alles mit einander in Verbindung. Die bringen die nöthige Mischung erst zu Stande.

Wenn ihr armen Menschen aber so nützlich für's Ganze seyd, so sollte man euch doch auch in eurer Würde lassen, und euch nicht so mißhandeln und verachten; so sollte man mit dem zufrieden seyn, was ihr mit euren zwei gesunden, fleißigen Armen und Händen arbeiten könnt, und euch nicht mehr zumuthen, als eure Kräfte vermögen, euch nicht wie Quirle betrachten, die mehrere Arme haben.

Auch von den Quirlen verlangt man zu viel; sie kämen mit zwei Armen, die schnell arbeiten, auch zurecht; aber der bequeme Mensch hat nie genug, er verstümmelte lieber den schönsten Zweig. So ward schon mancher arme Mensch verstümmelt und verwahrlost, weil man ihm mehr zu arbeiten gab, als seine Kräfte vermochten, und man versündigte sich schwer an der Menschheit.

Hin und wieder ist schon ein Befehl ergangen, daß keine fruchtbaren Zweige mehr zu Quirlen verstümmelt werden sollen, weil dieß den Bäumen gerade die besten Zweige raubt, die künftig ganze Familien hätten wärmen und pflegen, und vor der Winterkälte hätten schützen können, und so die Quirle an der Holztheurung und selbst am Holzmangel mit Schuld werden.

So ist's auch oft schon befohlen, daß man die armen Arbeiter nicht so mißbrauchen, und mehr von ihnen fordern solle, als ihre körperlichen Kräfte zulassen, weil man sonst der Arbeit ihre besten Stützen nehme, die, wenn eine größere Last, als sie tragen können, auf ihnen liegt, zerbrechen und einsinken.

Aber wie lange wirken Befehle! Der Spott, den zu-

weilen wohl Recht haben mag, meint: die großen Eichen und Tannen, die in aller Stille für den Unterschleif der Forst-Aufseher umgehauen werden, und die Verschwendung gestrenger Forstherren, die zu viel Holz schlagen, und zu wenig anpflanzen, versteckten sich hinter die Quirle, und die kleinen Diebe hinge man, und die großen ließe man laufen.

Eins mag wahr seyn, aber das Andere ist auch wahr. Nicht bloß die Armuth und der Druck des Schicksals, verstümmeln die armen Menschen, und nehmen ihnen schon früh alle Kraft, nützlicher zu werden, und allen Muth sich auszubilden, sondern mehr noch die Ungerechtigkeit der harten, und die Ueppigkeit der bequemen Menschen, die dem Armen stets alle Hände voll zu thun geben, ihn nicht aufkommen lassen, und ihm so viel Last auflegen, daß er nicht mehr gerade gehen kann.

Wehe den armen Leuten, die stets wie Quirle gebraucht, und schon früh verstümmelt und von dem Stamme getrennt wurden, an dem sie hätten grünen und blühen, und Früchte tragen können; ich denke hier vorzüglich an die hoffnungsvollen Kinder, die ihre Eltern früh verloren, und sich nun in der Welt unter andern Leuten, die ihrer nicht achten, und ihren Körper durch zu harte ihnen aufgelegte Arbeit verwahrlosen, umhertreiben müssen, keine bleibende Stelle haben, und sich von einem Jeden herumhudeln lassen müssen.

Mir blutet das Herz, wenn ich an diese armen, gemißbrauchten Zweige denke.

Gottlob, daß ich nicht so ein armer, verwahrloseter Quirl bin! Ich bin wohl auch ein Untergebner, aber ich wollte den sehen, der mich herumhudeln, und wie einen Quirl brauchen wollte.

Curiosa.

Ein Verfertiger musikalischer Werkzeuge ließ an sein Aushängeschild schreiben: Musikalischer blasender hölzerner Instrumentmacher N. N.

An dem Schilde eines Verfertigers von Augengläsern hieß es: Optischer Kunstfabrikant.

An dem Schilde eines Drechslers: Allhiesiger Drechslermeister N. N.

An dem Schilde eines Verkäufers getrocknetes Obstes: Dürrer Obsthändler.

An dem Schilde eines Kaufmanns: Extrafeine, drei- und vierdrähtige, baumwollene Strumpffabrik, desgleichen, N. N. Langer Waarenhändler, — Antiquarhandlung.

An einem Hause zu Straford: „Hier wohnte Shakespeare, und hier sind Pferde zu vermiethen.

Ein Haus hatte zum Schilde: „die heiligen drei Könige.“ Einer dieser Bildkönige war endlich vom Wetter weggewaschen worden, und nur die zwei andern waren noch kennbar. Dieß meldete der Hausknecht dem Herrn, mit der Bitte, einen dritten König dem Bilde wieder anmalen zu lassen. Er aber, ein Kargling, entschuldigte sich der Kosten wegen, und sagte, er möge bestellen, daß die Unterschrift also gefertigt werde:

„Zu den zwei heiligen drei Königen!“

Bittliche Vorstellung, eingereicht bei der Königl. preuß. Oberbehörde der Feldverpflegungsangelegenheiten:

Allergetreuester, Alleruntherthänigster König,

Allergetreuester König und Herr Herr!

Eur. Königl. Majestät müssen wissen, daß ich, als ich im J. Adjunx gewesen war bei die Verpflegung von des Hochlöbl. Magazin in Merseburg, die Franzosen kamen. Ehe sie aber kamen, kam ein Courier von des Marschall Lefebvre in Merseburg geritten, der bei dem Bürgermeister ritt. Ich hatte damals viel Harmonie mit dem Kammerherrn von Seckendorf aus Merseburg. Es war ein Auflauf in alle Straßen. Da ich noch nicht angezogen war, obgleich es Morgens 11 Uhr war, ging ich auf die Straße, um mir zu erkundigen, was es denn Neues gäbe. Die Bürger rottirten sich zusammen und waren in einen großen Poltron. Da hieß es, es sind französische Husaren gekommen, die haben mitgebracht, daß des Marschalls morgen in die Stadt Merseburg einrücken thut. Ich war darüber sehr alternirt. Ich hatte das Magazin in Merseburg und 125 Rthlr. darin gethan, worüber ich alternirt war. Ich ging zu Hause, zog mir an, und ging zu des Bürgermei-

ſters, um mir zu vergewiſſern. Ich kam zu des Bürgermeiſters, den ich ſehr betrübt fand. Iſt es wahr, Herr Bürgermeiſter? fragte ich. Die Franzoſen rücken morgen ein, entgegnete er mich. So ging ich weg. Als ich nach Hauſe kam, kam des Herrn Kammerdiener von Seckendorf, und ſagte: Hier iſt ein Brief des Prinzen Eugen von des Marſchall Lefebvre. Können Sie ihn wohl beſorgen, weil die Poſten ſchon geſperrt ſind? Ich entgegnete mit ja, ich will nämlich dieſes. So ſchnallte ich mich mein Felleiſen und packte meine Rechnungen und ſattelte mein Pferd und ritt zum Thor raus. Ich ritt ſachten Schritt, kam ich aber auf guten Weg, ritt ich drap. So kam ich an die Saale, wo preipſche Huſaren ſtanden. Der Schiffer wollte mir nicht überſetzen. Ich ſchrie aus andere Ufer: Ihr Herrn Preipſchen, laßt mir rüber, ich bringe ein Schreiben an des Prinzen Eugen. Man ließ mir rüber. Der Unteroffizier nahm mir in Empfang, und escadronirte mir von Zelt zu Zelt, von Wache zu Wache, bis Halle. Als ich in Halle war, fand ich vor Halle des Prinzen in ihren Zelt an ihren Schlafzelt. Ein Offizier brachte mir zu ihn. Ein Kammerdiener nahm mich mein Schreiben ab. Ich ſah durch die Thür, ſo halb geöffnet, des Prinzen an ihren Schlafbett. Ich ſah, er nahm das Schreiben, ich ſah, er brach es auf, ich ſah, er las es. Da erhielt ich Quittung und Abſchied. Ich ging weg und ſetzte mir aufs Pferd, und ritt nach Magdeburg. Obgleich ich unterwegens ritt, kriegten mir doch die Franzoſen, und nahmen mir weg, was ich nur um und an mir hatte. Unter andern, was ſie mich beraubten, beraubten ſie mich auch mein Pferd und meinen Mantelſack, worin die Rechnungen und Alles, was ich hatte, und vieles Andere. Sie zogen mir rein aus, da ich einen Ueberrock anhatte, daß mit Reſpect zu ſagen, ich

ſplitterfaſer nackendig. Weil meine Quittungen mit verloren, kann ich mir nicht ausweiſen. Sonſt ſchwöre ich einen theuern leiblichen Eid, daß ich 125 rthlr. zugeſetzt.

Ewr. Königl. Maj. können ſich wenden bei den Regierungsrath Tim, der weiß Alles, daß ich 125 rthlr. vorgeſchoſſen. Die muß ich, wenn Recht iſt, wieder haben, und habe mir gehörig ausgewieſen.

Bei Ew. K. Maj. verſtorben mit Furcht und Ehrfurcht

Ew. Königl. Majeſtät

bei das Magazin

Chriſtian Lenke,

bei das Magazin.

Anekdote.

Ein Admiral fertigte folgende Liſte von ſeinen Schiffen: „Die Dreifaltigkeit iſt unbrauchbar durch Sturm. Der heilige Geiſt hat ſchrecklich gelitten. Die Prinzeſſin Iſabella hat einen Leck bekommen, der ſich nicht ſtopfen läßt, und der heilige Paulus iſt ganz geborſten.“

Christ werden oder Nicht?

(Parodie auf Hamlets Monolog.)

Von F. Nork.

Christ werden, oder nicht? — das ist die Frage!
Ob's edler im Gemüth das „Hep! hep!“ Rufen
Des Christenpöbels stoisch zu erdulden,
Ob's klüglicher jedoch die Neckereien
Durch Taufen, abzuwehren? Taufen — Christ seyn!
Nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schwur,
Vor'm Altar abgesagt, die Uebel scheuchet,
Die uns'res Stammes Erbtheil; 's ist ein Ziel
Auf's Innigste zu wünschen. Taufen — Christ seyn —
Christ seyn? — vielleicht getaufter Jud'? da liegt's!
Ob dieses Prädikat sie mir verleihen,
Wenn sich der Drang des Juden abgeschüttelt.
Das zwingt auch still zu stehn. Das ist die Rücksicht,
Die Chaim läßt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer errrüg' des Pöbels Spott und Geißel,
Des Adels Uebermuth, der Bürger Hohn,
Den allzu schweren Druck der Judensteuer,
Mißhandlung der Gerichte und die Schmach,
Die Unwerth schweigenden Verdienst erweist,
Wenn man so leicht Staatsbürgerrecht gewönne

Mit einem Credo bloß? nur daß die Furcht
Vor einem schlimmen Etwas nach der Taufe,
Die man nicht wieder ungeschehen macht,
Bedächtige erschreckt, den Willen lähmt,
Daß wir uns lieber Juden schimpfen lassen,
Als uns „Getaufte!" angestüstert wissen.
So wird der frischen Farbe der Entschließung
Flugs des Gedankens Blässe angekränkelt,
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck.
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren so der Handlung Namen!

Das Wasser.

Das Wasser ist ein vorzügliches Element, und Diejenigen, welche es dahin gebracht haben, bloß Wasser zu trinken, loben es auch als Getränk. — Professor Oertel aus Anspach hat sogar eine Wasserheilmethode erfunden und curirt alle äußere und innere Krankheiten mit Wasser; nur nicht die Staatsbankerotte, wozu Papier das einzige Mittel ist. Uebrigens soll Professor Oertel, trotz seiner Verehrung für das Wasser, zu Zeiten ein gutes Glas Wein auch nicht verschmähen. —

In unsern speculativen Zeiten läßt sich Wein ohne Wasser nicht gut denken, und unsere Weinhändler sind in vieler Hinsicht eifrige Anhänger der Oertel'schen Methode. Indem sie sich auf's Verdünnen legen, sind sie zugleich Homöopathen.

Die Gastwirthe sind in vieler Hinsicht Wohlthäter der Menschheit, der gute Wein steigt in den Kopf und verdickt das Blut. Da es aber ausgemacht ist, daß sich der Mensch um so wohler befindet, je weniger er im Kopfe hat, da ferner der Mensch desto gesünder ist und länger lebt, je leichter sein Blut: so sind es vor Allen die Gastwirthe, welche für unser leibliches und bürgerliches Wohl sorgen. — Man sagt verleumderischer Weise gewöhnlich: die Gastwirthe werfen Bleizucker in den Wein, um ihm eine künstliche Süßigkeit und eine dunkle Farbe zu geben. Das ist aber nicht wahr: sie gießen bloß Wein auf den Bleizucker, um diesem die schädlichen Ingredienzen zu benehmen. —

Ueber die Naturgeschichte der Grüneberger, Naumburger und Meißner Weinsorten werden wir unter den Artikeln Chemie und Gerbestoffe ausführlicher reden. Man hat, wie wir eben erfahren, eine neue herrliche Sorte, den sogenannten Allianzwein, entdeckt. Wenn von diesem Weine nämlich eine Flasche am linken Rheinufer ausgegossen wird, so ist die heilige Allianz flugs wieder beisammen. Es sind auch schon mehrere magnetische Versuche, wie auch pharmaceutische, wo er die Wirkung der Kantharide in erhöhter Potenz besitzen soll, mit diesem Weine gemacht worden. —

Da, nach dem hier Gesagten, vom Wasser zum Weine nur ein Schritt ist: so muß mit dem Fortschreiten der Weinkultur unter den Händen der Weinschenken auch die löbliche Tugend der Nüchternheit immer mehr in Aufnahme kommen. Denn wer z. B. jetzt eine Flasche Wein trinkt, trinkt im Weine selbst eine halbe Flasche Wasser mit. Dadurch wird nun die berauschende Kraft des Weines gedämpft und, so zu sagen, paralysirt. Es gibt aber für einen gebildeten Menschen kein größeres Lob, als das der

Nüchternheit. Ausgemacht ist es demnach, daß wir einen großen Beitrag zur Veredlung des Menschengeschlechtes den Weinwirthen zu verdanken haben. —

Allgemein heißt es: Wer ungewässerten Wein trinkt, bekommt eine rothe Nase. Damit diese Verunstaltung nicht überhand nehme, sorgen gleichfalls die Weinwirthe durch ihre Mischung, aus keinem andern Interesse, als dem ihres Schönheitsgefühls. Sie sehen ein, daß die Naseweißen viel mehr Glück machen, als die Rothnasen.

Man sagt auch: Starke Weintrinker bekommen eine Glatze. Da aber das Haar desto stärker und schneller wächst, je mehr es geschoren und rasirt wird, so barbiren die Weinhändler ihre Kunden so viel als möglich, um diesen Mangel bei ihnen zu verdecken.

Anekdote.

„Ich glaube, daß mich Gott erschaffen hat, sammt allen Creaturen u. s. w. So sollte die kleine, schon schläfrige Tochter eines Buchdruckers, als Abendsegen, laut herbeten, ehe sie zu Bette gehen durfte. Da betete sie: „Ich glaube, daß mich Gott erschaffen hat, sammt allen Correcturen.

Scene im Hades.

Gloſſe.

Thema: Opfert freudig auf, was ihr beſeſſen,
Was ihr einſt geweſen, was ihr ſeyd,
Und in einem ſeligen Vergeſſen
Schwinde die Vergangenheit.
Schiller.

Minos ſpricht:

1) Zu einem ankommenden Bankier:

Herr Baron! ich rathe, Euch zu faſſen!
Laßt das Seufzen, das unnütze Weinen!
Euer Gold habt ihr zurückgelaſſen,
Sammt Banknoten, Wechſeln, Thalerſcheinen:
Nicht mehr drückt der Cours Euch jeden Morgen,
Euer Glück iſt wahrlich! kaum zu meſſen,
Weinet nicht um dieſe goldnen Sorgen,
Opfert freudig auf, was Ihr beſeſſen.

2) Zu einem Deſpoten:

Ihro Durchlaucht! (wenn ich alſo rede,
Soll's aus Rückſicht dießmal noch geſchehn)
Freut Euch, hier iſt keine Etiquette,
Eures Volkes Noth hier nicht zu ſehn.
Kein Dekret liegt ſchwer Euch auf dem Herzen,
Von den Schranzen ſeyd Ihr all befreit,

Darum wird's Euch leicht seyn, zu verschmerzen,
Was Ihr einst gewesen, was Ihr seyd!

3) Zu einem Bonvivant:

Herr von Vielfraß! keine Bratenwender
Treffet Ihr in dieser Gegend an,
Keinen Herd und keine Feuerbränder,
Daß man kochen oder braten kann.
Ewig ist's im Reich der Schatten aus
Mit den Diner's, mit den feisten Essen,
Drum begrabet in der Lethe jeden Schmaus,
Und in einem seligen Vergessen.

4) Zu einem Professor der Geschichte:

Herr Professor, wahrlich eure Qualen,
Eurer Forschung ängstlich herbe Schmerzen,
Mit den Zahlen ohne Namen, mit den Namen ohne Zahlen
Dauern mich von ganzem Herzen!
Glättet euch die tiefgefurchte Stirne,
Leben sollt Ihr fortan nur für heut',
Und aus Eurem staubigen Gehirne
Schwinde die Vergangenheit!

Wer iſt — „Man?“

Man iſt Niemand und doch das ganze Weltall; Man wurde nie geſehen und gehört, und doch ſtoßen wir überall mit der Naſe darauf.

Man iſt das unbeſtimmte Fürwort des Lebens und doch das beſtimmteſte Hauptwort in allen Fällen des Lebens.

Wem hätte Man nicht ſchon einen muthwilligen Streich geſpielt?

Man iſt heute liberal und morgen ſervil. Man iſt heute muckeriſch und morgen Atheiſt. Man ſcheint heute Charakter zu haben und morgen dreht Man den Mantel nach dem Winde!

Man iſt der größte Allerwelt-Schwätzer. Man erzählt, was Man weiß, und Man erzählt lieber, was Man gar nicht weiß.

Man horcht an allen Schlüſſellöchern! Man entdeckt die Zifferſprache der europäiſchen Cabinette! Man erräth das Schweigen der Diplomaten! Man überſetzt ſich ohne Lexicon, was das zu bedeuten hat, wenn Louis Philipp eine Priſe nimmt und nieſ't.

Man iſt eine feine Canaille! Wenn die Nachricht von einer verdächtigen Unpäßlichkeit einer Sängerin im Publikum umgeht, Man hat ſie erſonnen! Man kann aber

nicht bestraft werden, denn Man verbirgt sich unter dem Schleier der Anonymität.

Man ist das größte Genie! Man entdeckt Eisenbahnen und Dampfschiffe im Monde. Man entdeckt Gold im Stroh, und Man fabricirt Zucker aus Glasscherben.

Man ist der größte Schlaukopf, Man kennt Niemanden, Man verräth nichts, Man vergißt gern, Man wandelt um die ganze Welt, verläumdend durchs Leben hin.

Man ist der abgefeimteste Cartouche. Man kann mehr schaden, als drei Räuberbanden, und Man ist doch nur drei Mann hoch.

Man muß abgeschafft und auf dem Schub weiter befördert werden.

Man ist so gefährlich, daß Man sich vor Man ungeheuer in Acht nehmen muß.

Was ist demnach Man? Man ist gar nichts und doch Alles.

Am Besten ist es aber — wenn Man — Millionair ist.

Anekdote.

Es lebe die Industrie! — Ein Drechslermeister R. E. hat niedliche Flohmaschinen gefertigt; sie haben die Feuerprobe bestanden und Dutzende von den Quälgeistern liefert die Maschine; sie gleicht einem Nadelbüchschen, hat mehrere Löchlein, in denen die Flöhe sich verkriechen; sie wird am Halse hängend getragen.

Satyrische Briefe.

Von Rabener.

An ein Kammermädchen.

Mademoiselle!

Da ich weiß, wie viel Sie zu gewissen Stunden über den gnädigen Herrn vermögen, so glaube ich, daß ich mein Glück in keine bessere Hände, als in die Ihrigen, empfehlen kann. Ich wünsche mir, an die Stelle des vorigen Informators zu kommen, und dieses durch Ihren Vorspruch. Sie werden keine Ursache finden, es zu bereuen, da ich mir vorgesetzt habe, die Hochachtung mit Ihnen zu theilen, welche ich sonst der gnädigen Herrschaft ganz schuldig bin, und da ich mich von meinem Vorfahren wenigstens dadurch unterscheiden werde, daß ich weder zu mürrisch, noch zu pedantisch bin, Ihnen bei müßigen Stunden auf vielerlei Art zu sagen, daß ich sey

Mademoiselle,

der Ihrige.

. . . . . .

N. S. Ich bin Magister, drei Ellen drei Zoll lang, sechs und zwanzig Jahr alt, habe, wie man mir sagt, einen feinen Fuß, und bin sehr geneigt, zu seiner Zeit in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Antwort.

Mein Herr Magiſter!

Ich habe mit ihm geredet, mit dem gnädigen Herrn. Er ſagte, . . . nein, gewiß nein, ich kanns Ihnen nicht ſagen, was er ſagte; erſt ſagte er gar nichts, aber hernach . . . ich werde ganz roth, er kriegte mich beim Kinne, und ſagte, wie er immer ganz ſpaßhaft iſt: He! kleine Hure, willſt du dir den Informator . . . . ich kanns bei meiner Ehre nicht raus ſagen; er fragte mich, ob ich Sie kennte? Bei meiner Frau Muhme habe ich ihn geſtern geſehn, ſagte ich, und da ſagte ich weiter nichts. Mit einem Worte, mein Herr Magiſter, es iſt ſo gut als richtig. Die gnädige Frau möchte des Teufels werden; aber es hilft nichts. Der Vorreiter hat ihr des Schulmeiſters älteſten Sohn vorgeſchlagen, und ſie hat es auch dem Vorreiter verſprochen. Nein, da wird nichts draus. Herr Jemine! das fehlte uns noch, ſo einen rothköpfichten Informator: den ſollten wir noch ins Haus kriegen? Machen Sie ſich immer fertig. Sobald der gnädige Herr wieder einen Anfall von der Kolik kriegt, will ich ihn noch einmal daran erinnern. Er iſt ein gar zu lieber Herr! Wenn Sie zu uns kommen, das will ich Ihnen nur ſagen, daß Sie ſich aus der gnädigen Frau gar nichts zu machen haben. Sie hat noch ein Menſche bei ſich, das Maulaffengeſichte möchte auch gern Kammermädchen heißen. Der vorige Informator ſagte immer, ſie hätte ſchöne weiße Zähne; ich denke, der Balg wird ihm wohl nachziehen, wenn er weg iſt. Aber, ich weiß nun nicht, was ſie thun wird, wenn ſie nun, ich ſetze nun den Fall, ſie bliebe noch da, da nehmen Sie ſich ja vor ihr in Acht, es iſt ein böſes gefährliches

Thier, sie hat ein meschantes Maul. Gott bewahre einen jeden Christen vor ihr! der Nickel! Nun, wie gesagt, machen Sie ihre Sachen fertig, daß Sie auf Weihnachten anziehen können. Ich bin Ihre Dienerin.

N.S. Wie Gott will! Ich bin noch immer ein und zwanzig Jahr alt. Unser alter Pfarrer wird doch nicht ewig leben. Kommt Zeit, kommt Rath. Ihre Dienerin. Für das schöne Band danke ich; es ist auch ein gar zu niedliches Bändchen. Leipzig bleibt wohl Leipzig.

„Wem etwa diese Art, seine Absichten zu erklären, zu dreist, und nicht fein genug vorkommt, den will ich durch den kleinen Roman befriedigen, welcher in den nachstehenden sechs Briefen erzählt wird. Hat jemand von meinen Lesern Zeit und Lust, sich selbst im Briefschreiben zu üben, der wird wohl thun, wenn er den zweiten Theil dazu verfertigt, und die Neubegierde seiner Freunde befriediget, welche vielleicht gern möchten wissen wollen, ob der Candidat die Pfarre wirklich angenommen; ob seine und der jungen Wittwe Wünsche erfüllt worden; und ob der Kirchenpatron noch oft nöthig gehabt, sie über ihren seligen Mann zu trösten."

Schreiben einer Priesterwittwe an den Candidaten.

Hochgeehrter Herr Magister!

Es hat der gnädige Herr mir befohlen, Ihnen inliegenden Brief zu übersenden. Er betrifft ihre Beförderung an die Stelle meines seligen Mannes. Sollte die

Sache zur Richtigkeit kommen, so wünsche ich Ihnen im voraus Glück, und besonders dieses, daß Sie des Amts länger genießen mögen, als mein seliger Herr, welcher es nur vier Jahre lang verwaltet hat, und dessen Tod mir desto schmerzhafter fällt, da er mich nach einem dreijährigen Ehestande, in meinem zwei und zwanzigsten Jahre, als eine unglückliche Wittwe verlassen hat. Das Amt ist sehr mühsam wegen der starken Wirthschaft, die damit verknüpft ist, und die ohne großen Schaden nicht verpachtet werden kann. Das Inventarium beträgt wenigstens siebenhundert Thaler, und mein seliger Herr würde sich dadurch unfehlbar ruinirt haben, wenn er nicht mit einem Theile meines Vermögens solches bestreiten, und die Wittwe des Vorfahren befriedigen können, welche solches allemal auf einem Brette ausgezahlt bekommen muß. Sollten Sie veranlaßt werden, eine Gastpredigt zu thun, so steht Ihnen mein Haus und Tisch zu Diensten, wenn es Ihnen gefiele, bei mir abzutreten. Fänden sich noch einige Schwierigkeiten wegen Ihrer Beförderung, so haben Sie das Vertrauen zu mir, daß ich Ihnen nach Vermögen und mit gutem Erfolge dienen werde, da ich seit vielen Jahren mich der Gnade unsers Kirchenpatrons rühmen kann. Ich erwarte baldige Antwort, und bin

Meines Hochgeehrten Herrn,

ehrendienstwillige
N. Wittwe.

N. S. Ich habe von meinem seligen Herrn, tröste ihn Gott, ein einziges Kind, und das arme Würmchen ist immer kränklich, daß es wohl nicht lange leben dürfte. Was für Herzleid muß ich nicht bei allen meinem Gelde als eine unglückliche Wittwe im zwei

und zwanzigsten Jahre erleben! Antworten Sie ja bald.

Mein Herr!

Der Herr Stiftsrath hat mir so viel Gutes von Ihnen zu rühmen gewußt, daß ich glaube, keine bessere Wahl treffen zu können, als wenn ich Ihnen die durch den Tod meines Pfarrers erledigte Stelle anbiete. Das Amt ist eines der einträglichsten; doch muß ich Ihnen auch dieses sagen, daß die meisten Einkünfte in der Wirthschaft bestehen. Es wird nöthig seyn, daß Sie wenigstens tausend Thaler in Händen haben, um das Inventarium anzuschaffen. Könnten Sie sich mit der Wittwe verstehen, daß sie Ihnen das gegenwärtige Inventarium für ein billiges überließe, so wären einige hundert Thaler zu ersparen. Sie ist ein billiges Weib, und ich habe sie allemal als eine gute Frau gefunden. Noch Eins will ich Ihnen rathen. Wenn die Sache zur Richtigkeit kommt, so sehen Sie sich nach einer guten Wirthin um, welche auf dem Lande erzogen ist, und die Haushaltung, besonders die hiesige Landesart, wohl versteht; denn darauf kommt viel an, sonst sind Sie gleich im ersten Jahre ruinirt. Ich überlasse Alles ihrer Einsicht, denn ich bin keiner von denen, welche die Vocationes mit solchen Bedingungen übergeben, die eigennützig sind, oder dem Candidaten zur Last fallen können. Melden Sie mir ihre Entschließung, und ob Sie eine Gastpredigt thun können. Da ich als Offizier wenig auf meinem Gute, und unverheirathet bin, auch keine eigne Wirthschaft habe, und auf dem Schlosse bauen lasse; so will ich Ordre stellen, daß Sie in der Pfarre abtreten können, wenn Sie die Gastpredigt thun. Die Wittwe wird

Ihnen alle Höflichkeit erweisen. Schreiben Sie mir, sobald Sie können. Mein Reitknecht soll die Antwort bei der Wittwe abholen. Leben Sie wohl!

N. S. Sie sind doch nicht schon mit einem Mädchen versprochen?

Gnädiger Herr!

Ich sehe das Anerbieten Ew. Gnaden, die Einträglichkeit des Amts, eine junge Wittwe, mit einem einzigen, und noch dazu kränklichen Kinde, ihr Vermögen, und eine ganz eingerichtete Wirthschaft, billig als einen göttlichen Beruf an. Geschieht es mit Dero gnädiger Erlaubniß, so will ich auf künftigen Sonntag die Gastpredigt thun, und sodann weitern Befehl von Ihnen erwarten. Ich werde mich bei meinem Amte so bezeigen, daß Ew. Gnaden mit der getroffenen Wahl zufrieden seyn sollen; zu Dero gnädigsten Protection empfehle mich gehorsamst, und bin ꝛc.

Hochgeehrte Frau!

Ich habe nicht einen Augenblick nöthig gehabt, mich über das mir angetragene Amt zu besinnen. Ich folge dem mir gegebenen Winke mit Freuden, und verlasse mich auf dero Vorspruch bei dem gnädigen Herrn. Da ich auf diese Art Ihnen lediglich mein ganzes Glück zu danken habe, so werde ich mich weiter ihres wohlgemeinten Raths bedienen; und weil ich mich wegen der starken Wirthschaft nothwendig bald verheirathen muß; so werde ich keine Frau, als von Ihrer Hand annehmen. Ich weiß, daß Sie bei Ihrer guten Einsicht nach meinem Wunsche wählen, und mich auch auf diese Art glücklich machen werden.

künftigen Sonntag, so Gott will, ein Mehreres. Ich werde alsdann meine Gastpredigt thun, und Gelegenheit haben, Ihnen ausführlicher die Versicherung zu thun, daß ich mit wahrer Hochachtung sey ꝛc.

Gnädiger Herr!

Ew. Hochwohlgebornen Gnaden übersende durch den alten Hans die Antwort des Herrn Magisters, welche, wie ich aus dem Briefe an mich urtheile, nach Wunsche lauten wird. Ich erkenne mit demüthigem Danke die Gnade, welche Sie bei dieser Gelegenheit auf eine so vorsichtige Art gegen mich hegen. Nehmen Sie sich einer armen verlassenen Wittwe ferner an, und seyn Sie versichert, daß ich nach meinem wenigen Vermögen nicht unerkenntlich seyn werde. Ich glaube seit sechs Jahren einiges Recht auf ihre gnädige Vorsorge erlangt zu haben, und Alles, was ich wünsche ist dieses, daß ich ferner auf ihrem Gute bleiben, und so oft als möglich, Sie mündlich überzeugen könne, daß ich unverändert sey,

Gnädiger Herr!

Dero

demüthige Dienerin

. . . .

Kleiner Narr!

Thust du doch so demüthig und ehrbar, als wenn wir einander erst gestern hätten kennen lernen. Verlaß dich auf mich! Habe ich dich das erstemal mit Ehren unter die Haube gebracht, so will ich dich auch jetzt gewiß mit Ehren unter der Haube erhalten. Dein neuer Herr Candida: ist

verflucht hitzig. Wer Teufel hat ihn so kirre gemacht? Ich glaube, wenn es nach ihm ginge, so machte er mit dir Hochzeit, ehe er noch die Gastpredigt thäte. Er wird auf den Sonnabend anmarschirt kommen. Neige dich fein tief, und werde hübsch roth, wenn er dir einen demüthigen Buckel macht. Aber, das rathe ich dir, Hannchen, gib ja wohl auf deine schelmischen Augen acht. Dein schwarzer Ritter, so hitzig er ist, scheint mir kein solcher ehrfurchtsvoller Pinsel zu seyn, wie der selige gute Mann, dem ich wohl hätte ein längeres Leben wünschen wollen. Laß es gut seyn, wir wollen ihn schon dressiren, wenn wir ihn nur einmal da haben, wo wir ihn haben wollen. Stelle dich ja recht züchtig und fromm; wenn er dein Mann ist, kannst du schon wieder einbringen, was du jetzt versäumst. Fromme Wittwen, böse Weiber! nicht wahr? Kann ich Urlaub erhalten, so komme ich auf den Sonntag früh selbst. Da mußt du recht erschrecken, wenn ich komme. Je! Gnädiger Herr, mußt du rufen, und dich tief, tief bücken. Thu nur, als wenn du mir die Hand küssen wolltest. Ich werde kein Narr seyn, und es zulassen. Bedaure, daß du nicht im Stande wärest . . daß du dir die hohe Gnade nicht versehen hättest . . daß du, da ich dir das erstemal die Gnade meines Zuspruchs gönnete, so wenig geschickt . . . daß du bei deinen betrübten Umständen . . . (geschwinde fahre nach dem Schnupftuche, und reibe dir die Augen) daß dein seliger Mann . . . (immer besser geweint) daß du als eine unglückliche verlassene Wittwe . . . Siehst du, so mußt du recht bestürzt reden, immer von vorne anfangen, und nichts ausreden. Ich will dir zu rechter Zeit in die Rede fallen. „Meine liebe Frau Magisterin, (will ich mit einem huldreichen Tone auf dich herabreden) fassen Sie sich, es ist Gottes Wille, und Sie sind eine zu gute

Christin, als daß Sie unter ihrem Kreuze murren sollten. Tragen Sie es, als eine vernünftige Frau, in Geduld. Der Himmel, der Sie auf eine so schmerzliche Art betrübt hat, wird Sie vielleicht auf andere Art wieder erfreuen. Sie sind diese fromme Gelassenheit sich selbst und ihrem armen Kinde schuldig. Sind Sie bei ihren glücklichen Umständen Andern, als eine vernünftige Frau, ein Exempel gewesen, so seyn Sie es auch jetzt bei ihrem Unglücke. Versichern Sie sich meiner Dienstbereitwilligkeit auf alle mögliche Art. Der Herr Candidat scheint mir ein vernünftiger Mann zu seyn, der gewiß keiner armen Wittwe Unrecht thun wird. Ich werde Ihnen die Freundschaft, die ich gegen ihren seligen rechtschaffenen Mann gehabt (geschwind wieder ein bischen geweint) gewiß niemals entziehen. Ihre Tugend und Ihr Unglück verdienen meine ganze Vorsorge." Nun fahre mir hurtig nach der Hand, oder nach der Weste, was du am ersten kriegen kannst. Ich werde mich vornehm zurück ziehen, und dir die Hand väterlich drücken. Siehst du, Hannchen, das ist ohngefähr der Text zu unsrer Comedie. Spiele deine Rolle ja gut. Ich stehe dir für das Uebrige. Je klüger dein künftiger Mann ist, je lieber wollen wir ihn betrügen. Der vorige war, unter uns geredt, ein wenig gar zu dumm. Der Verwalter soll dir Fische und Wildpret geben, so viel du brauchst. Du weißt doch, daß auf dem Schlosse gebaut wird, und kein Zimmer für mich zu rechte gemacht ist. Weißt du das nicht? Im Ernste nicht? Freilich wird gebaut. Ich werde den Abend in der Pfarre bleiben müssen. Der Herr Candidat mag oben im Studirstübchen schlafen. Ich will mein Plätzchen schon finden. Verstehst du mich? Nun führe dich fein schlau auf. Es wird schon gehen. Lebe wohl. Es bleibt beim alten.

N. S. Zerreiß den Brief ja, der Teufel möchte sein Spiel damit haben.

Ein sehr wichtiger Beweis von der Größe und Stärke unserer Religion ist gewiß dieser, daß sie auch an denjenigen Orten gewaltig und fruchtbar ist, wo die geistlichen Aemter zu ihrer Schande durch die Vorsorge solcher Männer besetzt werden, welche kaum unvernünftiger seyn könnten, als sie sind, wenn sie auch gar keine Religion hätten.

Ich habe schon sonst Gelegenheit gehabt, meine Gedanken davon bekannt zu machen. Damit das Unsinnige desto besser in die Augen falle, welches diejenigen begehen, die auf eine so unvorsichtige Art das wichtige Recht mißbrauchen, welches die Obrigkeit ihren vernünftigen Vorfahren gegönnt hat; und damit das Unanständige denen desto mehr in die Augen falle, welche, ungeachtet ihrer ungesitteten Lebensart und pöbelhaften Unwissenheit, unverschämt genug sind, die ewigen Wahrheiten eine Gemeinde zu lehren, die ihnen nicht einmal ihr Vieh zu hüten anvertrauen würde; so habe ich die Züge in nachstehendem Briefe ziemlich stark und deutlich gemacht, und von einem jeden dergleichen Charakter einen Strich entlehnt, um meine Copie recht verabscheuungswürdig zu machen. Sie werden darum nicht unwahrscheinlich; ich glaube, daß fast in einer jeden Diöcese wenigstens Ein Original seyn wird.

Ich habe diesen Eingang etwas ernsthaft abfassen müssen, weil ich hier mit einer Art von Lesern zu thun bekomme, unter denen verschiedene sind, welche nebst vielen andern Sachen, die sie nicht verstehen, auch dieses nicht wissen, was die Eigenschaft der Satyre und Ironie

erfordere, und daher ſchon öfters auf den unglücklichen Einfall gekommen ſind, mich in ihrem kleinen unwiſſenden Herzen, und wohl öffentlich zu verketzern, wenn ich von den Thörichten ihres Standes und von den unbilligen Abſichten ihrer Beförderer, in der lachenden Sprache der Satyre geredet habe, um diejenigen deſto verehrungswürdiger zu machen, welche eine wahre Zierde ihres Amts, und alſo ganz anders ſind, als ſie."

Gnädiger Herr Obriſter!

Es iſt beim Herrn von . . . eine einträgliche Pfarre offen, und ich möchte ſie gern haben. Cathrinchen ſagte, Sie wären ein guter Freund von ihm, und könnten mir leicht dazu helfen. Ich bin das wilde Leben überdrüſſig, und möchte gern einmal meinen eignen Herd und meine eigne Frau haben. Haben Sie die Gnade, und ſorgen Sie für mich. Ich habe gehört, daß der alte Pfarrer mit ſeinem Patrone in großer Feindſchaft gelebt hat; aber die Schuld war ſeine. Ich getraue mir beſſer mit ihm auszukommen. Ich kenne die Herren ſchon. Wenn er mir gibt, was mir gehört, ſo mag er leben wie er will. Mit Schmälen und Predigen, halten Sie mirs zur Gnade, macht man euch Herren nicht frömmer. Sie ſind zu vornehm, als daß Sie uns zu Gefallen fromm und chriſtlich leben ſollen. Und unter uns geſprochen, aus dem beſtändigen Poltern kommt auch nicht viel heraus. Mit den Jahren ändert ſichs ſo wohl. Es iſt ſchlimm genug, wenn die Herren einmal bei Hofe ſind, und ein paar Wochen ehrbar thun müſſen; ſollten wir ihnen auch das Leben ſauer machen, wenn ſie ſich beim Regimente oder auf ihren Gütern aufhalten? Ich kenne die Welt beſſer. Mit

einem Worte, gnädiger Herr Obriſter, ſchaffen Sie mir die Pfarre, oder ich trinke, meine Seele! nicht ein Glas Wein mehr mit Ihnen. In dieſer Hoffnung verharre ich mit aller Hochachtung,

Gnädiger Herr Obriſter!

Dero

zum Gebete und unterthänigſt

zu dienen ſtets williger

N. Feldprediger.

Anekdoten.

Zwei beſprechen ſich über ihr Alter. „Ich, ſagte der Eine, bin 35 Jahre alt.“ Und ich 40, erwiederte der Andere. „Nun, verſetzte der Erſte, ſo ſind wir in 5 Jahren gleich!“

Ein Freund der Kirchenmuſik kam, nach einer Abweſenheit von zehn Jahren, in ſeine Vaterſtadt zurück, und wunderte ſich, daß die Chorknaben auf dem Chore ſeit jener Zeit nicht größer geworden wären.

Ein armer Junge zerbrach, beim Bierholen, die Flaſche. Bitterlich weinend und auf die Scherben ſtampfend, ſchrie er laut: „Ach! du mein Gott! Wenn ich nur ſchon abgeprügelt wäre!“

Die ſchlimme Ehe.

(Nach Abraham a Sankta Clara.)

Will er Sau'r, ſo will ich Süß;
Will er Mehl, ſo will ich Grieß;
Schreit er Hu! ſo ſchrei ich Ha!
Iſt er dort, ſo bin ich da.
Will er eſſen, ſo will ich faſten;
Will er geh'n, ſo will ich raſten;
Will er recht, ſo will ich link;
Sagt er Spatz, ſo ſag' ich Fink;
Iß't er Suppen, ſo eß' ich Brocken;
Will er Strümpf, ſo will ich Socken;
Sagt er ja, ſo ſag' ich nein!
Seuft er Bier, ſo trink' ich Wein;
Will er dieß, ſo will ich das;
Singt er Alt, ſo ſing' ich Baß;
Steht er auf, ſo ſitz' ich nieder;
Schlägt er mich, ſo kratz' ich wieder!
Will er hy, ſo will ich hott:
Das iſt ein Leben, erbarm' es Gott!

Das goldne Kalb.

Im bunten Kreiſe ſchöner Frauen
War einſt ein fader Herr zu ſchauen.
Zwar ſtand er in des Fürſten Sold.
Denn Ahnen hatt' er viel, und Gold;
Der Geiſt nur fehlte dieſem Herrn,
Und dennoch ſprach er gar zu gern
Von Dingen die er nicht verſtand.
Drum war der Schwachkopf allbekannt.
Die Seelenwand'rung war es heute,
Darob, zu unſers Narren Freude,
Man haſtig ſtritt. Er ſucht mit Lachen
Den Spötter witzelnd hier zu machen,
Und ſpricht: „Ich weiß noch halb und halb,
Daß früher ich das goldne Kalb
Geweſen, das am Sinai
Einſt Iſrael verehrte." — „Wie?"
Verſetzte Frau von B . ., „Sie können
Uns Ihren frühern Stand noch nennen?
Ein Jeder, die Sie will beſchauen,
Muß wahrlich Ihren Worten trauen,
Es haben Eure Hochgeboren
Jetzt die Vergoldung nur verloren!"

Künftige Zeitſchriften im künftigen Jahrhundert.

Von Oettinger.

Im Jahre 1940 werden in der Buchhandlung Schund und Comp. folgende neue Zeitſchriften erſcheinen:

1) Das Nichts-Magazin; enthält Nichts und koſtet Nichts; dabei wird die Bemerkung ſtehen, daß im neunzehnten Jahrhunderte zwar auch viele Zeitſchriften erſchienen wären, die Nichts enthielten, dieſe hätten aber deſto mehr gekoſtet. —
2) Der Verſchwiegene; von Frauen herausgegeben, unter dem Titel wird ſtehen: koloſſale Ironie!
3) Beiträge zur Kenntniß der ägyptiſchen Finſterniß, redigirt von dem Straßenbeleuchtungs-Comité.
4) Der Weltlauf; oder: lieben, heirathen, ein großes Haus, Banquerott machen, davon laufen und im Auslande mit fremdem Gelde den reichen Mann ſpielen. Dieſes Blatt hat ſchon in unſerem Jahrhunderte Intereſſenten gefunden, die im Voraus darauf pränumerirt haben.
5) Die Proceſſe, oder: je länger je lieber; ein Unterhaltungsblatt für und von Advokaten.
6) Der Schnellflügler; redigirt von einer Geſellſchaft Podagriſten.
7) Tägliche Buß- und Reue-Uebungen; wird ein Kreuz

als Vignette haben und nur von verheiratheten Männern redigirt werden.

8) Der Todfeind; redigirt von einem Vereine praktiſcher Aerzte.

9) Der Verkürzer, unter Leitung der Kuhſchnappeler Schneidergilde.

10) Der Taſchendieb; redigirt von Wucherern.

11) Huldigung den Frauen; Redakteur: der türkiſche Sultan.

12) Die Schlafmütze; herausgegeben von mehreren Nachtwächtern.

Nante's Tod.

Ulrike tritt auf, mit fliegenden Haaren und die Hände ringend.

Nante. Mutter Schwabben, was fehlt Dir? Du haſt um die linke Backe einen melancholiſchen Zug, der mich uf Betrübniß zu deuten ſcheint. Ja, bei allen Jöttern Jriechenlands, noch mehr! Deine Pupille is naß, es plabbert Dir eine Thräne über der Wange herüber, Du weenſt! Wo fehlt es Dich, Jattin?

Ulrike. Wo es mich fehlt? O im janzen Kreiſe meines Lebens, ſelbſt in der Sperſpektibe meines Daſeyns. (Fällt ihm zu Füßen.) Mann, jetzt oder nie, wenn Du noch vor ſechs Pfennige Mitjefühl in Deinem Buſen hegſt, ſo ehmanncipire mir!

Nante (ohne Aufregung.) Steh' auf, Olrike! Du biſt verblendet. Die Duhdewannt und der Sand haben Deinen herrlichen Jeiſt irre jeführt. Ich kann Dir keenen Ehemann cipiren, denn das vernünftje Jeſetz ſagt: Euner is hinreichend.

Ulrike. O Nante, Du verſtehſt mir nich! Du haſt meine Tendenz nich befriffen?

Nante (die Stirn runzelnd.) Wie ſo habe ich Deine Tendenz nich befriffen?

Ulrike. Ich verlange keenen zweeten Ehemann, keenen dritten, ſondern: alle, un doch jar keenen. Ich will Ehemannzipazion. Du ſollſt Dir nich mehr einbilden, das ſtärkere Jeſchlecht zu ſind, und mir Dir in Allen jleichſtellen. Nich eher ſtehe ich auf, Nante, als bis Du mir zu Aemtern und Würden läßt.

Kaſemir (bei Seite.) Allah, was wird daraus werden!

Nante (noch immer ſehr ruhig.) Ich weeß ſehr wohl, was Emancipazion is, ich wollte Dir nur uf de Zähne fühlen, ob Du Dich über den Jejenſtand Licht verſchafft haſt. Weh' Dir, deß Du es haſt! Wärſt Du im Duſtern darüber jeblieben, Dir wäre beſſer! Steh auf Weib, un laß ab von dieſe Füſelmatenten.

Ulrike (aufſtehend.) Nie! Iſt es nich jrauſam, daß wir nich mal zu de Menſchen jezählt werden? Heeßt es nich: der Menſch? Als ob jar kein die Menſch da wäre? Nich ehr wird Jlückſeligkeit über das ſchöne Jeſchlecht kommen, als wenn die Sprache uns zuſammenzieht; wenn ſie mit einem Wort ſagt: das Menſch.

Nante. Fahre ſo fort mit Deine Emancepations-Jdeen, un der Titel wird Dir nich lange vorbehalten bleiben. (Etwas ärgerlich) Ich emancepire Dir nich, un wenn

de Dir uf'n Kopp stellst! (sanfter, mit tiefem Gefühl) Weib, Jattin, Olrike, Mutter, Schwabben! Ich, Dein Jatte stehe draußen in de Welt an der Ecke! Mein sind die Staatsämter und Würden! (mit Innigkeit) Deine Welt bin ick, Dein Sohn, Dein Knabe, Dein Junge, Dein Fritze! Dein Reich is Lübe, Dein Reich is das Quartier, diese Kellerwohnung, der Feuerhörd! Bilde Dir aus, so weit Du willst, aber jebrauche Allens zu weiter nischt, als mir jlücklich und Deinen Knaben jut zu machen!

(Er weint und geht erschüttert ab.)

Anekdote.

Oekonomische Anzeige.

Da ich mit meiner Familie häufi- und kostspielige Reisen von Gold- nach Silber- von Silber- nach Schmiede-, von da nach Hirsch- nach Löwen- und jährlich einmal nach Trachenberg mache; so suche ich, zu unserer aller Bedienung ein Subjekt, welches mir mehrere ersparte. Selbiges müßte mich ra-, meine Frau fri-, meine Söhne civili-, und uns in leeren Stunden amü-, und sich überhaupt aufs beste conduisiren. Da ich mich den ganzen Nov- und December, vielleicht auch noch den Jan- und Februar hier aufhalten werde, kann man sich in dieser Zeit bei mir melden.

Breslau, u. s. w.

Fried- Hein- Diet- Kammerich
Stall- Ritt- Post- und Bürgermeister.

Sieg der Schuſter.

(Lützow's wilde Jagd, traveſtirt.)

Von Eginhardt.

Was glänzt dort vom Stadtweg im Sonnenſchein?
Hör's näher und näher brauſen.
Es zieht herunter in bunten Reih'n,
Und jubelnde Stimmen miſchen ſich d'rein,
Und erfüllen die Ohren mit Grauſen.
Und fragt ihr: Was zieht aus dem Wald' hervor?
Das iſt luſtig ſingender Schuſter Corps!

Was bricht in das Dorf im ſcharfen Schritt,
Im wilden, verwegenen Schwarme?
Es dröhnet das Pflaſter vom männlichen Tritt,
Und hüpfende Mädchen zieh'n luſtig mit,
Führt Jeder ſein Liebchen am Arme.
Und fragt ihr: Was poltert die Trepp' empor?
Das iſt fröhlich durſtiger Schuſter Corps.

Wo die Bierflaſchen ſtehn, und der Branntwein,
Wo der Kuchen, die Taſſen winken,
Da treten die rüſtigen Burſchen ein,
Und ziehn zum Bufet die Mägdelein:
„Was willſt Du, mein Liebchen, denn trinken?

Und fragt ihr: Was geht dort am Schenktiſch vor?
Das iſt fröhlich trinkender Schuſter Corps!

Was lärmt dort im Saale die laute Schlacht,
Was ſtürzen die Tiſche zuſammen?
Betrunkene Tänzer ſchlagen die Schlacht,
Der Fuſel in ihnen iſt aufgewacht,
Und lodert in wüthenden Flammen.
Und fragt ihr: Wer wacker ſich that hervor?
Das iſt heldenmüthiger Schuſter Corps!

Wer ſchneidet dort, röchelnd bei'm trüben Licht,
So erbärmliche, graſſe Geſichter?
Das Blut rinnt ihm über's zerſchlag'ne Geſicht,
Er höret die Tröſtung des Liebchens nicht,
Und ſchimpft auf das feige Gelichter.
Und fragt ihr: Wer hier die Balanz verlor?
Das iſt Einer aus tapferer Schuſter Corps!

Der braven Schuſter munt're Jagd,
Sie wehrte dem wilden Skandale.
Drum, wer zu ſpektakeln, zu ſchuppen wagt,
Dem Störenfried ſey es voraus geſagt,
Sie dreſchen ihn gleich aus dem Saale.
Und lang' noch tön' es von Ohr zu Ohr:
„Das war brav vereinigter Schuſter Corps!"

Bibliothek

des

Trojkins.

Neue Folge.

V. Section.

Tivoli.

Siebentes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1842.

Tivoli.

Neues Muſeum

des

Witzes und der Laune.

Eine humoriſtiſche Anthologie

herausgegeben

von

Ernſt Ortlepp.

Siebentes Bändchen.

Stuttgart, 1842.
Franz Heinrich Köhler.

Inhalt des ſiebenten Bändchens.

		Seite
1.	Der Gräuel der Verwüſtung. Aus den Predigten zum Todtlachen	1—28
2.	Aus der Hanswurſtiade, von Dr. Menk	29—35
3.	Curioſa und Anekdoten	36—38
4.	Das Dichterparadies, von Friedrich . .	39—44
5.	Die Perrücken. Parodie der Götter Griechenlands, von Schiller	45—51
6.	Die Leipziger Buchhändler-Oſtermeſſe .	52—56
7.	Anekdote	56
8.	Zergliederung eines Kokettenherzens, von Addiſon	57—61
9.	Der weibliche Automat	62—65
10.	Anekdote	65
11.	Cholera-Witze	66—68
12.	Phantaſie eines Wahnſinnigen, von E. Ortlepp	68—70

Seite

13. Die Stadtdroſchke. Parodie von Göthe's Erlkönig, von Saphir . . . . . 71—72
14. Aus dem wiederaufgelebten Eipeldauer. (Fortſetzung.) . . . . . 73—79
15. Das Lied vom Theater, von Saphir . 80—93
16. Hochzeitsgebräuche bei verſchiedenen Nationen. (Fortſetzung.) . . . . . 94—102
17. Curioſa . . . . . 103—106
18. Aus dem Froſchmäuſeler, von Rollenhagen. (Schluß.) . . . . . 107—111
19. Der Tod der Egyptier 113

Der Gräuel der Verwüstung.

(Aus den Predigten zum Todtlachen.)

Eine Miſſions-, Buß- und Sitten-Predigt der Gemeine zu Ottakring, ein Pfarrdorf weſtwärts Wien, den 25. November 1782.

Gehalten von einem Operarius Catecheticus.

Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!

Erit enim tunc tribulatio magna. Matth. 24. Cap. 21. V. Damals wird Alles drüber und drunter gehen, ſagt der heilige Matthäus am 24. Capitel, 21. Vers.

Ehe und bevor ich euch hievon etwas Mehreres melde, wollen wir den Beiſtand des heiligen Geiſtes mit einem andächtigen Vaterunſer und heiligen Avemaria anrufen. —

Euer Lieb und Andacht ſtehen auf, und bezeichnen ſich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und ſprechen mit Andacht: Im Namen Gott des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geiſtes Amen, und hören an die Worte des heiligen Evangeliums. — — He, Buben dort im Winkel, wollt's Ruhe geben, oder ich ſchick den Schulmeiſter über euch! — Druckts nit, ſtehts fein ſtill, und gebts Acht! —

Ja, meine liebe Christen, wann wir an das schreckliche Drüber und Drunter denken, von welchem der Heiland sagt, so sollt uns billig scheußangst werden.

Nit wahr, wenn unausstehliche abscheuliche Hitz einen so martert, daß man den ganzen Tag hindurch wie eine Sau schwitzt, wie mirs selber oft genug geschicht — oder wenn ihr den ganzen langen Sommertag hindurch unermüdet in euren Weinbergen zur Erde gebuckt fortarbeitet u. dgl.: daß das erschreckliche Plag ist, besonders wenn ihr es mit Unwillen thut, und euch nicht einen heiligen Einsiedler, oder sonsten einen frommen Mann zum Muster nehmts! aber das ist alles noch kein Schatten jener fürchterlichen Trübsal. Himmel und Erde werden selber darüber erzittern. — Jetzt zeigt euch unser Herrgott durch Worte nur ein wenig, daß ihm einmal Ernst werden kunnte, jetzt g'spaßt er sich noch immer mit euch, wie man sich etwa mit Kindern gespaßelt, und ihnen zum Zeitvertreib allerlei Mährlein erzählt: Aber tunc sagt der Heiland, tunc enim erit tribulatio magna. Damals erst wird er ein paar Worte mit euch im Ernst reden. Damals wird sich der göttliche Richter kein Blath mehr vors Maul nehmen, damals wird er euch nicht mehr mit aller Sanftmuth auf den Weg der heiligen Buße locken — er wird eure Sündentafel vor der ganzen Welt an den Nagel hinhenken, und dem allwissenden Vater sagen, was ihr hier in eurem Leben für ein lüderliches Gesindel gewesen seyds. Damals wird der langmüthige Gott nicht viel mit sich g'spaßeln lassen; er wird nicht so geduldig den Narren machen, wie wir Priester, und warten, bis den Lumpen gelegen ist, den Pack der Sünden in den heiligen Beichtstuhl hineinzuschmeißen: der Beichtvater mag ja wohl schaun, wie er das Ding aus einander findt. Gib Rechenschaft

von deiner Haushaltung! wird er euch anfahren wie ein Löw. — Da werdet ihr zusammenfahren, da wird wohl Manchem das Herz in die Hosen fallen, da wird euch wohl das Kurasch vergehen. — Ei ja! bis euch nicht die Stern um die Köpf fliegen, der volle Mond im Herunterfallen brav drucken, und die brennheiße Sonn zu Staub und Aschen verbrennen wird, eher glaubt ihr so Nichts — unser Einer möcht sich zu eurem Besten die Gurgel abschreien; aber merken könnt ihrs, wenn nicht Stroh in euren Köpfen wäre, daß wir uns schon allgemach diesen letzten Zeiten nahen, wo es eine allgemeine Execution absetzen wird.

Es stehn ja schon die schlechten Christen und falschen Propheten auf.

Ich sage, schlechte Christen. Und hab ich etwan nicht recht, wenn ich behaupte, daß der Beste unter euch keinen Kreuzer werth ist? Gesteht mirs lieber gutwillig. Allo Kurasch! — heraus mit der Farb! — Ist denn ein wahres Christenthum bei euch? Geht ihr gern in die Predigt? I woas eh, wos der Pfaff sogt! so schandlich und grob redt ihr von einer Hochwürdigen Geistlichkeit.

Item. Laßt ihr euch gern in die christliche Bruderschaft einschreiben? Eija, da seyds die Geschwinden nicht, da dreht ihr den Groschen oder Siebner zehnmal um, ehe ihr ein so paar Lumpenpfenninge in den Schatzgotteskasten hinein werfts. Die arme Wittwe hat zwei Pfenninge vom letzten Kreuzer ohne zu seufzen mit Freuden in den Opferstock gelegt, und der göttliche Heiland hat ihr eine so große Lobrede darüber gehalten, daß jeder billig sein ganzes Vermögen dem Opferstock anvertrauen sollte, um nur ein wenig von dieser himmlischen Lobred zu erhalten! — Aber da tragt ihr lieber euer Geld ins Wirthshaus, und meint, ihr thut gescheiter, wenn ihrs versauft, und euern sündigen

Leib, den ihr die ganze Woche auf den Feldern umherschleppt, stärket; die Saufbruderschaften sind euch all's lieber, wo ihr so hinlümmeln, und euren Text lesen könnt; aber ein katholisches Lehrbruderschaftel, wo für ein kleines Opfer das wahre Christenthum eingeschenkt wird, da seyds keine eifrigen Liebhaber, eibeileibe; aber der Teufel wird euch schon einmal die Zech zahlen, er wird euch schon noch einmal das Christenthum einprägen, er wird euch schon noch rupfen, warts nur! — Zur heiligen Beicht — just's Jahrl einmal, daß ihr nur den Willen der heiligen Mutterkirche nicht über die Schnur hauts; und da haben sich schon einige verlauten lassen: s' Beichten wird gar abkommen. Erlogen ists! Ochsen, Eseln, Büffeln, Rindvieher sind alle die, welche so was glauben, und solche Dummheiten nur nachplaudern. Kein Kaiser, kein König, kein Papst, ja der allvermögende Gott selbst kann eine so heilige Handlung nicht aufheben, ohne an seinen eigenen Worten zum Lügner zu werden. Das ging uns noch ab! da könnet ihr fein lügen und betrügen wie ihr wollt, und Niemand dürft euch, wie den großen Herrn, die Höllenthür eher aufriegeln bis ihr schon mit Leib und Seel wahrhaftig drinnen wäret.

Sogar die Weiber geben ihre Approbation, und bezeigen eine herzliche Freude darüber, wenn dieses nur bald geschehete; damit sie ihren Männern doppelte Hörner aufsetzen könnten, wenn dieser heilige Kappzaum einmal zerrissen wäre. Aber wartet nur, für dies Loch wird der Herr auch noch einen Nagel finden; er wird keusche Jünglinge erwecken, die werden euch brav anspeien; oder Gott verlaß uns nicht! es müßt gar der jüngste Tag schon da seyn.

Endlich stehen auch falsche Propheten auf, welche die Leute in diesen verderbtesten Zeiten schnurgrad in die Hölle

führen. Die Büchelmacher in der Stadt, die keinen Gott und kein wahres katholisches Christenthum glauben, sind es, sogar Leute in schwarzen Röcken, die man Jansenisten nennt, die längst von der heiligen römisch-katholischen Mutterkirche verflucht und verdammt worden, bemühen sich auch auf den Tandelmarkt des Teufels stückweis zu arbeiten. Bei Schulmeistern schon hab ich derlei Büchel gefunden, bei Schulmeistern, wo die katholische Religion eigens zu Haus seyn soll! — Und ists denn anders, meine Christen? Sieht man denn einen Katechismus, oder andächtiges katholisches Gebetbüchel bei euch? Aber Gott wird diese Büchel, in welchen solche Gottlosigkeiten, besonders wider eine hochehrwürdige Geistlichkeit enthalten sind, sammt allen Häusern, wo sich derlei befinden, wie Sodoma und Gomorrha, zu Staub und Aschen verbrennen. Da schreiben sie euch was her, was nicht wahr ist, nur daß sie euch um die paar Kreuzer betrügen, und die arme Geistlichkeit, die vermög ihres Berufes Alles geduldig leiden muß, brav bei den Leuten anschwärzen, und in einen schlechten Kredit bringen. Die Verruchten, die Verführer des Volks, die sind die rechten Abgesandten des Teufels, die Trabanten des leibhaften Antichrists.

Sie haben mit dem sanftmüthigen Lamperl einen Streit angezeddelt; aber das Lamperl wird diese Lumpenkerl alle zusammenbeißen, wie ein junges Gras. Sie sind die unreinen Geister, von welchen die Offenbarung sagt: „die, wie die Frösch den Teufeln aus dem Arsch kriechen, und hingehen zu den Großen der Erde, ihnen hofieren, und sie unrühmlicher Handlungen wegen loben, und reden, was sie gerne hören.“ Aber laßt sie nur hingehen, sie werden deßhalb noch in den feurigen Pfuhl geworfen werden, wo ewige Trübsal seyn wird.

Ich will euch heute die Augen aufmachen, und zeigen, wie ihr diesem Unglück entrinnen könnt. Gebts hübsch Acht auf meine geistlichen Ermahnungen! Schauts, das Herz thät mir einst im Leibe bluten, wenn ich einmal vom Himmel herunterschauen, und sehen müßt, daß so viele Worte, die ich geredt, umsonst und ewig an euch verloren sind. Ich mache demnach aus meiner Predigt zwoa Theil. Der erste betrifft die bösen Buben und Menscher: und der zweite begreift die Ehe in sich, wie man nämlich heirathen und auf eine christkatholische Art zusammenhalten soll. Jetzt schneutzt euch, daß mich hernach im Worte Gott's nicht unterbrechts, und fangt's auf mit aller Begierlichkeit den Senf des Evangeliums im

Ersten Theile.

Ich zittre allemal, meine Kinder, wie ein nasser Hund, so oft ich auf die gefährlichen Zwergwege der Ewigkeit — Immer und Nimmer — stoße. Ach immer, das nimmer sich endet! — Ach Nimmer, das immerzu währet! — O Immer, deiner sollen wir nimmer vergessen! O Nimmer, deiner sollen wir immer gedenken. O Immer, du beständiger Stachel des Fleisches! O Nimmer, du höllische Marter der Jungfrauen! O Immer, wie viele Menschen treibst Du aus den Städten in die Wüste! O Nimmer, wie viel ziehst du aus der Welt in die Klöster! O Immer, du erhältst den Jungfrauen ihre Reinigkeit! O Nimmer, du gibst den Jünglingen Standhaftigkeit! O Immer! O Nimmer! ihr macht uns heilig, und haltet uns in der Unschuld. O Nimmer! O Immer! O Immer! O Nimmer! — Immer wird sündigen, welcher betrachtet das Nimmer. Nimmer wird frömmer, welcher bedenkt das Immer! —

Wenn ihr also hübsch an das Immer und Nimmer

gedächtet, wie süß, lieblich und angenehm würde euch alle Müh und Arbeit schmecken, für welche die ewige Seligkeit feil geboten ist. Nehmts euch nur ein Beispiel an der seligsten Jungfrau Maria. Sie war noch ein kleines Frazerl von drei Jahren, und krachselt aus lauter Lieb und Andacht zum Jesus Kindel fünfzig hochmächtige Staffeln Jerusalems hinauf. Aber was thut ihr, unselige Fratzen? Euch muß man in die Kirche bei den Haaren herein schleppen, Eure Eltern müssen euch fast bis zur Kirch prügeln. Ihr klattert und krachselt auch: aber wohin? daß ihr doch den Hals brächt von den Leitern, die nach den Löchern führen, wo eure Dirnen liegen! Ich muß euchs recht sagen, wie ichs meine; sonst klagt ihr gleich wieder: den Pfoffa versteht mer nit. Und wenn Worte nichts ausgeben, so will ich mir nächstens brav Ziegelsteine mit auf die Kanzel nehmen, und sie euch auf eure dicken Schelmenköpf werfen, daß ihr gleichwohl an die geistliche Erinnerung denkts; was gilt's, die Bluttauf wird mehr ausgeben, als die Wassertauf, sie macht gewiß mehr Eindruck auf euch, als das leere Wasser mit Gottes Wort gefüllt? Ich will euch den Fuchs schon noch aus dem Busch klopfen, ihr hängohrende Landschelmen ihr! —

Ich komm im Eifer allzu weit ab von meinem Text. Also schau, meine liebe Dorfjugend, führ dich gut auf, unser Herrgott hat seine närrische Freud an schönen und wohlgezogenen Kindern, darum er auch den heiligen Lazarus auf Fürbitt seiner Schwestern, der häuslichen Martha und schönen Magdalena, die gar ein saubres Dirndel war, da er schon wie zum schmecken gestunken, wieder aus dem Grab auferweckt hat. Den Jünger Johannesel hat er gar auf dem Schoos sitzen, und an seiner Brust liegen lassen, weil er ein feines Knaberl war, und kein so raudiger und nießiger

Bube, wie ihr Gaiſchlieſſeln ſeyd. Ihr ſitzt auch gern auf dem Schoos; aber bei euern Mädchen, und da wünſchet ihr viel lieber Tag und Nacht darinnen zu liegen, was wird der Herr mit euch thun, die ihr euch nicht ſo aufführt, wie der heilige Johanneſel gethan hat! Um die Alten hat ſich der barmherzige Heiland ſo nimmer recht annehmen wollen, er hat ſchon gewußt, daß ſie von Todſünden ſtinken, wie die Kühmenſcher, wenn ſie von der Miſtlache kommen, und daß Chriſam und Tauf an ihnen verloren iſt. Der alte grundehrliche Patriarch Jakob hat auch ſo ein paar ſaubere Söhnel gehabt, die ihm ſein Herz bis in die Grube abgefreſſen haben; aber des Heli ſeine, das waren ein rechtes paar Spitzbuben.

Item, Kinder ſollen der Andacht ergeben ſeyn, in der Weisheit brav zunehmen, und hübſch Gehorſam leiſten; die Kinder ſollen zeitlich in der Fruh aufſtehen, und fleißig arbeiten; aber da heißts gemeiniglich: „Voda, i mog nit, iſt gor z'kalt! — No warts a weni, mon wird enks Beth oder die Streu auswarma*)."

Da ranzen ſie ſich erſt, wie die Säu im Kindelbeth, von einer Seite auf die andere. Nachher, wenns aufgeſtanden ſind, da heißts: „Wo is mai Schui? Wer hot main Bruſtfleck?" — Da ſollt der Vater den Ochſenzahm nehmen oder d'Staberl, und ſollt enks ſuichen, da wurds ös ſchon finden. Wanns angelegt ſeyn, da könnens einen Nienken Brod herfreſſen, daß nur eine Freud zuzuſchauen iſt; aber zur Arbeit ſeyds nichts nutz. — Gelts Buben und Mädchen, da lachts, weil ich euch brav trief? — Eure

*) Dieſe Reden wurden von dem Herrn Prediger mit der gehörigen Kinderſtimme, ſo wie die ganze Predigt im Oeſterreichiſchen Dialekte geſprochen, worauf immer ein allgemeines Gelächter entſtand.

Eltern ſind die nämlichen Stöck wie ihr, nur um ein paar Jahr älter! die Wahrheit kommt ihnen ſelbſt lächerlich vor. — No, hobens halt auch in ihrer Jugend nit anders g'macht! Aus Zaunſtöcken wachſt kein Weinſtock. — Das Alles hat der heilige Johanneſel nit thon. Er hat früh und Abends ſchön bet, den heiligen Roſenkranz in der Hand g'habt, den Katechismus fleißig durchblättert, drum hat ihn auch Gott geſegnet.

Ich könnt euch noch eine Menge Beiſpiele aus der heiligen Schrift anführen, wie Gott die Kinder ſegnet, die ihm trauen; abr nur eins noch. Schauts, der Davidl war ein Hirtenbübel, er hat die Lampel gehalten, und nachher hat ihn Gott gar zu einem König gemacht, weil er ihm traut hat. Er hat alle Tag auf der Halden früh und Abends zur Mutter bitt, und auch für ſeine Lampel, daß ihm Gott ſoll keins zu Grund gehn laſſen. Endlich hat ihm doch einmal ein Bär, aber kein Saubär, wie's ſo manchen unter euch gibt, ein Lampel geſtohlen, der Davidel aber hats ihm gleich aus der Goſchen geriſſen, und hat'n Bär auch zerriſſen. Noch nicht genug: Ein andermal ſind große Leute daher gekommen, die hat man Rieſen genennt. Da war einer drunter, der hat Goliathl geheißen, der war der größte unter ihnen; — ei ja — er war gut zweimal ſo groß und dick, als euer Kirchthurm, der hat mit den Iſraeliten raufen wollen. Es hat ſich einer und der andere über ihn gewagt, aber der Goliathl hat ſie gleich auf dem Schlachtfeld, wie eine Blunzen vom Sauerkraut, mit Haut und Haar weggefreſſen. Da hat ſich halt keiner mehr traut mit ihm zu raufen; mithin wären die Iſraeliten alle gefangen worden. Da hat aber der König Saul, der ein grundgeſcheidter Mann war, und im kleinen Finger mehr gehabt hat, als mancher gnädiger Herr in der Stadt unter

der ganzen Parocken, dem, der den Goliathl umbringt, seine Tochter zum Weib versprochen. Das war halt gar ein schlankes Dirnel! Ihre Haare waren wie Seiden, ein schönes Gefries — zwei Brüste — kurz sie war durchaus so proportionirt, wie der Berg Libanon. — Das alles hat dem Davidl gefallen, hat was gehalten von schönen Mädchen, der Davidl. — Ich glaub's gern, die Bauern selbst würden dergleichen Kost nicht verachten. — Das war nachher so immer seine königliche Unterhaltung, wenn ihn das schwere Staatsruder müd gemacht hat. — Da hat er gesagt: er will Raufen mit dem Riesen. Sie haben ihm gleich einen Sabel umgehenkt, der größer war als er, die Narren die, und weil er damit nicht umgehen konnt, so schmiß er den Sabel weg, ging zum Bach, klaubt sich fünf dreieckige Steine aus, und legt einen davon in seine Schleuder; gelts Buben, das Gespiel kennts auch? — Jetzt ging er auf den Riesen los, schmeißt, und schmeißt ihn halt just den Stein an die Stirn; patsch, da ist der Goliathl niedergefallen, wie ein Ochs, auf die Erde, und hat alle Viere von sich gestreckt, wie ein krepirtes Pferd; da hat der Davidl geschwind den Sabel des Riesen genommen, und hat dem Goliathl damit den Hals abgefärkelt. — Schauts, das hat er alles thun können, weil er an Gott glaubt hat, darum hat er auch Kurasche gehabt, so was zu unternehmen. Aber ihr rußigen Bauernbuben, ihr habt keinen Glauben, eure Kurasche ist wie die Kurasche der Schneider, oder die der Soldaten, die bei der Mutter hinterm Ofen sitzen, und sich an Speckknödeln z'todt fressen.

Ihr habt nur eine Maulkurasche; darum werdet ihr auch keiner ein König oder Kaiser werden, sondern rußige, zaghafte, faule und stinkende Bauernbursch verbleiben. In der Jugend denkts nicht an Gott, und im Alter wird er

euch auf die Kappen — ihr wißt schon was ich sagen will . . . Was Hanserl nicht lernt, lernt Hans gar nicht. . . .

Euern Eltern sollts hübsch gehorchen, das ist: Sollts Vater und Mutter ehren, auf daß es euch wohl gehe, bis ins tausende Glied, das ist ö' Geboth Gottes, und die solches nicht halten, denen wird er den schuldigen Gehorsam einmal von den Schulmeistern, die Bockshörndl und Gaisfüßel haben, in der Hölle lehren lassen.

Mit den Menschern gehts um kein Haar besser, sind auch die rechten Mistfinken. Sie meinen, für unsern Herrgott ist Alles gut. Das junge, süße Lamperlfleisch gebens dem Teufel, und für'm Herrgott ist das gut genug, was schon drei Tage am Nagel gehenkt ist. Die Rosen kriegt der Teufel, unserm Herrgott gebts die welken Blätter, gut für Gott! Aber warts, Mädchen, der Teufel wird euch schon einmal schieben, weil ihr ihm alles Fleisch gebt, und dem lieben Gott die nackten Beiner laßt! Der Welt wollts Fußpadern abgeben, aber Gott nicht?

Ich hab noch immer ein wenig zurückgehalten, aus Schamhaftigkeit, aber jetzt da ich seh, daß ihr keine Scheu und keine Scham habts, jetzt will ich euch erst auf die Lucken fühlen, jetzt will ich euchs recht sagen, wie's drum und dran ist; wenn schon eure Seel dem Teufel geben wollts, so sollts doch zuweilen auch ein wenig auf den Leib denken, und sollet ihn fein kasteien, mit diesen Worten: Schau, mein lieber Leib, der heilige Franziskus von Assisi war ein anderer Held, als du, und wann ihm der Raps kommen ist, daß ihn der Teufel und das Fleischel versucht haben, so hat er sich die schönsten Mädchen aus Schnee zusamm pauschelt, sie umarmt, und immer dazu geschrie'n: „O kurzes Leid! o ewige Freud! o kurze Freud! o ewiges Leid!" Und so hat er doch nur Schneesünden begangen.

die in der ersten Hitz wieder zu Wasser wurden. Aber eure Fleischsünden, damit sie nicht stinkend werden, so hängt sie der Teufel unterdessen ins höllische Eisgrübel, bis ihr selber dazu kommen, und an diesem höllischen Gastmahl ewig fressen werdet. Ihr sündiget von Sonnenniedergang bis Sonnenaufgang; von Mitternacht bis am hellen Mittag zu, ja, wanns die Kräften zuließen, durch euer ganzes Leben, ohne daß ihr euch jemals im Bad der heiligen Beicht recht abzuwaschen gedenkts.

Wenn ihr in den Beichtstuhl kommt, so erzählt ihr nur immer zur Hälfte eure Sünden, wollts mit der Farb nicht heraus. Was soll man hernach denken, wenn ihr ins Krankenbett kommt? Ich hab selber vor ein paar Jahren ein hübsches junges bildschönes Dirndl gehabt, die kriegt auf einmal das hitzige Fiberl. Ich bin noch etlichemal bei ihr gewesen, und auf einmal, schnaps umi, lag sie mausetodt da — am hitzigen Fiberl! mitten in ihren Sünden! Was soll man von so einem jungen Menschel denken, die's hitzige Fiberl hat? Ihr wißt es nicht? Ich weiß es auch nicht. Wo ist sie aber hingefahren? Schnurgrad zu dem Teufel, der ihr das hitzige Fiberl gemacht hat. Schauts, dahin bringt einen das hitzige Fiberl, wo Zittern und Zahnscheppern ist, und wo Alles drüber und drunter geht.

Von diesem schrecklichen Uebel könnts euch aber leicht wieder los kaufen. Schauts Leut, ich hab Katechismes bei mer, sie haben mirs um einen Kreuzer theurer geben wollen, die Bücherkramer in die Stadt; das sind rechte Wucherer! drauf bin ich halt fortgangen. Endlich hat er mir nachgeschrien: so gengen Ihro Hochwürden her da, weil Sie's sind! Und so hab ichs doch um sechs Kreuzer kriegt. Mithin schenk ich euch so ein Seelenschatzel. Ihr müßt mir aber zwölf Kreuzer dafür geben, fürs Einbinden und

Zurichten: hab selber kaum einen Kreuzer dabei. — Wer das Büchel liest, hat hundert, und wers lesen hört fünf und zwanzig Täg Ablaß. Ist das nicht ein S—geld für die ewige Seligkeit?

Incidere in manus Dei. Es ist nur eine Freud, in Schoos seines Gottes fallen! — Aber wo werdet ihr hinfallen, ihr unseligen Gepacker? In den Schoos des Teufels, zu seinem allgemeinen Vergnügen, wie der gottlose Kain; er dacht auch: es ist noch immer Zeit. Die Einwohner zu Jericho waren eben so verkehrt, wie ihr, so hautschlimm; Ninive hat's bis auf'n Tag ankommen lassen; immer hab'n sie gedacht: noch ist es Zeit, noch ist es Zeit, noch dürfen wir nicht zur Buße greifen! aber sie haben gesehen, daß es Ernst wurd, und sind wie der Blitz in die roßhaarnen Säck gefahren.

Der bockbeinigte Feigenbaum wollte keine Früchte tragen, darum hat ihn auch der göttliche Heiland verflucht, und er war doch noch zehnmal besser, als ihr; er trug gar keine, aber ihr tragt böse Frucht.

Noe hat hundert Jahre an der Archen baut; alle Tag hat er sie ermahnt, wie ich euch, geschrien, gepoltert gelärmt, geflucht und gescholten, was hats geholfen? Es hat Alles auf ihre versteinerte Herzen keinen Eindruck gemacht. Schauts, wie Gott langmüthig ist! hundert Jahr! auf die Letzt noch sieben Täg; sie haben das Vieh schon über die Brucken in die Archen einmarschiren g'sehn: sieben Stund noch! nichts — Es ist noch immer Zeit! — Sie haben den alten Mann noch brav ausgelacht. Aber jetzt wurds Ernst, fielen die Wolken herunter, es hat schon angefangen zu tröpfeln. Die Blitze sind wie närrisch kreuz und quer in die Luft herumgefahren. Die Brünn sind auch dem erzürnten Gott zu Hülf geeilt, und haben ihm Wasser vor-

geschossen. Jetzt wars Ernst, jetzt sind ihnen die Hosen eng worden; jetzt ist ihnen das Wasser in die Schuhe geloffen; aber es war zu spät. — Sie haben nie an das Immer und Nimmer gedacht, darum ist das Wasser immer weiter und weiter aufgestiegen, und hat diesen verruchten Gespaßlern mit Gott den Garaus gemacht.

So ging es auch denen zu Sodoma und Gomorra. Flugs wars Feuer da, wie ein Blitz, und hat diese Menschen alle mit einander zu Staub und Asche verbrannt.

So dem König Pharao im rothen Meer; so dem Könige Saul, und hundert anderen Gelichtern seines gleichens, und wenn Gott Könige nicht schont, die doch immer noch ein wenig Recht vor andern ehrlichen Leuten voraus haben! was soll er denn vor euch für besondern Respekt haben? Mit euch wird er sich nicht einmal zu richten die Mühe nehmen, euch wird er aus Kurzweil, zum bloßen Zeitvertreib, einen um den andern in die Höll hineinschmeißen. Da werdts hübsch brinnen, wie die gedörrten Weinbürdln, wenn die Mutter den Backofen heißt.

Ach! noli contemnere misericordiam Dei! treibts doch mit unserm Herrgott kein G'spaß mehr! Ihr wißt, mit großen Herrn ist nicht gut Kirschen essen, sie werfen gleich muthwillig mit Stingeln umher.

Deus iratus est! wenn der Herr grimmig wird, so frißt er euch alle auf; damits unserm Herrgott also den Verdruß ersparts, und dieses Unglück verhütet werde, so führts euch gut auf; denn Gott ist gleich wieder gut, wie ich mit euch jetzt schon wieder gut bin. Folgts euern Eltern, habt ihrs gehört? Gebt keine Aergernissen, daß euch kein Mühlstein an den Hals gehenkt, und ihr in die Donau geschmissen werdet. Stehts früh auf; betts euern heiligen Rosenkranz, durchblätterts fleißig den Katechismus, denkts

an meine heilsamen und kräftigen Lehren, und vernehmts mit Geduld und Aufmerksamkeit den

Zweiten Theil.

Erit enim tribulatio magna. Damals wird Alles drüber und drunter gehn. (Es entsteht ein Geschrei, wegen des Gedrängs von kleinen Kindern, welche die Mütter auf den Armen hatten.) No habts die kleinen Patscherln auch mitgebracht, was ihr für Narren seyds, sie verstehen ja nichts!—No weil sie schon da seyn, so laßt sie halt das Wort Gottes mit anhören; **ex ore infantium et lactantium perfecisti laudem tuam.** Wie's halt schon geht auf dem Land.

Mein Sinn ist keineswegs, euch eine Lobred zu halten, wohl aber wichtige Wahrheiten zu sagen, von welchen die Eltern selber so etwas wissen. In der Jugend wachsen sie auf wie die Stöck, und so lassen sie wieder ihre Kinder aufwachsen, daher kommen immer die alten Eseln, die alten raudigen Schafe, wie sie vor hundert Jahren waren, und das Arbeiten und Ausmisten im Schafsterl Christi ist immer für uns Geistliche fruchtlose Arbeit, so sehr wir uns auch Mühe geben, den Stall recht rein zu erhalten; weil die Schaafe immer wieder ihn verunreinigen, und des Unraths gar kein Ende machen. Man sollt euch lieber christliche Schwein, als christliche Schafe nennen, weil ihr in allen Sündenlöchern herumstänkert, wie die Schweine. Euer Leib, der doch nur eine Wohnung des heiligen Geistes seyn soll, sperrts die Ohren recht auf, ihr Weiber, euch gehts an, euer Leib, sag' ich, gleicht einer rechten Mistein-fuhr, und da, wo nur Gott wohnen sollte, schlieffen die großen Sünderbengel aus und ein, und bereiten dem Teufel und seinem ganzen Anhang eine weit mächtige

Wohnung darin. Aber was ist die Haupturſach? Eure Ehe geſchicht nicht mit Gott, ſie geſchicht mit dem Teufel.

Ich will menſchlich davon reden, meine Chriſten; um der Keuſchheit willen hab jeder ſein eigenes Weib, und jedes Weib laß auch hübſch dem Mann ſeinen freien Willen, wie', wann, und ſo oft er will; freilich kann ich manchem Weib nicht immer Unrecht geben, wenn ſie ſagt: mein Mann iſt ein Nimmerſatt. Aber das Maul halt, Weib! thue deine ehelliche Pflicht, das iſts, was der groſse Paulus will? Wie ſchön iſts der Sara nicht angeſtanden, daß ſie ihrem Mann in Allem hübſch Gehorſam leiſtet! Eben ſo ſollt ihr auch euern Männern gehorſam ſeyn, und euch bemüh'n, eure Töchter zur Nachahmung zu bewegen, und zu thun, was der Mann will; iſt nicht Chriſtus ſelbſt bis zum Tod gehorſam geweſen? Obediens usque ad mortem!— Wenn alſo dieſes Chriſtus gethan hat, wie der Apoſtel klar anmerkt, ſollt ihr euch darwider auflehnen? Wollt ihr Gott Regeln vorſchreiben, ihr weiblichen Hackſtöck? — Sogar beim unvernünftigen Vieh hat Gott das Weibel überall dem Mannerl untergelegt. Schauts die kleinſten Vögerln an, wanns Weiberl nicht will, braucht das Manderl Hausgerechtigkeit, nimmt ſie beim Schopf, und zeigt ihr, was der Hausbrauch iſt. Der Mann ſoll ſich ſeines Weibs in der Jugend brav bedienen, und aus ihrem Brunnen trinken; er ſoll ſich an ihr allezeit ſättigen, und alleweil in ihrer Lieb ergötzen, und wenn ich nun frag: warum laßt ihr es nicht zu? Ha? — Weil ihr für euern Mann zu faul ſeyd.

Mein, ſagt mir doch, welcher Mann wird ſo narriſch ſeyn, einen Weingarten pflanzen, und nicht von ſeiner Frucht eſſen? — Dazu iſt das Weib ja von der Natur hergegeben worden, daß ſie dem Mann gefällig ſeyn ſoll.

Dazu hat sie die Mutter Natur ja so molligt und gespaßig geschaffen, daß der geplagte Mann immer einmal ein weltliches Gespaßel, einen zeitlichen Zeitvertreib haben kann.

Schauts, ihr Weiber, ihr mögt euch drehn wie ihr wollt, ihr kommt mir nicht aus, überall liegt ihr unten. Weiber sollen und müssen den Männern unterthänig seyn, nicht räsoniren.

Der Mann ist des Weibes Haupt; daß sie euch aber auch bisweilen euern Kopf lassen, und nicht nach ihrer Vollmacht handeln, kömmt blos von ihrer gutherzigen Natur; weil die Mannsbilder überhaupt gute, milde und wohlthuende Menschen sind. Bildet euch aber deswegen nichts ein darauf, der Stolz war von jeher das unerträglichste Laster, und mein! machts uns nur keinen blauen Dunst vor die Augen, man weiß es ja, ihr zeigt es zu offenbar, daß ihr das Teufelskräutel Jelängerjelieber vor allen andern auf das narrischte liebet.

Gesteht nicht die Braut im hohen Lied Salomonis selbst, die gewiß die bravste Jungfer war, als keine unter euch ist, da sie, wie in der heiligen Beicht sagt: Mein Geliebter hat seine Hand durchs Fenster gesteckt, und mein Bauch erzitterte von seinem Anrühren. Und sagt mir, steht ihr nicht selbst oft da wie die Kühe? Eure Dutten paradiren, wie zwei querliegende Thürm, man müßt oft Sturmleiter und Mauerbrecher ansetzen, bis man euch nur ein wenig, wie die Braut Salomonis, in Erschütterung brächt.

Ein Weib soll seyn, wie ein verschlossener Garten, in den der Mann hinein spaziren mag, so oft er will; weil er sich das Schlüsselrecht beim Alter dazu erkauft hat; oder wie ein versiegelter Brunn, bei dem sich der müde Wanderer erquicken mag, so oft ers nöthig hat; ihr Gewächs

ſoll ſeyn, wie zwei Granatäpfel, die dem nach Saft lechzenden Mann immer neuen Appetit machen; das Weib ſoll dem Mann Gutes thun ſein Lebenlang; thut ihr ſo was? Aber wundert euch nicht, ihr Männer, wenn eure Weiber ſchlimm ſind; in der Offenbarung Johannis ſtehts haarklaar: wie die große Schlange mit der gebenedeitesten unter den Weibern ſich herumgerafft, ſo hat die Erde das Weib ſekundirt; darauf iſt die Schlang in einen Gift kommen, und hat ſich auf den Schwanz geſtellt, kerzengerad in die Höhe, und hat einen Schwur gethan, in Hinkunft mit allen Weibern zu raufen, ſie mit ihrem Gift anzuſtecken, um doch wenigſtens ein Kätzel der Freud zu haben; die Weiber alſo, als dumme Geſchöpfe, ſehen die Schlange für ein Katzel an, ſtreicheln und liebkoſen ſie, bis ſie ſelber ganze Schlangen werden. Das iſt die traurige Geſchichte, meine Männer. Aber es iſt ſich gar nicht zu verwundern, indem die Frau Everl, das erſte Weib, gleich im Paradies mit einer Schlange gelöffelt, ſagt die heilige Schrift, und ihrem Mann eine großmächtige Staatsparocken und ein Paar Hirſchhörner dazu aufgeſetzt hat.

Ich ſelber zürne auch allemal, wie eine Wanze, wenn ich bedenke, daß ein Weib uns gottgleiche Geſchöpfe um alles ſüße Vergnügen durch ihre narriſche Löffelei gebracht hat. Es thut mir in der Seele wehe, ſag ich, wenn ich bedenke, daß Gott unſer Heiland ſich wegen der Narrethei, daß ein verliebtes Weibsbild ein biſſel mit einem Mann, dems wohl auch da (auf die Stirn zeigend) gefehlt haben mag, einen Geſpaß getrieben hat, vom hohen Himmel herab hat bemühen, und leiden und ſterben müſſen. Aber das Löffeln iſt ſchon ihre zweite Natur, ſie müſſen noch bis die Stund immer was mit den Männern zu maunreln haben, daß ſie ihnen ihre weiblichen Fallſtrick legen, und

ſie fangen. Und ſchauts, wenn ihr bedächtet, daß ihr noch bis dieſe Stunde dem armen gutherzigen Jeſus im Himmel keine Ruhe gebts, und ihn durch eure Sünden alle Augenblick geißelt und kreuzigt, und wenn ihr hinten mit der Marter fertig ſeyd, vorne wieder anfangt; ihr ſeyd die Rechten; da betet ihr das Herz Jeſu an, und gleich darauf ſchlagt ihr ihm wieder neue Wunden und Löcher in den Kopf. Und die Männer thuns euch zu Gefallen immer hübſch mit. Aber ich weiß nicht, was die Männer für Narren ſeyn? Man mög ihnen zureden, wie man will, es hilft nichts, ſie laufen immer in ihrem narriſchen Trieb, wie die Pudeln hintern Weibsbildern drein. Es iſt völlig zum Lachen; wenn doch noch ein koſtbarer Geruch an einem Weibsbild wäre, wie bei den Zibethkatzen; aber ſo ſtinken ſie ärger als Sardellen, mit denen man die Indianiſch ausreibt, daß ſie nur recht gut ſchmecken, und den Gaumen immer noch mehr reizen ſollen.

Der Mann iſt ja nicht erſchaffen, um dem Weib einen Gehorſamendiener zu machen, ſondern das Weib iſt da zum Gebrauch des Mannes. Zwar kommt das Weib von der Rippe des Manns, und der Mann durchs Weib, das iſt ebens Rathſel, und dieß aufzulöſen, denkt ihr Männer nicht daran, und ſtürzt euch, wie die Ochſen, die zur Fleiſcherbank geführt werden, dem nächſten beſten Rammel in die Arme, ohne Bedenken, daß der Menſch, vom Weib geboren, nur eine ſehr kurze Zeit lebt. Weil die Lippen eines Weibsbilds ſchmecken, wie Meth, der glatt einfließt, ſo wollt ihr euch lieber daran gar rauſchig trinken, ob er zuletzt gleich beißt wie Eſſig.

Hütet euch, ihr Männer, vor den Weibsbildern! ſie geben ſüße Worte, beſonders wenn ihr in die Stadt kommt, ſie ſagen: „Wie glücklich bin ich, ſo einen hübſchen,

gesunden Landbuben zu sehen, komm mit mir, ich hab mein Geläger neu und hoch aufgebett, mit schönen Bändern geziert, in der Kammer Gras und allerhand wohlriechende Blumen aufgestreut, mit verschiedenen Geistern aufgespritzt; laß uns der Umarmungen genießen, laß uns die Busen zusammendrücken, bis die Sonne hinter den Bergen heraufsteigt!" — Erlogen ist es, kein Wort ist wahr; ihr Bett ist ein schlechter Strohsack, der von lauter Todsünden stinkt, wie die Höll, sie lieben euch nicht, sie lieben nur eure Beutel, und wenn das Geld weg ist, was fürs Obst, Holz, oder Getraid gelöst habts, lachen sich die Ludern die Haut voll, und denken: den Landgimpel hab ich kriegt; schicken euch matt und krank fort, das arme Weib hat unterdessen zu Haus oft mit drei und vier Kinderln keinen Bissen Brods, und ihr vernagelt so viel unnöthig, bloß aus alter Gewohnheit. Ihr Weiber laßt eure Männer nicht zur Stadt gehen, geht lieber selber, wenn euch zu trauen ist. Wollt ihr denn nicht lieber einem Tanzbärn begegnen, als einer solchen ausgefuchtelten Kanallie? Ihr Haus sind lauter Straßen, auf denen man zum Todtenkammerl geht. Ihr wandelt immer im Tiefen in der Finsterniß, niemals auf den lichten Wegen der Wahrheit und Keuschheit; aber auf einmal wischt der Teufel über euch, nimmt euch und schmeißt euch in Luzifers ewiges Zuchthäusel hinein, bei der Thür gibt er euch noch einen Tritt und jetzt seyds drinn, das eiserne Thürl ist geschlossen, und jetzt könnts ewig aus der Tiefe singen und schreien, wie ihr wollt; es hört euch kein Mensch, und wir Geistliche können euch mit unserm unschuldigen kräftigen Gebet auch weiter nicht mehr viel helfen: weil es eine Todsünd ist, für einen Verdammten zu bitten, wir dürfen nicht. Ex infernis nulla redemtio.

Mit dem Rosenkranz kann man euch auch nicht herausangeln, wenn man gleich gern so einen armen Schelmen herauspraktiziren wollt, der reicht nur bis zum Luftgatter des Fegfeuers, und bei euch helfet des auch Nichts; weil euch die Teufeln mit ihren Krampen und Gabeln immer beim Arsch haben. Ihr könnt nicht aus. — Das habts von euren dummen Narrheiten, von euerm Nullern. Bindet euch lieber eure rechtmäßigen Weibern, die euch die katholische Kirch geschenkt hat, ans Herz, oder henkt sie euch gar an Hals: wenn's doch geweibt seyn muß, als daß ihr jedem Gepack nachrennt, und verachts das Geschenk der Kirche Gottes nicht, es ist gescheidter. Ihr verliert da alle Ehre und Reputation, und die Keuschheit schickt ihr ohnehin immer auf die Spaziergäng aus; gelts, wie ich das Ding alles weiß? Ich muß oft hören genug, daß ich mich nur wundre, daß euch Gott nicht auf der Stelle mit dem Blitz erschlage.

Paulus sagt: so Jemand beschnitten berufen worden, der zeige seine Vorhaut; ihr aber zeigt nicht nur euren ganzen Tandelmarkt, sondern ihr zieht euch zusammen Mutternackt aus, wie euch Gott erschaffen hat; damit euch nicht einmal ein Flanken Hemds inkommodire, und gebt Gott Aergerniß, die heiligen Engel müssen sogar darüber ausspeien, und der Teufel lacht auf der Seite und hat seine narrische Freud darüber, aber er schreibt doch fleißig abe eure Sünden auf die große Kuhhaut, um euch einst darin nach der Höll zu schleppen, wann sich der Sohn des allmächtgen Vaters niedersetzen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, die aus Uebermuth die Unschuld hier zu Fall gebracht haben.

Habt ihr einmal ein Weib, so sucht keine andere, es muß euch seyn, als gebs gar kein Weibsbild mehr auf der Welt. Seyd nur keine Narren. Schauts, braucht man

denn um gut und vergnügt zu leben, mehr als ein Bett, wenn noch oben auf ein hübsches Weiberl darinnen liegt? und wenn uns nach einer Frühlingsmozion, nach einer Mailust ein erquickender Schlaf die gesättigten Augen zudruckt, so sind ja ohnehin mit einemmal alle unsere Bedürfniß gehoben, da schläft der Bettler oft sanfter, als der König. Aber ihr seyd unmäßig in euern Begierden; könnt eure Leidenschaften nicht im Zaum halten, und obschon ihr den ganzen Tag über sehr hart arbeiten müßt, so wollt ihr doch noch bei Nacht dem armen Weiblein, das auch den ganzen Tag, wie eine Kuh ihr Joch getragen, und ihre Kälber selbst gesäugt hat, keine Ruh lassen, und das ungescheut vor den Kindern, kreiset und schnaubet dabei, daß die arme Unschuld darüber erwacht, und nicht begreift, was in der Finster vorgehe, und warum eure Bettstätte knarre; daher fürchten sich die Kinder, die unschuldigen Narren, und glauben, es sind Gespenster in der Stuben; und sie haben sogar unrecht nicht.

Der Teufel schlaft nicht, er wacht mit euch, um ein Augenzeug eurer Lasterthaten zu seyn; und sagt mir, bedient ihr euch denn der ehelichen Pflicht, wie es die katholische Kirche haben will?

Ach meine Christen! machts doch lieber so, wie's Gott der Herr dem Adam und der Eva zuerst gezeigt, wie er sie die Lebensart gelehrt hat; der Herrgott war so freigebig, und hat den Weibern zwei hochmächtige steinfeste Brüste gegeben, und ihr ausdrücklich befohlen, sie soll ihre Augen zu dem Gestirn, das ist der Mann, aufheben, um daß ihr von allen Seiten her, die himmlischen Wohlthaten wie in einem Rosengarten recht schmecken möget.

Schauts, die Königin Vasthi. Da hat ihr Mann, der König Ahasverus, einmal eine große Tafel gegeben, seinen Hofleuten, und Andern auch; da waren viel fremde

Herrn zugegen; denen hat er seinen Gusto zeigen wollen, es ist ihm halt so eingefallen.

Er ließ der Königin durch einen Lakayen sagen, sie möcht sich recht schön aufputzen, hoch frisiren lassen, die Krone aufsetzen, ihren Puffahn umhenken; das ist das Ding, was die Weibsbilder in der Stadt so breit macht, wie ihr schon öfter gesehen werdet haben, daß ihr manchmal mit euern Milchbutten in einer breitmächtigen Gassen kaum vor einander kommen könnts, da ist ihr der Bitzel gleich in Kopf gestiegen, wie halt die Weiber schon seyn, sie nehmen gleich Alles in Uebel, daß der König nicht selber kommen ist, und hat sie kniefällig gebeten, und ist halt nicht zur Tafel kommen. Sie hat ihm sagen lassen, sie hätt Kopfschmerzen, es ist ihr was zugestoßen, oder was sie ihr halt für eine Ausred genommen hat. Das hat den König, der ein Bissel verstanden hat, was Hausrecht mit sich bringt, verdrossen. Er hats gleich seinen Ministern erzählt, und sie darüber um Rath gefragt; das war den Ministern eine gemachte Wiesen, ihre Weiber, die Hofdames, haben schon lang was bei ihnen auf der Nadel gehabt, was weiß ich, sie haben ihnen halt auch nicht nach ihrem Willen gethan; da haben sie gleich gesagt, der König solle den Weibern die Köpf brechen, denn wenns der Königin angeht, so werden bald alle Weiber stutzig werden, und die Männer nur auslachen. Er soll sich von ihr scheiden lassen, und jeder Mann im Land soll sich auch können scheiden lassen. Gesagt, gethan. Der König ließ alle schönen Madeln zusammen kommen, und hat sich die schönste darunter ausgesucht, das war ein Judenmadt, die hat Esther geheißen. Der hat er gleich die schön Kleider von der Vasthi geben, die hat er fortgejagt, hat ihr die Kron aufgesetzt, und die hat mit ihm zu Mittag gessen, und auf die Nacht mit ihm geschlafen.

Die andern Ministers habens, glaub ich, mit ihren Weibern auch so gemacht. Und eben so wird es euch auch gehen. Der göttliche Ahasverus wird euch auch nicht ansehen wollen, er wird euch das Krandel wegnehmen lassen, er wird euch des Himmelreichs verweisen, und wird die Männer als seine getreuen Minister, allein zur himmlischen Tafel laden; da werdet ihrs denn haben; arme Mädchen werden die Ehre haben, die königliche Esther zu spielen, sie werden die Ruthen der Männer recht begierig, ehrfurchtsvoll und gern küssen, indeß die christlichen Töchter hinausgestoßen werden, aus dem Hause des Herrn, wo sie denn mit den alten Betschwestern an den Wurzeln der Verzweifelung ewiglich werden kiefern müssen, weil sie ihrer Pflicht auf der Welt vergaßen. Crescite et multiplicamini in die hundert tausend ist das Gebot; aber ihr wollt nicht wachsen, und euch vermehren, sondern immer kommod leben.

Jetzt, wo kommt dieser Fehler her? Mann und Weib sollen immer beisammen hängen. Deßwegen sagt die Schrift: es werden zwei beisammen seyn — ein Fleisch. Ihr aber heirathet einander nicht des Zusammenhaltens wegen, ihr heirathet bloß aus Eigennutz. Der Mann hat vielleicht ein bissel Geldel, hat ein Haus, einen Weingarten, eine Wiesen; und so wieder umgekehrt, von Wort zu Wort vom Weib zu verstehen. Was hilfts, wann sich einer ein reiches Weib nimmt, die er hernach nicht lieb hat? Ich habe solche Ehen schon genug gesehen, da leben sie hernach zusammen, wie Hund und Katzen: wenn das eine da hinaus will, will das andere dort hinaus. Da gibt es ewigen Unfrieden, Zank und Schläg, und Ein wird des andern Teufel. — Einigkeit ist das erste Glück in der Ehe, und erhält ein Haus allein aufrecht.

Hernach nehmts euch allerhand Grillen in Kopf. Der

Mann will zu seinem Dienst ein junges schönes Weib, 's seyn lauter Narretheien! Habt ihr noch Kinder erheurathet, wie denn die Wittwen immer närrischer aufs Heurathen seyn, als die ledigen Madeln, weil sie schon Salz gelegt haben, kommt der Mann sternlaternenvoll nach Haus, so schreit er: Kinder, packt euch aus dem Haus, und rumort wie der Teufel in der Rumpelmetten inners Hauses herum. Die Schachtel ist ihm zu alt, ja wenn sie um hundert zwanzig Jahr jünger wär!

Höret, was euch der große Paulus zuschreit: **Mares, diligite uxores vestras, ut Christus ecclesiam; — sed jam est moechatus in corde suo. Adulteros judicabit Deus.** Männer liebet eure Weiber, wie Christus seine Kirche, sündigt nicht in eurem Herzen; weil Gott die Ehebrecher alle selber richten wird.

Der Ehemann soll ein Nährvater seyn, soll für seine Kinder sorgen, aber er sorgt nur für seinen Bauch; bedank mich vor einen solchen Nährvater. Laßt er sich ein Krügel Wein nach Haus tragen, setzt er sich an Tisch, frißt und sauft, das arme Weib sitzt mit den Kindern hinterm Ofen, und schauen sündlich zu. Sollt dir deine Seele nicht zurufen: Schau, dein armes Weib und deine Kinder, die dir die ganze Woch das Brod verdienen helfen, lechzen recht nach einem Tropfen; geh, gib deinem Weib auch ein Schlüpferl Wein, oder einen Branntwein, was halt darnach habts, einen Bissen Semmel; nein, er frißt und sauft lieber Alles allein, wie ein geiziger Tauber: wenn er's gleich wieder ausspeien muß, wie ein Schwein.

Bringt er das Weib ins Kindelbett, will er davon nichts wissen, schilt sein ehrliches Weib eine Hur, und der armen Unschuld macht er das erste Compliment mit einem Bankert.

Schauts, was ihr für Schaubarteln seyds, ich könnt

euch eine Menge dergleichen Dinger hersagen, aber ich vergesse mich bald gar, daß ich im Hause Gottes bin.

Wo zwei mit Leib und Seel beisammen seyn, da ist Gott mitten unter ihnen. Aber bei euch ist niemals Einigkeit, darum ist Gott auch niemals bei euch, und wo Gott einmal bei einer Thür hinaus geht, so schleicht sich der Teufel, wie ein Brummerl, bei der andern hinein, spitzt die Ohren, und lauert allezeit auf eure geheimsten Handlungen. Darum geht auch hernach eure Wirthschaft den Krebsgang. Darum und aus keiner andern Ursach, ich laß mirs nicht nehmen, wirthschaftls auch nach und nach hübsch ab.

Der Mann ist im Haus, wie ein sorgfältiger Rechenmeister, um von allem und jedem Rechenschaft zu geben.

Der Mann muß immer um ein Quintlein mehr wägen, als das Weib; darum, Talk mußt nicht gleich aufbrausen, wie ein junger Most. Die Weiber haben bisweilen gute Gedanken, der Mann muß sie nur erst zur Reife gelangen lassen, wenn sie was nutz seyn sollen.

Ich kenn einen großen Herrn, wenn der ein schönes Madel sieht, sagt er gemeiniglich: ein guter Gedanke! und könnt er so was sagen, wenn der Mann nicht Vernunft gehabt hätte? Weil er geduldig war, so erhält er auch jetzt seinen Verdienst, und sein Weib bringt ihm die Krone der Herrlichkeit zuwege. Darum sollt ihr Weiber euch allezeit befleißen, euern Männern gute Gedanken beizubringen, daß ihnen der Schutzengel kann was Gutes aufschreiben; damit sie nicht im Morast des Zweifels versinken, und so ewiglich zu Grunde gehen.

Noch muß ich euch eines Mißbrauchs Meldung machen, an welchen ihr euch selten erinnert. Wenn ihr schon eure schändlichen Lüste euch nicht abgewöhnen könnt, so legt doch die kleinen Kinder, die ihr immer gewohnt seyd, bei euch

im Bett liegen zu haben, damit ihr einen beständigen Antrieb zum Fleischlichen in deren Ansehung habt, lieber außer demselben, auf einen Bund Stroh; so werdet ihr euch doch keines Todesdrucks zu verantworten haben. Eure eigenen Kinder werden einst eure Ankläger seyn. Es werden sich manche Eltern in der Höll verbrennen, und wir wissen nicht warum, gleich wie wir nicht wissen, was die heiligen Engel im Himmel machen; aber was sie nicht machen, wissen wir gewiß: sie heurathen nicht, und lassen sich auch nicht heurathen. Oder ob der türkische Kaiser ein großer oder kleiner Mann, ob er ein Liebhaber seiner weiblichen Bildergallerie ist, oder nicht, und das brauchen wir auch nicht zu wissen, aber das Seelenheil, das muß uns recht am Herzen liegen.

O Menschen, Menschen! wann werdet ihr einmal aufhören zu sündigen? Gewiß erst damals, wenn eure Füß im höllischen Schwefelpfuhl bis übern Nabel hinauf werden durchglüht seyn, wie Eisen, das der Schmied auf dem Ambos schmiedet! — Bedenket nur, das Leben ist kurz, und die Höllenpein währt ewiglich! ihr könnt ihr nicht entkommen, der göttliche Richter hat aller Orten seine Spionen, ja er ist beinahe überall selber zugegen. Wenn ich in den Himmel hinaufsteige, so ist er da, und wenn ich in die Hölle hinabsteige, so ist er auch da. **Fecit angelos suos Ministros.** Ihr wißt, daß ein Minister nichts anderes im eigentlichen Verstande ist, als ein gedungener Spion im Reiche eines andern Fürsten. Seht ihr, wie leicht es mir wär, euch nach der Schrift zum Hofgesind zu machen, und daß ihr wohl noch mehr, als irdische Fürsten seyd, weil der himmlische König sogar Engeln, das sind die heiligen Schutzengel an euch, als Minister schickt; aber ihr seyd die rechten, eure Herzen, das sind die Paläste der

heiligen Engeln, die gleichen den Schweinställen, welche zu Jahren oft nicht ausgesäubert werden, ihr waſcht die Lumpen eures Gewiſſens oft Jahre lang nicht im Bach der heiligen Beicht aus, und ſeyd die unflätigſten Dinger. — Ach! wie oft werden die heiligen Engel nicht blutige Zähren wegen euer vergießen! wie oft werden ſie eine Priſe himmliſchen Tabaks nehmen müſſen (ſchnupft), um nur den Sündengeſtank aus der Naſe zu bringen. Die Engel des Friedens werden bitterlich weinen, wenn ſie unſerm Herrgott für eine jede Seele werden Rechenſchaft geben müſſen, ſonſt werden ſie vom Herrgott kein gutes Geſicht bekommen.

Der Teufel gibt Rechenſchaft von euch, und kein Engel. Aber der Teufel wird euch ſchon kriegen, er hat euch ſchon, ſchauts, er hat euch jetzt ſchon! Er lauert immer auf euch, wie die Polizeiſoldaten in Wien, die gut aufſchauen, welchen Spitzbuben ſie fangen. Ihr ſollet ſo was den armen Engeln nicht zu Leid und dem Teufel nicht zur Freude machen, und wenn ihrs keinem thun wollt, ſo thut mirs zu Gefallen, mir, der ich der Geſandte Gottes im Fleiſch bei euch bin! führts euch gut auf; wenn ihrs aber auch mir nicht thun wollt, nach ſo klaren und bündigen Beweiſen, und inbrünſtigem Bitten, ſo kann ich euch nicht helfen, wenn ihr hinfahrt zu allen Teufeln.

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Hanswurſtiade von Dr. Menk.

Wie Hans als Knabe arg getollt
Und nichts Gelehrtes werden wollt';
Wie er dann an zu foppen fing
Und endlich auf die Reiſe ging.

Der kleine Hans wuchs auf wie ein Baron
Und wies ſich bald als drolliger Patron.
Kaum 14 Jahr ſo zeigte er ſchon Allen:
Der Apfel ſey nicht weit vom Stamm gefallen.

Er war ein dicker, wohlgenährter Bengel,
Mit Backen, voll wie ein Poſaunenengel;
Aus ſeinen Augen guckt' die Mutter 'raus,
Um Mund und Naſe war Herr Witz zu Haus.

Vom Vater wurde Hans gar ſehr getätſchelt,
Und von der lieben Mutter ganz verhätſchelt;
Was ihm gefiel — er durfte es nur ſagen —
Bekam er gleich für Kopf und Leib und Magen.

Wie alle Knaben aß er ungeheuer,
Am liebſten Wurſt, die blieb ihm immer theuer,
Drum nannten bald auch alle deutſchen Zungen
Hanswurſt den feiſten, wohlgenährten Jungen.

Von Zucht und Sitte wollt' er niemals wissen;
Sein feines Wamms war immerdar zerrissen.
Natürlich für sein loses Schelmenmaul
Zerzauf'ten ihn die Jungen oft nicht faul.

Die Schule hat er wenig frequentiret,
Und war er d'rin, manch losen Streich vollführet.
Hanswurst war nie ein Freund von dem Latein
Und wollte nie mehr als ein Deutscher seyn.

Nicht gern saß er auf den bestaubten Bänken,
Viel lieber freut er sich an tollen Schwänken.
Wenn oft der Doktor ernst katechesirt',
Hat ihn der Hans ganz lästerlich vexirt.

Und ward der Bakel noch so sehr geschwungen,
Es lachten dennoch alle bösen Jungen,
Da ward's dem Herrn Präceptor doch zu kraus,
Und er warf unsern Hans zum Tempel 'naus.

Hans klagt' betrübt der Laun', wie's ihm ergangen,
Die tröstet ihn und streichelt seine Wangen;
Witz aber sprach: „der Jung ist ganz mein Blut,
Mir gings auch nimmer in der Schule gut."

Und Beide riefen: „Fort mit dem Latein!
Man kann auch ohne Logik glücklich seyn.
Sie würden uns mit den gelehrten Sachen
Den klugen Hans noch dumm am Ende machen.

Das war dem Jungen Wasser auf die Mühle,
Von nun an sann er bloß auf tolle Spiele
Und übt' sich in possierlichen Gebehrden,
Als sollt er lust'ger Rath am Hofe werden.

Schlug Purzelbäum mit luſtigen Kumpanen,
Konnt' krähen wie ein Hahn und auch pahnen,
Daß alle Jungfern zum Erſticken lachten,
Und auch die Männer luſt'ge Mienen machten.

Drauf meinten die Gelehrten und die Frommen,
Es würde Hans einſt an den Galgen kommen;
Denn wer beſäß' ſolch teufliſchen Humor,
Dem ſtünd' ein fürchterliches End' bevor.

Das dünkt den Eltern gar nicht unvernünftig,
Sie warnten: „Hans ſey fromm und ſittig, künftig."
Allein ihm war das Foppen angeboren,
An ihm war Hopfen wie das Malz verloren.

Indeſſen war gutmüthig er dabei
Und ſchon als Knabe ſeinem Wort getreu;
Ja hinter ſeinem ſcheckichten Humor,
Lugt' warm und redlich deutſcher Sinn hervor.

Auf allen Märkten und bei allen Feſten
Gab Hans der tollen Schnurren viel zum Beſten,
Die er zu Hauſe am Familienherd
Von Witz und Laune hundertmal gehört.

Dabei war Hanſens Kleidung auch gar putzig,
Die alte Jacke, viel geflickt und ſchmutzig,
Hatt' er ſeit langer Zeit ſchon abgethan,
Und jetzt ein feines rothes Wämmslein an.

Das Wämmslein hatte Laune ausgeklügelt,
Das ſaß dem fetten Burſchen wie geſchniegelt,
Hanswurſt, der ſich gar drollig d'rin bewegt,
Hat's erſt in ſpätern Jahren abgelegt.

Witz hatt' ein närrisch Käpplein ihm gemacht,
Das schimmerte in dreier Farben Pracht,
Der Freiheit Farben, roth und weiß und blau,
Die trug Hanswurst mit kühner Stirn zur Schau.

Auch sah man an der so geschmückten Mützen
Des Vaters Lieblingsform, drei hohe Spitzen,
Und blanke Glöcklein saßen oben d'rauf,
Die tönten lieblich bei des Knaben Lauf.

Die Spitzen sollten jedem sinnreich deuten,
Hans wüßt' mit spitzen Worten wohl zu streiten,
Die Glocken hört er nicht bloß flüchtig klingen
Er wußte auch an welchem Thurm sie hingen.

Und weil ihn oft für seine Neckerei'n,
Manch grober Bursche pflegte durchzubläu'n,
So hat der Vater ihn zum Kampf bewehrt
Und schenkte ihm ein breites hölzern Schwert.

Damit hieb er nun kecklich um sich her,
Kam ihm ein schnöder Tölpel in die Quer,
Die Pritsche nannte er die stumpfe Waffe,
Und oft empfand sie mancher eitle Laffe.

So ward Hanswurst allmählich immer größer,
Doch wurden seine Sitten nimmer besser;
Auch damals gings wie heuer ungefähr:
Was Hänschen nicht, lernt Hans auch nimmermehr.

Dem süßen Nichtsthun hatt' er sich ergeben
Und führte so ein wahres Herrenleben;
Mit Witz und Laune ging er oft spazieren,
Um sich und and're Leut zu amüsiren.

Bei jedem Mummenschanz konnt' man ihn sehen,
Auf stattlichem Gerüste hoppend stehen,
Und als der Fürst des Landes ward gekrönt,
Hat Hans das Fest durch seinen Witz verschönt.

Am meisten sah man ihn auf allen Messen,
Da war's für ihn ein rechtes Narrenfressen,
Konnt' er die Kaufherrn und die feinen Schranzen
Mit Pritsch' und derben Späßen wohl kuranzen.

So hat er Hoh'n und Niedern Spaß gemacht,
Selbst Fürsten haben über ihn gelacht,
Und überall in seinem Vaterland,
Ward rühmend Hans, des Witzes Sohn, genannt.

Allein that gleich das Lob der großen Herrn
Ihm wohl — und welcher Mann hört's wohl nicht gern;
Doch schabt' er hinterm Rücken ihnen Rüben
Und ist des Volkes Liebling d'rum geblieben.

Die Eltern sahen froh sein tolles Treiben
Und wünschten: mögt' der Junge doch so bleiben;
Doch alle Frommen nannten ihn, o weh!
'nen losen Schalk vom Kopfe bis zur Zeh'.

Wohl mancher Ritter holt in auf sein Schloß,
Doch nie gefiel's ihm unter ihrem Troß;
Er schalt sie alle grobe Eisenfresser,
Die liebten nur die Dirnen und die Fässer.

Drum wenn es jetzo mancher Reimschmied wagt,
Und pinselnd jene Ritterzeit beklagt,
Wo zarte Minn' und Treue man gefunden,
So kann Hanswurst ganz anders es bekunden.

Er fand die Ritter alle sehr verrucht,
Sie führten eine lästerliche Zucht;
Besoffen sich und stahlen wie die Raben
Und raubten's Dirnlein, wo sie's konnten haben.

Drum sollet ihr nun solche Lügen lesen,
Glaubt's nicht, Hanswurst ist ja dabei gewesen:
Dazu ist er der Wahrheit größter Freund
Und seit Jahrhunderten der Lüge Feind.

Auch von den Frau'n erklärt er unumwunden,
Er hab' noch schlimmer sie als jetzt gefunden,
Sie hätten Lieb' dem Eheherrn geheuchelt
Und heimlich manchem jungen Fant geschmeichelt.

Als nun Hanswurst im Jünglingsalter war —
Er mocht' wohl zählen volle zwanzig Jahr,
Da zwickte ihn die Lust, ganz frei von Haus zu gehen
Und reisend Welt und Menschen zu besehen.

Der alte Witz war damit einverstanden
Und dacht': dem Burschen glückts in allen Landen.
Die Mutter Laun' näht ihm ein neues Kleid
Und stopft' mit Würstlein ihm den Ränzel weit.

Und Beide segneten den dicken Jungen
Und waren schier vom Abschiedsschmerz durchdrungen,
Selbst Laune seufzt': „Mein armes Hänschen; oh!
Vielleicht schläft er mitunter gar auf Stroh!

Witz gab der schlauen Lebensregeln viel —
Allein an Gulden keinen Pappenstiel;
Und lehrte ihn, wie er bei Arm' und Reichen
Durch Pfiffigkeit würd' jeden Zweck erreichen.

Als Laune noch zum Abschied ihn geküßt,
Sprach sie: Bleib fromm mein Sohn und stets ein Christ,
Bewahre Dich vor list'gen Frauenzimmer,
Und die Erinnerung an deine Mutter immer.

Wohl wird die arge Welt, ich kann mir's denken
Gar oft mit stolzem Hohn mein Hänschen kränken;
Wird Deine gut gemeinten Späße hassen,
In Angst und Nöthen meinen Liebling lassen.

Sollt' dieß geschehn, dann kräft'ge Deinen Sinn
Und eil' nach meinem Vaterlande hin,
An meinem schönen, weinbepflanzten Rhein,
Wird stets der Laune Sohn willkommen seyn.

Hanswurst schrieb sich das letzt're hinters Ohr,
Dann hob er das bethränte Aug' empor,
Die Pritsche schwingt er, seine Glöckchen klingen,
So seh'n sie eilends ihn von dannen springen.

Witz aber sprach zu der betrübten Laun':
„Gib Acht, Du wirst noch Wunderdinge schau'n:
Hanswurst wird baldigst auf der deutschen Erden
Gar hochberühmt als freier Künstler werden."

(Schluß folgt.)

Curiosa und Anekdoten.

Bei einer religiösen Versammlung zu Glasgow in Schottland hatte eine Dame ihren Stand auf einer Bank eingenommen, so daß die hinter ihr Sitzenden den Prediger nicht sehen konnten; wiederholte Ermahnungen, daß sie doch herabsteigen und sich setzen möchte, fruchteten Nichts. Endlich erhob sich ein achtbarer ältlicher Herr, und sagte ganz ernst: „Ich glaube, die Dame würde gewiß nicht stehen bleiben, wenn sie wüßte, daß sie in jedem Strumpf ein großes Loch hat.“ Dieß hatte die gewünschte Wirkung; sie war im Nu von der Bank, und setzte sich. Ein junger Geistlicher, der die Bemerkung gehört, erröthete bis über die Ohren, und sprach: „Mein Bruder, wie konnten Sie sagen, was nicht wahr ist?“ — „Nicht wahr?“ erwiederte der zur Rede Gestellte; „wie wollte sie denn in ihre Strümpfe kommen, wenn sie nicht in einem jeden ein großes Loch hätte?“

Der Banquier Wehmuth in ..... war Vorsteher einer auf Actien begründeten Anstalt, ein Mann, der sich gern sprechen hörte, und bei allen Gelegenheiten dermaßen haranguirte, daß Niemand zum Worte kommen konnte. Die Angelegenheiten der Anstalt standen schlecht, und wurde beschlossen, eine Generalversammlung der Actionäre einzuberufen, um sich über die zu ergreifenden Maßregeln zu

besprechen, doch kein Mensch konnte vor dem Vorsteher dabei zum Worte gelangen; die Zeit verstrich und die ganze Versammlung ging höchst mißmuthig wieder auseinander, ohne etwas beschlossen zu haben. — Den folgenden Tag las man in dem daselbst erscheinenden Lokalblatte folgende Bekanntmachung: „Die Ergebnisse der gestern stattgehabten Generalversammlung der Actionäre der ..... Anstalt waren so betrübend, daß kein Actionär vor Wehmuth sprechen konnte."

Ein Bauernbursch sollte heirathen. Er fürchtete sich entsetzlich vor der Ehe und weint bitterlich. Der Vater spricht ihm Muth ein und sagt endlich: Was ist denn zu fürchten? Schau mich an, hab' ich nicht auch geheirathet? „Ja!" schluchzte der Junge, „der Vater hat die Mutter geheirathet, Ich aber soll eine ganz fremde Person nehmen?

Da der Wein im dem Jahrgang 1832 sehr mißrathen war, daß es sich fast nicht der Mühe lohnte, zu herbsten, so meinte ein Weingärtner (Winzer) man sollte diesmal nicht sagen Weinlesen, sondern Weinbuchstabiren.

Sir John Bernards ungerathener Sohn bat einst seinen Vater, ihn reisen zu lassen, damit er die Welt kennen lerne. — „Mein Sohn", sagt Bernard, „ich habe nichts dagegen, daß Du die Welt kennen lernen willst, aber ich fürchte nur, die Welt wird Dich nicht kennen lernen wollen.

Die geſchminkte Edelfrau v. R... und ihr Pächter.

v. R...: „Na! was gafft er mich denn ſo an? Bin ich ihm denn ſo neu?

P.: „Ne, Excellenz, aber gut reparirt.

Ein Schlächterjunge ſchrieb an ſeinen Vater: „Ich melde Ihnen, daß ich untergekommen bin. In einem Monat ſind es 6 Wochen, ſeitdem ich mich zum Schlächterburſchen erhoben habe. Mein Meiſter iſt zufrieden mit mir. Er hat mich ſchon dreimal todtſtechen laſſen, und wenn ich mich gut halte, ſo wird er mich auch bald ſchlachten laſſen."

„Unſer Gutsherr will nur euer Beſtes", ſagte ein Amtmann ſeinen Bauern, worauf Einer derſelben erwiederte: „Freilich! wir wollens aber nicht hergeben."

Was für eine Aehnlichkeit iſt zwiſchen einem Licht und einem jungen Mädchen? — Sie wollen beide geputzt ſeyn.

Welche Aehnlichkeit hat ein Arzt mit einer Kartoffel? Sie haben beide ihre Früchte unter der Erde.

Wie kann man Abſchiedsthränen mit einem andern Namen nennen? — Scheidewaſſer.

Wer war der größte Kaufmann auf der Erde? Napoleon, denn er hatte die größte Niederlage von Moskau bis Paris.

Das Dichter-Paradies,

nebst Rezept zu einem poetischen Gabelfrühstück von Mondschein, Abendroth, Sternenschimmer, Blumenduft und Morgenthau.

Von Friedrich.

Ob so ein Tasso seine goldene Phantasienwelt wohl um eine ganze Erde von Chrysopas weggegeben hätte?

Wie glücklich ist selbst der armseligste Dichter! Unter den Schwingen seines Pegasus verwandeln sich Felsen und Steine in [illegible] brod in Ambrosia und himmlisches Confekt, Wasser in Nektar, und wenn er nicht gerade in Nova-Zembla lebt, so wird es ihm wenigstens nicht an einem frugalen Kartoffelmahle gebrechen, um der thierischen Hälfte seines Wesens, — den Mund zu stopfen.

In solche Betrachtungen versenkt, schlief ich ein. Die Phantasie zauberte mich in das Paradies der Dichter hinüber. —

Ha welch ein Land! Die Erde war eine prächtige Mosaik von Diamanten, Rubinen und Smaragden. Das azurne Gewölbe des Himmels prangte mit unzähligen Sonnen, die gleich großen blitzenden Prismaten in alle Farben der Iris spielten, und in verworrener Regelmäßigkeit durch einander tanzten. Mit einer wunderbaren Flora von unendlicher Gestalten- und Farbenmischung war der

glänzende Teppich der Erde durchwürkt. Die krystallenen Bäche rieselten überirdische Harmonien, wie sie nur in seltenen Momenten lyrischer Begeisterung das Ohr des entzückten Dichters vernimmt. Die bunten Vögel wiegten sich auf den Zweigen der goldprangenden Bäume, und mit ihren himmlischen Akkorden erfüllten sie die würzige Luft, die von dem großen Conzert wiederhallte.

O gewiß! die Phantasie ist eine Nachtigall aus Edens Fluren, ein Fremdling aus einem unentdeckten Lande. Die Töne, die sie in unsere entzückte Seele gießt, sind nur die abgerissenen unverständlichen Accente einer großen Harmonie, die irgendwo existirt, und was der menschliche Geist in seiner höchsten Schwingung ahnet, das ist ein Abglanz von Jenseits, und der Wiederhall aus einer andern Welt.

Kaum hatte ich mich von der seligen Anschauung dieses wunderbaren Eldorado einigermaßen erholt, als ich eine sonderbare Figur wahrnahm, die dem Ritter von der traurigen Gestalt nicht ganz unähnlich war. Ein hagrer Mann, auf einem abgehungerten, mit bunten papiernen Flügeln begabten, und mit einem Maulkorbe versehenen Pegasus reitend, trabte auf mich zu.

„Welch eine phantastische Gestalt!“ — rief ich aus. „Wie kommt dieser Hungerleider ins Dichterparadies? Doch freilich, für den Magen scheint hier eben nicht gesorgt zu seyn; ich bemerke keinen einzigen Baum, der eßbare Früchte trägt.“

Der Pegasusritter wischte den Schweiß von der Stirn, und begann also:

„Ruhe dich aus, mein Pegasus! Prr! bei'm großen Apollon!
„Flugs von des Pindus Höhn trugst Du den Sänger herab.

Ich.

Um Vergebung: Sie kommen vielleicht als Courier von der großen Armee?

Pegasusritter.

Wißt! Hyperbolos bin ich, geweihter Prieſter Apollons.

Ich.

Wie, mein Herr! Sie wären —?

Pegasusritter.

Fragt man noch, ob er es ſey, der vertraute Liebling der Muſen,
Wenn von des Pegaſus Huf rings wiederhallt das Gefild?

Ich.

In der That, ſchöner Geiſt! Ihre Rozinante ſcheint zu demüthig zu ſeyn, um ſich mit jenem unſterblichen Roß, das vermuthlich nur mit goldenem Hafer gefüttert wurde, meſſen zu wollen.

Pegasusritter.

Welch eine ſchneidende Proſa! o bei den unſterblichen Göttern!
Deukalionſiſche Brut! immer doch wühlſt du im Schutt.
Ha! da erkenn' ich den Erdſtoff, ihn, der den Funken der Gottheit
Ewig von Helios Bahn nieder zum Irdiſchen zieht.
Diener des Magens o ihr! mit menſchenähnlichen Köpfen,
Armen und Beinen begabt, ſchlinget dann, kaut und verdaut!
Fern aber bleibt — ich beſchwör' euch — mit eurem profanen Inſtinkte
Fern von Helikons Höhn, fern von den Söhnen des Lichts.

Ich.

Wovon leben Sie denn, wenn ich fragen darf, schöner Geist?

Pegasusritter.

Elender, der du noch nimmer die Kost der Unsterblichen schmecktest,
Stets dem Verdauungsorgan thierische Opfer gebracht!
Wisse! wir speisen Ambrosia nur, und himmlische Vorkost,
Rosen und Lilienduft schmausen wir dann als Confekt,
Sternenglanz, Abendroth, Aether und Mondschein sind das Gebackne,
Goldene Nebel verdickt geben ein köstlich Compot.
Nektar schlürfen wir auch vom perlenden Thaue der Eos,
Und von der Iris Glanz naschen wir dann zum Beschluß.

Ich.

Ei! bei dieser Kost kann man schon gedeihen. Schade nur, daß die Vorsteher unserer Armenspeisungsanstalten noch nicht in das Geheimniß Ihrer Kochkunst eingeweihet sind, der hungerleidenden Menschheit wäre mit Einemmal geholfen.

Der Pegasusritter ließ hierauf eine Tuba erschallen, und seinen Gaul eine Courbette machen. Dann rief er:

Daktylos, Jambos erscheint! auch ihr Spondäos, Trochäos!

Hierauf trat seine Dienerschaft auf. Ein sonderbares Gemisch von Gestalten. Jambus ging auf Stelzen, der leichtfüßige Daktylus schlug ein Rad und machte Entrechats, der schwerfällige Spondäus klotzte mit gewaltigen Studentenstiefeln, und der schleppende Trochäus hinkte mit einem hölzernen Fuß nach. — Alle vier aber bewegten sich nach dem Rhythmus ihrer Rede.

Jambus (auf seinen Stelzen schreitend).
Hier ist der Jambus Herr! wie du befohlen.

Daktylus (ein Rad schlagend).
Daktylus hier!

Spondäus.
Spondäus auch.

Trochäus.
Trochäus dito.

Ich.
Ein sauberes Gefolge! nur etwas abgerissen, und verhungert.

Jambus.
Wir aßen lange nichts, uns hungert sehr.

Spondäus.
Beim Styx! uns hungert grimmig.

Trochäus.
Die Götter wissen's.

Daktylus (wie oben).
Gebt mir ein Allmosen, Herrchen! ich schlag' euch ein Rad wie der beste.

Mitleidig wollte ich in die Tasche greifen, merkte aber erst jetzt, daß ich — meine Beinkleider zurückgelassen hatte.

Jambus.
Tagtäglich auf und ab geht es nach dem Parnassus,
Man hält's nicht länger aus, es ist um toll zu werden.
Dazu kein Stückchen Brod seit mehr denn sieben Tagen
Und nichts als Götterkost — das ist ein Hundeleben.

Pegasusritter.
Pegasus auf! zum Pindus erhebe dich! folgt mir, ihr Diener!

Und hiermit gab er seiner Rozinante die Sporen, und trabte mit seiner Dienerschaft von dannen.

— „So lange die Welt steht," — sagte ich zu mir selbst: werden die Dichter wohl mit himmlischer Kost vorlieb nehmen müssen." —

„Und das von Rechtswegen", hört' ich antworten — „denn, wenn man die Nachtigall mästet, so wird sie aufhören zu singen."

„Mit Erlaubniß, meine Herren! zwischen Mästen und Darbenlassen ist noch ein Unterschied. — Doch immerhin! wer gewohnt ist, mit den Olympiern zu Tische zu sitzen, verachtet die Brosamen der Erdengötter."

Noch mit dieser Betrachtung beschäftigt, sahe ich eine Schaar abgezehrter Gestalten aus einem Lorbeerhain hervorwallen. Ich erkannte Milton, Cervantes, Camöns, Schiller, Hölty und mehrere andere unsterbliche Sänger, die sich auf Erden mit himmlischer Kost begnügen mußten. Sie ließen ihre hohen Lieder erschallen, und lagerten sich dann im Kreise, um ihr Göttermahl, aus Azur und Sternenglanz bestehend, einzunehmen. Nebenbei aber setzten sich Hanswurst und Harlequin mit einigen italienischen Buffonen, Castraten und einer Schaar französischer Tänzer und Gaukler zu einem leckeren Gastmahl nieder, und warfen mit Fasanen- und Capaunenknochen und ausgequetschten Orangen um sich, wobei der Champagner in Strömen floß.

Dieser Anblick ergriff mich mit solchem Aerger, — daß ich erwachte.

Die Perrücken.

(Parodie der Götter Griechenlands von Schiller.)

(Klagen eines Perrückenmachers.)

Da ihr noch die große Welt regieret
An der Mode langem Gängelband
Weiße, große Köpfe noch geführet,
Staatsperrücken aus der Kräusler Hand!
Ach, da euer Geldverdienst noch glänzte,
Wie ganz anders war es da!
Da, wenn nur die Sonne freundlich glänzte,
Man Perrücken tragen sah!

Da des Puders zauberische Hülle
Sich bedeckend um die Platte wand —
In die Taschen floß da Geld in Fülle,
Der Geselle machte hohl die Hand.
Die Gebrauchte wieder aufzustutzen,
Gab man schnell ihr einen derben Druck;
Wollte man sich wieder festlich putzen,
Reichten wir den ersten Schmuck.

Wo jetzt nur, wie Schwedenköpfe sagen,
Bettelarm Frisöre sich nur drehn,
Konnte früher man in schönen Wagen
Kräuslerherren sich ergötzen sehn.
Diese Taschen füllten einst Dukaten,
Mein gehörte jenes schöne Haus;
Täglich stärkte mich zum Frühstück kalter Braten,
Festtags gab ich großen Schmaus.

Jenes Gärtchen hatt' ich einst gepachtet,
Dies Gewölbe füllte Vorrath an;
Manchem Armen, der verlassen schmachtet,
Hab' ich gern und oft des Guten viel gethan.
Meine Leute liefen zu den Kunden,
Ich erschien nur jedes Vierteljahr.
Goldne Zeit! Wo bist du hingeschwunden!
Jeder trägt das eigne Haar! —

Bis ins Fabelland der ersten Zeiten
Bis ins graue Alterthum hinab
Läßt sich unsrer Kunst Geschichte leiten;
Und ich steh' an ihrem frühen Grab'!
Pallas' Schläfe deckten graue Haare,
Und Arachne kennt die Göttin nicht;
Michal täuscht', daß David sie bewahre,
Sauls Gesandte, deckt ein todt Gesicht.

Held Astyages trug eine Stutzperrücke,
Wie uns Xenophon, der Wahrheitsfreund, erzählt;

Commodus, der Kaiser, pudert dicke
Seine Tour mit Gold. Ein Andrer wählt
Mehl und Salben. Und ich glaub' es immer,
Wenn auch tausend Jahre die Geschichte schweigt,
Unſ're Kunſt verlor gewiß ſich nimmer,
Bis ſie neu ſich fünfzehnhundert zeigt.

Nürnberg war der Ort, wo ſie, die Edle, blühte,
Wie der Sachſe, Herzog Johann lehrt,
Da von Falkenſtein in Coburg ſich bemühte,
Ein Perrückchen dort zu kaufen. Kehrt
Gleich die Hohe nun ins wahre Land der Moden,
Da Bedürfniß ſie ins ſchöne Frankreich rief,
Kam ſie doch zurück auf deutſchen Grund und Boden,
Bis ſie mit den Zöpfen ganz entſchlief.

Finſt'rer Ernſt und trauriges Entſagen
Waren ſtreng aus unſerm Dienſt verbannt,
Glücklich mußten unſre Herzen ſchlagen,
Denn Fortuna war mit uns verwandt.
Chignon und Toupé erhöhten jede Schöne,
Ganze Nächte ſaßen ſie im Bett',
Daß die Mode-Tour zur Haltung ſich gewöhne
Und im Negligé noch nett.

Unſ're Häuſer lachten gleich Paläſten,
Uns vergnügte hohes Kartenſpiel
Auf der Kirmes jubelreichen Feſten,
Unſ're Wagen donnerten zum Ziel.

Schöngeſchlung'ne ſeelenvolle Tänze
Kreiſten in der Gaſſer dichten Schaar,
Unſ're Schläfe ſchmückten Lockenkränze,
Und Pomade unſer Haar.

Die Geſellen, flinke Straßen-Springer,
Gingen immer ſtattlich angethan;
Gern geſehn als großer Zierden-Bringer,
Sahn ſie ſtolz nur And're an.
Manches Mädchen ſchaute mit Entzücken
Nach dem ſchlanken, weißen Pudergott,
Und aus ihren ſeelenvollen Blicken
Flammt' der Liebe Zauberroth.

Oft belohnt' ein ſanftes Händedrücken,
Oft verſtohlen ſelbſt ein warmer Kuß
In des eiferſücht'gen Mannes Rücken,
Ja, noch höherer Genuß.
Damals ſchwieg der Sorgen dumpfe Klage,
Alle lebten, wurden ſatt und reich;
Nahte Einem auch mitunter eine Plage,
Willig halfen And're gleich.

Seine Schöne traf im kühlen Schatten
Wartend nach Mittag ein jeder an;
Treue Liebe fand den lockern Gatten
Wohl bisweilen auf der falſchen Bahn;
Ruhig hört' er die gewohnten Lieder,
Sinkt einmal in ihren ſchlaffen Arm;

Aber bald enteilt' der Lose wieder,
Denn das Herz schlug ihm so warm.

Höh're Preise lohnten da die Dinger,
Falscher Haare zierliches Geflecht;
Stets willkommen war der Ueberbringer,
Und das Trinkgeld war gewiß nicht schlecht.
Vor dem Wiederforderer der alten
Neigten sich Bedienter, Küchenmagd;
Ihr Perrückchen ward im Stand erhalten,
Ohne Geld, das wurde gleich gesagt.

Schöne Zeit, wo bist du? Kehre wieder
Mit Perrücken, Touren und Toupé's!
Ach, nur beim Frisiren klangen Lieder
Schön, und gerne blieb man bei Soupé's.
Ungebraucht verderben Kamm und Eisen,
Keine Platte zeigt sich meinem Blick!
Höchstens eine Tour, ich wills beweisen,
Bindet Kahlkopf ins Genick.

Jene Göttermoden sind gefallen
Vor des Nordens miserablen Schrein;
Wir verdienen leider! wenig; allen
Sollen wir ergeb'ne Diener seyn.
Traurig such' ich jetzt an allen Wänden;
Puderbeutel, dich hab' ich nicht mehr!
Ich verkauft' ihn jüngst mit eignen Händen,
Sorgen quälten mich zu sehr.

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie erkannt in ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Schläft die Kunst in ihrer Niedrigkeit.
Fühllos selbst für solcher Künstler Ehre,
Gleich der Natter, die den Retter sticht,
Lacht die Welt nur unſ'rer Magen Leere,
Sie erfüllen will sie nicht.

Morgen wieder tüchtig uns zu quälen,
Wühlt sie heute schon in unſ'rer Bruſt.
Nur Paris enthält noch große Seelen,
Dort macht unſ're Kunst noch Manchem Luſt.
Müßig spielen wir nun and're Rollen,
Als vor Zeiten, unnütz dieſer Welt.
Noth macht mürbe; keiner darf nur schmollen,
Daß man uns für Nullen zählt.

Ja, sie bleiben weg, und alles Schöne
Nahmen die Perrücken mit sich fort!
Brüder, warnet zeitig Eure Söhne,
Haltet hübsch sie streng beim Wort:
Keiner mög als Puderkönig leben!
Laßt sie jetzt schon in die Karten sehn.
Wenn sie uns nicht bald Perrücken geben,
Müſſen alle untergehn!

Tröſtungen als Nachleſe.

Ein Gedanke nur gibt neues Leben:
Ganz entbehren können ſie uns nicht!
Falſcher Locken Zauberringel ſchweben
Immer freundlich mir im Angeſicht.
Ja, ich zähle viele gute Kunden
Unter Frauen; ihre Zöpfe ſind
Durch das viele Kämmen ſchon verſchwunden,
Kaufen falſches Haar geſchwind.

Junge Greiſe mit dem kahlen Scheitel
Kaufen Touren, Locken; zahlen gut.
Bleibt die Welt nur liederlich und eitel,
So verlier' ich nie den Künſtlermuth.
Geht's in Wien, Paris et cæt'ra beſſer,
Hier auch können wir zufrieden ſeyn;
Theurer iſt es dort, ſie ſind ja größer,
Aber unſer Neſt iſt klein.

Die Leipziger Buchhändler-Ostermesse.

„Es ist die Zeit des großen Bücherfestes!
Von Bücherballen wimmeln alle Wege,
Geschmückt ist jedes Firmaschild, es ist,
Als ob die Krebse auf der Waadrung wären,
Wallfahrend nach der nassen Fluth; mich selbst
Ergriff der Strom der rückwärtsgeh'nden Menge
Und riß mich in das Weichbild ihrer Herzen.
Wie ward mir unter Euch!
Als mir der Nasen Kraft, der Stirne Ausdruck
Entgegenstrahlte, manches Leibes Umfang
Von guter Nahrung zeugte, ein hoher Büchergeist
In seine heitre Wunderwelt mich schloß —
— — — — — —
Als ich den Vorstand sah in seiner Pracht,
Die Pfennigblätter tadeln, die Collegen segnen!
O was ist Goldes, was Juwelenschein,
Womit sich Rauch- und Lederhändler schmücken!
Nur sie sind mit dem Göttlichen umgeben,
Ein wahrhaft Reich der Krebse ist ihr Haus,
Sie sandten Alle fort, doch blieb nicht Einer aus.

Wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, so regnet es; denn der Krebs liebt das Nasse. In den Monaten ohne R schmecken die Krebse am besten, also vom

Mai bis zum August; darum halten die Buchhändler ihre Messe im Mai.

Sie haben die Bücher hinausgesandt in die Welt, haben die holden Kinder losgerissen vom blutenden Vaterherzen; Alle aber kehren zur bestimmten Frist wieder, von inniger Sehnsucht getrieben. „Er zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh', es fehlt kein einzig Haupt!"

Der Krebs ist das Symbol der Treue, er kehrt immer zurück. Manchen Leuten geht der Witz aus, d. h. er geht spazieren und kehrt nicht wieder zurück. Das ist eben der Witz bei den Büchern, daß sie ausgehen und dennoch wieder zurückkommen. Die Erde ist eine Kugel. Wenn man von einem Punkte aus immer nach Westen geht, so kommt man von Osten auf denselben Punkt zurück. Diesen Instinkt haben auch die Bücher, sie kehren in die Niederlage zurück, von wannen sie ausgegangen, und rasten dort aus von ihren Reisemühseligkeiten. Das Wiedersehen ist süß und holde Freudenthränen glänzen in den Augen des gefühlvollen Buchhändlers, wenn er seine geliebten Kinder wiedersieht.

Der Krebs ist ihr Wappen — auch ich habe unter dieser Fahne gefochten, auch ich ruhte an des Buchhändlers Busen als liebendes Weib und hab' ihm Kinder geboren, die er reich ausgestattet in die Welt sandte und die, von Sehnsucht nach der Heimath, von zärtlicher Liebe getrieben, wiederkehrten, wenn kaum ein Jahr verschwunden. Soyons amis, Cinna! Gleiche Leiden, gleiche Wonnen bringen die Menschenherzen näher. Ich habe Eure Freudenthränen gesehen, laßt mich auch Eure Schmerzen belauschen.

Bücher unterscheiden sich aber auch von Krebsen. Der Krebs zwickt mit seinen Scheeren, Bücher aber werden von

der Censurscheere gezwickt. Der Krebs hat seinen Magen im Kopfe; mancher Schriftsteller aber hat seinen Kopf im Magen; wo soll der Kopf nun ins Buch kommen? Beim Krebs ist der Schwanz das Beste, so auch bei Büchern, wenn das Ende rasch erfolgt. Wenn Krebse heiß gesotten werden, sind sie roth und genießbar; über manche Bücher gießt der Verleger die pikanteste Brühe der Ankündigung, und dennoch bleiben sie roh und ungenießbar.

Wenn die Buchhändler in Leipzig versammelt sind, so ist der hervorstechendste Zug ihres Charakters die Gemüthlichkeit. Sie grüßen und herzen einander, kommen sich jährlich um ein Jahr jünger vor, blicken einander schwärmerisch in die Augen, lispeln leise von ungerathenen Kindern, Schwindeleien, geringem Absatz, der ihnen nicht erlaubt, auf hohem Fuß zu leben, weinen über ihre Zöglinge und ersticken ihren Schmerz in Weinen. Der Schmerz ist groß aber von kurzer Dauer, des Herzens edle Regung, die Sanftmuth, macht bald wieder ihre Rechte geltend, sie drücken bei leichten Louisd'oren und Ducaten ein, manchmal auch zwei Augen zu, freuen sich des Daseyns; denn sie haben die Frauen selten mit und zwitschern wie der Fink im Laube.

Es gibt viel edle Gestalten mit stattlichen Bäuchlein und sanft gerötheten Wangen unter ihnen, an welchen die Krebse spurlos vorübergewandelt. Sie tragen keine Fischbeinhüte mehr, sondern Filze; als wollten sie selbst andeuten, sie seyen nachgerade in die Wolle gekommen. Nur diejenigen, welche Gedichte und Choleraschriften verlegt haben, sehen etwas blaß und angegriffen aus. Doch es ist im Ganzen nichts Tragisches bei der Sache! Eine Flasche Wein kann bloß Einer trinken; denn trinken Mehrere davon, so ist's keine Flasche mehr, sondern es sind Gläser.

Aber ein Buch können Viele — Viele lesen und das ist betrübt! Man müßte die Bücher auf Mundsemmeln drucken; wer nun seine Mundsemmel liest und ißt, hat sie zugleich vertilgt; ein Zweiter muß sich schon eine neue kaufen. Auf diese Art käme die Lectüre bestimmt in Geschmack, und mancher Autor könnte sich rühmen, daß ihn seine Leser zum Fressen lieb haben. Das also ist der Fehler, daß die Bücher fortdauern, selbst wenn sie vergessen sind, daß Dasjenige, was darin steht, durch den Genuß nicht vertilgt wird, daß Hunderte aus einer Schüssel essen können und diese doch nicht leer wird. Man müßte sympathetische Tinte oder sympathetisches Papier erfinden, welches verschwindet, wenn der Inhalt einmal gelesen worden.

Ich habe schon oft daran gedacht, wie reizend es wäre, wenn man namentlich Romane auf weibliche Kleidungsstücke, z. B. auf Strümpfe druckte. So eine Dame zöge z. B. des Morgens das dritte und vierte Capitel aus Kenilworth an, und läse es, wenn sie sich des Abends entstrumpft, im Bette vor dem Einschlafen. Früh würden die Strümpfe gewaschen und das fünfte und sechste Capitel darauf gedruckt. Dieß hätte auch noch den Vortheil, daß manche Dame auf diese Art täglich saubere Strümpfe anzuziehen veranlaßt würde. Und welch ein Glück für einen Verliebten, wenn er einen Theil seines Romans an den Beinen seiner Angebeteten erblickte. Er könnte dann mit Recht sagen, daß sie in das Innere seiner Dichtung eingedrungen ist. Die hätten dann auch nicht nöthig, ihre Abschnitte, Schilderungen und Dialoge zu dehnen; denn ein Strumpf dehnt sich von selbst. Auch würden die Capitel nicht mehr so lose und locker an einander gereiht; denn jedes wäre mit dem andern ordentlich verbunden: durch das Strumpfband. Wenn ferner so manche Dame einen

oder den andern gedruckten Strumpf ausbesserte oder auftrennte, so hätte sie doch einmal Gelegenheit nachzudenken beim Strumpf des Autors, während sie nichts zu denken hat, wenn der Autor ein Strumpf ist — so zu sagen.

Und wie glücklich wäre ein Dichter, wenn seine Gedichte auf Schleier, Halskrausen, Bajaderen gedruckt würden und dort um Nacken und Busen der Holdseligen flattern könnten, wie lüsterne Bienen, bunte Schmetterlinge! Ach, warum kann unser Einem nicht so wohl werden!

„Gib dich zur Ruh', bewegt' Gemüth!"

— Aus allem diesem geht hervor, daß die Buchhändler die liebenswürdigsten und interessantesten Menschen sind, daß sie vor gewissen Schalthieren einen großen Abscheu haben, daß sie aber mit löblichem Eifer streben, die Bücher unter die Leute zu bringen, obgleich die Maculaturballen oft so groß werden, daß man viel leichter die Leute unter die Bücher bringen könnte.

Anekdote.

Der Frau v. O., welche einst am Pharotisch fast alle Karten verlor, und deßhalb den Banquier insolirte, flog plötzlich (im Affekt der Rede) ein falscher Zahn aus dem Mund auf den Tisch.

Banquier (kaltblütig): „Gnädige Frau! ist das Ihr Satz?"

Zergliederung eines Kokettenherzens.

Ein Traum.

Von Addison.

Da ich in der Erzählung meines Traums bereits von der Zergliederung des Stutzerkopfs und den verschiednen Entdeckungen, welche bei der Gelegenheit gemacht wurden, Nachricht gegeben habe; so will ich heute, meinem Versprechen gemäß, auch die Zergliederung des Kokettenherzens beschreiben, und dem Publikum die Merkwürdigkeiten, die uns bei dieser anatomischen Realität vorkamen, mittheilen.

Ich hätte dies Unternehmen vielleicht aufgegeben, wäre ich nicht an mein Versprechen durch verschiedne meiner unbekannten Correspondenten erinnert worden, welche sehr in mich dringen, daß ich, wie an dem Stutzer, auch an der Kokette ein Exempel statuiren solle. Blos aus Gefälligkeit gegen die Bitten meiner Freunde also, habe ich den ersten Aufsatz von meinem Traum wieder durchgesehen, um einen genauen Bericht davon ertheilen zu können, welches ich denn ohne weitere Vorrede thun will.

Ehe unser Operateur sich in diese geträumte Zergliederung einließ, sagte er uns, es sey nichts Schwereres in seiner ganzen Kunst, als die Zergliederung eines Koketten-herzens, wegen der vielen verwickelten Gänge und Winkel in demselben, die man in dem Herzen keines andern Geschöpfes fände.

Er bat uns, vor allem andern das **Pericardium**,

oder auswendige Gehäuse des Herzens, zu beobachten; welches wir denn auch mit großer Aufmerksamkeit thaten, und vermittelst unsrer Gläser Millionen kleiner Narben in demselben entdeckten, welche durch unzählige Pfeile, die von Zeit zu Zeit die äußere Haut berührt hatten, verursacht zu seyn schienen; ungeachtet wir auch nicht das kleinste Löchelchen finden konnten, wodurch einer dieser Pfeile eingedrungen wäre, und die innere Substanz verletzt hätte.

Jeder Stümper in der Anatomie weiß, daß dies **Pericardium**, oder dieser Herzbeutel, einen dünnen röthlichen Saft enthält, von dem man glaubt, daß er aus den Feuchtigkeiten entstehe, die aus dem Herzen ausdünsten, und, da sie hier Widerstand finden, zu dieser wässerichten Substanz verdickt werden. Bei Untersuchung dieses Saftes fanden wir, daß er alle Eigenschaften des Spiritus an sich hatte, dessen man sich in Thermometern bedient, um die Veränderung des Wetters anzuzeigen.

Auch darf ich hier ein Experiment nicht übergehen, welches einer von der Gesellschaft mit diesem Saft, den er in großer Quantität in dem Herzbeutel einer vormals von ihm zergliederten Kekette gefunden, gemacht zu haben versicherte. Er hatte ihn nämlich wirklich in die Röhre eines Wetterglases gethan; statt ihm aber die Veränderung der Atmosphäre anzuzeigen, hatte er ihm die Eigenschaften der Personen bekannt gemacht, die in das Zimmer, wo er hing, gekommen waren. Er versicherte, dieser Saft sey bei der Annäherung eines Federhuts, oder einer bordirten Weste gestiegen; aber gleich gefallen, sobald eine ungestalte Perrücke, ein plumpes Paar Schuhe, oder ein altmodisches Kleid, in sein Haus gekommen. Ja, er betheuerte sogar, wenn er dabei gestanden, und sehr laut gelacht habe, sey der Saft sehr merklich gestiegen, und

alsobald wieder gefallen, wenn er ernsthaft ausgesehen. Kurz, sagte er, vermittelst dieser Erfindungen wußte ich gleich, ob ein vernünftiger Mann, oder ein Hasenfuß in meinem Zimmer war.

Nachdem wir das **Pericardium**, oder die äußere Haut mit ihrem Saft abgezogen hatten, kamen wir nun zum Herzen selbst. Die Oberfläche desselben war ausnehmend schlüpfrig, und der Mucro, oder die Spitze desselben dabei so kalt, daß es, wenn man es halten wollte, einem wie ein glattes Stück Eis aus den Fingern wegglitschte.

Die Fibern liefen viel verwickelter und verflochtener durch einander, als man es gewöhnlicher Weise in andern Herzen findet; so daß das ganze Herz gleichsam einen Gordischen Knoten ausmachte, und, während seiner vormaligen Lebensverrichtungen, sehr ungleiche und unregelmäßige Bewegungen gehabt haben mußte.

Ein Umstand schien uns besonders merkwürdig, daß wir nämlich, bei Untersuchung der in dasselbe ein- und ausgehenden Gefäße, nicht die geringste Communikation mit der Zunge entdecken konnten.

Eben so wenig konnten wir unbemerkt lassen, daß verschiedene der kleinen Nerven im Herzen, welche durch die Empfindungen der Liebe, des Hasses und anderer Leidenschaften afficirt werden, in diesem nicht aus dem Gehirn, sondern aus den Muskeln, die um das Auge herum liegen, in dasselbe herabliefen.

Da ich das Herz in meiner Hand wog, fand ich es ausnehmend leicht, und folglich sehr hohl, worüber ich mich nicht wunderte, als ich, bei Betrachtung des Inwendigen, eine Menge von Zellen und Höhlen darin bemerkte, die eine in die andre liefen, ungefähr wie unsere Geschichtschreiber die Zimmer in Rosamundens Laube beschreiben.

Verschiedene dieser kleinen Höhlungen waren mit unzähligen Arten von Läppereien und Spielwerk ausgestopft, wovon ich aber keine umständliche Nachricht geben mag, und daher nur bemerken will, was oben auflag; dies war, wie wir nach Entfaltung und genauer Betrachtung durch unsre Vergrößerungsgläser, sahen, eine feuerfarbne Haube.

Man sagte uns, verschiedene Liebhaber hätten sich um die Eigenthümerin dieses Herzens bei ihrem Leben beworben, und sie hätte nicht nur alle diese Liebhaber aufgemuntert, sondern jeder, der mit ihr umgegangen, hätte aus ihrem Betragen geschlossen, daß er ihr besondrer Günstling sey. Wir erwarteten daher den Abdruck unzähliger Gesichter unter den verschiednen Falten des Herzens zu finden: zu unserm großen Erstaunen aber zeigte sich nicht die allergeringste Spur dieser Art, bis wir in den innersten Kern und Mittelpunkt desselben kamen. Hier bemerkten wir eine kleine Figur, die, wie wir durch unsre Vergrößerungsgläser sahen, sehr fantastisch gekleidet war. Je genauer ich sie betrachtete, desto mehr däuchte es mich, daß ich das Gesicht schon einmal gesehen hätte, ich konnte mich aber weder des Orts, noch der Zeit erinnern: als endlich einer von der Gesellschaft, welcher diese Figur schärfer, als die übrigen, untersucht hatte, uns aus dem Bau des Gesichts, und den Zügen desselben, zeigte, daß der kleine Götze, welcher sich in den Mittelpunkt dieses Herzens eingenistelt hatte, der verstorbene Stutzer war, von dessen Kopf ich vorhin Nachricht gegeben habe.

Sobald wir mit der Zergliederung fertig waren, beschlossen wir, ein Experiment mit dem Herzen zu machen, weil wir nicht im Stande waren, die eigentliche Natur seiner Substanz zu bestimmen, als welche in so vielen Stücken von der Substanz des Herzens in andern Frauenzimmern

abwich. Wir legten es daher auf ein glühendes Kohlenfeuer, und nun sahen wir, daß es eine gewiße salamandrische Eigenschaft besaß, vermöge welcher es mitten in Feuer und Flammen lebte, ohne verzehrt, ja nur versengt zu werden.

Indem wir noch dies seltsame Phänomen bewunderten, und in einem Kreise um den Herd standen, gab es einen schrecklichen Seufzer, oder vielmehr einen Knall von sich, und zersprang auf einmal in Rauch und Dampf. Dies eingebildete Geräusch, welches, wie mich däuchte, lauter war, als ein Kanonenschuß, erregte eine so gewaltige Erschütterung in meinem Gehirn, daß es die Dünste des Schlafs zerstreute, und mich im Augenblick ganz munter machte.

Anekdote.

In Luzern erzählte ein Bauer den von einem Gewitter angerichteten Schaden. Ernst und kläglich setzte er hinzu: „In der Kirche traf er den lieben Herr Gott, und schlug ihm Arme und Beine entzwei; er war aber keines Batzens werth.“

Der weibliche Automat.

Ich befand mich vor Kurzem in einer Gesellschaft, wo mich ein niedliches, schwarz gekleidetes Mädchen ungemein anzog; ich fragte meinen Nachbar um den Namen des lieben Kindes, und erfuhr, daß sie die Tochter des, erst vor einigen Wochen verstorbenen, Magistrathsrath G... sey. Ich erhob mich von meinem Sessel, setzte meine Füße, als wollte ich eine Polonaise anführen, und schwebte auf den Zehenspitzen zu dem anzüglichen Mädchen hin. Ihre Augen leuchteten mir strahlend entgegen, und sie schien mich mit solch einer Ruhe und sicherm Bewußtseyn ihrer hohen Bildung zu erwarten, daß ich selbst verlegen wurde und nicht sogleich eine schickliche Anrede zusammenstoppeln konnte.

Nach einer graziösen Verbeugung begann ich:

„Mit herzlichem Bedauern muß ich bedauern, daß Ihr in die Seligkeit hinübergewanderter Herr Vater in die Seligkeit hinüber gewandert ist."

Habe ich in meinem Leben schon manch dummes Zeug geschwätzt, so hatte ich diesmal das non plus ultra davon geliefert.

Das Mädchen sah mich schmerzlich lächelnd an und entgegnete:

„Es war allerdings ein herber Schlag des Schicksals für meine Mutter und uns Kinder. Indeß, lag es in dem Rathschlusse des Höchsten, uns Kummer zu

bereiten, so wird er auch Balsam in die Wunde flößen."

Das war doch gewiß eine brillante Janitscharenmusik, oder die erste, aus dem wunderschönen Rosenthore marschirende Sektion war gewiß ein stattlicher Zug! Lassen Sie uns nun das nachfolgende Regiment beschauen.

Ich hatte mich etwas gesammelt, und meine Verlegenheit in Urlaub geschickt.

„Die Zeit ist der trefflichste Balsam für jede Wunde" sagte ich.

„Ja," sagte sie.

„Ihre Frau Mutter wird Trost in ihren lieben Kindern finden" sagte ich.

„Ja," sagte sie.

Meine Verlegenheit wollte schon aus ihrem Urlaub zurück kehren, denn ich wußte wahrhaftig nicht, was ich aus dem Mädchen machen sollte, aus der ich anfänglich so viel zu machen wünschte und hoffte. Die Avantgarde, welche aus dem glühenden Rosenthore marschirte, war ein prachtvoller Zug, und nun folgten lauter lendenlahme „Ja." Hätte ich die zweite Abtheilung der ausmarschirenden Garnison abgewartet, so hätte ich vielleicht ein Heer von „Nein" bei mir vorbei defiliren sehen können; so aber fand ich es rathsamer, meinem Jafräulein einen Knix zu machen, und sie mit ihrem Jaregiment allein zu lassen.

Ein Bekannter trat mir entgegen, und fragte mich: „Warum haben Sie sich nicht länger mit dem hübschen Mädchen unterhalten?" „Sie scheint sehr stolz zu seyn," erwiederte ich.

„O nein," replicirte er, stolz ist sie nicht, aber etwas dumm. Sie wird Ihnen wohl nichts als Ja und Nein

geantwortet haben. „Der Anfang ihrer Rede ließ mich eine äußerst gebildete Dame erwarten" bemerkte ich.

„O, das ist ihr von der Mutter einstudirt" entgegnete er und fragte mich wieder, was ich ihr, und was sie mir gesagt habe. Ich bezeichnete ihm die schöne erste Sektion Mann für Mann, d. h. ich referirte ihm des Mädchens erste Rede Wort für Wort. Er bat mich, mich hinter den Rücken des Mädchens zu schleichen um, von ihr unbemerkt, dort vernehmen zu können, was sie auf seine Anrede erwiedere. Ich that dieß. Mein Freund ging auf das liebe Kind los, und redete sie an:

„Mit innigster Betrübniß habe ich den Tod ihres Herrn Vaters vernommen. Mein Fräulein, halten Sie sich von meinem Beileide überzeugt."

Das Mädchen sah ihn mit denselben Augen an, wie mich, und antwortete ihm mit denselben Worten, wie mir:

„Es war allerdings ein herber Schlag des Schicksals für meine Mutter und uns Kinder. Indeß, lag es in dem Rathschlusse des Höchsten, uns Kummer zu bereiten, so wird er auch Balsam in die Wunden flößen."

Der erste Zug des Regiments war heraus und glich Mann für Mann dem Vorigen.

Mein Freund sprach nun noch allerlei mit dem Mädchen, und seine mir gemachte Bemerkung war richtig; denn lauter Ja und Nein folgten der Avantgarde. Ich glaube, daß, wenn noch hundert Condolenten nachgekommen wären, das liebe Ja- und Neinkind noch eben so viele „herbe Schläge des Schicksals" hätte ausmarschiren lassen. — In dem Streben durch eine feine, anständige wohl ausgedachte und wohl accentuirte Rede zu gefallen, werden die

meiſten jungen Leute irre geführt, oder führen ſich ſelbſt irre und verfehlen den Zweck, indem ſie die Sache verkehrt angreifen. Ich kenne junge Männer, reſpektive junge Herren, welche recht geſchickt zu ſprechen wüßten, wenn ſie nur nicht Wort für Wort ſo ganz monoton heraushaſpeln würden; ſo aber ſtehen ſie, wie Sprach-Automate, die man mit einem Schlüſſel aufzieht, und welche dann beginnen, einige Phraſen zu plaudern. Eben ſo kenne ich aber auch junge Frauenzimmer, reſpektive Damen, welche zu einem halb Dutzend Worte die ganze Schule der Geſtikulation durchmachen, und jedes Wort mit einem Blitz und Donner herausſchleudern.

Anekdote.

Ein Wiener traf in Serard mit einem Ungar zuſammen, den er ſchon lange kannte. Sie gingen mit einander in das Wirthshaus und zechten tüchtig. Endlich kamen ſie auch auf einen Mann zu ſprechen, bei dem ſie einander kennen gelernt hatten. Der Ungar fragte, wie es dieſem jetzt ergehe, und ob er noch immer in ſo ſchlimmen Umſtänden ſey? O nein, erwiederte der Wiener, er macht jetzt ein ſehr großes Haus. So? verſetzte der Ungar verwundert; iſt er denn ein Baumeiſter geworden?

Cholera-Witze.

Ein Oeſtreicher, der gehört hatte, daß die Cholera nach Weſten zöge, ließ ſich, um derſelben ſicher zu entgehen, die Hoſen bis an den Hals hinauf machen.

Ein anderer las, daß dieſe Seuche ſchwangere Frauenzimmer verſchone. Er verkleidete ſich daher als Dame, und ſtopfte ſich einen uterus aus. Als er unerachtet von der Cholera befallen wurde, waren ſeine erſten Worte „Schaun's! do muß mi holter doch einer verrathn hobn, daß i kei wirklich Frauensperſon nit bin!“

Ein Dritter machte in einem Blatt den Vorſchlag, der Kaiſer ſolle alle ſeine Unterthanen zu Geheimenräthen machen, indem die Krankheit bekanntlich nur die untere Volksklaſſe beſonders heimſuche.

„Was macht Ihr denn da?“ frug Jemand in Berlin einen Haufen Kinder, welche um einen kleinen Wagen eifrig beſchäftigt waren, in welchem ein ganz in Tücher eingehüllter Junge ſaß. „Wir ſpielen Cholera!“ war die Antwort.

„Wenn ick de Cholera nich kriegen will," philoſophirte ein Berliner Straßenjunge, „ſoll ick mir vor zweerlee hüten, erſtlich vorn Aerger, und denne vorn Schnaps. Wenn ick nu alſo Schnaps trinke, denn krieg ick ſe, wenn ick aberſt keenen Schnaps nich trinke, denn krieg ick ſe ooch, denn denn muß ick mir ärgern. Drum will ick man lieber Schnaps trinken, un de Cholera kriegen, als keenen Schnaps nich trinken, un de Cholera ooch kriegen.

Kurz nachdem Diebitzſch Sabalkansky an der Cholera geſtorben war, erfolgte der Tod des ruſſiſchen Geſandten Alopaeus in Berlin. „Alopaeus," ſagte man, „kommt doch noch eher in den Himmel, als Diebitzſch, denn jener muß erſt vor der Himmelspforte Quarantaine halten."

Saphir ſagte, der Bundestag thue deshalb nichts gegen die Cholera, weil er für ſich keine Gefahr dabei fände. Schwangere würden nämlich von derſelben nicht ergriffen, und der Bundestag ginge ſchon lange mit großen Dingen ſchwanger, und immer ſchwanger.

In einem öffentlichen Blatt machte Jemand ganz ernſtlich den Vorſchlag, die Hechte der Havel und Spree in einem dazu eingerichteten Baſſin desinficiren zu laſſen, indem durch ſie die Cholera die Flüſſe hinaufgeſchleppt würde.

Ein öſtreichiſcher Edelmann kam mit ſeinem Bedienten an den Cordon. Man bedeutete ihm, er müſſe hier 8 Tage in Quarantaine liegen. „Muß i dann allein liegen, oder muß mei Sefferl au mit liegn?" — „Ei ja wohl, Ihr

Gnaden, Dero Bedienter muß auch 8 Tage lang die Quarantaine halten!“ — „Nu, dann ſoll der Sefferl 14 Tage liegn, 8 Tage für mich, un 8 Tage für en ſelber, un i werd holter glei weitrfahren!“

Phantaſie eines Wahnſinnigen.

Von E. Ortlepp.

Heiſa! Hopp! Luſtig! Auf und nieder! Erquickt die Glieder! Kreuz und quer! Nebel her! Hier gießeſt du's ein! In den Becher da! — Nun Mondſchein darauf! Hurrah! Hurrah! Viktoria! Hilf mir, große Elfenkönigin! Drei Kreuze mach' ich! Jetzt rundum und dreiviertel! Immer rundum! ſanft und ſchnell und hoch und tief und groß und klein, iſt Alles mein, und ſchmeckt wie Wein, ſo ſüß und fein, und hin und her, ich weiß nicht wer! Herüber, hinüber, luſtig und munter, bergauf und hinunter! Nur brav gebrüllt, recht zahm und mild, dann klingt es ſchön, wie Sphärengetön! Jetzt mir, dann dir! Der beſte Poet, den man nicht verſteht!

Doch Geiſt, warum biſt du ſo meerſtürmiſch? Warum gießeſt du ſo ungeregelt durcheinander? Sammle dich! Dichte nach Regeln! Ermorde nicht mit dem Dolche der Sinnloſigkeit das erſchrockene Fräulein „Aeſthetik!“

Wie lieblich ſpiegeln ſich die Gluthen des philomeligen Mondſcheins in den Fluthen meiner armen Sperlingsſeele!

Welche Ideen nehmen mich in Beschlag! Wie quillt und schwillt und brüllt und glüht und blüht und sprüht und flieht und säuselt und kräuselt und zittert, erschüttert und splittert und dämmert und hämmert und rebet und flötet und singt und springt und tirelirt und retardirt und sublimirt und restringirt und resolvirt und modulirt und triumphirt, das Alles in meinem von dem Geiste der Begeisterung begeisterten geistreichen Geiste bis ins innerste, herzvollste Herz hinab durcheinander! Wie klar entfaltet sich mir das eigentliche sonnenumfunkelte Ideal des Seyns oder Nichtseyns!

Ach, ich war einst glücklich, als ich noch — doch martere dich nicht mit den gallenbittern Erinnerungen an die honigsüße Vergangenheit! Erhebe deinen kleinen Geist zu dem großen Gedanken erhobener Erhabenheit über alle Niedrigkeit dieser exemplarischen Hausamenexistenz! — Ich will nicht mehr mit Klopstockischen Schwefelhölzchen handeln! — Und doch thu' ich's! — Ich bin das Eins und Alles! Hurrah! Ich bin oben und unten und rückwärts und vorwärts — aber mich und meinen guten, ehrlichen, alten Shakespeare versteht ja kein Teufel! —

Die Nachtigall ist die Tragödie und die Lerche das Lustspiel! Hopsasa! Trallala! Gütiger Gott, warum hast du das so eingerichtet? — Diese weiche Seele und ein so hartes Schicksal! — Erlauben Sie, das ist der Commerzienrath Heupferd! — Hier die Deduktion der reinen Verstandesbegriffe! — Geh weg, süßer Teufel! Halleluja! — Mein Fräulein, ich erlaube mir, Ihnen meinen besondern Haß auszusprechen! — Das hier ist Weisheit! Doch — mihi soli sapio!

O mit welcher Wonnetrunkenheit hingen meine Blicke einst an der Sonne der Kunst! Wie wärmte, wie erfreute,

wie erleuchtete sie mich! — Eins, zwei drei! Welche locken-umblühende Kränze winkten mir von des Parnasses schwer zu ersteigenden Höhen entgegen! — Vier, fünf, sechs! — Es drängte mich, es zwang mich, ich fühlte es — Federmesser — ich war zum Dichter geboren! — Sieben, acht, neun! — Mein ganzes Leben war nun Sinnen und Dichten; es entströmte mir fast anhaltend von freien Stücken — Dintefaß — citherbeherrschende Lieder! — Zehn, eilf, zwölf! — Meine tobende Begeisterung grenzte oft — Streusand — an völlige Raserei — dreizehn, vierzehn, fünfzehn — ich schwelgte in Shakespeare — Kleiderschrank — ich wurde Shakespeare selber — sechzehn, siebzehn, achtzehn — aber — aber — aber — aber — doch — doch — wenn — wenn — Ach, das „Aber" ist ein Tschimborasso von einem Worte, das „Doch" eine Meerklippe, und das „Wenn" eine jede Lust niederstechendes Schwert! Verflucht! Verflucht! — Hahaha! — Behüt' euch Gott euern Verstand, ihr Leutchen!

Die Presse hat mir das Gehirn zerdrückt! Es that sehr weh! — Bin ich doch aber nun König der Hummeln und Wespen! Nr. 74 laß ich nächstens köpfen!

Bekanntlich werden Gedärme zu Wurst und Musik gebraucht; Mignons Rezensionen aber begegnen nur natürlichen Bedürfnissen.

O Fortuna, Fortuna, was hab' ich dir gethan? Warum mangelte den Stiefeln meines Lebens die Wichse des Wohlergehens? —

Die Stadtdroschke.

(Parodie von Göthe's „Erlkönig.")

Von Saphir.

Was schleichet so still durch Nacht und Wind?
Es ist die Droschke mit ihrem Rind';
Es hat die Droschke wohl sehr in Acht,
Es führt sie sicher, es führt sie sacht.

Mein Roß, was birg'st so bang Dein Gesicht? —
Sieh'st Kutscher Du die Peitsche denn nicht?
Die Peitsche, ach! mit Knopf und Schweif? —
Mein Roß es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Roß, komm fahr' mit mir!
„Gar schönes Geld bezahl' ich Dir;
„Viel bunte Karossen sind schon voraus;
„Geh' führ' mich hin in's Opernhaus." —

Mein Kutscher, mein Kutscher und hörest Du nicht,
Was der Passagier mir leise verspricht? —
Sey ruhig, bleib' ruhig, mein liebes Roß;
Geschwinde zu fahren, das laß der Kaross'.

„Willst schönes Rößlein Du schnell nicht geh'n;
„Ich möcht' den ersten Aufzug noch seh'n;

„Zwei Groschen schenk' ich Dir obendrein,
„Die blinken und flimmern im Gaslichtschein." —

Mein Kutscher, mein Kutscher, und siehst Du nicht dort,
Passagiers Groschen am leuchtenden Ort?
Mein Roß, mein Roß, ich seh' es ganz fein,
Es scheinen mir alte Münzgroschen zu seyn. —

„Ich lieb' Dich, mich reizt Deine schlanke Gestalt,
„Und läufst Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Kutscher, mein Kutscher, jetzt faßt er mich an,
Passagier hat mir ein Leid's gethan! —

Dem Kutscher grauset's, er fährt nun geschwind,
Schlägt mit den Armen das ächzende Rind,
Erreichet das Haus mit Mühe und Noth,
In seinen Armen das Roß war todt.

Anekdote.

Ein Hamburger Poet machte einst auf eine dortige Sängerin ein Lobgedicht, welches anfing:

„O du, die du mit der dir so ganz eignen Stimme ꝛc."

Aus dem wiederaufgelebten Eipeldauer.

(Jahrgang 1800.)

(Fortsetzung.)

Herzallerliebster Herr Vetter!

O jemine, Herr Vetter! jetzt wird aufn Hoftheater ein Ballet aufgführt, der d' Leut fast alle narrisch macht. So was Schöns hab ich mein Lebtag noch nicht gsehn. Man kann nicht gnug Augn und nicht gnug Ohren habn, und es thut einen zwischen den schön Decorationi und den wunderschönen Tänzen, und der prächtigen Musik d' Wahl weh.

Da kommt gleich an Anfang ein Triumphbogn, und da würd der Herr Vetter drauf wetten, daß das kein Maleret ist, so natürlich ist er gmacht. Drauf kommt ein wunderschöner Saal, und dort sieht man den König schlafen. D' Elisischen Felder sind auch z' sehn. Dort gehn aber keine weißen Schattenbilder herum, wie ich in meiner Einfalt glaubt hab; sondern der Herr Vetter sieht die schönsten rothen Gsichterl, und die handeln noch immer so, als wenn s' noch auf der Welt wären. Eher kommt der Herkules, und der steigt vom himmelhohen Felsen herab; da sind ein paar Frauzimmer neben mir gsessn, und die

habn gſagt, daß ſ' noch kein ſo ſchön Herkules gſehn habn. Der erlegt dann ein Ungheur, das drei Köpf hat, und Feuer ausſpeit, und laßt ſich auf ein Schiff ins Eliſy überführn. Die ſchönen Tanz alle, und die Gruppen, wie ſie 's nennen, die im ganzen Ballet vorkommen, kann ich den Herrn Vettern gar nicht bſchreibn. Die Zuſchauer habn gar nicht aufghört, brafs z' ſchrein. Ein braver Herr, der ein Kenner iſt, hat mir gſagt, daß ſeit des berühmten Noverre ſein Zeiten kein ſo ſchöner Ballet iſt gſehn worden.

Aber nichts hat mir beſſer gefalln, als der Höllenrachen. So oft ers Maul aufreißt, ſpeyt er ein Teufel aus, und die Teufel machen ſolche Spring, daß man glaubt, ſie brechen ſich den Hals. Auf d Letzt aber kommt gar der Himmel vor, und da habn d' Zuſchauer glaubt, daß ſ' ſelber im Himmel ſind: denn ſie habn gar nicht z'klatſchen aufghört. Ich bitt den Herrn Vettern, laß der Herr Vetter ſeine Schimmel einſpannen; denn ſo ein ſchön Ballet ſieht der Herr Vetter vielleicht in 20 Jahren nicht wieder. Der Herr, der ihn gmacht hat, hat bein Wienern gewiß ein rechte Ehr damit einglegt.

In der Lepoldſtadt führn ſ' jetzt auch ein luſtigs Stuck auf. Des iſt der Bettelſtudent, den ſ' aus einer Komödi in ein Opera überſetzt habn. Es kommen recht ſpaßige Liedl drin vor, und über den Dadedl hab ich ſo lachen müſſen, daß ich bald den Bettelſtudenten drüber vergeſſen hätt' der doch d' Hauptperſon in Stuck iſt.

Den dritten Theil von Rinaldini hab ich dort auch wieder gſehn. Desmal iſt aber die Gſtalt der Gräfin Dianora, die ſonſt immer erſcheint, nicht zum Vorſchein kommen, und da hat ſich Alles gwundert drüber; endlich aber habn wir ghört, daß ihr Flugkleid aus der Quadrob

gſtohl'n worden iſt. „Herr Vetter, das Flugkleid hat gewiß ein Dieb gſtohln, der gern davon fliegen möcht.

Auf der Wieden bin ich auch die Täg gweſen. Da habn ſ' den Gevatter Matthias aufgführt, und der findt auch ein recht großen Applauſi. Beſonders hat d' Badwaſchlin und d' Kartenaufſchlagerin gfalln. Es kommen auch ein Menge Wahrheiten drin vor, und, wie mir ſcheint, ſo muß der Autori unſre Fehler und Narrheiten recht gut kennen.

Hernach gebn ſ' dort noch ein anders neus Stuck. Das heißt das Urtheil des Paris, und der Titel hat mir was z' lachen gebn. Da bin ich bein Palerthor vorbei gangen, und da hat ein Müllnermaſter den Anſchlagzettel recht andächtig gleſen. Schau, ſchau! hat er über ein Weil gſagt, das Urtl von Paris gebn ſ' heunt! Das Stuck muß ich ſehn; denn ich möcht doch wiſſen, was für ein Urtl der Gott Jupiter über d' Stadt Paris ausſprechen wird. Ueber den Einfall hab ich lachen müſſen: aber, Herr Vetter, ich kenn ſogar ein Mitkollegi von mir, der den Hirten Paris für d' Stadt Paris ghalten hat.

Bein Frauenzimmern iſt auch wieder mitn Hüten ein kleine Veränderung vorgangen; denn ein Menge tragn jetzt von gefärbten Bandln wirkliche Eſelohrn aufn Hut. Vielleicht glaubn ſ', daß ſ' ihrn Amanten dadurch beſſer gfalln.

Weil ich juſt auf der Eſelmateri bin, ſo muß ich den Herrn Vettern ſchon ein Stückl von meiner Frau Gmahlin erzähln. Da hab ich ſ' die Täg auf ihrm Landhaus ham gſucht, und da hat ſ' mir erzählt, daß ſ' jetzt d' Eſelmilch trinkt, und daß ſ' ihr recht gut anſchlagt. Sie thut nicht bloß mein Körper gut, hat ſ' gſagt: ſondern ich kann dich verſichern, mein Schatz, daß d' Eſelmich ſogar aufn

Geist ein Einfluß hat. Mein Hausdoktor hat schon Wunder gwirkt damit. Da hat er erst unlängst einen braven Herrn in der Kur ghabt, und der ist so schwach in Kopf gwesen, daß er immer schwarz statt weiß gschriebn hat: aber seitdem er d' Eselmilich trunken hat, geht ihm Alles flink von der Hand. O je, Herr Vetter, mein Kopf ist auch ein wenig schwach; denn ich kann oft selber nicht lesen, was ich gschriebn hab; schick mir der Herr Vetter also sein Madam Eslin herein, damit mein Geist wieder Kraft kriegt; denn mein Frau Gmahlin hat mir gsagt, daß d' Esseln jenseits der Donau ein bessre Milch gebn solln, als die Esseln von diesseits.

Meine Frau Gmahlin halt sich die Theaterkritik, und da hab ich die Täg drin herum blattelt, und da bin ich auf ein französischs Billiet gstoßen, das ein braver Herr einer deutschen Schauspielerin soll gschriebn habn.

Ich hab also mein Frau Gmahlin beten, daß s' mir das Ding expliciren möcht' und da hat s' mir dann gsagt, daß die junge Schauspielerin eine schöne Komödie gschriebn hat, und deswegen hätt ihr der brave Herr mit ein Sekretär ein Präsent gmacht. Was! hab ich gsagt, därf man den d' Mannsbilder verschenken? Da hat mich aber mein Frau Gmahlin ausglacht und hat mir gsagt, daß das ein hölzerner Sekretär gwesen ist, und daß ein deutscher Schreibtisch auf französisch ein Sekretär heißt — und da hab ich wieder über mein Dummheit lachen müssen.

Herr Vetter, jetzt sind wir in der Zeit, wo man Abends vor lauter langer Weil nicht ausweiß. Ich such also mein Zeit damit z' tödten, daß ich brav in Theatern herum lauf, und das kost mein Beutel wenigstens nicht so viel als 's Präferanzerln.

Da bin ich die Täg in Wiednertheater gwesen, und

da habn ſ' die traveſtirte Alceſt aufgführt, die gar ein guter Freund von mir gſchriebn hat.

Weil der Autori bei der galanten Welt in kein guten Renomei ſteht, ſo hab ich ſchon glaubt, daß ſ' ihn wieder auszischen werden; aber desmal habn ſ' ihn durchſchlupfen laſſen, und habn übers Lachen 's Auszischen vergeſſen. Aber ein paar Klampferl habn ſ' ihm doch anghenkt, und da hab ich recht lachen müſſen drüber.

Da iſt ein Herr nebn mir gſeſſen, und den hat ein andrer gfragt, wie ihm das Stuck gfallt: Nu, Nu! hat er gſagt, nicht gar übel! zun Knittelverſen ſcheint der Autori ein guts Talent z' habn. — Ei hab ich mir bei mir denkt, du mußt dich ja auf d' Knittelvers verſtehn; denn du ſchauſt ja ſelber ein ziemlichen Knittel gleich.

Hernach iſt ein gnädige Frau aufn Pater nobel gſeßen, und die hat die Glehrte gſpielt, und hats ihrn Nachbarn mehr als zehnmal erzählt: daß ſ' kein Freundin von traveſtirten Stucken iſt. Da habn aber zwei brave Herrn einander ins Ohr gſagt: warum geht denn die glehrte Gans herein? Sie mußs ja aufn Zettel gleſen habn, daß 's Stuck traveſtirt iſt — und da hab ich wieder lachen müſſen.

Von ein gar jungen Herrn aber hab ich noch ein luſtigers Stückl ghört. Der hat den Autori ein Jacobiner gnennt, weil die Alceſt einmal zu ihrn Kindern ſagt: ſtudirt fleißig in der franzöſiſchen Gramär.

Habn 'S den revolutionären Gedanken gehört? hat er gſagt, und iſt in Pater nobel herum gloſſen. Der Autor gibt uns ein Wink, daß wir alle Franzöſiſch lernen ſolln, damit wir d' Sprach können, wenn d' Franzoſen kommen.

Aber alle gſcheiden Leut habn den jungen Herrn ausglacht, und habn gſagt, daß er in 'n Narrnthurn hinaus

ghört, weil der Autori durch den Gedanken nur den Müttern ein Hieb hat gebn wollen, die ein gar z' große Affenlieb für d' französische Sprach habn.

In Nazonaltheater bin ich auch gwesen. Da habn s' das Vaterhaus aufgführt. Da kommen bittre Pillern drin vor. Da ist unter andern ein verzogner Knab, dem s' d' Modiphilosophi beibracht habn, und der also kein Gott glaubt, und kein andre Mutter, als d' Natur kennt; und weil das 's wahre Cunterfä von der jetzigen Erziehung ist, so hab ich eine Menge saure Gsichter gsehn, und einige junge Herrn habn das Stuck so gar ein dumms Stuck gnennt.

Da hab ich in Theater ein Herrn mit doppelten Brillen antroffen, und der ist von der einen Bank zu der andern gangen, und hat alle Fraunzimmer anguckt; vielleicht hat er aber 's Theater für ein Bildergallerie angschaut — und das könnt ich ihm so übel nicht nehmen; denn Malereien gibts gnug drin.

Weil ich schon just in der Theatermaterie drin bin, so muß ich den Vettern auch schon was von die Unform erzähln, die ich in einigen Theatern antreff. In der Stadt dürfen s' kein Hund ins Theater mitnehmen: aber in Vorstädten bringen mehrere Fraun ihrn Lakl im Arm mit.

Da ist aber jüngst einer gnädigen Frau ein spaßigs Stückl gschehn. Die ist mit ihrn Spitzl in Arm zu der Kasse kommen, und hat ein Bankozettel hinglegt, und da hat ihr der Kassier auf zwei Personen herausgebn. Was wolln S' denn? hat d' gnädige Frau gsagt, ich bin ja nur allein! — — Ich bitt um Vergebung, hat der Kassier gsagt, ich hab den Pummerl fürn jungen Herrn angsehn.

Hernach, Herr Vetter, hab ich mich schon öfters über die Herrn und Fraun gärgert, die ein gspirrten Sitz habn,

aber erſt ins Theater kommen, wenn 's Stuck ſchon angfangen hat. Die ſolln doch ein Bißl mit ihrn Hintern früher von Spieltiſch aufſtehn, oder ſehn ſ' vielleicht d' übrigen Zuſchauer fürn Pagat an, den ſ' herum ſagen können.

In Stadttheatern ſeh ich auch öfters Stückl, die mir nicht gfalln. Da gibts gewiſſe Herrn, die aufn Pater nobel d' beſten Platz einnehmen, und d' hübſcheſten Frauzimmer vor der Bank ſtehn laſſen, und höchſtens nur einer Grabnfräule ihrn Platz citirn; die müſſen aber vielleicht aus ein Land her ſeyn, wo d' Höflichkeit nicht z' Haus iſt.

Wie ich gleich nach Wien kommen bin, habn d' Herrn aufn erſten Parterr, bſonders bei ein neuen Stuck, hübſch ruhig gwart, bis 's Stuck ausgweſen; aber jetzt iſts d' Modi, daß ſ' oft ſchon beim vorletzten Auftritt davon laufen, und da ſind mir unſre Schulbubn z' Haus eingfalln, die's auch nie erwarten können, bis d' Schul aus iſt; daher wiſſen aber d' Herrn auch öfters nicht, wie's Stuck ausgangen iſt, und räſonniren doch drüber — wie der Frau Mahm ihr Strumpf. —

Ueber einige Aktrizinen hab ich auch ſchon lang was aufn Herzen. D' Aktör habn d' Augen dort, wo ſ' hingehören; aber d' Schauſpielerinen vergeſſen öfters, daß ſ' aufn Theater ſtehn, und anſtatt den Amanten anz'ſchaun, mit dem ſ' zu agirn habn, blinzeln ſ' auf den Amanten hinauf, der in der Loſchi iſt.

Weil wir jetzt mitn Feind Waffenſtillſtand habn, ſo habn einige Autori ein Federkrieg angfangen, und der wird wohl ſobald kein End nehmen, weil er nur Papier und Dinten koſt't.

(Schluß folgt.)

Das Lied von dem Theater.

Von Saphir.

Feſtgemauert in der Erde,
Steht das Haus, der Kunſt geweiht,
Daß ein Stück noch heute werde,
Friſch, ihr Dichter, ſeyd bereit!
Von Geſchick und Fluch
Strotzen muß das Buch,
Soll das Volk den Dichter loben.
Doch der Beifall kommt von oben!
Zu Stücken, die man jetzt ſoll geben,
Geziemt ſich wohl ein Brudermord;
Wenn jeder Akt beſchließt ein Leben,
Dann fließt das Schauſpiel munter fort.
So laſſet jetzt mit Fleiß uns zählen,
Wie viel ein Kaſſaſtück wohl bringt;
Den ſchlechten Dichter muß man ſchmälen,
In deſſen Werk kein Teufel hinkt,
Das iſt's ja, was ihn engagiret,
Und dazu ward ihm Holz und Licht,
Daß er in ſeinem Geiſte ſpüret,
Wenn doch der letzte Stock ſich bricht.

Nehmet Reime à la Hiller,
Doch Trochäen müſſen's ſeyn,

Daß es, wie gepreßte Triller,
Schlage in's Parquett herein.
Sorget für Geschrei,
Schnell den Dolch herbei,
Daß die süß'ge Schicksalsspeise
Fließe nach der rechten Weise.
Was in des Daches höchster Stube
Mit starrer Hand der Dichter baut,
Tief in des Soufleurs Glockenstube
Wird es noch geschrieen laut.
Hin zu den Logen wird es ziehen,
Und rühren vieler Menschen Ohr!
Wird auch noch zu den Gallerieen
Vernehmlich schallen hoch empor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das Manuscriptum deutlich sagt:
Das schlägt an des Komödianten Krone,
Der es erbaulich weiter klagt!

Ha! ich sehe Melodramen,
Wohl! die Kassa bleibt nicht leer.
Das ist etwas für die Damen,
Das befördert den Fureur!
Kauft ein Dichterlein,
Sey es noch so klein;
Daß es versey' die fremden Brühen
Mit neuen deutschen Melodieen.

Denn mit des Hungers Schnabelwetzung
Begrüßt er das geliebte Stück,
Das zu so schlechter Uebersetzung
Verdammt ein jämmerlich Geschick.

Da ruhen noch in ſtillen Wogen
Die ſchwarzen und die weißen Bogen!
Des guten Scribe zarte Wendung
Bewachen ſeine Deutſchvollendung. —
Vom Originale reißt ſich ſtolz das Poetlein;
Er ziert's mit Eigenem keck und friſch,
Begabt es ſinnig noch mit Zötlein,
Stumm geht er nun vom Schreibetiſch;
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n,
Mit züchtigen, verſchämten Wangen
Sieht den Diktionär er vor ſich ſteh'n!
Da faßt ein namenloſes Sehnen
Das Dichterlein, es irrt allein;
Aus ſeinen Aeuglein brechen Thränen,
Er flieht der Komödianten Reih'n!
Erröthend ſucht es die Erklärung,
Und iſt, wenn es ſie fand, beglückt!
Das Schönſte ſtiehlt es der Erklärung,
Womit es ſeine Stücke ſchmückt.
O, zartes Wortbuch! ſüßes Hoffen!
O, kleiner Dichter, großes Buch!
Der Dichter hält die Taſchen offen,
Es ſchwelgt ſein Leib in feinem Tuch!
O! daß es ewig grün doch bliebe,
Das grüne Stück des jungen Scribe!

Wie ſie ſchon da draußen toben,
Durch den Vorhang ſchau' hinaus,
Iſt es ſchon gefüllet oben,
Tritt nun der Acteur heraus.

Jetzt, Comparsen, schnell!
Prüft mir das Castell:
Ob die Zinnen und die Pforten
Stehen auch an rechten Orten.

Denn wo Comparsen und Dekorationen,
Wo Suffitten noch in ganzen Himmeln thronen,
Da geht es einen guten Gang:
D'rum prüfe, wen's Theater bindet,
Ob sich ein Stück zum Stücke findet!
Der Held ist kurz, das Kleid ist lang.
Lieblich auf gemalten Schlampen,
Dünket euch der Wälder Kranz,
Wenn die hellen Seitenlampen
Scheinen d'rauf mit ihrem Glanz!
Ach! der Lampen letzter Schimmer
Endigt auch den frischen Mai;
Mit dem Vorhang fällt's in Trümmer,
Und kein Fetzen ist d'ran neu.
Das Publikum flieht!
Direktor muß bleiben,
Die Aktrice glüht,
Der Held will bleiben.
Nun muß die Regie
Den Zettel noch schreiben,
Muß stoßen und treiben,
Muß fluchen und loben,
Muß flehen und toben,
Muß hacken und brocken,
Die Leute zu locken.
Da strömen herbei die weiblichen Blüthen,
Es schmückt sich's Parquett mit riesigen Hüten,

Die Glocken läuten, es klappert der Sitz;
Und d'rinnen dreht sich
Das schmächtige Weibchen,
Die Kritik der Musen,
Und zischelt leise
Im weiblichen Kreise,
Und nimmt die Lorgnette
Von gold'ner Kette,
Und nimmt aus dem Fächer
Den fleißigen Stecher,
Und mustert ganz keck
Den kreisenden Geck!
Und leget das Näschen an duftende Büchschen,
Und dreht sich im Kreise mit artigen Knixchen
Und ruft, als wär' sie die mächtigste Fee,
Der harrenden Nummer Glace au Caffé,
Und blicket herauf und herum und hernieder,
Und plaudert wieder.
Und die Männer mit frohem Blick,
Von des Hauses ablaufender Fläche,
Ueberzählen wohl ein jedes Stück,
Sehen der Hüte ragende Bäume,
Und der Bänke gefüllte Räume,
Und die Logen, wo mit dem Rücken
Damen nach der Bühne blicken,
Drehen sich um und um,
Und urtheilen: das ist dumm!
Doch mit diesen Klapperblechen
Ist kein leises Wort zu sprechen,
Und ihr Zünglein reitet scharf.

Wohl! nun kann die Prob' beginnen,
Die Actricen sind schon hier.

Aber welch' ein Lärmen iſt drinnen,
Iſt das edle Kunſtmanier?
Donner und Malheur!
Ruft den Regiſſeur;
Glühend in den ſeid'nen Haaren
Liegen ſich die Künſtlerſchaaren.

Wohlthätig iſt ein Regiſſeur,
Wenn er die Kunſt nur hält in Ehr',
Denn, was man ſiehet, was man hört,
Das wird uns nur von ihm beſchert.
Doch furchtbar wird der Regiſſeur,
Wenn er, in dem Gehirne leer,
Behandelt, wie das liebe Vieh,
Die freien Kinder der Regie.
Wehe, wenn er losgelaſſen,
Leſend, ohne Widerſtand,
Durch die ſchönſten Zeilengaſſen
Streicht mit der verwegnen Hand!
Denn die Regiſſeure haſſen,
Was der Dichter wohl erfand.
Auf dem Zettel
Klein geſchrieben,
Steh'n die Lieben,
Auf dem Zettel, groß beehrt,
Prangt das Pferd.
Seht ihr ſtrömen dort den Troß?
Das macht's Roß!
Vollgedrängt
Iſt die Halle,
Das iſt nicht des Dichters Werk.
Welch' Getümmel

Stiegen auf!
Dumpf wallt auf!
Harrend mit gespannter Miene
Glotzen sie nach leerer Bühne,
Auf rauscht plötzlich die Cortine,
Hochgezäumt den Künstlerrachen,
Kommen Pferde, Bretter krachen,
Schweife wedeln, Füße scharren,
Nasen nüstern, Sättel knarren,
Dielen zittern
Unter Rittern
Alles baumelt, zittert, zappelt,
Stallgleich wird herumgetrappelt,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Läuft ein Klatschen hoch am Bogen,
Und ein Bravo! kömmt gezogen,
Und ein Fuora! kommt geflogen,
Der das Künstlerroß begehrt.
Und als wär' es ihm beschert,
Hallt das Fuora unverloren,
In des Menschen offene Ohren.
Und als wollte sein Gewissen
Nicht verhehlen, was das stumme Thier
Sich denkt, wandelt er herfür,
Aus den schwankenden Coulissen,
Dankes voll!
Völlig toll
Weicht der Kunstfreund aus den Logen,
Stürmisch sieht er die Elogen
An die Thierwelt ausgetheilt.

Leer gemacht
Iſt die Stätte,
Wilder Roſſe rauhes Bette,
In den öden Künſtlerſälen
Wohnt das Grauen,
Und die Direktoren zählen
Nun ihr Geld.

Einen Blick
Nach dem Glücke
Dieſer Stücke
Schickt der Verfaſſer noch zurück, —
Greift fröhlich dann zum Gänſekiele,
Erboſ't ſich auch die Kritik d'rob,
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben,
Er füllt die Taſchen dieſer Lieben,
Und ſieh! ihm fehlt kein wohlfeil Lob.

Im Repertoir iſt's eingeſchaltet,
Glücklich iſt das Stück vertheilt,
Wird's auch Abends ſo entfaltet,
Daß der Held nicht ſtockt, nicht eilt!
Wenn er nicht ſtudirt?
Wenn nicht memorirt?
Ach! vielleicht beim Wein geſeſſen,
Hat die Rolle er vergeſſen!
Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde,
Vertrauen dem Souffleur wir dort,
Vertraut der Künſtler jedes Wort,
Und hofft, daß er's ihm blaſen werde
Hinauf ganz laut an Stell' und Ort!
Noch köſtlicheren Samen bergen

Die Dichter in des Helden Roll'
Und hoffen, daß sie nicht wie Schergen
Es treiben auf den Brettern toll.

Von dem Hauen
Kreuz und quer,
Seufzt die Bühne
Hohl und schwer.
Einst schon haben zehn Coulissen
Gäste auf der Letzt' zerrissen.
Ach! der Karl war es, der Räuber,
Ach! es war der Eschen Jar'mir,
Wo er auf der Todtenbahre
Ausgerissen sich die Haare
Aus dem vollen Künstlerkopf,
Den er stets gefaßt beim Schopf,
Den er mit der eignen Hand
Selbst geschleudert an die Wand.
Ach! des Hauses zarte Wände
Sind gestürzet hin und her,
Denn es sägen seine Hände
In die Luft die Kreuz und Quer,
Und wenn er im Tod sich windet,
Stampft er mit den Füßen noch,
An der Todtenstätte findet
Man gewiß im Brett ein Loch!

Bis die Oper wird gegeben,
Muß das Schauspiel zehnmal d'ran,
Wie im Laub die Vögel leben,
Lebt sich jetzt der Sängermann,

Wenn's ihn nicht mehr freut,
Eine Heiserkeit,
Und die Oper wird vertaget,
Schauspieler sich immer plaget.
Munter holt die letzten Dreier
Aus tiefer Tasch' ein Dilettant,
Für's Billet zur Opferfeier.
Lärmend ziehet hin die Horde,
Und der Juden
Schlankgeschnürte, junge Schaaren
Kommen summend,
Nehmen ihre Plätze brummend.
Schwer herein
Schwankt die Jüdin
Schmuckbeladen,
Bunt von Räthen,
Schwer in Nöthen
Ist der Platz,
Und das junge Volk der Greise
Streicht die Glatz'!
Log' und Stehplatz werden voller,
In Parquets gesell'ger Mitte
Sammeln sich die Enthusiasten,
Und der Sperrsitz schließt sich knarrend.
Zart entfaltet
Sind die Töne;
Doch in der Brust der Menge waltet,
Nicht die Lust
Die die Kunst hier hold gestaltet,
Denn ihr Aug' sucht äuß're Lust.

Heil'ges Mieder! segensreiche
Schneiderstochter! die in's Gleiche

Ribb' und Kreuz und Lende bindet,
Die der Hüften Bau gegründet,
Die herein von seinen Höhen
Rief des Höckers stolzes Blähen,
Hintrat zu den dicken Frauen
Sie geschnürt zu dünnen Pfauen;
Und das Herrlichste des Weibes
Macht, die Taille ihres Leibes!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich im Beifallsbund,
Wie die Herzen sich bewegen,
Thut ein süßes Stöhnen kund.
Mäuler regen sich und Hände,
In des Klatschens Harmonie,
Jeder glaubt für seine Spende
Zahle eine Gunst wohl sie.
Hände machen Hände wett;
Klatschet der für süße Blicke,
Klatschen wir für's Freibillet!
Holdes Klatschen,
Süßes Bravo,
Weilet, weilet
Freundlich über diesem Haus!
Möge nie die Nacht erscheinen,
Wo der hellen Pfeifen Töne
Dieses stille Haus durchgellen,
Die Gallerie,
Wo vom Freisitz immer frischer
Beifall schallt,
Von der Pocher, von der Zischer
Wildem Lärmen wiederhallt!

Nun rezenſirt mir nur den Dichter,
Seine Abſicht iſt erfüllt,
Aergert's euch, ihr Kritiklichter,
Daß die Kaſſe ſich gefüllt?
Schwingt die Feder ſchwingt!
Eh' die Galle ſpringt,
Wenn ſein Fuß ſoll gehn in Strümpfen
Muß der Krit'ker weidlich ſchimpfen.

Der Kenner kann ein Stück beſprechen,
Mit zartem Sinn zur Kunſt beſtimmt;
Doch wehe, wenn in Tintenbächen
Ein großer Stockfiſch ſchreibend ſchwimmt.
Blindwüthend mit der Kritik Geißel,
Verſchrei't er ein verdienſtvoll Werk,
Und mit dem kleinen Zwergen-Meißel
Verſucht er ſich am höchſten Berg.
Wo Journaliſten parteiiſch walten,
Da kann Kritik ſich nicht entfalten,
Wo Kritiker Aktricen lieben,
Da wird kein wahres Wort geſchrieben.
Weh', wenn in der Bruſt der Schreiber
Die Eiferſucht ſich angehäuft,
Und gröber noch als Maulthiertreiber
Die Rache nun zur Feder greift!
Da ſenden ſie in ihre Zeitung
Korreſpondenz, daß ſie verwundert glotzt,
Das einſt geweiht, zur Lobverbreitung,
Sie nun von Schimpf und Tadel ſtrotzt.
Journal und Zeitung! welche Zeiten!
Das kleinſte Kindchen greift zum Kiel,

Die Blätter füllen sich, die Seiten
Und fad und schwülstig wird der Styl.
Da drechseln Weiber Logogryphe,
Und reimen zum Entsetzen sie,
Noch ringend mit dem Schulbegriffe
Zerreißen sie die Poesie.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Die Charaden sich vom Sehen bloß,
Der gute Reim macht Platz dem bösen,
Und jeder Schulbub' schreibt d'rauf los.
Langweilig ist's den Spies zu lesen,
Und Kotzebue ist wahrlich matt;
Doch das Schläfrigste, was je gewesen,
Das ist ein jetz'ges Zeitungsblatt.
Wehe dem, der an die Redaktoren
Das kleinste Wörtchen Wahrheit schickt!
Sie drucken's nicht, es ist verloren,
Und wird in lauter Lüg' erstickt.

Freude hat mir Gott gegeben,
Seht wie schmuckes Militär
In die Hosen blank und eben
Drängt sich der Choristin'n Heer;
Von den Schenkeln drall
Scheint's elast'scher Ball,
Auch die Waden und die Hüften
Müssen Ruhm dem Dichter stiften.

Herein! Herein!
Statisten alle, schließt den Reih'n!
Daß wir das Stück nun tausend weih'n:
„Schülerschwänke" soll sein Name seyn.

Zu Schwänken füge es im herrlichen Vereine:
Das Schülerhafte, das Gemeine!
Und dieß sey fortan sein Beruf,
Wozu der Dichter es erschuf!
Treu stets dem niedern Erdenleben,
Soll es im blauen Bühnenzelt,
Das Bild uns des Gemeinen geben,
Und sprechen zu der Hosenwelt;
Soll eine Stimme seyn von oben:
Wer in der ganzen Mädchenschaar,
In engen Hosen und in Roben,
Die allerbest' Gewachsene war.
Nur schmutzigen und platten Zoten
Sind solche Stücke stets geweiht,
Und auch die Lieder uns geboten,
Sind Stimmen nur der Niedrigkeit.
Dem Leirer gleich ist sein Bemühen;
Selbst kopflos, ohne Schaamgefühl,
Begleitet er mit schlechten Melodieen
Des Abends schläfrig schlechtes Spiel.
Und wie das Volk von dannen fliehet,
Wenn sie die Hosen ausgethan,
So auch mit seinen Höf'lein ziehet
Den Lorbeer aus der Dichtermann!

Jetzo nun ihr lieben Leute
Bringt aus dem Drucke mir das Stück,
Daß man's bei der Kasse heute
Kriege für 'n Zweigroschenstück!
Kaufet, reich und arm!
Stück ist frisch, noch warm;
Schlaflos gings aus meiner Rechten,
Schlaf nur bring' es euern Nächten!

Hochzeitsgebräuche bei verschiedenen Nationen.

(Fortsetzung.)

Die Gewohnheiten und Formalitäten der Neger bei ihren Heirathen sind zwar längs der

Goldküste in Guinea

in einigen Umständen verschieden, in der Hauptsache aber einerlei.

Ihre Hochzeiten werden mit sehr wenigen Ceremonien vollzogen. Wenn ein junger Mann im Stande ist, sein Brod zu verdienen, so sucht er entweder selbst, oder sein Vater eine Frau für ihn. Sind die jungen Leute mit einander einig, so spricht der Vater des Bräutigams mit den Aeltern der Braut, und kommt mit ihnen über das überein, was sie für dieselbe haben wollen. Sobald dieser Punkt berichtigt ist, wird ein Fetischier geholt, um den Eid ablegen zu lassen. Die Braut schwört, ihren Mann zu lieben, und ihm getreu zu seyn; der Bräutigam schwört auch, sein zukünftiges Weib zu lieben; den Punkt der Treue übergeht er aber.

Nach dieser Ceremonie beschenken die Aeltern von beiden Seiten einander, und bringen den Tag mit Schmausen und Lustbarkeiten zu. Auf den Abend führt der Mann seine Braut, in Begleitung einiger jungen Frauenspersonen,

welche ihr die erste ganze Woche Gesellschaft leisten, nach Hause, um der neuen Verbindung das Siegel aufzudrücken. Müller sagt, während der ersten sieben Nächte müsse ein Mädchen von sieben bis acht Jahren zwischen den Neuvermählten liegen, um zu verhindern, daß sie während der Zeit einander [illegible] berühren.

Es ist auf der Goldküste nicht selten, daß Mädchen vor ihrer Mannbarkeit sich verheirathen. In diesem Falle kommen die beiderseitigen Verwandten in dem väterlichen Hause der Braut zusammen und machen sich lustig.

Abends wird die Braut in des Bräutigams Haus geführt, und daselbst in des Ehemanns Bette zwischen zwei Weiber gelegt, um zu verhüten, daß er sie [illegible] berühre.

Diese Ceremonie wird drei Nächte hintereinander wiederholt, worauf sie der Mann seinen Aeltern wieder zurückschickt, um daselbst bis zu ihrer Mannbarkeit zu verbleiben. Wenn nun dieser Zeitpunkt kommt, so wird die Ehe vollzogen, und der Bräutigam muß jeder der jungen Weibspersonen, die die Braut nach Hause begleitet hatten, einen Akki (den sechszehnten Theil von einer Unze) Gold geben.

Es heirathet hier jeder so viel Weiber, als er ernähren kann, doch beläuft sich die Zahl derselben, außer den Beischläferinnen, selten über zwanzig, und wenn Jemand so viel nimmt, so geschieht es bloß, um für groß und reich angesehen zu werden.

Bei den

Hottentotten

übernehmen der Vater oder die nächsten Verwandten des Freiers, bei dem Vater oder den nächsten Verwandten des Mädchens, die Werbgeschäfte. Hat sich ein achtzehnjähriger Jüngling ein Mädchen ausersehen, so besucht sein Vater

mit ihm die Aeltern derselben. Der Jüngling beschäftigt sich, der Gesellschaft Tabak zuzubereiten und anzubieten. Sie rauchen alle, und der um die Braut werbende Vater des Jünglings eröffnet nicht eher sein Anliegen, als bis der Rauch alle benebelt hat. Alsdann hält er um das Mädchen für seinen Sohn an. Der Vater entfernt sich hierauf aus der Gesellschaft, um seiner Frau den Antrag bekannt zu machen, und sich mit derselben zu berathschlagen; er kommt bald mit einer bestimmten und selten abschlägigen Antwort zurück, wenn anders die Tochter nicht schon versprochen ist.

Gefällt der junge Freier dem Mädchen nicht, so hat sie nur einen Weg, ihn los zu werden. Sie legt sich nämlich mit ihm zu Bette, und bringt eine Nacht an seiner Seite zu. Wird sie von dem Jüngling nicht besiegt, so ist sie frei; überwindet er sie aber, wie es gewöhnlich geschieht, so muß sie ihn heirathen.

Nun wird der Junggesell als Mann angesehen. Alle seine Verwandte und Freunde beiderlei Geschlechts begleiten ihn, treiben einen oder mehrere Ochsen vor ihm her und führen ihn so im Triumph nach der Wohnung der Braut, wo sie mit großer Freude aufgenommen werden. Der Ochs wird hier geschlachtet, alle beschmieren sich über und über mit dem Fette, und bestreuen sich mit einem röthlichen Pulver, welches sie aus einer wohlriechenden Wurzel bereiten, die Buku heißt; die Weiber aber bemalen sich die Wangen, Stirn und Kinn mit rothem Kalkstein.

Darauf geschieht die Verehelichung unter folgenden Ceremonien. Die Männer hocken in einem Kreise nieder; in dessen Mitte der Bräutigam in eben der Stellung sitzt. In einiger Entfernung befinden sich die Weiber um die Braut, alle in derselben Attitüde.

Der Priester tritt nun zuerst in den Kreis der Männer und weiht den Bräutigam mit seinem eigenen frischen Wasser ein; der Braut erweiset er hierauf eben diese Ehre, und geht dann von einem zum andern der Hochzeitgäste so lange fort, bis sein Vorrath erschöpft ist. Während dieser Einweihung sagt er kurze Segenswünsche her, von ungefähr folgendem Inhalt: Lebet glücklich zusammen! Habt einen Sohn, ehe ein Jahr vorbei ist! Sey du ein guter Jäger, oder Krieger! u. s. w.

Eine Wittwe darf nicht ungestraft zum zweitenmal heirathen, sie muß sich ein Glied vom Finger abschneiden, und diese Verstümmelung vom kleinen Finger an so oft wiederholen, als sie eine neue Ehe anfängt. Wahrscheinlich beschränkt sich die hottentottische Kenntniß der Jungfrauschaft nur auf diese Zeichen.

Die Bewohner des Königreichs

Arrakan

sehen die Entjungferung eines Mädchens als ein niedriges, ihrer unwürdiges Geschäft an. Man bezahlt daher gewöhnlich Leute vom verworfensten Pöbel, um diese für einen Indier so beschwerliche Verrichtung zu übernehmen. Nur dann, wenn ein Mädchen sich rühmen kann, nicht mehr Jungfer zu seyn, darf es sich Hoffnung machen, einen Mann zu bekommen; je mehr Buhler sie gehabt hat, desto eifriger betreiben Jünglinge die Werbegeschäfte um ihre Hand; und ist sie schwanger, oder hat gar eine lebendige Probe ihrer Fruchtbarkeit aufzuweisen, so sind mit ihrem Besitz die ehrenvollsten Vorzüge verbunden.

Jedoch scheint der König von Arrakan einen ganz andern Geschmack zu haben, als seine Unterthanen. Er

wählt seine Weiber fast auf dieselbe Art, wie der Kaiser von China. Er läßt in dem ganzen Königreiche zwölf keusche Jungfrauen aufsuchen, so schön als man sie nur finden kann. Diese Mädchen werden in weißen Kattun gekleidet, und während einem Zeitraume von sechs Stunden den brennendsten Strahlen der Sonne ausgesetzt. Hierauf trocknet man ihnen den Schweiß mit ihren Kleidern ab, und gibt ihnen andere. Jene ausgezogenen Kleider, werden gewissen Leuten überreicht, die dazu bestimmt sind, mit der Feinheit ihrer Nase den Geruch zu untersuchen. Diejenigen Mädchen, deren Kleider keinen unangenehmen Dunst von sich geben, werden als die gesündesten betrachtet, und haben das Glück, dem König als Beischläferinnen überliefert zu werden.

Bei einem Mädchen in

Nordamerika

einen galanten Besuch machen, nennen die Wilden, sein Hölzchen anzünden. Bei Tage nehmen es die Schönen dieses Landes sehr übel auf, wenn man ihnen etwas von Liebe vorsagen wollte; allein des Nachts stehen jedem verliebten Abenteurer ihre Hütten offen. Er geht hinein, zündet an dem unter der Asche glimmenden Feuer eine Art Schwefelhölzchen an, und nähert sich damit dem Mädchen. Man muß über die Bescheidenheit eines amerikanischen Anbeters erstaunen, der sich, wenn er nicht gut aufgenommen wird, augenblicklich und ohne alles Geräusch wieder davon schleicht; oder der in eben dem Augenblicke, da ihm die hoffnungsvolle Gunst gewährt wird, sich zu den Füßen des Bettes niederzulassen, von einem andern Ankommenden, der in den Augen des Mädchens ein Ascendant über ihn

hat, verdrängt wird, und ganz kaltblütig die Hütte verläßt. Dies zeugt von einem Geiste der Unabhängigkeit, den das amerikaniſche Frauenzimmer gegen die Männer blicken läßt. Sitten und Gebräuche ſind indeſſen bei dieſen Völkern ſehr verſchieden.

Gewöhnlich geſchehen die erſten Schritte zu Verheirathungen durch Matronen. Sie werden unter den Verwandten der beiden Familien geſchloſſen, ohne auf die Einwilligung des jungen Paars Rückſicht zu nehmen. Viele verſprechen ihre Kinder, beſonders ihre Töchter, ſchon in der früheſten Kindheit, und verkaufen ſie um eine gewiſſe Dienſtzeit oder Geſchenke. Die Mädchen ſind indeſſen nicht ſehr zum Eheſtand geneigt, weil ſie ohne ſolchen und ohne Nachtheil ihrer Ehre die Liebe genießen können, und durch die Ceremonie des Eheſtands ihre Lage nur verſchlimmert ſehen. Wenn man diejenigen Völker ausnimmt, unter welchen Mädchen und Jünglinge ohne alle Feierlichkeiten zuſammen laufen und wieder verlaſſen, ſo ſind ſelbſt die Hochzeitgebräuche ſymboliſche Zeichen der Sclaverei. Die Braut empfängt nämlich im nördlichen Amerika ein Halsband, das aus einem langen breiten ledernen Riemen beſteht, einen Keſſel und einen Holzſtoß. um anzudeuten, daß ſie verbunden iſt, die Laſten des Hauſes zu tragen, die Küche zu verſehen und Holz anzuſchaffen.

In einigen Gegenden gehört es zum weiblichen Wohlſtand, im erſten Jahr in einer ſtrengen Enthaltſamkeit zu leben, und man begegnet einem jungen Weibe verächtlich, die früher Zeichen ihrer Fruchtbarkeit würde blicken laſſen.

Wenn ein junger Wilder in

Kanada

seine Wünsche auf den Besitz eines Mädchens gerichtet hat, so besucht er sie des Nachts in ihrer Hütte, vor deren Eingang weiter nichts als ein Fell hängt. Er zündet auf dem Herd einen kleinen Spahn an, nähert sich mit diesem dem Bette seiner Geliebten, und zieht sie dreimal an der Nase. Diese Feierlichkeit muß wenigstens zwei Monate lang wiederholt werden, und während derselben geht Alles in größter Ehrbarkeit ab. Kann ihn das Mädchen leiden, so sagt er es seinem Vater, und dieser besorgt nun die Werbgeschäfte. Er geht bei Nacht zum Vater oder zu den Anverwandten des Mädchens, weckt ihn auf, zündet seine Pfeife an, überreicht sie dem Vater des Mädchens, und spricht ihn um dieselbe für seinen Sohn an. Der Vater antwortet, er wolle darüber mit seiner Familie reden. Willigt diese ein, so läßt der Vater des Bräutigams seiner Seits alle Verwandten zusammen kommen, und macht ihnen die Verheirathung seines Sohnes bekannt. Die Verwandten bringen mancherlei Bedürfnisse der Haushaltung in die Hütte.

Bei verschiedenen Nationen tritt das neue Paar auf eine Matte, und hält ein hölzernes Stäbchen, jedes an seinem Ende in der Hand, und zerbricht es endlich in so viele Stücken, als Zeugen da sind, denen es solche mittheilet. Darauf führet man die Neuvermählte wieder aus der Kabane, und junge Mädchen begleiten in feierlichem Zuge dieselbe nach ihres Vaters Hütte, wo sie so lange wohnet, bis sie Mutter wird. Alsdann führt der Mann sie erst in seine Hütte. Wollen sie sich scheiden, so werden die kleinen Stückchen von dem Stäbchen, welche unter die Verwandten

vertheilt worden, wieder in die Hütte gebracht, wo die Ceremonie vor sich gegangen ist, und daselbst in ihrer Gegenwart verbrannt.

In

Pensylvanien

hängt es von der Willkür eines Jeden ab, sich von dem Priester trauen zu lassen, oder die Heirath vor dem Richter zu schließen.

Wenn zwei Liebende einig sind, sich zu heirathen, und die Aeltern nicht einwilligen wollen, so ist kein anderes Mittel, diese Verweigerung zu vereiteln, als daß beide flüchtig werden. Um aber der gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, muß die Geliebte den jungen Menschen auf ihren Nacken nehmen, und mit dieser Bürde beladen vor dem Richter erscheinen. Hier legt das Mädchen das freimüthige Bekenntniß ab, daß sie ihren Liebhaber entführt habe, und bittet den Richter, ihre Heirath zu bestätigen. Dieß verweigert derselbe nie, und das junge Paar tritt in die Rechte der Ehe, ohne daß die Aeltern zur Vernichtung etwas unternehmen dürfen.

Bei den

Guay-guienes und Palenco's

sind mehr Feierlichkeiten gebräuchlich. Diese lassen ihre Töchter, ehe sie verheirathet werden, vierzig Tage fasten, in der Voraussetzung, daß junge Mädchen, wenn sie in diesen gefährlichen Tagen sind, Alles, was sie etwa anrühren, verderben, und daß derjenige, welcher seine Füße auf eine Stelle setzt, worauf das Mädchen gegangen ist, geschwollene Beine bekomme. Um diesen und dergleichen Unheilen vorzubeugen,

und sie ihren Männern ganz rein zu übergeben, sperren sie das Mädchen ein, und reichen demselben während der Fastenzeit nicht mehr als drei Datteln von dem Palmiet-baume, und drei Unzen Kassave mit einem Kruge Wasser zur täglichen Speise, so daß das Mädchen, wenn der Hochzeittag kommt, eher einer Leiche, als einer reizenden Braut ähnlich ist.

Die ganze Nacht vor der Hochzeit bringen sie damit zu, sich zu bemalen, zu beschmieren, und zierlich mit Federn von verschiedenen schönen Farben zu bedecken. Daher es denn öfters fast Mittag wird, ehe die Braut vollkommen angeputzt ist. Indessen kommt doch der Cacique, oder Oberste des Dorfs, nach dem Orte, um seine Befehle, das Fest zu feiern, ergehen zu lassen. Ein Haufen von Tänzern, mit mancherlei Blumen, Federn und Federbüschen geschmückt, versammeln sich bei der Wohnung der Braut, und tanzen unter Flötenspiel und Trommeln um dieselbe herum, der Bräutigam mischt sich unter die tanzenden Reihen, und tanzt auf das beste mit. Während dieses Tanzes kommt die Braut zum Vorschein, von zwei alten häßlichen Indianerinnen geführt, welche abwechselnd und heulend in ihrer Sprache Lieder singen, wovon dasjenige, womit die erste anfängt, die Beschwerlichkeiten des Ehestandes und die Last des Hauswesens betrifft, wogegen aber die letzte das Vergnügen des Ehestandes besingt. Sie gehen im ganzen Dorfe herum, und wenn sie wieder nach Hause gekommen sind, finden sie die Mahlzeit bereitet, welche aus allerlei Fischen und Wildpret besteht; hierbei wird tapfer getrunken, und das Fest mit Tanzen beschlossen.

(Schluß folgt.)

Curiosa.

Mikrologische Fragen.

Können wohl hunderttausend Engel auf einer Nadelspitze tanzen? —

War der Fisch, der den Propheten Jonas verschlang, männlich oder weiblich? —

Welchen Fuß setzte Aeneas zuerst an's Land Latium?

Welches Wunder wäre größer, — wenn ein Elephant so klein würde, wie ein Floh, oder der Floh so groß wie ein Elephant? —

Ist ein magerer oder ein fetter Doctor der Theologie vorzuziehn? —

Gespräch.

A. „Sprich, Freund, warum gab man den hohen Namen
der Königin im Schach dem besten Offizier?"
B. Je nun, wer macht auf dieser Erde hier,
der Schöpfung Könige wohl öft'rer matt, als
— Damen?

Ein Todtengräber, der den fremden Besuchern seines Leichenhofs auch das dabei befindliche Beinhaus zeigte, deutete und deutschte die goldne Inschrift des letztern; De mortuis nil, nisi bene, also: „Hier von den Todten nichts, als die Beenel" (Beine, Gebeine.)

Als Jemand in öffentlichen Blättern las: „Der Operateur N. empfiehlt sich, — er operirt alle Hühneraugen, alle eingewachsenen Nägel, ohne alle Empfindung!" — deutete er: „Nämlich, von Seiner Seite!"

An Wahl.

Was unterscheidet uns von dir?
Kurz ohne Paraphrase!
„Aus Seel' und Leib bestehen wir,
du, Freund aus Seel' und Nase!"

Unabwendbar.

Wer ungesehn, wer ungescheut
dich ärgern will, mein Lieber,

entfernt ſich heimlich meilenweit,
und gibt dir Naſenſtüber.

Wunderbar.

Von des Naſen-Augenſcheins Erfund
thut uns Fama Wunderbares kund.
Wenn er ſchnupft, iſt jede Priſ' ein Pfund.

Wunderbarer.

Wenn er nießt — das klingt noch wunderbarer! —
rufen „Proſit" alle Weltumfahrer.

Wahls Epitaphium.

Schildert mich in keinem Trauerliede!
Weder Denkmal mir, noch Leichenſtein!
Mein Verewiger, mein Naſenbein,
rag' aus meiner Gruft, als Pyramide.

Das Wunderwerk.

Seht das Naſenwunderwerk,
dieſen Naſen-Gotthardsberg!

Vorſchlag.

Auf daß bequem, mit Roß und Mann,
Held Bonaparte landen kann, —
die Böte weg! — Nur lege Wahl
die Naſe über den Kanal!

Bedenken.

So reich du biſt, — der Aufwand käme doch
für einen Naſen-Parapluie zu hoch.

Ein Wunder, und doch keins.

Von Wahls Geburt hat mir die Baſe
des Accoucheurs erzählt:
Zwei Tage lang kam ſeine Naſe,
am dritten Er — zur Welt.

Die Bauern an ihren gnädigen Herrn.

„Wir müſſen endlich Klage führen.
Ihr Junker Böſewicht
dürft' Euer-Gut wohl arrondiren,
doch unſre — Weiber nicht!“

Aus dem Froschmäuseler von Rollenhagen.

Der Frösche mancherlei Rüstung.

(Schluß.)

Die Frösche nahmen ihre Sach' inacht,
Rüst'ten sich auch mit aller Macht,
Mit Schilf sie ihre Bein' einkleidten,
Von Seeblumen Harnisch bereit'ten,
Ihr Schild war ein rundes Seeblatt,
Ihr Spieß ein' Binf', die ein'n Spitz hat,
Ihr Helm ein buntes Schneckenhaus:
Also putzten sie sich heraus.
Und dieß für den gemeinen Mann,
Die aber wollten vornen dran,
Und machen, daß den Mäusen graut,
Trugen Fisch- oder Schlangen-Haut,
Große Keulen von Wassernüssen,
Da wollten sie die Mäus' mit grüßen.
Auch ihr' viel hatten aus Fischgräten
Flitzbogen künstlich krumm getreten,
Damit schossen sie scharfe Spitzen,
So den Fischen am Rücken sitzen.
Sie brachen auch fein in der Mitt'
Die Muscheln in längliche Schnitt',
Wie ein zweischneidig Glas gehört,
Das wurden scharfgleissende Schwert,

In einer Rohrwurzel verwahrt,
War ein' beſonder' Scheidenart.
Für allen ſah König Bausback
Alſo, daß man für ihm erſchrack,
Daß den Fröſchen für ihm ſelbſt graut,
Er trug ein' grün' Eidechſenhaut,
Die hing von ſein'm Haupt bis zur Erd,
Und war für Schüſſ' und Stich bewährt,
Darauf er ein' Schlangenkron' führt,
War für den Fall auch oft probiert:
Am Hals hätt' er ein'n Perlenkragen,
Ein'n Perlengürtel um den Magen,
Ein Schwert von einer Perlenmutter
In einem langen Schneckenfutter.
Der Schild ein' ganze Perlenſchal',
Der man allzeit findt zwei zu mal.
Darin war künſtlich ausgegraben,
Und mit Farben zierlich erhaben
Ein Biber der ſich ſehen ließ,
Als wär' er zugleich Hund, Froſch, Fiſch;
Durch dieſes Bild wird angedeut't
Die Wundernatur der Froſchleut';
Die beid' zu Waſſer und zu Land,
Mit ſchwimmen und hüpfen ſind bekannt
Und doch nicht ſtumm ſind wie die Fiſch,
Sondern rufen und bellen friſch.
Am Rand las man Konkordia,
Ein Haupt, ein Herz, drei Thiria.
Man zog ihm auch dafür ſein Roß,
Schön bekleidet mit güldnem Moos
Wie ein Panzer zuſammgedreht,
Das rauſcht, wenn ſich das Pferd bewegt;

Darauf sich König Bausback satzt',
Und that drei Luftsprüng' in dem Platz,
Nahm seinen langen Binsenspies,
Den er sein'n Herold tragen ließ,
Sprach: „Wenn ich den Mauskönig hätt',
Und er mich gleich um Gottswill' bät',
Wollt' ich ihn mit dem Spies durchstechen,
Und die Spitz' im Herzen abbrechen!"
Deßgleich'n sagten die andern Herren,
Sie wollten all sich männlich wehren.

Der Frösche Schlachtordnung.

Des Königs Rath ward auch bedacht,
Und die Schlachtordnung so gemacht,
Daß in der Mitt' die leichten Knaben
Sollten den Stand und Angriff haben,
Zur Seit' aber die schwergerüst'ten,
So die Mäus' zu beringen wüßten.
Hauptmann Mohrtanz sollt' vornenan
Mit drei Fähnlein zum Angriff stahn,
Die alle Bogenschützen waren,
Und im Steinwerfen wohlerfahren,
Aus Holland und Seeland ankommen,
Als sie den neuen Krieg vernommen.
Das Hauptfähnlein war ein Seeblatt,
Drei Häringsköpf im Wappen hat,
Mit dem Reim: Willt Ehr' davon tragen,
So mußt du den Kopf daran wagen.
Damit trat Rülinger herfür,
Und war der andern Ehr' und Zier.

Dem folgten in der Mitt' die Schützen,
Die Steinwerfer zur Seit' herstürzten,
Fürst Wasserfreud sollt sie regieren,
Und zu dem Feind an- und abführen.
Nach diesen sah man ziehen an
Zur Rechten den Obersten Ran
Und etlich tausend frisisch Frösch,
Deren ein jeder saß zu Roß,
Lang' Spieß führten und kurze Degen,
Hielten sich wunderlich verwegen,
Ein weiß Milchtuch war ihr Hauptfahn',
Das ein' Kühmagd hat fallen lan.
Das Wappen ein Rothkäferlein,
Der Reim: Fleuchst nicht, so bist du mein.
Zur linken Hand zog auch daher
Der Feldmarschalk mit seinem Heer,
Fürst Mordax mit den Reutersknaben,
Die ankommen waren aus Schwaben,
Führten Schwerter, Armbrust und Hammer,
Wollten den Mäusen bringen Jammer;
Ihr fürnehm' Fahn' war ein Schnupftuch,
Das ehmals ein schön Mägdlein trug,
Und bei dem kühlen Brunn vergaß,
Wo sie mit ihrem Buhlen saß.
Das Wappen ein roth Regenwurm:
Der Reim: Der Wurm erhält den Sturm.
Hinter diesen folgt die Blutfahn'
Gemalt vom rothen wilden Mann;
Darnach rückt' der König herbei
Mit seiner starken Leibgardei,
Darunter viel Schweizer aufwarten
Mit Degen und mit Hellebarden,

Die führt Macron, ein tapfrer Mann,
Ein hübscher Höpziger wohlgethan.
Auch war da mit Keulen bestellt
Aus Ditmarsen manch starker Held,
Darnach mit Gürtelbeil und Krücken,
So wohnen an der Seestädt' Brücken.
Endlich die engelländsche Schützen
Mit ihren wattmannischen Mützen,
Bis man die oberste Hauptfahn
Auch sah für dem König hergan,
Ein' gülden' Haut von einer Schlangen,
Daran sah man ein Wappen hangen,
Drei gelbe Wasserlilgen fein
Im blauen Feld, mit diesem Reim:
„Wer diese Blumen frisch will sehen,
Der muß darnach in's Wasser gehen."
Der König auch bewahret ward
Von dem Fürst Watarchs und Quadrat,
So aus der Mark, Cassuben, Wenden
Und aus des Havellandes Enden,
Viel Reuter und viel Knecht' mitbrachten
Und den König stolzmüthig machten.
Zuletzt nach allen kam gelaufen
Mancherlei Volk in großen Haufen,
Aus Brabant, Holland, Polen, Reussen,
Aus Liefland, Curland und aus Preussen,
Die sollten Spies und Gabeln brauchen,
Die Mäus' in das Seewasser tauchen,
Bis daß sie all würden umbracht:
So ward der Frösch' Ordnung gemacht.

Der Tod der Egyptier.

Ein Kaufmann, der nicht gern bezahlte,
Trug Einem, der ſein Zimmer malte,
Auf, ſchnell ihm der Egyptier Tod
Im rothen Meer zu konterfeien.
Der Maler dachte: „Sollſt Dich freuen!“
Und malt das ganze Zimmer roth.
Der Kaufmann ſieht's und ſpricht: „Mein Lieber!
Wo ſind die Kinder Israel?“
„Die ſind ſchon über's Meer hinüber!“
„Doch die Egyptier?“ — „Mein Seel!
Der Durchgang iſt nun nicht mehr offen,“
— Verſetzt' der Maler — „ſie ſind ſchon
Bevor Ihr kamet, all' erſoffen!
Jetzt gebt, mein Herr, mir meinen Lohn!“

Bibliothek

des

Trohsims.

Neue Folge.

V. Section.

Tivoli.

Achtes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1842.

Tivoli.

Neues Museum

des

Witzes und der Laune.

Eine humoriſtiſche Anthologie

herausgegeben

von

Ernſt Ortlepp.

Achtes Bändchen.

Stuttgart, 1842.
Franz Heinrich Köhler.

Inhalt des achten Bändchens.

	Seite
1. Selbstvertheidigung des Justizcommissarius und notarius publicus Nimm u. s. w., von Friedrich	1—3
2. Der Magen	4
3. Der Handel	5
4. Organe des Viehgehirns, von Saphir .	6—13
5. Aus der Hanswurstiade, von Dr. Menk. (Schluß.)	14—21
6. Anekdoten	21
7. Curiosa	22—25
8. Aus Abraham a St. Clara. (Forts.) .	26—34
9. Anekdoten	34
10. Das Scheibenschießen in Philisterhausen. Parodie auf Schillers Schlacht. . . .	35—37
11. Aus dem wiederaufgelebten Eipeldauer. (Schluß.)	38—45
12. Anekdoten	45
13. Gebet eines Studirenden	46—47
14. Hochzeitsgebräuche bei verschiedenen Nationen. (Schluß.)	48—62
15. Vermischtes	62
16. Variationen über den Kuß und Anekdote.	63—64

		Seite
17.	Aus einem Wörterbuche für Liebende. (Schluß.)	65—70
18.	Anekdoten von Juden	71—73
19.	Aus des alten Kauz Meditationen. (Forts.)	74—80
20.	Anekdoten	80
21.	Eß- Thee- Tische-Regeln	81—86
22.	Anekdoten	86
23.	Träume eines überschnappten Philosophen. Von E. Ortlepp	87—88
24.	Naive Frage	89—90
25.	Anekdoten	90
26.	Ueber den wohlthätigen Einfluß der Schulden	91—99
27.	Der Weltenschöpfer, von Körner . . .	100—101
28.	Querlesungen	102—105

Selbstvertheidigung des Justizcommissarius und Notarius publicus Nimm u. s. w.

Von Friedrich.

Nichts ist hämischer, werthgeschätzte Collegen, als wenn man einen ehrlichen Mann, der regelmäßig alle vier Wochen den Communionwein trinkt, und noch dazu einen eigenen Kirchenstuhl unterhält, geheimer Bekennung des Judenthums bezüchtigt, und diese Anklage sogar durch malitiöse und chikanöse Exceptiones vor Gericht zu verfechten, sich bemühet. Denn, wie wäre sonst mein geehrter Amtsbruder, Justizcommissarius Schleifer, bei Gelegenheit eines von mir abzuleistenden Eides, auf den Einfall gerathen, darauf zu bestehen, daß ich denselben in der Synagoge mit Zuziehung eines Rabbiners, more Judaeorum ableisten solle? —

Wenn mich nun gleich mein Gewissen von besagtem Vorwurfe freispricht, so bin ich es doch der etwaigen rechtlichen Folgen wegen, Euch sowohl, als der Welt, schuldig, mich deßhalb zu reinigen.

Außer denen im Eingange gedachten Gegenbeweisen erbiete ich mich

1) zur Produktion meines Wirthschaftsausgabebuchs, aus welchem sattsam hervorgehen wird, daß wöchentlich,

ſchlechtgerechnet, zwölf Pfund Schweinefleiſch von mir und meiner Familie conſumirt werden.

2) Bin ich erbötig, das chriſtliche Glaubensbekenntniß coram judice et Consistorio buchſtäblich abzulegen, und noch als Zugabe eine namentliche Anzahl chriſtlicher Erbauungslieder abzuſingen.

3) Unterwerfe ich mich in durissimum eventum einer Ocular-Inſpection, um mein unbeſchnittenes Chriſtenthum zu beurkunden.

Wer iſt endlich

4) unter Euch, der mir beweiſen könnte, daß ich meinen Fuß jemals in eine Synagoge geſetzt hätte, oder daß ich den Schabbas feire, und an irgend einem Tage im Jahr eine Averſion gegen die Berührung des baaren Geldes äußere. Ich provocire ihn ex lege: diffamari. —

„Ja —“ — werdet Ihr ſagen, — „eben dieſer krampfhafte Geldhunger, eben dieſe ſchnellfingrige Praktik, mit der Du die Beutel deiner Clienten melkeſt, eben dieſe ſind es, die Dich, als einen von unſern Leuten zu erkennen geben.“

Darauf replizire ich! wer unter Euch ohne Fehl iſt, der werfe den erſten Stein auf mich! — Geſtehet ſelbſt: wenn Euer Client ſeine species facti mit Species-Dukaten zu interpungiren verſteht, wird Euch ſein Recht nicht bei weitem einleuchtender? Deduzirt ſich's nicht bei weitem luſtiger im Proſpekt eines goldenen Berges?

Ihr nennt mich boshafterweiſe den Juden-Advokaten und Armenſchinder.

Himmelſchreiende Beſchuldigung!

Wer hat ſich der geſchundenen Armuth mehr, als Ich, ſelbſt gegen unſre Leute angenommen, ſo daß es zuletzt

zum Sprüchwort ward, wenn einer meiner armen Clienten während des Prozesses verdarb, oder mit Tode abging, zu sagen: der arme Teufel ist einmal wieder an dem Justizcommissarius Nimm verendet.

Wahr ist es, ich hege eine kleine Schwachheit für das blinkende Mineral, Geld genannt, und der Druck einer mit Gold- oder Silberstücken angefüllten, wenn gleich rauhen Mannshand erregt einen wollüstigern Kitzel in mir, als der leere, wenn gleich sanfte und warme Händedruck eines hübschen Mädchens. Ja, wenn der Gegner sonst seinen Vortheil versteht, so kann er mich durch nichts ärger verblüffen, als wenn er seine Replik oder Duplik mit einem freundschaftlichen Händedruck der ersten Art begleitet. —

Aber wer kann für seine Organisation? Ich habe Aerzte darüber befragt. Sie können sich diese Erscheinung nicht anders erklären, als durch die galvanische Wirkung, welche das Metall auf mein Nervensystem hervorbringt. Wer also das Kunstgeheimniß besitzt, mir diesen galvanischen Reiz zur rechten Zeit und am rechten Ort zu appliziren, der führt mich ad absurdum und argumentirt mich zu Boden.

Hierdurch glaube ich mich von dem bittern Vorwurfe meiner geehrten Collegen gereiniget zu haben, und mein vermeintliches Judenthum ist sonach weiter nichts, als eine angeborne Empfänglichkeit für den Metallreiz, die ich mit meinen Amtsbrüdern, und mit vielen andern ehrlichen Leuten und guten Christen gemein habe. —

Dixi et salvavi animam meam!

Der Magen.

Es reden und träumen die Menſchen viel
Von ſchwachem, verdorbenem Magen;
Und doch nach des Gaſtmahls lockendem Ziel
Sieht man ſie rennen und jagen;
Der Menſch wird alt und wird nicht mehr jung.
Doch der Magen ſucht immer Verbeſſerung.

Der Magen führt uns ins Leben ein,
Er ruft in die Küche den Knaben;
Dem Jüngling iſt jeder Biſſen zu klein,
Der Greis will es beſſer ſtets haben;
Und beſchließt er im Grabe den flügelnden Lauf,
Zehrt er oftmals vorher die Verlaſſenſchaft auf.

Es iſt kein leerer, ſchwindelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Magen kündigt der Hunger ſich an,
Beim Weißen ſo laut wie beim Mohren,
Und was die inn're Stimme ſpricht,
Das überhört auch der Taubſte nicht!

Der Handel.

Zu eines Puppenſpielers Bude,
Der für den Platz zwei Groſchen nahm, —
Die Kunſt geht betteln — auch ein Jude,
Ein Stück zu ſchaun, zur Kaſſe kam;
Beſcheiden harrt' er, bis der Haufen,
Der dicht gedrängt am Eingang war,
Sich abgefunden, — faſt verlaufen;
Nun reicht' er einen Groſchen dar!
Um ein Billet dafür zu kaufen.
„Zwei Groſchen machts." — „Der Herr verſehn,
Für mich iſt es genug!" — „Mit nichten!" —
„Ich ſetz auf Einem Aug' allein,
Drum darf ich nur die paiſt' entrichten."

Organe des Viehgehirns.

Von M. G. Saphir.

(Zu diesem Scherz hatte der Verfasser in einer Abendunterhaltung einen Ochsen- und einen Schafskopf, ganz nach Galls Schädellehre eingetheilt, zu beiden Seiten während seiner Vorlesung um sich stehen.)

„Ich sey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!"

Bevor Sie, m. f. H. u. H. über uns drei Köpfe den Kopf schütteln, erlauben Sie mir die ganze Sache überhaupt beim Kopf anzufangen. Warum m. f. H. u. H. sagt man überhaupt „überhaupt" und nicht „überkopf?" Wo liegt der Unterschied zwischen Haupt und Kopf? Warum sagt man: „ich muß das behaupten," und nicht: „ich muß das beköpfen?" Warum sagt man „köpfen" und „enthaupten," und nicht auch: der ist „gehäuptet worden oder entköpft?" Warum forscht man bei allen Dingen nach der Hauptursache und nie nach der Kopfursache? Warum m. f. H. u. H. ging ohne Haupt Rom und Sparta zu Grunde, und warum geht ohne Kopf Eipelbau nicht zu Grunde? Warum hat das kleinste Land seine Hauptstadt und das größte Land keine Kopfstadt? Warum bekommt in der Ehe bloß die Frau den Kopf-

ſchmuck, der Mann aber einen Hauptſchmuck? Warum macht man oft kopflos ein Hauptglück? Nicht jeder Hauptmann iſt ein Kopfmann, ein Hauptquartier iſt noch kein Kopfquartier, und wenn der Feldherr den Kopf verliert, ſo wird er aufs Haupt geſchlagen! In jeder Straße findet man eine Hauptniederlage, aber nirgends findet man eine Kopfniederlage, begehrt man von irgend einer Anſtalt ein „Hauptſtück," ſo bekommt man ein „Kopfſtück." Beinahe jedes Land treibt eine Kopfſteuer ein, um irgend einen Hauptzweck zu erreichen, wo treibt man aber eine Hauptſteuer ein, um einen Kopfzweck zu erreichen?

Jedoch ich fürchte, m. f. H. u. H., daß Sie von dieſer Sprach-Hauptjagd bald Kopfweh bekommen könnten, und ſtürze mich nun über Hals und Kopf in mein Hauptthema über die Kopfvariationen zurück.

Ich habe die Ehre, Ihnen hiermit, m. f. H. u. H., die Vieh-Schädel-Lehre in „zwei Haupt-Abſchnitten" vorzuführen. Eins, zwei, ich zähl' die Häupter meiner Lieben und ſieh, mir fehlt kein theures Haupt!

Hier habe ich die Ehre, Ihnen die Büſte eines Ochſen vorzuſtellen, der in ſeinem Leben viel in dem Acker des Herrn gearbeitet hat, ein Mann, ein Ochs will ich ſagen, der in dem Felde, das ihm angewieſen war, das Gras wachſen hörte, ein Ochs, der ſein Joch ertrug, wie nur irgend ein ehrlicher Menſch, ein Ochs, der nie mit einem fremden Kalbe pflügte, ein Ochs von Gewicht; allein erſt nach ſeinem Tode wußte man ihn ganz zu ſchätzen, es war ein Gentleman von 700 Pfund Leibrenten!

Woran dieſer Ochs geſtorben iſt? An einer Gemüthskrankheit, denn er ſtarb an den Folgen gänzlicher Niedergeſchlagenheit! Und wollt Ihr wiſſen, für wen er geſtorben iſt? Für mich iſt er geſtorben! Er ſtarb unter

meiner Hand, als ich eben nach Galls Anweisung sein kleines Gehirn und die Breite seines Nackens untersuchte, allwo nach Gall „die Gesellschaftsliebe" liegt, welches ich auch bestätigt fand, denn er war Gründer einer Gesellschaft unter dem Titel: Die Theater-Rezensenten, oder die gehörnten Brüder in der Kunst auf Gemeinplätzen zu weiden und immer dasselbe wiederzukäuen.

Als er starb, sagte er mir: Fahre in deinen Untersuchungen fort, du mußt auf ochsige Entdeckungen stoßen, ich gebe dir meinen Kopf zum Pfande! Damit gab er seinen Geist auf und ging den Weg alles Fleisches durch die Bank —!

Dieses, m. f. H. u. H., ist nun des Theuren zurückgebliebenes Pfand.

Gestehen Sie mir, es ist ein rührendes tête à tête!

Und hier, m. f. H. u. H., dieser sinnige Schafskopf! Nicht so groß wie jener, aber doch ausgezeichnet in seinem Fache.

Die Schafe, m. f. H. u. H., sind eben so vielen Fatalitäten und Krankheiten ausgesetzt, als die Schriftsteller: Salzmangel, Wollmangel, Schwindel, Durchfall, Drehkrankheit, Leserdürre, und trockener Schwind! Die Schafe sind eben so zu benützen, wie die Schriftsteller, man kann sie scheeren, man kann sie melken, und aus ihren Gedärmen und Eingeweiden werden die Saiten gemacht, welche mit ihrem Ton die Welt entzücken, aber dann müssen Schafe und Schriftsteller die Brust erst zerschlitzt haben!

Die Schafzucht, m. f. H. u. H., kommt gleich vor der Menschenzucht, darum haben wir so viele Anstalten zur Veredlung der Schafe, und so wenig Anstalten zur Veredlung der Menschen. Die Schafe werden veredelt,

damit kein Mangel an feinem Tuche ſey, die Menſchen werden nicht veredelt, damit kein Mangel an grobem Tuche ſey.

Die Engländer erziehen ihre Schafe und ihre Menſchen bloß für die Kammwollfabriken. Schaf und Menſch gilt bei ihnen nur das, was ſein Wollprodukt iſt. England zieht 40 Millionen Schafe, und von ihren Schafsköpfen ſiedeln ſich die nur auf dem Feſtlande an, die nicht in der Wolle ſitzen!

Die deutſchen Schafe und die deutſchen Menſchen werden auch erzogen, aber bloß zum Krempeln. Es iſt ſonderbar, in Deutſchland ſteht die Schafzucht mit der Sprache in genauer Wechſelbeziehung; wo das reinſte Deutſch geſprochen wird, ſind die beſten Schafe.

Was die Menſchen vor den Schafen voraus haben, iſt die Schur. Die Schafe ſind entweder einſchurig oder zweiſchurig, je nachdem ſie einmal oder zweimal im Jahre geſchoren werden; der Menſch allein hat deßhalb Vernunft und Sprache vom lieben Gott bekommen, damit er alle Tage geſchoren werden kann, der Menſch allein iſt ein ſtetsſchuriges Schaf.

Die Liebe, die Sanftmuth, die Geduld, m. f. H. u. H., ſind lauter Schafstugenden! Haben Sie ſchon ein rachſüchtiges Schaf, einen witzigen Schöps, ein ſatyriſches Lamm, einen humoriſtiſchen Hammel geſehen? Warum heißt man die glücklich Liebenden: Schäfer? Weil, wer glücklich lieben will, ſein Schaf immer hüten muß. Die eigentlichen Schäferſtunden ſind jetzt auf jene Stunden reducirt, in welchen man ſein Schäfchen ins Trockene bringt.

Die Menſchen können reden, die Schafe blöcken, und das iſt's, was die Schafe voraus haben, denn der Menſch

kann sich um den Kopf reden, aber kein Schaf kann sich um den Kopf blöcken!

Sprache und Vernunft, m. f. H. u. H., mit diesen beiden Himmelsgaben ist es sonderbar bestellt. Im Sprechen spricht die Vernunft nicht an, und für die Vernunft ist nur das Schweigen ein sprechender Beweis.

Um aber wieder auf meinen Kopf zurückzukommen, ich meine auf diesen Schafskopf, so muß ich durchaus auf meinem Kopfe bestehen, um die Gall'sche Schädellehre in kurzen Sätzen auf diese meine beiden Köpfe anzuwenden, denn: „Wenn solche Köpfe feiern, welch ein Verlust für mein Jahrhundert!"

Die Schädellehre beruht auf leeren Schädeln, und darf sich deßhalb einer großen Verbreitung erfreuen. Die Schädellehre beruht auf den Organen des Gehirns, das Gehirn ist aber bei dem Menschen jetzt kein Organ mehr, sondern man genießt es nur von Thieren, ein Ochsenhirn, ein Schafhirn u. s. w. Folglich ist die Lehre von den Gehirnorganen nur noch bei diesen Wesen zu finden.

Es gibt eine kleine Welt, m. f. H. u. H., und es gibt eine große Welt; es gibt ein kleines Gehirn und es gibt ein großes Gehirn. Es wäre also interessant, zu untersuchen, ob die große Welt das große Gehirn, und die kleine Welt das kleine Gehirn hat, oder umgekehrt.

Im kleinen Gehirn liegt nach Gall das Genie, im kleinen Gehirn ist der Sitz der Seele! Die Seele ist unsterblich, und das ist ein Glück, sonst müßte das kleine Gehirn mit dem großen Genie Hungers sterben!

Die kleinen und großen Erhabenheiten an den äußern Schädelmassen bilden die verschiedenen Sinne, als: Ortsinn, Zeitsinn, Geldsinn u. s. w.

Hier diesen Ochsenkopf habe ich ganz nach diesem Systeme eingetheilt!

Hier, m. f. H. u. H., liegt die Kuhliebe, die Kälberliebe, die Mitochsenliebe, bei den Menschen Geschlechtsliebe, Kindesliebe, Nächstenliebe genannt. Warum die „Frauenliebe" so ganz im Nacken liegt, mag daher kommen, weil es dabei gleich um den Kragen geht!

Die Liebe fängt da an, wo der Kopf aufhört; bei der Liebe hat der Kopf nichts mitzureden, sie ist wie eine gute Singlehrerin, sie kann die Kopfstimme nicht leiden. Die Liebe liegt, nach Gall, rückwärts vom Kopfe. Darum sagt man: Die Liebe verdreht Einem den Kopf, d. h. der Kopf wird zurück auf die Liebe gedreht. Wenn man dann den Gegenstand seiner Liebe heirathet, so dreht diese den Kopf wieder zurück, und man sagt dann: Die Frau hat ihm den Kopf zurecht gesetzt.

Um die Augen herum, m. f. H. u. H., liegen die meisten Organe, um die Augen ist der Sammelplatz der meisten sinnlichen Eindrücke; die Stirn ist der Sitz der Erhabenheit und des Heldenmuthes.

Der „Kunstsinn," m. f. H. u. H., drückt sich hier durch eine eigene Erhöhung oder Gewölbe aus. Es geht bei vielen Menschen mit diesem Kunstsinn und seinem sogenannten Gewölbe wie mit den neuesten Modegewölben; in der Auslage ist Alles, im Gewölbe drinnen ist gar nichts! Bei den Ochsen liegt der Kunstsinn gerade unter den Hörnern, denn die Ochsen haben nur für jene Kunst Sinn, von der man ihnen recht ins Horn stößt!

Der Sachsinn, der Ortsinn und der Erziehungssinn liegen an der Nasenwurzel.

Darum, m. f. H. u. H., wenn Jemand seine Nase in Alles steckt, so ist das nichts als angewandter Sachsinn,

und wer tausend Sachen im Sinn hat, den muß man auf jede einzelne Sache mit der Nase stoßen.

Der Ortsinn liegt an der Nase, darum, wenn Einer ein Frauenzimmer bei der Nase herumführt, so ist das bloß eine Probe ihres Ortssinnes, darum liegen Einem die Nasen sehr in Sinn, die man höhern Orts bekommt, und weil der Ortsinn an der Nase liegt, muß der, welcher von einem Ort durchgehen will, eine feine Nase haben.

Der Witz offenbart sich durch zwei sanfte Erhebungen über den Augen.

Es ist eine seltene Sache, daß sich der Witz durch Erhebung, und nun gar durch eine sanfte Erhebung, anzeigt. Ich glaube, der gute Gall hat bloß die Stirn von witzigen Menschen untersucht, die sich die Stirn angestoßen haben, und er hat die unsanften Beulen für sanfte Erhebungen gehalten!

Vom Witz rechts liegt die „Gutmüthigkeit" und links der „Diebsinn," das ist eine gefährliche Nachbarschaft. Das zeigt an, daß das Publikum auch gestohlene Witze gutmüthig für originelle annimmt!

Der Witz, sagt Jean Paul, ist eine heilsame Lebensgabe der Natur, d. h. wem die Natur diese Gabe gibt, der hat sein ganzes Leben daran zu heilen!

Können Sie sich denken, m. f. H. u. H., daß gerade über dem Witz das „Darstellungs-Vermögen" liegt? Das ist ein Trost für alle Darsteller, wenn sie witzige Kritiken lesen müssen, daß ihre Kunst höher liegt, als der Witz. Sie werden es also natürlich finden, m. f. H. u. H., daß hier in diesem Kreis wo Künstlerinnen von solchem Darstellungsvermögen sind, mein Witz ganz unterliegen muß!

Bei vielen Kritikern ist es mit dem Darstellungsvermögen sonderbar; sie kritisiren eine darstellende Person, man meint, sie zielen auf ihre Darstellung, sie zielen aber bloß auf ihr Vermögen.

Der „Zahlensinn," m. f. H. u. H., liegt ganz im Augenwinkel, darum wenn Einer bezahlen soll, sucht er einen Winkel, in welchem ihn kein Auge erblickt.

Hier liegt der „Gewissenhaftigkeitssinn" und weil ich dabei bin, so will ich gewissenhaft genug seyn, Sie nicht länger zu langweilen, sondern meinen Kopf und diese Beiden bei Zeiten zurück zu ziehen.

Man sagt: „Viel Köpfe viel Sinne;" hier waren nur drei Köpfe und doch viel Sinne.

Wir bitten gemeinschaftlich um Nachsicht; zwei von uns sind schon vor den Kopf geschlagen, und was den Dritten betrifft, so versichert er, daß von diesem Augenblicke an Ihnen mehr sein Kopf nicht weh thun soll.

Anekdote.

In S . . . trat ein Kaufmann in die Post-Expedition mit der Frage: „Ist etwas an mir?" Der Officiant erwiederte sogleich: „Nein, es ist nichts an Ihnen!"

Aus der Hanswurstiade von Dr. Menk

(Schluß.)

Der Hans dient einem Charlatan,
Homöopath und Wassermann;
Wie ihm das Ding dann schlecht bekommen,
So daß er fast ein End' genommen.

Einst machte er in einem Städtchen Halt,
Es war wohl um die Zeit des Mittags bald;
Da sah er staunend vor sich auf einmal
'nen großen Haufen Volkes ohne Zahl.

Und in der Mitte dieser bunten Menge
Ragt hoch empor, umtobt von dem Gedränge,
Ein breit Gerüst von Brettern aufgebaut,
Drauf rief ein Mann in rothem Rocke laut:

„Herbei, herbei, Ihr Kranken und Gesunden,
Ein Wundermann hat sich hier eingefunden;
Der hochgelahrte Doktor Pillenkrampf,
Der jedes Uebel fordert keck zum Kampf.

„Die Schwindsucht, Blattern, Pest und gelbes Fieber,
Je wüthender die Krankheit, mir je lieber,
Vor meiner Medizin muß Alles weichen. —
Auch heile ich durch wunderbares Streichen.

„Bin wohlerfahren im Magnetisiren,
Kann alle Frauen gut manipuliren.
Dann werden sie von Wohlgefühl durchdrungen,
Und reden selbst im Schlaf mit fremden Zungen.

„Auch zieh' ich Zähne aus, 's ist ein Vergnügen!
Kann Glieder abhau'n und zusammenfügen.
Für Alles habe ich besondre Mittel,
Wer mich gebraucht kommt nimmer in den Spittel."

Da liefen Krank' herzu von allen Seiten,
Man that sogar sich um den Vortritt streiten;
Der wollte Pillen, jener Medizin,
Aus der berühmten Wunderoffizin.

Viel zarte Weibchen hatten Nervenpein,
Und jede wollt' manipuliret seyn.
Er strich die art'gen Kinder ganz manierlich,
Und sie bezahlten ihn dafür gebührlich.

„Potz! rief Hanswurst, der Mann kann Geld verdienen,
Es ist ein Helfer meiner Noth erschienen;
Ich habe Kühnheit, eine flinke Zunge,
Und was zu schätzen ist, 'ne starke Lunge;

„Da kann ich auch es leicht zum Doktor bringen,
Ich will mich ihm zum Famulus verdingen;
Heilt Pillenkrampf durch Medizin und Streichen,
Soll manche Krankheit meinem Witze weichen."

Gesagt, gethan. Hanswurst zum Doktor ging,
Der ihn mit tiefer Forschermien' empfing;
Doch Hans wußt' sich gar listig zu verstellen,
Und zeigte ihm noch nicht den Schalksgesellen.

Weil er denn gar so fromm und ehrbar that,
Und heil'ger Demuth voll den Würd'gen bat,
Er möge ihn in seine Dienste nehmen,
That sich der Doktor gern dazu bequemen.

Drauf ward Hans in die Offizin geführt,
Wo Pillenkrampf ihn ernsthaft instruirt.
Hier lernte Hans vom Doktor zum Genügen
Die grose Kunst, methodisch zu betrügen.

„Willst Du, Hanswurst, ein großer Doktor werden,
So mußt Du Dich gar hochgelehrt gebehrden,
Mußt Deine Reden mit Latein verzieren,
Und Wort', die Niemand kennt, im Munde führen.

„Kannst Dir hernach ein Titelchen erwerben;
Der Kranke denkt: ich kann unmöglich sterben,
Nimmt mich des Königs Leibarzt in die Kur,
Der zwingt die widerspenstigste Natur.

„Das merke Dir. Allein für's Erste nun
Hast mit der Heilkunst Du noch nichts zu thun;
Sollst nur aus voller Lunge vom Gerüst
Die Leut' zusammenschrei'n, was möglich ist.

„Als Lohn empfängst Du täglich sieben Dreier,
Auch Fleisch und Brod und Wein zur Sonntagsfeier;
Doch gib mir Acht, mein Sohn, aufs Allerbest',
Wie man gelehrt die Kranken sterben läßt."

Hans merkte wohl, und schon nach wenig Tagen
Sah man ihn sich als Schüler wacker plagen;
Er lernt' mit Eifer die Allopathie,
Und einen fleiß'gern Burschen gab es nie.

Mußt wunderbaren Trank zuſammenbrauen,
Deß Name ſchon weckt' ein gelehrtes Grauen;
Und trank der Kranke ihn mit Schmerzgrimaſſen,
Konnt' er geneſen — oder es auch laſſen.

Hans zog mit ſeinem Doktor lang umher.
Faſt gab es keinen Ort in Deutſchland mehr,
Wo man den großen Pillenkrampf nicht kannte
Und ihn den wahren Todbezwinger nannte.

Hans macht' ſich allbeliebt bei Arm und Reich,
Heilt manchen Kranken am Gerüſte gleich.
Natürlich-mußt' vor ſeiner luſt'gen Mien'
Ein leichtes Uebel gleich von hinnen zieh'n.

Wie nun der Doktor großen Ruhm erworben,
Die beſten Patienten ihm geſtorben,
Wollt' man nicht recht Vertrauen mehr ihm ſchenken;
Da mußt' er denn auf neue Mittel denken.

„Ein neu Syſtem, o könnt' ich's doch erſinnen,
Würd' blankes Gold und Ehre mir gewinnen;
Hanswurſt, mein Jung', Du biſt des Witzes voll,
O rathe Du, wie ich mir helfen ſoll."

Hans ſprach: „Ich ſeh', wenn wir dem Kranken geben
Viel Medizin, bleibt ſelten er am Leben;
Drum machen wir die Portionen klein,
So muß die Wirkung ja ganz anders ſeyn.

„Zum Beiſpiel, füllen wir ein großes Faß
Bis oben an mit klarem Brunnennaß;
Dann gießt man 'nein ein Tröpflein Medizin,
So reicht es uns für viele Jahre hin.

„Auch Pulver machen wir auf solche Art,
Dann Milch und Zucker nicht daran gespart,
Unschädlich allen Kranken und Gesunden;
Versteht sich, daß das Pulver wir erfunden.

„Doch nennt Euch nicht hinfüro Pillenkrampf,
Der Nam' zerfließe wie ein leichter Dampf;
Man kenn' Euch nur als Doktor Hahnebein;
Wie'n Hahn müßt Ihr zum Kampfe rüstig seyn."

So ward Homöopath er und die Welt
Sprach bald mit Achtung von dem neuen Held:
Der Hahnebein ist doch ein ganzer Mann,
Der hat gebrochen sich 'ne neue Bahn.

Der Doktor trieb die Kunst gar meisterlich
Und füllt mit Gold den weiten Säckel sich.
Sein Haus umgab ein wildes Volksgedränge,
Den heilgen Hahnebein nannt' ihn die Menge.

Hanswurst, der witz'ge pfiff'ge Famulus
Verschaffte sich gar manchen Hochgenuß.
Er foppt' mit Gravität die dumme Welt,
Die ewig jeder Narr zum Besten hält.

Die größten Wunderkuren übt er aus.
Einst kam ein Alter klagend in das Haus;
Der hatte sich den Magen arg verdorben
Und wär' beinah' am bösen Krampf gestorben.

Da ließ Hanswurst des Greises Enkel kommen,
Drauf hat er 'ne Kamillenblum' genommen,
Da roch der Kleine dran, mit einem Mal
Genas der arme Alte Knall und Fall.

Dann kam ein Mann mit ſeinem kranken Weib,
Dem Mann gab Hans drei Pulver in den Leib:
Und weil ein Leib nun Gatt' und Gattin ſind,
Geſundete die Frau durch ihn geſchwind.

Wen hoch man pries, war Doktor Hahnebein,
Ihm war die Ehr' und auch das Geld war ſein;
Doch wer die neue Heilmethod' erfunden,
War Hans, der Witzigſte der Vagabunden.

Doch jedes eitle Ding auf dieſer Welt
Nur eine Zeit lang ſich, nicht ewig hält;
So ging es auch mit Hahnebeins Methode,
Sie kam wie Alles in, dann aus der Mode.

Die neue Goldesquell' verſiegte bald.
Da ſprach zum Hans, der ihm jetzt Alles galt,
Der Doktor: „Burſch', wir wollen meditiren,
Um wieder etwas Neues auszuſpüren."

Hans nickte ſchlau, dann er ſpazieren ging,
Und dacht' gar tief, 's war kein kleines Ding.
Da führte ihn ſein Weg zu einer Mühle;
Das mächt'ge Rad lief rund im Waſſerſpiele.

„Ich hab's!" rief er, „ſchon hilft der Witz mir aus!
Welch köſtlicher Gedanke! ei der Daus!
Was mächtig Mühlen treibt und Schiffe trägt,
Am erſten wohl Freund Hain zu Boden ſchlägt.

Zum Alten lief er jubelnd ſpornſtreichs hin:
„Herr, wieder fand ich reichlichen Gewinn:
Mit Waſſer heilen Menſchen wir und Vieh,
Und nennen's kurz und keck Hydropathie."

Und wieder wechſelte des Doktors Name,
Er hieß nun: Hydrophor heilt' Blind' und Lahme!
Und mancher Krank', wollt' nicht in's Grab er ſinken,
Mußt täglich hundert Kannen Waſſer trinken.

Auf's neu' ſpielt' Hans den Wunderdoktor fein.
Einſt hinkt ein alter Krieger zu ihm 'rein,
Der trug, daß ſich der liebe Gott erbarm!
Sein abgehauen blutend Bein im Arm.

Hanswurſt ließ es acht Tag' im Waſſer liegen,
Dann that er's wieder zu dem andern fügen,
Nach wenig Tagen heilt' es mächtig ſchon
Und auf zwei Beinen lief der Held davon.

So triebs Herr Hydrophor 'ne lange Zeit,
Allein ein ſchrecklich Unheil war nicht weit:
Einſt führte man zum Doktor einen Tollen,
Den hat er gleich durch Waſſer heilen wollen.

Er ließ ihn, eingenäht in einen Sack
In's Waſſer werfen; doch, o Schabernack
Des Element's! wie man ihn zog heraus
War's mit der Tollheit und — dem Leben aus.

Drob raſete das Volk in wildem Zorn;
Da war der Doktor Hydrophor verlor'n.
Erſäuft im Strom' fand man ihn mauſetodt
Und Hans entrann nur mit genauer Noth.

Das war das End' vom Doktor Pillenkrampf.
Er heilt mit Allem, nur noch nicht mit Dampf.
Und leider hat er die Syſtem' bewahrt,
Geſchrieben für die Nachwelt aufgeſpart.

Ein ganz Jahrhundert war die Schrift verschwunden,
Da hat man sie vor Kurzem aufgefunden,
Und Mancher hat mit dem sich hochgebrüst',
Was Hansens schnurrige Erfindung ist.

Anekdoten.

Bei Besichtigung eines weiblichen Portraits äußerte man gegen den Maler, daß er sehr geschmeichelt habe. Der Gatte der Gemahlin, der auf den jungen hübschen Maler etwas eifersüchtig war, sprach: — Jeder Pinsel schmeichelt.

Mehrere Gäste ließen sich Stockfische bereiten und begehrten die Portionen bei dem Wirthe selbst. Dieser, um keinen der Gäste zu vergessen, überzählte dieselben noch einmal mit den Worten: Eins, zwei, drei vier, fünf Stockfische.

Eine Frau sandte ihren Bedienten zu ihrer Tante, um sich nach deren Befinden erkundigen zu lassen. Als der Bediente zurückkam, fragte sie, nun wie gehts? Ein schönes Compliment, sagte der Bediente, und der Frau Tante gehts gut, und dem Herrn Tanterer auch.

Curiosa.

Liebesbrief.

Holdseligste Gebieterin!

Glückselig ist der Tag, welcher durch das gluthbeflammte Karfunkelrad der hellen Sonne mich mit tausend süßen Strahlen begossen hat, als ich, in dem tiefen Meere meiner Unwürdigkeit, die köstliche Perle Ihrer Tugend, in der Muschel Ihrer Bekanntschaft, gefunden habe. Dazumal lernte ich der Hoffarth einigen Dienst erweisen, indem ich die schöne Himmelsfackel mit Verachtung ansah, gleich als wäre sie nicht würdig, bei dem hellblinkenden Lichtfeuer Ihrer liebreizenden Augen gleichscheinend sich einzustellen. Die Venus hat ihr vorlängst den goldenen Apfel gesendet, und durch ihr eigenes Bekenntniß, den Ruhm der Schönheit auf sie gelegt. Juno eifert nun wieder mit ihrem Jupiter, als möchte er sich aufs neue in etwas Anderes verwandeln, um Ihrer theilhaft zu werden. Diana will nicht mehr nackt baden, weil sie weiß, daß sie das Lob ihres schneeweißen Leibes verloren hat. Apollo wünscht, Sie unter seinen Musen zu haben, wenn das Verhängniß nicht den Schluß gemacht hätte, daß Sie sollten lieben und geliebt werden. Minerva schämt sich, daß sie in tugendhaften Trefflich-

keiten nicht mehr die vortrefflichste ist. Ach, wertheste Schöne, Sie vergeben meinem Kiel, daß er die Feuchtigkeit seines Schnabels an Ihrem Ruhme wetzen will. Ich bin u. s. w.

Heirathsgesuch.

Ein Mann besten Alters, den ein ansehnliches Vermögen befähigt, unabhängig zu leben, sucht, festes Vertrauens auf das Glück, dem er sein Vermögen verdankt, eine holde Lebensgefährtin, die ihn, durch dies irdische Thränen- und Jammerthal, mit hülflicher Hand ans Ziel seiner Sehnsucht, — das Grab, leite.

Da eine vieljährige Praxis ihn gegen den Zauber der Schönheit ziemlich schuß-, hieb- und stichfest gemacht hat, so übersieht er nicht allein den Mangel derselben, sondern, hält sogar einen Höcker, oder andere kleine Unebenheiten für wahre Bollwerke oder Eisböcke gegen die Angriffe der Versuchung. Dagegen fordert er, als unerläßliche Tugend, eine gewisse Langmuth des Gemüths, die nie müde wird, bei seinem Siechbette auszuharren, und ihm, in seinem, etwas gebrechlichen, Zustande, an die Hand zu gehen. Sollte sich dazu noch Stummheit, und jene liebenswürdige Einfalt des Gemüths, Dummheit genannt, gesellen, von allen weiblichen Launen möglichst frei; so würde er seine Erwartungen übertroffen sehen, weil der Verein dieser Tugenden eine äußerst friedliche Ehe sicher verbürgt. Auf geldliches Vermögen wird nicht gesehen.

Auswärtige Interessentinnen belieben sich an das Heirathsbureau in N. in freien Briefen zu wenden.

Einheimische werden ersucht, ihre Erklärung daselbst in Person abzugeben. Wegen zu erwartender Concurrenz ist die Vormittagsstunde zwischen 11 und 12 Uhr, zur Anmeldung und Einschreibung in die große Liste, bestimmt. Um dabei allen besorglichen Tumult zu meiden, findet sich eine Polizeiwache an den Eingang gestellt. Alle, welche sich nicht spätestens in acht Wochen melden, werden rechtlich präcludirt.

Letternspiele.

Diener — Neider. Dame — Made. Armuth — hat Ruhm. Winter — nie trew (treu). Jesus Christus — ist süßreich. Tugend — gut End. Freien — eifern. Bernhardus — Bruder Hans. Trunkenheit — kennt nicht Reu. — Mahlzeit — zahle mit. Magister — saget mir. Elisabeth — ach Liebstel oder, sie liebet, oder, liebesalt. Paul Flemming fand in dem Namen des bekannten Michael Scholz — ich mache stolz. Virtus — vir, thu's! u. s. w.

Grincein, zu Candebeck, erhielt im J. 1770, am Sonnabend, kirchliche Dispensation, seine Nichte zu ehelichen. Sonntags darauf wurden beide in der Kirche aufgeboten; Montags war Verlobung; Dienstags Hochzeit; Mittwochs kam die neue Gattin in die Wochen, und das Kindlein erhielt die Nothtaufe. Die kranke Mutter erhielt Donnerstag die letzte Oelung; Freitags starb sie, und ihr Gatte ließ sie Sonnabends beerdigen.

(„Dieß war wohl, sagte er hinterher, die merkwürdigste Woche meines Lebens!“)

„Das wird eine Prachtoper werden,“ bemerkte eine Dame; man braucht dazu hundert Statistiker.

Ein kleines liebes Mädchen von 5 Jahren zu Hannover, hörte die Worte der Schrift: „Das Weib müsse unterthan seyn ihrem Manne.“ Einige Zeit darauf erzählte es dieß seiner Erzieherin, mit dem Zusatze: „Ach Mamsell, ich wollte gar gern, der liebe Gott hätte dieß nicht gesagt!“

Pastor N., als Witzling bekannt, trat als Gast in das Zimmer des Herrn von N. „Schön, daß Sie kommen,“ sagte Letzterer, „o machen Sie doch alsbald einen Witz?“ — Wie käme ich dazu, — entgegnete der Prediger. O, ich bitte, bitte. — Nun, wenn Sie denn darauf bestehen; Aber, nichts für ungut, Herr von N. — Gott ist dreifältig; Wir beide sind zweifältig, und Sie — sind einfältig.“

„An unserm kleinen Ort ist es recht stille,“ sagte Jemand, „wenn nicht einmal ein Todesfall wäre, wär' gar kein Leben darin.“

Aus Abraham a Sancta Clara.

(Fortsetzung.)

Die Weiber-Narren.

Ach, meine angebetete Schönheit! sagt Mancher zu seiner Haus-Trommel, du weißt, wie ich dich ästimire; nunmehro ist es schon das achte Jahr, daß wir mit einander hausen, und seynd Gottlob niemals uneinig gewesen, es soll auch hinfüro mit meinem Willen nicht geschehen; der Himmel lasse mich die Zeit nicht erleben, daß ich dich nur im geringsten beleidige; drum schaffe, meine Gebieterin, hier seynd die Schlussel zum Kasten, mein Herz hast du schon längst geraubet, disponir mit dem Geld nach deinem Gefallen! Drin in der Kammer hängen auch die Schlüssel zum Keller; die ganze Wirthschaft, Knecht, Mägd, Rinder, Schwein, sogar der alte Haushund stehet zu deinen Diensten: schaffe, was du willst, befehle, wie du willst, gehe aus, so oft du willst, stehe auf, wann du willst; thut dir Jemand etwas zuwider, dort im Winkel ist der Ochsen-Senne, schlag zu, die Leut müssen im Haus eine Furcht haben. Dergleichen verliebte Sentenz redet der in Weiber-Lieb völlig ersoffene Mann, und verkaufet das Oberrecht, welches allein dem Mann zustehet, seinem Weib, wie Esau seinem Bruder,

die Erſtgeburt gleichſam um ein Linſen-Muß. Mit wem aus euch ihr Weiber-Narren, redet der weiſe Mann Proverb. am 9. Non des mulieri potestatem animæ tuæ, ne ingrediatur in virtute tua, et confundaris: Gib dem Weib keine Gewalt über dich, damit ſie ſich nicht deiner Tugend anmaße und du hernach zu Schanden werdeſt; denn M. Porcius Cato ſaget: Omnium rerum libertatem imò licentiam, si vera dicere volumus, feminæ desiderant: Die Freiheit aller erdenklichſten Sachen, ja allen Muthwillen und Ueppigkeit, wenn man die Wahrheit ſagen will, begehren die Weiber, und ihnen iſt nichts Angenehmeres, als das Regiment über den Mann. Wie viel aber ſolche Weiber-Narren gibt es nicht, welche ihren Frauen gern den Regiments-Stab überlaſſen, und den Beſen in die Hand nehmen, womit ſie ſich zur äußerſten Sclaverei zu ihrer Weiber Füßen werfen. Ja ſie ſpringen durch die Reif wie die hungrigen Pudel-Hund, wenn es nur ihre lieben Frauen verlangten. Es hanget mancher Mann die ganze jährliche Beſoldung ſeinem Weib an den Hintern, die Frau zieht auf wie eine vornehme Dame, und der Mann hingegen wie ein verächtlicher Thor-Wärtl, alſo, daß die Leut nicht wiſſen, ob dieſer ſeines Weibs Mann, oder aber ſeiner Frauen ihr Hausknecht ſeye. Solche Narren vermeinen, ſie begehen eine Sünd der beleidigten Majeſtät, wenn ſie ihren Weibern etwas abſchlagen; ſie ſitzen ihnen Tag und Nacht in den Schoos und lecken ihnen die Lippen ab, wie die Polſter-Hündlein. Etliche Narren hocken gar vor ihren Weibern auf einen Knie nieder, als wollten ſie Audienz begehren, küſſen ihnen bei einem jeden Wort die Händ, und wenn das Weib bei Tags in dem Bett faullenzt, ſo ziehen ſie die Schuh ab, bevor ſie in die Kammer gehen, damit ſie ja

den angenehmen Engel nicht aufwecken. Sobald das Weib nur einen verliebten Augenwink thut, so lauft der Mann schon wie ein Landbot, damit der Wille seines Weibs auf das allereilfertigste vollzogen werde. Denn weilen durch die Augen seine süße Sclaverei entsprungen, so hält er auch solche vor rechte Befehlsgeber, denen er einzig und allein seine Dienste aufopfern kann; ja des Weibs Augen seynd bei solchen Männern wie die Sonnen-Uhren, angeheftet auf die schöne Gesichts-Tafel, weisend mit Zeiger der Blicke den veramorirten und vermasquerirten Weiber-Narren die glückselige oder aber unglückselige Stunden. Es trinken viele die Gesundheiten ihrer Weiber nicht nur aus den Stingelgläsern, sondern auch aus den Pantoffeln; und hat der Herr Coridon neulich seine schöne Frau Amaryllis versichert, wie er sie dergestalten liebe, daß er nicht entblödete, ihre Gesundheit aus dem zinnernen Nachttopf zu trinken, welcher unter ihrem Bette stund. Es ist mir unlängst von einer klugen und schlauen Magd vor gewiß erzählet worden, daß dieselbe bei einer solchen Frau gedient, deren Mann allezeit in das geheime Gemach dem Weib das Papier nachgetragen, und die Frau ihrer Müh überhebt, welches ich um desto ehnder glauben könne, indem mir die Magd hochbetheuert, daß sie dieses schöne Spectakel mit Augen durch eine Klumsen der Thür gesehen. O ihr wilde, garstige Säu-Narren! ihr aber witzige Courtisanen! ist dieses denn eine so anständige und zulässige Liebe gegen eure Weiber? dieses ist ja mehr als eine viehische Blindheit, und heißt es hier wohl recht, was der erfahrne Meister der Liebe Ovidius in seiner ersten Epistel schreibet: **Quid deceat, non videt ullus amans:**

Verliebter Narren ihr Gesicht
Von Schönheit kann urtheilen nicht,
Die häßlichsten sie oft erwählen,
Und unter die Politsten zählen.

Dahero saget gar schön Ambrosius: Amor formationis est oblivio: Durch die Lieb einer schönen Gestalt, verliert man die Vernunft gar bald. Es rücket kaum die liebe Nacht heran, da wirft das Weib das Netz aus, und kann sie sonst den Mann bei Tag nicht über den Tölpel werfen, so versucht sie solches bei der Nacht, wo ihr der Mann wenig oder gar nichts abschlagen kann; da erzählet sie umständig, was sie den ganzen Tag in ihrem Narren-Nest ausgebrütet, und fanget an, die Dienstboten zu verkleinern; bald geht die Klag über die Greil, bald über den Veit, dort thut ihr der Knecht, hier aber der Schreiber nicht recht; dem Präceptor hat sie schon vor sechs Tagen wollen die Kost aufsagen; sie plaudert ohne Maaß und Ziel, über was und wen sie will, es sey hoch oder nieder, so ist ihr Alles im Haus zuwider. Damit sie nun den Mann zu einem größern Mitleiden bewege, so fängt sie an zu seufzen und zu weinen, da zerschmelzt alsobald dem Weiber-Narren das Herz, sagt darauf: Mein Kind: hör' auf zu weinen, wir können die Sach leichtlich ändern, du bist ja Frau im Haus, der Veit ist just ein Viertelsjahr da, gib ihm morgen seinen Lohn, die Köchin zahl auch aus. Dem Präceptor will ich gleichfalls mit einer höflichen Manier diese Woche aufkünden, im übrigen soll Alles geschehen, was du willst. Und also machen es die Weiber-Narren, lassen sich von ihren Frauen Gesetze vorschreiben, präjudiciren ihrer eigenen Autorität, und sperren sich selbst freiwillig in

das Narren-Kötterlein oder Häuslein. Bei andern Narren bringen es ihre Weiber so weit, daß wenn sie mit dem Strengen-Titel nicht allerdings zufrieden, der Mann seinen ganzen Gewinn darleihen muß, damit die Frau Ihro Gnaden werde; was Fontange, Spitzen und Bänder gehen nicht auf, und hat der Riemer neulich wegen des neuen Wagens (den sich die Frau schon bei dem Heiraths-Contrakt ausgedingt) einen so großen Auszug gebracht, daß der Mann von Herzen darüber erschrocken; gleichwohlen zahlen es die Weiber-Narren gern, nur damit sie nicht bei ihren Frauen in Ungnaden kommen mögen. Mir ist ein gewisses Weib von dem mittlern Style bekannt, welche sich gegen einer andern gerühmet, daß sie ihrem Mann niemalens die eheliche Pflicht zulasse, er verspreche ihr denn, den darauffolgenden Tag entweder eine Fontange oder etliche Ellen Spitzen auf ein Tüchlein zu kaufen. Wie nun alle solche verliebte Narren, welche sich in dergleichen Bedingnussen einlassen, recht grausam verliebte Narren seynd, so vergolden sie sich doch ihre selbst eigene Schellen niemalens besser, denn in den Fasching. Ach, wie viel Ehemänner macht nicht die Fastnacht zu Narren! Die Frau Mephistophelin ist neulich in der Kirchen auf ein Fest eingeladen worden, hat sich auch bei dem Tafeldecker ohne Wissen des Manns vor drei Dukaten einschreibn lassen, und dabei gebeten, die Sach in der Still zu halten, mit Versicherung, daß sie nach vollendetem Ball diese Freiheit bei ihrem Herrn schon verantworten werde. Unterdessen sagt sie zu dem Mann, sie gehe in die Kirchen und von dannen zu der Frau Gevatterin; da sie aber kaum zwanzig Schritt von des Manns Thür kommet, so wartet die Lehn-Kutschen schon auf sie und fährt die Madame mit dem Herrn

Valerio in einem Carrerio vor das Gottes-Haus in das Spiel-Haus, darinnen seynd vorhanden die Herren Musikanten; es bringt der Schneider allerhand schöne Kleider, Spitzen und Bänder, aus allerhand Länder, die Frau läßt sich suadiren, thut sich vermasqueriren, und machet nach der Schnur unterschiedliche Postur, dem Tanz wird kein Ende, bis zur Zeit Merende. Alsdann kommen Rund- und Bund-Tränk; dort wart bald einer auf mit einem Fasan, der andere mit einer Hechsen von einem indianischen Hahn, der dritte mit einem Rehschlegel, der vierte mit ein Paar Granabets-Vögel, der Frau Mephistophelin wird der Teller so voll, daß sie nicht weiß, was sie essen soll. Nach und nach steigen die wälschen Wein in das zarte Hirn hinauf, fangen an zu hitzen, und die Lieb schauet alsobald zu dem Fenster heraus; die Frau Mephistophelin retirirt sich, und der Herr Valerius gibt ihr das Geleit in die abgelegene Kammer, endlich wird durch allerhand schmeichelhafte Propositionen die Festung aufgefordert, so sich aber alsbald mit Akkord ergibt. Der gute Mann wartet indessen bis in die lange Nacht, leget sich sodann vor lauter Ungeduld in das Bett, und denkt, um Gotteswillen, wo muß mein Weib seyn? Betet aber beinebens fast drei ganze Psalter aus, rufet auch Gott inbrünstig an, er wolle doch seine treueste Ehe-Consortin vor allem zustoßenden Unglück bewahren, und macht sich keine Gedanken, daß es unrichtig mit dem Weib hergehe. Morgens früh kommt die Frau Mephistophelin mit sanften Tritten in die Stuben, gibt dem Mann einen ganz inbrünstigen Kuß, und bringt allerhand Ausflücht wegen ihrer Frau Gevatterin auf das Tapet, ihr so langwieriges Ausbleiben damit zu entschuldigen, und was sie mit der Zung nicht zu wegen bringet, suchet sie auszurichten mit

Weinen; höret auch nicht eher auf zu seufzen, bis sie ihren Mann endlich mit tausend Crokodil-Zähren gleichsam wieder einwieget und besänftiget, welcher auch seinem Weib leichtlicher glaubet, weilen ihn die große Liebe zu einem leichtglaubigen Narren machet. O ihr Narren! jetzt glaub ich, was Euripides in Iphigenia schreibet: Callidæ sunt mulieres in inveniendis dolis: Die Weiber seynd arglistig in ihren Erfindungen; und Salomon, welcher sich ziemlich unter den Weibern herumgeschlagen, hat aus allen Weibern keine einzige gefunden, so etwas nutz war; dahero saget Ecclesiast. 8. c. 27. v.; Inveni amariorem morte mulierem, quæ laqueus venatorum est et sagena cor illius: Ich hab das Weib bitterer gefunden, denn den Tod selbsten: sie ist ein Strick der Jäger, ihr Herz ist ein Netz, und ihre Hände seynd Bände; und Chrysostomus nennet ein solches arglistiges böses Weib eine Feindin wahrer Freundschaft, eine unumgängliche Strafe, ein nothwendiges Uebel, eine natürliche Versuchung, eine unentbehrliche Trübseligkeit, ein Uebel des Hauses, einen erfreulichen Schaden, mit einem Wort, ein Weib ist die Quint-Essenz der Bosheit mit einer guten Farbe übermalen. Mulier mala est amicitiæ inimica, inevitabilis poena, necessarium malum, naturalis tentatio, *desiderabilis calamitas, domesticum periculum, delectabile detrimentum, mali natura boni colore depicta Chrysost. huj. Math. Protagoras wurde einsmals gefragt, warum er seinem größten Feind seine Tochter zum Weib gebe? antwortete er: weilen ich ihm keine schlimmere Sach von der Welt nicht habe geben können, denn ein Weib. Von der Weiber Falschheit schreibet Seneca in proverbiis also: Aut amat aut odit mulier, nihil tertium, dedisdere flere feminam mendacium est; duo

genera lacrymarum dantur in oculis feminarum, unum veri doloris et alterum insidiarum, mulier cum sola cogitat, mala cogitat: Ein Weib thut entweder von Herzen lieben oder auf das äußerste haſſen, und zwiſchen dieſen beeden haltet ſie kein Mittel; zweierlei Gattungen der Thränen ſind in den Augen der Weiber, eine rühret von rechter Betrübnuß, die andere aber von Falſchheit her; und wenn ein Weib allein iſt, ſo gedenket ſie nie an etwas Gutes. Ihre Schönheit anbelangend, ſo meldet Petrarcha; daß derjenige, wer ein ſchönes Weib hat, der habe ein Götzenbild, welches viel Geld koſt, ſolches mit täglicher Kleider-Veränderung nach Genügen auszuſtaffiren. Lärtius ſchreibet gar, daß ein ſchönes und aufgeputztes Weib ein Tempel ſey, welcher über einen Miſtlachen aufgebauet iſt. Mulier speciosa et ornata est templum super Cloacum ædificatum. Laërt. de vita et morte Philosoph. Verwundere mich derohalben über Hals und Kopf, daß ſo ungeheure Narren anzutreffen, deren ſonſt berühmten Großmuth ein einziges ſchönes Weib kann zu Boden werfen. Dieſes aber macht die unerſättliche Begierde der Lieb, und ſagt Seneca: amans, quod cupiat, scit, quod sapiat, non videt. Der Verliebte weiß wohl, was ſeine Begierde verlanget, nicht aber was die Vernunft wirket. Seneca in proverb. Darum nennte Prodicus die Begierde eine doppelte Liebe, und die Liebe eine doppelte Narrheit. Cupiditas est geminatus amor, amor vero est geminata insania. Stoc. serm. 62. Weilen aber ſchon von Anbeginn der Welt die ſtärkſten Helden durch die Weiber zu Narren worden, ſo ſolle dieſe Narrheit allen weibiſchen Phantaſten verziehen werden, und können ſie mit ihren eigenen Weibern ſo lang ihre Narretei treiben, als es ihnen beliebig iſt. Im Fall aber dieſes

gegenwärtige Kapitel von den Weiber-Narren ihren Frauen würde vorgeleſen, wäre der Frau gar nicht zu verdenken, wenn ſie ſaget, Ei! Ei! Ei! wie hat dieſe Narrheit nicht auch meinen Mann getroffen!

Anekdoten.

Ein Jude gab in einem Gaſthauſe ein Abendbrod; des andern Morgens machte ihm der Wirth die Rechnung, brachte ſtatt der gehabten 12 Flaſchen Wein, deren 24 darauf, und ſetzte überdem den Preis noch ſehr hoch an. Der Jude ließ ihn rufen und redete ihn alſo an: „Daß Sie für den Wein, den wir nicht getrunken, einen ſo hohen Preis anſetzen, finde ich billig, denn dieſer iſt vielleicht gut geweſen, aber für die 12 Bouteillen, die wir getrunken, finde ich den Preis unbillig.“

Jemand ſagte zu ſeinem Nachbar, als ſie den Hund Fido-Savant beſahen: „Wahrhaftig, der Pudel iſt ein halber Menſch!“ „So?“ ſagte der Andere, „ſo ſind Sie ein doppelter Pudel!“

Das Scheibenſchießen in Philiſterhauſen.

(Parodie auf Schillers Schlacht.)

Schwer und langſam
Wie ein Fuder Dünger,
Durch die grüne Eb'ne ſchwankt der Zug.
Zum allbekannten Philiſterſpiel
Streckt ſich die grüne Vogelwieſe.
Rücken bucken niederwärts,
Buſenſtreife hebt das Schützenherz,
Vorüber an rothen Weingeſichtern
Nennt die Front der wacklige Hauptmann, halt!
Und alle Rotten feſſelt das rauhe Kommando;
Fragend ſtellt ſich die Front.

Prächtig im glühenden Sonnenſtrahl
Was glänzt dorther von dem Hauſe?
Seht ihr die vollen Flaſchen ſtehn?
Wir ſehn die vollen Flaſchen ſtehn,
Wo bleiben nur Frau und Kinder?
Luſtig! hört ihr den Geſang?
Trommelwirbel und Hörnerklang
Schmettert durch die Glieder,
Wie ſchäumt das Bier im Glaſe dort!
Wie trocken iſt das Maul!

Geduld, Gevatter Steffen!
Im Schießhause will ich Euch treffen.

Schon zieht es fort wie Kirmesschmaus,
Laut klirren die Gläser schon dort,
Die Kehle brennt, hier bölkt es laut, *)
Der Durst quält Alle Mann für Mann.
Laß quälen in Teufels Namen fort,
Freier schon hebt sich die Brust.

Gewehre los — schon füllt sich das Haus,
Hastig trinkt Jeder sein Fläschchen aus,
Eilig füllen sich Gläser.

Eng umarmen die Schützen sich,
Fertig! heult's von einem zum andern;
An den Schießstand gewurzelt
Feuert der Erste, andere machen sich fertig,
Rasen wühlt die fehlende Kugel,
An Vormanns Stelle springt der Hintermann,
Geladen rechts und links; und um und um
Von schlechten Treffern ist die Erd' durchwühlt.

Das Bier geht aus — heiß brennt der Durst,
Der Mangel ängstet alle schon.
Geduld, Gevatter Steffen!
Sogleich will ich Anstalt treffen.

Schon sprüht das Feuer im Aug',
Nüchterne wechseln mit Trunk'nen, der Fuß

*) Auf den Magen zeigend.

Strauchelt über Entschlafene —
„Und auch du Hans?“ — „sage der Frau nur nichts;“
Wilder immer wüthet das Bier,
„Schweigen will ich“ — Ach! Herr Gevatter! seht
Hinter uns wie nun die Bowle dampft
„Sagen will ich der Frau das nicht!
Trink' nur zu! wo die Bowle dampft
Lustig, stoßet, Gevatter an!“

Der und jener schwankt zum Stand,
Kaum trifft einer der Scheibe Rand.
Geduld, Gevatter Steffen,
Nun werd' ich wohl 'was treffen.

Horch, wer stürzt so eben herein?
Die Schützen kommen alle;
Es werden wohl Betrunk'ne seyn,
Man bringt sie hier zur Ruhe.

Schlafet, ihr Brüder!
Ruhe suchen nun die Glieder,
So schlaft das Räuschchen aus —
Vollendet ist das schöne Fest,
Und Jeder eilt ins warme Nest:
Horch! Trommelwirbel, Hörnerklang
Singen uns den Nachtgesang.
Schlaft wohl ihr betrunkenen Brüder,
Auf dem Keller morgen wieder!

Aus dem wiederaufgelebten Eipeldauer.

(Jahrgang 1800.)

(Schluß.)

Die Theurung in Lebensmitteln wird täglich größer. D' Wirth jammern schrecklich drüber, und wissen sich gar nicht anders z' helfen, als daß s' jede Speis um ein Paar Kreuzer theurer gebn.

Der Wein, der's aus alter Freundschaft immer mit den Wirthen halt, macht über die Theurung ein saurs Gsicht, und der Sechzehner hat aus Alterazioni so gar sein Farb verändert, und schaut jetzt kupferroth aus.

Da hat aber die Täg ein lustiger Herr ein spaßigen Einfall ghabt. Es ist Schad, hat er gsagt, daß d' Tortur jetzt aufghobn ist; sonst dürft man den Delinquenten nur ein Sechzehner z' trinken gebn, und sie würden gwiß Alles bekennen.

Juhe! und anweh! s' gleich Herr Vetter! Auf ein siegreichs Extrablatl, das uns völlig wieder aufgweckt hat, ist auf einmal ein hinkender Both nachkommen — und der hinkt auf beiden Füßen.

Der Herr Vetter müßt ein Straußenmagn habn, um Alles zu verdaun, was d' Leut einander ins Ohrwaschl sagn; deßwegn hab ich lieber durch ein vierzehn Täg gar nichts gschriebn. Ich will also auch jetzt aufs Vergangene

ein Deckel thun, und den Herrn Vettern lieber schreibn, wies z' Wien jetzt ausschaut.

So wie d' Nachricht ankommen ist, daß der Feind ins Oberöstreich eindrungen wär, hat man überall 's Traurigkeitsfahnl ausgsteckt gsehn.

Ich kenn ein Menge Herrn, den kein Essen, kein Trinken und kein Schlafen mehr schmeckt. Einigen kann mans sogar auf der Nasen lesen, wie viel Dukaten als s' z' Haus vergrabn habn.

Mein Frau Gmahlin hat sogar schon wieder ans Durchgehn denkt; da hat ihr aber ein andre gnädige Frau, die über 's Französische ihr Muttersprach vergessen hat, den Rath gebn, daß s' hier bleibn soll: Sie können ja französisch parlirn, hat s' gsagt, und da habn s' ja nichts z' fürchten: und seit der Zeit hat mein Frau Gmahlin wieder Kuraschi.

Ein paar Täg habn wir z' Wien nicht gwußt, wie wir dran sind, weil der Eine schwarz und der Andere weiß gredt hat; endlich ist aber ein Proclamationi heraus kommen, und die hat uns auf einmal ein wenig beruhigt, weils drin gstanden ist, daß sich unser gnädiger Kaiser selber an die Spitz der Landesvertheidiger stelln will.

Hernach ist d' Nachricht ankommen, daß der Prinz Karl zu der Armee geht, und da ist ein allgmeins Jubel darüber entstanden — Da habn alle guten Patrioten gsucht, einander aufz'muntern.

Ein braver Herr hat sogar fürs neue Freikorps ein Cantati gebn, und die hat gheißen: Der Kampf fürn Frieden — und weils z' Wien halt ein Menge Leut gibt, die zwar den Frieden lieben, aber nicht kämpfen wolln dafür, so ist durch die Cantati nicht so viel Geld eingangen, als ich glaubt hab.

Gegn d' Fremden iſt ein Patent herauskommen, daß ſ' innerhalb drei Tagen d' Wienſtadt verlaſſen ſolln, und das habn die gſcheiden Leut alle natürlich gfunden; denn wenn d' Gfahr größer werden ſollt, ſo hätten wir ja für die wirklichen Einwohner nicht z' eſſen gnug.

Da hab ich aber ein ſpaßigs Stückl ghört. Da hat ein Fremder, der in Wien Alles ſchlecht gefunden hat, in ein Wirthshaus gſagt: daß er ſichs was koſten laſſen wollt, wenn er hier bleibn könnt. Das kann Ihnen nicht viel koſten, hat ein witziger Schneidermaſter drauf gſagt: Stellen Sie ſich narriſch, ſo kommen S' in Narrenthurn, und können hier bleibn, und den Einfall hat der Fremde ſelber ſpäßig und gut gfunden. --

D' Schanzarbeiten ſind auf einmal eingſtellt worden, und jetzt laſſen ſichs viele gar nicht ausreden, daß wir nächſtens Frieden habn werden. In der guten Hoffnung will ich alſo auch indeſſen ein Deckl auf unſre Pulitik thun, und den Herrn Vettern von was Luſtigern ſchreibn.

Weil jetzt 's neue Jahr gweſen iſt, ſo habn ſich d' witzigen Köpf bei uns wieder hervor than. Da hat einer ſtatt n Viſitbilliet ein förmlichen Wechſelbrief ausgſtellt; bei dem werden ſich aber d' Notari nicht viel verdienen, weil ihn kein Menſch wird proteſtirn laſſen.

Hernach hats ein Eintrittsbilliet ins neue Jahrhundert gebn; da wiſſen wir aber noch nicht, ob wir franco durchkommen, oder ob wir ein Leggeld zahln müſſen. Ein Herr Mitkollegie von mir hat ſogar gfragt: wo 's neue Jahrhundert ſein Komödihaus aufſchlagn wird? und ob Trauer- oder Luſtſpiel werden aufgführt werden?

Ein andrer raffinirter Herr hat für ſeine guten Freund ſogar ein Pudel-Billiet ſtechen laſſen. Da iſt ein Pudel

drauf, und der zeigte dem alten Jahrhundert den Hintern, und wart vorm neuen Jahrhundert auf.

Aber noch ein witzigrer Herr hat sein Glückwunsch so gar in ein Nuß eingmacht, und wieder ein andrer in gfüllte Schnecken vom Herrn Vettern z' Eipeldau — und da hab ich selber ein kleine Portion davon gfressen.

Von Kalendern habn wir auch wieder ein Ueberschwemmung ghabt; mein Frau Gmahlin hat aber kein inländischen angschaut, sondern hat sich bloß fremde Kalender einkauft, damit von unsern Geldüberfluß auch ein Bißl was ins Ausland kommt.

Deßmal habn wir an neuen Jahrstag kein Galla ghabt, und da habn bsonders diejenigen ihr Freud drüber ghabt, die in weißen Strümpfen in Koth hätten herum springen müssen. Ich hab deßmal auch mein Gallakittel an der Wand henken lassen; denn wenns Herz in der Trauer ist, so schickt sichs ja nicht, daß der Leib in der Galla geht.

Der neue Jahrstag hat bei uns mit ein Feur in der Vorstadt angfangen, und das wolln d' alten Weiber, die Alles wissen, für kein guts Zeichen halten; weil aber über Nacht 's Wetterglas von Sturm auf schöns Wetter gstiegen ist, so glaubn wieder andre Wetterhexen, daß wir bald Friedn kriegn.

Deßmal ists allen Kaufleuten und Wirthen verboten worden, den Menschern ein neues Jahr z'gebn. Mein Köchin hat abscheulich darüber gschimpft, denn sie hat sich a Conti schon zwei Paar seidene Schuh machen lassen.

Für die Gäst, die 's ganze Jahr ihr guts Geld in d' Wirthshäuser tragn, ist aber kein Verbot heraus, den Kellnern ein neus Jahr z' gebn — und deßwegn habn s' auch wie sonst ihre kleine Neujahrssteur an die Herrn Kellner abgführt.

'S Bier ist jetzt um ein Kreuzer theurer worden, und da halt sich kein Mensch drüber auf: wenn's nur nicht auch um zwei Kreuzer schlechter wird.

Die Täg bin ich zum Karnerthor hinausgfahrn, und da hab ich über ein halbe Stund warten müssen, so habn sich d'Wagn gsperrt. Aber wie ich auf d'Wieden kommen bin, so hab ich gar nicht von Fleck können. Da sind über zehn schwere Fuhrn in Koth bis an d'Ax stecken bliebn. Da hätt aber der Herr Vetter das Fluchen von Fuhrleuten hörn solln. O je Herr Vetter, wenn die Fluch alle erfüllt werden sollten, so hätt der Teufel d'Wegaufseher längst schon holn müssen.

Ein neus Buch ist jetzt heraus, und draus kann man d'Kunst lernen, in der Gschwindigkeit Alles aufzschreibn, was d'Leut redn; ja man soll ihnen sogar 's Wort wegschreibn können, wenn sie 's noch im Maul habn. Die Kunst will ich jetzt lernen, und wenn mein Frau Gmahlin Gesellschaft gibt, so setz ich mich in ein Winkl, und schreib jeds Wort auf, und da kriegt der Herr Vetter vielleicht einmal ein lustigen Brief z' lesen.

Weil jetzt d' letzten Faschingtäg sind, so hab ich wieder einmal ein ungrisch Glasl Ruster trinkn wolln, und bin also in Weinkeller hingangen. Dort hat ein junger Ehmann laut sein guten Freund erzählt, daß sich sein Weib von ihm hat scheiden lassen. Wie ich hör, hat er gsagt, so hat s' jetzt alle Tag ein andern Kerl; aber es ist mir lieb, so lernt s' doch ein Unterschied kennen, wenn s' wieder zu mir kommt. Herr Vetter, ich hab's Lachen verbeißen müssen. —

Ich hab den Herrn Vettern jüngst gschriebn, daß ich mich auf d'Stenographie verleg, und da hab ich die Tag mein erste Prob abglegt. Da mein Frau Gmahlin zwei gute Freundinnen bei sich ghabt, und da hab ich mich

hintern Ofen gſetzt, und hab ihrn Diskurſi von Wort zu Wort aufgſchriebn.

Da leſ' der Herr Vetter ſelber den Durcheinander, und da hat der Herr Vetter ein Modell von ein Diskurſi von unſern galanten Fraun.

„Wiſſen S' ſchon, daß mein Semirl niederkommen iſt?

„Wie viel hat er Junge?"

„D' Frau von X iſt auch in ſechs Wochen."

„Hat wieder richtig ein Madl — Habn ſie's neue Stuck gſehn."

„Kan nicht viel dran ſeyn — 'S ſteht kein Autor drauf."

„Au weh' es fangt ſchon wieder z'regnen an."

„Jetzt muß ich mich ham tragn laſſen; denn meine Pferd ſind krumy."

„Wie befindt ſich der Herr Gemahl."

„Gott ſeys Dank! ſo — ſo! — Nanerl! bring gſchwind den Kaffe!

„Mein Zahn fangt mir wieder an weh z'thun."

„Und mich brennen meine Hühneraugn."

„Der Doctor N — iſt ſo krank —

„Au weh 's wär Schad um ihn"

„Gehn S' dies Jahr wieder aufs Land?"

„Mein Mann will nicht anbeißen. Es koſtt ihm z'viel Geld —

„Habn S' den ſchön Offizier gſehn, der geſtern im Theater mit mir gredt hat?"

„Der wird gwiß bald General, weil er ſo ſchön iſt."

„Ein Uhlaner iſt hier. Der gfallt mir noch beſſer."

„Mir ſcheint, ſie trummeln."

„Es wird ein Feur ſeyn."

„Nur in Leopoldſtadt-Theater nicht; ſonſt trifft mich der Schlag.“

„Wiſſen S' ſchon, daß der Herr von J gſtorben iſt?“

„Werden brav Schulden da ſeyn.“

„Noch ein Schaln Kaffe, wenns beliebt.“

„Küß d' Hand.“

„Der Kaffe wird immer theurer —

„Da ſind bloß d' Engländer dran Schuld.“

„Die verwünſchten Engländer!“

„Mein Mylord müſſen S' ausnehmen. Das iſt ein Mordkerl!“

„Wie gfallt Ihnen d' Kleiderordnung die der Papſt außer gebn hat?“

„Iſt ein dumms Zeug.“

„Ich laß mir nichts vorſchreibn —

„Ich auch nicht.“

„Die Haubn ſteht Ihnen recht gut an.“

„Koſt mich der Schmarn nur zwei Dukaten.“

„Aufn Sonntag werden S' mein neus Kleid ſehn. Der Kaufmann hat mir gſchworn drauf, daß 's ein Ausländerwaar iſt.“

„Mein Köchin hat ſich ein wunderſchön Groditor auf ein Röckl kauft.

„Weiß gar nicht, wo d'Menſcher 's Geld hernehmen.“

„Wie iſts Tarok-omber geſtern ausgfalln?“

„Ich hab ein Paar miſerable Gulden gwonnen.“

„'S iſt ſchon 5 Uhr. Wo die Z. ſo lang bleiben muß.“

„Sie halt ſich ja jetzt ein engliſchen Sprachmaſter —

„Ha! ha! ſie ſoll lieber Deutſch dafür lernen.“

„Ich hör läuten.“

„Wenns mein Mann iſt, ſo pack ich aus mit ihm!“

„Jetzt iſt auf einmal d' Frau v. Z — mit noch drei

guten Freundinnen eintreten, und da hat mein Schreiberei ein End ghabt; denn jetzt habn alle Sechsi oft zgleich gredt, und da möcht der Teufel ein Gschwindschreiber seyn. Aber ich glaub, der Herr Vetter hat schon an der klein Prob gnug.

Anekdoten.

Ein Israelit ließ sein Quartier malen; der Maler forderte für jedes Zimmer 12 Thaler, für das Vorhaus aber, das bloß gespritzt wurde, vier Thaler. Einige Zeit darauf wollte er seine Frau malen lassen, der Maler forderte 10 Louisd'or. „Das ist theuer!" sagte der Israelit, „wissen Sie was, spritzen Sie sie bloß!"

Ein Mädchen heirathete einen Wittwer; acht Tage nach der Hochzeit wurde sie mißvergnügt; als man sie fragte, sagte sie: „Ich habe immer gehört, wenn man einen Hofrath heirathet, wird man Hofräthin, wenn man einen Professor heirathet, Professorin, darum glaubte ich, wenn ich einen Wittwer heirathe, würde ich Wittwe werden, und nun hab' ich mich bitter getäuscht."

Gebet eines Studirenden.

O Himmel, höre mein Gebet,
Das aus der Schule zu dir fleht! —
Verleihe mir zu dieſer Zeit
Ein wenig Fleiß und Thätigkeit;
Nur etwa das geringe Maaß,
Das Ariſtoteles beſaß. —
Verleih mir Gellerts Frömmigkeit,
Und Sokrates Gelaſſenheit.
Ich bitte nicht zu viel von dir, —
Nur Newtons Scharfſinn ſchenke mir.
Phyſik will ich nicht mehr verſtehn,
Als Prieſtley, Lichtenberg und Green.
Matheſis — geht mich wenig an,
Gib mir nur das, was Klügel kann;
Und lehre mich vom Firmament,
Was Herrſchel und was Bode kennt.
Philoſophie — hat vielen Tand,
Mir gnügt am Beifall eines Kant.
Gib mir ein Theilchen Dichtergeiſt
Von Wieland, Göthe, Schiller, Kleiſt.
Ein wenig Styl von jener Art,
Wie Garve ſchreibt und Eberhard.
Grammatik? — ſo wie Adelung

Iſt dir, o Himmel, ſchon genung;
Wird Gatterers Geſchichte mein,
So kann ich ſchon zufrieden ſeyn.
Geographie mag ich nicht viel,
Was Fabri kennet und d'Anvill.
Naturgeſchichte? — nur gemach,
Von Büffon oder Blumenbach.
Latein und griechiſch ſey erfleht,
So viel als Heyn' und Wolf verſteht;
Franzöſiſch, wie es Voltaire ſchrieb,
Und Englich, wie es Ebert trieb.
Theologie gib mir darein
Von Röſſelt oder Döderlein.
Wird mir ein geiſtlich Amt zum Lohn,
So leih' mir Spaldings Kanzelton.
Als Rechtsgelehrter laß mich Klein
Und Suarez oder Meiſter ſeyn.
Macht mich zum Arzte mein Geſchick,
So gib mir Stoll'ens Geiſt und Glück.
Muſik? Ein wenig zum Erbaun,
Von Haydn, Mozart oder Graun.
Geſchmack ſey mir nicht viel beſcheert,
So viel nur als ein Sulzer lehrt.
Gib mir ein kleines Eigenthum,
Wie Fernei oder Tusculum;
Nur ſo viel Bücher, als ein Mann
Von meinem Fache brauchen kann.
Gib mir Freund Asmus frohen Muth,
Und Kleinjoggs kerngeſundes Blut.
Und einſtens auch zum Zeitvertreib, —
Wielands Muſarion zum Weib!

Hochzeitsgebräuche bei verschiedenen Nationen.
(Schluß.)

Bei den

Wallachen

wird nach vollendeter Trauung im Hause der Braut ein hochzeitliches Mahl gegeben, wobei aber das Brautpaar nicht erscheinen darf, sondern es muß von einander abgesondert, und zwar die Braut immer verhüllt und von dem Bräutigam ungesehen, in einem besondern Zimmer speisen.

Sulzer bemerkt, daß diese Gewohnheit, so wie jene, nach welcher die Mädchen von jeder Mannsperson, selbst die Braut von ihrem Bräutigam, bis nach vollbrachtem Beilager ungesehen bleiben mußten, unter den vornehmen Wallachen altmodisch zu werden anfängt, seitdem der heutige Fürst in der Wallachei seine Tochter mit fränkischer Freiheit, wie sie es nennen, erzogen und verehlicht hat. Es wird jedoch noch von vielen Bojaren dieses alte wallachische Herkommen in Ehren gehalten und pünktlich befolgt.

In Siebenbürgen sind sie noch so streng, daß der Bräutigam mit seinen Gästen und Anverwandten nicht einmal in der Braut Behausung speisen darf, sondern ein jeder Theil der Verlobten und Getrauten bewirthet die Seinigen bei sich in seinem eigenen Hause, und nur erst den folgenden Tag, da den Abend zuvor die Braut dem Bräutigam zugeführt und beigelegt worden, versammeln sich die beiderseitigen Gäste an einer Tafel, in des Bräutigams Behausung. Auf diese Tafel, bei welcher die junge

Frau zum erstenmal ohne Schleier erscheint, wird unter gemeinen Leuten sowohl im cis- als transalpinischen Dacien, eine Schüssel gesetzt, in welche die Geschenke für die neuen Eheleute gelegt werden.

Bei den Adelichen pflegen die beiderseitigen Schwiegeraltern in der Wallachei an diesem Tage mit ihren neuen Schwiegerkindern ganz allein zu speisen, und während der Mahlzeit läßt der Vater der jungen Frau durch den ganzen Schwarm seiner Dienstboten unterm Schalle der Trompeten und anderer Instrumente, seinem neuen Eidam den Hausrath feierlich übergeben, den er seiner Tochter zur Ausstattung bestimmt hat. Dieser Gebrauch ist aber nicht mehr so allgemein, als früher; darin bleibt man jedoch der alten Sitte treu, daß die Hochzeitsschmausereien wenigstens volle acht Tage dauern, denn erst am zweiten Donnerstage werden dieselben mit dem letzten öffentlichen Gastmahle in dem väterlichen Hause der jungen Ehefrau beschlossen, und wenn es der Vater oder die Mutter im Vermögen hat, so empfängt nach dieser Mahlzeit der Schwiegersohn ein gesatteltes Pferd, die Tochter aber einen sechsspännigen Staatswagen zum Geschenk, worin sie in feierlichem Zuge heimgeführt wird.

Während der junge Mann beschäftigt ist, seiner neuen Bettgenossin den Gürtel zu lösen, machen, nach Raicewichs Bemerkung, die Verwandten der Braut Jagd auf die jungen Brüder und nächsten Blutsfreunde des Bräutigams, um an ihnen, wie sie vorgeben, das Vergeltungsrecht auszuüben, und die schmerzhafte Gardinenscene des jungen Mädchens zu rächen.

Nach der Ankunft in dem Hause des Bräutigams werden die Neuvermählten, nachdem vorher einige Becher Wein

ausgeleert worden, von den Brautführern in das Schlafzimmer begleitet.

Die im Punkte der Keuschheit der jungen Frau gemachten Entdeckungen verbirgt der Mann, besonders vor seinen Schwiegeraltern, in den ersten Tagen sehr sorgfältig, denn dieselben müssen drei Tage nach der Hochzeit, mit allen Blutsfreunden ihre Tochter besuchen, welche Reise der große Weg genannt wird, weil auf demselben den Aeltern entweder viele Ehre oder Schande widerfahrt.

Wird die Tochter als unbefleckte Jungfrau befunden, so herrscht nicht nur unter der ganzen Familie, die ausgelassenste Freude, sondern die Aeltern werden auch mit einer ansehnlichen Mahlzeit bewirthet, und nachdem zum zweitenmal Essen aufgetragen worden, so erscheint auf einer Schüssel das Brauthemd, mit den ehrenvollen Urkunden der aufbewahrten Keuschheit. Dieses Schaugericht geht von Hand zu Hand, und Keiner reicht es seinem Nachbar, bevor er nicht, zur Bezeugung seines Wohlgefallens, ein kleines Geschenk auf die Schüssel gelegt hat. Doch geschieht dieß nur bei den gemeinen Leuten; unter den Vornehmen erlaubt die Delikatesse nur den Schwägern die Besichtigung der Geheimnisse der Brautnacht.

Findet sich aber der junge Mann in seiner Erwartung betrogen, so versammelt er am andern Tage alle seine Verwandten, und macht ihnen die Schande seiner jungen Frau kund. Diese bringen, wenn die Aeltern der Frau ankommen, einen schlechten Karren mit zerrissenen Riemen herbei, setzen die junge Frau auf denselben, spannen ihre Aeltern statt der Pferde daran, und zwingen sie unter Schlägen, ihre darauf gesetzte Tochter als eine H — nach Hause zu ziehen. Dieses darf niemand auf der Straße oder unterwegs verhindern, und wenn sich jemand unter-

ſtünde, die Eltern davon los zu machen, ſo würde er, außer einer Tracht derber Prügel, auch noch von dem Richter als ein Uebertreter der Geſetze und Landesgebräuche beſtraft werden. Der beleidigte Mann behält die ganze Mitgabe, und wenn er Koſten auf die Hochzeit verwendet hat, ſo bekommt er ſie von den Aeltern ſeiner zurückgegebenen Braut auf Befehl des Richters zurück.

Um dieſer Schande nicht ausgeſetzt zu ſeyn, halten die Vornehmen ihre Töchter in der ſtrengſten Eingeſchloſſenheit, laſſen ſie nicht einmal die Kirche beſuchen, und erlauben ſelbſt den Bräuten nicht, ſich vor ihren Freiern zu entſchleiern, oder nur mit ihnen zu ſprechen. Sulzer bemerkt, daß dieſer letztere Umſtand, bei den Wallachen ſo wie bei den Slaven, deßwegen eingeführt iſt, damit die häßlichen Geſichter nicht ohne Männer bleiben möchten. Daher geſchieht es denn nicht ſelten, daß mancher Bräutigam, in der ſüßen Erwartung, eine ſchöne Rahel zu umarmen, vor einer trieſäugigen Lea zurückfährt.

Hat ſich aber dennoch ein wallachiſches Fräulein, bei aller Einſperrung, gewiſſer Schwachheiten ſchuldig gemacht, ſo ſuchen ſie den jungen Mann durch einen reichen Brautſchatz an Dörfern und Gelde zu entſchädigen; will er ſich aber durchaus nicht befriedigen laſſen, ſo nehmen ſie die Tochter wieder zu ſich, und erlauben ihm, eine andere zu heirathen.

Ein Jahr nach der Hochzeit verſammeln ſich alle Verwandten, den Jahrstag der Trauung zu feiern. Es werden nun auch jene Angriffe auf die Verwandten des Mannes erneuert, die man in der Brautnacht verſuchte, jedoch mit der Nachgiebigkeit, daß es den Jünglingen frei ſteht, ſich mit Wein los zu kaufen.

Wenn ein

Serbe

aus der Gegend von Kamenz in der Oberlauſitz ein Mädchen aus einem andern Dorfe heirathen will, und mit ſeinem Brautwerber (Druſchba) und Begleitern angezogen kommt, ſo läßt er den Richter des Dorfs fragen, ob es einigen fremden Männern erlaubt ſey, herein zu kommen, worauf er die Antwort erhält: wenn ſie ehrliche und brave Leute ſind, ſo mögen ſie in Gottes Namen kommen, aber nur der alten Weiber und jungen Kinder ſchonen. Dieß ſcheint ſich auf die Gewohnheit, Bräute zu rauben, zu beziehen.

Die ſerbiſchen Jünglinge haben noch jene mitternächtliche Freiheit bei ihren Bräuten, Frejot genannt, die bei den Schwarzwäldern und Hochſchottländern Kommnächte, Probenächte, in der Schweiz der Kilpgang, in Franken das Fenſtergehen, in Böhmen Bettelnächte, und in Sibirien das Buſenrecht heißen.

Sonntags vor der Hochzeit ſchicken die geladenen Gäſte Flaſchen voll Käſe zu den Kuchen, und eine mit Butter hoch aufgethürmte Butterbüchſe. In der Gegend von Kamenz ſenden diejenigen, welche bei der Verlobung gegenwärtig waren, nach dem erſten Aufgebot Gänſe, und die Weiber, welche zur Hochzeit kommen, bringen Butter und Käſe mit.

Die Einladung geſchieht zu Pferde; der Bräutigam hat einen Degen, auch oft Piſtolen.

In der Gegend von Kamenz verſammeln ſich die Dirnen am Abend vor dem Hochzeittage bei der Braut, und ſingen ein Brautlied, das noch Spuren von dem alten Beklagen der Jungfrauſchaft zu tragen ſcheint.

Am Hochzeittage verſammeln ſich die Freunde des Bräutigams bei demſelben, und begleiten ihn unter Muſik zur Braut. Alle erſcheinen im feierlichen Gewande.

Die Braut trägt auf dem Kopfe eine ſchwarz ſammetne nach oben zugeſpitzte Mütze, die oben offen iſt und hinten einen runden Abſatz hat, der Borta genannt wird. Dieſen umgibt ein meſſingener Reif, woran Sternchen von eben dieſem Metall hängen. Auf der Spitze der Borta ſitzt der Kranz von grüner und rother Seide. Um den Hals trägt ſie Korallen, darüber hängen an einer Schnur eine oder zwei Reihen altes Geld, mehrentheils Thaler mit Oehrchen, herunter. Ihre Arme ſind mit einem Band umwunden, damit ſie, die Ungewiſſe,* nicht entfliehen oder leicht geraubt werden könne. Um den Leib haben ſie einen Gürtel oder Band. Jetzt tragen ſie ordentliche Strümpfe und in den Schuhen Schnallen, doch an vielen Orten zeichnen ſie ſich noch, wie ehemals, durch rothe oder weiße gewickelte, oder in Falten oder Rollen gelegte Strümpfe und gebundene Schuhe aus.

Der Braut wird eine Matrone zur Aufſicht gegeben, die Sſtonka, und bei den Deutſchen in Meiſſen und der Lauſitz, Salzmäſte heißt.

Mit vielem Gepränge und unter Muſik beginnt nun der Zug nach der Kirche. Man ſingt dabei:

Wir führen ſie, wir führen ſie,
Wir haben ſie, wir haben ſie,
Und geben ſie ſonſt Niemand!

Die Salzmäſte nimmt zerſchnittene Kuchen mit in die Kirche, und wirft ſie beim Heimgange unter die Leute. Ihre Gaſtgebote gränzen an Ueberfluß und Verſchwendung.

* So heißt die Braut noch bei den mehreſten ſlaviſchen Stämmen.

Die Sſlonka bedient die Braut, und bringt ihr von jedem Gerichte den erſten Biſſen in den Mund. Die Braut ſteckt über Tiſche ein Stückchen Brod ein, das ſie ſorgfältig aufhebt, und welches nie ſchimmeln oder verderben, ſondern zu vielen Dingen gut ſeyn ſoll.* Die Hochzeitgeſchenke werden, wie bei den übrigen Slaven, mit vielen Ceremonieen überreicht.

In der Gegend von Budiſſin ſchenkt die Braut, wenn ſie in ihre Wohnung kommt, der zuerſt ihr begegnenden Perſon ein Brod. In manchen Orten läßt ſie alle Zuſchauer aus einem Milchgefäße Bier trinken. Den Tag nach der Hochzeit muß ſie ſogleich die beim Hochzeitmahl gebrauchten Tücher waſchen. —

Unter den übrigen europäiſchen National-Feierlichkeiten bei Hochzeiten (die ſich einander ziemlich ähnlich ſind) verdienen noch einige Eigenheiten der

Holländer

bemerkt zu werden. Ueberhaupt wird bei dieſen ein ungezwungener Umgang zwiſchen jungen Leuten beider Geſchlechter, beſonders in den niedern Ständen, ſo ſehr als Würze, wo nicht als Bedürfniß des Lebens betrachtet, daß gewiß zwei Drittheil aller Bürger- und Bauermädchen ihre beſtimmten Liebhaber beſitzen, von denen ſie ſpät oder früh, je nachdem es die Umſtände erlauben, geehelicht

* Mit dem Brod zeigt ſich bei der ſchon vorhin angeführten Sitte ein ehrwürdiger Gebrauch. Es hat wahrſcheinlich, als Symbol der Fruchtbarkeit und des Ueberfluſſes, hierzu Anlaß gegeben. Bei der Trauung der Wallachen werden ſie vom Prieſter mit einem in Honig getauchten Brod geſpeiſt. Die kaſſubiſchen Brautleute beißen aus einem Brode ein Stückchen aus, und heben daſſelbe auf.

werden. Oft dauern solche Verbindungen zehn und mehrere Jahre, ohne daß man einander dadurch gleichgültiger würde.

In verschiedenen Gegenden gibt es ganz besondere Sitten und Gebräuche, die den verliebten Umgang junger Leute begünstigen. In Nordholland z. B. gehen die jungen Bursche auf dem Lande gegen Abend vor die Hausthüre der jungen Mädchen, die schon auf dergleichen Besuche gefaßt sind, klopfen an, werden gefragt, was ihr Begehr sey, thun hierauf ihrer Schönen eine scherzhafte Liebeserklärung, oder schützen sonst einen Verwand ihres Besuchs vor, und finden ihn auf alle Fälle in der Bitte, ihre Pfeife anzünden zu dürfen. Gefällt der junge Mann, ist das Mädchen etwa gar schon mit ihm näher bekannt, oder auch nur um Gesellschaft verlegen, so öffnet sich die Thüre, andere Paare kommen dazu, und nun wird die Nacht fröhlich durchschwärmt. Beim Anbruch des Tages bringt jeder Liebhaber sein Mädchen nach Hause, denn in Nordholland ist nicht Hesper, sondern der Morgenstern, der Stern der Liebe. Auf der Insel Texel heißt daher dieser Gebrauch auch Kricken, d. i. Grauen des Tags, oder Morgendämmerung; weil dieses eine alte hergebrachte Sitte ist, so halten sie die Aeltern für sehr löblich, und sagen nicht nur nichts dagegen, sondern würden selbst sehr verlegen seyn, wenn ihre Töchter nicht zu dergleichen Parthien gezogen würden, und keine nächtlichen Besuche erhielten.

In dem nordholländischen Dorfe Schaagen herrscht eine andere hieher gehörige Sitte, die vielleicht Gelegenheit zu der niederländischen Volkssage von einem Schaagenschen Mädchenmarkt gegeben hat. Hier pflegen sich nämlich um die Kirchmeßzeit die Mädchen in ihrem

schönsten Putze zu zeigen, und die Spaziergänge, vor allen aber den Kirchhof, als den bestgelegensten, zu besuchen, um einen Kirmeßburschen zu fesseln. Die jungen Mannsleute benutzen diese willkommene Gelegenheit, begeben sich auch zu diesen Rendezvous, und suchen sich eine Schöne aus, bei der sie, den ganzen Jahrmarkt über, den Liebhaber spielen, sie in allem freihalten, und nicht eher von der Hand lassen, bis das Fest ein Ende hat.

Andere ähnliche Gebräuche herrschen in den übrigen Gegenden der Niederlande, andere aber sind, ihrer mißlichen Folgen wegen, durch strenge Verbote abgeschafft worden. Zu diesen gehört besonders das Quecsten, welches ehedem auf der Insel Vlieland, dem Helder, und in einigen andern Gegenden von Nordholland im Schwange ging. Hier waren nämlich die Aeltern, welche mannbare Töchter hatten, verbunden, eine Scheibe über der Hausthüre auszuheben, zum Zeichen, daß man hier quecsten könne. Das Quecsten selbst geschahe auf folgende Weise. Ein junger Bursche, der Lust hatte, sich näher mit einem Mädchen bekannt zu machen, begab sich zur Abendzeit an ihre Thüre, und machte anfangs einen Versuch, durch gute Worte, Schmeicheleien, Versprechungen und andere zärtliche Mittel ins Haus zu kommen. Glückte dieß nicht, so stieg er durchs Fenster hinein, und nun mußte ihm das Mädchen erlauben, sich zu ihr ins Bette legen zu dürfen, jedoch nur zwischen die wollene und Kattundecke, so daß sich allzeit eine Decke zwischen ihm und dem Mädchen befand. Der Texelsche Kroniker sagt, daß bei solcher zärtlichen Liebesbewerbung Zucht und Ehrbarkeit allezeit Wache gehalten hätten.

Unter den verſchiedenen Religionskaſten zeichnet ſich das Eigenthümliche der

Herrenhuter

bei Hymens Feier vorzüglich aus. Bei uns iſt die Heirath entweder eine Art von Handel, oder die Wahl der Empfindung, oder in höchſt ſeltenen Fällen ein Geſchäft der Vernunft. Bei den Herrenhutern iſt die Heirath weder ein Werk des Geizes, der Liebe, oder der Vernunft, ſondern das Geſchäft der — Würfel.

Wie bekannt, ſind in allen herrenhutiſchen Anſtalten die unverheiratheten Mädchen und Jünglinge von einander abgeſondert. Aller Umgang iſt den beiden Geſchlechtern mit einander unterſagt; ſie ſehen ſich höchſtens in der Kirche, oder im Vorübergehen einmal, und, wenn der leidige Amor einmal durch die Augen eines Mädchens und eines Jünglings ſich einen Weg in ihrer beiden Herzen zu eröffnen wußte, ſo macht dieß das Ding auf keine Weiſe beſſer; die Geſetzgeber der Brüderſchaft haben durch die ſtrenge und genau befolgte Abſonderung beider Geſchlechter dieſem Tauſendkünſtler eine ſo feſte Barriere entgegen geſetzt, daß es ihm nur ſehr ſelten gelungen iſt, einen Schleichhandel von Liebe mit der herrenhutiſchen Jugend zu treiben.

Ueber die heirathsluſtige Jugend werfen die ſtrengen Vorſteher das Loos, das einzige bei den Herrenhutern erlaubte, und gewiß das allergefährlichſte Hazardſpiel. Man kündigt dem jungen Manne an, welche Frau auf ſeinen Wurf getroffen iſt, und er hat keine Freiheit weiter, wenn etwa ſeine Augen ſchon in der Kirche gewählt haben, als zu dieſem Gottesurtheile nein zu ſagen. Er darf es nicht einmal wagen, die zu nennen, die ſein Auge liebt. Er muß unverheirathet bleiben, oder er muß aufhören

Herrenhuter zu seyn, wenn er sich diesem strengen Gesetze nicht unterwerfen will.

„Abscheulich! abscheulich!“ werden hier die jungen Damen ausrufen; „also das Loos gibt einem Mädchen einen Mann, der etwa häßlich ist, wie die Nacht, oder der mürrisch, oder von einem schlechteren Stande ist, oder — (der Himmel weiß wieviel Oder man hier herzählen konnte;) — welch fürchterliches Unglück muß nicht durch dieses unmenschliche Gesetz in allen Ehen bei den Herrenhutern entstehen! Da müssen auch wohl die Ehescheidungen äußerst leicht zu erhalten seyn?“ —

Gerade der entgegengesetzte Fall: die Ehescheidungen sind äußerst schwer; nur der Ehebruch und eine vollkommene Abneigung, kann nach den Gesetzen der Brüdergemeinde eine Ehe scheiden! In allen herrenhutischen Kirchenarchiven liegt nicht eine Klage auf die Ehescheidung! Und Prozesse dieser Art, welche unsere Richter täglich beschäftigen, sind ganz etwas Unerhörtes. — Bedarf man einen überzeugenderen Beweis von glücklichen Ehen?

Bei den Heirathen der heutigen

Juden

herrschen noch mancherlei sonderbare Gebräuche. Es wird vorzüglich darauf gesehen, die Trauung im Vollmond oder doch im zunehmenden Mond zu vollziehen, warum? läßt sich aus der weiblichen Physiologie leicht erklären.* Der Talmud bestimmt sogar die Heirathstage; es heißt darin: eine Jungfrau heirathet man am vierten (Mittwoch), eine

* Nova luna purgat puellas.

Wittwe aber am fünften Tage in der Woche (Donnerstag); denn zweimal in der Woche sitzen die Richter in den Städten, nämlich den zweiten und fünften Tag, damit der Bräutigam, wenn er wegen der Jungfrauschaft etwas vorzubringen hätte, sogleich vor dieselben kommen könne. Mit einer Wittwe soll man am fünften Tage Hochzeit machen, damit man die übrigen drei Tage bis zum Sabbath fröhlich seyn könnte.

Heut zu Tage dauern die Hochzeitsfeierlichkeiten gewöhnlich sieben Tage, während welcher Zeit der Bräutigam nichts arbeiten, auch nicht allein über Feld oder sonst ausgehen darf, damit ihm nicht der Teufel, wenn er ihn allein anträfe, Schaden thun könnte. Acht Tage vor der Kopulation gehen weder Braut noch Bräutigam aus dem Hause, sondern die Freunde derselben bleiben bei ihnen, und machen sich mit Essen, Trinken und Spielen lustig. Den Tag vor der Hochzeit wird die Braut in das sogenannte kalte Bad geführt. Einige Weiber begleiten sie mit Musik dahin, damit Jedermann sehen möge, daß eine Braut dahin geführt werde. An eben diesem Tage schicken Braut und Bräutigam einander einen Gürtel zu. Zuweilen schickt der Bräutigam der Braut gestickte Schuhe und Pantoffeln, diese aber jenem einen Tallis, ein Sterbekleid und eine leinwandene Mütze. Am Tage der Hochzeit versammeln sich die Weiber von der Familie bei der Braut, und schmücken sie auf das Prächtigste. Ihr Haar wird in mehrere Zöpfe geflochten, denn 1. B. Mose 2, 22. steht geschrieben, sagen die Rabbinen: Er machte der Eva Haarlocken. Bei diesem Flechten erfordert es der Wohlstand, daß sie sich sehr kläglich bezeige. Sie hängen ihr auch einen dünnen Schleier vor die Augen, nach dem Beispiel der Rebekka, von der es 1. B. Mos. 24, 65 heißt: sie nahm den Mantel und

verhüllte sich. Nun erscheint der Bräutigam in seinen besten Sabbathskleidern vor der ausgeputzten Braut. An einigen Orten trägt er eine schwarze Kappe während der Trauung auf dem Haupt, zum Zeichen seiner Trauer über die Zerstörung Jerusalems. Einige Männer begleiten den Bräutigam, Weiber die Braut im feierlichen Zug nach der Synagoge. Die Trauung geschieht unter freiem Himmel, um anzuzeigen, daß sich dies neue Paar vermehren soll, wie die Sterne am Himmel. Der Brauthimmel, Chuppah, wird von vier Knaben getragen. Ein Chor Musikanten geht voraus. Braut und Bräutigam treten mit einigen Männern und Weibern unter diesen Himmel, und die ganze Versammlung schreit aus vollem Halse: gelobt sey, der da kommt! Die Braut wird dreimal um den Bräutigam herumgeführt, nach der Auslegung der Stelle Jer. 31, 22. Des Weib wird den Mann umgeben. Hierauf führt sie der Bräutigam auch dreimal um den Himmel. Die zuschauenden Juden streuen Weizen und Korn auf sie, und rufen dabei: seyd fruchtbar und mehret euch! Beide, die Braut zur rechten Seite, treten nun wieder unter den Himmel, das Gesicht nach Mittag gekehrt, nach der talmudischen Lehre: wer sein Bette zwischen Mittag und Mitternacht setzet, daß er das Gesicht gegen Mittag und die Füße gegen Mitternacht kehret, der bekommt viel Kinder. Hierauf nimmt der Rabbiner, oder wer sonst die Kopulation verrichtet, die Hände des Brautpaars, legt sie zusammen, und deckt über beide den Tallis, denn die Ruth sagte zu ihrem Vetter Boas: Breite deinen Mantel über deine Magd, Ruth 3, 19. Hierauf läßt sich der Rabbiner einen Becher mit Wein geben, und spricht dreimal den Segen darüber. Der Bräutigam steckt der Braut einen goldenen Ring an den Zeigefinger und sagt: nach diesem Ring sollst

du mit mir verheirathet seyn, nach dem Rechte Mosis und Israel. Einige andere Zeugen erscheinen, und der vorher geschlossene Ehekontrakt wird laut vorgelesen. Der Rabbiner und einige Andere trinken etwas von dem gesegneten Weine, und gießen das Uebrige auf die Erde. Nun trinkt auch der Bräutigam ein Glas Wein, und wirft das leere Glas gegen die Mauer des Tempels, an den daselbst befindlichen Stern. An einigen Orten wird das Glas, wenn die Braut eine Wittwe ist, an die Erde geworfen. Dieß soll zur Erinnerung der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem geschehen. Eine Lüge ists, daß der Bräutigam, der jenen Stern mit seinem Wurf nicht trifft, die erste, oder gar die acht ersten Nächte bei seiner Braut nicht schlafen dürfe. Nach dem Wurf eilt der Bräutigam mit seiner Begleitung nach Hause, um früher als die Braut in die Thüre zu treten. Das Hochzeitmahl wird am Abend genossen. Der Braut wird zuerst eine Henne und ein Ei vorgesetzt, als eine Anspielung auf die Fruchtbarkeit der Ehe. Der Bräutigam legt ihr davon vor. Nach dem Mahl bringen die Freunde des Bräutigams die Hochzeitgeschenke. Das Tanzen beginnt mit dem sogenannten Mitzvehtanz, oder dem Gebotstanz; der vornehmste unter den Männern nimmt den Bräutigam bei der Hand, und tanzt mit ihm; die übrigen Männer folgen paarweise nach. Die Weiber machen es eben so. —

An einigen Orten ist es üblich, daß sich am Verlöbnißtage, wenn die Heirathsverträge verfertigt und verlesen werden, eine Menge Jünglinge, mit neuen Töpfen in den Händen, in dem Zimmer versammeln. In dem Augenblick, daß der Ehevertrag verlesen worden, werfen sie solche auf einen Haufen, zum Zeichen,, daß so wenig die Trümmer dieser Töpfe wieder ganz gemacht werden können, das

Ehebündniß getrennt werden könne. Dieser Gebrauch ist fast in ganz Deutschland unter dem Namen des Polterabends bekannt.

Vermischtes.

Bei einer Auktion geriethen die Trödler vor Eröffnung derselben in einen Streit, der zu Thätlichkeiten überging. Der Auktionarius trat ein und rief mit kräftiger Stimme: „Wie kann man hier zuschlagen, bevor ich da bin?“

Der Walzer ist eine conventionelle Dispensation, die sich beide Geschlechter wechselseitig geben, um sich einander frei und öffentlich, in verbotenen Graden zu nähern.

Eine Braut ist ein halb schlafendes, halb wachendes Wesen, welches mit der lahmen Zeit haderte, und vor Entzücken und vor Harren der Dinge, die da kommen sollen, die Stunden rückwärts zählt.

Variationen über den Kuß.

Alles variirt im Leben, warum ſollte es nicht auch der Kuß? — Der Kuß iſt eigentlich da, daß ihn der Mund dem Munde gebe; er macht aber auch Abſtecher und gibt ihn der Hand, und das iſt der Handkuß. Der Handkuß iſt aber eigentlich etwas Verkehrtes, er iſt bloß eine umgekehrte Kußhand, denn ob man den Mund zur Hand oder die Hand zum Munde führt, iſt ziemlich einerlei. Und wiederum iſt es nicht einerlei; denn im erſten Falle drückt der Mund der Hand ſein Gefühl auf, im zweiten drückt das Gefühl die Hand auf den Mund. — Es iſt falſch zu ſagen, ich gebe dir einen Kuß; denn man kann nicht geben, was man nicht beſitzt. Allenfalls könnte es heißen: Wir geben uns einen Kuß, denn wenn beide Theile nicht einverſtanden ſind, ſo fällt der Kuß fort und von einem fortgefallenen Kuſſe macht man ſelten viel Aufhebens. — Ein Ton im Kuſſe iſt ein Kuß gegen den Ton, der Kuß ſoll ſchweigend ſeyn und doch ſprechen; er muß Feuer haben, um Gluth zu dämpfen; er darf nicht trocken ſeyn, noch weit weniger naß und kann lange weilen, ohne zu langweilen. — Früher gab es noch in den lieben Pfänderſpielen Küſſe, jetzt gibt man Küſſe als ſpielende Pfänder der Liebe; ſonſt war der Kuß die Löſung des Spiels, jetzt

ist er die Losung; früher war er das Ende, jetzt ist er der Anfang. Der Kuß ist der erste Verbindungspunkt zweier Liebenden, den der Mund aufdrückt; in diesem Punkte sind alle Minorennen mündig; der gutmüthigste Mund wird dabei spitz, und der spitzigste guten Muths. — Wenn ein liebendes Paar sich küßt, so ist es mit einem Paar Küssen nicht abgethan, und wenn die Liebe so lange währt, als das Küssen, so dauert sie ewig, denn auch das Küssen will oft gar nicht enden. Wenn aber diese Variationen hier enden, so ist es nur, weil wahre Liebe keine Variationen kennt.

Anekdote.

Als bei einer Rekruten-Stellung sich auch ein dummer Junge stellen mußte, der sehr klein von Statur war, sagte der Werboffizier zu einem der Beisitzer: Der Kerl hat ja kaum vier Schuh! Aengstlich rief der Junge: O, nicht einmal die, sondern bloß ein Paar alte Stiefel.

Aus einem Wörterbuche für Liebende.

(Schluß.)

(R o m a n.)

Bedeutet gewöhnlich eine erdichtete Geſchichte, die voll verliebter Abenteuer iſt, und gemeiniglich mit einer Heirath endigt. Oft ſucht ein Liebhaber ſeine Schöne dadurch, daß er ihr einen Roman zu leſen gibt, auf den Punkt zu bringen, wo er ſie gerne hin haben möchte.

S c h ö n h e i t.

Sokrates nannte ſie eine Tyrannei oder Herrſchaft von kurzer Dauer; Plato ein Privilegium der Natur; Ariſtoteles eines der koſtbarſten Geſchenke der Natur; Theophraſt eine ſtumme Beredtſamkeit; Diogenes das eindringlichſte Empfehlungsſchreiben; Carneades eine Königin ohne Soldaten; Theokrit eine Schlange, die unter Blumen verborgen iſt; Bion ein Gut, das uns nicht angehört, weil es unmöglich iſt, uns Schönheit zu geben, oder ſie zu erhalten. Wenn es uns erlaubt iſt, nach ſo vielen großen Männern auch eine Definition davon zu geben, ſo möchten wir ſie ein Netz nennen, womit man einfältige Frauenzimmer fängt. Denn wenn es Einem gelungen iſt, ſie zu überreden, daß man ſie ſchön findet, ſo iſt man des Sieg's gewiß. Dieſe

Ueberredung hat einen so mächtigen Einfluß auf das weibliche Herz, daß es selten im Stande ist, zu verweigern, was man von ihm verlangt, sobald es schwach und eitel genug gewesen ist, die Lobeserhebungen, die man ihm über dieses Capitel gemacht hat, anzuhören. Hingegen verzeihen es einem die Schönen auch niemals, wenn man verwegen genug ist, sie häßlich zu finden.

„Es gibt Frauenzimmer — sagt der Verfasser des Buchs über die Ehe — die wegen ihrer natürlichen einleuchtenden Schönheit allgemeines Interesse haben; allein der Eindruck, den sie machen, ist nur kurz. Sie überfallen nur; sie nehmen nicht ein; und gemeiniglich bleiben die schönsten unter ihnen alte Jungfern, zum unläugbaren Beweise, daß es außer der Naturschönheit noch eine andre gibt, die jene bei weitem übertrifft; und diese legt, kraft der Unschuld, der Schönheit eine Dauer bei, die selbst Krankheit nicht zerstören kann.

Stolz

bei dem schönen Geschlecht, ist die Kunst sich zu verstellen, um einen Liebhaber geschmeidiger zu machen.

Streng.

Die Strenge ist meistentheils weiter nichts, als eine gut ausgesonnene Kriegslist, die dazu dient, die Begierde des Liebhabers noch mehr zu reizen und sich seiner desto mehr zu versichern.

Thränen.

Thränen sind die Beredtsamkeit des schönen Geschlechts. Die Unempfindlichsten werden dadurch gerührt. Sie sind ein Garn, aus dem es sehr schwer ist zu entschlüpfen. Denn die Weiber haben ein bewundernswürdiges Talent, mit Anstand zu weinen. Daher sagt ein spanisches Sprüchwort: „Weiberthränen gelten viel, und kosten wenig."

Tod aus Liebe.

Es haben einige die Bemerkung machen wollen, daß mehr Leute an der Liebe sterben, als an den Blattern. — Vielleicht ehedem — aber jetzt? — So wie gegen den Blatterntod, ebenso hat man auch gegen den Liebestod Mittel erfunden; und seitdem man sich künstliche Liebe einimpft, sterben von Tausend kaum — eins," sagt der Verfasser der Lebensläufe.

Verstand.

Das Herz spielt bei wirklich Verliebten immer die Hauptrolle, während der Verstand spazieren geht.

Weiber.

So sehr wir uns auch bestrebt haben, durch strenges Nachdenken eine genaue Definition von dieser Hälfte des Menschengeschlechts aufzufinden: so ist es uns doch noch nicht gelungen. Alles, was man über diesen Gegenstand geschrieben hat, ist entweder Medisance oder übertriebene

Schmeichelei. In den Abendländern erhebt man die Weiber zu sehr, in den Morgenländern setzt man sie zu tief herab. Es ist eben so abgeschmackt, ihnen eine vernünftige Seele abzusprechen, als es ungereimt ist, wenn man Gottheiten aus ihnen macht. Ein greuköpfiger verliebter Geck, dem das schöne Geschlecht Ursache gegeben hat, unzufrieden mit ihm zu seyn, wirft ihm nichts als Schwachheiten und Unvollkommenheiten vor. Auch die Philosophen und Gelehrten spielen ihnen oft sehr übel mit. Allein das Urtheil aller dieser Leute ist verdächtig, weil gewöhnlich Rachsucht die Quelle davon ist.

Selbst die erklärtesten Gegner des weiblichen Geschlechts haben indessen zugegeben, daß die Weiber ein nothwendiges Uebel seyen. Selbst Sokrates, der den Weibern so viel Böses nachsagte, konnte doch nicht ohne sie leben. Das heißt ihnen viel zugestehen, ja beinahe Alles, was sie verlangen können.

Die Fehler, die man ihnen am häufigsten vorwirft, sind: Koketterie oder übertriebener Hang, zu gefallen; Eifersucht und unversöhnlicher Haß gegen die Verächter ihrer Reize. Was den letzten Punkt betrifft, so gibt es Leute, die behaupten, daß ein Weib, die einen zärtlichen Schritt zuerst gethan, sich desselben nur mit Wuth erinnert, wenn sie nicht Ursache hat, mit Vergnügen daran zu denken.

Der Verfasser dieses Wörterbuchs hat sich öfters gewundert, daß die Weiber, da sie doch eine so hohe Meinung von sich haben, von Mannspersonen, die ihnen zuwider sind, den Ausdruck gebrauchen: sie seyen weibisch. Das, was eigentlich das Hauptgeschäft der Weiber ist, z. B. vor dem Spiegel sitzen, sich putzen u. s. w. entehrt eine Mannsperson in ihren Augen; wahrscheinlich, weil sie glauben, daß solche Kleinigkeiten nur in ihr Gebiet gehören. Die

Haupturſache aber, warum ſie ſolche weibiſche Männer haſſen, ſcheint zu ſeyn, weil Letztere zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt ſind, als daß ſie ſich noch mit den Weibern abgeben könnten.

Widerſtand.

Eine Schöne kann ſich auf verſchiedene Art gegen die Angriffe eines Liebhabers vertheidigen. Bei dem ſtolzen Widerſtande genügt ein Wort, ein Blick, und dieſer iſt der beſte. Ein hitziger Widerſtand gelingt nur bei Neulingen; der erfahrne Liebesritter wird dadurch noch mehr angefeuert. Ein ſchwacher Widerſtand läßt deutlich merken, daß der angreifende Theil Alles wagen kann. Zu viel Vertrauen auf ihre Kräfte iſt oft das Verderben der Schönen: denn die Liebe legt manchmal in kurzer Zeit einen ſehr großen Weg zurück.

Hat man das Herz eines tugendſamen Weibes überſchlichen, und iſt ſie einmal geſtändig, daß ſie es dahingegeben hat, ſo hat man Alles über ſie gewonnen. Die Geradheit ihres Gemüths paßt nicht für das künſtliche Benehmen der Koketten und für die ſchaugetragene Zurückhaltung, welche den Angriff auf eine Spröde ſo ſchwierig macht. Ihr Widerſtand war ernſtlich gemeint, alſo ergibt ſie ſich auch im Ernſte, und ſie gibt ſich überwunden, weil ſie nicht länger mehr widerſtehen kann. Die verächtlichſten Koketten halten ſich oft am längſten, und die Heuchelei zeigt oft mehr Bedenklichkeit, als die Tugend ſelbſt.

Wittwe.

„Eine der dornigsten Fragen, worüber in der Schule der Liebe pro und contra gestritten wird, ist die: ob die erste oder die zweite Liebe stärker und mächtiger sey? Geradezu läßt sich die Aufgabe wohl schwerlich entscheiden; aber es ist ein richtiger Erfahrungssatz, daß eine junge rasche Wittwe, welche mit dem Gefühl der Zärtlichkeit bereits bekannt ist, bei der zweiten Wahl stets brünstiger und feuriger liebt, als bei dem ersten dämischen Noviziat der Liebe.“ Musäus in seinen Volksmährchen.

Zärtlichkeit.

Im System der heutigen Liebe bedeutet das Wort Zärtlichkeit eine besonders glückliche Disposition der Weiber zur Koketterie. Sie kennen meine Zärtlichkeit —“ heißt also: Ich bin zu eitel, als daß ich mich entschließen könnte, die Zahl meiner Anbeter zu vermindern.

Anekdoten von Juden.

Die bekannte Schauspiel-Directrice, Madam Neuberin, war einmal zu Hamburg in einer sehr mißlichen Lage, so, daß sie jeden Augenblick auf dem Punkt stand, banquerot zu machen. Sie konnte selbst im Unglück ihre scherzhafte Laune, oder vielleicht ihren kleinen Theaterstolz nicht fahren lassen; daher begegnete sie einem reichen Juden, den sie hatte zu sich kommen lassen, ziemlich hoffärtig: „Höre Mayer," sagte sie zu ihm, „die große Neuberin will sich so tief herunterlassen, und 1000 Thaler von dir borgen." „Hören Sie, Madam!" antwortete der Jude: „der kleine Mayer will sich nicht so hoch erheben, und Ihnen einen Schilling leihen."

Ein junger Offizier wollte von einem Juden borgen; dieser schlug es ihm aber, weil er ihn als einen schlechten Bezahler kannte, rund ab. Der Offizier, aufgebracht darüber, sagte im Weggehen zu dem Juden: „Ihr seyd ein Lump!" — „Nu mai," erwiederte der Jude, „der Herr ist auch noch kä Papier."

An einem Nachmittage kam ein Jude zu einem Thorschreiber, drückte ihm zwei Louisd'or in die Hand, und

ſagte: „Ich werde Morgen früh mit einem Wagen voll Bohnen kommen. Viſiti'r er mich, doch halt er mich nicht lange auf; denn es iſt mir daran gelegen, daß ich bald an Ort und Stelle komme.“ Der Thorſchreiber nahm das Geld, ging aber ſogleich zu ſeinen Vorgeſetzten, um ihnen die Sache anzuzeigen. Sie waren alle überzeugt, der Jude habe damit den Viſitator beſtechen wollen, und ſchickten alſo am nächſten Morgen noch Jemanden an das Thor hin, durch welches der Jude kommen mußte, um Alles, was er bringen würde, deſto genauer zu unterſuchen. Dieſer kam endlich wirklich. Sogleich ließ man den Wagen abladen, ſchüttelte jeden Sack einzeln aus, und fand endlich nach langem Suchen — nichts als weiße Bohnen, ſtatt, daß man Kaffee zu finden geglaubt hatte. — Der Jude bezeigte endlich ſeinen Unwillen über die außerordentliche Strenge, mit der man ſeine Sachen durchſuchte, da er doch nichts Verbotenes bei ſich hätte. „Aber, ſagte der Thorſchreiber: „wenn du nicht Willens geweſen wärſt, Contrebande einzubringen, warum hätteſt du mir denn geſtern zwei Louisd'or gegeben?“ — Wie? erwiederte der Jude, was hätt' ich gegeben? zwei Louisd'or? „Ja“ antwortete der Thorſchreiber: „hier ſind ſie noch.“ Mit dieſen Worten holte er ſie aus der Taſche hervor. „Au wai!“ rief der Jude: „hab ich mich vergriffen!“ nahm die Goldmünzen weg, und gab zwei Zweigroſchenſtücke dafür. Man warf ihm hierauf vor, er habe den Thorſchreiber nur auf die Probe ſtellen wollen, ob er auch das Geld nehmen würde, um ein andermal ſicher verbotene Waaren in die Stadt führen zu können. Er blieb aber dabei, er habe ſich vergriffen, und fuhr mit ſeinem Wagen ruhig weiter.

Ein Jude verkaufte dem andern ein Pferd, und ſtand im Contrakt dafür ein, daß das Thier keinen Fehler hätte. Ein paar Tage nachher kam der Käufer zu jenem, und ſagte: „Freund, der Kauf gilt nicht, das Pferd hat einen großen Fehler, es iſt an einem Auge „blind.“ „Ei,“ ſagte der Verkäufer, „wie könnt Ihr das einen Fehler nennen? das iſt ja ein Unglück.“

Ein reicher Iſraelit ließ ein Quartett von den beſten Künſtlern bei ſich aufführen und gab ihnen ſechs Louisd'or für die Stunde. Der Violiniſt ſpielte ein Adagio ſehr ausdrucksvoll; „ach,“ ſagte der Iſraelit, „was ſpielen Sie ſo langſam, die Stunde iſt kurz und ſechs Louisd'or iſt viel!“

Ein Jude Namens Moſes pflegte oft in das Haus eines reichen Glaubensgenoſſen zu kommen, wo er wegen ſeiner witzigen Einfälle ſehr geſchätzt ward. Endlich fing ſein Mantel an ſo ſchlecht zu werden, daß der Reiche jedesmal in Verlegenheit kam, wenn ihn ein Fremder in ſeinem Hauſe traf. „Schafft Euch doch,“ ſagte er daher eines Tages zu ihm, „einen andern Mantel an.“ — Nu, antwortete Moſes, denkt ihr denn, daß ich nicht mehr als einen Mantel habe? „Ei, ſo zieht doch den andern an.“ „Ja, der iſt noch ſchlechter!“

Aus des alten Kauz Meditationen.

(Fortsetzung.)

Gedanken über ein Aushängeschild, und über ein Stückchen Gold- oder Silberblech, auch über Titel, Stern, Orden u. s. w.

Bin ich denn zu alt oder zu stumpf, daß mir's gar nicht recht einleuchten will, warum sich's die Menschen nach den Titeln so sauer werden lassen, und Mancher einen großen Theil seines Vermögens gern hingibt, um sich einen Titel zu erkaufen, und wenn's Glück gut ist, und der Titel recht hoch und vielbedeutend klingt, Haus und Hof hinterherwirft, um dem großen Titel Ehre zu machen. Titel, Titel, ich habe mir das Wort schon oft hin und her genannt, um mich daran zu gewöhnen, und seinen Ton doch einigermaßen so lieblich als die andern zu finden; aber es will nicht gehn, es muß an meinem Trommelfell im Ohre liegen, das nicht stark und hoch genug gespannt seyn mag, um das Hohe und Schöne dieses Tones finden zu können. Auch ärgere ich mich, daß ich das gar nicht so recht begreifen kann, was ein Titel eigentlich sagen will. Soll er das Geschäft jemandes bezeichnen, und von Andern unterscheiden? Das glaub' ich nicht. Da sind so viel Hofräthe, die dem Hofe nichts zu rathen haben, so viel Kriegsräthe, die keinen Rath geben können und dürfen, wenn's Krieg ist; es klingt auch immer, als wenn die Leutchen zum Kriege rathen sollten, wovor uns Gott bewahren mag! so viel Geheimeräthe, die von geheimen

Dingen nichts zu erfahren bekommen; ſo viel geheime Sekretäre, die öffentliche Sachen, welche das ganze Land erfährt, ſchreiben: ich glaub' es alſo nicht, daß die Titel das Geſchäft Jemandes bezeichnen ſollen. Aber den Werth? O das iſt gewiß nicht oft wahr! Ich habe immer gehört, daß es viele Titelherren gibt, die keinen wahren Werth, keine hervorſtechenden Geſchicklichkeiten beſitzen. Und dann müßt' es ja auch vor allen Dingen Titel geben, die den Werth rechtſchaffener Geſinnungen, des edlen Herzens, der Gewiſſenhaftigkeit und des Fleißes, mit welchem man arbeitet, genau bezeichnen. Da ſind doch aber nur einige Titel, die dieß thun, und die gefallen mir darum auch recht wohl. Se. Excellenz, zu deutſch, Seine Vortrefflichkeit, oder vortrefflicher Mann, Se. Eminenz, zu deutſch, du über Alle hervorragender Mann; Se. Hochwürden, du Mann von hoher Würde! Ach wenn dieſe Titel nie lügen, darauf könnte man ſich mit Recht etwas zu Gute thun. So einen Titel möcht' ich auch wohl haben, das heißt: ſo eines Titels möcht' ich auch wohl werth ſeyn. Ich kann es nicht begreifen, daß man ſolcher Titel nicht recht viele gemacht hat, da es doch der edlen und ſchönen Eigenſchaften ſo viele, Gottlob, unter uns gibt, die Einen vor dem Andern auszeichnen. Wenn ſo jeder Titel das Aushängeſchild des wahren Verdienſtes wäre, man ſollt' einmal ſehen, was das zum Guten aufmuntern würde. Da hieß es: Se. Standhaftigkeit, der Herr u. ſ. w. Se. Gleichmuth, Se. Edelmuth, Se. Dienſtwilligkeit, Se. Unparteilichkeit, Se. Beſcheidenheit, Se. Rechtſchaffenheit, Se. Geradheit u. ſ. w., und Ihro Anſpruchloſigkeit die Frau ꝛc. Ihro Sanftmuth, Ihro Leutſeligkeit, Ihro Liebenswürdigkeit, Ihro Wirthſchaftlichkeit, Ihro Verträglichkeit u. ſ. w. Und im Gegenſatz dieſer, könnte man denn auch haben:

Se. Naseweisheit, Ihro Spitzfindigkeit, Se. Nachläßigkeit, Ihro Saumseligkeit, Se. Faulheit, Ihro Trägheit u. s. w. So wüßte man doch gleich, woran man mit den Menschen wäre. Man könnte dieß dann eben so gut in den Zeitungen publiziren, und eine öffentliche Liste führen, die alle die, sowohl durch ihre Tugenden, als durch ihre Fehler sich Auszeichnenden, genau bemerkte.

Ich sehe also auch hieraus, daß die Titel den wahren Werth nur sehr selten bezeichnen, und nun weiß ich gar nicht, wie ich mit ihnen daran bin, und warum die Menschen so darnach laufen: es müßte denn Vielen nur darum zu thun seyn, mehr zu scheinen, als sie sind.

Darnach werde ich mich nie richten! Ich will nie mehr scheinen als ich bin. Es kommt mir so natürlich vor, daß man gerade so gut sey, wie man scheint. Weil ich denn so bin, so mag ich denn freilich wohl auch nicht nach der Mode seyn; aber wer kann's Allen recht machen! Der Nächste bin ich mir selber, und wenn ich's mit mir selbst nicht gut meine, mir selbst eine Brille vormachen will, so möcht' ich wissen, wie ich's gegen Andere halten sollte. Ich würde mich sehr schämen, wenn irgend Jemand von mir spräche: der sagt etwas, was nicht Wahrheit ist; und das thät ich doch, wenn ich einen Titel hätte, der mehr Wesen von mir machte, als an und in mir wäre. Meine Jungen sollen keinen Titel in der Welt haben, aber sie sollen treue, fleißige, wackere Arbeiter, rechtschaffene Menschen und brave Untergebene ihres Oberherrn seyn, sollen sich den großen herrlichen Namen edler guter Menschen, die schlecht und recht sind, erwerben; dann will ich mich tief vor ihnen bücken, obschon es meine Kinder und Untergebene sind.

Zuweilen bin ich den Titeln ein wenig auf die Spur

gekommen. Da hab' ich denn gesehen, daß ein Titel oft weit mehr Weinflaschen leert, als ein bloßer Name, weit mehr Gäste zu sich bittet, weit leichter Schulden macht, weit stolzer und hoffärtiger sich zeigt, weit mehr Aufwand macht, und hinterher weit weniger Zufriedenheit gewährt, als ein bloßer Name. Oft bin ich auch gewahr geworden, daß Jemand um des Titels willen, seinen guten Namen verloren hat, so wie ich denn auch zuweilen gesehen habe, daß der Name Jemandes tausendmal schöner klang und mehr bedeutete, und tausendmal höher geachtet wurde, als sein Titel. Der Name zeichnete den Mann oft unter vielen Tausenden, von Seiten gewisser Fertigkeiten, Geschicklichkeiten und erhabenen Talenten aus, und machte ihn weltbekannt; den Titel hatte er mit mehreren gemein, die man kaum in der nächsten Stadt nennen gehört hat.

Was ist's denn nun mit dem eitlen Titeldinge, daß Mancher so ängstlich darnach strebt! Der Titel soll dir Respekt geben; aber es denkt sich kein Mensch etwas dabei, wenn er deinen Titel nennt; Keiner denkt sich's dabei, deinen wahren Werth dadurch bezeichnen, oder mit dieser Benennung anerkennen zu wollen. Ich kann nicht darin klug werden, ich will aufhören darüber nachzudenken; ich wollte mir so gern eine deutliche Erklärung von einem Titel verschaffen, und ich sehe nun am Ende gar, daß es nichts weiter als ein einfaches, oder aus mehreren zusammengesetztes Wörtchen ist, welches man dem Namen vorsetzt, und wobei sich kein Mensch, wenn er's sagt, etwas denkt. Wenn aber Jemand zu mir spricht: ich achte dich hoch, und er denkt sich nichts dabei, so ist's eben so gut, als ob er's nicht gesagt hätte.

Ich werde in dem Dinge nicht klug; mir will's nun gar nicht recht einleuchten, wie man darnach so laufen und

rennen kann; ich will lieber nicht mehr darüber nachdenken, der Titel möchte mir sonst meine Gedanken verwirren, wie er sie denn schon Manchem verwirrt haben mag.

So recht richtig kommt's mir auch mit denen nicht vor, die gar viel Geld anwenden, um sich einen Stern oder Orden, das heißt, das Recht erkaufen, ein wenig Gold oder Silber sich auf den Brustlatz nähen zu lassen, und damit auszugehen, und es den Leuten zu zeigen. Wenn der Stern und Orden ein Zeichen des Verdienstes um den Staat ist, da hab' ich wohl Respekt davor, wo das aber nicht ist, und wo man's gleich weiß, daß dieß kleine Silber- oder Goldfleckchen auf dem Latze, den Leuten ihr schweres Geld kostete, und daß sie es oft gar nicht erleben, daß es ihnen das Geringste wieder einbringt, da thut's Einem Leid um das viele Geld, und um den Nutzen, der daraus hätte gestiftet werden können, und man fängt an, so in seinen Bart zu schmunzeln, über die Schlauheit der Kloster-, Stifts- und Pfründebrüder, die für ein paar solcher eingeweihten Gold- oder Silberfäden, sich so eine große runde Summe zahlen zu lassen, listig genug beschlossen haben.

Ob man denn glaubt, daß so ein Ding so schön kleidet, und so viel Staat macht? Das will mir doch auch nicht recht einleuchten. So etwas Blankes tragen ja doch auch mehrere Leute. In der großen Stadt hab' ich Briefträger und andere Boten von hohen Gerichtshöfen, mit recht schönen Schildern auf der Brust gesehen. Aber freilich hatte dieses Blanke keine Zacken, und sah nicht wie ein Stern aus; also die paar Zacken kleiden um so viel tausendmal schöner? Was doch die Menschen eitel auf einen kleinen Strich oder Zacken sind, und den Athem vor Rennen darnach verlieren, wenn Jemand übereinstimmig mit

mehreren Andern sagt: das Ding, der Strich, oder der Zacken soll so und so viel bedeuten, und auf dem und dem Flecke sitzen.

Daß übrigens nicht alle Sterne und Orden und Kreuze auf der Brust immer den hohen Werth und das erhabene Verdienst Jemandes bezeichnen, und daß es viele darunter gibt, die man sich erkaufen kann, das ist recht gut, sonst ließ es sich nicht begreifen, warum andere große, an Talenten und an edlen, ganze Welten beglückenden Thaten, sich auszeichnende Männer, die aber nicht Soldaten, große Minister, Bischöfe, Prälaten, Aebte, Domherren, Ritter, Canonici u. s. w. sind, nicht mit dergleichen äußerem Schmuck ausgezeichnet werden; ich denke hier an Stifter großer, menschenbeglückender Anstalten, an weise Gesetzgeber, große Erfinder, an berühmte Aufklärer, deren Einfluß sich auf ganze Länder erstreckt hat, an große, erhabene Wohlthäter, berühmte Aerzte, große Gelehrte und Künstler, an große Patrioten, die das Land durch Schenkung großer Kapitale retteten, an Menschenretter, weise Erzieher und Lehrer, an unparteiische weise Richter, an weise Räthe u. s. w.

An den armen Landmann, würde denn wohl die Reihe mit dergleichen Auszeichnungen nicht kommen, und das ist auch recht weise und gut; denn unser Eins hat nicht viel Zeit, sich zu putzen, und thut sein Gutes und Böses so ganz im Stillen. Ich habe auch einmal in einem Stammbuche gelesen: ein Stern auf der bloßen Brust, wäre besser, als ein Stern auf dem Latze, und wenn das so viel heißen soll, als: erwirb du dir durch gute Handlungen an dir und deinen Mitmenschen, durch Fleiß und treue Erfüllung aller deiner Pflichten, wahren, inneren Werth, dann mag dir der äußere Glanz immer fehlen,

dann brauchst du dein Gutes nicht so laut durch Sterne und Kreuze auszuschreien.

Ich danke dir Gott, daß ich bloß einen guten blauen Rock für Sonntag, und einen dauerhaften Arbeitsrock für Alltag habe, und freue mich, daß du hier und da so einen großen, guten, edlen Menschen geschaffen hast, der den Stern verdient, den er trägt.

Anekdoten.

Ein polnischer Jude wollte die Leipziger Messe besuchen; da er aber ein junges Weib und noch keine Nachkommenschaft hatte, so machte er sich ein Gewissen daraus, sie so lange zu verlassen. „Ei," sagte die fromme Jüdin, „wenn uns der Himmel Kinder bescheeren will, so braucht er dich nicht dazu!"

Eine Frau starb im ersten Wochenbette; der Mann weinte heftig. „Eins tröstet mich," sagte er, „ich bin an ihrem Tod nicht schuld."

Eß-thee-tiſche-Regeln.

Bei der Tafel — ſagt er,
Mußt Du fein — ſagt er,
Und gewandt — ſagt er,
Immer ſeyn; — ſagt er,
Denn der Tiſch iſt — ſagt er,
Ein Theater, — ſagt er,
Du — Schauſpieler — ſagt er,
Und Spectater.

Auf den Erſtplatz — ſagt er,
Sich zu ſetzen — ſagt er,
Iſt nicht klug und — ſagt er,
Auf den letzten; — ſagt er,
In der Mitte — ſagt er,
Stehn die Braten, — ſagt er,
Dort zu ſitzen — ſagt er,
Iſt gerathen.

Deine Arme — ſagt er,
Halt in Zügel — ſagt er,
Denn es ſind ja — ſagt er,
Keine Flügel — ſagt er;
Die den Nachbarn — ſagt er,
Dir zu Seiten — ſagt er,

Sollen Kühlung — ſagt er,
Zubereiten.

Sitz'ſt Du gerade — ſagt er,
Zwiſchen Damen, — ſagt er,
Die durch Zufall — ſagt er,
Zu Dir kamen — ſagt er,
Sowohl fremd — ſagt er,
Als bekannt: — ſagt er,
Reich' erſt ihnen — ſagt er,
Sey galant.

Deine Suppe — ſagt er,
Mit dem Löffel — ſagt er,
Schöpf' nach auswärts; — ſagt er,
Nur der Töffel — ſagt er,
Taucht die Seite, ſagt er,
Die der Mund — ſagt er,
Berührt, in der — ſagt er,
Suppe Grund.

Auch ſollſt Du nicht — ſagt er,
An dem Tiſch — ſagt er,
Sitzen ſtumm — ſagt er,
Wie ein Fiſch; — ſagt er,
Schwatz' jedoch nicht — ſagt er,
Ohne End, ſagt er,
Sitz'ſt ja nicht im — ſagt er,
Parlement.

Eſſe viel — ſagt er,
Oder mäßig — ſagt er,

Nur ſchein' nie — ſagt er,
Zu gefräßig — ſagt er,
Und laß nicht — ſagt er,
Deinen Rüſſel — ſagt er,
Fahren über — ſagt er,
Jede Schüſſel.

Häuf' auch nie — ſagt er,
Deinen Teller — ſagt er,
Voll gleich einem — ſagt er,
Vorrathskeller: — ſagt er,
Fiſch und Fleiſch — ſagt er,
Und Lampreten — ſagt er,
Saucen, Früchte — ſagt er,
Und Paſteten.

Mit der Linken — ſagt er,
Führ' die Gabel — ſagt er,
Und das Eſſen — ſagt er,
Fein zum Schnabel — ſagt er,
Geht's auch ſteif erſt — ſagt er,
Mußt nicht lachen — ſagt er,
Denn allmählig, — ſagt er,
Wird's ſich machen.

Mit der Gabel — ſagt er,
An den Zahn — ſagt er,
Stoße nicht — ſagt er,
Oftmal an; — ſagt er,
Sollt' auch Jeder — ſagt er,
Muſik ehren, — ſagt er,
Solche mag er — ſagt er,
Nimmer hören.

Mit den Zähnen — sagt er,
Sollst nicht pochen — sagt er,
Und benagen — sagt er,
Jeden Knochen — sagt er,
Führ nicht Speise — sagt er,
Zu dem Mund — sagt er,
Mit den Händen! — sagt er,
Bist kein Hund.

Und von Allem — sagt er,
Sollst nicht essen — sagt er,
Manches mußt Du — sagt er,
Schier vergessen; — sagt er,
Denn so Vieles — sagt er,
Kann der Magen — sagt er,
Durch einander — sagt er,
Nicht vertragen.

Bei den selt'nen — sagt er,
Beigerichten — sagt er,
Brauchst Du zwar nicht — sagt er,
Zu verzichten, — sagt er,
Doch fahr nicht zu — sagt er,
Tief hinein, — sagt er,
Denn Du bist ja — sagt er,
Nicht allein.

Bittre Feindschaft — sagt er,
Zieht man sich — sagt er,
Dadurch oft zu — sagt er,
Ewiglich; — sagt er,
Und der Wirth hat — sagt er,
Für solche Gäst' — sagt er,

Doppelkreide — ſagt er,
In der Weſt'.

Auch das Glas ſchütt', — ſagt er,
Wie bekannt — ſagt er,
Nicht zu voll bis — ſagt er,
Ueber'n Rand, — ſagt er,
Denn die Wirthin — ſagt er,
Liebet gar nicht — ſagt er,
Schmutzig Tiſchtuch, — ſagt er,
Sagt es zwar nicht.

Zur Geſundheit — ſagt er,
Mußt Du trinken — ſagt er,
Deines Nachbars — ſagt er,
Dir zur Linken: — ſagt er,
Nimm das Glas, — ſagt er,
Wie's bequemlich, — ſagt er,
In der Rechten — ſagt er,
Und gewöhnlich.

Willſt zur Rechten — ſagt er,
Den — beglücken, — ſagt er,
Thue es ihm nicht — ſagt er,
Hinterm Rücken: — ſagt er,
In der Linken — ſagt er,
Halt das Glas, — ſagt er,
Merk' es wohl — ſagt er,
S'iſt kein Spaß.

Nicht für Deutſchland — ſagt er,
Sind die Lehren, — ſagt er,

Dieſes wird ſich — ſagt er,
Nicht d'ran kehren; — ſagt er,
Sind für Türken — ſagt er,
Und Chineſen, — ſagt er,
Die auch dieſes — ſagt er,
Bö[illegible]n leſen.

Anekdoten.

Ein Cavalier prügelte auf der Treppe ſeinen Bedienten, als in der erſten Etage die Thür aufging; er ſchämte ſich und ließ den Bedienten los, der auf die Straße entſprang. Es kam aber Niemand von der erſten Etage herab, der Cavalier lief nun ſeinem Bedienten nach, und fragte Jemanden, der ihm begegnete: „Haben Sie nicht einen halbgeprügelten Bedienten geſehen?"

„Was ſind Sie für ein Landsmann?" wurde Jemand gefragt. — „Ein Sachſe," war die Antwort. — „Aber Ihr Dialekt klingt öſterreichiſch." — „Das kann wohl ſeyn, denn ich war ein halbes Jahr lang in Rußland."

Träume eines übergeschnappten Philosophen.

Von E. Ortlepp.

Philosophie, meine Freunde, ist das eigentliche Empyreum der organischen Natur, aus dem sich die positiv-reale Kraft alles Absoluten evolutionsmäßig entwickelt. Das Absolute ist der Centralpunkt, aus dem in divergirenden Richtungen durch die Dimensionen des Zeitlichen und Räumlichen wie Strahlen der Sonne alle Modifikationen des Seyns und Denkens hervorschießen. Das Unendliche durchdringt nun alles Endliche, und das Endliche sucht die tiefsten Tiefen seines Daseyns wieder in dem Centro des Unendlichen und Absoluten zu ergreifen. Fort mit den Erbärmlichkeiten seichter Moralien und spitzfindiger Flachheiten hohlköpfiger Scholastiker! Hier findet ihr kein versöhnendes Prinzip, hier wird nur jedes Symbol reaktiver Coalition aufgelös't in dünner, rationalistischer Nichtigkeit! Hier zeigt sich das verruchte, von dem Absoluten abgefallene Selbst in seinem verächtlichsten Lichte. Hier ist keine Präcipitation in den Ur-Abgrund panharmonischer Wesenheit, hier verflattert sich die tollgewordene Vernunft in dem leeren Raume sophistisch verknöcherter Reflexion. Nur durch die Rückkehr des empörten Endlichen zum Unendlichen gelangt man zur identischen Idealmaterialität, nur

hierin beruht die koloſſale Idee einer gegenſeitigen Durchdringung des Realen und Abſoluten. So geht das bedingte Seyn in dem unbedingten auf, die correlative Vernichtung des Empiriſchen wird transſcendentale Subſtanz des intenſiven Abſtraktionsſpiritualismus ſenſitivpſychologiſcher Immaterialität. Metaphyſiſches und Phyſiſches reichen ſich den Bruderkuß, die ideale Relation der Welterſcheinung wird Eins mit der Expanſion der allesdurchdringenden Urthatſache, wird Naturdynamik, und — Kant iſt vernichtet. —

Da jedoch von hier an unſer Philoſoph in eine ſolche Menge von Tiefen und Weſenheiten und Zeit und Raumleben, und Evolutionen und Centrifugalkräfte und Durchdringungen und Ineinander-Aufgehungen und Zeugs hineingeräth, wobei einem ſchwindelt; ſo darf ich wohl hier abbrechen. Zwar verſichert der Philoſoph, er habe die Wahrheit in ihren tiefſten Tiefen ergriffen, er ſey unmittelbar von den Irradiationen des göttlichen Lichtes durchleuchtet, und wer ihm nicht beiſtimme, oder ihn nicht einmal verſtehe, der ſey „in einer thieriſchen Unwiſſenheit befangen.“ Aber mir ſcheint es, als ob er dieß bloß deßhalb verſicherte, weil er ſeine Sätze nicht beweiſen kann; denn bewieſe er, dann würden wir ihm beiſtimmen ohne jene Verſicherungen.—

Naive Frage.

Zu einem Uhrenhändler kam
Einſt eine Dame, ſah, und wählte
Sich eine Uhr. Der Künſtler nahm
Sie ab; er prüfte lang' und zählte,
Und fordert einen hohen Preis.
Die Dame handelt viel. — Wer weiß
Wohl nicht, wie's alle Weiber machen
Beim Kauf und Handel? Solche Sachen
Verſtehn ſie gründlich, und die Männer
Sind ſchnelle Zahler, ſchlechte Kenner;
Verſteht ſich, nur von Kleinigkeiten.
Bei wicht'gen Dingen, ei, da ſtreiten
Sie ſich herum und keiner gibt,
Was man zu fordern auch beliebt.
Genug die Dame handelt lange,
Der Künſtler zögert viel und bange;
Sie droht zu gehn, er läßt noch ab,
Sie ſteigt herauf und endlich gab,
Den Kauf nur leidlich abzuſchließen,
Er nach, und vielfach angeprieſen
Wird nun das Werk, „das feinſte Gold,
Dazu, wie's pickt und klingt und rollt.

„Wo haben Sie das je gefunden?
Sie gehet sechs und dreißig Stunden.“
Die Dame spricht: „Nur eine Frage,
Und das an einem einz'gen Tage?“

Anekdoten.

Ein Apotheker in einer kleinen Stadt hatte Bankerott gemacht. Man verwunderte sich dessen, da er als ein guter Wirth bekannt war. „Ja, daran ist niemand schuld, als der neue Doctor!“ nahm Jemand das Wort; „seit dieser anwesend ist, verschreibt er den Kranken fast kein Heilmittel, sondern empfiehlt ihnen nur die frische Luft.“ „Dies möchte wohl gut seyn,“ erwiederte ein Anderer; „nur schade, daß der Apotheker nicht von der Luft leben kann!“ —

Ein Irländer sah in einem Gasthause Aale zurichten. Sie zuckten noch, als sie schon ausgenommen waren. „Das muß ich sagen,“ sprach er, „unter allen Thieren lebt doch der Aal, nach dem Tode, am längsten!“

Ueber den wohlthätigen Einfluß der Schulden.

(Eine Rede.)

Die Schulden, meine Theuern, sind mit Unrecht bisher als ein Uebel angesehen worden. Der einzelne Mensch nennt ihren Besitz eine Last, die Gesellschaft straft ihr reichliches Vorhandenseyn mit Verachtung. Und dennoch sind es die Schulden, denen die ganze Gesellschaft, wie der einzelne Mensch, den größten Dank schuldig ist — dennoch sind sie ein verkannter, nichts desto weniger aber edler Wohlthäter, der nicht aufhört, sein Füllhorn über die lechzende Menschheit auszugießen, selbst wo der Undank seine Aufopferungen lohnt. — Schon in der ältesten Religionsgeschichte finden wir Beweise für die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit der Schulden. Das alte Testament spricht eben so sehr dafür, als wir das Entstehen des Christianismus, folglich unsere Religion, unsere Erlösung, unsere dereinstige Seligkeit und Auferstehung bloß den Schulden zu verdanken haben. Judas Iscarioth, der Apostel, ward nämlich durch Schulden getrieben, seinen Herrn und Meister Jesus für 30 Silberlinge zu verrathen. Dieser Verrath aber war nothwendig, damit Christus am Kreuze sterben, auferstehen, uns von der Hölle erlösen, und die seligkeitbringende Religion stiften konnte; hatte Judas aber keine Schulden, so brauchte er die 30 Silber-

linge nicht; er verrieth Christum nicht, Christus starb nicht; wir wurden nicht erlöst, die christliche Religion wurde nicht gestiftet; wir gingen durch die Hölle unter. Lassen Sie mich mehrere Beweise aus der biblischen Geschichte als allgemein bekannt vorausgesetzt übergehen, und die philosophischen Principien Behufs meiner Vertheidigungsrede aufbieten: „Ohne Schulden kann es keine Religion geben, wie sie auch immer heiße." — Das Reale muß immer früher vorhanden gewesen seyn, als das Ideale, wie das Empirische früher war, als das Transcendentale. Es muß also früher Schulden (dettes) gegeben haben, bis man auf den Gedanken kam, den Begriff von ihnen derivirend auf Schuld (culpa) anzuwenden, bis man so den Begriff von „Schuld, Vergehen, Sünde, Verbrechen" u. s. w. consolidirte. Die Religion ist das Versöhnungsmittel der Schuld mit der Tugend; gibt es keine Schuld, so braucht es kein Versöhnungsmittel, ergo keine Religion, kein Priesterthum zu geben; denn es herrscht bloß Tugend; eine Religion aber muß es geben, wie es eine Sünde geben muß: denn ohne den Begriff Sünde hört der Begriff von Tugend auf — ergo muß es auch Schulden geben. —

Ohne Schulden gäbe es keine Processe: ohne Processe keine Advokaten, ohne Advokaten, Processe und Schulden brauchte es kein Recht zu geben: ein Recht aber muß es geben, ergo muß es auch Schulden geben.

Einen Staat muß es geben. Ohne Schulden gäbe es keine Annäherung, keine Verbindlichkeit zwischen den Menschen, kein Gesellschaftsleben. Das Gesellschaftsleben gehört aber zur Ausbildung der Menschennatur, zu ihrer Veredlung; es kann aber nur bestehen durch Bande der Verpflichtung, durch Verbindlichkeit, diese wird am festesten

geknüpft durch Schulden. -- Diese Verknüpfung der Gesellschaftsbande ist der Staat; ergo kann kein Staat bestehen ohne Schulden. — Die tägliche Erfahrung, so wie die ältere Geschichte lehren, daß ein Staat nur durch Schulden groß geworden; ein großer Staat bedingt große Schulden; je größer der Staat ist, desto wohlthätiger ist er für die Weltordnung, ohne Schulden kann aber ein Staat weder groß noch wohlthätig werden; ergo muß es auch in dieser Hinsicht Schulden geben.

Ein Gewissen muß es geben; denn es gibt gewissenhafte und gewissenlose Leute. Gäbe es keine gewissenlose Menschen, so hörte auch der Begriff der Gewissenhaftigkeit auf, und mit ihr das Gewissen. Die Gewissenlosigkeit und die Gewissenhaftigkeit zeigt sich aber am deutlichsten im Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner. Ohne Schulden gäbe es keine gewissenlosen Gläubiger, keine gewissenhaften Schuldner; hören beide auf zu seyn, so hört auch die Bedeutung des Gewissens auf; hört das Gewissen auf, so hört auch die Tugend auf. Tugend und Gewissen aber muß es geben: ergo muß es auch Schulden geben! — Meine Verehrten! Habe ich den ersten Theil meiner Beweisrede, den philosophisch-juridisch-religiösen Theil in syllogostisch-dilemmatisch-soritischer Form durchgeführt, so erfordert es die Würdigkeit des Gegenstandes ebensowohl, als die Natur der Beweismittel insbesondere, gegenwärtig für deren zweiten Theil die historisch-analytische Procedur einzuschlagen.

Meine Theuren! Die Medicin (Arzneiwissenschaft) ist eine Wohlthat der Menschheit, sie ist die Wissenschaft aller Wissenschaften; denn sie bedingt die Existenz des Menschenlebens und mit diesem die Existenz aller demselben inwohnenden, aus ihm entspringenden Fähigkeiten und

Thatäußerungen. Die Medicin wirkt auf den Menschen und das Menschenleben ein, wenn eine Krankheit vorhanden ist. Was ist aber eine Krankheit anders, als die unterbrochene Schuldigkeit, die Pflichtschuld, eines Organs, des Körpers gegen das andere, die Unterlassung seiner Function, die Nichtbezahlung. Krankheit ist also Schuld; die Medicin ist das Gesetz, der Richter, welcher den Gläubiger zur Pflicht, zur Functionsfortsetzung antreibt; ohne Krankheit gibt es keine Medicin. Krankheit muß es geben, weil das Menschengeschlecht sich theilt in Production und Consumtion; die Weltordnung will zerstören, um zu erschaffen; der Mensch muß sterben, das bedingt seine organische Natur noch daneben, die Fähigkeit bloß einige Grade der Ausbildung: ohne Krankheit aber stürbe der Mensch nicht, was ist Krankheit anders als Schuld, also sind es Schulden, die die Weltordnung bedingen, die Räder in der Schöpfungsuhr treiben. Ohne Schulden gäbe es aber keine Medicin. — Der Strom hat sein Gewässer aus dem Erdkern bekommen; er zahlt seine Schuld dem Meere ab; diese Schuld wird abgetragen nach dem großen Gesetzbuche der Natur: stockte sie, so gäbe es Ueberschwemmung, Zerstörung des Erdgebäudes mit diesem die Zerstörung des Weltsystems: ergo ein Chaos. Was das Zerfallen der Welt ins Chaos hindert, sind also Schulden. Diesen Schuldgesetzen sind die Elemente, sind die Bahnen der Planeten unterworfen. Was ist der Sonnengang unserer Erde anders, als eine Schuld (Schuldigkeit) der Erde gegen die Sonne, welcher sie gewissenhaft nachkommt? Als der Herr die Menschen in Liebe an einander knüpfen wollte, hat er die Schulden erschaffen; die Schulden sind die hohen Priester vor dem Hochaltare der Natur und des Lebens. Ihr Sacrament ist die ewige Harmonie — sie sind die

Binde-Stola aller Liebe, die verwandten Klänge in der Menschenseele, Accord und Echo; Beweis für die Unsterblichkeit der Seele.

Eine Schuld bedingt die andere Schuld; eine Schuld heilt die andere Schuld! — Hat ein Organ meines Körpers seine Schuldigkeit eingestellt, so werde ich krank; der Arzt will die Schuld heben, und befiehlt mir, den Brunnen zu trinken, und mir zeitig früh Bewegung zu machen. Ich bin jedoch zu bequem, zu schläfrig, um mich so schnell dem Lager zu entreißen; versäum' ich es, so nimmt die Krankheit überhand, ihr folgt der Tod. Habe ich aber Schulden, — so habe ich auch Gläubiger, Gläubiger sind auch Mahner; als solche machen sie häufig Morgenvisiten, die, je öfter sie erfolgen, desto lästiger werden. Will ich mich dem entziehen, so muß ich zeitig aufstehen; dadurch komme ich der Vorschrift des Arztes nach, ich mache mir Bewegung und genese. Die unterlassene Schuldigkeit meines Organs wird daher aufgehoben (das heißt: die Schuld bezahlt) durch Schulden, die nicht bezahlt werden.

O meine Freunde! wäret Ihr doch alle so durchdrungen von dem wohlthätigen Einflusse der Schulden, wie ich, Ihr würdet dann das Geld nicht allein verborgen, sondern auch ausborgen. „Wenn ich nicht Alexander wäre," sagte der macedonische König, „so wollte ich Diogenes seyn." — „Wenn ich nicht Gläubiger wäre," möchtet Ihr dann sprechen, „so möchte ich Schuldner seyn." — Ja, meine Freunde, danket dem Himmel, daß es Schulden gibt; denn ohne Schulden gibt es weder Himmel noch Hölle, weder Leben noch Welt. Was ist das Gedeihen in der Natur Anderes, als Schuld und Schuldigkeit; was ist der seligste Genuß, die Liebe, anders als eine Schuldigkeit? Ja der Schöpfer hat sie durch Religion zu einer Schuldigkeit

gemacht, während sie schon höchste Seligkeit ist; Seligkeit und Schuldigkeit sind also Eins. Danket Gott, daß ihr Schulden habt! — Die größten Männer, meine Freunde! sind nur durch Schulden das geworden, was sie waren. Carl der Fünfte war den Fuggers schuldig, und war doch der größte Monarch und der reichste zugleich, denn er besaß die Hälften zweier Welttheile. Er wußte aber die Schulden in Ehren zu halten! Die die Höhe des Lebens schmücken, sollen wir verehren und ihnen nacheifern. Die größten Herren aber haben ungeheure Schulden — trachten wir ihnen also ähnlich zu werden! Meine Freunde! Ich möchte Thränen der Rührung weinen, wenn ich denke, daß einmal der Fall eintreten dürfte, wo es auf der Welt gar keine Schulden mehr geben wird. Dann, meine Freunde, möchte ich gar nicht mehr leben. Bewegung, Kampf der betrogenen Elemente ist ja Leben, Wirken, Schaffen; Vegetiren, Ruhe und Stillstand ist Tod, und sind Schulden nicht die Federn all dieses Belebens? Doch die Welt wird erst mit dem Tage ein Ende haben, wo es keine Schulden mehr gibt. Schiller sagt schon: „Wer keine Schulden gehabt hat, der stehle — weinend sich aus unserm Bund!“ —

Wie aus der Studententerminologie mehre Ausdrücke ins bürgerliche Leben übergetreten sind, z. B. Philister u. s. w., so auch die Worte: „Pump, Manichäer.“ Pump, welch ein Wohlklang, welche süße Melodie in diesen Worten! Wie schön hat aber auch der Sprachgebrauch den Genius dieses Wortes, die ideale Bedeutung erfaßt! Wie Wasserpumpen nämlich eine Wohlthat für eine volkreiche Stadt sind, so sind Schulden Wohlthaten für die Geschlechter. Nicht schöner hätte man diesen Nervum rerum gerendarum benamsen können, und es wäre zu wünschen, alle Wörterbücher nähmen dieses Wort auf an die Stelle des veralteten

Schulden: denn hier macht der Ausdruck auch dem Sinne alle Ehre, und es wäre sehr gut, jenen aus der Sprache zu verbannen. — Meines Wissens hat noch Niemand über die Wohlthat der Schulden geschrieben — ich bin der Erste, der dies reiche Feld betreten hat, und bin stolz darauf. —

Heil Jedem, der Schulden hat; er hat Anwartschaft auf die Seligkeit; während er die Seligkeit des Daseyns, die des vollen Lebensgenusses erfaßt, so erfüllt er auch die Pflichten seines irdischen Daseyns. Lasset uns aber alle die bedauern, welche bloß Gläubiger sind; ach diese Unglücklichen muß es auch geben; sie sind die Sackträger der Menschheit, der belastete Theil, der gewährt und nicht genießt, in ihrer Brust schlägt nicht das beseligende, erwärmende Feuer, sie sind fern von der Verklärung; lasset sie uns beweinen, denn ihr Loos ist wie das der Paria's, und freuen wir uns um so mehr unserer eigenen Seligkeit. Wehe aber denen, die weder Gläubiger noch Schuldner sind — sie gehen liebe-, freude-, theilnahmslos über diese Erde. Ihr Daseyn ist ein Schatten; ihr Genuß ein Traum — sie ahnen die Seligkeit nicht, und am Lebensabend blicken sie über ein thatenloses Daseyn mit Grauen hinüber, und gestehen sich, daß sie wie Wanderer waren, welche schlafend im Wagen eine paradiesische Gegend durchreisten. Sie sind wie todtgeborne Säuglinge, die zur Welt kamen, um Leichen zu werden. Ach, sie haben den Zweck des Lebens verfehlt, und ihr Andenken verlöscht mit ihnen, während das Angedenken des gestorbenen Schuldners in Aller Mund lebt, und die rührende Theilnahme ihn zu Grabe geleitet. Den Hügel aber ziert ihm eine weinende Urne, und sein Gedächtniß verlöscht nicht von Geschlecht zu Geschlechtern. —

Meine Freunde! Hätte es ohne Schulden einen Rafael, einen Michel Angelo — einen Luther, Gutenberg, Pestalozzi,

Napoleon, D. Franzia und Pittschaft gegeben? Nein, meine Freunde! Sie wurden nur durch Schulden groß; die größere Hälfte ihres Daseyns hieß Schuld. Segnet sie, meine Freunde! — Die wichtigsten und wohlthätigsten Entdeckungen haben wir lediglich den Schulden zu verdanken. Columbus war durch Schulden genöthigt, auf eine Entdeckung auszugehen, und entdeckte Amerika; Congreve hatte ungeheure Schulden, bis er sich entschloß, seine berühmten und wohlthätigen Raketen zu erfinden. —

Darum jubelt, meine Freunde! daß es Schulden gegeben hat, daß es viele Schulden gibt, und daß der Welt Untergang daher noch ganz fern ist, weil es noch lange Schulden geben wird. — Jubelt, meine Freunde, daß Ihr Schulden habt, und danket Gott dafür! Sollte aber, was ich jedoch mit innerm Erbeben nicht zu denken vermag, sollte sich Einer unter uns befinden, der keine Schulden hat, dann weiht besonders ihm Eure Thränen, dann bedauert ihn, und richtet mild — und, laßt es mich mit Triumph aussprechen und vorschlagen: „Wie das ewige Erbarmen die ganze Welt umschlingt, so wollen wir auch Gutes an ihm üben. Verstoßet ihn nicht trostlos, meine Freunde, weil er keine Schulden hat; er ist vielleicht unschuldig daran; übt Wohlthat an ihm, Freunde! und laßt uns ihm jeder einen Theil der eigenen Schulden schenken, daß er nicht untergehe in der Armuth des quälenden Bewußtseyns. Uebt Menschliches, Freunde — noch mehr, übt Göttliches! Lasset uns den armen, schuldlosen Bruder von unserem Schuldenreichthum mittheilen. Der Himmel wird Euch dafür segnen mit neuen Schulden.

Meine Freunde! Ich sehe Euch alle durchdrungen von der Wahrheit meiner Rede, und Thränen sind die Schuld, welche Eure Augen dem Beifall zollen. Meine Freunde,

gebt mir Materialien, Erfahrungssätze aus Euerm Leben, Behufs eines großen und ausführlichen Werkes über die Wohlthat des Schuldenmachens! —

Um Euch aber zu beweisen, wie begeistert ich für die Sache, wie geeignet ich zur Ausführung eines solchen Werkes bin, will ich mich in der schönen Tugend üben, will vom morgigen Tage an bei Euch allen borgen, und dann erlaubt mir, daß ich mich ewig Euren Schuldner nenne. — Liebet Euch dann auch so unter einander, wie ich Euch lieben will!

Anekdote.

Dr. Debek wurde einer Frau, die er sehr schön fand, vorgestellt, und sie sprach mit ihm sehr freundlich. Als man ihn nachher um sein Urtheil fragte, sagte er: „So lange sie mich nicht ansprach, hat sie mich sehr angesprochen, als sie mich aber angesprochen hatte, sprach sie mich nicht mehr an.“

Der Weltenschöpfer.

Von Körner.

Ein Bauerknabe, ein kleiner Teufel,
Lebte in jenem Dörfchen da;
Man fand den Burschen sonder Zweifel
Nur immer, wo etwas Dummes geschah.

Drum mochte auch endlich geschehn, was da wollte,
Das mußte Garlieb gewesen seyn,
Und, damit er's gleich gestehen sollte,
Pflegte man ihn wacker durchzubläu'n.

Und fing er gar an zu appelliren,
So wurden die Streiche doppelt gezählt. —
Einst wollte der Pastor katechisiren,
Und Garlieb wurd' auch mit dazu erwählt.

Barsch frug: „Wer die Welt erschaffen habe?"
Der Pastor mit finsterm Angesicht,
Und tief erschrocken antwortet der Knabe:
„Herr Pfarrmagister, das weiß ich nicht!

Drob zürnte der Pastor: „Du schlimmer Geselle!
Sprich, wer hat die Welt erschaffen? sprich!

Und sagst Du mir's nicht gleich auf der Stelle,
So zerbläu' ich den Rücken Dir jämmerlich!"

Da glaubte der Knabe, er wäre verlesen,
Und sprach: „Laß Er nur den Ziemer ruh'n!
Ich will's ja gestehn, ich bins gewesen,
Will's aber gewiß nicht wieder thun!"

Anekdote.

In den letzten Kriegsjahren beklagte sich, auf dem Quartierungsamt zu F..., eine Handwerksfrau, sie werde über Gebühr mit Soldaten belegt. „Aber, Frau Müller," sprach der Director, „sie hat ja doch zwei Häuser! „Was? — zwei Häuser," antwortete heftig die Frau: „zwei Löcher sind es: was kann man damit anfangen? Das hintere ist ein schmutziges, häßliches Nest; da geht kein Soldat hinein, und — im vordern hat mein Mann seine Werkstatt. Wo in aller Welt soll ich nun die Einquartierung einlegen?"

Querleſungen.

(Cross Readings.)

Demnach das Schneidergewerk hieſelbſt mancherlei Beſchwerden geführt, daß — — — die Sonne blutroth untergegangen und der ganze Horizont — — — aus der Lehre gelaufen, ſo ladet die hieſige Kaufmannſchaft der Spezerei — — — die Kanonen auf den ſchwimmenden Batterien bei Gibraltar.

Der von dem Hofaſtronomen Bode entdeckte neue Planet iſt, — — wegen Mangel des Raums ſchockweiſe zu verkaufen.

Es iſt ein eichner Weißzeugſchrank und eine Rolle — von den Ruſſen bei Bender mit gefälltem Bajonet in die Flucht geſchlagen, und die Leichname — — — ſind zur fünften Claſſe der ein und zwanzigſten Lotterie bei mir zu haben.

Es ſind verſchiedene Sorten baumwollene und wollene Mannsſtrümpfe — — — aus dem hieſigen Stadtgefängniſſe entſprungen.

Es ist sonderbar, daß das Parlement nichts von demjenigen Waffenstillstand wissen will, welcher — — — sich mit verschiedenen Conzerten auf der Harmonika hören lassen wird.

Heute wird Athalie, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen — — — als Hofmarschall bei der regierenden Königin — — mit Kupfer beschlagen, von Stapel laufen.

Unter die Armen der Stadt sind abermals 200 Klafter — — — Branntwein zum Gebrauch der Mannschaft auf der Flotte — — — in Kupfer gestochen worden.

Zur ersten Classe der 22. Lotterie sind annoch — — — nach dem Kirchenbuche 128 uneheliche Kinder geboren und — — — gratis zu haben.

Gaßner, der zweite, oder der ausgetriebene Teufel, — — — hat sich in London eine prächtige Equipage machen lassen, und fuhr gestern — — — aus dem Glücksrade.

Der polnische Gesandte, Fürst von P. — — — mit Stallung, Wagenremise und Keller ist — — — mit dem Hypothekenbuche, Seite 1309 Lit. N. gestohlen worden, und wird gebeten, solchen gegen einen Recumbens — — — zentnerweise zu verauctioniren.

Ein Katalog, von medizinischen, juridischen und philosophischen Büchern, — — — welcher schon bei verschiedenen Herrschaften als Kutscher gedient, wünscht — — — eine Wittwe mit 4 unerzogenen Kindern.

Die zum Nachlaß des verstorbenen Tischler Krause gehörigen Bretter — — — in Franzband gebunden mit vergoldetem Schnitt — — — sind todtgeboren, die Mutter aber befindet sich bei guter Gesundheit.

Es sind hundert Thaler Friedrichsd'or, zu 4 Procent — — — wegen Ochsendiebstahl — — — in Glas und Rahmen — — — aus dem Gefängniß entsprungen.

Im vorigen Jahre sind hier überhaupt 102 Schiffe angekommen — — — haben erst den Staubbesen, hernach das Brandmal auf beiden Backen erhalten.

Der älteste König vielleicht in allen Erdtheilen — — — der Küster zu Strahlow — — — hat ein Halsband mit Schellen und bellet sehr schwach.

Die Dame Lamotte, welche in ihrem Gefängniß beständig den Tod anrief, — — — hat an vielen Orten einen halben Fuß hoch auf dem Felde gelegen.

Gestern wurde die Trauer wegen des Absterbens von — — ein Dutzend Handtücher — — — in wohlverpichten Bouteillen öffentlich versteigert.

Ein hundert Friedrichsd'or — — von dickplutzigem Gesichte — — mit einer Schmarre über die Backe — attaquirten die Schildwachen, wurden aber sogleich verhaftet.

Am 20. dieses ist im Thiergarten ein goldner Stockknopf verloren worden — — — und hat man ihn heute in aller Stille begraben.

(Schluß folgt.)

Anekdote.

Jemand erklärte einem Mädchen die Blumensprache und begann mit den Farben: „Roth ist die Liebe; Blau die Treue; Grün die Hoffnung; Weiß die Unschuld; Gelb die Eifersucht; Schwarz die Trauer" u. s. w. Des andern Tags kam er wieder und examinirte sie; sie zählte alle Farben vor, nur vergaß sie Weiß. „Ei" sagte er, „Sie vergessen ja die Unschuld!" „I!" erwiederte das Mädchen, „wer kann auch Alles behalten!

Im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart sind folgende empfehlenswerthe Bücher erschienen:

Das Dekameron von Boccaccio,

neu übersetzt von E. Ortlepp. 3 Thle. in 8 Bändchen. à 24 kr. = 6 gr.

Nicht umsonst nimmt dies Buch seit einigen Jahrhunderten in der Unterhaltungslektüre einen bedeutenden Platz ein, und ist in alle Sprachen übersetzt worden. Die Gabe der Erzählung und mit ihr die Kunst, den Leser zu fesseln, ist dem Verfasser in gleichem Grade eigen wie der Scheherazade, und das Dekameron ist auch die **Tausend und Eine Nacht der Italiener.** Um einen Begriff von der Art der Novellen zu geben, die das Dekameron enthält, folgt hier einiges aus dem Inhaltsverzeichniß.

Inhalt. I. Theil. Einleitung.

Erzählungen des ersten Tages.

I. Novelle.

Herr Chapelet täuscht durch falsche Berichte einen heiligen Pater und stirbt; trotz des ausschweifenden Lebens, das er geführt, wird er nach dem Tode als Heiliger ausgerufen und Sankt Chapelet genannt.

II. Novelle.

Der Jude Abraham wird von Jeannet von Sevigné bewogen, nach Rom zu reisen, kehrt aber, nachdem er die schändlichen Umtriebe der dortigen Geistlichen kennen gelernt, nach Paris zurück, und geht zum Christenthum über.

III. Novelle.

Der Jude Melchisedech rettet sich aus einer ihm vom Sultan Saladin bereiteten großen Gefahr durch eine Erzählung von den drei Ringen.

IV. Novelle.

Ein Mönch, eines sündigen Vergehens wegen in die schwerste Strafe verfallen, befreit sich dadurch von der Buße, daß er seinem Abte dieselbe Schuld, die er begangen, auf kluge Weise vorhält.

V. Novelle.

Die Markgräfin von Montferrat lenkt mit einem aus lauter Hühnerspeisen bestehenden Mahl und einer geistreichen Antwort die Liebe des Königs von Frankreich von sich ab.

VI. Novelle.

Ein ehrlicher Laie beschämt durch ein gutes Ausspruch die Heuchelei der Mönche.

Erzählungen des zweiten Tages.

I. Novelle.

Martellino stellt sich lahm, und gibt vor, daß er durch den Körper des heiligen Heinrich geheilt werden könne. Man entdeckt seinen Betrug; er wird gestäupt und in den Kerker geworfen, und ist in Gefahr, gehangen zu werden; endlich aber kommt er noch glücklich davon.

II. Novelle.

Rinaldi von Asti kommt, von Räubern geplündert, nach Castel Guiglielmo, wo er von einer Wittwe beherbergt wird; und nachdem er für seinen Verlust schadlos gehalten worden, kehrt er gesund und wohl nach Haus zurück.

III. Novelle.

Drei Jünglinge wenden ihr Eigenthum schlecht an, und verarmen. Ein Neffe von ihnen kehrt in Verzweiflung nach Hause zurück, und trifft auf der Reise mit einem Abt zusammen, der, wie es später herauskommt, die Tochter des Königs von England ist, ihn heirathet, und seine Oheime durch Zurückgabe ihrer Güter wieder wohlhabend macht.

IV. Novelle.

Landolfo Ruffolo verarmt, wird Seeräuber, geräth dann in genuesische Gefangenschaft, und leidet Schiffbruch. Er entkommt auf einer Kiste voll köstlicher Juwelen, wird in Corfu von einer armen Frau beherbergt, und kehrt nach Haus zurück.

VII. Novelle.

Der Sultan von Babylonien schickt seine Tochter dem König von Algarbien zur Frau. Dieselbe geräth durch verschiedene Zufälle und an verschiedenen Orten binnen vier Jahren neun Männern in die Hände. Endlich wird sie wieder zu ihrem Vater zurückgebracht, worauf sie als vorgebliche Jungfrau zu dem König von Algarbien reist, um diesen, zufolge ihrer ersten Absicht, zu heirathen.

IX. Novelle.

Bernabo aus Genua verliert durch Ambrogiuolo's Betrug sein Vermögen, und gibt den Befehl, seine unschuldige Frau zu ermorden. Sie entkommt, und dient in Männerkleidung dem Sultan, entdeckt den Betrüger, und veranlaßt Bernabo, nach Alexandrien zu kommen. Der Betrüger wird bestraft, und sie kehrt, nachdem sie ihre weiblichen Kleider wieder angelegt, mit ihrem Manne reich nach Genua zurück.

X. Novelle.

Paganino von Monaco raubt dem Herrn Ricciardo von Chinzica seine Frau; dieser erfährt ihren Aufenthalt, macht sich mit Paganino vertraut, und fordert sie von

ihm zurück. Paganino verspricht sie ihm, wenn sie wieder zu ihm wolle; sie hat aber dazu keine Lust, und wird nach Ricciardo's Tode Paganino's Gemahlin.

Erzählungen des dritten Tages.

I. Novelle.

Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm, und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen um die Wette bei ihm schlafen.

II. Novelle.

Ein Stallknecht schläft bei der Gemahlin des Königs Agilulf. Agilulf wird es gewahr, macht den Thäter ausfindig, und schneidet ihm im Schlafe das Haar ab. Der Geschorene aber thut allen seinen Kameraden ein Gleiches, und entgeht dadurch seiner Strafe.

III. Novelle.

Eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist, bringt unter dem Schein der Beichte und der strengsten Gewissenhaftigkeit einen hochwürdigen Pater dahin, daß er, ohne zu wissen, was er thut, sie selbst zum Ziel ihrer Wünsche führt.

IV. Novelle.

Don Felice lehrt den Bruder Puccio, wie er durch eine gewisse Bußübung das Paradies gewinnen soll, und vertreibt sich unterdessen die Zeit mit dessen Frau.

V. Novelle.

Zima schenkt dem Herrn Francesco Vergelleſt ein schönes Pferd für die Erlaubniß, mit seiner Frau sprechen zu dürfen. Da sie schweigt, so antwortet er selbst in ihrem Namen, und der Ausgang entspricht seiner Antwort.

VI. Novelle.

Ricciardo Minutolo liebt die Frau des Filippello Fighinolfi. Weil er bemerkt, daß sie eifersüchtig ist, so

macht er sie glauben, Filippello werde am nächsten Tage mit seiner Gattin in einer Badstube seyn, und beredet sie, sich dort einzufinden; während sie nun vermeint, mit ihrem Manne zusammen zu seyn, ergibt es sich, daß Ricciardo bei ihr war u. s. w.

Folgende vier in meinem Verlage erscheinende Journale empfehle ich der Berücksichtigung aller HH. Geistlichen, sowie den Lehrern an Gelehrten- und Volksschulen:

Evangelisches Kirchenblatt, zunächst für das Königreich Würtemberg. III. Jahrgang. Herausg. von H. Hartmann, Pfarrer. Preis des Jahrgangs von 36–38 Bog. gr. 8. 3 fl. oder 2 Rthlr. preuß. Cour.

Da diese Zeitschrift alle Zeitfragen der protestant. Kirche bespricht, so wird sie auch außer Würtemberg in allen theologischen-Journal-Cirkeln gern gelesen werden.

Süddeutsche Schulzeitung, für Gelehrten- und Realschulen. Herausg. von Prof. Frisch, Keim, Pfaff, Schall, Schmid. IV. Jahrgang. 1. Quartalheft. 36 kr. – 8 ggr. oder 10 Sgr.

Der Inhalt besteht aus Original-Abhandlungen, Recensionen, statistischen, biographischen und vermischten Nachrichten.

Blätter aus Süddeutschland für das Volks-, Unterrichts- und Erziehungswesen. Herausg. von Pfarrer Bührer, Eisenlohr, Märklin, Stockmaier. VI. Jahrg. 1842. 4 Hefte von 24 Bog. gr. 8. 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. pr. Cour.

Die Volksschule. Eine pädagogische Monatschrift des würtembergischen Volksschullehrervereins. II. Jahrg. 1842. 12 Hefte. 2 fl. 24 kr. oder 1½ Rthlr. pr. Cour.

Jede Sortimentsbuchhandlung Deutschlands und der Schweiz ist in Stand gesetzt, von jedem dieser 4 Journale das erste Heft zur Einsicht mitzutheilen. Gefällige feste Bestellungen werden bald erbeten.

Bei F. H. Köhler in Stuttgart, sowie in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Wegweiser um den Bodensee und seine Umgebung. Von Prof. J. M. Braun. Mit Karte. Taschenformat, schön geb. 1 fl. 30 kr., ohne Karte 1 fl.

Auf 500 Seiten erhält man hier eine umfassende Schilderung der schönen Seegegend nach den neuesten statistischen Notizen. Der historische Theil, besonders Konstanz und der Höhgau, ist ebenso, wie der malerische, naturhistorische und statistische berücksichtigt; auch eine vorzügliche Sorgfalt auf genaue Schilderung der Bäder, wie Ueberlingen, Gais, Weisbad, Heinrichsbad, Appenzell, Gontenbad, verwendet. Die Ausflüge in die Umgegend, die Gebirgsreisen auf die Ebenalp, den Kamor, den Gädris ꝛc. sind mit allen Einzelnheiten geschildert. Der Rheinstrom wird längs des Rheinthales hinauf bis an seine Quellen beschrieben — in Gegenden, die vor dem Herausgeber noch vielleicht kein Reisebeschreiber betrat.

Preisherabsetzung.

An Freunde der italienischen und französischen Sprache.

Folgende sechs verschiedene Ausgaben von Pellico's berühmtem Werk über seine zehnjährige Gefangenschaft in Oesterreich, welches sich durch classische Schreibart so auszeichnet, daß es jeder, der sich mit der neuern italienischen Sprache vertraut machen will, nicht ungelesen lassen darf, hat unterzeichnete Buchhandlung bis Ende dieses Jahres bedeutend im Preise ermäßigt:

1) **Le mie Prigioni.** Memorie di Silvio Pellico da Saluzzo. Italienischer Text. Statt 1 fl. od. 16 gr. nur 36 kr. oder 8 gr.

2) Dasselbe italienisch mit danebenstehender deutscher Uebersetzung in gespaltenen Columnen. Statt 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 3 gr. nur 54 kr. oder 14 gr.

3) Daſſelbe italieniſch ebenſo mit franzöſiſcher Ueberſetzung. Statt 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 3 gr. nur 54 kr. oder 14 gr.

4) Daſſelbe italieniſch mit franzöſiſcher und deutſcher Ueberſetzung. Ausgabe in drei Sprachen in 4. Statt 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gr. nur 1 fl. 20 kr. oder 20 gr.

5) Daſſelbe italieniſch allein, mit erklärenden Anmerkungen und einem vollſtändigen Wörterbuche von Prof. Poſſart. Statt 2 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr. nur 1 fl. 20 kr. oder 20 gr.

6) Meine Gefängniſſe. Deutſche Ueberſetzung. Statt 1 fl. oder 20 gr. nur 36 kr. oder 10 gr.

Sämmtliche Ausgaben ſind auf feinem Maſchinen-Druckpapier mit ganz neuen Lettern vollkommen correct gedruckt und in eleganten Umſchlägen broſchirt. Die franzöſiſche wie die deutſche Ueberſetzung ſchließen ſich wörtlich dem Original an, und wurden in allen Recenſionen als die beſten anerkannt.

Alle Buchhandlungen nehmen zu dieſen Preiſen Beſtellungen an.

Antologia italiana, oder italieniſches Leſebuch, vorzüglich zur Kenntniß der neuern italieniſchen Literatur. Zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen von Prof. Poſſart. 432 Seiten in großem Taſchenformat, auf Velinpapier gedruckt. Herabg. Preis 1 fl. oder 16 gr.

Stuttgart, im Oktober 1842.

Die Buchhandlung von F. H. Köhler.

Bibliothek

des

Erholungs.

Neue Folge.

V. Section.

Tivoli.

Neuntes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1842.

Tivoli.

Neues Muſeum

des

Witzes und der Laune.

Eine humoriſtiſche Anthologie

herausgegeben

von

Ernſt Ortlepp.

Neuntes Bändchen.

Stuttgart, 1842.
Franz Heinrich Köhler.

Inhalt des neunten Bändchens.

		Seite
1.	Naturgeschichte des Affen, von Friedrich .	1—6
2.	Des Bettelmanns Sehnsucht nach der Nähe der Geliebten. Parodie	7—8
3.	Querlesungen	9—12
4.	Die Kunst, einzuschlafen, von Jean Paul.	13—21
5.	Der Tabak. Parodie auf Schillers Ode an die Freude, von Röller	22—26
6.	Geschichte eines persischen Glashändlers .	27—29
7.	Bitte an	30
8.	Aus Abraham a St. Clara. (Fortsetzung.)	31—41
9.	Anekdote	41
10.	Das Schnupftuch. Parodie auf Schillers „Handschuh“	42—44
11.	Beschreibung der feierlichen Prozession zu dem Galgen bei der Execution William Wood's, Edlen und Eisenhändlers. Aus Swifts und Arbuthnoths Schriften . .	45—50
12.	Quodlibet auf eine Hochzeit zu Rochlitz 1733	51—54
13.	Anekdoten	54
14.	Curiosa	54—58
15.	Ueber die Hölle und die darin braten, von Friedrich	59—72
16.	Anekdoten	72

		Seite
17.	Die Schönheit. Parodie der „Ideale" von Schiller, von Röller	73—76
18.	Anekdoten	76
19.	Curiosa	77—80
20.	Fragment einer Vorlesung	81—86
21.	Der Geizhals	86
22.	Der Mädchenjäger. Parodie auf Schillers „Alpenjäger", von Eginhardt	87—88
23.	Hochzeitsrede, von Ludw. Lenz	89—92
24.	Anekdoten	92
25.	Die Erscheinung im Kaffeesaale. Parodie	93—94
26.	Anekdoten	94
27.	Lob der Lüge	95—98
28.	Themis in der Auktion	99—102
29.	Curiosa	103—104
30.	Vergißmeinnicht. Ein Roman nach de la Motte Fouqué	105—108
31.	Aus des alten Kauz Meditationen. (Forts.)	109—112

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Naturgeschichte des Affen.

Von Friedrich.

Hochzuehrende Herren!

Wenn wir den stattlichen, aufrecht schreitenden Orang-Utang oder Waldmenschen, Tabula 1 in Buffons Naturgeschichte des Affen betrachten, wie er gleichsam mit dem Marschallsstabe in der Hand den Paradezug der Affen anführt, so bleibt uns kaum ein Zweifel übrig, daß dieses Thier etwas anderes sey, als ein Entwurf zu einem Menschen, der jedoch noch zu weit hinter dem Ideale des großen Bildners zurückblieb, um ihm den Stempel der Menschheit aufzudrücken, und den göttlichen Odem einzuhauchen.

Denken wir uns einen Bildhauer, der sein Ideal in Marmor darstellen will. Wie manche unvollkommene Skizze muß er oft verwerfen, ehe er ein Modell zu Stande bringt, das seiner Idee entspricht? Eben so scheint die Natur erst durch eine Reihe mißlungener Versuche zur Verkörperung ihres Menschenideals übergegangen zu seyn, wenn wir die ganze Folge der Affen vom Pavian bis zum Orang-Utang die Musterung passiren lassen, ja wir kommen fast in die Versuchung, diese seltsamen Thiermenschen, welche uns Meisterstücken der Schöpfung gleichsam Hohn zu sprechen scheinen, für göttliche Studien oder Vorübungen zu halten, welche der Erschaffung des Menschen vorausgingen. Betrachten wir z. B. den kurz geschwänzten hundsköpfigen Affen auf der 13. Kupfertafel. Wer zweifelt, daß er der

erste Versuch war, die Hundsgestalt zur Menschengestalt zu veredeln? Hier ist die senkrechte Haltung des Körpers, die jedoch noch zu oft aus der Rolle fällt, und zur vierfüßigen Bestialität herabsinkt. Hier sind die ersten unvollkommenen Entwürfe zu Menschenhänden, hier ist der erste Uebergang zum Menschen, mit Einem Worte: hier ist der Pavian. Aber aus dieser Gestalt ließ sich so wenig der Herr der Schöpfung ahnen, daß die Natur es aufgab, von dem Hunde zum Menschen überzugehen. Sie versuchte daher den Uebergang von der Katze zu ihrem Ideale, und so entstanden jene katzenköpfigen, krummbuckligten und langgeschwänzten Bestien, welche wir auf den folgenden Tafeln unter den Namen Maimon, Makak, Patas, Malbruk, Talapoin, Killitrix u. s. w. anstaunen, und deren einige unter dem Namen Meerkatzen bekannt sind.

Ob der Maimon mit dem Philosophen gleiches Namens und sehr geschätzten Andenkens, physiognomische Aehnlichkeit hat, das lasse ich dahin gestellt seyn. Soviel ist gewiß, daß er in körperlicher Haltung und tiefsinnigem Gesichtsausdruck etwas von einem Weltweisen hat, der über irgend einen schwierigen metaphysischen Satz nachgrübelt. — Eben so wenig ist es zu verkennen, daß bei allen diesen Affen Katzengestalt mit Menschengestalt verschmolzen, dem Ideale aber nur um ein wenig näher gerückt ist.

Nun aber betrachten wir einmal den Affen, welcher auf der 41. Tafel unter dem Ehrennamen le Duc vorkommt. Hier ist schon edlere menschliche Proportion. Hier sind Arme, Füße und Hände, wie bei dem Menschen. Hier sind Nase und Augen, hier ist physiognomischer Ausdruck wie bei dem Herrn der Schöpfung. Aber der Rachen, der Schwanz und die Krallen verrathen noch zu sehr die Thierheit. Auch diese Skizze wurde verworfen, und so entstand

der Gibbon oder langarmigte Affe auf der zweiten Tafel. Hier ist dem Ideale schon um ein beträchtliches näher gerückt. Hier ist menschliche Körpergestalt in allen einzelnen Theilen. Hier ist vollkommen senkrechte Haltung, hier ist die Form des menschlichen Kopfes, hier sind Ohren, Mund und Nase wie bei dem Ebenbilde Gottes, hier ist ein zierlich aufgekämmter Schwedenkopf und ein Backenbart, dessen sich keiner unsrer martialischen Zierbengel zu schämen braucht; hier endlich sind Schultern, Füße, Arme und Hände, deren ausdrucksvolle Geberdensprache keinen Menschendarsteller wie unser Iffland die Schauspieler sehr sinnreich nennt, keinen wandernden Mimen und Declamator verunzieren würde. Aber das Mißverhältniß der einzelnen Theile zu dem Ganzen ist noch zu groß. Diese Arme und Hände, lang genug, um einen ganzen weiblichen Affenharem zu umarmen, passen nicht für ein Meisterstück der Schöpfung, das nur zu einer Ehe en deux bestimmt ist.

Nun entstand der Orang-Utang oder Waldmensch, welcher sich uns Tabula 1 in dieser Reihe mimischer Affendarstellungen präsentirt. Hier ist gleichsam die letzte Station von der Bestie zum Menschen. Und in der That, wenn wir diesen Affen genauer betrachten, so scheint er uns Herren der Schöpfung gleichsam zu einem Rangstreit herauszufordern, oder sich gar über uns lustig zu machen. Uebersetzen wir einmal den satyrischen Zug um seinen Mund in eine verständliche Buchstabensprache. „Nur nicht so groß gethan, ihr Herren der Schöpfung!" — so scheint er uns zuzurufen — „Ihr, die ihr dort so gravitätisch einherschreitet: hier sind auch Leute, die aufrecht gehen so gut wie Ihr, hier sind auch Leute, die ihre Nebengeschöpfe über die Schultern ansehen, so gut wie Ihr. Und was die Sprache betrifft, auf die Ihr euch so viel zu Gute thut: eil versucht es

einmal, unsere Affensprache zu studiren, ob nicht mehr Vernunft in ihr als in eurer Menschensprache ist." —

In Wahrheit, bei dem Anblick dieses Quasimenschen können wir uns kaum der Vermuthung erwehren, daß der Schöpfer ihn in einer hogarthischen Laune erschaffen habe, nämlich um ein Zerrbild in der Natur aufzustellen, worin der Mensch mit Demuth seine Grundzüge wiedererkennen solle, wenn ihn der Hochmuthsteufel plagt, sich für ein Ebenbild Gottes zu halten. „Ecce homo!" sollte hier gesagt werden — „Siehe da Menschenkind! das ist dein Ebenbild!"

Gleichwohl läßt sich nicht läugnen, daß zwischen dem Orang-Utang und dem Menschen noch eine Kluft befestigt ist, welche die Natur mit einer unzähligen Menge Spielarten ausfüllte, die sich mehr oder weniger von dem Affenthum entfernen und in das Menschenthum hinüberspielen. — Unter diesen Spielarten begreife ich alle jene civilisirten Affen, welche zwar eine menschliche Erziehung genossen haben, in menschlicher Sprache unterwiesen sind, in menschlicher Kleidung umhergehen, aber gleichwohl nach ihrer Affennatur, ihren Affenneigungen und Affengelüsten, mit gleichem Recht wie der Orang-Utang und der Gibbon zu den Affen gehören, ja mitunter sogar in die Familie der Paviane hinüberspielen. Betrachten wir z. B. den alten geilen Trödeljuden Rips. Welchem vernünftigen Manne fällt es wohl ein, ihn für etwas anders als eine Spielart des Pavians zu halten, besonders wenn er mit der Leichtfüßigkeit eines bockgestalteten Satyrs, seinen grauen Haaren, seiner runzelvollen Stirn, und seinem schweinsledernen Einbande zum Trotz auf Amors freier Pürsch dem Wilde nachjagt? — Abstrahiren wir von den Kleidern, worin er seine Affengestalt zu verstecken sucht. Denken wir uns ihn in puris naturalibus, und ich zweifle keinesweges, daß wenn irgend ein Natur-

forscher ihn auf der Küste von Congo herumschweifen, oder mit einem Affenweibchen kosend auf einem Dattelbaume sitzen sähe, wir ihn bald in allen naturhistorischen Werken in effigie anstaunen würden, etwa unter dem Namen: der bocksartige Affe, oder Simia hircus, weil es in der That scheint, als ob die Natur zu seinem Wesen zwei Theile Pavian und einen Theil Bock genommen habe, obgleich ihm auch etwas Beimischung von der Schweinenatur nicht abgesprochen werden kann. — Oder betrachten wir den Geheimrath Schlendrianus, der dort in steifer Gravität vor uns vorüberschreitet. — Vorsichtige Praktikanten pflegen den Testamenten eine Clausel anzuhängen, die Codizillarklausel genannt, welche ungefähr also lautet: „Sollte dieser mein letzter Wille nicht als ein förmliches Testament gelten können, so will ich doch, daß er als ein Codizill, ein Legat, eine Donatio mortis causa etc. bestehen solle. — Eben so erscheint mir unser Geheimrath Schlendrianus als ein Geschöpf, dem sein Schöpfer die Codizillarklausel angehängt hat: „Sollte dieses mein Werk nicht als ein zu Recht beständiger Mensch gelten können, so will ich doch, daß es als ein Orang-Utang, Gibbon oder Maimon bestehen solle." — Denn machen wir einmal den Versuch, einem Orang-Utang seinen Amtsrock anzuziehen, und ihn auf ein Dach zu setzen: ob nicht alle Welt sich wundern wird, wie der ernsthafte und gravitätische Geheimrath Schlendrianus, seiner Amtswürde zum Trotz, auf das Dach geklettert sey.

Ich will nicht einmal davon sprechen, daß die Natur schon seinem Aeußeren den Typus des Affencharakters aufgedrückt hat: ungeachtet sich schon aus diesem verrenkten Gliederbau, diesem triangelförmigen Kopf, diesen hochstehenden Ohren und diesem zum Hufeisen verzogenen Munde der Orang-Utang ausspricht, und wir in der That die

zweite Ausgabe des Buffonschen Waldmenschen, Tabula 1, mit einigen erläuternden Noten des Herausgebers in ihm zu erblicken glauben. Aber was ihn mehr noch als seine Gestalt charakterisirt, ist diese Orang-Utangsgravität, diese erborgte, nachgeäffte, irgend einem hohen Original abgesehene Miene von Wichtigkeit, und diese Steifheit der Haltung, welche er auch mit dem calecutischen Hahne gemein hat. Mit Einem Worte: hier ist wahrer Affencharakter, Nachahmungssucht, hier ist der Orang-Utang in toga.

Doch damit man mir nicht Mangel an systematischer Ordnung vorwerfe so will ich erst die Genera herzählen, und aus ihnen dann die Species entwickeln. Ich theile also die Affen ein in wilde und civilisirte, je nachdem sie im Stande der Natur oder in Staaten und bürgerlichen Gesellschaften leben. Meine civilisirten Affen zerfallen wiederum in drei Unterabtheilungen nämlich in Zieraffen, lüsterne Affen und Maulaffen.

Unter den Zieraffen sind zu bemerken: erstens, die gravitätischen Affen, zu denen mein Geheimrath Schlendrianus als Simia togata oder Affe mit der Amtsmiene gehört.

Diese Gattung von Affen verräth sich wie gesagt, gar bald durch ihren physiognomischen Ausdruck. Ihr Gesicht sieht gewissermaßen aus wie ein obrigkeitliches Mandat, welches mit dem Amtssiegel und zwei Groschen-Stempel bedruckt und mit dem Vermerk: ex officio, Dienstsachen, bezeichnet ist.

(Schluß folgt.)

Des Bettelmanns Sehnsucht nach der Nähe der Geliebten.

(Travestie des Liedes: „Wenn im leichten Hirtenkleide.“)

Wenn auf leichten Hutfilzsöckchen
Meine schwarze Trutschel geht;
Wenn ihr rothes Tüffelröckchen
Um die starken Glieder weht:
Fehlt mir nichts, mich zu beglücken;
Jeden ausgeschlagnen Tag
Pumpl' ich dann auf meinen Krücken,
Mit dem Bettelsack, ihr nach.

Wär' ich nur das Fledermäuschen,
Das durch ihre Kammer schwirrt!
Nur das kleine Silber-L..schen,
Das von Ohr zu Ohr ihr irrt!
Nur ein Steinchen von der Ecke,
Wo sie täglich bettelnd sitzt!
Nur ein Kleckschen von dem D...e,
Der an ihre Strümpfe spritzt!

Rührte meiner Schumperlieder
Starker Spaß ihr lauschend Ohr!
Hübe ihr geflicktes Mieder
Dann das Lachen hoch empor!

Glücklich fühlte sich mein Herze,
Träte mich ihr Fuß zum Spaß;
Spräche sie mit losem Scherze:
„Geh, du altes Rabenaas!

Könnt' ich als ein Kamm ihr dienen,
Wenn sie hinterm Zaun sich kämmt;
Oder an dem Teiche grünen,
Wo sie ihre Glieder schwemmt!
Wär' ich nur auf Veltens Diele,
Schatz, für dich ein Bündel Stroh!
Nagt' ich — ach! mit süßem Spiele,
Dir dein Leder als ein Floh!

Würde doch, von Nickels Mutter,
Durch den alten Teufels-Text,
Und ein Stückchen Hexenbutter,
Dir ein Traum von mir gehext!
Schmunzelnd in dem Traume drücke
Fest mein Bild mit einem Schmatz!
Morgen trab'st bei meiner Krücke
Du dann her, und bleibst mein Schatz!

Querlesungen.

(Aus Zeitungen.)

Eine Jungfer von guter Herkunft wünscht als Kammermädchen zu dienen — Das Titelblatt fehlt, hinten steht die Jahrzahl 60.

Es wird eine Köchin gesucht, die zugleich das Backen versteht — für einen einzelnen Herrn mit gutem Kellerwerk.

Heute wurde meine Frau von Zwillingen entbunden — wer auf zehn pränumerirt erhält eins gratis.

Von den Augustiner-Mönchen zu N. in N. — ist fast kein Stück von der Viehseuche frei geblieben.

Der Herr, dessen am 3. in unsern Blättern erwähnt wurde — kann täglich eine Stunde vor der Auktion in Augenschein genommen werden.

Den gestrigen Ball beehrten viele Standespersonen beiderlei Geschlechts — ein Theil wurde versenkt, der andere vernagelt.

Ein junger Mensch, der als Reitknecht gedient und gute Zeugnisse hat — ist den Damen, wie die französischen Corsets, zu empfehlen.

Bei der Mode- und Galanterie-Händlerin N. N. sind billig zu haben — Uebelkeit und Lähmung der Glieder und andere Zufälle.

In dem Nonnenkloster unserer lieben Frauen jenseit des Rheins — beläuft sich die Anzahl der Gebornen auf 150, worunter 6 Zwillinge.

Gestern gab der N. N. Ambassadeur dem hiesigen Domkapitel ein Souper — drei Personen wurden gerettet, die andern ertranken alle.

„Unbeschreiblich ist die um sich greifende Wuth" — „dieser überaus klangreichen Stimme, die" — „dies schrecklich um sich fressende Element" — „mit der herrlichsten Geläufigkeit im Triller" — „entblößt, nackt und nach Brod schreiend" — „in der bekannten Rossinischen Methode durch" — „die herbeieilenden Spritzen und" — „die überaus hinreißende Lieblichkeit" — „wegen Mangel an Wasser nicht Einhalt that" — „und in diesem Alles bezaubernden

Crescendo" — „stürzte der kürzlich erbaute Thurm zusammen." —

„Heute entschlummerte meine geliebte" — „Pinscherhündin mit einem gelben Flecken auf dem" — „linken Spreeufer unweit der sogenannten" — „Cravatte à la Giraffe" — „mit unbegreiflicher Schnelligkeit" — „Mein Schmerz ist gränzenlos, darum bitte ich" — „die Fr. Straße nicht zu befahren" — „die Wunden des Schmerzen heilt" — „das geprüfteste Mittel wider Hühneraugen" — „gegen gleich baare Bezahlung in Courant."

„Heute Sonnabend ist bei mir Wurstpicknick" — „wobei zehn griechische Frauen ihr Leben einbüßen" — „da es hochtragende Ochsen sind" — „auf der Londoner Sternwarte zuerst gesehen" — „und als Opfer des Parteienkampfes" — „an den Meistbietenden versteigert werden."

Gestern kam hier ein Transport podolischer Ochsen an, — — — Tags darauf wohnten die verehrten Reisenden einer Sitzung unsers Gelehrten-Instituts bei, und wurden darauf zu Ehrenmitgliedern aufgenommen.

Endlich hat die längst angekündigte Ausgabe sämmtlicher Werke unsers großen Dichters Ego die Presse verlassen, — — — die Folgen der Ueberraschung lassen sich noch nicht übersehen. Drei Viertel der Stadt und die ganze Niederung stehen unter Wasser und bieten das Schauspiel gräßlicher Verwüstung.

Der, plötzlich aus unserem Gesichtskreise entschwundene, Komet, Attila, ist von unserm großen Astronomen Mon-

dinam in dem Schwanze des groſsen Bären entdeckt worden. Er hat einen langen Feuerschweif und läſst anhaltende Näſſe fürchten. — — — Dem Vernehmen nach, werden ihn die Engländer in ihren Schutz nehmen, und auf dem Kriegsschiffe Northumberland nach der Insel St. Helena bald abführen.

In dem Trauerspiel, Holofernes, gab die berühmte Künstlerin Strahlheim die Rolle der Judith mit solchem heroischen Feuer, — — — daſs in weniger als zehn Minuten, das ganze Schauspielhaus und die Neustadt in hellen Flammen standen, und nur durch die zweckmäſsigsten Maſsregeln der Polizei, und die heldenartigen Anstrengungen der hiesigen Besatzung der Wuth des gefräſsigen Feuers Gränzen gesetzt werden konnten.

Der wegen seiner sublimen Ideen über Staatskunst und Staatswirthschaft berühmte, Herr Bucephalus Molitori wird, dem Vernehmen nach eine Zeitschrift herausgeben, deren Zweck ist, die verderblichen, auf sogenannte Vernunft und zeitgemäſses Bedürfniſs gegründeten, Regierungsgrundsätze eines Nachbarstaates zu bekämpfen; — — — Bei der von der Obrigkeit veranlaſsten Untersuchung seines Gemüthszustandes, ergab sich, daſs der Unglückliche an unheilbarem Wahnsinn litt, und er ist daher der Direction des hiesigen Irrenhauses übergeben.

Die Kunst einzuschlafen.

Von Jean Paul.

Für die jetzigen langen Nächte und für die elegante Welt zugleich, die sie noch länger macht, ist eine Kunst einzuschlafen vielleicht erwünscht, ja für jeden, der nur einigermaßen ausgebildet ist. Es gibt jetzt wenige Personen von Stand und Jahren, die, das Glück ihrer höhern Feinde ausgenommen, irgend ein anderes so sehr beneideten, als das einer Haselmaus; oder auch das eines nordischen Bärs, dessen Nachtschlummer bekanntlich gerade so lange als seine Nordnacht währt, nämlich fünf Monate. Unsre Zeit bildet uns in Kleidern und Sitten immer mehr den wärmern Zonen an und zu, und folglich auch darin, daß man wenig und nur in Morgen- und Mittagsstunden schläft, so daß wir uns von den Negern, welche die Nacht kurzweilig vertanzen, in nichts unterscheiden, als in der Länge unsrer Weile und unsrer Nacht. Gibt es nicht in allen Residenzen Jünglinge von Welt und Geburt, welche (besonders wenn die Gläubiger erwachen) gern so lange schliefen, bis sie stürben, oder doch ihre Väter? Und was hilfts manchem jungen Menschen, daß er Franklins Wink, Nachts zum bessern Schlafe die Betten zu wechseln, so gut er weiß, befolgt? Aus dem Gegengifte wird in die Länge ein Gift.

Kurz, wer jetzt noch am festesten schläft — die Glücklichen in den Wachtstuben auf den Pritschen ausgenommen — ist ein oder der andere Homer, und die sogenannten

fünf thörichten Jungfrauen, welche in der Bibel den Bräutigam verschlafen.

Wenn ich gleichwohl mehrere geistige Mittel, einzuschlafen, freigebig anbiete, so sind sie in der That nicht jenen Wüstlingen gegönnt und geschrieben, welche — durch lauter maitres de plaisirs zu esclaves de plaisirs gemacht — in der Nachtzeit, in welche sonst die alte Jurisprudenz die Folter verlegte, bloß darum die ihrige ausstehen, weil sie sonst ihre Freuden und Nachtviolen darin pflückten. Sie mögen wachen und leiden, diese Sabbathschänder des täglichen Sabbaths der Natur.

Gibt es hingegen einen Minister, der an einem Volke — oder einen Autor, der an einem Werke arbeitet, und beide so feurig, daß sie eben so viel Schlaf verlieren als entziehen, — oder irgend einen weiblichen Kopf, der das Näh- und Fang-Gewebe seiner oder fremder Zukunft, wie die Spinnen die ihrigen gern um Betten, und immer in der Nacht abweben, eben so im Finstern ausspinnt, und der folglich kein Auge zuthut; — oder gibt es irgend einen andern von Idee zu Idee fortgetriebenen Kopf, — z. B. meinen eigenen, den bisher das Bestreben die Kunst einzuschlafen zu bearbeiten, an der Kunst selber hinderte; so sey allen diesen so geplagten und geschätzten Köpfen mit Vergnügen der Schatz von Mitteln einzuschlafen mitgetheilt, worunter so manche dem Einen oft nichts helfen, doch aber dem Andern und den Uebrigen.

Nicht Einschlafen, sondern Wiedereinschlafen ist schwer. Nach dem ersten schlummernden Ermatten fährt der obige Staatsmann wieder auf, und irgend eine Finanzidee, die ihm zufliegt, hält er sich abarbeitend fest, wie der Habicht eine in der Nacht erpackte Taube bis an den Morgen in den Fängen aufbewahrt. Dasselbe gilt ganz vom Bücher-

schreiber, dessen Inneres im Bette, wie Nachts ein Fischmarkt in Seestädten, von Schuppen phosphoreszirt und nachglänzt, bis es so licht in ihm wird, daß er alle Gegenstände in seinen Gehirnkammern unterscheiden kann, und an seinem Tagewerke wieder zu schreiben anfängt unter der Bettdecke. Dieß ist ungemein verdrüßlich, besonders wenn man kein Mittel dagegen weiß.

Ich weiß und gebe sie aber; sämmtlich laufen sie in der Kunst zusammen, sich selber Langeweile zu machen, eine Kunst, die bei logischen Köpfen auf die unlogische Kunst, nicht zu denken, hinauskommt.

Wir wollen indeß einen weitern Anlauf zur Sache nehmen. Es wird allgemein von Philosophen und Festungskommandanten behauptet, daß ein Mensch, z. B. eine Schildwache, im Stande sey, schläfrig und wach zu bleiben. Ja ein Philosoph kann sich zu Bette legen, Augen und Ohren verschließen, und doch die Wette ausbieten und gewinnen, die ganze Nacht zu verwachen, bloß durch ein geistiges Mittel, durchs Denken; — folglich setzt diese Willkür die andere voraus, einzuschlafen, sobald man das Mittel der Wette nicht anwendet, wie wir Abends ja an ganzen Völkern sehen, wenn sie zu Bette gehen.

Der Schlaf ist das stärkende Ausruhen, nicht sowohl des ganzen Körpers, oder der Muskeln, als des Denkorgans, des Gehirns; daher durch lange Entziehung desselben nichts am Körper erkrankt, als das Gehirn, nämlich zum Wahnwitze. Sobald der Mensch sagt: ich will keine einzige Vorstellung, die mir aufstößt, mehr verfolgen, sondern kommen und laufen lassen, was will; so fällt er in Schlaf, nachdem vorher noch einzelne Bilder ohne Band und Reihe, wie aus einer Bilderuhr, vor ihm aufgesprungen waren, bloße Nachzuckungen des gereizten Denkorgans, denen der

Muskelfasern eines getödeten Thiers ähnlich. Das Erwachen dagegen beginnt das gestärkte und nun reizende Organ, wie das Einschlafen der nachlassende Geist.

Die göttliche Herrschaft des Menschen über sein Inneres Thier- und Pflanzenreich wird zu wenig erkannt und eingeübt, zumal von Frauen. Ohne sie schleppt uns die Kette des ersten besten Einfalls fort. „Tritt aber nicht, kann eine Frau sagen, das Leichenbild meines Schmerzes überall ungerufen mitten im Frühlinge und im Garten desselben, wie ein Geist, aus der Luft, bald hier, bald da, und kann ich der Geistererscheinung wehren?“

Wende das Auge von ihr, sage ich; so verschwindet sie, und kommt zwar wieder, aber immer kleiner. Siehst du sie hingegen lange an; so vergrößert sie sich, und überdeckt dir Himmel und Erde. — Nicht die Entstehung, sondern die Fortsetzung unsrer Ideen unterscheidet das Wahre vom Traume; im Wachen erziehen wir den Fündling eines ersten Gedankens, oder lassen ihn liegen; im Traume erzieht der Fündling die Mutter und zügelt sie an seinem Laufzaume.

Um zum nahen Einschlafen wieder zu kommen; so bekenne ich indeß, daß jenes gewaltsame Abbestellen und Einstellen alles Denkens ohne philosophische Uebung wohl Wenigen gelingen wird. Nur der Philosoph kann sagen: ich will jetzt bloß mein Gehirn walten lassen ohne Ich. Dieses Vermögen, nicht zu denken, kann also nicht überall bei der eleganten und denkenden Welt vorausgesetzt werden. Die Juden haben, unter ihren hundert Danksagungen an jedem Tage, auch eine bei dem Krähen des Hahnes, worin sie Gott preisen, daß er den Menschen hohl erschaffen, desgleichen löcherig. Jeder elegante Weltmensch wird bis zu einem gewissen Grade — bis zum Kopfe in das Dankgebet

einfallen, weil er in der That keine Lücken in der Welt lieber auszufüllen sucht, als seine eigenen.

Allein nicht jeder hat Abends das Glück, hohl zu seyn, und also, weil die Leerheit des Magens nicht halb so sehr, als die des Kopfes, das Einschlafen begünstigt, letzteres zu erringen. Es müssen folglich brauchbarere Anleitungen, den Kopf, wie ein Barometer, luftleer zu machen, von mir angegeben werden, damit darin das zarte elektrische Licht der Träume in seinem Aether schimmre.

Ehe ich aber meine Mittel einzuschlafen folgen lasse, merke ich ganz kurz an, daß sie sämmtlich nichts helfen; denn man strengt sich sehr dabei an, und mich hat jedes Schlaf genug gekostet.

Das erste aber ist (Leibnitz schlug es als ein gutes vor): das Zählen. Denn die ganze Philosophie, ja die Mathematik, hat keine abstrakte Größe, die uns so wenig interessirt, als die Zahl. Wer nichts zählt als Zahlen, hat nichts Neues und nichts Altes, indessen doch eine geistige Thätigkeit, obwohl die leichte der Gewohnheit; so wie ein Virtuose ohne große geistige Anstrengung nach dem Generalbasse phantasirt, den er doch mit großer erlernte. Die Alten hatten an den Bettstellen das Bildniß Merkurs, dieses Rechners und Kaufmanns, und thaten an ihn das letzte Gebet. Es läßt sich wetten, daß Niemand leichter einschläft, als ein Mathematiker, so wie Niemand schlechter, als ein Verse- und Staatsmann.

2) Töne, sagt Baco, schläfern mehr ein, als ungefiederte Schälle. Auch Töne zählen und werden gezählt. Da aber hier nicht von fremden, sondern von Selbstentladungen — das Einschläfern ist der einzige schöne Selbstmord — die Rede ist; so gehören nur Töne her, die man in sich selber hört und macht. Es gibt kein süßeres Wie-

genlied, als dieſes innere Hören des Hörens. Wer nicht muſikaliſch phantaſieren kann; der höre ſich wenigſtens ein Lieblingslied, oder eine Trauermuſik in ſeinem Kopfe ab. Der Schlaf wird kommen, und vielleicht den Traum mitbringen, deſſen Saiten in keiner Luft mehr zittern, ſondern im Aether.

3) Vom zweiten Mittel iſt das dritte nicht ſehr verſchieden: ſich nämlich, in gleichem Sylbendreſchen leere Schilderungen langſam innen vorzuſagen, wie ich z. B. mir: Wenn die Wolken fliegen, wenn die Nebel fliehen, wenn die Bäume blühen u. ſ. w., darauf laſſe ich aufs Wenn kein So folgen, ſondern nichts, nämlich Entſchlafen; denn die kleinſte Rückſicht auf Sinn oder Zuſammenhang oder Sylbenzahl würde Alles wieder, wie ein Nachtwächtergeſang, einreißen, was das poetiſche Selbſtwiegenlied aufbauete. Da aber nicht jeder Talent zum Dichter hat — zumal ſo ſpät im Bette: ſo kommen ja dem Nichtdichter Bettlieder zu Tauſenden mit dieſem poetiſchen faulen Trommelbaſſe entgegen, wovon er nur eins auswendig zu lernen braucht, um für alle Nächte damit ſein Glück zu machen. Unſchätzbar iſt hier unſer Schatz von Sonetten, an welchen, wie an Raupenpuppen, nichts lebendig ſich bewegt, als das Hintertheil, der Reim. Ich würde hierzu auch auswendig gelernte Abendſegen vorſchlagen, weil ſich durch ſie wahrſcheinlich ſonſt Tauſende eingewiegt haben, wenn ich nicht beſorgte, daß ſie ungewohnten Betern durch den Reiz der Neuheit mehr Schaden und Wachen brächten, als Nutzen.

4) Ein gutes Mittel, einzuſchlafen nicht ſowohl, als wieder einzuſchlafen, iſt, falls man aus einem Traume erwacht, ſich in dieſen mit den ſchläfrigen Augen, indem man ihm unaufhörlich nachſchauet, wieder einzuſenken.

Bald wird die Welle eines neuen Traumes wieder aufwallen und dich in ihr Meer fortspülen und eintauchen. Der Traum sucht den Traum. Im großen Schatten der Nacht spielt jeder Schatten mit uns Sterblichen, und hält uns für seines Gleichen.

5) Hefte dein inneres Nachtauge lange auf einen optischen Gegenstand, z. B. auf eine Morgenaue, auf einen Berggipfel; es wird sich schließen. Ueberhaupt sind Landschaften, — weil sie unserm innern Menschen, der mehr Augen hat, als Ohren, leicht zu erschaffen werden, und weil sie uns in keine mit Menschen bevölkerte und erweckende Zukunft ziehen, — die beste Schaukel und Wiege des unruhigen Geistes.

6) Wer seine Augen schließen will, mache an seinem innern Januskopfe zuerst das Paar zu, das nach der Zukunft blickt; das zweite, nach der Vorzeit gerichtet, lasse er immer offen. Am Tage vor einer Reise, oder Hauptthat, schläft man so schwer, als am Tage nachher so leicht. Die Zukunft ergreift uns (so wie der Traum) mehr, als die Gegenwart und Vergangenheit. Im Hause eines Todten, aber nicht eines Sterbenden, kann man schlafen. Daß Pabst Clemens XIV. am Morgen vor seiner Krönung geschlafen hatte, merkt die Weltgeschichte mit Recht an; denn am Abende darauf, da er auf dem Stuhle saß, war es ganz leicht.

7) Das folgende Seelen- und Bett-Laudanum kann Jeder gebrauchen, er habe so viele Ideen, als er will, oder so wenige, oder gar keine. Ich schäme mich aber es anzugeben, da es in nichts Geistigerem besteht, als darin, daß man die fünf Finger, einen nach dem andern, langsam auf oder unter dem Deckbette auf und niederbewegt, und fortfährt, und daran so lange denkt, bis man, ohne daran

zu denken, an kein Aufheben oder Achtgeben mehr denkt, sondern schnarcht. Es ist erbärmlich, daß unser Geist so oft der Mitbelehnte des Leibes ist, und besonders hier das Faustrecht der todten Hand, und deren Fingersetzung hat, und daß sein geistiger oder geistlicher Arm in der Armröhre des weltlichen steckt. Schlafdurstige, also Schlaftrunkene, z. B. Soldaten, Postillons, schlummern im Reiten und Marschiren halb ein, bloß weil gleiche Bewegungen des Körpers dieselben langweilig-geistigen, die das Gehirn wenig mehr reizen, in sich schließen. Läßt man aber den schlafenden Postillon die Pferde abspannen, einziehen, abschirren und füttern; so wird und bleibt der Mann ganz wach, bloß weil seine (körperlichen und geistigen) Bewegungen jetzt immer etwas anderes anzufangen und abzusetzen haben. Der Grund ist: die Einförmigkeit fehlt. Wenn man in Tangotaboo (nach Forster) die Großen dadurch einschläfert, daß man lange und gelind auf ihrem Leibe trommelt; so ist der Grund gar nicht von diesem vorletzten Mittel verschieden. Denn das

8) ist das letzte. Da die Kunst, einzuschlafen, nichts ist, als sich selber auf die angenehmste Weise Langeweile zu machen — denn im Bette findet man doch keinen andern Gesellschafter, als sich; — so taugt Alles dazu, was nicht aufhört, und ohne Absätze wiederkehrt. Der Eine stellt sich auf einen Stern, und wirft aus einem Korbe voll Blumen eine nach der andern in den Weltabgrund, um ihn (hofft er) zu füllen; er entschläft aber vorher. Ein Anderer stellt sich an eine Kirchenthüre, und zählt und sucht die Menge ohne Ende, die herauszieht. Ein Dritter z. B. ich selber, reitet um die Erde, eigentlich auf der Wolkenbergstraßen des Dunstkreises, auf der wahren um uns hängenden Bergkette von Riesengebirgen, und reitet

(indem er unaufhörlich selber das Roß bewegt) von Wolke zu Wolke und zu Polscheinen und Nebelfedern, und dann schwimmt er durch langes Blau und durch Aequatorgüsse, und endlich sprengt er zum andern Pole wieder zu uns hinauf. — Ein vierter Schlafustiger setzt irgend einen Genius bis an den halben Leib in eine lichte Wolke, und will ihn mit Rosen rund umlegen und überdecken, die aber alle in die weiche Wolke untersinken; der Mann läßt indeß nicht ab, und umblümet weiter — in die Runde — und immer fort — und die Blumen weichen — und der Genius ragt. — Wahrhaftig, ich schliefe hier, hielte mich nicht das Schreiben munter, unter demselben selber ein. So wird uns der Schlaf — dieses schöne Stillleben des Lebens — von Allem zugeführt, was einförmig so fortgeht. So schlafen die Menschen über dem Leben selbst ein, wenn es kaum acht oder neun Jahrzehende gedauert hat. So könnte sogar dieser Aufsatz den Lesern die Kunst einzuschlafen mittheilen, wenn er ganz und gar nicht aufhörte.

Anekdote.

Ein Jude ging von Frankfurt a. M. nach Bonn, nachdem er für zweihundert Gulden Waare dort verkauft hatte. Zwei Räuber paßten ihm auf und erschlugen ihn, doch fanden sie sein Geld nicht, weil er es in Frankfurt deponirt hatte. Als man diese Geschichte erzählte, sagte ein Dritter ganz naiv: „Der Jude hat sie gut erwischt!“

Der Tabak.

(Parodie auf Schillers Ode an die Freude.)

Von Röller.

Tabak, Leckerei der Götter!
Kräutlein aus Elysium!
Hausverdruß und Regenwetter
Führt uns in dein Heiligthum.
Deine Zauber trösten wieder,
Wen sein liebes Weib gequält;
Bettler werden Fürstenbrüder,
Wenn's an Schwamm und Feuer fehlt.

Seyd umschlungen, Millionen!
Allen Rauchern diesen Kuß!
Brüder! übern Sternen muß
Unsers Krautes Finder wohnen.

Wem der große Pasch gefallen,
Echten Knasters sich zu freun,
Wem aus Meerschaum Dämpfe wallen;
Mische seine Jubel ein,

Ja, wer auch nur Lauſewenzel
  Füllt in ſeinen irdnen Kopf,
Schließe ſich an uns als Schwänzel,
  Und wer's nicht kann, bleib' ein Tropf.

Was ſich zählt zum Rauchervolke,
  Huldige der Sympathie.
  Zu den Sternen leitet ſie
In der großen Tabakswolke! —

Wolluſt trinken Millionen
  Aus der Pfeifenſpitze Born.
Die in niedern Hütten wohnen,
  Dampfen Eichenblatt aus Horn.
Herrlich muß der Thon ſich wölben,
  Den die Kunſt für Knaſter ſchuf;
Sonnenbrüder ſtänkern Gelben,
  Und der Sultan räuchert Muf.

Lüſtern ſeh' ich Blicke fliegen:
  Sucht ihr einen Fidibus?
  Ueberm Leuchter, Freunde, muß,
  Ueberm Leuchter muß er liegen.

Tabak heißt der große Wecker
  In des Arztes Todtenuhr.
Tabak zeigt dem feinſten Schmecker
  Erſt des Kaffee's Nektarſpur.
Tabak mengt das Loos der Staaten
  In der Männer Aſſemblee,
Tabak ſtärkt zu Heldenthaten,
  Wie zum Reden — der Kaffee.

Habt ihr etwas noch zu geben,
Fehlt es auch am Brod im Haus,
Gebt's für Tabak freudig aus,
Freudig, wie ein Held für's Leben.

Zu der Wahrheit Sonnenlichte
Schwebt der Forscher rauchend hin;
In Sermonen, in Gedichte
Bringt der Tabak Kraft und Sinn;
Tagelöhner führt zu Pausen
Oft des Stopfens heil'ger Brauch;
Durch den Ritz verschloſſner Klausen
Sah man Mädchen ſelbſt in Rauch.

Gibt's ein Zahnweh zu verſchmerzen,
Gibt es eins zu fürchten nur —
Braucht die edle Tabakskur,
Mädchen, laßt die Thoren ſcherzen!

In dem Prachtſaal ruht die Pfeife,
Doch daneben darf ſie glühn.
Kommt zum grünen Tafelſtreife,
Wo euch gelbe Blumen blühn.
Fern vom bunten Tanzgetümmel
Hört des Schickſals leiſes Wort,
Und genießt im Wolkenhimmel
Euern braunen Nektar dort.

Nichts von Klage ſey zu ſpüren!
An dem Spieltiſch rollt noch Geld.
Angeführt ſeyn will die Welt,
Nun ſo eilt, ſie anzuführen!

Was Prometheus uns gegeben,
War die Gluth im Pfeifenrohr.
Tabak lieh der Menschheit Leben,
Und ein Klotz war sie zuvor.
Brüder, trinkt ein Gläschen Kümmel,
Daß der Seele Flug sich hebt!
Blas't den blauen Dunst gen Himmel,
Wo des Tabaks Gründer lebt.

Der von Westens neuem Himmel
Die geraubte Flamme beut,
Dem Prometheus unsrer Zeit,
Unserm Nikot — Rauch und Kümmel;

Festen Muth bei schönen Augen!
Hülfe, wenn sie unsern drohn!
Worte, die zum Hören taugen,
Wenn euch auch die Macht entflohn!
Tabaksduft vor Stutzernasen!
Brüder! gebet euch das Wort,
Laßt die feinen Riecher blasen,
Aber stänkert immer fort!

Pumpt des Rauches Ströme schneller!
Schwört bei diesem Branntewein,
Dem Gelübde treu zu seyn,
Schwört's bei Limburg, Quandt und Kreller!

Rettung vom Pantoffelholze!
Männerfreiheit über's Geld!
Bändigung von Frankreichs Stolze,
Daß uns keine Sperre quält!

Laſſet dunkle Leinwand weben,
Kommet bei den Frauen ein;
Allen Rauchern ſoll vergeben,
Und das Waſchen nicht mehr ſeyn.

Nur im Thun erſcheint das Laſter,
Alles ruht im Himmelreich;
Brüder! dort erwartet euch
Eine gute Pfeife Knaſter!

Anekdote.

Jemand trat in einen botaniſchen Garten. Der Aufwärter führte ihn allenthalben umher, und zeigte ihm allerlei merkwürdige Bäume und Pflanzen. Allein, jener ſchien nicht befriedigt, bei dieſem und jenem Baume den Kopf ſchüttelnd. —

„Nun, fragte unwillig der Aufſeher, welchen Baum vermiſſen und ſuchen Sie denn? — Je nun, ich ſuche und ſuche und finde ihn nicht. „Aber welchen denn?" — Den Burzelbaum, verſetzte er ernſt.

Geſchichte des perſiſchen Glashändlers.

Von Addiſon.

Alcaſchar, ſagt die Fabel, war ein unnützer fauler Kerl, der, ſo lange ſein Vater lebte, nichts in der Welt lernen wollte. Als ſein Vater ſtarb, hinterließ er ihm etwa hundert Drachmen perſiſchen Geldes. Alcaſchar kaufte ſich für dieſes Geld, um es ſo gut als möglich zu benutzen, Gläſer, Flaſchen, und die feinſten Töpferwaaren. Dieſe packte er in einen großen offenen Korb, ſetzte den Korb in einer kleinen Bude, worin er ſaß, zu ſeinen Füßen nieder, lehnte ſich mit dem Rücken an die Wand, und wartete ſo auf Käufer. Indem er nun in dieſer Stellung die Augen auf den Korb geheftet, da ſaß, verlor er ſich in eine höchſt angenehmen Reihe von Gedanken, und einer ſeiner Nachbarn hörte ihn folgender Geſtalt mit ſich ſelbſt ſprechen: „Dieſer Korb," ſagte er, „koſtet mir bei dem Großhändler hundert Drachmen, und das iſt Alles, was ich in der Welt habe. Da ichs einzeln wieder verkaufe, ſo löſe ich binnen Kurzem volle zweihundert daraus. Dieſe zweihundert Drachmen werden mir nicht lange darauf vierhundert eintragen, und dieſe werden natürlicher Weiſe mit der Zeit auf vier tauſend anlaufen. Aus vier tauſend werden eben ſo unfehlbar acht tauſend. Sobald ich mir aber auf dieſe Weiſe zehn tauſend Drachmen erworben habe, will ich meinen Glashandel niederlegen und Juwelier werden.

Dann werde ich also mit Diamanten, Perlen und allen Arten von Edelsteinen handeln. Habe ich mir nun bei diesem Handel so viel Schätze gesammelt, als ich nur wünschen kann, so will ich das schönste Haus kaufen, das nur zu finden ist, und Ländereien, Sklaven, Verschnittene und Pferde dazu. Nun werde ich meines Lebens erst recht froh werden, und Aufsehen in der Welt machen. Doch will ichs hierbei nicht bewenden lassen, sondern meinen Handel noch so lange fortsetzen, bis ich mir hundert tausend Drachmen erworben habe. Bei einem solchen Vermögen werde ich natürlicher Weise auf den Fuß eines Fürsten leben; ich will daher um des Großveziers Tochter anhalten, ihm melden, was ich Alles von der Schönheit, dem Witz, dem Verstande und andern hohen Eigenschaften seiner Tochter gehört habe, und ihn sogleich wissen lassen, daß ich Willens bin, ihm an unserm Hochzeittage ein Geschenk von tausend Goldstücken zu machen. Sobald ich mit des Großveziers Tochter verheirathet bin, kaufe ich ihr zehn schwarze Verschnittene, die jüngsten und besten, die nur für Geld zu haben sind. Hiernächst muß ich bei meinem Schwiegervater in einer glänzenden Equipage und mit einem großen Gefolge von Bedienten, einen Besuch abstatten. Wenn er mich dann zu seiner Rechten sitzen läßt, welches er gewiß thun wird, wäre es auch nur seiner Tochter zu Ehren, so will ich ihm die tausend Goldstücke geben, die ich ihm versprochen habe, und nachher ihm noch einen Beutel mit eben so viel überreichen. Er wird dann große Augen machen, und ich werde sagen: Sie sehen, mein Herr, daß ich ein Mann bin, der Wort hält; ich gebe immer mehr, als ich verspreche. Habe ich nun die Prinzessin nach meinem Hause gebracht, so werde ich mir besonders angelegen seyn lassen, sie zu einem gebührenden Respekt zu gewöhnen, ehe ich

mich der Liebe und den zärtlichen Tändeleien überlasse. Zu diesem Ende werde ich sie in ihrem Zimmer allein lassen, ihr einen kurzen Besuch machen, und nur ein paar Worte mit ihr sprechen. Ihre Aufwärterinnen werden mir vorstellen, daß sie über meine Unfreundlichkeit ganz untröstbar sey, und mich mit Thränen bitten, ihr doch einige Liebkosungen zu machen, und sie bei mir sitzen zu lassen, aber ich werde unerbittlich bleiben, und ihr die ganze erste Nacht den Rücken zukehren. Alsdann wird ihre Mutter kommen, und ihre Tochter zu mir bringen, indem ich auf meinem Sopha sitze. Die Tochter wird sich, mit Thränen in den Augen, mir zu Füßen werfen, und mich bitten und flehen, ihr doch meine Gunst zu schenken. Aber dann werde ich, um ihr eine recht tiefe Ehrfurcht vor meiner Person einzuprägen, meine Beine aufziehen, und ihr einen Stoß mit dem Fuße geben, daß sie einige Schritte weit von dem Sopha forttaumeln soll." — Alcaschar war so voll von diesen schimärischen Vorstellungen, daß er wirklich die Bewegungen mit dem Fuße machte, die er eben in Gedanken hatte; zum Unglück traf er den Korb mit der zerbrechlichen Waare, die das Fundament seiner ganzen Größe war; das Glas flog weit von ihm in die Gasse, und fiel in tausend Stücke.

Bitte an . . . . . .

Was foppſt Du mich ſo manchen Tag ?
Sag' !
Ich harre bis zum Abendſchein !
Dein !
Mein Diener, der mit manchem Brief
Lief,
Bracht' Hoffnung zwar mit leichtem Schritt
Mit.
Dein Aug', in dem der ſchönſte Tag
Lag,
Dies Auge ſprach ; „Ich komme um —"
Stumm ;
Als ich den Weg zu Deiner Hand
Fand,
Und küßte mir den heißen Mund
Wund,
Du ſprachſt es aus, das Wort :
„Dort !"
Doch harr' ich nun die Woche lang
Bang,
In der mein Herz dein ſüßes Bild
Füllt ;
Ich komme doch, du Huldgeſtalt,
Bald,
Bevor im Schmerz mein Augenlicht
Bricht.

Aus Abraham a Sancta Clara.

(Fortsetzung.)

Von den Promessen und viel versprechenden und wenig haltenden Narren.

Die Promessen-Narren schaden sich selbsten auf dreierlei Manier: erstens beschweren sie ihr eigenes Gewissen, andertens zertrennen sie die Freundschaft, und zum dritten bürden sie sich selbsten eine stete Obligation auf den Hals, und machen sich verpflichtet, das Versprochene zu halten. Was das Gewissen anbetrifft, davon sagt der weise Mann **Proverb. c. 12. vers 18: est, qui promittit, et quasi gladio pungitur conscientiæ.** Es ist Einer, der thut Verheißung, und wird gleich mit einem Schwert des Gewissens durchstochen. Die Freundschaft aber zertrennen sie, denn wer immer viele will zu Feinden machen, der verspreche ihnen nur wacker, und halte nichts, auf solche Weis wird er Feind genug haben. Es gibt viel, welche, wenn sie um etwas angesprochen werden, solches nicht recht abschlagen dürfen, daher versprechen sie es gleichsam Schanden halber ihrem Freund; indem sie aber das Versprechen nicht halten können, oder aber solches mit ganzem Fleiß nicht halten wollen, so machen sie hierdurch der alten Freundschaft bald ein End: solches bekräftiget die göttliche Schrift **Eccl. cap. 20. v. 25.** sagend: **est, qui præ confusione promittit amico suo, lucratus est eum inimicum gratis.** Es ist auch einer, der seinem Freund aus Scham etwas verheißet und machet sich ihm selbst zum Feinde ohne Ursach.

Die meisten versprechen und sprechen also: Mein Herr, der Herr befehle, er wird mich allzeit ihm zu dienen bereit finden, der Herr klopfe ohne alle Scheu an, wenn er etwas vonnöthen hat, soll es auch um Mitternacht seyn, in dem ersten Schlaf, ich verspreche demselben, allzeit treulich beizustehen. Stehet dann der gute Freund an etwas an und kommet vor die Hausthür, so ist Niemand zu Haus, der Herr Promessen-Narr ist ausgegangen und seine Frau ist übel auf, kann nicht aus dem Bett aufstehen, der große Sohn ist verreist, die Tochter aber darf ohne Wissen des Herrn Vaters und der Frau Mutter nichts thun, bitt also, sie dermalen vor entschuldigt zu halten. Kommt der vertraute Freund ein andersmal wieder, so finden sich wiederum andere Excusationes und Ausflücht, bald wendet man die Unmöglichkeit vor, bald die schwere Zeiten, bald die überhäufte Ausgaben, bald andere Sachen.

Dergleichen verlogene Narren, die gulden Häuser, ganze Nektar-Flüß, ungeheure Getreid-Berg und volle Meer mit Perl und Edelgestein versprechen, aber nicht das Geringste halten und zum Effekt bringen, seynd wie die Schnee-Ballen; ihre Parolen zergehen, ehe man sich dessen versieht, zerrinnen wie der Schnee auf der Erden und verschwinden. Die Promessen und vielversprechende Narren seynd wie die Büchsen in den Apotheken, die stehen ganz vergoldt und schön gemalt in wohl gemachter Ordnung, mit vortreflichen Titeln geziert, auf einer steht Rabarbara, auf der andern Meritat, auf der dritten Elixier proprietatis, auf der vierten Cassia, auf der fünften Saccharum rosatum, auf der sechsten Theriaca, und so fort. Ach was große Gesundheit versprechen sie nicht den Kranken, aber so man etliche Büchsen davon eröffnen sollte, wäre

teutsch zu reden, Alles erlogen, und seynd in mancher, statt der Arznei, nichts als Spinnen-Weben, und andere Narretheien anzutreffen.

Item seynd die Promessen-Narren wie die Wind und Wolken zur dürren Sommers-Zeit, worauf kein Regen folget, Nubes et ventus et pluviæ non sequentes vir gloriosus et promissa non complens sagt Salomon proverb. cap. 25. v. 14 ein ruhmsüchtiger Mann und der seinen Verheißungen nicht nachkommt, ist gleich einer Wolken und Wind ohne folgenden Regen. Dahero spricht der weise Sirach: non spondeas super virtutem tuam, et si spoponderis, quasi restituens cogita. cap. 8. vers. 16. Mancher kommt, bitt um Gottes Willen und sagt: Euer Excellenz, gnädiger Herr, gestrenger Herr, hochwerthester Herr Patron, wenn Sie mir in dieser hochwichtigen Sach an die Hand gehen, aus diesem und jenem Prozeß helfen, meine Negotia expediren, und die Sachen glücklich zu End bringen, ich will mich gewißlich dankbar einstellen, sollte auch mein Hab und Gut darauf gehen, ich bin an ein Dutzend Dukaten nicht gebunden, mein Weib wird a parte dero Frauen Gemahlin etwas in die Kuchen schicken, haben wir doch, Gottlob, Fliegel-Werk genug, mit Kälbern bin ich auch versehen, habe jüngstens ein Reisgejaidt im Bestand genommen, Wildbrädt ist ohnedem bei uns nicht theuer, Schmalz, Käs, Butter stehet Euer Excellenz, ihro Gnaden, ihro Gestrengen zu Diensten, drei oder vier dessen, wie viel ihnen beliebt, item wenn Sie etliche Pfund Saffran vonnöthen, mein Weib kann schon mit einem aufwarten, wollten wünschen, wir hätten einmal die Gnad, dieselbe in unserm schlechten Häuslein zu bedienen, wollten schon noch etwas zu essen finden, ein Bändlein Granabetsvögel, oder ein steurisches Kapäunlein, ein Gänslein, so gut es

mein Weib in der Mast hat. Allerhand dergleichen Streich machen die groß-sprechende Promessen-Narren, verheißen ganze Kapitel, und goldschwangere Berg, wann aber die Sache vorbei, dem Prozeß abgeholfen, das Negotium expedirt, und Alles verlangtermaßen zum End gebracht worden, so machen sich die Prahler aus dem Staub, erdenken allerhand Aufschub und Mittel, wie sie sich davon schraufen, von dem Versprochenen etwan nur das halbe Theil oder gar nichts zu geben, da heißt es und wird nur allzuwahr, was die Schrift sagt Ecclesiast: 29. vers. 5. donec accipiant, osculantur manus dantis et in prommissionibus humiliant vocem suam, et in tempore redditionis postulabit tempus, et loquetur verba tædii et murmurationem et tempus causabitur, si autem poterit reddere, adversabitur, solidi vix reddet dimidium et computabit illud quasi inventionem etc. So lang bis sie etwas empfahen, küssen sie die Hände desjenigen, der es ihnen gibt, und reden fast demüthig in ihren Verheißungen, wann aber die Zeit der Bezahlung kommt, da ist einer, der begehret Verlängerung der Zeit, er gibt auch wohl verdrüßliche Wort ꝛc. als wenn ers gefunden hätte ꝛc.

Bei diesen Narren ergehet es, als wie bei den Hafnern; der Hafner gedenkt oftermals ein großmächtiges Geschirr auszuarbeiten, es thut aber das Rad mit seiner Geschwindigkeit der Hand vorkommen, daß vor einen großen Hafen nur ein kleines Krüglein heraus kommet. Also laufen der Promeßnarren ihre Zungen, versprechen ungeheure Ding, endlich ist es ein pures Nichts, das Versprechen wird zu Wasser, und alle Hoffnung gehet darinnen zu scheitern. Inde est, sagt Valerianus, quod interdum amicitiarum fides læsa suspiret, inimicitias enim est indixisse, promissa non servasse. Dahero kommts, daß alle Treu und

Glauben unter den Menschen zertrennet wird, denn das Versprechen nicht halten, ist nichts anderst, als die Freundschaft aufkünden. S. Valerian. hom. 4. solche Narren aber, welche so unmögliche Sachen versprechen, welche sie nicht halten können, sollen davor ihr Maul halten. Sarisbariensis spricht: si promissionis adimplendæ facultas non suppetit, temerarium est promittere, quod præstari non potest: Wenn die Kräften nicht zulassen, das Versprochene zu halten, so ist es ein groſses und sträflichs Vermessen, etwas zu versprechen, was man in der That nicht erweisen kann. Jo. Sarisbraien. I. 3. de nugis curialium cap. 11.

Der gelehrte Guilielmus Paraldus, Abt zu Lugdun, fraget, welcher unter allen Bäumen der bescheidenste und der närrische Baum seye? Er antwortet sich aber selbsten und saget, daß der närrischste unter allen Bäumen der Mandelkernbaum, der bescheidenste aber der Maulbeerbaum seye. Denn der Mandelkernbaum blühet in dem Frühling gleich zum ersten mit andern Bäumen und verspricht seine Frucht gleich von Anfang, die er doch erst zuletzt in dem Herbst träget, hingegen der Maulbeerbaum macht wenig Prahlerei, er grünet zum letzten, und sobald er anfänget zu grünen, so trägt er auch Frucht. Durch den Mandelbaum werden die Promessen-Narren, durch den Maulbeerbaum aber diejenigen verstanden, welche, was sie versprechen und in den Mund zeigen, in der Wahrheit erweisen. Wo hingegen die erstere groſse Hoffnung machen, und entweder gar spat oder niemals eine Frucht bringen.

Groß vom Maul,
In der That aber faul.
Im Versprechen ganz vermessen,
Im Halten schläfrig und gar vergessen.

Unter dieſer Narren-Kappen ſtecken auch diejenigen, welche große Heiraths-Kontrakte und Inſtrumente aufſetzen, und damit ſie ihre Töchter zu Haus los werden, ſtattliches Heirathgut verſprechen, goldenen Hausrath vormalen, den Amanten ein Blindes vor die Augen machen; ſobald die Hochzeit ein End hat, und die Braut nach Haus kommet, da iſt in der ganzen Wirthſchaft das Vornehmſte die ſplendida miseria oder die erarmte Hoffart.

In den großen Kuchen da iſt kein Teller,
Kein Eimer Wein faſt in dem Keller,
In Speiß und Kammer da iſt ein Kraus,
Ach! wie ſieht nicht der Leibſtuhl aus?
Die Mauer iſt dort und da verletzet,
Die beſten Seſſel ſeynd auch zerfetzet.
Mein bitt! ein Menſch betrachte doch,
Hat nicht der große Keſſel ein Loch,
Es könnt dadurch ohn alle Gefahr,
Ein Kuchenlub fallen mit Haut und Haar,
Der Bräutigam wart mit höchſten Sorgen,
Aufs Heirats-Gut faſt alle Morgen,
Und ſeufzet er auch noch ſo hart,
So hat der Narr doch nichts erwart,
Der Kontrakt der iſt zwar auserleſen,
Doch nur ein leeres Verſprechen geweſen;
Auf ſolche Weis machts jetzt die Welt,
Man macht viel Wort und gibt kein Geld.

Gleichwie aber die Promeſſen-Narren ihren Nächſten viel verſprechen und wenig halten, alſo ſeynd auch wiederum von eben dieſer Gattung ſchändliche und gewiſſenloſe Narren zu finden, welche nicht allein die Leut mit eitlen

Großsprechungen äffen, sondern auch Gott selbsten vorlügen, allerhand Gelübd machen, Andachten verloben, die schwierigste Bußwerk verheißen, und auf einmal in die Klöster, in die Wästen und Einsiedlereien verlaufen wollen, sobald sie aber aus ihrem Uebel entrinnen, aus der Widerwärtigkeit, Unglück, Verfolgung, Kummernuß, Krankheit und Elend herauskommen, da wischen sie das Maul, vergessen aller ihrer Gott geschwornen Gelübden, und endigen wieder auf den alten Rabisch.

Ein Schiffmann war einsten in einer großen Wasser-Gefahr, dannenhero versprach er, wenn er glücklich sollte zu Land kommen, dem heiligen Nikolao eine solche Kerzen zu opfern, welche so groß als sein Mast-Baum seyn sollte, als ihn aber sein Sohn hierüber ermahnte, seiner großen Armuth zu gedenken, was er wohl meine, daß eine so große Kerzen kosten würde, es seye unmöglich dieses Gelübd zu halten ꝛc. darauf sagte alsobald der Schiffbengel: Narr, laß uns nur aus der Gefahr kommen, es thuts dem Nicolao wohl ein Kreuzer-Kerzlein, unser Pfarrer hat ohnedem gepredigt, daß es im Himmel nie Nacht werde, was bedürfen dann die Heiligen so große Kerzen? Signor Capronymus Edler von der Nadel, Herr zu Faden-Hoffen und zu Zwirndorff, hat nunmehro sein blühendes Leben dem lieben Vaterland unter den Schneiderdiensten aufgeopfert, und da ihm einsmals sammt seinem Vogel-Eisen die natürliche Hitz entgangen, daß er tödtlich erkranket, auch schon sogar in die letzte Zügen gegriffen, hat ihm wegen der gestohlenen Fleck und Lappen, das ängstige Gewissen nicht wenig gedrucket, sonderlich als ein erschreckliches Gesicht ihm die Todes-Schmerzen um ein Merkliches vergrößerte. Er sahe nämlich den lebendigen Teufel in einer grausamen Gestalt, der dem Schneider aus allen seinen zusammengestohlenen

Flecken einen an einander gestuckten Fahn vorwies, welcher so groß war, daß er den völligen Himmel damit bedeckte. Es waren in diesem Fahn genähet große Fleck, kleine Fleck, mittlere Fleck, breite Fleck, schmale Fleck, lange Fleck, kurze Fleck, tuchene Fleck, seidene Fleck, sammete Fleck, zeugene Fleck, grobe Fleck, klare Fleck, in summa allerlei Fleck; nur allein keine goldene Fleck waren darinnen.

Ach! wie war nicht dem armen Schneider dazumalen so übel zu Muth, er war erstarret wie ein Fischbein, seine Backen sahen aus vor Furcht, wie ein ungebleichter Zwirn, und ein jeder Anblick auf diesen Fahn gedunkte ihm, gleich würde sein bebendes Herz mit tausend Pfriemen durchstochen. Derowegen seufzte er in diesem großen Elend zu Gott, und versprach, nicht allein alle Fleck wieder zurück zu geben, sondern auch hinfüro nicht das geringste Flecklein, sollte es nur einen Nagel breit seyn, mehr zu entwenden und unter den Tisch fallen zu lassen. Berufet auch hierüber zu größerer Bestätigung seines Vorhabens und Gelübdes den Altgesellen, mit Vermelden, daß wenn ihm der Allerhöchste von dieser gefährlichen Krankheit aufhelfen würde, er mithin wiederum seinen Verrichtungen abwarten und die Kleider zuschneiden sollte, der Alt-Gesell allezeit den Meister Schneider mit diesen Worten zu vermahnen habe: Meister gedenkt auf den Fahn. Was geschieht, der Schneider wird besser, die Krankheit weicht, die Kräfte nehmen zu, und Sign. Capronismus merkt, daß er nunmehro im Stand seye, die große Scheer zu erhalten, treibet dannenhero, wie er gepflegt, wieder sein voriges Handwerk, da dann der Alt-Gesell, so oft sein Meister ein Kleid zugeschnitten, keinesweges vergessen zu sagen: Meister gedenkt auf den Fahn.

Einsmals bestimmte ein vornehmer Herr ein Kleid bei dem Schneider, und erkaufte hierin ein reiches Goldstück,

als es aber zu dem Zuschneiden kommt, sticht den Schneider der schöne Zeug in die Augen, vergisset darüber sein Gott gethanes Versprechen, schneidt einen großen Fleck, so just auf ein Weiber-Hauben genug war, davon weg und läßt ihn hinter die Bank fallen, alsobald schreit der Gesell: Meister, gedenkt auf den Fahn! Aber Signor Brian kehrt sich wenig daran, sondern widersetzt dem Gesellen: Narr, laß mich schneiden, dieser Fleck ist nicht in dem Fahn gewesen. Hat also nach erlangter Gesundheit seine saubern Stücklein wieder fortgetrieben, und ist der alte Schneider blieben.

Viele, viele machen es also, sobald das Wasser in das Maul rinnet, da versprechen sie Alles von der Welt, und kriechen zum Kreuz, aber sobald das Unglück, die Trübseligkeit, die Krankheit, die Plag, die Noth, die Straf vorbei ist, da fängt die Sach an zu stinken und die Promessen zu hinken. Solche Promessens vielversprechende, und wenig haltende Narren seynd schon vorlängstens gewesen die Juden. Dahero von ihnen und allen andern solchen Narren der gekrönte Psalmist im 106. Psalm also redet: **et clamaverunt ad Dominum cum tribularentur, et de necessitatibus eorum eduxit eos, citò defecerunt, obliti sunt operum ejus et non sustinuerunt consilium ejus:** und sie riefen zu Gott, da sie in Leiden waren, und er hat sie errettet aus ihren Nöthen, das war aber bald gethan, vergaffen seiner Werke und warteten nicht auf seinen Rath. Ueber diese Großsprechungen zürnet Gott sehr, da er bei Eccleciast. cap. 5. v. 3. saget: **displicet Deo infidelis et stulta promissio;** der Herr hat einen Mißfallen an einer untreuen und närrischen Verheißung. Darum gibt wiederum David diese nachdrückliche Vermahnung Psalm 75. v. 12. **vovete et reddite Domino:** Gelobet und zahlet dem Herrn eurem

Gott. Promissum enim, quod non exsolvitur, est palliatum mendacium; das Verſprechen, das in dem Werk nicht gehalten wird, iſt eine vermäntelte und vermasquirte Lug, ſchreibt Drexelius par. 1. Cap. de lingua promittente. Und hat ſeinen Urſprung von dem Teufel, als dem Vater aller Lügen, wie denn dieſer böſe Feind ſeinem eigenen Gott und Herrn über die Maßen ſchändlich vorgelogen, bei Matth. Cap. 4. Vers 9. da er ihn auf einen hohen Berg geführt, und alle Reiche und Länder der ganzen Welt gewieſen, ſprechend: ſiehe, alles dieſes will ich dir geben, wenn du niederfälleſt und mich anbeteſt. Ei mein Satan! biſt du nicht ein Narr? du biſt ja ein armer Teufel, haſt ſelbſt nichts, und verſprichſt dem Erſchaffer Himmels und der Erden die ganze Welt, nemo honeste polliceri, quod suum non est, potest; Niemand kann mit ſchönen Ehren einem Andern etwas verſprechen was nicht ſein iſt. Drexel. par. 1. fol. 739. Aber was fragt der Teufel darnach? Alſo hat ers gemacht unſern erſten Eltern, da er ihnen verſprochen, wenn ſie von der verbotenen Frucht würden eſſen, daß ſie ſollen wie die Götter ſeyn, eritis sicut Dii. Das Verſprechen hab aber gefehlt, und Adam iſt ſtatt des Gotts des Todts worden, auch das ganze menſchliche Geſchlecht ins Verderben gebracht. Jetzt glaubt dem Teufel ein andersmal wieder!

Viel wäre noch von dieſer Materie zu handeln, wenn mir nicht die Zeit eben ſo kurz würde als den Promeſſen-Narren ihre Verſprechen; dannenhero will ich alle dieſe großſprechende Narren mit ihren Schellen verlaſſen, daß ſie in dem Narren-Häuslein eine Zeit lang pauſiren mögen, und nichts mehr von ihnen melden, weil dieſe

Narren so schändlich seynd, daß nicht einmal der Mühe werth ist, in einer ehrlichen Schrift solcher Narren zu gedenken.

Anekdote.

Ein Berliner kam in Wien in das Hotel „Zum Schwan“ und setzte sich an einen Tisch; sogleich sprang ein Kellner hinzu: „Was schaffen Eu'r G'naden? woll'n Eu'r G'naden enten oder drenten essen?“ (d. h. auf Wienerisch: „hier oder drüben?“) Der Berliner dachte: Enten hab' ich auch in Berlin, aber Drenten, das muß eine Wienerspeise seyn; er sagte also: „Ich wünschte Drenten zu speisen.“ „Spazieren Eu'r G'naden hinüber,“ sagte der Kellner, und der Berliner meinte, Drenten würden bloß im andern Saale gegessen, ging hinüber und setzte sich an einen Tisch. „Was schaffen Eu'r Gnaden?“ Neuerdings, „Ich möchte hier Drenten essen!“ — Ja, wenn Eu'r G'naden hier essen wollen, so können Sie nicht drenten essen! — „Warum?“ — „Na, Eu'r G'naden können nur enten oder drenten essen, aber enten und drenten zugleich, das geht nit.“ Endlich erklärte es sich, daß drenten kein Flügelwerk ist.

Das Schnupftuch.

(Parodie auf Schiller's „Handschuh.")

Unlängst am Schanzelstrand
Ganz knapp am Ufersraud,
Ging Schneider Franz.
Zur Seit' ihm in grober Paradi,
Der Schusterin ihre Tochter, die Kathi,
Schneeweiß geputzt wie eine Gans.
Sie gingen in Liebesgedanken
Spazieren, und weilten am Schranken
Wo unter der Brucken am Stein
Die Wäscherzillen zart sich befinden,
Die Weiber die Tücheln auswinden
Und riebeln brav Löcher hinein.
Man weiß wie das Volk pflegt zu schimpfen,
Da kriegt jeder Pudel sein Titel
Beschimpft wird der Rock wie der Kittel,
Man muß so ein Auftritt nur sehn.
D' Frau Nani, d' winkt mit 'n Finger,
Da öffnet ihr Maul sich, ein Zwinger,
Und ganz mit erfrechendem Schritt
Entgegen die Urschel ihr tritt,
Stemmt ihre zwa Arm in d' Seiten,
Und lästert sie da unter'n Leuten

Und schimpft sie auf Leben und Tod,
Kein' Katz' nimmt von ihr mehr ein Brod.
Die Sepherl die treibt es no schlimmer;
No gröber, gemeiner und dümmer,
Hebt gleich sie das Handel empor
Und gibt ihr hierauf eine auf's Ohr.
Die Nani nun auch nit schen,
Versetzt ihr mit wildem Geschrei,
Ein Tätschen, für zwei konnt' sie gelten,
Hernach erst fangt's an brav zu schelten.
Nun steigt auch d' Miedel ins Schiff,
Macht nach d' Sepherl ein Griff,
Die schaut sich stumm
Rings um
Mit langem Höhnen
Und bissigen Zähnen,
Streckt sie die Glieder
Wirft d' Sepherl nieder.
Da entsteht ein höllisch Geschrei:
„Die andern Weiber herbei!"
Die raufen mit wilder Begier
D' Miedel, das grobe Thier,
Das packt sie mit ihren zwei Bratzen,
Blitz! rufen's wie die Katzen!
Jetzt ruft d' Wach': „g'nug für heut!
Schamts euch do endlich für d' Leut!"
Da fällt oben von des Ufers Rand
Ein Schnupftuch hinunter aus schöner Hand,
Und mit einem Schlüsserl beschwert,
Das der Schuster-Kathi gehört,
Zwischen der Sepherl und Miedel allein
Mitten hinein!

Und zum Schneider Franz ſpottender Weiſ'
Wendet ſich die Kathi jetzund:
„Nun, Schneider, is deine Liebe ſo heiß,
„Wie Du mir ſchwörſt zu jeder Stund,
„So geh und heb' mir das Tüchel auf!"
Und der Schneider im ſchnellſten Lauf,
Steigt hinab in den furchtbaren Raum
Mit feſtem Schritt,
Und aus der Wäſcherinnen Mitt'
Hebt er das Tüchel mit keckem Daum!
Und mit Staunen und mit Grauen
Sieht's die Wach', d' Herren und d' Frauen,
Und gelaſſen bringt er das Tüchel zurück.
Da ſchallt ſein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick,
Er verheißt ihm ſein nahes Glück,
Empfängt ihn d' Mamſell Kathi:
„O Schneider, wenn Du jetzt mein wärſt, was that i!"
Doch er wirft ihr das Tüchel in's Geſicht:
„Den Dank Kathi begehr' ich nicht.
„Aber zweifle nicht mehr du ſchlechte Vagaſchi,
„Als hätt' ein Schneider gar kein Curaſchi!"

Beschreibung der feierlichen Prozession zu dem Galgen bei der Execution William Woods, Edlen und Eisenhändlers.

(Swifts und Arbuthnots satirische Schriften.)

Vor einiger Zeit verbreitete sich ein Gerücht, daß William Wood, Edler und Eisenkrämer, sich hier in Dublin in seines Schwagers Hause versteckt hielte. Eine große Menge Menschen von allerlei Ständen und von beiden Geschlechtern versammelten sich vor der Thür, fest entschlossen, an diesem Betrüger und Falschmünzer Rache zu nehmen. Während dieses lärmenden Schauspiels stand eine gewisse wißbegierige Person in einer Ecke, beobachtete die versammelten Menschen, wie sie ihren Unwillen und Eifer, jeder auf seine eigene und seinen Geschäften angemessene Weise ausdrückten, sehr genau, schrieb nachher so viel davon auf, als sie sich erinnern konnte, und war so gütig, mir den Aufsatz mitzutheilen, und zwar zugleich mit der Erlaubniß, solchen zum Nutzen derer mitzutheilen, die in Ansehung schicklicher Ausdrücke in Verlegenheit seyn könnten, und nicht wüßten, wie sie ihre guten Gesinnungen gegen besagten William Wood an den Tag legen sollten.

Das Volk schrie: Man sollte ihn ausliefern.
Ein Parlamentsglied rief: Werft ihn zum Hause hinaus!

Zweites Parlamentsglied: Ich ſtimme dieſer Motion bei.
Ein Koch: Ich will ihn mürbe klopfen.
Zweiter Koch: Ich will ihn brühen.
Dritter Koch: Ich will ihn anſpießen.
Vierter Koch: Ich will ihn in Frikaſſenſtückchen zerſchneiden.
Ein Beſoffener: Ich will auf ihn zuſchmeißen ſo lang ich ſtehen kann.
Buchdrucker: Ich will ihn unter die Preſſe nehmen.
Abläder: Ich will ihm mit dem Hebebaum ein Paar auf den Kopf geben.
Würzkrämer: Ich will ihn pfeffern.
Apotheker: Ich will ihn mörſeln.
Zweiter Apotheker: Ich will ihn zur Mumie ſchlagen.
Fuhrmann: Ich will ihn ſchmieren.
Schulmeiſter: Ich will ein Exempel an ihm ſtatuiren.
Kaninchenjäger: Ich will ihn fretſchen.
Müller: Ich will ihn mahlen.
Matroſe: Ich will ihn tauchen.
Bader: Ich will ihn ins Schwitzbad ſtecken.
Senfhändler: Ich will ihm was unter die Naſe reiben.
Tanzmeiſter: Ich will ihn Manieren lehren.
Zweiter Tanzmeiſter: Ich will ihn lehren Kapriolen machen und ſpringen drei Stockwerk hoch.
Katholiſcher Prieſter: Ich will ihn verfluchen, daß der Teufel in ihn fährt.
Pachter: Ich will ihn dreſchen.
Schneider: Ich will ihn bügeln.
Korbmacher: Ich will ihn flechten.
Barbierer: Ich will ihn ſcheeren.
Keſſelflicker: Ich will ihn hämmern.
Schuſter: Ich will ihn über den Leiſten ſchlagen.
Kutſcher: Ich will ihn zum Teufel jagen.

Tabakfabrikant: Ich will ihn laugen.
Fleischer: Ich will ihn viertheilen.
Zweiter Fleischer: Ich will ihm das Messer in der Kehle herumdrehen.
Wiedertäufer: Wir wollen den Schelmen im Meere taufen, wo es am tiefsten ist.
Stallknecht: Ich will ihn striegeln.
Spieler: Ich will ihn knöcheln.
Zweiter Spieler: Ich will ihm die Bank sprengen.
Wechsler: Ich will ihn bezahlen.
Wäscherin: Ich will ihn zerknetschen.
Brunnenmeister: Seine Dreier sollen ausbleiben wie das Röhrwasser.
Hahnrei: Ich will ihn lehren die Hörner einziehen.
Jude: Möcht' er kriegen die Kränke, so vielmal, als Tag' im Jahr, und Sekunden in einem Tag':
Scharfrichter: Ich will ihn wegputzen.
Henker: Ich will ihn würgen.

Als endlich das Volk versichert wurde, daß William Wood weder im Hause noch in dem ganzen Reiche sey, beschloß es, ihn in effigie zu hängen, wovon die ganze Ceremonie verdient auf die Nachwelt fortgepflanzt zu werden.

Erstlich zog voran ein ganzer Haufe Troßjungen mit kurzen Stöcken in ihren Händen, um Platz zu machen. Auf ihren Hüten hatten sie papierne Kokarden.

Hierauf erschien Edler William von Wood, in Lebensgröße, gebildet aus einem von dem Kiel eines Schiffes genommenen Stück Holze. Auf seinem finstern Gesichte erblickte man verschiedene einzelne Stücke seiner geprägten Münze, um anzuzeigen, wer er, was sein Gewerbe und Verbrechen sey. Er trug auf seinem Kopfe eine aus vier

alten Lumpen künstlich zusammengesetzte Perrücke, und der Strick um den Hals diente ihm zu einer Halsbinde. Der Anzug war nicht so nett und schön, wie er gewöhnlich bei Leuten in seinen Umständen zu seyn pflegt; denn er war nur mit einem groben buntscheckigten Friesrocke bedeckt, welches einige Tadelköpfe als Affektation ausdeuteten. Zwei starke Kerle trugen ihn auf ihren Schultern. Sein Betragen war ernsthaft, und, obschon seine Miene etwas Nachdenkendes hatte, sehr gefaßt.

Hinter ihm folgte sein Vater, ganz allein, in einem Trauerkleide, den Hut in die Augen gedrückt, und ein Schnupftuch in der Linken, die Thränen abzuwischen.

Alsdann folgte der Henker in selbsteigener Person, dessen ehrwürdiges Ansehn die Augen der ganzen Menge auf sich zog: er unterschied sich aber durch einen Strick, den er auf der linken Schulter zum Zeichen seines Amtes trug.

Ihm folgten zwei Personen Hand in Hand. Die eine stellte William Wood's Schwager vor, die andere einen gewissen Sattler, seinen vertrauten Freund, dessen Namen ich vergessen habe. Jeder trug einen kleinen kupfernen Kessel in seiner Hand, worin eine ziemliche Menge kleiner Woodscher Dreier war. Von Zeit zu Zeit schüttelten sie ihre Kessel, welches einen melancholischen Ton verursachte, als ob sie ihrem Gesellschafter und Mitverbündeten ein Todtengeläute anstimmen wollten.

Nach ihnen kamen verschiedene Offizianten, deren Gegenwart und Beistand man nöthig hatte, um das vorhabende Werk mit deste größerem Anstande zu vollenden.

Den Schluß machte eine unzählbare Menge, von deren Hussa-Geschrei die Lüfte mehrmal ertönten; welches aber Vernünftigere als ein Zeichen der Grausamkeit, und als

ein Triumphiren über den unglücklichen armen Sünder anfahen, ohne in Erwägung zu ziehen, wie vielen Glückswechseln das menschliche Leben unterworfen ist.

Inzwischen muß ich, wie es einem unparteilichen Geschichtschreiber gebührt, doch die Anmerkung machen, daß Hr. Wood selbst ganz unbewegt schien, ohne daß sein Gesicht sich nur im mindesten verändert hätte. Nur in dem Augenblicke, als er den Querbalken erblickte, der gerade von derselben Art Holz, wie seine eigene Person war, schien es, als ob er ein wenig tiefsinniger zu werden anfinge.

Auf dem Richtplatze blieb er unerschüttert, und man sah nicht, daß er auch nur eine Thräne vergoß. Er widersetzte sich nicht, sondern überließ sich dem Henker mit der größten Gelassenheit, der wirklich, wie man glaubte, etwas zu rauh mit ihm verfuhr, weder ihn küßte, noch ihn um Verzeihung bat. Seine letzte Rede ist gedruckt worden, und verdient mit goldenen Buchstaben aufgezeichnet zu werden. Als man ihn fragte, ob die Rede ächt und von ihm wäre, läugnete er es nicht.

Diejenigen von dem zärteren Geschlecht, welche der Feierlichkeit mit beiwohnten, beklagten, daß ein so hübscher wohl gebauter Mann so frühzeitig ums Leben kommen sollte. Man ließ ihn nur eine kurze Zeit hängen, weil man beim Fühlen an die Brust fand, daß sie ganz kalt und steif war.

Es ist wirklich wunderbar, daß dieses traurige Schauspiel die Herzen des Volks zum Mitleid umkehrte. Als man ihn losschnitt, wurde der Leichnam durch die ganze Stadt geführt, Beisteuern zu sammeln, um sein Andenken zu feiern, und Jedweder zeigte sich nach Verhältniß seines Vermögens freigebig.

Diese Feierlichkeit wurde in einem ansehnlichen Bier-

hause auf eine dem Stande des Verstorbenen gebührende Weise vollzogen. Indeß sich die Begleiter über das Leichenbegängniß unterredeten, stand ein würdiges Mitglied der Versammlung auf und schlug vor, daß man den Leichnam am nächstfolgenden Tage aus der Stadt fahren, und mit dem nämlichen Gepränge, eben den Formalitäten verbrennen möchte, weil man dadurch der Bosheit seiner Feinde, und den Beschimpfungen, die man gegen seine Ueberbleibsel vornehmen möchte, am besten zuvorkommen könnte. Der Vorschlag wurde angenommen, und ohngefähr des folgenden Morgens sah man einen neuen Leichenaufzug. Weil aber im Urtheil nichts vom Verbrennen gestanden hatte, so fand die Obrigkeit für gut, sich ins Mittel zu schlagen, und der Leichnam wurde von den Gerichten in Beschlag genommen.

Wir hören, daß der Körper nicht begraben ist, welches zu vielerlei Muthmaßungen Anlaß gibt. Was aber noch wunderbarer ist, so versichern Viele, die Augenzeugen gewesen seyn wollen, daß man in den Gesichtszügen nicht die mindeste Veränderung wahrnehme. Auch bemerkte man weiter keinen Abgang an dem Körper, als den, welchen die Würmer schon lange vor seiner Hinrichtung gemacht hätten.

Quodlibet auf eine Hochzeit zu Rochlitz 1733.

Gebt doch dem Hunde Tropfen ein,
er hat das kalte Fieber.
Was hört man Gutes von dem Rhein?
sind die Franzosen über?
Doch, eh' es noch um Kehl gethan,
wird Mancher müssen tanzen.
Ihr Jungfern, spiegelt euch daran,
und sorgt für eure Schanzen.

Ja wohl! es geht viel Neues für,
und wird doch nichts geschrieben;
Der Winter stehet vor der Thür,
der Sommer wird vertrieben;
Der Tag verjagt die finstre Nacht,
die Hühneraugen drücken,
und alle Löcher, die man macht,
kann doch kein Schneider flicken.

Es schmeckt an einem jeden Ort
gut, Brod und Fleisch zu essen!
Der Eine geht nach Preußen fort,
der Andere nach Hessen.

Es tödtet nicht ein jeder Stich;
  verſchwiegen ſind die Wände;
doch dieſes alles zeiget ſich,
  mein lieber Herr, am Ende.

Wer keinem Menſchen ſchuldig iſt,
  wer Lhombre nicht verſtehet,
wer keine ſchöne Jungfrau küßt,
  wer nicht zu Weine gehet,
und, wer da, wegen Schlägerei,
  im Carcer nicht geſeſſen;
an dieſem iſt, bei meiner Treu!
  ſo Hopf als Malz vergeſſen.

Ach! wäre doch das Wörtlein Wenn
  nicht auf der Welt geboren,
ſo hätte man in Perſien
  das Treffen nicht verloren;
ſo hielte man, was man verſpricht,
  ſo würde nichts gelitten;
ſo hätt' auch wohl der Henker nicht
  die junge Magd geritten.

Es hilft dafür kein Kläglichthun,
  der Bock muß Hörner tragen,
und ein gebratnes Haſelhuhn
  iſt leichter zu verjagen.
Zuviel iſt gar zu ungeſund,
  auf einmal ſieben Freier!
Wer ſagt mir doch: Was gilt zur Stund
  die halbe Mandel Eier?

Die schlechte Zeit hat hie und da
abscheulich zugenommen,
die weiblichen Stipendia
sind gänzlich abgekommen.
Ich sag' es jedem ins Gesicht,
daß alte Käse stinken,
daß mancher Stumme gar nicht spricht,
daß Lahme gerne hinken.

Ein jedes Ding nach seiner Art,
der Maulbeerbaum trägt Beeren;
Ein Junggeselle muß den Bart
fein ofte lassen scheeren.
Die frommen Lämmer schweigen still,
die Wolle muß man krempeln,
und, wer nicht Strafe geben will,
der läßt die Karte stempeln.

Ein schlimmer Lauf ist in der Welt;
die Katze hat vier Pfoten;
der Vater schickt zu wenig Geld
Mit unserm alten Boten.
Credit, sonst gar ein wackrer Mann,
will doch nicht gerne borgen;
Wer aber nicht bezahlen kann,
lass' andre Leute sorgen.

Du selbst, Herr Bräut'gam, sorge nur,
wie mit der Braut zu lachen;
Ich habe nichts dabei zu thun,
als, meinen Wunsch zu machen.

Es geh' Euch wohl, indem ihr küßt!
Und, thut ihr es zu selten,
so will ich, nach neun Monden Frist,
recht weidlich auf Euch schelten.

Anekdoten.

Jemand ging nach Leipzig und wurde ersucht, für die Kinder eines seiner Hausfreunde drei Federmesser mitzubringen. Er kam zurück und brachte ein Federmesser mit drei Klingen.

Ein Lotterie-Collekteur, welcher eine auffallende Diskantstimme hatte, hörte, als er in eine öffentliche Gesellschaft kam, daß man ihm solche nachspottete, und schnell rief er: „Wer so spricht, wie ich, der ist ein Esel!“

Curiosa.

Todesanzeige.

Am 30sten passato, Abends 9 Uhr, entschlief sanft zu einem bessern Leben mein innigstgeliebter und unvergeßlicher Gatte, der Commerzienrath Schlemm, beim Antritt des fünfzigsten Lebensjahres, und der 15ten Flasche guten, aufrichtigen Eifer, womit sich die unterschriebene, trostlose Wittwe, nebst einem wohlconditionirten Lager französischen, Rhein-, Mosel- und Neckarweins von bester Qualität dem fernern Andenken aller Freunde und Gönner hiermit dienstergebenst empfiehlt. Sanft ruhe die Asche des Verewigten, dessen Handlung ich, unter der untergesetzten Firma, in Compagnie mit unserm zeitherigen Buchhalter, Hrn. Liebwerth, fortsetze.

Ausgekämpft hast du hienieden;
Ruhe sey dem Leib beschieden,
und des Himmels sanfter Frieden
senke sich auf uns, die Müden!

J. W. Schlemm,
sel. Wittwe und Comp.

Zeitungsanzeigen.

Auf der Neustädter Str. Nr. 26. ist ein Logis von 3 aussichtsvollen Stuben en front zu vermiethen.

Heute entriß mir das Schicksal meinen Mann von meiner Seite. Einsam und verlassen stehe ich nun mit meinen Kindern in der Wüstenei des Lebens, ohne Vater, ohne Versorger, und habe keinen sehnlicheren Wunsch, als daß das fallende Herbstblatt decken möge auch meinen Leib.

Mein gutes Weib gebar mir heute, nach einem gelinden Eisgange im Strome meiner häuslichen Glückseligkeit ein gesundes, liebes Mädchen u. s. w.

Eine freundliche Wohnung — ist zu vermiethen in der lebhaftesten Straße der Sudenburg, bestehend in Stube und Kammer für einen einzelnen Herrn, oder eine Dame, denen auch, in einem niedlichen Garten, dabei sich zu vergnügen frei stünde.

Da jetzt die allgemeine Klage ist, eine gute Pfeife Tabak zu finden; so glauben wir unsern Abnehmern einen Dienst zu erzeigen, wenn wir u. s. w. Ein Versuch wird dankbare Ueberzeugung gewähren.

Man sucht hierdurch eine Frau im Mittelalter als Wirthschafterin, u. s. w.

Auctionsverzeichniß von seltenen Sachen.

Ein gut conditionirter Reisewagen, ohne Räder und Boden, ganz neu.

Eine alte Tante zum Zusammenlegen.

Ein spanisches Rohr, welches alle Stunden schlägt, auch weckt.

Ein ganz neuer Pariser Pranger, blau angelaufen, und mit allen Bequemlichkeiten, daran zu stehen, versehen.

Ein Hundsv—t in Gestalt einer Rose, für Sammler seltner Naturalien.

Zwei Dintenklexse von dem Dichter Homer, unter Glas.

Ein completter englischer Reisegalgen mit Rädern und dazu gehörigen Schinderknechten, in Maroquin-Futteral.

Ein Donnerkeil in Oel auf Flanell, von Lucas Cranach.

Ein Advokatengewissen, mit Eisen beschlagen, sehr defekt.

Ein Paar Unterzieh-Beinkleider von gummi elasticum.

Ein Paar Ohrfeigen mit Stahlfedern.

Ein Blitzstrahl, in einem Schnapsfläschchen aufbewahrt, nebst etwas altem Stroh, als Feuerzeug zu gebrauchen.

Ein Sprachrohr, unten und oben zu; es kann bloß masurisch damit gesprochen werden.

Ein lederner Reitknecht, der Frauen und Herren frisiren kann, auch schön singt.

Ein Paar leinwandne Frauenhosen, mit Wolken-Vorhängen und magnetischen Wetterableitern.

Eine Londoner Patent-Singuhr, die sich die schönsten Stückchen vorspielen läßt.

Ein Dutzend ganz feine abgesetzte Oberhemden von einem Baugefangenen.

Ein Regenschirm von Löschpapier.

Das Schwert, womit der Engel Adam und Eva aus dem Paradiese verjagt hat, ist zweimal geleimt, übrigens noch brauchbar aber doch sehr alt.

Zwölf Stück gute Blähungen, von Chodowiecki gezeichnet und gestochen. Unter Glas.

Ein Gläschen Jungfernwasser, etwas versalzen.

Ein Chokolade-Rülpschen, mittler Größe.

Ueber die Hölle und die darin braten.

Von Friedrich.

Hochzuehrende Herren!

Ich machte von der ertheilten Erlaubniß Gebrauch, das Höllenreich in Augenschein zu nehmen, und überließ mich der Leitung eines von des Satans Kammerherrn. Bei meiner Treu! es müßte Ewr. Majestät keine geringe Gemüthsergötzung gewähren, sich in dieser höllischen Marter- und Folterkammer ein Stündchen umzuschauen. Welch ein Schinden, Rösten, Braten, Schmoren, Spicken und Frikassiren! Man muß es dem maitre des spectacles des Teufels zum Ruhm nachsagen, daß er den Effekt studirt hat. Denn mit solcher Kunsterfahrenheit wußte er die Greuelscenen zu ordnen, zu gruppiren und zu beleuchten, und das Ganze gewährte einen so imponirenden Anblick, daß ich überzeugt bin, Ew. Majestät würde dem genialen Erfinder das Großkreuz der Ehrenlegion nicht versagt haben.

Gleiche Virtuosität bewies des Teufels Conzertmeister. Denn so geschickt wußte er das Miserere der Gemarterten zu fugiren, und mit Trommeln und Kanonen zu intoniren, daß das Ganze einer von jenen Schlacht-Symphonieen im großen heroischen Style glich, die Ew. Majestät so zum Rasendwerden liebt.

Der Teufel beglückte ihn auch mit seiner hohen Affection. Denn der Capellmeister verstand es zuweilen, die

Ohren seines Herrn und Meisters dergestalt zu kitzeln, daß dieser ihm ein donnerndes Bravo und da capo zurief und sich schier die Hände wund klatschte.

Das erste, was sich meinen Blicken darstellte, war der Tyrannensaal. —

In der That, Sire! So einen Charakter von Majestät und Größe, als dieser Saal an sich trug, bemerkte ich noch nie. Er bildete ein ungeheures Ey'rund. Die gewölbte Decke ward von 500 corinthischen Säulen getragen, die aus einem Guß von massivem Golde bestanden. Diese Säulen mußten zugleich statt der Oefen dienen, denn jede derselben wurde von einem gekrönten Herrn umarmt, der sich daran zu wärmen schien. Mein Führer gab mir jedoch Aufschluß darüber. „Diese Herren" — sagte er — „waren einst mächtige Kaiser, Könige und Kriegshelden, welche dergestalt nach dem Golde hungerten, daß wir, um ihren Hunger zu stillen, sie an diese goldenen Säulen angeschmiedet haben."

Das war jedoch — mit des Teufels Erlaubniß ein dummer Spaß. Denn diese Säulen waren so glühend heiß, daß die erlauchten Herren ganz verteufelte Gesichter schnitten, und sie mit einer ganz andern Inbrunst umarmten, als ehedem ihre Kebsweiber.

„Betrachten Sie die höchst kunstreiche Mosaik, woraus dieser Fußboden besteht" — sagte der Cicerone. — „Es sind lauter Schurkenschädel, namentlich von fürstlichen Speichelleckern, Kupplern und anderm dergleichen Gesindel, dessen Gewerbe es einst war, stets neue Schlachtopfer für die Wollust und Habsucht ihrer Herren auszuspüren."

„Bravo!" — erwiederte ich, und gab ihnen einen recht wohl gemeinten Fußtritt — „hier sind sie an ihrer Stelle."

„Wie gefällt Ihnen die Beleuchtung?“ — fragte der Kammerherr — „sahen Sie je etwas Prächtigeres, als diese unzähligen krystallenen Kronleuchter die von der Decke herabschweben?“

In der That war der Glanz, den sie um sich herstreuten, mit nichts in der Welt zu vergleichen. Das hatte freilich seine gute Ursache. Denn die Lichte waren nicht etwa, wie man glauben sollte, aus Wachs oder Rindstalg, sondern, nach der Versicherung des Kammerherrn, aus einer Mischung von Lieferanten- und Wucherertalg gegossen, und übertrafen selbst die russischen an Güte, weßhalb ich sie Ewr. Majestät alles Ernstes empfehle. Aber nichts Prachtvolleres ist mir je vorgekommen, als die Decke des Saales. Diese bestand nämlich aus einer Reihe von Freskogemälden und goldenen Basreliefs, welche die merkwürdigsten Weltbegebenheiten schilderten, unter denen mir die Pariser Bluthochzeit, die Sizilianische Vesper, der Brand von Rom unter Nero, vor Allem aber der Brand von Moskau, wegen der ungemeinen Wahrheit in der Darstellung, vorzüglich gefielen.

„Schach dem Könige!“ — rief jetzt eine furchtbare Baßstimme. Ich sah mich um und erblickte eine ganze Reihe gekrönter Herren, welche, mit aufgestützten Häuptern, sehr tiefsinnig an goldenen Tischchen saßen, und Schach spielten.

„Wer sind diese?“ — fragte ich meinen Führer. — „Das sind jene Weltbezwinger“ — erwiederte er — „welche einst die Erde als ein großes Schachbrett ansahen, von welchem sie die Menschen wie leblose Schachfiguren wegbliesen. Hier spielen sie nun Schach mit ihren Günstlingen und Kebsweibern. Aber glauben Sie mir, die Könige,

Bauern und Voltigeurs brennen ihnen jetzt höllisch in den Fäusten."

In der That knippelten sie bei jedem Zuge mit den Fingern, woraus ich schloß, daß der Kammerherr Recht habe.

Hiezu kam, daß sie ganz erbärmlich über Kopfweh klagten. Denn, als ich ihre Kronen näher betrachtete, fand ich, daß es feurige Tschako's waren, die ihnen freilich etwas unbequem sitzen mochten.

„Das muß wahr seyn" — rief ich höchstverwundert, nachdem ich die ganze erlauchte Gesellschaft gemustert hatte, — „Ihr Herren Teufel wißt für anständige Unterhaltung zu sorgen, und die Spielparthien ganz unvergleichlich anzuordnen."

„Senken wir uns jetzt zu den dii minoribus hinab!" — fuhr der Teufel fort — „Betrachten Sie jene Marschallstafel!" — Bei dem Worte Marschallstafel deutete er auf ein großes Billard. Zugleich klatschte er in die Hände und rief: à la chasse!

A la chasse! à la chasse! erscholl es jetzt aus allen Winkeln, und ein Dutzend leichtfüßiger Teufel mit grünen Schürzen angethan, welche der Kammerherr die Höllen-Marqueurs nannte, kamen herbeigehüpft. Sie schwangen feurige Queues empor, welche sie einigen besternten und stark vergoldeten Herren mit vielen Teufelsbücklingen in die Hände steckten. Dann schütteten sie ein paar Mützen voll glühender Kartätschenkugeln auf das Billard, und nun begann ein in der That sehr lustiges und munteres à la chasse-Spiel. Denn die Queues brannten den Herren Marschällen und Generalen dergestalt in den Fäusten, daß sie ein Schock Teufel nach dem andern aus dem Munde schüttelten, und sich dabei die Bälle mit donnernden Ricochetschüssen an die Köpfe schleuderten.

Die Marqueurs aber ſtanden grinſend daneben, und marquirten mit wahrhaft teufliſcher Kaltblütigkeit.

„So kaltblütig wie dieſe Marqueurs“ — bemerkte der Kammerherr — „ſahen dieſe Herren einſt dem großen Kriegsbillardſpiele zu, eben ſo höhniſch grinſeten ſie, wenn die Kugeln hier und dort ein Gebein wegrafften.“ —

„Parthie!“ — ſo donnerte es jetzt aus hundert Schlünden. Die Höllenmarqueurs nahmen den Spielern die Queues aus den Händen und ſagten ihnen recht ausgeſuchte Schmeicheleien über ihr Spiel. Zugleich ſchleppten ſie eine Anzahl centnerſchwerer metallener Kreuze herbei, welche der Kammerherr ſcherzhafterweiſe die Großkreuze der Höllenlegion nannte. Dieſe luden ſie ihnen auf den Rücken, und nöthigten ſie dann zu einem Spaziergange im Freien, wobei die neuen Ordensritter unter der Laſt ihrer Großkreuze nicht wenig ächzten.

„Dem Verdienſte Kronen und Ehrenkreuze!“ — bemerkte ich. — „Aber auf ein anderes Süjet zu kommen: habt ihr keine Finanzbeamte hier? wohl zu verſtehen ſolche, die einſt das Mark des Landes ausſogen, nur um ihren Wanſt zu füllen, denn alle Achtung für die andern.“

„Ob wir ſie haben?“ — erwiederte der Kammerherr lachend — „ſie heißen Legio, denn ihrer ſind viele — Folgen Sie mir in die Finanzkammer!“

Hierauf führte er mich in eine matt erleuchtete Halle, in der ſich mir eine höchſt ſonderbare Gruppe darſtellte. Hier lag nämlich ein mächtiges Faß, welches dem Heidelberger nicht viel an Größe nachgeben mochte, und an welchem die Worte: Danaiden-Faß des Staatsſchatzes, flammten.

Bemerken Sie jene abgehungerten Herren“ — explicirte der Teufel — „wie ſie ſich zerarbeiten, um das

Danaidenfaß aus dem Ziehbrunnen dort zu füllen, der von brausendem Champagner überströmt. Dies sind die Plusmacher. Und sie meinen es in der That ehrlich. Aber jene dicken Herren, welche gleich lebendigen Schläuchen oder Strudeln den Zapfen des Fasses belagern, spotten ihrer Mühe, indem sie unaufhörlich ihre Becher daran füllen, und in ihre Bäuche ausleeren. — Dies sind die Minusmacher.

„Sie sehen hier, mein Herr!" so wandte sich jetzt einer dieser Letzteren zu mir; wasmaßen durch eine weise und wohlberechnete Finanzverwaltung das gehörige Gleichgewicht zwischen dem plus und minus in dem vorliegenden Danaidenfasse erhalten wird. Jene magern Herren dort, die wir scherzhafterweise die Collegen Plus nennen, sorgen pflichtmäßig für die reichliche Beitreibung der Staatseinkünfte. Wir aber, die wir uns selbst die Collegen Minus nennen, haben das mühsame, wenn gleich einträglichere Amt, diese Einkünfte, gleich dem verarbeiteten Nahrungssafte in die äußersten Adern und Kanäle des Staatskörpers ausströmen zu lassen, und so befindet sich denn der Staatskörper wohl."

So sprach der College Minus, und streichelte bei dem Worte: Staatskörper, behaglich seinen Wanst.

„Gut gesagt, Herr Minus!" erwiederte ich. „Denn nur zu oft ist der Bauch solcher Herren, wie Ihr seyd, der sogenannte Staatskörper, dem der wahre Staatskörper gleich dem Moloch geopfert wird.

„Aber wie ist Ihnen, mein Herr Minus! Sie schneiden ja mit Einemmal Gesichter, als wenn Sie Bauchgrimmen hätten." —

„Ach dieser Glühwein," versetzte der Finanzmann, „macht uns zuweilen einen höllischen Spuk in den Gedärmen."

Ich ſetzte ſeinen Becher an meine Lippen, und jetzt erſt bemerkte ich, daß der Champagner ſiedend heiß war.

„Bravo!“ rief ich. „O möchte doch allen Blutigeln, die euch ähnlich ſind, der Wein ſchon hienieden wie dieſer Glühwein in den Adern brennen!“ — —

„Wäre Ihnen jetzt gefällig, mir in die Juſtizſtube zu folgen?“ — unterbrach mich der Teufel. „Vortrefflich“ — erwiederte ich — „wo finde ich die beſtechlichen Richter und Advokaten, die die Waage der Gerechtigkeit zur Krämerwaage machten; wo finde ich die bedenklichen Formalitätenkrämer, die vor lauter Rückſichten und Umſichten nie geradeausſehen? Wo finde ich ſie?“

Der Kammerherr führte mich in ein finſteres Loch, welches eher der Baumannshöhle als einem Tempel der Themis glich. — Das Erſte, was mir hier in die Augen fiel, war eine große Waage, welche der Teufel ſcherzhafterweiſe die Waage der Gerechtigkeit nannte, weil das Zünglein nie ſenkrecht ſtand. Auf jedem Ende des Waagebalkens ritt ein Dutzend Advokaten; ein Paar baumſtarke Teufel aber machten ſich eine Kurzweil daraus, den Waagebalken ſtets auf und nieder zu wippen, ſo daß ſich die armen Balanzirkünſtler jedesmal die Köpfe gar jämmerlich an der Decke zerſtießen. Ein gravitätiſcher, mit einer ſchwarzen Toga bekleideter Teufel las ihnen dabei das über ſie gefällte Criminalurtheil vor. —

„Ich apellire! ich apellire,“ ſchrieen ſie, indem ſie den Waagebalken mit Inbrunſt an ſich drückten.

„Keine Gnade. Das Urtheil iſt rechtskräftig,“ war die Antwort, und die Teufel grinſten ſo hämiſch dazu, daß es zum Tollwerden war. — „Prompte und gute Juſtiz habt ihr hier, das muß wahr ſeyn“ — ſagte ich — „aber wo ſind denn die Herren Judices? „Dort iſt die Juſtiz-

bank" — erwiederte der Kammerherr. Ich wandte mich um, und erblickte eine Anzahl sehr tiefsinniger Herren, welche um einen langen grünen mit Akten bedeckten Tisch herum saßen. „Das sind sie, die Alles auf die lange Bank des Schlendrians und der Formalität schoben," sagte der Teufel. Sie sitzen hier etwas unbequem, und empfinden, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben, Langeweile. Kein Wunder! denn sie sitzen, wie Figura zeigt — auf Hecheln."

„Da geschieht ihnen schon recht" — erwiederte ich, und weidete mich nicht wenig an dem Anblick dieser Gruppe.

„Dort sehen Sie auch unser corps diplomatique" — sagte der Teufel beim Hinaustreten aus der Justizhöhle, und deutete auf einen großen Wetterhahn, der auf der Spitze eines Thürmchens stand, und von einem heftigen Wirbelwinde unaufhörlich herumgetrieben wurde. Auf diesem Wetterhahn ritten nämlich einige Diplomatiker oder Staatskünstler von der Gattung derjenigen, die sich einst eben so nach dem Winde der Politik drehten. — Und das war ohne Bedenken eine häßliche Reiterei, weil der Wetterhahn einen haarscharfen Rücken hatte.

„Wäre Ihnen nun vielleicht gefällig, sich in unserm Laboratorio umzusehen?" — fragte hierauf der Teufel, und führte mich, da ich es bejahte, in eine große schwarze Höllenkammer, aus der mir ein gewaltiger Gestank von Schwefelleber und Assafötida entgegen quoll. Hier bemerkte ich eine Legion Teufelchen mit braunrothen Schürzen, welche mein Führer die Höllenapotheker nannte. Einige zerhackten die Leber eines Kornwucherers, um ein Extrakt daraus zu machen; andere standen am Schmelztiegel, und ließen das Herz eines Domainenbeamten, der seine Bauern im Frohndienste bis aufs Blut gezwickt hatte, am langsamen Feuer zergehen, noch andere hatten den Magen eines

Lieferanten in der Presse, der verschimmeltes Brod und pappene Schuhe geliefert hatte, noch andere machten eine Tinktur aus Spionennasen; noch andre ein Dekokt aus der Milz eines Einquartierungsbeamten, der arme Taglöhner unbarmherzig gedrückt hatte; wieder andere kochten ein Elixir aus den Gedärmen eines Gutsbesitzers, der seine verarmten Gläubiger durch betrüglichen Concurs zur Verzweiflung gebracht hatte. — Kurz! es war eine Lust, sich in diesem Höllenlaboratorio umzuschauen.

Am meisten aber fiel mir ein großer schwarzer Kessel auf, der in der Mitte der Werkstatt aus einem Rauchfange herabhing.

In diesem Kessel wurden einige Herren gesotten, welche ich an ihrem Doktorkragen sogleich für Aerzte erkannte. Ein Dutzend Höllenapotheker waren sehr eifrig beschäftigt, allerhand Kräuter, Wurzeln, Oele, Salben und Essenzen in diesem Kessel umzurühren, wobei sie sich in einem lustigen Ringeltanz um denselben drehten, und nach Art der Hexen im Makbeth folgende herzbrechende Weise sangen:

Recipe! recipe!
Oleum therebinthinae,
Unguentum sulphuratum,
Tartarum tartarisatum!
Misce haec mit einer Kelle
Cum tinctura pimpinellae,
Lari fari! Pocus pocus!
Dazu mische noch zum Jocus
Species von A bis Z,
Wolfsmilch und Castratenfett,
Teufelsabbiß, Krötenklau
Und die Milz der trächt'gen Sau,

Tollebüſe, Löwenzahn,
Schierling, Katzenbaldrian,
Misce bene! doch vor allen
Thu' auch Advokatenkrallen
Katzenpfötlein, Diebesfinger,
Bibergeil und Teufelsdünger,
Opperment und Höllenſtein,
Item Drachenblut hinein!
Adde species lignorum,
Oleum philosophorum,
Unguentum pediculorum,
Et axungiam porcorum,
Canum atque Judaeorum,
Wuchrermilz und Hundelungen,
Item alter Weiber Zungen!
Quirl und miſche Alles fein
Und der Brei wird fertig ſeyn.
Sprich die Zauberformel darüber:
Heilet Krämpfe, Gicht und Fieber!

Hier unterbrach mein Cicerone den Chorus der Höllenapotheker.

„Wie dieſe Herren Doctores einſt" — ſagte er — „den Patienten mit ihren Teufelsbrühen, mit ihren Dekokten Elixiren, Latwergen, Vomitiven, Eſſenzen, Roboranzen, Purganzen und Laxanzen zuſetzten, aus eigenſinniger Anhänglichkeit an dieſes oder jenes Syſtem: ſo geſchieht ihnen hier. Daß wir aber zu ihren Peinigern Apotheker auserkoren haben, das geſchah mit gutem Bedacht, weil wir nämlich bei dieſen Herren den beſten Willen vorausſetzten, wenn es darauf ankommt, an ihren uralten Plagegeiſtern, den Aerzten, auch einmal ihr Müthchen zu kühlen."

„Jetzt" — so fuhr er nach einer Pause mit einer sehr höflichen Verbeugung fort, und grinsete dabei ungemein freundlich — „jetzt mein hochzuehrender Herr! haben Sie die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten unsers weitläuftigen Reichs in Augenschein genommen, und hoffentlich ihre Wißbegierde befriedigt."

„Gewiß", entgegnete ich, „und ich bin Euch dafür unendlich verpflichtet: nur Eine Bemerkung sey mir noch erlaubt, bevor ich Euch entlasse. — Ich finde nämlich mit Verwunderung, daß nicht ein Zehntel der Schurken und Schelme aller Art in der Hölle sind, die ich darin zu finden hoffte. Ich fürchte, Ihr führt keine genaue Controlle über sie, oder man kann hier von den Controllen dasselbe sagen, was zuweilen dort oben von ihnen gilt: sie sind ein leerer Formalitätenkram."

„Hahaha!" — versetzte der Teufel und wollte sich schier über meine Kurzsichtigkeit todtlachen. — „Belieben Sie doch nur die Festons dort oben an der Decke in Augenschein zu nehmen."

Ich sah nach der Decke, und jetzt erst bemerkte ich, daß rings zwischen den Pfeilern, welche das ungeheure Gewölbe der Hölle stützten, Prunkgehänge herumliefen, die wirklich einzig in Erfindung und geschmackvoller Anordnung waren. Sie bestanden nämlich, bei näherer Betrachtung, aus einer langen Guirlande von Schelmen, Gaunern, Dieben und Galgenstricken aller Art, vornehmen und geringen, reichen und Armen, die auf der Erde ungehängt geblieben waren, und nun hier ihren Lohn empfangen hatten, indem sie wie Krammetsvögel und Schnepfen, an eine fast unendliche Schnur gereihet, und so in zierlichen Festons wie sie der Teufel scherzhafterweise nannte, aufgeknüpft waren. „Sie sehen darunter" sagte der Kammerherr, „nicht allein gemeine

Diebe, Räuber und Betrüger in ungeheurer Anzahl, sondern auch Cassendefraudanten, betrügerische Vormünder, die Mündelgut untergeschlagen, Accise- und Zollbeamte, die das zuviel Erhobene in ihre Tasche gesteckt, Magistratspersonen, die das Kämmereivermögen in einer Punschbowle ersäuft, Finanzbediente, die den Schweiß der Unterthanen in Gänseleberpasteten, und ihre Thränen in Lacrimae Christi verwandelt haben, Kaufleute, die Waare, Maaß und Gewicht verfälscht, Kaffeewirthe, die Cichorien statt Kaffee, Akazienblätter statt Thee, Apotheker, die Weidenrinde statt Chinarinde, Weinhändler, die Gift statt Wein, Brauer, die Essig statt Bier, und endlich Buchhändler und Schriftsteller, die Unsinn für Vernunft, Raserei für Poesie verkauft haben."

„Bravo" sagte ich und wischte mein Augenglas mit dem Schnupftuch ab, um genauer zu untersuchen, ob ich keinen Bekannten unter jenen Krammetsvögeln und Schnepfen entdecken möchte. — Plötzlich erscholl ein allgemeines Hurrah, wovon die ganze Hölle rings wiederhallte.

Vor Schreck fiel ich platt auf den Fußboden nieder, kam jedoch nach und nach wieder zur Besinnung, und fragte nach der Ursache des Mordspektakels.

„Es ist ein Jubelschießen und Vivatrufen wegen des Geburtstages Kamäleons des Martialischen" — antwortete der entzückte Teufel, wobei ihm die Freudenthränen über die Backen rieselten.

A la bonne heure! er trifft gerade mit dem Namenstage unsers Herrn zusammen. Der maitre des «spectacle» hat unserm hohen Alliirten ein Fest bereitet. Ströme Blutes bezeichnen diesen erfreulichen Tag, und die Zukunft zeigt uns eine lachende Perspective von Länderverwüstung, Blutvergießen und Pest."

Jetzt ziſchte ein Heer von Blitzen, Leuchtkugeln und Brandraketen durch die Luft, und die ganze Hölle war wie durch einen Zauberſchlag prachtvoll erleuchtet.

Der Teufel ergriff einen großen Pokal, erhob ſich auf ſeinem Thron, und brachte mit donnernder Stimme den Trinkſpruch aus: „Kamäleon, dem Martialiſchen, unſerm vielgeliebten Couſin und treuen Alliirten! Möge er noch Jahrhunderte regieren um unſere Herrſchaft auf jenem Planeten zu gründen.“

Madame, die Satanin Mutter, fügte hinzu: „Untergang der Freiheit, guten Zucht und Ordnung!“

Des Geſchützes Donner und ein ſchmetternder Tuſch von Hörnern, Trompeten, Pauken und Trommeln intonirte in das Victoria der Teufel, und die ſchwarzen Unholde tanzten eine luſtige Carmagnole um den Thron ihres Herrn und Meiſters, und heulten ein Ça-ira dazu, daß mir noch jetzt die Ohren davon gellen.

Der Teufel aber verſpritzte die Neige ſeines Pokals durch die Luft und ſogleich verwandelte ſie ſich in unzählige kleine Unholde, Harpyen, Larven und Scheuſale aller Art, die mit einem höchſt verworrenen und widrigen Gekrächz und Geſchnatter umher ſchwirrten, und die ganze Hölle verpeſteten.

Hierauf wurde ein Te diabolum angeſtimmt, deſſen Ende ich jedoch nicht abzuwarten Luſt hatte. Denn bei allen himmliſchen Heerſchaaren! mir ward ganz grün und gelb vor den Augen. Ich nahm einen polniſchen Abſchied, und war herzlich froh, als ich dem Reiche der Finſterniß den Rücken wies.

So hoffe ich nun dem allerhöchſten Befehl ein Genüge geleiſtet zu haben, Sire! Schließlich bitte ich Gott, daß er

Ew. Majestät in seine gnädige Obhut nehme und von einer so bedenklichen Allianz befreie, ersterbend ꝛc.

Und hier, meine hochzuehrenden Herren! schloß sich mein Bericht an Kaiser Kamäleon den Martialischen. Daß ich gleich nach Einreichung desselben mit Courierpferden über die Gränzen ging, und nicht abwartete, welchen Eindruck er auf seine Majestät machen würde, versteht sich von selbst. Weil diese Courierreise jedoch über Stock und Block ging, so erwachte ich just an der Gränze, rieb mir wohl zehnmal die Augen, und konnte mich nur mit großer Schwierigkeit überzeugen, daß es nur ein Traum war, was mich so lebhaft beschäftigt hatte.

Anekdoten.

Mutter, sagte ein vornehmer Mann, der gern necken wollte, zu einer alten Frau, die eben Gänse hütete, welche sich bissen, — Ihr haltet keine gute Zucht, denn, Eure Untergebenen zanken sich! — „Ja, Herr, antwortete die Alte, es sind ein Paar Gänseriche, und das Mannsen macht es halter nicht anders!“

Eine Dame zweideutigen Rufs sagte zu einem jungen Manne: „Ists wahr, daß sie sich meiner Gunst rühmen?“ „Madame, antwortete er ihr, gesprochen habe ich davon, allein, gerühmt habe ich mich Ihrer Gunst nicht.“

Die Schönheit.

(Parodie des Schiller'schen Gedichts: „Die Ideale.")

Von Röller.

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinem holden Karmosin?
Mit deinen Rechten, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende! verweilen,
O! meiner Reize Blüthenzeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Zum Meere der Vergessenheit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Und die Planeten schleichen fort,
Die Schneegebirge sind zerronnen,
Kein Blick verweilt sich weiter dort.
Er ist dahin, der süße Glaube:
Die Rosen würden ewig blühn;
Grau birgt sich unter einer Haube,
Was einst so schön, so stolz erschien.

Wie Schiller einst im heil'gen Feuer
Die Millionen all' umschließt,
Und, in der Lieb' ein Ungeheuer,
Die ganze Welt auf einmal küßt;

So warf auch ich die Liebesarme
Um's ganze männliche Geschlecht,
Und von dem bunten großen Schwarme
War meinen Lippen jeder recht.

Und theilend meine Flammentriebe
Der Herr den Knecht oft bei mir fand.
Da gab's um meinetwillen Hiebe,
Die zu vergüten ich verstand.
Da sangen mich des Dichters Lieder
Catonen wurden bei mir warm,
Da wurden Fürsten Bettlerbrüder
Sich unbewußt in meinem Arm.

Es drängte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust sich überall,
Herauszutreten in das Leben,
In Kirch' und Bühn', auf Markt und Ball.
Wie groß war dieser Schönheit Welle,
Die ungern in den Ufern floß!
Mir blieb die trockne, leere Stelle,
Und alle Tücher sind zu groß.

Wie flog, von kühnem Muth beflügelt,
Auf seiner Hoffnung süß Geschwätz,
Von der Moral noch nicht gezügelt,
Der Jüngling in mein weites Netz!
Das Schwerste that er leicht und gerne;
Er borgte, fror und ritt und schlug:
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihn nicht mein Zauber trug.

Der Preis war leicht davon zu tragen;
Sie waren ohne Noth so kühn;
Denn leichter nicht der Siegeswagen
Woran so viele Pferde ziehn:
Der Pinsel mit dem goldnen Lohne
Der Weise mit dem Lorbeerkranz,
Ein Eh'mann mit der Hörnerkrone,
Ein Jüngling in der Waffen Glanz.

Doch acht schon auf des Weges Mitte
Mußt' ich den Zug sich trennen sehn,
Sie wandten treulos ihre Schritte
Und ließen meinen Wagen stehn.
Verdrießlich weiter ging der Weise,
Sein höchstes Gut, das ich nicht gab,
Zu suchen in der Zecher Kreise
Und in des Geldes grünem Grab.

Ich sah' des Ehemannes Hörner
Bestraft auf einer andern Stirn
Der Pinsel zog sich immer ferner
Von meiner Netze dünnem Zwirn.
Die Helden warfen für mich Arme
Selbst Equivoken nicht mehr hin.
Kaum kneipte mich noch ein Gensd'arme,
Wenn er betrunken war, in's Kinn.

Von all' den Schöpfern meiner Reue
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer hat für mich noch Kuß und Treue,
Und bleibt bei mir im stillen Haus?

Du, der du meine Bissen theilest,
O lieber goldgelockter Hund,
Zu mir aufs Bette liebend eilest,
Du letzter Freund auf diesem Rund!

Und du, ihm gleich an Trost im Leide,
Das, so wie er, die Zeit vertreibt,
Gebetbuch, meine letzte Weide,
Das zwar nicht lebt, doch bei mir bleibt;
Das, wenn der Sünde Reiz verschwunden,
Uns nicht zum Haß der Sünde lenkt,
Und für die ewig langen Stunden
Mit einem Flügel uns beschenkt.

Anekdoten.

Eine Frau, die gern noch jung seyn wollte, erzählte in Gesellschaft, daß sie erst dreißig Jahr alt wäre. Eine Jugendfreundin fiel ihr ins Wort, und sagte schnell: „Nun so waren Sie einst, als wir zusammen das Clavier spielen lernten, wohl noch nicht geboren.“

Eine zankſüchtige Ehefrau sagte ihrem Mann, als er sich eben eine ihr mißfällige Farbe zu einem Kleide gewählt hatte: Du wählst dir aber auch immer das Schlechteste! „Ja wohl, versetzte er, und mit dir habe ich angefangen!“

Curiosa.

Der im Jahre 1709 als Hofprediger zu Wien verstorbene Pastor Abraham a Sancta Clara ist als eifriger Donnerer bekannt genug. Einst, als sich die Zuhörer besonders an seine Kanzel drängten, gab er folgende Erklärung einer ächten Jungfrau:

„Eine ächte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie die Glocken am Charfreitage, muß nit viel hören lassen; die Männer endlich können Vocales seyn, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müssen mutae (stumm) seyn. Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie eine Orgel; sobald diese ein wenig angetastet wird, schreit sie! Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie ein Palmesel; der läßt sich im Jahre nur einmal sehen! Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie eine Nachteule; die kommt fein wenig ans Tageslicht! Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie ein Spiegel; wenn man diesem ein wenig zu nahe tritt und anhauchet, so machet er ein finstres Gesicht! Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie ein Licht, welches, versperrt in der Laterne viel sicherer ist, als außer derselben! Insonderheit aber soll seyn und muß seyn eine rechte Jungfrau wie eine Schildkröte; diese ist allezeit zu Hause, maßen sie ihre Behausung mit sich trägt; also, eine rechte Jungfrau soll sich

mehrſtens zu Hauſe aufhalten, zur Meidung aller böſen Gelegenheiten; denn gleichwie jener gute Same des evangeliſchen Ackermanns, ſo auf den Weg gefallen, von den Vögeln iſt verzehret worden, alſo ſeynd die ehrſamen Jungfrauen, welche immer auf Wegen und Gaſſen ſich ſehen laſſen, vor den Erzvögeln gar nicht ſicher. Wäre Dina, des Jakobs ſaubere Tochter, zu Haus verblieben und hätte die Gefahr vermeidet, ſo wäre ſie niemals ſo ſpöttiſch um die Ehre gekommen!" —

Der Fremde und Voltaire.

Ein Fremder ließ ſich bei Voltaire melden. „Sage, ich ſey nicht zu Hauſe!" — rief er einem Diener zu. Der Diener that's. Der Fremde verſetzte: Ich höre ja ſeinen Herrn ſprechen! — Der Diener berichtete dieß zurück. „Nun, ſo ſage, ich ſey krank." — Gut, ſagte der Fremde, auf den Bericht des Dieners. Ich bin ein Arzt; ich will ihm an den Puls fühlen. Auch dieß berichtete der Diener. — „Zum Henker! ſage, ich ſey geſtorben!" ſchrie Voltaire. Auf dieſen Bericht fuhr der Fremde kalt fort: Ei nun, ſo will ich ihn zu Grabe begleiten; er iſt nicht der Erſte. — „Seht mir doch den Starrkopf, — ſagte Voltaire; — er mag eintreten." Der Fremde trat ein, und Voltaire ſagte verdrußvoll: „Sie halten mich wohl für ein ausländiſches Thier? Aber, wiſſen Sie, es koſtet 12 Sou's, mich zu ſehen." — Hier ſind 24, ſagte der Fremde bei voller Faſſung; denn ich will morgen noch einmal kommen. Voltaire lachte, unterhielt den Fremden angenehm, und entließ ihn artig und freundlich.

Edle Einfalt im Denken und Handeln.

In London kam ein Unbekannter zu einem verarmten Tuchmacher. „Wie geht's, Thoms?" — „Schlecht, Herr, sehr schlecht." — „Ei, das ist ja gut, sehr gut!" — „Was Henker! das soll gut seyn?" — „Gut, Thoms, recht gut. Habt ihr ein Haus?" — „Ach! nein!" — „Auch gut, recht sehr gut! ist mir lieb; habt ihr ein Weib?" — „Auch nicht." — „Noch besser; Gott befohlen."

Und damit ging der Fremde fort. „Nun, wenn ich dießmal mit keinem Narren gesprochen habe, dachte Thoms, so weiß ich nicht, wen ich dafür halten soll."

Bald darauf kommt ein schöner Wagen, Thomsen abzuholen. Er steigt ein, in einem großen Hause ab, und da empfängt ihn sein Unbekannter wieder. „Kennst Du mich nicht mehr, Thoms? Ich bin Bruder Smith; vor zehn Jahren waren wir vertraute Freunde; ich hatte nichts, Du hattest nichts; bald gab ich Dir, bald gabst Du mir. — Vor Kurzem kam ich sehr reich aus Ostindien zurück, und nun kann ich Dir etwas abgeben; dies Haus ist das Deinige; ich habe eine Frau und ihre Schwester mitgebracht; sie ist hübsch, gut und fleißig und reich; sie mußt Du heirathen; für das Uebrige sorge ich."

Einfalt und Dummheit.

Ein armer Landschullehrer hatte einen schwachköpfigen Sohn, der aber gern sein Nachfolger werden wollte. Aus Kraftmangel hatte er sehr wenig gelernt. Man nahm ihn indeß zur Prüfung; allein er blieb die Antworten schuldig, oder er gab sie verkehrt. Als man merkte, woran es ihm fehlte, wollte man wenigstens sehen, ob er ganz leichte Fragen zu beantworten verstehe. Daher nun die

Frage aus der biblischen Geschichte: „Noah hatte drei Söhne, Sem, Ham und Japhet; wie hieß ihr Vater?“ — Umsonst! Es erfolgte keine Antwort. Man entließ ihn darauf aus Mitleid und Schonung. Zu Hause klagte der Bewerber seine Noth dem Vater. Dieser schalt ihn einfältig, und sagte: „Der Müller hat drei Söhne, Hans, Görg und Peter; wer ist ihr Vater: — Der Sohn antwortete: „der Müller, der Müller.“ Gut, sagte der Vater, und machte sich sofort auf den Weg in die Stadt, bat um eine neue Prüfung, weil er das Nichtgewußte gut wisse. Man fragte also noch einmal: „Noah hatte drei Söhne, Sem, Ham und Japhet; wer war ihr Vater?“ — Er antwortete flugs: „Der Müller, der Müller!“

Ein vornehmer Mann hatte sich angewöhnt, immer zu sagen: „Das habe ich machen lassen.“ Einst zeigte er seinen Gästen seine Gemäldesammlung. Da trat zufällig sein jüngstes Kind ein. „Ist dies Kind das Ihrige?“ fragte unbefangen ein Gast. „Ja“, antwortete er rasch, das habe ich machen lassen!“

Fragment einer Vorlesung.

Ich kenne eine Gesellschaft in Massivendorf, die den Namen Frohsinn nur darum angenommen zu haben scheint, um entweder auf sich selbst, oder auf die erhabene Bedeutung des Wortes eine Satyre zu machen. Ich habe mir es vorbehalten, hier die Geduld der schätzbaren Versammlung ein bischen auf die Probe zu stellen, indem ich mich hierüber etwas mehr verbreiten will. Also zu unserer frohsinnigen Gesellschaft.

Eine ziemlich bedeutende Anzahl junger und älterer Leute, bildeten eine Gesellschaft, und tauften sie „Frohsinn.“ Da nun jede Gesellschaft einen Vorstand haben muß, der zuweilen vor- und zuweilen nachsteht, so wählten auch sie ein solches Ding. Einige glaubten zwar, daß der Vorstand der Kopf der ganzen Gesellschaft sey, und man daher bei der Wahl des Vorstandes auch den Verstand berücksichtigen müsse; allein die Mehrzahl stimmte dahin, daß der Frohsinn mit dem Verstande nichts zu thun habe und es besser sey, wenn der Vorstand keinen Verstand habe, damit er sich besser leiten lasse, und in der Conkurrenz zum Vor- und im Genusse zum Nachstehen bequemer zu gebrauchen sey; d. h. daß er bei festlichen Gesellschafts-Veranstaltungen mit einem schwarzen Frack und dergleichen Pose an der Thüre den Eintretenden die Billets abnehme, also vorstehe, nämlich vor der Thüre, und dann später die Stelle eines Gesellschaftsdieners bekleide, sich nämlich

zu dem Vollzuge eines jeden Auftrages eines, oder mehrerer Mitglieder an einem bestimmten Platze bereit halte, von den Vergnügungen des Abends jedoch nichts genieße, also nachstehe. Auch einen Ausschuß wählte man. Dieser besteht aus mehreren Gesellschaftsmitgliedern, welche dazu bestimmt sind, die Gesellschaft zu repräsentiren. Es ist eigentlich ein Druckfehler, die Repräsentanten einer Gesellschaft Ausschuß zu nennen. Mit dem Worte Ausschuß bezeichnet man im gewöhnlichen Leben eine Sache, die man wegen ihren organischen Fehlern von den Guten sondert, oder ausschießt; daher „Ausschuß" z. B. fehlerhafte, löcherigte, oder fleckigte Bögen Papiere werden von den guten abgesondert und Ausschuß genannt. Wer nun kann es dem selbst nicht ganz Befangenen verargen, wenn er sich unter dem Ausschuß einer Gesellschaft eine Anzahl Leute denkt, die man wegen ihren Fehlern, wegen ihrer Löcherigkeit — ich bitte, nicht Lächerlichkeit zu verstehen, oder wegen ihren Flecken ausgeschossen hat. Dieses Ausschießen geht ferner mit einer Eigenthümlichkeit zu, die mit dem Ausschießen der Kugeln aus einer Kanone sehr vieles gemein hat. Bei dem Losbrennen einer Kanone nämlich gibt es einen heftigen Knall; bei der Wahl der Ausschüsse, wenn solche nämlich von der Gesellschaft ausgeschossen werden, knallt es ja auch. Man veranstaltet Soupé, Ball ꝛc., und läßt, zum Leichentrunke der reinen Conversation, Champagnerflaschen knallen. Der Knall bei dem Losbrennen einer Kanone ist nichts anders, als eine Lufterschütterung; das Knallen bei der Wahl des Ausschusses, oder dieser selbst, ist ebenfalls nur eine Lufterschütterung, oder Lufterscheinung respect. blauer Dunst. Jede Explosion macht Wind; die Ausschußwahl ist eine Explosion; ergo macht sie und ihre Kandidaten

Wind. Damit ich aber nicht selbst Wind mache und am Ende einen Sturm, nämlich einen Gesellschaftssturm, — über mich hereinbrechen lasse; so erlaube ich mir, in's Gedächtniß meiner schönen Hörerinnen und geneigten Hörer zurückzurufen, daß ich bloß von einer gewissen Gesellschaft Frohsinn in Massivendorf spreche, und nicht etwa den Ausschuß anderer Gesellschaften darunter verstehe. Die Gesellschaft zum Frohsinn in Massivendorf hat schon gleich am Anfange ihres Namens einen großen Fehler, eigentlich nicht Fehler, denn es fehlt nichts; sie hat im Gegentheil Etwas zu viel, nehmlich den Buchstaben F. Dieser Flügelmann mag sich nun brüsten, und mühen, so viel er immer wolle, so kann er es doch nie dahin bringen, seine Fronte in Ordnung zu erhalten; er hat daher auch längst schon um seinen Abschied nachgesucht, und will fortan nicht mehr die Maske des ganzen Zuges bilden.

Das Prinzip und das eigentliche Thun und Treiben der Gesellschaft zum Frohsinn, wird stets ein Geheimniß bleiben, da ihre gedruckten Statuten nichts weniger, als die Bestimmung haben, die Stiftungs- und Grundgesetze der Gesellschaft zu dokumentiren, sie sind nur darum gemacht, damit der Frohsinn auch Statuten habe; ferner darf der in loco Domizilirende und nicht Mitglied Seyende gar nie, und der Fremde nur einmal eingeführt werden; es kann daher kein Profaner in die Mysterien eindringen. Daß jedoch in der Gesellschaft zum Frohsinn nicht der Stein der Weisen gesucht, keine Goldtinktur gemacht, kein neues Schießpulver erfunden, wohl aber Theater gespielt wird, das ist auch den Profanen bekannt.

Ueberhaupt hat diese Gesellschaft eine eigene Force im Pinaus- oder Verweisen; sie hat es darin zur Fertigkeit gebracht, wird aber auch bald mit dem Verweisen

fertig werden; da der Erſtverwieſene Monſieur Frohſinn ſelbſt war, und ſeine getreuen Anhänger dem Verbannten nun freiwillig folgen, und nicht erſt warten, bis die Ausſchüſſe Ausſchlüſſe beſchließen, und die rein Frohſinnigen ausſchießen, oder verweiſen; denn einen Verweis vom Frohſinn anzunehmen, liegt nicht in Jedermanns Natur; es hat im Gegentheil ſo Mancher Luſt, dem ganz bald verwaiſten reſpect. vater- und mutterloſen Frohſinn einen Verweis zu ertheilen, und ihm zuzurufen: „O Frohſinn, o Frohſinn! gib mir meinen Frohſinn wieder, den ich in dir, Frohſinn ohne F. verlor!

Die Geſellſchaft zum Frohſinn in Maſſivendorf iſt aber auch zugleich das vorzüglichſte Inſtitut des Phyſiognomien-Studiums. Es iſt merkwürdig, zu ſehen, wie eine Menge herbſtelnder Damen recht frohſinnig beiſammen ſitzt und die ſparſamen Ueberreſte ihrer einſtmaligen Blüthenzeit zur Schau ausſtellt. Die Sommerſproſſen hat der Herbſt gebleicht; die falben Wangen ſind mit feinem franzöſiſchem Karmin gebeizt, die Lücken im Munde mit künſtlichen Elfenbeinzähnen ausgefüllt, und die ſchon etwas beſchneiten Haare von der künſtlichen Hand des Friſeurs mit pechſchwarzen Locken von fremdem Boden bedeckt. Der Frohſinn entfaltet die Falten auf ihren Geſichtern, und ſie ſcheinen wirklich eine Lieferung ächter Heiterkeit aus der Geſellſchaft der Erheiterung geborgt zu haben, nur wiſſen ſie mit dieſer, bloß den Mitgliedern der Erheiterung eigenthümlichen, Heiterkeit nicht recht umzugehen.

Die ältlichen Damen nehmen, da ſie immer die Erſterſcheinenden ſind, auch die erſten Plätze ein, und werden im Scheine der vielen Seitenlichter und Lüſtres von den Curſchneidern zum Scheine von allen Seiten

amüsirt. Ein freundliches Lächeln lagert sich auf den Gesichtern unserer Madonnen und Matronen; hält jedoch nur so lange Stich, bis die jüngern, oder Frühlingsdamen angezogen kommen; dann halten die Curschneider nicht mehr Stich: sie reißen aus, und auch das freundliche Lächeln der curgeschnittenen Damen hält nicht mehr Stich, reißt ebenfalls aus und nimmt Abschied. Der Bienenschwarm der honigsaugenden Messieurs verläßt nun die Blätter hängenden Herbstblumen, und fliegt auf die süßen Frühlingsrosen. Läge es in der Macht der ältlichen Damen, so wie in dem Mährchen von „Tausend und einer Nacht", Zauberkünste zu üben; sie würden augenblicklich die glühenden Frühlingsrosen, nicht in Pechrosen; denn darauf bliebe jeder picken, sie würden solche in Brennesseln und sich in schmachtende Vergißmeinnicht, oder süßduftende Veilchen verwandeln. Das Duften könnten sie wohl zur Noth bewirken: nur fangen sie es wieder auf die verkehrte Weise an; denn sie lassen sich von dem Stubenmädchen immer mit ein paar Flaschen Eau-de-Cologne über und über besprengen, so, daß wenn man ein Dutzend solcher be- und gesprengter Damen an den Gränzen unseres Vaterlandes aufstellen würde, es hinreichend wäre, die Cholera morbus von uns ferne zu halten; jedoch in der Gesellschaft zum Frohsinn will sich dieses Mittel nicht bewähren; denn das ganze Heer lebendiger Eau-de-Cologne Flaschen reichte nicht hin, die Cholera morbus abzuhalten. Die Gift sprühende Hydra läßt sich recht deutlich wahrnehmen, indem die Gesellschaft schon an Erbrechen und Diarhöe leidet. Mit dem „Vergißmeinnicht" will es wieder nicht gehen: denn so sehr die abgeblühten Damen sich bemühen, zu schreien: „Vergeßt uns nicht!" so scheinen doch die Herren Hofmacher, plötzlich

taub und blind geworden zu seyn. Sie hören weder das Rufen, noch sehen das Blümchen. Da denn nun aber eine gewisse Verwandlungskraft jeder Dame zu Gebote steht, so nehmen die verlassenen Herbstblumen zu ihr ihre Zuflucht, und verwandeln sich mit einemmale in die Blumen des Neides. Selbst der messerrückendick aufgetragene Carmin scheint gelb zu werden; aus den Augen blitzen periodisch blaue Funken der Galle, und jedes Wort, das sich aus den beiden bleichen Lippen drängt, schmeckt gesalzen. u. s. w.

Der Geizhals.

Ein Geizhals fiel in einen Fluß, der tief
Und reißend war. Ein Fischer, der das Leben
Ihm retten wollte, sprang hinein und rief:
Er möchte nur die Hand ihm geben;
Allein der Geizhals sprach, indem er untersank
Ich kann nichts geben, und ertrank.

Anekdote.

„Sind diese zwei Herren Brüder?" wurde Jemand gefragt. „Von dem Einen weiß ich es gewiß, von dem Andern kann ich es nicht bestimmt sagen," war die Antwort.

Der Mädchenjäger.

(Schillers Alpenjäger, parodirt von Eginhardt.)

Willſt du heut' nicht Hecksel ſchneiden?
Sieh, der Kaſten iſt ganz leer,
In den Fächern allen beiden
Findet ſich kein Hälmchen mehr.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jetzt will ich nach Söphchen ſehen!"

Willſt du nicht die Stöcke ſpalten,
Eh' der ſtrenge Winter naht?
Soll die Wärme ſich erhalten,
Iſt ein Klotz der beſte Rath.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jetzt will ich nach Söphchen ſehen!"

Willſt du nicht den Wagen ſchmieren,
Morgen fährſt du ja zur Stadt?
Sag', was hilft dir das Sponſiren,
Da ſie keinen Kreuzer hat?
„Laßt den Wagen morgen knarren!
Söphchen hab' ich nur zum Narren!"

Und der Bube pfeift dem Mädchen,
Lüſternheit treibt raſch ihn fort,

Söphchen ſpringet auf vom Rädchen,
Eilt an den bewußten Ort
Vor ihm her auf Windesflügel,
So erreichen ſie den Hügel.

Auf des Steinbruchs nackte Rippen
Klettern ſie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geſprengter Klippen
Trägt ſie der verwegne Sprung.
Ob der Schutt den Tritten weichet,
Rüſtig wird das Ziel erreichet.

Jetzo in der Felſen-Grotte
Sind ſie an der Liebe Port,
Und er ſcherzt mit leichtem Spotte
Die Bedenklichkeit ihr fort.
Dort zur Flucht die ſteile Höhe,
Hier des trauten Freundes Nähe? —

Mit der Liebe warmen Blicken
Hängt ſie an dem theuren Mann;
Beide theilen das Entzücken,
Das die Liebe geben kann.
Plötzlich aus den Felſenſpalten
Sehn ſie nah'n des Mädchens Alten.

Und mit ſeinen groben Fäuſten
Stürmt er auf den Burſchen ein.
„Kannſt du ſo was dich erdreiſten,"
Spricht er, „oder willſt ſie frein?
Brod für Beide haſt du Range,
Drum beſinne dich nicht lange!"

Hochzeitsrede.

Von Ludwig Lenz.

(Es kommt, wenn die Wirkung dieser Scherzrede nicht verloren werden soll, Alles darauf an, daß die Musik rechtzeitig und in dem Moment einfällt, wo das Stichwort gegeben ist.)

Geehrte Anwesende!

Sie werden mir sämmtlich beistimmen müssen, daß eine Hochzeit bei den verschiedenen Theilnehmern auch die verschiedenartigsten Empfindungen hervorruft. Wahrhaft glücklich sind nur die Eltern des neuvermählten Paares; ihre Stimmung ist eine wirklich beneidenswerthe; sie sonnen sich in dem Glücke ihrer Kinder; sie blicken mit Stolz, mit unverhehlter Bewunderung auf sie; sie erinnern sich des eigenen fröhlichen Hochzeitsfestes und der goldenen Tage ihrer Jugend, wo man noch die Menuett tanzte: — —

Mel. Und als der Großvater die Großmutter nahm ꝛc.

Ich komme jetzt zu den jungen, noch unvermählten Damen. Es ist kaum glaublich, in welche Aufregung sie eine bevorstehende Hochzeit versetzt. Zunächst nehmen sie natürlicherweise an dem Glück der schönen Braut den innigsten Antheil, sobald diese Empfindung aber beseitigt ist, dann gewinnen mehr selbstsüchtige Gefühle die Oberhand. Sie preisen es laut, wie schön der Neuvermählten der Myrthenkranz stehe; indeß gibt es nicht Eine junge und unvermählte Dame, die nicht leise hinzusetzte: „Auch

mich würde der Brautkranz gar nicht übel kleiden; ich bin doch auch hübsch; ich könnte doch auch jeden Tag vor den Altar treten, aber ach: — —

Mel. Die Männer sind allerweile sehr rar ꝛc.

Wenn sie nur die Worte des eben gehörten Liedes vor sich hingemurmelt, dann seufzt sie. Es fällt ihr schwer aufs Herz, daß die Rosenzeit der Jugend so bald schwindet und daß einmal eine Zeit kommen dürfte, wo sie sich heimlich zuflüstern müßte: — —

Mel. Schier dreißig Jahre bist du alt ꝛc.

Was die vermählten Damen betrifft, so nehmen sie jederzeit den herzlichsten, lautersten Antheil an dem Glücke eines jeden Brautpaars. Sie haben bereits erfahren, wie Lust und Leid in der Ehe wechselt, daß es darin viel heitere aber auch manche trübe Stunden gibt, allein sie wissen auch, daß ihnen ein Häubchen sehr gut steht und daß der Pantoffel in ihren Händen eine gefährliche Waffe ist. Wie manche unter den hier anwesenden jungen Frauen blickt nicht mit vor Mutterfreude strahlendem Angesicht auf ihr neben ihnen sitzendes Töchterchen und überrechnet in Gedanken, wie viel Jahre wohl noch darüber hingehen könnten, bis daß ihr Kind der Myrtenkranz schmückt. Dabei erwacht aber auch manche Sorge, denn sie weiß gar wohl, daß jetzt die erste Frage jedes Heirathscandidaten ist: — —

Mel. Herr Schmidt, Herr Schmidt,
Was kriegt die Jule mit? ꝛc.

Die Ehemänner, wenn sie nämlich in einem entfernteren Stadium der Ehe, das heißt, fünfzehn bis zwanzig Jahre verheirathet sind, können meist ein spöttisches Lächeln bei einer Vermählung nicht unterdrücken. Sie wissen, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt, wie leicht die zärtlich süße Miene der Braut sich in eine grollende, schmollende

verwandelt, wie bald das schüchterne Mädchen eine gebietende Frau wird, wie oft — endlich — eine häusliche Fehde sich entspinnt. Wenn letzteres zuweilen eintrifft, — und es kann ja nicht immer schön Wetter seyn, — dann liegt die Schuld stets an ihnen, nicht an ihren Frauen. Warum geben sie nicht nach? Ein musterhafter Ehemann muß wie Gummi elasticum seyn: er muß nachgeben und sich ziehen lassen. Nur in äußerst seltenen Fällen ist das Recht auf seiner Seite, nur selten schmollt eine Frau ohne Grund, dann aber setzt sich der Mann mürrisch in eine Ecke und denkt: — —

Mel. Wenn des nich gut vor die Wanzen is ꝛc.

Die Junggesellen, denen eine Hochzeit eine Lehre, ein Muster zur Nachahmung seyn sollte, die Junggesellen, sage ich, sind am verstocktesten und gleichgültigsten. Statt auf die Stimme ihres Herzens zu hören, lauschen sie der Tanzmusik, statt in die Augen der Mädchen zu schauen und unter ihnen zu wählen, schauen sie in die Spiegel und wählen unter den Weinsorten. Sie sind einmal so; ich kann's nicht ändern. Gott bessere sie! — Wenn indeß ein junger Mann das Mädchen seines Herzens gefunden zu haben glaubt, wenn er ihm zärtlich ins Auge schaut, feurig die Hand ihm drückt und in Schwüren sich ergießt, dann heißt's: — —

Mel. Eduard und Kunigunde ꝛc.

Endlich komme ich zur Braut. — Geehrte Anwesende, erlassen Sie es mir, die Gedanken und Empfindungen derselben zu schildern, die der folgende Choral besser als alle Worte ausdrückt: — —

Mel. Nun danket Alle Gott ꝛc.

Ich wende mich jetzt zu dem Bräutigam. — Sie sind Alle begierig, zu erfahren, was er denkt. Er denkt: — —

Zapfenſtreich.

Geehrte Anweſende, ich hoffe, Sie werden meine Rede für das nehmen, was ſie iſt — ein Scherz. Auch Ihre Gedanken kenne ich. Ach, dürfte ich mit ihnen rufen: — Mel. So leben wir, ſo leben wir ꝛc.

Anekdoten.

Ein Maurer, von dem Gerüſte geſtürzt, brach ſogleich den Hals. Als man ihn aufhob, fand man ein Meſſer in ſeiner Hand. Welch ein Glück! — rief ein Anweſender, daß er nicht in das Meſſer gefallen iſt!

Ein Herr befahl, beim Ausfahren, ſeinem Diener, zu ſagen, wenn ein gewiſſer Herr käme, daß er den Mittag über nicht zu Hauſe ſeyn würde. Treuherzig fragte der Diener: „Was ſoll ich denn aber ſagen, wenn er nicht kommt?“

Die Erſcheinung im Kaffeeſaale.

(Parodie auf das Mädchen in der Fremde.)

Von Schiller.

In einer Stadt, bei jungen Frauen,
Erſcheint nach jedem Mittagsmahl,
So wie der Kaffee ſich läßt ſchauen,
Ein geiſtig Weſen in dem Saal.
Es iſt nicht in dem Saal geboren,
Man fragt es nicht, woher es kam;
Doch ſchnell iſt ſeine Spur verloren,
Sobald man wieder Abſchied nahm.

Vereinigend iſt ſeine Nähe,
Und alle Lippen thun ſich auf:
Und keine Würde, keine Höhe:
Hemmt ihres Wörterſtromes Lauf.
Es bringet Fehler mit und Namen,
Gemerkt in einem andern Haus,
Bei eingebildeteren Damen,
Auf einem andern Kaffeeſchmaus.

Und ſchenket Jeder eine Gabe,
Der Witz und Jener ſcharfen Blick;
Der Jüngling, wie der Greis am Stabe,
Ein Jeder kommt beklatſcht zurück.

Zum Tadel dienen alle Gäste;
Doch birgt sich wo ein liebend Paar,
Das gibt der Kaffeereden beste,
An dem läßt man kein gutes Haar.

Anekdoten.

Ein Jagdliebhaber verklagte einen Juden, daß dieser sich im Besitze eines ihm vor zwei Jahren abhanden gekommenen Gewehrs befinde. Der Jude wurde vor Gericht gefordert, und ihm aufgegeben, den rechtmäßigen Besitz durch Zeugen zu erweisen. Er erschien, und stellte als Zeugen seinen Schwager Schmul, der beschwören wolle, daß das Gewehr ihm seit einer langen Reihe von Jahren gehöre. „Ist das wahr, und wie lange kennst Du das Gewehr als Eigenthum des Beklagten?“ fragte der Richter. „Ich kenne es lange, sehr lange,“ erwiederte der Zeuge. „Aber wie lange, seit wie viel Jahren?“ „Nu, ich habe es gekennt,“ betheuerte Schmul, „wie es noch ein ganz kleines Pirtol gewesen ist.“

Jemand, der zwei Bücher unter dem Arme trug, wurde gefragt: Was haben Sie hier? — „Die Sappho.“ Und hier? — „Auch die Sappho; ich höre, dies Grillparzerische Stück sey gar zu schön, drum will ichs gern zweimal lesen.

Lob der Lüge.

Das Lügen iſt die Kunſt der Poeten, ſo wie das Dichten die Kunſt zu lügen iſt. Inſofern macht es mir als einem Poſievergnügling eine beſondere Freude, dem Lügen eine verdiente Lobrede zu halten.

Schon von Jugend auf hab ich viel und gern gelogen, und dieſe Fertigkeit hat ſich bei beſtändiger Uebung mit den Jahren ſo ſehr vermehrt, daß ich jetzt beinahe kein wahres Wort mehr rede. Nun gibt es keinen größern Spaß, als wenn ich mit Einem zuſammenkomme, der auch Erfindungsgeiſt beſitzt, und wenn Jeder von uns ſtrebt, den Andern am Beſten zum Beſten zu haben. Wir erzählen uns im ernſteſten Tone von der Welt, wir tiſchen uns tauſend Neuigkeiten auf, Verlobungen, Liebesgeſchichten, luſtige Begebenheiten, Unglücksfälle u. ſ. w., an die nicht zu denken iſt, wir unterhalten uns gegenſeitig höchſt angenehm, und trennen uns, ohne einander ein einziges Wort zu glauben. Es wäre dieß eine recht nützliche Uebung für manche geiſtes- und phantaſiearme Poeten, wie z. B. für die Herren A. B. C. D. E. F. — die ſämmtlich keine poetiſchen Einfälle haben.

Manchen wird meine Luſt zum Lügen befremden; aber, wenn ich die Urſache derſelben darlege, wird man nicht umhin können, ſie zu billigen. Schon längſt nämlich

machte ich die Beobachtung, daß man mit dem Lügen in der Welt am Weiteſten komme, da ich hingegen die Wahrheit für ihren Freund ſtets von übeln Folgen begleitet fand. Ich ſah, daß diejenigen, welche die Lüge mit allen ihren Nebenſpielarten, dem Heucheln, dem Schmeicheln, dem Kriechen, dem Speichellecken u. ſ. w. am beſten handzuhaben verſtanden, das meiſte Glück machten; daß ſie am erſten Aemter, Ehrenſtellen, Geld, Güter, Orden und Auszeichnungen aller Art erhielten; und weil ſich alle Menſchen nach dieſen Dingen ſehnen, ſo war ich ſogleich dafür entſchieden, mich zum vollkommenſten Lügner auszubilden. Wenn ich nur nicht neben der meiner Abſicht ſehr günſtigen Philologie auch zugleich Theologie ſtudirt hätte! Dadurch wurde meine ſchönſte Anlage verdorben, und dadurch legte ich den Grund zu meiner nachherigen krankhaften, wahnſinnigen Periode, in der ich ſo toll war, die Wahrheit zu predigen. Hätte ich doch kein Collegium der Moral beſucht, noch jemals ein Compendium derſelben durchgemacht! Der Herr Profeſſor lehrte, daß man durchaus nicht lügen ſolle, und war ſogar mit der Nothlüge höchſt zähe. Ich hatte zwar anfangs darüber ſo meine eignen Gedanken; indeß, wenn man etwas immer wiederholen hört, wenn es Einem immer vor den Ohren klingt: „du ſollſt nicht lügen!“ da wird's einem am Ende bald ſelber ſo, als ob's nicht recht wäre. Ich gewöhnte mich dadurch ein bischen an die Wahrheit, ich ſagte ſogar ſehr viel Wahres, meine Freunde betrauerten ſchon mein untergegangenes Talent, ſie erkannten den Vorigen in dem Jetzigen nicht wieder; mit meiner Poeſie wurde es auf dieſe Art nichts, und mit dem Leben wollte es auch nicht fort.

Erſt ſeit dem Tage, wo ich mich in Verzweiflung dem Teufel verſchrieb, von welcher höchſt intereſſanten Procedur

ich nächſtens in einem beſondern Werke genauere Auskunft geben werde, erwachte wieder meine alte Neigung zur Lüge. Ich erkannte auf das Lebhafteſte die Thorheit aller Moral; die Bibel, die Kirche, und Alles, was in dieſes Fach einſchlägt, wurde mir zuwider, und ich fand neuen Geſchmack an allen Laſtern. Und da der Menſch einmal ſeine äffiſche Natur nicht verläugnen kann, ſo verführte mich dabei noch die große Lüge unſerer Zeit zu meinen kleinen Lügen, die mich amüſiren und mir zugleich vortreffliche Dienſte thun.

Es haben oft ſehr große Leute gelogen; ſo log z. B. Alexander der Große, ich meine den König von Macedonien, als er vorgab, bloß Perſien demüthigen zu wollen, und doch ſein murrendes Heer von dem Ganges zu den Scythiern und zu dem Indus hinrieb. Derſelbe log gleichfalls ſehr ſpaßhaft, da er, um die Mongolen zu ſchrecken, auf den Gebirgen Trompeten befeſtigen ließ, die bei dem Anhauch des Windes ertönten, und den Feind in dem Wahne erhielten, er ſtehe mit ſeinem Heere noch in der Nähe. So logen Herodot und Swift, wenn ſie von kleinen, nur einen Finger großen Leuten erzählen, von denen der Erſtere nur gehört, der Zweite Unverſchämtere aber ſogar Tauſende geſehen haben will. So ſind Homer's, Arioſt's, Shakeſpeare's und Göthe's Werke ganze Gewebe von Lügen. So log Napoleon, als er die Polen durch das Verſprechen, die alte Herrlichkeit ihres Reiches wieder herzuſtellen, auf die Schlachtfelder ſchleppte. So log der Capellmeiſter Naumann als er in dem Thore einer ſchwediſchen Stadt gegen den ihn befragenden Unteroffizier ſagte: „Ich ſtehe in kurſächſiſchen Dienſten, bin der General aller kurſächſiſchen Muſikanten, und reiſe auf Begehren Ihres Königs nach Stockholm, um da alle

königlichen Muſikanten exerciren zu lehren;“ der Unteroffizier konnte ſich nämlich keinen Begriff von einem Capellmeiſter machen. So log Darius Hyſtaspis, als er ſich ſelbſt (nach Herodot) auf einer Bildſäule „den ſchönſten und beſten Menſchen“ nannte. So log der Kaiſer von China, Tang-hang-Sin-Te-Hu, als er ſeinem Volke eine Conſtitution und Preßfreiheit zu geben verſprach, und ihnen dann ſelbſt die Freiheiten entzog, die ſie noch beſeſſen hatten.

Ich hoffe, dieſe Beiſpiele, die ich vertauſendfältigen könnte, genügen, mein Syſtem vor der Welt zu rechtfertigen.

E. Ortlepp.

Anekdote.

Ein Advokat, ſehr klein von Perſon, erſchien einſt als Zeuge in einem engliſchen Gerichtshofe. Ein anweſender Rechtsgelehrter rieſiger Größe fragte ihn: Weß Standes er ſey? — Ein Advokat, antwortete er. — Sie, ein Rechtsgelehrter? Ei, ich könnte Sie ja in meine Taſche ſtecken! — „Das könnten Sie freilich, erwiederte der Andere; und, wenn Sie es gethan haben, haben Sie mehr Rechtskunde in Ihrer Taſche, als in Ihrem Kopfe.“

Themis in der Auction.

In einer Möbel-Auction
Kam vor, in Lebensgröße,
Der Themis Statua von Thon; —
„Ein alt Madamchen — daraus löse
Ich wohl nicht viel — das weiß ich schon;
Nun, die Madam in Lebensgröße,
Was iſt für die Madam von Thon?“ —

So ward in forma optima,
Mit manchen Lobes-Epiſoden,
Der Themis heil'ge Statua
Vom Proclamator ausgeboten;
Doch das geehrte Publikum
Schien für die Göttin taub und ſtumm —
Ja, ſelbſt die allerbeſten Treiber —
Die Juden und die Trödelweiber
Sah'n kaum nach der Madam ſich um.

„Das nimmt, bei meiner Treu! mich Wunder,
Es findet doch ſonſt aller Plunder
Bei mir noch immer ſeinen Mann —
Was hat denn die Madam gethan,

Daß Niemand auf ſie bieten will? —
Zum erſten: Themis Statua, —
Zum erſten — nun, iſt Niemand da,
Der bietet — Themis Statua —
Zum zweiten — je, ſo ſeyd doch ſtill
Dort an der Thür', Ihr Plaudertaſchen!
Sonſt will ich Euch die Köpfe waſchen —
Man hört ja kaum ſein eignes Wort —
Die Lungenflügel möchten berſten —
Wollt Ihr nicht ſchweigen, ſchert Euch fort! —
Nun, Themis Statua — zum erſten —
Zum zweiten Themis Statua
Zum dritt' und letzten — nun — iſt Niemand da,
Der bietet — Themis Statua —
Die Göttin mit der Augenbinde,
Mit Waag' und Schwert — 's iſt eine Sünde
Und Schand, auf ſolch ein Götterweib,
Wofür Athen und Rom einſt glühten,
Und wär's auch nur zum Zeitvertreib,
Nicht einen Heller anzubieten —
Na, Jüd'! kaufſt ja ſonſt allen Plunder —
Was lehnſt Du heut ſo maulfaul da —
Erſteh' Dir doch die Statua!" —
„Was ſoll mer de Madam — Gott's Wunder!
Zu vornehm iſt ſie für mein Haus —
Die ſteht doch, als ich denk' am beſten
Beim Jüden nicht — na! in Paläſten
Da nimmt ſe ſich viel beſſer aus —
Was ſoll mer die Madam wohl helfen?
Was thut mer mit der Gerechtigkeit?
Nix thut mer mit der Gerechtigkeit.
Iſt mer auch noch ſo brav und g'ſcheut,

Muß mer doch heulen mit den Wölfen,
Hab' ich auch all' mein Lebetage
Nicht gern geseh'n die Statua." —
„Warum nicht Jüd'? — Warum nicht? — na!"
„Glaub mer der Herr, als ich ihm sage —
Was ersieht mer sich an der Statua?
Nix ersieht mer sich, als ich sie seh' — au weih, wird
mer allemal frostig —
Ihr Schwert, was hat's gethan mit dem Schwert? —
's Gott lebt! 's ist rostig —
Und die Binde — was thut's mit der Binde?
's vigilirt,
Wo sich was ermaschandirt —
Na! und die Waage — die Waage,
's Gott lebt, ist nicht justirt! —
Was thut's aber ot mit der Wage?
— au weih! — 's schnellt hoch in die Luft
Den braven Mann durch den Schuft —
Kann ich Se erzählen Exempel —
's Gott lebt! ich nicht spaße,
Werden's aufsperren ä sau weit
Maul und Nase."

„Schweig Mauschel! sonst wird Dich
die Madam hier 'naus bugsiren —
Bieten sollst Du, bieten, will ich,
aber nicht raisonniren."

„Au weih geschrien! was soll bieten
der Jüd'! Biet er nicht viel,
Werden Sie sagen: 's ist ä Pappenstiel —
Und doch ist mer, 's Gott lebt! um zwei Dreier

Die Madam mit der Waage noch viel zu theuer.
Als ſe aber iſt 'ne Madam und der Jüd' auch kann ſeyn galant,
Als ich will bieten viel, will erbieten fünf Dreier,
Na! was lachen's mer aus? nehmen's 'n Schlüſſel zur Hand,
Und thun Se ihr Amt — als frag' ich, was ſe noch hält —
Was lachen's mer aus? was?" —
„Hm! daß Du bieteſt ungleich Geld." —
„Na! warum? 's Gott lebt! die Madam auch ungleich verfährt mit der Welt!" —
„Haſt wohl recht, Jüd'! nun alſo Themis Statua fünf Dreier;
Niemand beſſer? — das iſt doch nicht theuer —
Zum dritten und letzten — — fünf Dreier —
Pump — wird bezahlt — — nu Beitel!
Die Madam iſt Dein — zieh immer den Beutel!" —
„Saaln Se haben fünf Dreier — und was will der Jüd' mit der Madam nun machen?
's Gott lebt! ſoll'n Se über Beitel noch lachen —
Als will er ſetzen die Madam von Thon
Gerad vor ſeine Stubenthür —
Werden die Leut' denken: Gott's Wunder! wohnt hier
Wohl gar eine Magiſtratsperſon —
Und wenn ſe werden kümmen herein — und werden ſe Beitel ſeh'n ſitzen,
Werden ſe Augen und Ohren, und Maul und Naſe ſpitzen.
Werden ſe ſagen: au weih geſchrien — iſt doch gefallen
Die Juſtiz in der Jüden Krallen."

Curiosa.

Zwei katholische Pfarrer reichten einst, zu gleicher Zeit, bei dem Fürstbischof Bittschreiben ein. Der Eine wollte eine Perrücke tragen; der Andere wünschte, eine Bekannte als Haushälterin zu nehmen.

Der Fürst resolvirte darauf. Allein, da die Schreiben in der Kanzlei verwechselt waren, so wurde dem einen Geistlichen, eine Perrücke zu tragen, erlaubt, wenn sie das canonische Alter, (d. i. das vierzigste Jahr,) erreicht hätte, dem andern aber sein Gesuch auf den Fall zugewilligt, daß sie nicht gepudert sey.

Auf Wahls Nase.

Quid pro Quo.

Zu Quito lag einst Wahl im Grase,
mit hoch empor gereckter Nase,
Von Humboldt kam, und rief: „O mein,
das wird ein Chimborasso seyn!“

Als W. seine Nase von 99 Wäscherinnen waschen ließ.

Das Waschen wird dich wenig frommen;
Stets bleibt dein Monstrum fleckig;
Denn, eh' sie bis zur Wurzel kommen,
ist schon die Spitze wieder dreckig.

Auf dieſem Näschen ſaß auch einſt ein Fliegenzwerg.
Der Chimboraſſo war's, ſammt Teneriffa's Berg.

Wenn Wahl an's Schnupfen kommt, ſind Wunder zu erblicken;
Er ſchnupft Tabak, Paket' und Fäſſer und Fabriken.

Die Sonne ſtand, nach ſanfter Ruh,
am Firmament in neuer Pracht;
Da nickte Wahl ihr freundlich zu,
und plötzlich war es Nacht.

Jetzt nießt er wirklich nun! Da rufen tauſend Zungen vom Sirius hinan: „Der Erdball iſt geſprungen!"

Ein Student, ein ſogenannter Polterer, (Renomiſt) ſagte jüngſt zu einem andern Studenten:

„Ich ſchmiß den unverſchämten Philiſter die Treppe herunter, daß er, hol' mich, ſtraf' mich, — den Hals auf der Stelle brach; ſiehe! da geht der Kerl hin, und verklagt mich!"

Jemand erzählte unglaubliche Dinge, die er bei Plünderung einer Stadt erlebt haben wollte; „Das iſt noch nichts," ſagte ein Anderer; ich war ſelbſt in N., als geplündert wurde; Sie können ſich gar keine Vorſtellung machen, wie es da herging; die Soldaten waren ſo wüthend, daß ſie einander die Häuſer aus den Händen riſſen."

Vergißmeinnicht.

Ein Roman nach de la Motte Fouqué.

Die Ochſen, meine verehrten Zuhörer, verdienen im Allgemeinen die Verachtung nicht, mit welcher wir ſie zu behandeln pflegen. Sie ſind mit den Menſchen vom Paradieſe ausgegangen, ſie waren mit Noah in der Arche, der Stier Apis wurde bei den Egyptern als Gott verehrt und bis auf den heutigen Tag werden die Kühe in Indien für heilig gehalten. Aus dem letztern Umſtande erſieht man, daß es die Ochſen nicht nur bei uns, ſondern auch an andern Orten weit bringen können. Der König von Siam nennt ſich ſogar in ſeiner Titulatur den erſten unter den weißen Ochſen. Dieſes Alles mag Ihnen beweiſen, daß die Ochſen als erhabene, ſtille Dulder verkannt durch das Leben gehen. Der Menſch hat einen viel ſchwierigern Bildungsgang als der Ochs; er wird erſt Menſch, wenn er zum Bewußtſeyn und zum Gebrauch ſeiner Vernunft gelangt iſt. Der Ochs dagegen, kaum geboren, iſt ſchon Ochs; jeder Zoll ein Ochs. Wir bezeichnen ihn zwar in dieſer ſeiner erſten Periode mit dem minorennen Namen „Kalb“ und ſein Zuſtand erinnert an die ſogenannten Flegeljahre des menſchlichen Lebens; aber dieß iſt nur ein verſchiedener Ausdruck für eine und dieſelbe Sache; denn der Ochs wird als Ochs geboren und ſtirbt in ſeinem Berufe.

Anders iſt es mit dem Menſchen. Denn jeder, der als ein ſolcher geboren worden iſt, wird nicht ein Menſch; denn wir haben auch Unmenſchen. Haben Sie aber jemals etwas von Unochſen gehört, von einem Ochſen, der es nicht in jeder Bedeutung des Wortes geweſen wäre? Der Menſch gedeiht und entwickelt ſich durch die Anſchauung des Lebens, durch Lehre, Vorbild und Erfahrung; der Ochs dagegen gedeiht durch ſich ſelbſt, ihm genügt ſein eigenes Vorbild, ſeine Begeiſterung, ſeine intenſive Kraft. — Und auf der andern Seite wieder: Wie ſich im Menſchen die Fähigkeit zum Maler, Dichter, Muſiker entwickelt, ſo im Ochſen der Beruf zum Rindfleiſche, Beafſteak, Roſtbraten. Abgeſehen von der innern Brauchbarkeit und der Gemüthswelt des Ochſen, ſo iſt er als äußerer Ochs eins der nützlichſten Thiere. Aus ſeinen Hörnern werden Kämme gemacht, welche den Damen zum Putze dienen; ſeine Haut wird gegerbt und liefert Leder. Dagegen kann man eine menſchliche Haut noch ſo ſehr gerben und wird doch keine Schuhſohlen daraus machen können. Oder iſt es Ihnen ſchon vorgekommen, daß man aus den Hörnern, die ein Menſch trägt, hätte Kämme machen können? Gut wär's, denn da könnte mancher ſeine Familie ſelbſt damit verſorgen und brauchte kein Geld an den Kammmacher zu geben. — Man nennt den Ochſen nicht mit Unrecht Hornvieh; denn bedenken Sie, er bekommt die Hörner früher, bevor er noch Ehemann wird. In der menſchlichen Geſellſchaft iſt das umgekehrt, und mancher hat ſich als Junggeſell nur deßhalb die Hörner abgelaufen, um in der Ehe neue zu bekommen, wie die Hirſche im Monat Februar ihr Geweih abſtoßen, um von Neuem gekrönt zu werden. Wie man alſo von einem Ochſen ſagt, er iſt ein Hornvieh, ſo ſollte man von ſolchen Leuten ſagen: dieſer Menſch iſt ein

Hornmenſch. — Welchen unſäglichen Schaden hat nicht ſchon die menſchliche Zunge hervorgebracht, ohne uns oft auch nur Einen Genuß zu gewähren! Was haben Sie dagegen gegen eine Rindszunge, zumal gegen eine geräucherte einzuwenden? Eine ſolche geräucherte Rindszunge ſpricht eine Sprache, die zu jedem Herzen dringt. Unwillkürlich ſagen wir von einem guten Menſchen: „er iſt eine gute Haut“, und unwillkürlich machen wir dadurch dem nützlichen Thiere, welches erhaben wie ein Philoſoph und aufopfernd wie ein Patriot, ſeine Haut zu Markte trägt, ein Compliment. — Die frühere Zeit war in der Anerkennung der Ochſen in mancher Beziehung gerechter: denn ihr Bild prangt in manchen Wappenſchildern, viele Familien führen ihren Namen daher. Es gibt hiſtoriſche Perſonen darunter, z. B. einen Oxenſtierna, den berühmten Schweizer von Ochs, die Schriftſtellerin Eliſe von Hohenhauſen, geborene von Ochs, die Familie Rindsmaul und endlich des diplomatiſchen Regenten Europas: Metternich, welcher auch das Prädikat: Winneburg Ochſenhauſen führt: lauter ehrenwerthe, ausgezeichnete Namen. —

Wenn man auf der Einen Seite geneigt war, die Ochſen auf der Erde mit Geringſchätzung zu behandeln, ſo hat man ihnen auf der andern die gehörige Anerkennung gezollt; denn wir haben in der Aſtronomie ein Zeichen des Stieres, und die Verliebten haben in hellen Sommernächten, wenn ſie den Sternen ihre Leiden, ihre Sehnſucht und ihre Hoffnungen klagen, keine Ahnung davon, daß ihnen das Sternbild des Ochſen in himmliſcher Verklärung entgegenſchaut.

Unſerem Jahrhundert, ſo hoffe ich, iſt es vorbehalten, den Ochſen die gerechte Anerkennung zu verſchaffen, und wer es mit der Menſchheit redlich meint, der muß darin

nicht zurückbleiben. Die wahre Liberalität wird aber erſt dann gedeihen, wenn wir auch die Ochſen emancipiren. Wenn wir nämlich ausrufen:

„Allen Ochſen ſoll vergeben,
Und die Schlachtbank nicht mehr ſeyn.“

In der Vorausſetzung, daß Sie meine humanen Beſtrebungen zu würdigen wiſſen, kann ich Ihres Beifalls ſicher ſeyn. Von den Ochſen aber erwarte ich, daß ſie mir eine Dankadreſſe zuſenden, und mich zum correſpondirenden Mitgliede ernennen.

Der Ochs aber, von welchem gegenwärtiges Heldengedicht handelt, ging eines Morgens, über mehrere zweifelhafte Rechtsſätze nachſinnend, auf einer Wieſe ſpazieren.

Er begegnete einem „Vergißmeinnicht“, d. h., als er ruhig die Gräſer und Gänſeblümchen abfraß, ſtand er plötzlich am Rande des Baches vor einem Vergißmeinnicht.

Er wollte ſeinen Augen nicht trauen, denn er wurde ſentimental. Er ſah mit ſtarren Blicken auf das Vergißmeinnicht nieder und „eine Welt lag in dieſen Blicken.“ Sein Gefühl ſagte, dieſe Blume freſſ' ich nicht; ſein Magen aber ſagte: „Alles, was mir ſchmeckt.“ —

Aber, wie bei allen höheren Naturen, ſo ſiegte auch hier das Gefühl. Eine Thräne glänzte im Auge unſeres Ochſen und er entſagte, wie die Heldin eines Romans. —

Er beugte ſich nieder zur Blume und verſtellte ſeine Stimme, daß ſie wie die eines jugendlichen Liebhabers lang und ſagte: „Blume, wie heißeſt Du?“

Und die Blume ſchlug die blauen, treuherzigen Augen auf, und ſagte im Tone eines Ritterfräuleins:

„Ich heiße Vergißmeinnicht.“

Der Ochs ſchwieg über dieſe unerwartete Auskunft und verſank in ein langes Nachdenken.

Aus des alten Kauz Meditationen.

(Fortsetzung.)

Gedanken über eine Schlafmütze.

Hocherhabne Schlafmütze! Mit Recht gebührt dir dieser Name! Du setzest dich den Menschenkindern aufs Haupt, und wächsest ihnen über den Kopf hinaus! Du bist das Höchste, was den Menschen bekleidet, denn du bedeckst sein Haupt, das edelste und vielbedeutendste Stück des Körpers, dem alle Glieder unterthan sind, und das mit Recht ihr Oberhaupt ist.

Wie ehrwürdig bist du mir in dieser Hinsicht! Wie manchen großen Kopf, der Licht über die ganze Welt brachte, hast du schon bedeckt! Was für große, weitumfassende, weltbeherrschende Ideen sind schon in dir schlafen gegangen, und haben unter deinen Flügeln geschlummert! Was für erhabene Pläne sind unter dir aufgekeimt!

An und für dich selbst bist du zwar nichts als eine Schlafmütze, aber darüber gräme dich nicht! Du findest viele deines gleichen unter den Menschen, die an und für sich nichts sind und nur eine Art von Ansehn erhalten, durch das, woran sie sich hängen, und was ihnen einen kleinen, faulen Dienst vergönnt.

Da bin ich denn freilich sehr zufrieden mit mir, daß ich auf meines Herren Kopf keine Schlafmütze bin, die ihm einen faulen Dienst thut; lieber ein Hut, der vor Sonne und Regen schirmt.

Aber man thut dir doch zu viel, hocherhabene Schlafmütze, man erkennt hin und wieder deinen Werth gar

nicht! Wer kann es läugnen, daß oft große Köpfe unter dir stecken, daß viele gescheidte Männer, die früh Morgens unter deinem Schirm arbeiten, große Dinge hervorgebracht haben! Und doch vergleicht man dich so schimpflich mit den schläfrigen, nachläßigen Menschen, denen es an Muth und Kraft sich aufzurichten fehlt, mit den schwächlichen, die nirgends Widerstand leisten können, mit den saumseligen, die nichts durchsetzen, nie durchgreifen, hinter ihrer Sache nicht her sind, mit den verzärtelten Weichlingen, die ohne Feuer und Lebenskraft schleichen, mit den Menschen ohne Theilnahme und Thatkraft.

Das ist arg! Dich so zu beschimpfen! Du solltest nicht besser seyn, als diese Menschen, du gute, ehrliche Hauptbedeckung, du treue Schlafmütze?

So können nur deine Feinde sprechen, deren du überall hast, die über dich herziehen, und dich doch auf ihren Köpfen sitzen lassen. Du hängst so sanft und schön auf dem Kopfe, bist so weich und nachgebend, so bequem und einschmeichelnd und standhaft, daß du manchem Tag und Nacht auf dem Kopfe sitzen bleibest, und Schweiß und Mühe mit ihm theilst.

Es ist nicht halb recht, daß man dich mit den schläfrigen Menschen, besonders mit denen Männern vergleicht, die, wider den Willen ihrer üppigen Weiber, die Nacht zum Schlaf anwenden, und gar nicht mit ihnen wachen wollen, und mit denen, die sich etwas darauf zu Gute thun, daß sie unter dem Pantoffel stehen. Wie hast du nun wohl mit diesen die geringste Aehnlichkeit, du hocherhabne Schlafmütze.

Und wenn man die Aerzte und großen Gelehrten, die dich freilich selbst, weil's so Mode ist, geduldig über die

Ohren ziehen, über dich sprechen hört, dann wird einem schwarz vor den Augen, wenn man an dich denkt.

Kopfumhüllung, Geistumhüllung! sagen sie, und beweisen es deutlich, wie, bei verhinderter Ausdünstung, (welches vorzüglich bei Schlafmützen der Fall ist) der Kopf am freien Denken gehindert werde, zumal wenn die Schlafmützen sich etwa gar mit Puder und Pomade fleißig genährt haben; wie Schlafmützen Kopfschmerzen, böse Träume u. s. w machen. Wenn nicht fast alle diese Herren selbst eine Schlafmütze trügen, (und diejenigen gerade die größten und dicksten, die am mehrsten dagegen eifern), so müßte einem bange werden, wenn man so eine Schlafmütze ansähe.

Warum man Alles, was an dem Menschen träge und faul und kraftlos ist, mit euch vergleichen will, das seh ich nicht ein. Von den faulen Menschen, die den alten Schlendrian lieben, und nicht Lust haben mit der Welt fortzugehn, das heißt: nicht Lust haben, fleißig zu seyn, von denen ists wohl wahr genug, daß sie oft schon das freiere Denken verhinderten; zumal, wenn sie am großen Staatskörper oben auf waren, und alle Glieder einer solchen, wie es dort heißt, obersten Schlafmütze, folgsam seyn mußten.

Man verkennt dich ganz, ehrenfeste, liebe, getreue Schlafmütze, wenn man dich mit solchen vergleichen, oder dich boshaft genug einen Scheffel, unter welchen das Licht gestellt wird, nennen will.

Wie kannst du denn etwas anders seyn, als du bist! Du dienst dem Schlaf und der Ruhe, und dieß allein thun viele dicke Menschen auch! Was will man denn von dir! Du verlangst nichts weiter, als eine Schlafmütze zu seyn! Du bist bescheiden, und kleinlaut, und liebst das Getöse der Welt nicht, ziehst dich gern in die Stille zurück; sieh, welche große Aehnlichkeit du hier mit den weisen, großen

Männern haſt, die es wie du machen, und ſich vom Geräuſche der Welt entfernen.

Als Schlafmütze kannſt du keine Sturmhaube ſeyn! Mit Sturmhauben läßt es ſich nicht gut ruhen. Man hat alſo Unrecht, wenn man dich in deinem Namen beſchimpft, und den lächerlich machen will.

Die Menſchen wiſſen oft ſelbſt nicht, was ſie wollen. Sie haben dich oft ſchon mit Menſchen verglichen, deren angedichtete Aehnlichkeit mit dir, nichts weniger als dich beſchimpfen kann, wie es doch eigentlich ihre Abſicht war. Sie waren oft die guten, weiſen, ruhigen Menſchen, die ihre Leidenſchaften zu beſiegen wiſſen, die nicht überall durchgreifen wollen, weil ſie es für unnütz finden, die vernünftig nachgeben, wo Widerſtreben größeres Unheil ſtiften würde, die lieber ein kleines Unrecht über ſich ergehen laſſen, um den Feind nicht noch mehr aufzubringen; die ſich aus Grundſätzen des Edelmuths nicht rächen, nicht wieder Böſes vergelten und verfolgen; die nicht gegen den Strom ſchwimmen, und Alles wild und roh durchfechten wollen; die nicht wie Prahler ihre Stimme erheben, und ſich geltend machen; die nicht über Alles in Bewunderung und Entzücken ausbrechen, weil ſie unbefangener ſehen; die nicht das, was ihnen recht und billig geſchieht, als eine ihnen erwieſene Gnade ausposaunen, die nicht über jede Kleinigkeit ſich kindiſch freuen, und viel Worte machen können; alle dieſe ruhigeren, beſſeren, gebildeteren und weiſeren Menſchen, nennen ſie Schlafmützen.

Ich bitte dich, lieber Gott, daß du mich ſolche Schlafmütze ſeyn läſſeſt!

Bibliothek

des

Trofts.

Neue Folge.

V. Section.

Tivoli.

Zehntes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1812.

Tivoli.

Neues Museum

des

Witzes und der Laune.

Eine humoriſtiſche Anthologie

herausgegeben

von

Ernſt Ortlepp.

Zehntes Bändchen.

Stuttgart, 1842.
Franz Heinrich Köhler.

Inhalt des zehnten Bändchens.

		Seite
1.	Aus den Predigten zum Todtlachen. (Forts.)	1—16
2.	Parodie von Mahlmanns „Sehnsucht", von Eginhardt	17—18
3.	Anekdote	18
4.	Naturgeschichte des Affen, von Friedrich. (Schluß.)	19—26
5.	Madame Catalani und Werthers Leiden	27—28
6.	Curiosa	28
7.	Die Erbin eines großen Namens	29—31
8.	Anekdoten	31—33
9.	Ein Schnickschnack	33—36
10.	Der Apotheker und Provisor	37—41
11.	Billet-doux von Görgel an seinen Herrn, von Claudius	42—43
12.	Des Liebescasuisten Beantwortung der Fragen eines verliebten dreizehnjährigen Mädchens, von Addison	44—46
13.	Anekdoten	47—48
14.	Aus den Predigten zum Todtlachen. (Forts.)	49—59
15.	Zeitungsanzeigen	59
16.	Definitionswitze	60—61
17.	Querlesungen	61—64

	Seite
18. Aus Julius von Voß Travestie „Rinaldo und Armida“	65—79
19. Humoristischer Abstecher ins Elysium, von Friedrich	80—88
20. Aus einer Parentation	89—90
21. Anekdoten	91—92
22. Räthselfragen mit den Lösungen . . .	92—93
23. Der Kampf mit der Oebstlerin. Parodie von Schillers „Kampf mit dem Drachen“, von F. M. W.	94—105
24. Anekdoten	105
25. Auktion	106
26. Der Narrenvormund	107—110
27. Jeikufs Abschied. Parodie	111—112
28. Parodie von „In diesen heil'gen Hallen“, von Carl Müchler	112

Aus den Predigten zum Todtlachen.

(Fortsetzung.)

Kirchweih Predigt gehalten von Joh. Fried. Spörer Pfarrer zu Reichenberg.

Exordium.

Heut ist die Kirchweih, da essen die Bauern den Hirschbrei. Wie kommts, daß unsre Kirch heut so voller Leut ist? Ho! Kürbi ist im Dorf, sagen die Lautenbacher, Teufelsstätter, Wildensteiner und Matzenbacher; die Bursche vom Galiläischen Gebirg werden wieder hauffenweiß kommen, daß man nit Ruh hat sein Suppen ausm Höllhafen angericht zu essen.

Das gottlos Volk meint, Kürbi sey um Fressens und Sauffens willen.

Haspel Narr! du hast Kürbi im Haus, Kirchweih ist und hat die Kirch: Heut sinds 100 Jahr, daß unsere Kirch von denen Herren von Berlichingen erbauet und eingeweihet worden, nit uff päpstliche Weiß mit Chrysam und Bisam, mit Weihwasser, Gaukeley, Griblis, Grablis, wie in der Dockelis-Religion gebräuchlich, sondern mit Gebet, Gottes Wort, Loben Rühmen und Danken. Ich habe mir vorgenommen, an dieser heutig hundertjährigen

Jubelfeier unsern Gottesdienst zu zieren, deßwegen durch den Schulmeister die Herrn Musikanten von Dinkelsbühl bestellen lassen, welche etliche Stücke musiciren, und mit ihren Düstramenten, wie du grober Bauer sagst, das Te Deum laudamus anstimmen sollten, aber da ists verboten worden, wir sollen bei unserm alten Schlendrian bleiben; so seys, ich sag kein Wort mehr. Du mußt aber wissen, daß dies Haus, unsere Kirch, nit von den Katholischen erbauet, nein, ausm lutherischen Beutel. Herr Heinrich Steinhäußer von Reidenfels uff Rechenberg ist der Stifter. Der Herr hat Geld gehabt, ganz Ranzen voll. Herr je Casper, Balthas, Melcher, Nickel, Jörg, wenn du so viel Geld hättst, wer wollt mit dir hausen? Du gumpst, wenn du nur ein paar Gulden hast, gehst aufs Eis wie eine Geis, brichst ein Bein. O wie gut ists, daß der Geisschwanz nit lang gewachsen, sie schlüg ihr damit die Augen aus. Merks, dich meine ich. Nun was Raths! Kürbi ist vor der Thür, Alter tritt herfür, predige diesem Volk, allerlei Volk, Ochsfreßländer, aus der Lumperey, Schlieffelländer, meist Samariter und Galiläer, was du kannst; denke, was dort Nehemia 8, 10. stehet: „gehet hin und esset das Fette, und trinket das Süße, und sendet denen auch ein Theil, die nichts für sich bereitet haben; denn dieser Tag ist heilig unserm Herrn.“ O Herr Je! wie oft hat sich vor 40 Jahren der Anti-Christ bemühet, dieses Kirchlein unter seine Klauen und Ablaßkrämerei zu bringen, oder gar umzustürzen, aber Gott Lob! wir stehen noch bis diesen Tag, und hoffen noch länger wieder seinen Willen uffrecht zu stehen; drum erhebe dein Herz, sing mit geschmierter Gurgel: Nun danket alle Gott, alsdann bete mit mir herzeifrigst ein andächtiges Vater Unser.

Unſer heutig ſonntägliches Evangelium, oder wie du Bauer ſagſt, Ewillig, iſt genommen aus dem Evangeliſten Luca 7. 11 — 17. „Und es begab ſich darnach, daß er in eine Stadt, mit Namen Nain ging ꝛc.“

Es haben die alten Egyptier eine löbliche Gewohnheit gehabt, daß ſie bei ihren Mahlzeiten und Gaſtereien neben andern auch einen Todtenkopf aufgeſetzet, um ſich bei dergleichen Fröhlichkeiten auch der Sterblichkeit zu erinnern.

Wir haben heute Kirchweihe, da nach alter Gewohnheit Eltern ihre Kinder und gute Freunde zu beſuchen pflegen. Iſt nit zu verwerfen, und haben die Alten dieſes deßwegen gethan, daß ſie mit einander fröhlich waren über alle dem Guten, ſo Gott der Herr durch ſein heilig Wort und Evangelium uns erzeiget. Aber die meiſten erkennen ſolche Wohlthat ſchlecht, und laſſen es ſo gut ſeyn, wenn ſie nur ihren Hirſchbrei in Ruhe verzehren können. Ich in meiner Claus und Carthaus kann beten, daß zittert.

Da ſollt ihr hören, was für ſchöne Namen ich dem Menſchen zu Rom, und ſeinen geſchornen Haufen gebe, deren Dichten, Sinnen und Trachten nichts anders, als uns des Evangelii zu berauben, und ſeinen Gott Mauſim wieder einzuführen (Dan. 12.), die finſtere Laterne uffzuſtecken, und uns Mäusdreck vor Zucker zu verkaufen. Dieſes erkennen die wenigſten. Gleichwie aber alle löbliche Gewohnheiten nach und nach verdorben, alſo iſts auch mit dem Kirchweihen ergangen. Abſonderlich in dem Ländle dort drinnen, und auch anderſtwo, wenn die Kürbi kommt, der ſogenannte Gottesdienſt früh Vormittag zu Ende, und das gottloſe Völklein den Löffel vom ihrem Maul kaum hinweggelegt, ſo kommt der Stadtvogt und

Ueberreuter mit etlichen Bärnhäutern, und ein paar Brat.s-Geiger auf den Platz fürs Wirthshaus, dann kommen die Bauern-Burſch, und führt jeder ein Grethli, Zobeli, und Bengele an der Hand, die tanzen, ſpringen, ſchreien wie die Hengſte, ſaufen wie die Schweine, freſſen wie die Säu, und dieſes währet uffm Toll- und Tanzhaus bei 24 Stunden und wohl länger; Nachts ſchlief das ſaubere Völklein zuſammen, mag nicht ſagen, wie es zugeht, und alſo danken ſie dem lieben Gott für die Erhaltung ſeines heiligen Worts. O du toll und thörichtes Volk! dankſt du alſo deinem Gott? Hier ging es beim Herrn Hauptmann auch alſo zu, bis der Franzhoß, wie du Bauer ſprichſt, kommen, und der Geigers Capperle den Kehraus gefiedelt, da iſt der Karporal und Waagenmeiſter kommen, hat den Bauern die weiß- und rothen Wullen-Hemder ausgeſtäubt, da tanz Caſper, Balthas, Nickel, Melcher, Jörg, der häſelne Stock kann dir den Leirers Bläble fiedeln. Nun iſts zwar Gott Lob! Fried, aber wie lang? Ich höre und ſehe ſchon wieder ſchwarze Wetterwolken zuſammen ziehen. Wart! wann du nicht fromm ſeyn wirſt, der Tambour ſteht ſchon wieder fertig; horch, los, hüti Bauern, I komm, nimm die Hüner und Gäns, gib dir nichts drum, ſchlag di braf rum, wirſt du nicht frumm. Die Pferd in der Offenbarung Johannis gucken ſchon in Marſtall geſattelt heraus, der Schimmel, Falb, Rapp ꝛc. O Herr Je! ſchick di, es iſt hohe Zeit! In etlichen Jahren hero iſt es zwar in unſerm Rechenberg ſtill geweſen, aber die Tanzfüchsle laufen in der Nachbarſchaft. Wart! laß michs erfahren, komm mir uff meinen Miſt, ich will dich ſchon kuranzen! Iß und trink mit deinen Leuten, was du haſt, denk an den Todtenkopf; der Streckebein, der Raſſelzahn, der ſchreckliche Mann, ich meine den Tod,

ſteht vor der Thür. Sey fröhlich, doch in Gottesfurcht. Laß andre gumpen, kehr dich nicht an andre böſe Leut, und folge nicht der Menge zum Böſen; laß dich auslachen, du wirſt endlich ſolche epicuriſche Kürbe-Säu auch auslachen können. Das iſt ſchrecklich, wenn ich an ſolche Leut denk, mein Herz möchte zerſpringen, und die Augen Blut weinen, ſolche Oerter, die ihre hori, thori, bori haben, id est Consistoria, große, gelehrte Männer, General- Superindenten, Decanos und dergleichen. Sollten ſolche Hofprediger denen Fürſten und Herrn nit ins Herz und Gewiſſen reden, und ſolche Greuel vorſtellen? Aber leider! niemand eifert um die Ehr Gottes, um ſolch ſchreckliche Entheiligung des Sabbaths, um ſolch epicuriſch cyclopiſches Weſen. Die meiſten Hofprediger ſind Gnadenſchnapper, ſtumme Hunde, gelbe Suppenfreſſer, die Eichen in Baſan, blinde Gäul zu Gaza, Bileams Kinder, ſind ſelbſten nicht viel beſſer, doch nit alle; Boho! ich kenne noch etliche, aber wenig. Will einer, wie Micha die Wahrheit ſagen, ſind andere da, gleich iſt man uff denen ſaubern Kanzleien mit dem Abſchied fertig, o da ſeynd die Herren Rechtsverkehrten geſchwind her, plaudern dem theuern Landesfürſten und Herrn etwas vor, es trage Umgeld und Strafen ein, wenn die Bauern einander wie die Karrengäul ſchlagen, und was des Dings mehr iſt. Aber wart! der Teufel wird ſein Kerbholz aufweiſen, du Präſident, Rath, Vogt, du Peruquen- und Säuſchwanz, die Zech wird dir gerechnet werden!

Wir halten uns aber wieder zu lang auf, daß wir dem Text und Ewillig ſein Recht nicht thun können. Alte dort drunten! maunz nit: der Hirſchbrei brennt an! Narr! Dein altes Kuhfleiſch iſt gar zah, braucht lang Siedens; zu Launenweiler habens eine alte Kuh geſchlacht, kommts

Pfund auf 6 Pfenning; die Kerls werden zerren; Warum habt ihr eure Zähn nit vorher auf die Schleifmühle geschickt? No, so seyds. Wir binden ein Denk- oder Vergeßreimlein über die Predigt ab, so also dießmal heißt:

Zum Todten-Kopf und Kürben-Braten,
Der Jüngling zu Nain uns will einladen;
Bedenk bei deinem Hirschen-Brei,
Daß auch dein End nicht fern mehr sey.

Vortrag.

Die traurig und höchst betrübt geschienene, nun aber in Freud und Herrlichkeit gediehene Leiche und Kirchweih-Jubel.

1. Wie solche höchst betrübt und fatal;
2. Die Freud-Ankunft uff einmal.

Traurig, betrübt, fatal und sehr gefährlich, sah es aus, meine lieben Zuhörer, als Anno 1617 dieses Kirchlein und Gotteshaus zu bauen angefangen worden, wovon vieles zu sagen wäre, wenn du Bauer Geduld dazu hättest und nit an deinen Hirschbrei und gefüllten Darm dächtest. Du mußt doch ein klein Bisle warten, du hörst nit alle Tag, was ich dir heut sagen werde. Die fremden Gäste, so nit in diesen Schafstall gehören, seynd auch nicht vor die Langeweil in die Kirch hiehero kommen, sie wollen was Neues hören. Potz tausend! dort hinten steht einer, sperrt das Maul auf, man könnt ihm ein drei Batzen-Laiblein hineinwerfen, der Kerl hat ein pommerisch Schlukkerle Brandtwein in seinem verdorbenen Magen geschluckt, jetzt schnappen seine Kaldaunen nach vier Pfund Schweinefleisch oder Säumagen. No! no! wart! wird werden.

Mach's Maul zu, daß du nicht erworgst! Höre, was ich sage! Der Anfang dieses Kirchenbaues war betrübt und sehr gefährlich. Man sagt, Rechenberg sey damalen einer Einöde gleich gewesen. Der alte Vogt Gotthardt, dessen Epitaphium du dort drunten und ihn, sein Weib und Tochter sehen kannst, der ist 44 Jahr Vogt hier gewesen, gebürtig von Adelmannsfelden; dieser hat alles Haar und klein uffgeschrieben. Lies, wenn du etwas kannst. Ja nichts! dein Schädel ist leer. Dieser Vogt war sonst kein unfeiner Mann; aber saufen hat er können. Wenn er lang genug bei seinen Bauren beim Wein gesessen, hat er ständerlings noch 6 Maaß gesoffen, da haben ihn zwei hinauf ins Schloß geführt, und drei haben hinten nach geschoben; dieser hol mi grum, schlag mi grum, fliehe mir grum hat viel an Rochenberg gethan, und hat, was wir von alten Sachen wissen, aufgeschrieben.

Als ich vor etlich 40 Jahren das erstemal hieher kommen, sahe dieses Kirchlein einer calviniſchen Ziegelhütten gleich, Canzel, Altar, Alles mußte ich ändern lassen, hab die Orgel hereingeschafft, selber geschlagen, bin Pfarrer, Vogt, Hammermeister, Schulmeister, Uhrrichter, Meßner, Todtengräber, nur kein Hundsschläger gewesen. Schulmeister sind hier gewesen, Schneider, Geisböck, Leineweber, Schuhplätzer, Schreinnarn, Kübler und des elenden Zeug und Packs, wie dort im Ländli noch dergleichen Bursch anzutreffen. Der Anfang ist also betrübt, elend, miserabel und erbärmlich.

Nain heißt im Teutschen so viel als Schönstadt, lag im schönen Thal oder Gegend recht lustig in Galiläa. Aber holla, nit dort droben, wo unser Bettelsäckträger herkommen, bei Leib nit, es lag an der mitternächtigen Seite des Berges Hermon. Aber was weiß du von heiliger

Schrift, dem gelobten Lande Canaan und dergleichen! Das ſind lauter böhmiſche Dörfer in deinem Ochſenſchädel. Ja! das Buch der vier Königen kennſt du, der Schellenoberbua und die Aichel-Sau iſt dein Patron, der Pamphili gefällt dir beſſer als der Pſalmer.

In deiner Jugend haſt du den Katechismum bis zum dritten Gebot gelernt. Jetzt iſt Alles verhaarwaricht worden; jetzt lerniſt du den Katechismum. Wart, wart! der Tambour wird dich Moſes lernen. Narr! Mores, nicht Moſes. Moſes iſt geſtorben, ſeine Bücher lieſt du nicht, jo, im Sternbuch biſt du ſtudirt. Mich wundert, daß die Kerl keine Hörner haben. Ho! haben doch die Eſel auch keine Hörner, und alſo biſt du ihnen gleich, du haſt auch keine Hörner. Es geht ihr wie jenem ſpaniſchen Edelmo, der iſt ein halben Tag gefahren, und hat ſich verwundert, daß die Welt ſo groß, hat wieder umgewendet, förchtende, er möchte über die Welt hinaus kommen, weil er von einer neuen Welt hören ſagen. Ich bin ohne Ruhmmeldung gereiſet von Straßburg uff Hamburg, aus Meißen in Preußen, aus Sachſen an die Oſtſee, Danzig, Kopenhagen, Pommern, Caßuben, wo man das Brod in Camin hängt, ganz Schwaben und Franken; du biſt weiter nit als bis nach Dinkelsbühl uff den Säumarkt kommen. Zu Dinkelsbühl kann man unterm Thor eine Kuh mit dem Schwanz ausm Schwabenland ins Frankenland ſchlänkern, zu Creylsheim uffm Märtins-Markt biſt o gweſt.

Wir gehen zu weit vom Texte ab. Holla! Nain hat uns abwegs geführt. No! Nain mag noch ſo ſchön und anmuthig geweſen ſeyn, ſo heißts doch: ſiehe! da trug man einen Todten heraus.

O der Raffelzahn, der ſchrecklich Mann, der Klapperma, der Herr von Schrecken und Schreckenberg logirt

überall ein. O! wie iſt der dürre Kerls über die Mauern hinein gekommen? o Haber-Narr! wie kemmt er in deine Kaldaunen? — du trägſt den Tod bei dir. Ei! behüt mi Gott? ſagſt du, beweiß mirs. Wenn du mit deinen großen Wein- und Branntwein-Zügen eine Krankheit am Hals ſaufſt, ſo haſt du den Tod in dir. Gib dem Tod die Schuld nit, nur dir ſelber. O! es iſt ein Elend mit den Leuten, abſonderlich mit dem Landvolk. Zwar ſind die Bürger, ja wohl die Großköpfigten, die Paruquen-Teufel, die Geisſchwänz nit viel beſſer. So lang ſie geſund ſind, da fragt man wenig nach Gott, Tod, Pfarrer und dergleichen. Sie ſind gleich dem reichen Schlampambes Bruder Luc. 16. Dieſer Saufwannſt begehrte vom Vater Abraham einen Gokelmo, einen Geisfuß aus der Höllen, einen Rumpel- und Poltergeiſt, ſeine Brüder zu bekehren. Ich will nit hoffen, daß unter euch einer ein ſolcher Haspel- und Haber-Narr ſeyn werde, einen ſolchen Gokelmo zu begehren. Du Bauer! trägſt deinen Gokelmo in dir ſelber. Wann dein ſchlafendes Gewiſſen einmal aufwacht, das wird dir Angſt und Bang genug machen. Du wirſt auf deinen Säufedern nicht ſchlafen können, du wirſt aufpfurren, knurren und murren, und nit anderſt meinen, als der Gokelmo ſey ſchon vorhanden; der Geißfuß ſtehe an der Bettladen und rüttele an der Stollen. Da wirſt du unter die Decke ſchnurren, zittern und beben, und vor etlichen Stunden nicht ſo keck ſeyn, herfür zu gucken. Siehe! das macht ein böſes Gewiſſen; der Teufel wird dein Sünden-Regiſter mit großen Frakturbuchſtaben vorzeigen, die er jetzo ganz klein machet.

Buße! Buße iſt das Einzige, ſo ſolchen Jammer und Herzeleid abwenden kann. Das Wörtlein Buße hat nur vier Buchſtaben. Das B nimm und bete täglich herzlich

zu Gott. Geh in deinen Heubahren, nimm ein Bündlein Heu oder Ohmet, oder was du haſt, unter deine Knie, daß ſie dir nicht abbrechen, und bete daß es zittert. Verlaß dich nicht auf dein Beichten, Abendmahl gehen, auf deinen ſchmutzigen Habermann. Ich will dirs noch jetzt geſagt haben, denn ich muß auch bald dran. Es wird auch bald heißen: Alter! troll dich, die Stund iſt vorhanden, dein Grab iſt ſchon fertig. Mein Sarg ſteht immer vor der Bettſtatt, du haſt ihn ja geſehen. Noch nie möchteſt du wieder einen jungen Peruquen-Kerl zum Pfarrer bekommen, der weniger nutz als du. Aber weiter: Der andere Buchſtabe des Wörtleins Buße iſt U. Du mußt umkehren, dich verändern. Der dritte Buchſtabe iſt ein S. Wenn du die zwei erſten recht brauchſt, wird der dritte ganz ſüß werden, die Seligkeit, meine ich. Wie lang? Ewig. Der letzte Buchſtabe iſt das E. Ich habe mich etwas lang mit dem Tod verweilt; ſey nit unwillig, es verlohnts der Müh. Eh wir aber fortgehn, will ich dir noch ein gutes Bißlein geben, worgs mit deinem Hirſchenbrei hinunter, wird dir nichts ſchaden, hat erſt 9 geſchlagen, (war aber bald 10 Uhr) noch Zeit genug.

Ich habe geſagt, du möchteſt nach meinem Tod einen jungen Studenten mit einem leeren Magiſters-Ränzle kriegen. Wanns Ränzle voll iſt, geht er wieder fort, läßt di ſitzen. Solche Sallbober, Wüllenhembder-Prediger, Gern-Apoſtel, haben keine Experienz, wie ich; da heißt's nur: bring, bring, ſpring, hol Bratwürſtle, Gakelei, Flachsreißlein, und was dergleichen Burſch mit ihren Weiblein betteln. Holla Weib! mach die Thür zu, der Pfarrherrle mit ſeiner Frau Lothin kommt; Engele, Bengele, gehe in die Wanzen- und Rußhütten, ſiehe, was die Bauern-Weiber ſpendiren. Biſt du krank, ſo kommt der Herrli nit, bis du ihn holen

läßt, und ihm ſein Kuttenrecht gibſt; kommt er und iſt ſchon uffen Weg, ſchreit die Frau Lothin ihm nach: Engele, nimm dein Balſambüchslein mit, gehe nit ſo nahe zum Kranken hin, daß dich der Drochtel nicht angeht. Kommt der ſäubre Herrle bis für die Stubenthür, ſchickt er den Schulmeiſter vor in die Stuben, wie die Jäger den Spürhund, dieſer muß ſchmecken oder riechen; dann ihr Schwaben habt nur vier Sinn, riechen und ſchmecken iſt bei euch ein Ding, wie es in der Stuben ſtehet. Man muß Rauch machen, der Herrle kommt; der Schulmeiſter hat eine längere Naſen, denn der Pfarrherrle. Geht der Herrle in die Stuben, ſo langt er mit der rechten Hand und ſpaniſchem Rohr zum Umhang am Bett, mit der Linken hat er ſein Balſambüchsle vor der Naſen, und das Schnupftuch. Da fragt er: Wie ſtehts Kranker, wollt ihr bald ſterben, daß ich meinen Thaler bekomme? wollt ihr das H. Abendmahl? Da muß der Schulmeiſter das Schächtele uff den Tiſch ſtellen, und den Feuerhammer, betet und plappert ſo etliche Sprüche dem Kranken vor, ohne Application, ohne Andacht, nach dem alten Schlendrian, und eilt wieder davon, als wenn ihn die Weſpen geſtochen. Stirbſt du, iſts gut, thut er dir eine Leichen- oder Leichte-Predigt, auch wohl Lügen-Predigt, aus einer alten Poſtillen, darauf er reitet; da heißt er dich einen ſeligen Mitbruder oder Mitſchweſter. Ei! wo kommt denn die Freundſchaft ſo ſchnell her? Ho! vom Thaler, den man ihm nach der Leich vor ſein Kuttenrecht geben muß. Iſt alſo nur ein Geldbruder. Probiere es, wenn du noch geſund biſt, heiß den Herrle einen Mitbruder, wie geſchwind wird er ſein Angeſicht in Falten legen, als wenn die Stirn mit einem Pfirſchingſtein gebügelt wäre. Ja ſein ſchöner B-Engel, die Frau Lothin, wird dir gar die Thür weiſen, und die Stiegen

hinunter werfen. Nur der Thaler macht die Brüderschaft. Ich wollte dir Wunder über Wunder erzählen; aber ich muß eilen. Komm über acht Tag, da das Evangelium oder dein Ewillig vom Waſſer- oder Trummelſüchtigen iſt, da will ich dir ein mehrs ſagen, dein Hirſchbrei brennt ſonſt an, und deine Babel brummt ſodann, wie ein Zeidelbär. Doch haſt du von angebranntem Brei noch dieſen Vortheil, daß dich kein Fuchs beißt, wenn du in den Wald geheſt.

Weiter im Text: der ein einiger Sohn war ſeiner Mutter, und ſie war eine Wittwe. Warum wird von ſeinem Vater nichts gedacht? magſt du denken. Hat er etwa keinen gehabt? O halts Maul! hörſt du nit, daß ſeine Mutter eine Wittwe? Hab ich doch nie eine Wittwe geſehen, die einen Mann noch hat, oder nie keinen niemalen gehabt habe. Bleib mit deiner Weisheit daheim, der Eſel gibt dir Ohrfeigen. Frag vielmehr, was dieſer Jüngling für ein Menſch geweſen; bös oder fromm, gehorſam oder ungezogen, wie dein Bua, der alle Kürben, Märkt, Tänzen und Mägdlein nachlauft, der Nachts zu den Kühepriestern in die Kammerläden hineinſteigt, der dir dein Korn hintern Haus zum Laden in den Säcken hinaus wirft, und dem Branntweinbrenner gibt, der unter der fünften Bitt des Vater-Unſers, den Wirth mit der Kreide verſteht; der als eine Sau gern beim goldnen Lamm einkehrt, der einen Greifen im Schild führt, und das Fünffingerkraut gelernt, der ſich beim ſchwarzen Adler ſauvoll ſauft, und täglich den Stadtvogt, Ueberreuter, Packan und Grünbüttli mit ſeinem Plotzer und Flederwiſch förchtet; Holla! der wild Säucherrgot kommt, packt, beim Büttel ſteht ein ſchwarzer mit der weiten Kutten, will dich mit deinem Kühepriester boculiren; ja boculiren iſt ſchon vorbei, copuliren will er.

Das Raupele, Stachele, Traubele, Större, der Beethochs iſt fort; der Juden Moſchi kommt, will das Bett holen, muß 50 Fl. Straf geben. Hollah! nur 10 Fl. Straf, 40 Fl. ſind die Unkoſten. Ja, ſaubre Burſch ſeyd ihr, wer wird um ſolche Jünglinge, wann ſie ſterben, weinen? Dieſer Jüngling war außer Zweifel, ein gehorſamer Sohn. O, wenn ich da zugegen geweſt wäre, ich wollte ſie getröſtet haben, ich hätte mit meinem Schnupftuch ihr die Thränen abgewiſcht; da andere Pfarrherrle eine Viertelſtund davon ſtehen. Noch eins fällt mir ein. Warum laſſen ſich die junge Pfarrherrle theils jetzo Magiſter und nicht Pfarrer nennen? was iſt Magiſter? Narr iſt er. Ein Magiſter, Bauer! iſt ſo viel, als einer, der noch ſo viel ſauffen kann, als ein anderer. Zu Jena und Wittenberg macht man die Magiſter vorm Thor beim Schlagbaum. Wenn die ſaubern Herrn Studio-Säu uff einem Klepper daher galoppiren, ſo fragt man, woher Herr Magiſter? Narr iſt er? aus Schwaben, Franken, da ſind ſchon Magiſter, aber keine Pfarrherrn. Wart noch a bisle!

Nun weiter im Text. Und viel Volks ging mit ihr. Wäre Nain ein Ort, wie Nechenberg geweſen, hätteſt du ſie nit zählen dörffen. Iſt eine Leiche bei uns, ſo zählet man drei oder vier, der Pfarrer, Schulmeiſter und Todtengräber, und der Kreuzträger. Ei! wie eine feine Brodceſſion, ſagſt du Bauer! ja wohl Brodceſſion. Es heißt hier auch, wie jener Schulmeiſter zu ſeinen drei Buben geſagt: Schelmen, paart euch! der eine ſagte: Herr Schulmeiſter! ich will mit euch gehen. Wir haben hier wenig Leichen und auch wenig Leichenbegleiter. Gott Lob! daß ich und mein Schulmeiſter noch gute Gurgel haben. Wir fragen nichts darnach, der Metzerebernt, als Todtengräber,

ſtimmt auch mit, endlich ein paar Mädle und Weiberle, die muſiciren der Zeit ungleich beſſer oder beſſer, als dort im Ländle, oder im Hälliſchen. Da ſingen die Kerls, daß einem die Zähn ein halbes Jahr davon wehe thun, wie ich ſelbſt vielmalen gehöret.

Dennoch ſagte ein Bauer zu mir: mein Schulmeiſter ſingt nach den Knoten. Ja! verſetzte ich, er ſchreit wie der Bucephalus, Königs Alexandri Pferd, und wie ein Ochs, den man ſchlagen will, ſperrt das Maul auf, wie des Jonä Wallfiſch; ganz Holl- und Brabant kann man in ſeiner Gurgel ſehen, er dreht ſein Mund geſchwind von einem Ohr zum andern, wie der Hahn uffm Kirchthurm.

Weiter! Und der Todte richtete ſich auf und fing an zu reden. Jetzt möchteſt du Bauer! gern wiſſen, was er geredet? Holla! es iſt mir und dir nit auf die Naſen gebunden. Halts Maul! weil die Schrift ſchweigt. Wunderlich kam mirs vor, als ich in Hamburg einen Todten ſah zu Grabe tragen. Die Träger hatten gelbe Röcke mit ſchwarzen Schnüren, deren Träger wohl zehn neben dem Sarge theils hergingen; die, ſo trugen, tanzten gleichſam als wie Gaillard-Sprüng. Dieß weißt du nicht, was es iſt. Sie ſprungen alſo artlich, und trafen mit einander überein, daß es nit ein Haar fehlete. Nun wann du heut zum Tanz hinaus laufeſt, und mit deiner Greth dem Kühepriester gumpſt, ſo denke: alſo wird der Tod hupfen, wenn er dich zum Grabe ſchicket. O daß der Herr von Brantenſtein, der ſchwarze Feind nicht in ſeine Fauſt lache, und als ein Straßenräuber deine Seele weghaſche! O Herr Je! du kommſt in ein erſchreckliches Quartier. Nu ich ſag dirs heut noch einmal in der Kürbi, denk an den Kehraus: denk an das Reimlein: Zum Todtenkopf und Kürbenbraten ꝛc.

So habt ihr dann genug gehöret: die Zeit iſt euch lang worden, mir nit; ihr ſehnt euch nach der Kürbi, ich nit. Babel dort unten! wie ſtehts mit deiner Kürbi? Was kochſt? Ho! eine Suppen aus dem Höllhafen, die Lumpen hangen zum Laden hinaus, das beſte Vieh im Pfarrhaus iſt die Katz; die Trappen fliegen und ſchreien übers Haus, Knapp! Knapp! Knapp! Geht ſchmal her, der Schmalhans iſt Küchenmeiſter. Gelts Babel, dort hinten! bei dir iſts noch ärger? Schue verſoffa, barfus gloffa; deinen Flachs haſt um Brantewein verhandelt, jetzo haſt kein Hemd anzuthun. O! du verſoffene Greth! wart! wart! wie wirſt du eine ſchöne Himmelfahrt bekommen! Hinter der Hecken mußt ſterben, die Krappen werden dir die Seelmeß leſen; in Brand biſt gepfarrt, wo die jungen Gras- und Brandgeiſter logiren. O! bekehre dich, iſt hohe Zeit, der Tod wart ſchon uff dich; ja er wird etwas rechts an dir erhaſchen, und dir Brantenwein in deine verſoffene Gurgel, von Schwefel und Pech bereitet, einſchütten. O! es iſt Alles vergebens. Du Geizhals, ſchrei, ehe der Tod kommt, wie jener Müller im Hennebergiſchen! Appel, trag die Thaler herein, daß ich krappel. Krappelti t n und der Deichſel. Wart! die Dukätlein werden dich brennen; und alſo gehets allen unbußfertigen Sündern. Ich und einig wenige wollen das Brod bald im Reich Gottes eſſen. Ihr Fremden, richtet mich draus nit aus; ich bin ein Bauern-Prediger, ich muß gut teutſch, lutheriſch und bäuriſch predigen. Wenn ich gelehrte Leute, Doctores, und dergleichen hätte, wollte ich ihnen auch hohe Sachen predigen; aber ihr verſteht das einfältige nit, daß Gott erbarme!

Vor wenig Wochen ging ich, friſche Luft zu ſchöpfen, ums Feld ſpazieren, da begegnete mir ein ehrbarer katholiſcher Bauer, mit welchem ein und anderes redete. Als

ich noch weiter mit ihm ſprechen und fragen wollte, was er gutes Neues wiſſe, ſagte er: Herr! ich habe das curre cito, kann nicht länger mit ihm reden. Ich fragte, wie er zu dieſem Lateiniſchen kommen, und was es teutſch bedeute? Er ſagte: vor vierzehn Tagen hat mein Herr Pfarrer eine ganz kurze Predigt gethan, kaum eine Viertelſtund lang, und da er aus der Kirchen ging, fragte ihn der Schultes; warum ſo ſchnell, Herrle? dieſer antwortete: ich habe das curre cito, kann dermalen nicht länger harren. Der Schulze verteutſchte es mir ſo, Herr Pfarrer! beſſer als ich verſtehen mocht, und ging ſeinen Weg.

Nun ſchlagts halb eilf, jetzt iſt's aus. Nun haſt du das curre cito, curre cito nach Haus, zum Schmaus. Friß und ſauf nit Alles allein aus; theils den Armen aus, ſie ſeyen, wo ſie wollen. Curre cito, du Bauernknecht du, daß die Botz! du Grethi von Memmingen, lauf zum Tanz, der Pfeiffers Jörgli iſt ſchon aufm Platz; curre cito zum Todten-Kopf, denk, was ich dir geſagt, curre cito zum Gebet, zur Buß, wenns Abend iſt, curre cito nach Haus, ſteig nit in die Kammer zum Kühepriester, ſonſt wenn der Packan und ſeine Collegen kommen, ſo wird dirs curre cito zu ſpat werden. Hiemit haſt du deine Letzte, wie die Bauernkinder in der Schul ſagen. Wer weiß, ob ich noch eine Kürben-Predigt mehr thun werde. Amen! Singt das Te Deum laudamus. Du Bauer, ſchlag auf, thue deine feiertägliche Gurgel auf, kannſt ſie heut wieder ſchmieren. Amen! Amen! Das hörſt du gern.

Parodie von Mahlmanns „Sehnsucht."

Von Eginhardt.

Ich denk' an euch ihr rosenfarb'nen Tage
Verschimmelter Vergangenheit!
Komm Hippogryph, gesattelt her und trage
Mein altes Herz zu seiner Burschenzeit.

Umwehe mich, du schöner goldner Morgen,
Der mich als Fuchs zum Lehrstuhl trug,
Wo dem fidelen Kerl — Hans ohne Sorgen,
Das Herz so flott bei frischen Wechseln schlug!

Umglänzet mich, Commersche jener Jahre,
Ihr, mein verlornes Paradies!
O, holder Taumel, der mir bis zur Bahre
Rappiere nur, und halbe Stübchen wies.

'S wird nichts! 'S wird nichts! mein Flehen ruft vergebens,
Begrab'ne Freuden wieder wach!
Kometen sind die Freuden unsres Lebens,
Und wir, wir folgen so im Schwanz mit nach!

O, schöne Zeit, wo Blumen wieder blühen,
Die man doch gestern abgepflückt;

O, ſchöne Zeit, da froh die Herzen glühen,
Obgleich vom Manichäer wund gedrückt.

Uns allen iſt ein Jugendtraum beſchieden.
Doch ach! wir wachen alle auf!
Dann heißt's: Adieu, du ſchöner, goldner Frieden!
Und Jeder, ach, huckt ſeine Bürde auf.

Anekdote.

Eine Frau war mit ihren beiden ſchon erwachſenen Töchtern in das Haus eines Lederhändlers gezogen, der einen Hahn und ein Paar lederne Hoſen zum Zeichen an ſeinem Hauſe hatte.

Dieſer Umſtand ſetzte ſie ſtets in Verlegenheit, wenn ſie Jemand ihre Wohnung anzeigen wollte.

Sie ſagte daher zu ihrem Wirth, welcher ein hübſcher junger Mann war, daß er und ſein Haus ihr ganz wohl gefielen, allein daß ſie, wegen der Zeichen an ſeinem Hauſe ausziehen müſſe, weil ſie ſich ſchäme, Jemand ihre Wohnung nachzuweiſen.

„Liebe Madam," antwortete der Wirth, „ich will Alles thun, um ſo gute Miethsleute nicht zu verlieren, ich will den Hahn wegnehmen laſſen."

„O nein!" rief die Frau, „thun Sie nur die Hoſen herunter und laſſen Sie den Hahn ſtehen."

Naturgeschichte des Affen.

Von Friedrich.

(Schluß.)

Außerdem verdient in dieser Klasse einer besondern Erwähnung der kleine Papst, oder Simia in pontificalibus. Dergleichen in geistlicher Gravität einherschreitende Affen brauchen wir eben nicht weit zu suchen.

Ueberall glauben sie auf der Kanzel zu stehen, jeder Laut, den sie von sich geben, ist ein Evangelium, und die ganze Menschheit sollte ihnen billigerweise den Räuchertopf nachtragen.

Jedoch begegnet es diesen gravitätischen Affen zuweilen, daß sie aus der Rolle fallen und ihre priapische Affennatur auf eine höchst kurzweilige Art verrathen, wo denn die Amtsperrücke und die päpstliche Würde sehr ins Gedränge kommen.

Eine ganz ähnliche Spielart dieser gravitätischen Zieraffen sind die majestätischen. Diese geben sich durch eine possierliche majestätische Haltung, durch eine gewisse Protektormiene zu erkennen, mit welcher sie auf uns herabsehen.

Es gibt zweierlei Gattungen derselben, den großen und den kleinen Protektor. Von der ersteren Gattung ist einer bekannt, der unter dem Namen Imperator

mundi oder Universalmonarch beinahe ganz Europa durchstrich und sich für schweres Geld sehen ließ. Er war ungefähr 4 Fuß hoch und ziemlich breitschulterig. Im Jahr 1802 hatten sich die Hofschranzen am Pariser Hofe den Spaß gemacht, ihn mit einem Purpurmantel zu bekleiden und mit Krone und Scepter zu schmücken. — Der kleine Protektor pflegt sich gleichfalls bei Hofe, jedoch auch in den Vorzimmern und Bureaus hoher Staatsbeamten zu zeigen. Seine Geberden fallen fast noch mehr ins Lächerliche, weil er nichts weiter als die Copie einer andern Copie zu seyn strebt. Er gibt sich gleichfalls durch ein hohes Herabsehen und durch eine vornehme Einsylbigkeit zu erkennen, hinter welcher er große Geheimnisse zu verbergen scheint. Jedes Gesuch beantwortet er entweder durch ein majestätisches Kopfschütteln oder durch eine huldreiche Neigung seines Hauptes, womit er uns sagen zu wollen scheint: „wir werden euer Gesuch höchstselbst in Erwägung ziehen. Sind euch in Gnaden gewogen.“ —

Eine dritte Gattung der Zieraffen sind die Ceremonienaffen. Sie zeichnen sich durch eine marionettenmäßige Haltung des Körpers, durch ein Geberdenspiel aus, welches nach dem Winkelmaaß und Zirkel abgemessen zu seyn scheint. Der Ritter Godofredus erzählt uns in seinem Werke de bestiarium ingenio, welches leider in dem Zeitstrome untergegangen ist, daß er am Hofe des Kaisers von China einen dergleichen Affen gefunden habe, welcher das Ceremonienmeisteramt verwaltete. Dieser Affe ging stets Chapeaubas und in höchster Galla. Er paßte dergestalt auf den Dienst, daß wenn seine Majestät nieſete oder rülpste, wobei Höchstdieſelben eben kein Blatt vor's Maul zu nehmen pflegten, er sich mit der Nasenspitze bis an den Fußboden verbeugte, welche Verbeugung denn von

dem ganzen Hofgesinde marionettenmäßig nachgemacht wurde. In der That ließe sich an Höfen, wo das Maschinenwesen eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, von diesem Ceremonienaffen ein sehr zweckmäßiger Gebrauch machen, wenn man ihn nämlich abrichtete, das Signal zu den Reverenzen, Kniebeugungen und andern Evolutionen der Hoftaktik nach Art der Kapellmeister durch Taktschläge, oder nach Art der Flügelmänner durch Zeichen zu erkennen zu geben, welche das Commandowort des Ceremonienmeisters dem ganzen Hofmarionettenpersonal versinnlichten. — Doch dieß scheinen pia desideria, wie mancher andere zweckmäßige Vorschlag.

Gehen wir nun zu der vierten Gattung der Zieraffen, nämlich zu den Modeaffen über.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Nachahmungssucht ein Hauptzug in dem Charakter des Affen ist. Le Vaillant liefert interessante Beispiele. Man braucht nur in seiner Gegenwart einen Rock oder ein Paar Hosen anzuziehen, sogleich wird der Affe es nachmachen. Eben so offenbart sich seine Nachahmungssucht in Hinsicht menschlicher Sitten und Gebräuche. Buffon erzählt, daß er die Bekanntschaft eines Orang-Utangs gemacht habe, der denen, die ihn besuchten, gar höflich die Hand gab, um sie beim Abschiede wieder hinaus zu begleiten. Derselbe Affe setzte sich zu Tische, that sein Tellertuch auseinander, wischte sich das Maul damit, bediente sich des Löffels und der Gabel, wie ein Mensch, ja, er schenkte sich selbst Wein ein, trank, und machte viele andere Dinge nach. — Froger spricht sogar von einer Affengattung an den Ufern des Flusses Gambia, welche den Menschen, die sich in ihre Republik verirren, einen Stock darreichen und sie zwingen, sich mit ihnen zu schlagen. Hierin liegt also offenbar eine Herausforderung

zum Duelle und auch dieser seltsame Gebrauch hat daher seine Nachahmer unter den Affen gefunden, oder — die Menschen haben ihn den Affen abgelernt. — Dem sey wie ihm wolle; so viel ist gewiß, daß die Affenjäger sich eines wohlberechneten Kunstgriffs bedienen, um den Affen zu fangen. Sie ziehen nämlich im Angesichte desselben ein Paar Stiefeln an, gehen dann bei Seite, lassen aber ein Paar mit Pech ausgeschmierte Stiefeln zurück. Sogleich rennt der Affe herbei, zieht die Pechstiefeln an, und liefert sich dadurch selbst den Händen seines Feindes aus. Hier dringt sich uns eine auffallende Aehnlichkeit zwischen einem gewissen Volke und diesen thörichten Affen auf. — Denn sind die fremden Moden und Sitten, die es nachäfft, nicht auch den Pechstiefeln der Affenjäger zu vergleichen, die es eben so leichtsinnig anziehet, worin es eben so gewiß stecken bleibt, und sich den Händen seiner Feinde ausliefert? — Ist dieses Volk also, mit Respekt zu sagen, nicht ein wahrer Affe? —

Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir nun einige besondere Spielarten der Modeaffen beleuchten.

Zuerst zeichnet sich unter ihnen aus der französirende Affe, auch Monsieur Fanfaron genannt. Diesen Affen genauer zu konterfeyen, wäre eine sehr überflüssige Mühe. Er dringt sich uns überall auf, besonders da, wo die sogenannte feine Welt oder die Affen von bon ton ihr Wesen treiben. Hier ists, wo Monsieur Fanfaron sich stets im neuesten Pariser Costum darstellt, wo er entweder ein Vaudeville trällert oder einen Calembourg herauswiehert, oder eine candirte Zote ausstreut, mit Einem Worte: hier ist's, wo Monsieur Fanfaron sich rein ausspricht, und den Sieg über das Herz der Dame Fanfaron davonträgt.

Ein Gegenstück zu unserm französirenden Affen ist der anglisirende oder langschößige Affe, welchen ich auch Sir Herington oder Lord Ladenschwengel nennen möchte. Dieser Affe scheint sich eine Zeit lang versteckt gehalten zu haben, kommt aber jetzt mit Macht wieder zum Vorschein. Sir Herington gibt sich sehr bald durch seine langen Schöße, womit er den Straßenkoth fegt, und durch seinen weitgefalteten Oberrock zu erkennen, aus dem jedoch, aller Bemühungen des Costumkünstlers ungeachtet, der Affe aller Orten hervorguckt.

Eine fünfte Gattung der Zieraffen endlich sind die grimassirenden Affen, unter denen sich zwei Species, nämlich die kleine Kokette und der Zierbengel oder Stutzer am meisten auszeichnen.

Einige Naturforscher wollen die Entdeckung gemacht haben, daß das Orang-Utangweibchen zuweilen die Spröde und Verschämte spiele. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn wir auch ähnliche Zieräffchen unter den civilisirten Affen finden. Der bereits oben gedachte Pater Spiridion erzählt uns in seinem Werke, de natura et virtutibus eimiarum, daß er Meerkatzen gefunden habe, welche in Ohnmacht fielen, wenn ein Paar Fliegen indecent genug waren, sich vor ihren Augen zu begatten. Er fügt jedoch hinzu, daß diese Meerkatzen, sobald sie sich unbemerkt glaubten, eben kein Mißfallen an dergleichen Naturspielen zu haben schienen.

Was den Zierbengel betrifft, so verstehe ich darunter diejenigen grimassirenden Affen, deren Wesen, wie schon der Name ergibt, aus einem Theil Ziererei und einem Theil Bengelei zusammengesetzt ist. Ziererei scheint jedoch nur der einstudirte, Bengelei aber der natürliche Charakter zu seyn, und wir bemerken daher, daß er aus der Ziererei stets in die Bengelei zurückfällt.

Außerdem kann man zur Gattung der grimaſſirenden Affen noch die Brillenaffen zählen, worunter ich diejenigen verſtehe, welche ungeachtet ihres guten Geſichts ſtets eine Brille auf der Schnauze tragen.

Nachdem wir nun die erſte Hauptgattung der civiliſirten Affen betrachtet haben, wollen wir zu der zweiten Hauptgattung, den lüſternen Affen, übergehen. Dieſe zerfallen wiederum in mehrere Species, unter denen ich nur zwei, nämlich den geilen Affen und den Gourmand oder das Leckermaul auszeichnen will. Der geile Affe, auch Simia libidinosa oder Priapus genannt, gehört eigentlich in das Geſchlecht der Paviane, welche wegen ihrer Geilheit ſich ſelbſt unter den Affen einen Namen gemacht haben.

Die Familienverwandtſchaft iſt unläugbar, wenn anders Körperbau, phyſiognomiſcher Ausdruck und Temperament Familienverwandtſchaft zu erkennen geben, und es iſt unmöglich, unſern Priapus nicht ſogleich aus allen civiliſirten Affen herauszufinden. Betrachten wir dieſe lüſternen Paviansaugen, die er wie ein paar Feuerräder im Kopfe herumrollt, um ſeinen Fang zu erſpähen. Betrachten wir dieſe ſchnüffelnde Hundsnaſe, welche in Hinſicht des Spürtalents nur mit einer Zöllnernaſe oder geheimen Polizeinaſe verglichen werden kann, und ſchon auf Meilenweite ihr Schlachtopfer zu wittern und den Wildgeruch einzuſaugen ſcheint. Betrachten wir dieſes lechzende Maul, das immer zuſchnappen will, und ſeine hinterliſtige Bocksgier durch ein priapiſches Grinſen verräth. Fügen wir noch dieſen gekrümmten Affenrücken dazu, ſo verkündet uns Alles den Pavian, welchen wir Tabula 13 in effigie bewundern. Wir haben oben bereits die Bekanntſchaft des alten Möbelhändlers gemacht, der

durch seine Lüsternheit nach Wildbret, besonders nach jungem unreifen, seine Paviansnatur zur Genüge verräth. Dieser aber ist nur ein Beispiel von unzähligen andern, denen jeder wachsame Hausvater Fußangeln legen sollte, weil sie durch Lockspeisen aller Art das junge unerfahrne Täubchen in ihr Netz zu kirren verstehen. Die Naturforscher Schouten, Dampiere und Froger versichern, daß gewisse Affen sehr begierig auf die Weibspersonen sind, sie zuweilen in Wäldern überfallen und nothzüchtigen; die beiden letzten fügen hinzu, daß dergleichen Affen sogar Mädchen von 8 bis 10 Jahren wegschleppen, und sie mit sich auf die Bäume nehmen, wo man dann große Mühe habe, diese Kindlein ihren Umarmungen zu entreißen. Ich frage: machen es unsre civilisirten Paviane und Orang-Utangs, die zuweilen mit Stern und Ordensband geschmückt sind, um ein Haar besser, als jene in der Wildniß herumschweifenden? Und haben Väter und Ehemänner nicht bei weitem größere Ursach, ihre Frauen und Töchterchen vor den Nachstellungen dieser unverschämten Lüstlinge, welche jedes harmlose Reh, welches sich von ungefähr in ihr Revier verirrt, sogleich für eine gute Prise erklären, in Acht zu nehmen, als die Neger und Indianer? Denn die wilden Affen verrathen ihr geiles Gelüst wenigstens durch einen offenen Angriff, diese civilisirten Affen aber schleichen unter allerhand Masken umher, um zu sehen, wen sie verschlingen mögen, und gehen dabei so systematisch und taktisch zu Werke, daß man nicht genug vor ihnen auf der Hut seyn kann. Was den Gourmand oder das Leckermaul betrifft, so verstehe ich darunter diejenigen civilisirten Affen, welche von so delicatem und verwöhntem Gaumen sind, daß alle vier Welttheile sich vereinigen müssen, um ihren Gaumenkitzel zu befriedigen. Es ist

bekannt, daß der Orang-Utang ein gewaltiger Näscher ist, und des Zuckerbrods und der süßen Mandeln und Feigen nicht genug haben kann; unser Gourmand aber übertrifft ihn noch bei weitem. Wir haben täglich Gelegenheit, ihn in den Museen des feinen Geschmacks, ich meine in den Restaurationen und Leckerbuden zu beobachten, wo er oft in einer Viertelstunde so viel vernascht, als hinreichend seyn würde, die ganze Schaar seiner hungrigen Gläubiger mit Brod zu sättigen. —

Und nun lassen Sie uns endlich zu der dritten Hauptgattung, nämlich zu den Maulaffen übergehen. Dieß sind diejenigen schmalköpfigen Affen, welche über Alles, was ihnen noch nicht vorgekommen ist, das Maul aufreißen. Ich habe neuerlich dergleichen Maulaffen zu beobachten Gelegenheit gehabt, welche mir die Ehre wiederfahren ließen, über meine satyrischen Scherze ein Geschrei zu erheben. Da nun eine Ehre der andern werth ist, so habe ich nicht unterlassen wollen, ihnen in dieser Affengallerie einen Platz einzuräumen.

Anekdote.

„Wie ist Dein Name?" fragte Jemand einen Lastträger. „Mein Name," erwiederte der Bursche, „ist derselbe wie der meines Vaters." „Und Deines Vaters Name?" frug der Erste weiter. „Ist derselbe, wie meiner." „Nun, wie ist denn Euer beider Name?" „Seht einmal, die sind beide einander gleich."

Madame Catalani und Werther's Leiden.

Mad. Catalani besaß nicht die geringsten Kenntnisse von der Literatur. Ihre gänzliche Unbekanntschaft mit Gegenständen dieser Art und die Begierde, dennoch an allen Unterhaltungen Theil zu nehmen, führte oft die drolligsten Auftritte herbei. Am Hofe zu Weimar wurde ihr einst an der großherzoglichen Tafel der Platz an Göthe's Seite gegeben; ihr königlicher Wirth wollte die Sängerin besonders dadurch auszeichnen. Sie wußte gar nichts von Göthe, seine majestätische Erscheinung aber und die allgemeine Ehrerbietung, mit der er behandelt wurde, veranlaßte sie, ihren Nachbar an der andern Seite um den Namen dieses Herrn zu fragen. Madame, war die Antwort, dieß ist der berühmte Göthe. „Sagen Sie mir doch, ich bitte, welches Instrument spielt er?" „Er ist kein Musiker, Madame, er ist der berühmte Dichter des Werther." „Ah so, ja, ja," sprach die Catalani, „ich erinnere mich," und wandte sich sofort zu dem erhabenen Dichter, mit den Worten: „Ach, mein Herr, Sie glauben nicht, welch' eine Verehrerin des Werther ich bin." Eine leichte Verbeugung war der Dank Göthe's für dieses schmeichelhafte Kompliment. „Nie," fuhr die lebhafte Dame fort, „nie im Leben habe ich über eine Dichtung so herzlich lachen müssen. Es ist eine capitale Farce!" — „Madame," fragte der Dichter höchst erstaunt, „Werther's Leiden eine Farce?" — „Ich

sage Ihnen, so etwas ausgesucht Spaßhaftes — nein! ich muß noch lachen, wenn ich daran denke."

Es erklärte sich, daß Mad. Catalani von einer schlechten Parodie des Werther sprach, die sie auf dem Pariser Theater gesehen hatte, und worin die Sentimentalität des Romans lächerlich gemacht wurde. Göthe blieb den ganzen Abend in einer unangenehmen Stimmung. Der Credit der schönen Sängerin aber wurde durch ihre Unbekanntschaft mit dem großen Dichter und seinen vorzüglichsten Werken sehr beeinträchtigt.

Curiosa.

Romeo und Julie, so heißen zwei Städte in Nordamerika, die unlängst erst gegründet worden sind. Die Entfernung der beiden Städte von einander beträgt fünf englische Meilen, so daß man die Hoffnung hegt, die beiden Geliebten dürften dereinst mit einander vereinigt werden; ein erfreulicheres Schicksal, als in der Shakespeare'schen Tragödie.

Ein Barbier in Fenchurch-Street in London hatte einige Perrücken verfertigt, welche er mit einer griechischen Periphrase die „Akme der Kallitrichoplasmie," den Triumph der Haarbelletristik nennt. Ein Konditor in der Fleetstraße hat mehrere „belebende Biscuits" gebacken und ein Kappenmacher in dem Leicesterviertel eine Nachtmütze erfunden, welche er unter dem klassischen Namen eines „caputgereredormitor" (Schläferkopfbedecker) ins Publikum gibt.

Die Erbin eines großen Namens.

Als Christoph Kolumbus die neue Welt entdeckt hatte, verließen Abenteurer und Wagehälse schaarenweise unser altes Europa, um Gold und Diamanten in den fernen Landen zu erbeuten. Einer von ihnen, Americus Vespucius, ein Genueser, war vor Allen vom Glücke begünstigt, er entdeckte bekanntlich das Festland des Welttheiles, von dem Kolumbus erst die Inseln hatte finden können. Nach seinem Namen wurde die neue Welt Amerika genannt, der Taufpathe aber starb, wie viele große Männer starben, vergessen und unbeachtet. Jetzt aber, wo seit jener Zeit vier Jahrhunderte verflossen sind, findet sich ein Fräulein, das zufällig in Italien geboren worden ist. Ihr Vater gab ihr den Namen Philippina Giulietta Dorothea Scholastica, und starb dann, nachdem er sie zur Erbin seines ganzen Vermögens eingesetzt hatte. Da nun aber dieses Vermögen nur in etwelchen nicht unbedeutenden Schulden bestand, so war die Tochter nicht sehr zufrieden damit, und ließ sich um billiges Geld einen Stammbaum zimmern, der den Leuten, die vielen guten Willen haben, sich überzeugen zu lassen, beweist, daß sie vielleicht von dem Genueser Americus Vespucius, dem Entdecker von Brasilien, abstammt. Mit diesem Beweise gerüstet, begab sich Fräulein Scholastica nach Rio Janeiro auf der Brigg „die Hoffnung.“ Sie hat eine Eingabe an die erlauchten

und wohlweisen Mitglieder des brasilianischen Senates gerichtet, womit sie im Namen ihres wohlseligen Ahnherrn, von dem sie im zehnten Grade abstammt, verlangt, daß ihr in der Form einer Nationalbelohnung eine Apanage verwilligt werde, von der hier das bescheidene Inhaltsverzeichniß folgt: drei Diamantenminen. Fünf bis sechstausend Neger. Zwei Dutzend Schlösser und Paläste. Eilf Meilen Savannen, um dort den Strauß zu jagen, damit es ihr nie an Marabouts gebreche, wenn sie in die große Oper zu Rio de Janeiro gehen will. Ein Fluß mit Goldsand. Der Senat ging sogleich auf die Berathung ihrer Forderung ein, und der Vicepräsident Don Matthias y Pedro y Gusmany Domingo de Banderillos hielt eine prachtvolle Rede zu Gunsten der Erbin. Der Senat hat indessen noch nichts Bestimmtes entschieden. Der Versuch des Fräuleins Vespucius hat übrigens eine Masse von Nachahmungen erweckt. Man versichert, es werde ganz in der Stille an verschiedenen Stammbäumen gearbeitet. So sollen die Nachkommen der dreihundert bei Thermopylä gebliebenen Spartaner die königlich-griechische Regierung durch ihre Reklamationen etwas in Verlegenheit setzen; die Seitenerben des Epaminondas machen Ansprüche auf die Geburtsstätten seiner beiden Töchter, wie er seine Siege nannte, auf Leuctra und Mantinäa, und ein Ur-Ur-Neveu des Sokrates fordert dringend, in Berücksichtigung der Verdienste seines Herrn Onkels als Professor der Moralphilosophie am Gymnasium zu Athen angestellt zu werden. Jugurtha's Erben wollen Abdel-Kader bei der französischen Deputirtenkammer als Usurpator anklagen. Die Nichten und Neffen der Jungfrau von Orleans verlangen vom Stadtrath zu Orleans Befreiung von allen städtischen Abgaben, und wollen der Pflicht entledigt seyn, als Nationalgardisten

dem Vaterlande durch Schildwachestehen zu dienen. In Deutschland sind unsers Wissen zur Zeit solche Reklamationen noch nicht erfolgt. Die Erben Hermanns, des Cherusker's, sollen sich, sicherem Vernehmen nach, dabei beruhigen, daß ihm ein Standbild gesetzt wird.

Anekdoten.

Käſtner hatte bei einem Manne, der als ein aufgeblaſener und dabei ſehr beſchränkter Kopf bekannt war, Geſchäfte. Der wackere Dichter wurde in ein Zimmer geführt, an deſſen Wand zwei Bildniſſe hingen, die den Herrn des Hauſes als Kind und als Mann darſtellten. Der vornehmthuende Herr ließ unſern Dichter etwas zu lange auf ſich warten; dieſer ſuchte ſich nun die Langeweile damit zu vertreiben, daß er mit einer Bleifeder unter das erſtere Bildniß ſchrieb:

„So ſah der kleine Narr in ſeiner Jugend aus,“

und unter das andere:

„Und ſeht, im Alter ward ein ſolcher großer draus.“

Der Dichter Heinrich von Wildungen behauptete mit vieler Beſtimmtheit: „Daß durch den Genuß der Kartoffeln der menſchliche Verſtand leide,“ und es war Niemand im Stande, den vielſeitig gebildeten Mann zu bewegen, ſeinem Vorſatz ungetreu zu werden. — Einige Tage vor

seinem Tode 1822 war er zu einem gewöhnlichen Souper in die in Marburg seit vielen Jahren bestehende Donnerstags-Gesellschaft gegangen, und erheiterte auch hier durch seinen treffenden Witz die ganze Gesellschaft. Bei Tische reicht ihm die Frau von * einen von ihr selbst zubereiteten Kartoffelkuchen, welcher das Ansehen von Biscuit hatte. Wildungen genießt zwei Stücke mit dem augenscheinlichsten Appetit. Als ihn Frau von * nun fragt, ob er wisse, was er gegessen, und als er hört, daß es ein von Kartoffeln bereiteter Kuchen und nicht Biscuit sey, springt er ganz freudig auf und ruft: „Nun sehen Sie, meine Damen und Herren! meine Behauptung steht auf festem Boden, denn kaum habe ich Kartoffel genossen, als ich auch schon nicht mehr weiß, was ich gegessen habe!"

Ein Herr von P. gedachte, sein zerrüttetes Vermögen durch eine erkleckliche Heirath wieder herzustellen. Er vernahm, ein entfernter Bekannter seines Vaters habe eine mannbare Tochter, nicht ohne reiche Aussteuer. Er beschloß, ohne sie näher zu kennen, eine Reise dahin, und, sie um jeden Preis zu gewinnen.

Peter, sein alter Diener und Begleiter, wurde belehrt, alles Seinige ja recht zu loben, alles herauszustreichen und zu übertreiben, so weit er's vermöchte, wonach man ihn auch dort fragen möchte. Peter sagte zu. Von P. verfolgte schlau den angelegten Plan. Nach Wochen hatte er sich dort eingeschmeichelt, nicht ohne Hoffnung der erzielten Gewährung seines Wunsches bei Tochter und Vater.

Gelegentlich fragte man auch den Diener nach Allem. Er machte der erhaltenen Anweisung Ehre.

Zufällig hatte von P. eben ein kleines Geschwür am Munde, welches bei allen Heilmitteln, nicht gleich weichen wollte.

„Sag' er mir doch, Peter, fragte das Fräulein, was hat denn sein Herr an der Lippe?

Ei, das ist noch gar nichts, versetzte Peter, und, eingedenk des Befehls, Alles zu übertreiben, fügte er hinzu:

„Auf dem Leibe sollten Sie ihn erst sehen; da ist ein Schorf!" Das Fräulein erschrack, und die Unternehmung wurde rückgängig.

Ein Schnickschnack.

Man kommt sehr oft in Verlegenheit, in Gesellschaften das laute Geschnatter junger Leute, die mitunter enorm windbeuteln und renomiren, — anhören zu müssen. Dies Schicksal hatte mich nun schon einigemale betroffen, und, ich sann daher auf ein Paroli, ähnlich dem Wischiwaschi von Kotzebue, um solche Ueberläftige zu contentiren. Ich durfte es auch nicht lange auf dem Herzen behalten. Ein junger Herr, der nach Paris reisen wollte, hatte in Frankfurt das Heimweh bekommen, war dort liegen geblieben, las Reichhardts vertraute Briefe und Kotzebue's Erinnerungen aus Paris, kam nun vor Kurzem hieher zurück, und erzählte aus Frankfurt — Wunderdinge. Ich unterbrach ihn plötzlich mit einem: „O ja, ich weiß es; Paris ist ein himmlisches Dorf; es liegt am Nil, und alle Häuser sind dreizehn Stockwerk hoch. Aber, es gibt auch noch andere remarkable Spitäler in der Welt. Hören Sie nur! — —

Darauf wandte ich mich zur Gesellschaft, die mit großen Augen, und, mit weit aufgesperrtem Munde mir zuhorchte, und — ich begann:

„Auch ich entschloß mich einmal, eine Reise zu machen; ich zog daher meine papiernen Wasserstiefeln von Trikot an, das Dutzend zu eilf Groschen drei und drei Viertel Pfennige aus der Salzhandlung zu Malaga, und lief spornstreichs aus der kleinen Hauptpforte, quer gegen die Linden, auf welchen Abends das Weißbier Nester baut, perpendiculär über der Akademie, aus dem Brandenburger Thor, die Frankfurter Chaussée, gerades Weges um die Ecke nach Bernau. Von hier spazierte ich über Stralsund nach Neustreliß, wo ich Morgens zehn Uhr bei der Reveille anlangte. Ich bat mir im Gasthofe ein Souper aus. „Was wollen Sie hören?" fragte der Thorschreiber, und hielt seine Nachtmütze von Spandauer Porzellain, mit Caviar durchwirkt, in seinem Vorderfuß. Geben Sie mir, fragte ich, eine gebratene, elegante Zeitung mit Allongenperrücken und einer Tapetensauce. — „Sehr gern," pfiff der Hausbund, und — ritt fort. Nach eingenommenem Diner kaufte ich noch Aepfel, reisete ab, und knackte im Traume die Steine auf."

„Vor Stralsund setzte ich mich, neben dem großen Roland in Halberstadt, nieder, rauchte meine kleine Zehnpfundpfeife voll neuer Taschenbücher aus, nahm dazu einen Schluck Subsidienwasser, und ging gestärkt weiter. Auf dem Wege holte ich einen amerikanischen geräucherten Lachs mit vergoldeten Kienbacken ein. Am Triebseer Thore zu Stralsund besah ich die Arabeske, welche Klopstock mit der Schädellehre versiegelt hat. Man erblickt darauf den General Wallenstein,

wie er eben den Propheten Jonas aus der Löwengrube im Thiergarten mit dem Geisterseher Wetzel duellirt. Das Thor selbst ist eine viereckige Rotunde, welches die Engländer zum Frühstück speisen, und wo Savoyen auf der Laute gespielt wird. Wer darüber nach Stockholm schifft, bekommt in Stockholm den Husten von Vulpius bei verschlossenen Thüren alle Mittage. Die Octavsteine daran sind von Feldkümmelkäse und Fensterblei, in punctirter Manier, und Guitarren à la Fanchon kreuzweis arrangirt."

„Nachdem ich hier fünf Minuten Ader gelassen, ging ich, mit dem Haarbeutel, weiter nach Petersburg, wo ich bei heißem Sonnenschein in der Kälte — Potz Element! rief ich; Stettin ist doch ein entsetzlich schöner Ort! als ich hier die wenigen Petersilienstauden, mit Teltower Marmor überpinselt, in allen Zuckerplantagen erblickte. In Königsberg speisete ich das alte Komödienhaus, und in Danzig stieg ich im Palais à la Geschmack ab, wo die Statue des ungebornen Tippo Saib von Haberstroh unter der Thermolampe neun und neunzig Grad südlicher Breite von Straßburger Münster balancirt, und durch die Lorgnette in Spinnweben gehüllt, von gelbem Fieber galvanisirt wird."

„Nichts aber ist merkwürdiger, als Riga, wo die Düna, im Sommer und Winter, die hannöversche Haide überschwemmt. Zu dieser Zeit stiegen dort Champagner-Flaschen aus dem Souffleurloche bergab, und rufen in Hamburg: „Köpt holsten'sche Butter, de Ell da säben Schilling!"

„So oft die Chinesen in Dresden und Leipzig das vernehmen, fliegen sie sogleich mit Rollenknaster über Breslau, Warschau und Moskwa nach Kamt-

ſchatka; das hab' ich ſelbſt geſehn durch meiner Frau Ridiküle; und, in Lemberg, wo die Enten aus London Pantalons aus Konſtantinopel tragen, geht ſogleich in durchgenähten Schuhen die Amſterdamer Wickelfrau mit dem Schnurrbart nach Madrid als Courier ab."

„Hier ſetzen ſich ſogleich die Liſſaboner Krebſe in die Braunſchweiger Wurſt, von türkiſchen Wochenblättern in Leinwand mit Calfonium vermiſcht, auf die Fußbodenpoſt, über Frankfurt und Mainz nach Wien zu reiſen; und, wenn das Boudoir auf der Flotte in Presburg durch die hölzerne Zimmetbretzel, von Jagemann gemalt, geſchloſſen wird, ſo erheben in Otaheite alle Pudel die Hände, und jeder ſingt aus der Zauberflöte das Duett: „Ich empfehle mich Ihnen, nehmen Sie ſo verlieb!"

Nachdem ich dieß, mit ziemlich gewandter Zunge, hergeorgelt hatte, verließ ich den blutrothen Querfurter und die lachende Geſellſchaft.

Ein franzöſiſcher Chaſſeur prügelte, 1809, einen deutſchen Bauer, der eben ſeinen Spartopf retten wollte. Der Regimentsobriſt kam dazu und ſagte zum Jäger: „Warum prügelſt du dieſen Menſchen?" — Herr Obriſt, — war die Antwort, — der Schurke da will uns ſein Geld ſtehlen! —

Der Apotheker und der Proviſor.

Es war einmal ein Mann!
„ — O weh!“ hör' ich ſchon ſagen,
Das fängt ja traurig an,
Wird aus dem Saal uns jagen.
Doch iſt's nicht meine Schuld,
Es wollt' ſich grad' ſo reimen,
Als ich mit Ungeduld
Die Verslein hier that leimen.

Alſo: Es war einmal ein Mann,
Der hieß: — ich hab's vergeſſen,
Genug, es war ein Mann,
Recht dick und angefreſſen,
Doch war er nicht bloß Mann,
Er war auch Apotheker,
Bezirksvorſteher dann,
Und manchmal auch ein Schäker.

Der Mann nu' mal hatten
'Nen rüſtigen Proviſor,
Doch nur zu ſeiner Qual —
Ich glaube — Schulze — hieß er,
Der war etwas bornirt,
Und ſtotterte erſchrecklich,

Hatt' oft sich schon blamirt,
Und zwar gar sehr erklecklich.

Kam 'mal ein schönes Kind,
Und forderte Kamillen,
So gab er ihr ganz blind
Wohl gar recht kräft'ge Pillen.
Wollt' eine hübsche Frau
Lakritzensaft in Stangen,
So gab er ihr ganz schlau
Schwarzwurzeln wie die Schlangen.

Das war nicht auszustehn!
Herr, sind Sie bei Verstande?
Hat je man das gesehn?
'S ist wahrlich eine Schande!
(stotternd) Ich bitt', verzeihen Sie,
Daß ich mich that versitzen;
Verwechs'le künftig nie
Schwarzwurzel und Lakritzen.

„Herr Gott, ist das ein Loos!
Jetzt stottert er schon wieder.
Nein, meine Qual ist groß,
Ich schwitze, wie nach Flieder! —"
(stotternd) Ach, ärgern Sie sich nicht!
„Schon gut, um Gotteswillen
Seh' einer das Gesicht,
Geh'n Sie und dreh'n jetzt Pillen!"

(stotternd) Sehr gern! — Der Stott'rer ging,
Was jenen rasch versöhnte.

'S wär' doch ein herrlich Ding,
Wenn man's ihm abgewöhnte.
Doch halt! Da fällt mir ein,
Wer stottert — der soll singen,
Dann spricht er klar und rein.
Ja, ja, so wird's gelingen.

Herr Schulz! — Recitativ,
Bitt' ich fortan zu singen:
Wenn irgend was geht schief,
Und Sie mir Nachricht bringen,
So singen Sie ein Lied
Von Mozart oder Weber,
Gleichviel, ob's gut gerieth,
Nur fein weg von der Leber!

(stotternd) Wie Sie befehlen! — Halt
'Mal gleich das jetzt gesungen!
(singt nach der Melodie: Heil Dir im Siegerkranz)
Wie Sie befehlen! — Bald
Hoff' ich, ist's errungen.
Jetzt bleibt's dabei! — Gesang
Ist eine schöne Sache,
Fortan wird Opernklang
Erleichtern Ihre Sprache.

Und wirklich hört man jetzt,
Was man sich nicht ließ träumen:
Poet'schen Operntext,
Sich auf Galoppe reimen.
Bellini's Harmonie'n
Wenn er den Hausknecht rief,

Roſſini's Melodie'n
Braucht er beim Vomitiv.

Er ſang aus Alcidor,
Wollt er ein Pflaſter ſchmieren,
Wohl auch den Jäger Chor
Hatt' er zu laboriren.
Nahm er 'nen Sechſer ein
Für Veilchenwurz und Gummen,
Bedankte er ſich fein
In Chören aus der Stummen.

Doch einſt ſtürzt er voll Schreck
In ſeines Herren Zimmer,
Stellt ſprachlos ſich ins Eck,
Will ſprechen — ſtottert immer,
Und bringt kein Wort heraus.
„Zum Henker! was kann's geben,
„Iſt etwas los im Haus?
„So reden Sie nur eben!

(ſtotternd) Der — der — der — der — „O, heil'ger Gott,
Wenn Sie es 'raus nicht kriegen,
So ſingen Sie. — Iſt das 'ne Noth,
Man möchte drob erliegen!"
(ſingt nach der Melodie des Jungfernkranzes)
Der Spiritus im Keller brennt,
Das Haus ſteht ſchon in Flammen;
Wenn man nicht raſch herunter rennt,
So ſtürzt es bald zuſammen.

Verſteinert ſteht der Herr,
Und weiß ſich nicht zu faſſen;
Doch zweifelt er nicht mehr,
Als Lärm wird auf den Straßen,
Dann ſingt mit einemmal
Der Herr, ganz wie von Sinnen:
(ſingt die Fortſetzung)
Ach, Herr Jeſus, was iſt das für ein Skandal,
Was ſoll ich beginnen,
Was ſoll ich beginnen??
(ſingt den Refrain.)

Das Feuer war nicht groß,
Gelöſcht wurd' es bei Zeiten,
Doch wollt' ein ſchlimmes Loos
Dem Stott'rer ſich bereiten.
Von Abſchied ſprach der Herr,
Doch Gnade ward errungen.
Nie hat er aber mehr
Den Jungfernkranz geſungen.

Billets doux von Görgel an seinen Herrn.

(Von Claudius.)

Es schneit noch immer, mein lieber Herr, als obs gar nicht wieder aufhören wolle.

Was doch für eine Menge Schnee in der Welt ist! Hier so viel Schnee! und in der Pfalz so viel! und in Amerika! und in der Tanne! — ich pflege denn so meinen Gang nach der Tanne zu haben, weiß Er wohl. Der große Wald ist von Natur mein Lustrevier, und die Tanne liegt mir so bequem, grade am Thor, und führt eine schöne lange Lindenallee dahin; denn sind auch immer so viele arme Leute darin, alt und jung, die Holz sammeln, und auf dem Kopf zu Hause tragen; und das seh ich so mit an, und gehe meinen Gang hin. Seit der viele Schnee gefallen ist, fehlt mir aber meine Gesellschaft; die armen Leute können nicht zu, und ich kann denken, daß sie sowohl hier, als überall, wo so viel Schnee liegt, bei der Kälte übel daran sind. Mein Herr hat Gottlob einen warmen Rock und eine warme Stube, da merkt er's nicht so; aber wenn man nichts in und um den Leib hat, und denn kein Holz im Ofen ist, da friert 's einen gewaltig.

Am Nordpol, hinter Frankfurt, soll Sommer und Winter hoch Schnee liegen, sagen die Gelehrten, und in den

Hundstagen treiben die Eisschollen in der See, die so groß sind als die ganze Herrschaft Epstein, und thauen ewig nicht auf! und doch hat der liebe Gott allerlei Thiere da, und weiße Bären, die auf den Eisschollen herumgehen, und guter Dinge sind, und große Wallfische spielen in dem kalten Wasser und sind fröhlich. Ja, und auf der andern Seite unter der Linie, über Heidelberg hinaus, brennt die Sonne das ganze Jahr hindurch, daß man sich die Fußsohlen am Boden sengt. Und hier bei uns ists bald Sommer und bald Winter. Nicht wahr, mein lieber Herr, das ist doch recht wunderbar! und der Mensch muß es sich heiß oder kalt um die Ohren wehen lassen, und kann nichts davon noch dazu thun, er sey Fürst oder Knecht, Bauer oder Edelmann! Wenn ich das so bedenke, so fällt mir immer ein, daß wir Menschen doch eigentlich nicht viel können, und daß wir nicht stolz und störrisch, sondern lieber hübsch bescheiden und demüthig seyn sollten. Sieht auch besser aus, und man kommt weiter damit.

Nun Gott befohlen, lieber Herr, und wenn Er 'n Stück Holz übrig hat, geb' Er's hin, und denk' Er, daß die armen Leute keine weiße Bären noch Wallfische sind.

Sein Diener Görgel.

Des Liebeskasuisten Beantwortung der Fragen eines verliebten dreizehnjährigen Mädchens.

Von Addison.

Der Liebeskasuist hat mir folgenden Brief voll Fragen, nebst seinen Antworten auf jede Frage, zu meiner Genehmhaltung eingeschickt. Nachdem ich also die verschiedenen darin enthaltenen Umstände erwogen, bestätige und ratificire ich hiedurch seine Antworten, und ersuche die schöne Fragerin, sich darnach zu achten.

Den 23. November.

Mein Herr!

„Am 9ten dieses war ich schon dreizehn Jahr alt, und es ist also wohl Zeit, daß ich daran denke, mich in der Welt zu versorgen. Ich wollte Sie daher ganz gehorsamst um ihren Rath gebeten haben, was ich mit Herrn Zärtling, der sich um mich bewirbt, anfangen soll? Er ist ein ausnehmend hübscher Herr, und hat die schwärzesten Augen und weißesten Zähne, die man nur sehen kann. Ob er gleich nur ein jüngerer Bruder ist, so kleidet er sich doch ganz wie ein vornehmer Herr, und kein Mensch tritt mit solcher Grazie in ein Zimmer, als er. Ich weiß, er hat reiche Parthieen ausgeschlagen, und

wenn er mich nicht bekommen kann, so will er in seinem Leben nicht heirathen. Mein Vater aber hat ihm das Haus verboten, weil er mir ein Blatt voll Verse an mich zugeschickt hat; denn er ist einer der schönsten Genies in der Stadt. Meine älteste Schwester, die mich, wenn es nach ihrem Willen ginge, gern, so lange ich lebe, Mamsell nennen hören möchte, muß, wie meine Aeltern sagen, eher einen Mann haben, als ich. Sie setzt ihnen in den Kopf, Herr Zärtling mache mich zur Närrin, und werde das Kind verderben; denn so nennt sie mich, die Unverschämte! Kurz, ich bin entschlossen, Herrn Zärtling zu heirathen, wäre es auch bloß ihr zum Trotz. Weil ich aber doch nicht gern etwas Unbesonnenes thun möchte, so bitte ich Sie, mir einige Fragen, die ich Ihnen vorlegen will, zu beantworten, und sie so in dem Zuschauer abdrucken zu lassen. Ich zweifle nicht, Sie werden mir solchen Rath geben, den ich gern werde befolgen können.

„Wenn Herr Zärtling mich eine halbe Stunde lang unverwandt ansieht, und mich Engel nennt, beweist das nicht, daß er sterblich in mich verliebt ist?"

Antwort: Nein!

„Kann ich nicht fest versichert seyn, daß er der zärtlichste Ehemann seyn wird, da er mir meinen halben Brautschatz zum Stecknadelgelde, und noch obendrein eine Kutsche mit sechs Pferden versprochen hat?"

Nein!

„Kann ich, die ich ihn nun schon fast ein ganzes Jahr lang kenne, nicht besser von seinen Verdiensten urtheilen, als mein Vater und meine Mutter, die ihn nie anders, als bei Tische sprechen hörten?"

Nein.

„Bin ich nicht alt genug, für mich ſelbſt zu wählen?“

Nein!

„Würde es nicht grob von mir geweſen ſeyn, eine Locke ſeines Haars auszuſchlagen?“

Nein!

„Würde ich nicht ein ſehr barbariſches Geſchöpf ſeyn, wenn ich nicht Mitleiden mit einem Manne hätte, der immer um meinetwillen ſeufzt?“

Nein!

„Rathen Sie mir nicht, mit dem armen Manne davon zu gehen?“

Nein!

„Glauben Sie nicht, daß er ſich erſäufen würde, wenn ich ihn nicht nehme?“

Nein!

„Was ſoll ich ihm antworten, wenn er mich das nächſte Mal fragt, ob ich ihn haben will?“

Nein!

Anekdote.

Ein Laternenbube fragte den Doktor Burgeß an einem ſehr dunkeln Abende, ob er ihm leuchten ſolle? „Nein,“ antwortete dieſer, „ich bin ſelbſt ein Licht der Welt.“ „Nun, ſo wünſche ich,“ entgegnete der Knabe, „daß Ihr am Ende meiner Straße aufgehangen würdet, denn da iſt's immer verteufelt finſter.“

Anekdoten.

Eine alte Frau unterhielt sich mit ihrer sechzehnjährigen Tochter über die Gottlosigkeit der jetzigen Zeit. Sie stellte ihr vor, wie täglich viele junge Mädchen von lasterhaften Mannspersonen verführt würden, indem sie alle Kunstgriffe der Schmeichelei und Heuchelei anwendeten, um ihre Begierden zu befriedigen. Ja, sagte sie: einige brauchen sogar Gewalt, und drohen einem unschuldigen Mädchen mit Degen und Pistolen, wenn sie ihnen nicht zu Willen leben wollen. — Sage mir, mein Kind, was würdest du in diesem Falle thun? —

„Ach, Mama! das Leben ist süß," war die Antwort der Tochter.

Ein alter Junggesell schrieb einst an eine Dame, die er in frühern Zeiten geliebt hatte, vorwurfsweise, über den von ihr abgebrochenen Briefwechsel, folgende Zeilen:

„Ich hoffe meine liebe Henriette, daß Sie mir doch endlich einmal wieder schreiben werden. Bin ich denn ganz vergessen?"

„Ehemals, da ich jünger war, da floß meine Feder freilich fleißiger, da munterten Sie mich aber auch immer auf, da konnte mein Kiel nicht geschöpft und gespitzt

genug, und oft genug eingetunkt seyn; nun aber, da ich älter und kälter geworden bin, da scheint auch Ihr Tintenfäßchen zu vertrocknen."

Eine Dame bat einen Tonkünstler, der ihr begünstigter Liebhaber war, ihr einige kleine Musikstücke zu komponiren.

Als der Musiker ihr nach einigen Wochen solche einhändigte und vorspielte, entschuldigte er sich, daß er einige Sätze, wie er glaube, zu oft wiederholt habe.

„Lassen Sie das gut seyn," erwiederte die Dame, indem sie den Tonkünstler vertraut auf die Schulter klopfte: „ich liebe die Wiederholungen."

Der Abt Vogler kam einst nach Hamburg, und da er hörte, daß bei einer vornehmen Dame, einer noch jungen und galanten Wittwe, ein Conzert seyn würde so eilte er dahin und trat mit den Worten in den Saal zu der Wirthin:

„Verzeihen sie dem Abt Vogler die Freiheit, gnädige Frau, daß er sich unangemeldet und vielleicht noch Ihnen unbekannt die Erlaubniß erbittet, Ihrem Conzerte beiwohnen zu dürfen."

O mit vielem Vergnügen, antwortete die Dame: wo sich ein Vogler zeigt, stehen ihm gewiß alle Thüren offen.

Aus den Predigten zum Todtlachen.

(Fortsetzung.)

Geschenk der Oster-Ayr. Eine katholische Oster-Predigt von Pater Abraham a St. Clara.

Das Schenken und Geben kommt heut an mich,
Wer was bekommt, behalts vor sich.

Gottes Natur ist Erbarmen, des Teufels Natur ist Peinigen, des Menschen Natur ist Fürchten, des Menschen Natur ist Empfangen, des Teufels Natur ist Rauben, Gottes Natur ist Geben.

Geben hat Gott vor 5612 Jahren, die weite, breite, hohe, dicke, tiefe, runde schöne Welt; geben der Welt anfänglich das gestirnte, gewölbte, gezierte, wohlbestellte, feine, reine Firmament; geben dem Firmament die gehende, stehende, schimmernde, scheinende, große, bloße 12 Zeichen, Zodiaci! den Widder, den Stier, den Zwilling, den Krebs, den Löwen, die Jungfrau, die Waag, den Scorpion, den Schützen, den Steinbock, den Wassermann, den Fisch; geben, daß das Land Pamphilien soll stehen unter dem Fisch, Arabien unter dem Wassermann, Indien unter dem Steinbock, Hispanien unter dem Schützen, Mailand unter dem Scorpion, Judenland unter der Waag, Mesopotamien

unter der Jungfrau, Welschland unter dem Löwen, Afrika unter dem Krebsen, Armenien unter dem Zwilling, Persien unter dem Stier, Deutschland unter dem Widder; er hat geben diesen 12 Gestirn oder Zeichen, viel Kraft, Saft, Neigung, Anzeigung, Führung, Regierung in dem Menschen, doch ohne Zwang, daß also die geboren werden unter dem Widder, seynd gemeiniglich Wagenhäls, in dem Stier, seynd gemeiniglich Tellerlecker, in dem Zwilling, seynd gemeiniglich sinnreiche Köpf, in dem Krebsen, seynd gemeiniglich Hader-Katzen und Zank-Eisen, in dem Löwen starkmuthige Leut, in der Jungfrau, gelehrige Leut, in der Waag, gemeiniglich Weiber-Haasen, in dem Scorpion, judische Mauschl, in dem Steinbock, gemeiniglich wilde Misthemml, in dem Wassermann, gemeiniglich ungeschlachte Holzäpfel und grobe Schlegel, in dem Fisch, gemeiniglich wackre, ansehnliche, liebe Leute: geben hat noch allen diesen Gott die Erde, der Erden die Weide, der Weide die Felder, den Feldern die Grüne, der Grüne die Blumen, denen Blumen die Schönheit, der Schönheit den Geruch; geben hat er die Erde den Mauren, geben die Mauren den Zimmern, geben die Zimmer denen Häusern, geben die Häuser denen Gassen, geben die Gassen denen Städten, geben die Städt denen Ländern, geben die Länder denen Monarchien, geben die Monarchien denen Reichen, geben die Reich denen römischen Kaisern; geben hat Gott aus purer Freigebigkeit, aus der Erden den Menschen, den Menschen die Seel, der Seel die Vernunft, der Vernunft den Willen; und weil dieser Will undankbar gegen Gott ware, so hat Gott auch seinen eingebornen Sohn Jesum uns geben, und der hat Alles geben.

Zu Cana in Galiläa den Wein, in der Wüsten das Brod, geben der Magdalena die Verzeihung, geben dem

Zachäo das Heil, geben dem samaritanischen Weib das Wasser, geben dem armen Lahmen die Gesundheit, geben denen Blinden das Gesicht, ja das ganze Leben Christi ist nichts gewesen, als Geben, Geben, Geben.

Weil dann Gott so wohlgefällig das Geben, so will ich heut seinem Willen nicht widerstreben, sondern auch geben, geben nach Brauch der Zeit und Weis des Orts, rothe Ayr, doch unterschiedliche Ayr, und weil der Jungfrau-Stand den Vorzug hat, so schenk ich ihnen rothe Ayr, aber Tauben-Ayr.

Sie merken wohl das Wörtl Tauben, ihr sollt ganz taub seyn und nicht hören, was auf allen Plätzen vorbei geht, nicht hören, was in allen Orten Neues geschicht, nicht hören, und anhören die glimpfige, verborgene, verzuckerte, guldene, süße Worte eines oder des andern Amasii, dann solche Worte seynd nur Strick, die euch fangen, seynd nur Pfeil, die euch verwunden, seynd nur Fackel, die euch entzünden, seynd nur Weg, die euch verführen, seynd Dieb, die euch stehlen, verführen, entziehen, verwunden, fangen die Worte und seynd die Ursach des größten Verlusts.

Habt ihr nie gesehen Maisen? Ist das nicht ein herziges, schönes Vögele, ein edles Thierl? Wie schön und holdselig ist es geziert mit seinen Federln, schöne, schwarze, weiße Feder tragts, in den Flügeln mit andern Farben vermengt, schönes, schwarz Haibl tragts auf dem Köpfl, wie eine sammtne Visier, schöne goldfarbe Hängerl tragts auf der Brust, als von dem besten Goldstück, schöne, zarte Füßl, daß es auch an den kleinsten Garten-Staidl und Gestraißl sich erhalt, schöne, helle, klare Stimme hats aus dem Schnabl, das auch der Musik schier erfahren; schön ists, schön springts, schön singts, schön laufts, schön fliegt dieses schöne Wald-Vögele; aber leider Gott erbarms,

die geſchwind verliehrts ſeine Freiheit, und mit der Freiheit das Leben! Wer iſt ſchuldig an deinem Tod, mein Maiß? Ich hab einmal ein Maiſen-Grab geſehn, und dieſes Epitaphium oder Grabſchrift:

Ich Maiſen thät oft frühe, im Luft mit meiner Schönheit prangen,
Bis mich endlich in der Gruft, der bittere Tod hat gefangen.
Darum, o Leſer, halt in den Schritt, und ſiehe wer mich verzehret.
Ich thät noch pfeifen, wenn ich nicht das Pfeifen angehöret:
Doch ſchreie ich noch aus dieſem Ort, euch allen jungen Docken,
Halt die Ohren zu! hört nicht die Wort, die euch zum Fall nur locken.

Habt ihrs vernommen, die Grabſchrift der Maiſen? Sie thäte noch leben, wanns nicht hätte Gehör geben dem falſchen Locken. Viel, viel Jungfrauen wären nicht kommen in die größte Gefahr, und des edlen Kleinods beraubt worden, der Jungfrauſchaft, welche iſt eine Schweſter der Engeln, ein Wohnplatz Gottes u. ſ. w.: wenn ſie wären taub geweſen, und die Gelegenheit hätten geflohen!

Ein andersmal zuvor, war mit Tod abgegangen, die junge Tochter des Fürſten der Synagog; dieſe hatte auf inſtändiges Anhalten ihres Herrn Vaters, der leibhafte Jeſus auch von Todten auferweckt; weil aber zugleich damal die Apoſtel und Jünger gegenwärtig waren, und auch ein wenig zweifelten, ob dieſe todte Jungfrau ſeye recht auferſtanden, ſo ſagt mehrmal der Hailand zu ihnen: Gehts her ihr Apoſtel, gehts her, ſchauts, ſehts, probierts,

obs nicht recht wahrhaftig auferſtanden, gebt ihr zu eſſen dati ei ad manducandum; Herr, wie kommt aber dieß? Wie Chriſtus iſt vom Tode ſieghaft auferſtanden, da ſchafft er den Apoſteln, ſie ſollen ihn anrühren, palpate, und wie die junge Tochter des Fürſten der Synagog iſt auferſtanden, warum ſagte der Herr nicht auf gleiche Weiſ', meine Apoſtel, gehts, ſchauts, probierts, rührts an? Nein, nein; er ſagte nichts vom Anrühren; bei Leib nichts, nichts palpate, nichts, weit davon mit dem Anrühren; Chriſtus dachte, dieſe junge und wohlgeſtalte Tochter iſt zwar jetzt erſt vom Tod auferſtanden, wanns aber die Jünger thäten anrühren, wie mich, ſo fürchte ich, ſie möchten gleich üble, unzuläßliche Gedanken ſchöpfen, und in Gefahr ſtehen der Reinigkeit. — Sie müſſen fliehen ſolche Gelegenheit; gar recht, unter ſolcher Gelegenheit iſt nicht die geringſte das Anhören der Schmeichel-Wörter, der Lob-Wörter, der Lock-Wörter, der Verſprich-Wörter, der Lohn-Wörter, der Sprüch-Wörter, der ſchönen Wörter, Wörter, beſſer zu nennen, Schwerdter. — Fliehet, ihr Jungfrauen, ſolche Wörter, denkt an die Tauben-Ayr, ſtellt euch taub und gehörlos; beſſer gehörlos als ehrlos, beſſer ohne Gehör, als ohne Ehr. —

Das Buch, Sia Hilaria genannt, regiſtrirt von einem Soldaten, welcher auf gut Soldaten Art lebte, dann militia und militia ſeynd nicht weit von einander; gibt wohl auch gute Soldaten, und ein ſolcher guter, tapferer, frommer Kriegs-Knecht iſt alles Lob, Lieb und Ehre werth; aber einem Nichtsnutzigen und Böſen, dem weiß ich keinen andern Titel, als dieſen: den ſehr ſtrengen, ehrvergeßnen, kahlweißen und wohlbeſtellten Kriegsknecht ꝛc., ein ſolcher iſt geweſt jener, welcher in Eroberung einer Stadt, einer wohlgeſtalten ehrſamen Jungfrau thäte gewaltthätige Hand anlegen, willens, mit derſelben ſein gottloſes Vorhaben

zu vollbringen, doch fragte er zuvor, wie heißt du? — Sie konnte vor lauter Herzeleid schier nichts antworten, doch endlich sagts mit weinenden Auger, sie heiße Maria; der Soldat schaute sie tyrannisch an, doch schreit er, pack dich fort, du tausend Million, ich schenke dir die Jungfrauschaft, wegen diesem Namen; was geschicht? in seldiger Nacht erscheint Maria, die Königin aller Jungfrauen, im Schlaf, und redt ihn mit diesen Worten an: Weil du meiner Tochter die Jungfrauschaft hast erhalten, wegen meiner, also erzeig ich dir, wie angenehm mir dieses Werk gewest, und ermahn dich, stehe alsbald auf, suche einen wohlbestellten Beicht-Vater, demselben lege ab die große Bürde deiner Sünden und Laster, denn nach dreien Tagen wirst du von dieser Welt in die Glori meines allerliebsten Sohnes berufen werden; ist auch also geschehen.

Das erwägt wohl, ihr vorsichtigen Jungfrauen, in was großen Werth und Gnad und Glori und Belohnung bei Gott seye die Jungfrauschaft — seht, wie in so großer Kraft die Jungfrauschaft! — wegen dieser rinnt noch aus dem Leib Catharinä, Reginaldis, Gertrudis, das beste Oel und lieblichster Geruch; wegen dieser thät die heilige Brigitta, weil sie einer so schönen Gestalt war, von Gott die Gnad bitten, daß sie möchte ungestalt werden, hats auch erlangt, ist ihr alsobald das eine Aug aus dem Gesicht herausgefault; wegen der hat die heilige Wilgefortis, Jungfrau und Tochter des Königs in Portugal, von Gott eine gleichmäßige Gnad begehrt, und erhalten, daß ihr in dem Angesicht ein langer Bart gewachsen; haben diese können blind, bartig und ungestalt seyn, so könnt ihr ja taub seyn, gehörlos, geht nicht auf alle Orten und Porten, die Reden aufzufangen, geht nicht auf Hören-Halß, ganz und gar nicht auf Hören-

Halß, aber auf Hiezing wohl, Hiezing von argliſtigen Locken, ihr Docken, darauf kommen grobe Brocken, in denen bleibt ihr Jungfrauen hocken, treu thut darin erſtocken. —

Denen tugendſamen Frauen und Eheweibern kann ich fürwahr keine andern Oſter-Ayr und rothe Ayr ſchenken, als Straußen-Ayr; iſt mir ſelbſten leid, daß ihr ſo ſtets gejagt, geplagt ſeyd, und müßt ſo manchen Strauß ausſtehen; du lieber Gott! wann ihr von euren Ehewirthen werdet ſo unpäßig gehalten, mit Worten ſo ſcharf, mit Zanken ſo hart, mit Schlägen ſo tyranniſch, das heißt ja ein Strauß ausſtehen; Ihr Weiber ſeyd wohl bedrängt, beſchmerzt, betrübt, beſchwärmt, beleidiget, bedaurt, doch kommt ihr in dem Unglück nicht ſo weit, daß ihr die Händ obern Kopf zuſammen ſchlagt, dann die Männer ſchlagen ihre Händ ob euren Kopf zuſammen, iſt übel genug, darum hätte ich noch aus allen Ayern keine beſſere und tauglichere Ayr euch präſentiren können, als die Straußen-Ayr. — Gott hat gebaut die Eva, weil dann der allergeringſte Buchſtab in heiliger göttlicher Schrift iſt zu verehren, und nicht ohne ſonderbaren Geheimnuß, was bedeut es dann, daß Gott das Weib hat gebaut? So fern dann ein Weib ein Gebäu iſt, was für ein Gebäu? etwan, weil ſie alleweil klappert? Nein, mein Gebäu, mein Gebäu, und halt ich gänzlich davor, Gott habe wollen andeuten, daß das Weib ſonder große Strauß müßte ausſtehn; dann es iſt ſchier nichts in der Welt, welches ſo viel muß ausſtehen, als ein Gebäu, daſſelbe verzehrt der Regen, es bedeckts der Schnee, es plagts der Wind, es zerſprengts die Hitz, es nagen die Mäus, es graben die Würm, es zerſtechens die Käfer, und oft ſchlagt der Donner ein; eben ſo viel iſt ein Weib, und vielen Widerwärtigkeiten

unterworfen, wenn der Mann greint, so geht Wetter und Blasen an, dort donnerts, wenn er mit Schlägen droht, dort blitzts, wenn der Zorn zu groß, und welches der größte Strauß; es schlägt gar oft ein, aber lauter Wasserstreich, die ihr das Wasser aus den Augen pressen, das heißt ein Strauß ausstehen, weils aber nicht kann vermittelt werden, so tragts mit Geduld.

Der Prophet Jeremias, in seinem vierten Kapitel, gibt den Weibern nicht allein Straußen-Ayr, sondern heißts gar Straußen. Der Strauß hat diese Natur, erstlich, daß er zwar wohl große Flügel hat, aber er kann nicht fliegen, hebt sich zwar zuweilen ein wenig in die Höhe, bleibt aber allezeit auf der Erden; also ein Weib, die wollt freilich wohl gern fliegen, wollt sich über des Manns Herrschen und Gewalt erheben, aber mein Gott! ist halt ein Strauß, bleibt allezeit in der Nieder, man läßts nicht fliegen, schlagt ihr auf die Flügl, bleibt also unterdruckt, ist ja das ein Strauß seyn und Strauß ausstehen; zum anderten hat der Strauß diese Natur, einen so hitzigen Magen, daß er sogar kann Eisen verdauen. — Es muß wohl manches fromme Weib einen guten Magen haben, weil sie muß so viel harte Brocken schlucken und verdauen; wann der Mann auf Spielberg geht, und dort dem Briefmaler das Geld zu lösen gibt, das Weib siehts, darf nichts sagen, muß verdäuen; wann der Mann den Kragen so oft in die Wäsch gibt, und denselben zu stärken viel Geld verschwendt, sie siehts und weiß, muß aber diesen harten Brocken schlucken und verdauen; wann er so gern Hals-Uhren einkauft, Hals-Uhren, wenn man vor denen Uhren ein H setzt, schelts Huren s. v. sie siehts und weiß, darf nichts sagen, was muß das vor ein guter Magen seyn, dieses zu verdauen, wann er so gern aufs Gaid geht, denen

Purſchen nicht Hirſchen nachſtellt, und bringt dem Weib nichts anders heim, als die Hörner, ſie ſollt ja an einem ſolchen Brocken gar erſticken. O wie hat halt der Prophet die Wahrheit ſo genau getroffen, daß er ein Weib vergleicht einem Strauß; und ſollt ihr mir noch danken, daß ich euch Straußen-Ayr hab verehrt u. ſ. w.

Denen Männern gib und ſchenk ich gar überaus ſchöne Ayr, und damits wiſſen, was vor eine ſeynd, ſo iſt vonnöthen zu vernehmen die wunderbarliche Stiftung unſers Kloſters Maria Stern, im Fürſtenthum Bayern. Ein Vornehmer von Adel läßt auf ſeinem Gut eine kleine, doch zierliche Capelle aufrichten, in der Form und Manier wie ein Stern, daß alſo Dach, Mauer, Pflaſter, Fenſter, auf Sternweiß gecket; unter währenden Bau aber hat ſich dieß Wunder zugetragen, weil gleich ſein Maierhof dabei, allwo viel Geflieglwerk wurde auferzogen, ſo hat ein Henn ein Ay gelegt, darauf ganz natürlich geſtalt war ein Stern, und mitten in dem Stern unſer lieben Frauen Bild mit dem Jeſus-Kindl auf den Armen, den anderten Tag legte ſie wieder ein gleichförmiges Ay.

Dieſe ſchöne wunderbarliche Stern-Ayr ſchenk ich allen Männern zum Oſter-Ayr, ſie ſollen öfter, ja allezeit im guten Stern ſich erzeigen gegen ihrer Hauswirthin: ſeyd nicht bitter wider ſie, ſeyd nicht zornig wie die Löwen, ſeyd nicht räſſeriſch wie die Wölf, ſeyd nicht zankeriſch wie die Katzen, ſeyd nicht ſtumm und launeriſch wie die Fiſch, ſeyd nicht übelredend wie die Nattern, ſeyd nicht Ehrabſchneidend wie die Spatzen, die auf einen jeden Dieb, Dieb ſchreien, ſeyd nicht eiferſüchtig, als wie die Hahnen, ſeyd nicht mürriſch wie die Hund, ſeyd nicht betrügeriſch als wie ein Fuchs, ſeyd nicht verſoffen als wie Biber, ſeyd, ſeyd und bleibt in einen guten Stern gegen euren Eheweibern.

Es gibt viel gute Stern im Firmament; einer wird genennt der Wassermann, wenn die Männer sich mäßigen im Trinken, und nicht stets an October-Saft trachten, von welchen Wein kommt, den Weibern ein Weinen. Ah, so seyn im Wassermann im guten Stern die Männer. — Wann die Männer das Greinen, das Donnern, das Zürnen, unterwegs lassen und sich sanftmüthig erweisen, wanns mit keinen Krügen und Flaschen aufziehen, dann es ist gar übel aus denen Flaschen trinken, es geschwellen einem die Backen auf; wann alles dieses nichts, a! so seynds im guten Stern, Gott erhalt sie also in diesen Sternen! —

Beinebens aber bitt ich von der ganzen Versammlung, bitt gar schön auch um ein Ay, Sie wissen freilich, wie man das Wörtl Ay schreibt: Ay, dieses aber, wann mans zurück liesest, heißt ja, das schenk mir, bin darmit bestermaßen content, sprecht mit Mund und Herzen ja, ihr werd ungezweifelt euer Gewissen zu dieser heiligen österlichen Zeit mit einer wohlangestellten Beicht reinigen und säubern! sprecht mit Mund und Herzen ja! ihr werd ungezweifelt mit höchster Ehrerbietigkeit und inbrünstigem Eifer das wahre Osterlamm in der H. Kommunion genießen, so sprecht mit Mund und Herzen ja! ihr werd gewißlich allen euren Feinden und Widersachern, von denen ihr einigen Schmach und Schaden erlitten, um Gottes willen Alles verzeihen und nachlassen; so sprecht mit Mund und Herzen ja! ihr werd freilich in allen euren vorfallenden Gefahren und Nöthen, die Zuversicht nehmen zu den offenen Wunden Jesu Christi, die er in seiner heiligen Urständ an sich behalten, so sagt mit Mund und Herzen ja! ihr werd unfehlbar heut noch, und fortan jederzeit mit einem Ave Maria eingedenk seyn unsers römischen Kaisers, auf daß ihm Gott in so vielen unterschiedlichen Nöthen und

Kriegen allezeit zu Nutz der katholischen Kirchen Sieg und Fried endlich ertheilen, so schreit mit Mund und Herzen ja! vor dieses umgekehrte Ay oder Ja danke ich zuvorderst Gott, alsdann euch, und vermeint nun, daß die Predigt aus, so sag ich auch Ja!

Zeitungsanzeigen.

In einem Leipz. Blatte, v. J. 1816, hieß es, auf dem darin abgedruckten Thorzettel: „Hallesches Thor. Hr. Kfn. L. aus Bremen, im Hotel de Saxe, Hr. Kfn. F. a. Halle, unwissend."

In den Theaternachrichten einer vielgelesenen Zeitung stand die Anzeige eines eben aufgeführten neuen Theaterstücks also: „Noch nie hat ein dramatischer Dichter einen so completten Durchfall gehabt."

Das Büchercensur-Collegium zu Wien erklärte sich jüngst über ein Buch, also: „Es sey weder erlaubt noch geradehin verboten."

In einem baierschen Intelligenzblatte las man: „Nach baierischer Manier gekocht, wünscht man, in und außer dem Hause, einige Kostgänger, gegen annehmbare Preise, zu bekommen."

In der B. Zeitung, von 1818, empfiehlt ein Herr J., unter andern Leckerbissen, auch eine sehr aufrichtige Braunschweiger Wurst.

Die Spenersche Zeitung in Berlin machte bekannt, daß, an dem und dem Tage, eine Gesellschaft gespannter Seiltänzer ihre Vorstellungen geben werde.

Anderswo bot Jemand hierdurch seine selbst fabricirenden Hüte zum Verkaufe aus.

Definitionswitze.

Jungfer ist eine satyrische Benennung, die man sehr oft vor, aber selten nach dem Namen der Mädchen zu setzen pflegt.

Anmerk. „Satyrisch ist sie, weil die meisten deutschen Mädchen es übel vermerken, wenn man sie Jungfer und nicht Fräulein oder Mamsell nennt; ferner sagt man beständig: Die Jungfer X, die Jungfer Y, aber nicht leicht: X ist noch eine Jungfer, Y ist noch eine Jungfer. Der Name, Junggeselle, soll bei dem männlichen Geschlecht eben das bedeuten, was bei dem weiblichen Jungfer heißt, oder deutlicher: Der Begriff Junggeselle verhält sich zu dem Begriff Mannsperson, wie

der Begriff Jungfer zu dem Begriff Frauenzimmer. Logisch entwickelte Köpfe meiner Art verstehen mich gewiß; ihnen vertraue ich."

Ein Bräutigam ist ein — Schlachtopfer, das sich mit jedem Schritte dem Opferaltar nähert, den Schall der Beile und Opfermesser vor dem Sphärengetön nicht hört, und die Opfergebräuche für Myrtengebräuche ansieht.

Ehrbarkeit ist eine veraltete Jungfer mit Reizen, die mit jeglichem Tage ungewisser werden; eine belachenswerthe Dame, welche in Sitten und Costum um ein halbes Jahrhundert zurück ist; eine langweilige Sittenrichterin, welche nur von sich spricht, — eine eingeschlossene Gegend, die eben keine romantische Ferne dem Auge bietet.

Querlesungen.

(Cross-Readings.)

Man sehnt sich hier sehr nach Regen, weil alle Feldfrüchte — — — sich der Stadt und ihrer Kanonen bemächtigt haben.

Johann von Schwaben, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen — — — sucht auf dem Lande als Schreiber unterzukommen.

Auf der Sternwarte sind, im Zeichen des Löwen — — — verschiedene Deserteurs angekommen.

Mein Collegium über die Experimental-Physik — — ein Bursche von 15 Jahren ist allhier aus der Lehre — — zu Ende des Mai auf der südlichen Hemisphäre ohne Ferngläser gesehen worden.

Ein Algierischer Corsar ist aus der Straße von Gibraltar — — nach der Königs-Straße, ohnweit der langen Brücke, hingezogen, und entbietet billige Preise — — in gesegneten Leibesumständen.

Vier Stück Schweine sind entlaufen, — das größte ist — — in der Musik und im Frisiren wohl erfahren, und mit erforderlichen Attesten versehen.

Gestern wurde in Gegenwart des königl. Hauses die Oper Protesilaus — — mit Schiffszwieback, Fleisch und Branntwein segelfertig ausgeschickt, um in der Nordsee zu kreuzen, und die hülfsbedürftigen Schiffe — — in den Stand der h. Ehe treten zu lassen.

Das den 17ten dieses eingefallene Geburtsfest des Kronprinzen — — hat 2 Menschen zerschmettert, und 8 sind unter dem Schutt begraben worden.

Die Herzogin von N. ist von Rom nach Neapel — — durch das Fenster herein gefahren und hat längs des Bodens die Dielen versengt, ist nachher den Schornstein herunter — — in russische Gefangenschaft gerathen.

Allhier ist eine Frau von 3 todten Kindern entbunden — — und wird zur Ostermesse eine neue Auflage erscheinen.

Zu Antwerpen starb an der Schwindsucht — — ein kupferner Kessel, und eine Branntweinblase — — mit obrigkeitlicher Erlaubniß.

Eine gute Köchinn von gesetzten Jahren — — eine Treppe hoch, vorn heraus — — enthält Arien aus der Operette: Betrug durch Aberglauben.

In der Theaterzeitung, 5. Stück, ist — — ein Schwein überfahren, und bei Nachsetzung des Thäters — — vom Kaiser in den Reichsfreiherrlichen Stand erhoben worden.

Klippfische, das Pfd. 9 Pfennige, und Stockfische zu 18 Pf. das Pfd. — — welche an dem Nachlasse des Glasers David Anspruch machen, — — sind mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht worden.

Die in Oczacow zu Gefangnen gemachte türkische Besatzung — — hat in der Taufe den Namen Maria Magdalena — — mit schwerer Cavallerie attaquirt und die Infanterie erhielt Ordre — — mit allergnädigster Erlaubniß ihre Künste auf dem Seile sehen zu lassen.

Wegen der Krankheit des Königs ist das Postement — — bei den Brauern und Bäckern wegen Feuersgefahr — — in aller Stille in der Garnisonskirche beigesetzt worden.

Unter dem Donner der Kanonen und Leuten der Glocken — — sind im weißen Schwan wieder Braun-

ſchweiger Würſte angekommen, — — und vorigen Sonntag zum dritten Male aufgeboten worden.

Bei der Belagerung von Glogau ſind 5000 Kanonenſchüſſe — — von der Weide geſtohlen worden.

In Bosnien ſind 500 Seelen — geſpießt und viele andere — geköpft worden.

Endlich erhielten drei Briggs und eine Fregatte Befehl — gegen uns zu — marſchiren.

Anekdote.

Frau v. N., ſchon im Beſitz eines niedlichen Knabens von fünf Jahren, war wieder guter Hoffnung. Das Kind, um Mutter und Vater herumtändelnd, wurde von letzterm gefragt, ob es lieber ein Brüderchen oder Schweſterchen haben wolle? — Nun, bitte nur Mutterchen darum! Freundlich wandte ſich nun der kleine Liebling zur Mutter, und ſagte: Mutterchen, Mutterchen, bitte, bitte, — ein kleines Pferd!

Aus Julius von Voß Travestie:

„Rinaldo und Armida."

Sechster Auftritt.

Rinaldo (tritt wieder auf.)

Rinaldo.

Komm schon zurück aus dem Zaubergarten,
Und will der Geschichte
Mit einem treuen Gemälde aufwarten,
Sie mache aber nichts daran zunichte.
Thu: man den Duft seiner Blumen trinken
Sagt man von denen bei Bouchers: sie stinken,
Und das Beste daran hätt ich bald vergessen,
Man kann die Levkoien und Rosen auch essen.
Die Bäume sind alle von Magaboni,
Und tragen Schüsseln von Makaroni.
Auch all die gebratenen Nachtigallen,
Den Freunden der lieben Tonkunst gefallen,
Sie schlagen in Lüften um die Wette,
Sonaten von Pleyel und Flötenduette,
Auch sind, wo die Schneckengänge sich winden,
Farcirte Ochsen in Menge zu finden,

Die Bäche im Garten ſind Moſtrichſaucen,
Die Ochſen ſpeiſend hineinzuſtoßen,
Poudre à la Maréchal iſt der Sand
Die Felſen ſind alle Zuckercand,
Aus ihren Klüften ſieht man den hellen
Champagner in Fluten quellen.
Die Karpfenteiche ſind Limonade,
Und dienen auch den Nymphen zum Bade,
Die nicht wie Diane die Neugier zieren,
Vielmehr ſich auf keine Weiſe geniren.
Auch man eine Einſiedelei dort ſchauet,
Aus Thorner Pfefferkuchen gebauet;
In den Eiskellern — hier ſchon das Bill'ge —
Nur laben Glatzen von Zimmt und Vanille,
Kurzum, ein ſo niedlich Schlaraffenleben,
Konnt's nicht bei Lucull dem Laffen geben —
Was fühl ich? — Des Weines Götterfunken!
Beim Himmel! Ich glaube, ich bin betrunken!
Ihr Wagen Heu, fahrt mir aus dem Wege!
Das Beſte wohl — ſo ich ſchlafen mich lege.
(Legt ſich nieder und ſchnarcht ſehr laut.)

Siebenter Auftritt.

Rinaldo. Armida.

Armida (ſpricht leiſe in die Scene:)

Nur wieder in den Stall mit den Tauben,
Will noch an die Wunder der Liebe glauben —
(näher tretend.)
Nun hab ich den Feind in meiner Gewalt,
Der meine Ruhe — dies Kleinod — entwendet,

Den Pfeil der Lieb' in den Buſen geſendet,
Mich lehrte anbeten die hohe Geſtalt.
Mag ich den Unmuth im Buſen zügeln?
Oder ſoll ich dem Helden das Leder vollprügeln?
Ich thäts, auf Damenparol' und Ehre,
Wenns nicht der Liebe entgegen wäre!

(gegen das Parterre:)

Sags Ihnen, ſag es ad spectatores,
Und frage: lernt man liebend wohl Mores?
Ach nein! Dieß wußte ſchon Gräfin Dolores.
Frag' unter Ihnen die hohen Gemüther:
Iſt man wohl liebend des Herzens Hüter?
Sie ſchütteln den Kopf — in gewiſſen Zuſtänden,
Ja, leider, kömmt die Vernunft abhänden!

(Rinaldo betrachtend.)

Er ruht auf dem Blumenbeet als wärs eine Pritſche,
Gib Flora, daß er nicht abwärts glitſche!
Ich ſchaue mit himmelvoll ſehnender Luſt,
Die auf und nieder wogende Bruſt!

(legt die Hand daran.)

Muß unterſuchen — ah, es iſt Watte,
Doch ſteht es beſſer wie eine Platte.
Der Schöpfung plaſtiſch zu Hülfe kommen,
Erweiſet Geſchmack, kann Liebenden frommen,
Ich machs nicht beſſer, hab oft ſchon betrogen,
Mit Reizen die mein Schneider gelogen. —
Wie mich ſein Schnarchen ſo thut ergötzen,

(ins Orcheſter:)

Herr Kapellmeiſter! Sollten's auf Noten ſetzen!

(wieder zu Rinaldo:)

Betracht' ein Canova den niedlichen Rücken,
Kein Höcker daran, o zum Entzücken!
Das Geſicht iſt freilich citronenfarben,

Hat tiefe verlaufene Pockennarben,
Die Phyſiognomie iſt etwas dumm,
Das Füßchen groß und die Beine ſehr krumm,
Doch über ſothane Kleinigkeiten,
Pflegt wahre Liebe hinwegzugleiten!

(Sie pfeift einigemal ſehr laut)

Neunter Auftritt.

Harlekin (deſſen Bauch viel dicker geworden)

Wie ich getrunken und gegeſſen,
Kann man an dieſem Zeichen ermeſſen.

(auf den Bauch weiſend.)

Für's Erſte genoß ich neun Pfund Schinken,
Ein Viertelpfund Pfeffer, ein halb Pfund Salz,
Und'n kupfernen Keſſel voll Gänſeſchmalz,
Viel mäßiger aber war ich im Trinken,
Nahm kaum ein halbes Ankerchen Bier
Und zwei Quart ſpaniſchen Bittern zu mir,
Denn des Wirthes Keller ging auf die Neige,
Von der Buttermilch daneben ich ſchweige.
Ja Eſſen und Trinken iſt ſchon Einmal
Mein Leibvergnügen, ſonſt leide ich Qual,
Doch keine andere Leidenſchaften,
Mir jemal das mindſte Plaiſir verſchafften.
Da iſt, exempli gratia, die Liebe,
O wenn man mit der vom Halſe mir bliebe!
Wenn ich das ſchönſte Mädchen beſäße,
Und ſähe, daß Jemand app'titlich äße,
Ich gäb' ſie für ein ſo Stück Leberwurſt,

(zeigt an dem Finger)

Oder für ein Glas Halbbier, hätte ich Durst.
Bin noch eine Rose, Sie können mir's glauben,
Und meine Unschuld lass' ich nicht rauben!

Zehnter Auftritt.

Kolombine. Harlekin.

Kolombine (verwundert.)

Was seh ich! Ihr Götter! Das ist mein Urbild!

Harlekin (vor sich.)

Ist die da verrückt, oder ist sie nur wild?

Kolombine.

Die Gestalt — ich hab' sie im Traume gesehen —
(zu Harlekin knieend.)
O Jüngling! Laß mich um Liebe flehen!

Harlekin.

Die Jungfer will mich wohl gar verführen —
Ich wette sechs Dreier's, wird nicht reüssiren.
Was soll das heißen, der Liebe Gluten,
Einem keuschen Packknecht zuzumuthen!
Bin tugendhaft, nenne mich Harlekin,
Kann wie der Jude Joseph entfliehn,
So man mir hinhält den zärtlichen Köder.

Kolombine.

Ich sink' dir zu Füßen, fliehe nicht, Spröder!

Harlekin.

Zum Handkuß allenfalls will ich Sie lassen,
Allein mit mehr thu' ich mich nicht befassen.

Kolombine.

Reell und nobel ist meine Absicht,
Bist grausam — dann in die Hölle hinab Wicht,

Ich will dich heirathen, bin Kolombine,
Uns beide vermählt man auf jeglicher Bühne.

Harlekin.

Ich richte mich treulich nach meinem Herrn,
Der pflegt sich auch gegen die Liebe zu sperr'n.

Kolombine.

Dein Herr ruht eben in zärtlichen Armen.
So? — So? Nun wenn das ist, will ich mich erbarmen.

(Hebt Kolombine auf, und geht stumm mit ihr ab.)

Elfter Auftritt.

Marquis Rougenoir und Graf d'Ecossaise, zwei Stabsoffiziere aus Gottfried von Bouillons Generalstab, treten auf.

d'Ecossaise.

Herr Bruder — auf Seele — muß beben und zittern,
Es pfeift in Lüften und thut gewittern,
Seh' Padden, Kröten, Wiesel und Schlangen,
Auf Seele — will mir zu graulen anfangen!
'S ist Hexerei — sieh nur die Katzen,
Und die unmenschlichen schwarzen Ratzen!
Das Beste bei so bewandten Sachen,
Eine retrograde Bewegung zu machen.

Rougenoir.

Es kommt mir auch nicht geheuer vor,
Doch bin ich Oberst und Du Major;
Woll'n wir im Generalstab höher steigen,
So müssen wir einige Tapferkeit zeigen.

d'Ecossaise.

Herr Bruder, hast Du's jemal erlebt,
Daß unser Einen die Tapferkeit hebt?

Auf Seele, es thun ja die Tonneri[illegible]en.
Drum laß uns das bischen Leben schonen.

Rougenoir.

Dann sollst Du hören das Donnern und Wettern,
Wir müssen schon zu dem Felsennest [illegible].

d'E[illegible]fe.

Auf Seele, ich kann nicht ermessen,
Was an Rinaldo der Feldherr gefressen?
Ja wär's ein Rinaldo Rinaldini —
Und sonderbar, der Herzog verzieh nie,
Doch Jemand Einmal zum Teufel jagen,
Dann ängstlich nach ihm senden und fragen,
Da steht mir mein Häbchen Verstand stockstille,
Ich seh nicht den Grund ein, trotz meiner Brille.
Gespenster! Sieh! mir wird übel und weh!
Gib mir eau de cologne aus Cöln an der Spree!

Rougenoir.

Herr Bruder, brauche die Kur von Schiffert —
Dir werde übrigens alles entziffert:
Du weißt, der berühmte Kukupeter,
Rief durch die Christenheit Mordio und Zeter.
Das heilige Grab, sprach er, müßt ihr erobern,
Nehmt Proviant mit in stattlichen Kobern,
Versammelt Euch, Helden und Lumpenpack,
Und thut mir dem Türken den Schabernack!
Nun, das war gut, viel Truppen auch kamen,
Den zärtlichsten Aschied nahm man von den Damen,
Zum Feldherrn ward Gottfried von Bouillon gemacht,
Der sollte lenken Scharmützel und Schlacht,
Man sahe zu Janitscharenmusiken,
Und zu Uhlanen mit langen Piken,
Nahm Feldköche an, um tüchtig zu schmausen,

Und ein gewiſſer Freiherr Münchhauſen,
Ward in dem Feldbüreau angeſtellt,
Mit Bülletins zu füllen die Welt.
Was man aber noch dem Herzog thät preiſen,
War ein Generalſtab von hohen Weiſen,
Der ihn mit Planen und guten Ideen,
Wenn's daran fehlte, könne verſehen.
Mich erkor die Frau Ober-Hofmeiſterin,
Weil ich ein erfahrener Spieler bin,
Damit ich unſere Hauptquartiere
Mit Farobänken ſchmücke und ziere;
Ein Kammerherr aber hat Dich ernannt,
Das macht, Herr Bruder! du tanzeſt charmant. —
Doch ging es mit unſeren Siegen nur träge,
Ja, wir empfingen oft tüchtige Schläge.
Der Feldherr thät ſich zornig erheben,
Wir ſollten ihm gute Anſchläge geben;
Da wollt' es uns Beiden nicht recht gelingen,
Viel kluge Gedanken zu Markt zu bringen;
Das macht, der Muſelmann iſt ein Barbar,
Spielt wohl mit Stichen, doch nicht rouge et noir:
Du arrangirſt wohl im Winter Redouten,
Liebſt aber die nicht, wo Köpfe bluten.
Da ſprach der Feldmarſchall: das Ding geht nie,
Man ſchaffe mir einen Kerl von Genie,
Der mich errege und inſpirire,
Wenn ich die Tramontane verliere!
Drauf wurde ihm der Rinaldo gebracht,
Der Allerhand Plan' und Entwürfe gemacht,
Es hieß: er hätt' die Geſchichte geleſen,
Verſtünd' auch das mathematiſche Weſen.
Du weißt, Herr Bruder! in Friedenszeit

Frägt Niemand von uns nach Gelehrsamkeit;
Man nennt die Genie's auch gemeine Naturen,
Das macht, sie schneiden nicht zierliche Couren,
Man kann sie um so weniger vertragen,
Weil oft sie, Hanns Taps, die Wahrheit sagen;
Doch wenn man in Jammer und Nöthen sinket,
Geschieht's bisweilen, daß man Ihnen winket,
Wo es großmüthig herablassend heißt:
Gib mir 'mal 'ne Prise von deinem Geist! —
Nun kaum hatt' Rinaldo das Rathen begonnen,
Ward eine Bataill' um die and're gewonnen;
Weil's aber so einschlug bei unsern Heeren,
Dacht' Bouillon: Nun kann ich ihn wieder entbehren,
Kann wohl allein zum Ruhmtempel steigen,
Das will ich der Jungfer Europa nun zeigen,
Was gilt es, Messieurs! ich ernte mir bald,
Von Lorbeern 'n ganzen Thüringerwald!
Da nahm er an eine böse Laune,
Brach die Gelegenheit nächstens vom Zaune,
Rinaldo bekam auf'm Stempelbogen,
Den Abschied, man blieb ihm in Gnaden gewogen.
Kaum aber war er von der Armee,
Gabs wieder Schmisse vom Feinde, o weh!
Die Generale schrieen ganz verdutzt:
Ihr Hunde, das Lederzeug besser geputzt!
Nur blänker Gewehr' und Patronentaschen,
Und mehr Stecknadeln in Eure Kamaschen,
Auch Federbüsche von dritthalb Ellen,
Dann wollen wir die Türken gleich Mohnköpfen fällen!
Die Türken sind ohnehin nur Gesindel,
Pack, Grobzeug, Kinder, noch kaum aus der Windel,
Und dennoch, Herr Bruder! müssen wir sagen:

Das Pack hat uns gottlos zusammengeschlagen.
Der Feldherr ritt durch die dünnen Glieder,
Rief: Schafft das verfluchte Genie nur wieder!
So mußten wir denn auf die Pferde springen,
Den Adjutanten zur Stelle zu bringen.
Wir sollen dabei auch gracieux ihm sagen,
Im Fall er sich etwa thäte beklagen:
Ich mußte Euch liefern baare Vernunft,
Doch stieg nur die parfumirte Zunft;
Laß es nur gut seyn, mon cher Rinaldo,
Wir wollen dir zahlen an Ruhm deinen Saldo.

d'Ecossaise.

Aha, nun weiß ich — sieh, noch ein Gespenst!

Rougenoir.

Die Augen zu, wenn du entgegen rennst!

(Beide verbinden sich die Augen, ziehn die Degen und machen einen Anlauf gegen die Palasttür. Dort hört man aber das laute Miauen einer Katze; da drehen sich Jene um, reissen die Tücher ab und fliehn.)

Rougenoir.

Nein, nein, woll'n uns in der Nähe verstecken,
Vielleicht wir ihn außer dem Palast entdecken.

(beide ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Rinaldo; hernach die beiden Stabsoffiziere.

Rinaldo (legt sich unter einen Strauch.)

Ich mache den Punsch hernach wohl fertig,
Hier will ich liegen, der Schönheit gewärtig,
Armida, erscheine, mein Licht, meine Wonne,
Dein Jüngling schmilzt wie Talg an der Sonne!

Marquis Rougenoir und Graf d'Ecossaise treten auf.

Rougenoir (der einen Weiberrock auf dem Rücken trägt.)
Eil sieh da, sieh da, soll man sich nicht wundern,
Da liegt Rinaldo unter Hollundern.

Rinaldo.
Nun, nun, was ist denn das für ein Sieh da,
Ich laure auf Armida.
(steht auf und geht wieder an den Punsch.)

d'Ecossaise (mit einer Verbeugung.)
Votre serviteur, Monsieur!

Rougenoir.
Comment vous portez vous?

Rinaldo.
Passabel! A vos souhaits — nun lasset mich in Ruh!

d'Ecossaise.
Der Feldherr sendet uns —

Rinaldo.
Laßt mich allein!

Rougenoir.
Sie möchten, befiehlt er, so gütig seyn,
Und nicht mehr auf der Bärenhaut liegen,
Oder gar noch das Kanonenfieber kriegen.

Rinaldo.
Vor diesem war ich ein bischen heroisch,
Jetzt amüsirt mich ein Kleid, das ist koisch.

Rougenoir (den Korb abnehmend.)
Der Herzog sendet den Rock mit Borten,
Und Ehrenzeichen von allen Sorten,
Wohl zwanzig Stück Orden groß und klein —

d'Ecossaise.
Was kann denn wohl eleganter seyn!

Rougenoir.
Ha! Damit kann man am Farotisch glänzen!

d'Ecoſſaiſe.

Und noch weit mehr bei nicdlichen Tänzen!

Rinaldo.

Das weckt mir noch nicht die mindeſte Luſt;
Wie ſäh' ich denn aus, trüg ich's an der Bruſt,
Wie'n Bandkrämer auf der Leipziger Meſſe,
Drum ich nicht die liebe Liebe vergeſſe.

Rougenoir.

Es ſollen alle Zeitungen melden
Von Junker Rinaldo dem mächtigen Helden.

Rinaldo.

Die Zeitungſchreiber ſind rechte Kerle,
Nein, beſſer daß ich Eierpunſch querle.

d'Ecoſſaiſe.

Der Ruf, mon ami, von Dero Siegen,
Wird von Berlin nach Charlottenburg fliegen.

Rinaldo.

Ihr Herren, ihr drehet mir keine Naſe,
Ob von mir ſprechen beim Kottbuſſergiaſe,
In großen Städten die Sauerbrei,
Das iſt mir Einerlei!

Rougenoir.

Pfui, ſo zu verachten des Ruhmes Würze,
Um eine Schürze.

d'Ecoſſaiſe.

Mon cher, ich ſag's Ihnen auf den Leib —

Rougenoir.

Sie ſind mir ein altes Spittelweib!

Rinaldo.

Ein Spittelweib, und dazu ein altes?
Das tönet weder löblich noch ſchalt es.

Kann's faſt — beinah' — nicht auf mich ſitzen laſſen,
Möcht' Euch faſt — beinah' — an die Gurgel faſſen.

d'Ecoſſaiſe (leiſe zu Rougenoir.)

Auf Seele — ſieh doch Herr Bruder — ufzunder
Thut ſchon das point d'honneur einige Wunder.

Rougenoir (zu Rinaldo)

Nicht beſſer können ſie tilgen den Flecken,
Als wenn ſie ſich nicht auf die Ofenbank ſtrecken,
Nicht länger ſind eine feige Memm',
Und mit uns ziehn vor Jeruſalem,
Wo man die Ruinen des Heiligthums ſchauet,
Das Salomo der Weiſe gebauet.

Rinaldo.

Die Sache, ihr Herrn, trägt der Albernheit Stempel,
Was habt ihr denn an dem Judentempel?

Rougenoir.

Sollſt Haſen ſchießen im Lande Goſen.

d'Ecoſſaiſe.

Reliquien kriegen in goldenen Doſen.

Rougenoir.

Pfui, ſchäm' dich, gehörſt ja zu den Franzoſen —

d'Ecoſſaiſe.

Und haſt, auf Seele, das Herz in den Hoſen!

Rinaldo.

Was Teufel, ich hätte das Herz in den Hoſen?
Will Hans heißen, thu' ich noch länger hier koſen.
Nur her die Orden und goldenen Doſen,
Schlagt Quickmarſch, pfeifet! — Zum Lande Goſen!

Sechszehnter Auftritt.

Armida. Vorige.

Armida.

Ihr Donner ſinkt herab!
Rinaldo ziehet ab,
Ach, wie die Katz' vom Taubenſchlage.
Ich Klage trage,
Ich frage, zage, wüthend um mich ſchlage.
Ich wage, ſage:
Bleib hier
Bei mir,
Du Tigerthier!
Prdauz fall' ich zu Boden hie!

(ſinkt zur Erde.)

Sieh, Vieh, ich bin ohnmächtig —
Geliebter — das iſt niederträchtig!

Rinaldo.

Der Ruhm mir winket,
Dort zu den Martisſöhnen,
Die Waffe blinket,
Die Tuba hör' ich tönen,
Kann nicht mehr weilen bei den Schönen!

Armida.

Du thuſt mein Herz zerreiſſen!
Läg' ich in Ohnmacht nicht, ich wollt' dich beißen.

Rinaldo.

Mein Herz auch knackt!

Rougenoir und d'Ecoſſaiſe.

Nicht abgeſchmackt!

Rinaldo.

Von meinen Thränen ſammelt man ein Fuder,
Adieu, du armes — Haupt voll Puder!

(ab mit den Offizieren.)

Letzter Auftritt.

Armida (allein.)

Er flieht, die Blume aller Helden,
Von denen nur die Weltgeschichten melden,
Von Griechen, Römern, päpstlichen Soldaten;
Er flieht, ich weiß mir nicht zu rathen,
Er, dessen Auge einen Himmel strahlt,
Und hat mir nicht einmal den Punsch bezahlt!
Was hilft's, wenn er die Stirn mit Lorbeern zieret,
Mich hat der Lump prostituiret,
Was hilft's, wenn ihn jetzt die Plutarche nennen,
Ich muß hier sitzen und muß flennen.
Gift möchte ich zu ganzen Tonnen saufen,
Doch habe ich kein Geld mir was zu kaufen,
Mit einem Ankertau möcht' ich mich würgen,
Wollt' Jemand nur mir für das Leben bürgen!
Aus Rache, weil er sich von schöner Liebe trennet,
Sey nun mein Haus mit Stumpf und Stiel verbrennet!
S'ist aber eine hübsche Säulenmasse,
Und stehet ohnehin nicht in der Feuerkasse.
Es wäre wirklich darum Schade,
Man kauft so bald nicht solche Leinwand wieder,
Aus guter Wirthschaft end' es fade —

(in die Coulisse.)

Mein Guter, lassen Sie den Vorhang nieder!

Humoriſtiſcher Abſtecher ins Elyſium.

Von Friedrich.

Hauptmann Sturm war ein Mann von außerordentlicher Gutmüthigkeit und unerſchöpflichem Humor. Selbſt einem Cato konnte er durch ſeine unzähligen Schwänke ein Lächeln abgewinnen. Aber der Tod verſtand keinen Spaß, und es half dem armen Teufel nichts, daß er auf den Entſatz des Arztes rechnete. Er mußte ſich auf Gnade und Ungnade ergeben. Jedoch ging er mit dem Troſte aus der Welt, daß er nun von zwei gleich ſchrecklichen Uebeln, einem böſen Zipperlein und einem böſen Weibe auf immer befreiet werde. —

Bald nach ſeinem Tode erhielt ſein alter Kriegskamerad, Rittmeiſter Schwarz, eine Einladung von der liebenswürdigen Gräfin H., zu einer Gedächtnißfeier des Verſtorbenen.

Am angeſetzten Tage traf er auf ihrem Landſitze ein, wurde feierlich empfangen, einer großen Anzahl von Gäſten vorgeſtellt und nach eingenommenem Thee in den zum Gute gehörigen weitläuftigen Garten geführt.

Er ſtaunte über die herrlichen Anlagen, welche er hier bemerkte, und deren jede einen beſonderen Natur- oder Zeitcharakter ausſprach, ſo daß er bald in China, bald in Otaheiti, bald in Egypten, in Mexico und Peru, bald bei den Griechen und Römern zu ſeyn wähnte.

Unbemerkt hatten seine Begleiter ihn verlassen, und nun irrte der alte Degen ganz einsam umher, sich ungestört den seltsamen Eindrücken überlassend, die diese mikrokosmische Schöpfung auf ihn machte.

So eben hatte er Tusculum verlassen, als sich ein Fluß vor ihm ausbreitete, der sich sanft zwischen Cypressen und Thränenweiden hindurchschlängelte. An dem entgegengesetzten Ufer zeigte sich eine große weiße Tafel, worauf: Elysium stand.

„Elysium!" — seufzte er — „Ach wärst Du dort zu finden, guter Sturm!"

Fast mechanisch stieg er in die Gondel, welche zur Ueberfahrt bereit stand. Ein steinalter finstrer Mann, dem Charon nicht unähnlich, und stumm wie der Tod, setzte ihn alsbald hinüber. Er landete in Elysium, wand sich durch das Dickicht der Cypressen, welche das Ufer beschatteten, hindurch, und ließ sich ermüdet auf eine Rasenbank nieder, wo sich ein sanfter Schlummer auf ihn herabsenkte.

Plötzlich tönte ihm ein Chorgesang aus einem Rosengebüsch entgegen, und bald darauf hüpften drei holde Genien herbei, berührten ihn mit Palmzweigen und reichten ihm einen Becher dar, wobei sie folgende Weise sangen:

Erwache vom quälenden Traume der Erde,
Erwache zur Ruh' der Unsterblichkeit!
Versenke den Schmerz und des Lebens Beschwerde,
Versenke das herbe Gedächtniß der Zeit
In diesem Pokal, den die Liebe Dir beut,
Und trinke — trinke Vergessenheit!

„Da lieber Fremdling," begann hierauf der älteste Genius, — „leere diesen Becher! er ist gefüllt mit lindernden Tropfen der Lethe."

Hierbei zeigte er auf einen Bach, der sich silberschäumend von einem Felsen ergoß.

Schwarz setzte den Pokal an seine Lippen, in der Meinung, gutes reines Quellwasser zu trinken, erstaunte aber nicht wenig, als er vom Geiste des Nierensteiners beseelt wurde.

„Lehrt Ihr mich Nierensteiner kennen?“ sagte er schmunzelnd, und leerte den Pokal mit Einem Zuge.

„Folge uns!“ — fuhr der Genius fort, — „Wir führen Dich geraden Weges zu den Wohnungen der Seligen.“

Der alte Kriegskamerad ließ sich geduldig von den freundlichen Knaben fortziehen. Ein blumiger Pfad führte durch einen schattigen Myrthenhain, und plötzlich öffnete sich ein romantisches Thal vor seinen Augen, so schön und mit dem Füllhorn der Natur so reichlich überschüttet, daß man sich die Hesperidengärten nicht reizender denken kann.

Im Hintergrunde waren die Seligen in bunten Gruppen gelagert und beschäftigten sich mit Flötenschneiden, Kränzewinden, Korbflechten und anderem Schäferzeitvertreib. Einige spielten Versteckens, Ringstechen, den Dritten abjagen, Plumpsack, oder warfen sich scherzend mit Blumen und Früchten, Andere schnitten Namenszüge und poetische Glossen in die Rinde der Bäume: kurz das ganze süße Nichtsthun der Elysier, wie die Phantasie es sich nur malen kann, war hier auf das Schönste versinnlicht. — Jetzt ließ sich ein Chorus vernehmen, von einer Schaar holder kindlicher Naturen angestimmt, welche mit Begleitung der Schallmei ungefähr folgende neupoetische Klingklangsweise sangen:

O wie innig,
O wie minnig,

O wie Honig-
Süß und wonnig
Iſt's im Himmel!
Welch Gewimmel!
Welch Getümmel!
Tönt Schallmeyen!
Liſpelt Flöten!
Schließt den Reihen,
Ihr Poeten!
Mutter Wahnſinn,
Uns begeiſtre,
Große Göttin!
Komm bemeiſtre
Dich der Zungen
Und der Lungen!
Holde Weſen
Sich geſtalten:
Theobalden
Und Thereſen,
Seht ſie walten!
Welch ein Funkeln
Von Karfunkeln!
Hyacinthen
Laßt uns winden!
O wie innig
O wie minnig!
O wie Honig-
Süß und wonnig!
Stimmt mit ein,
Dichterlein,
Groß und klein!

Während deſſen hatten die Genien unſern Kriegs-

kameraden verlaſſen. Er faßte ſich daher ein Herz und ſchritt den Seligen keck entgegen.

„Mit Erlaubniß: bin ich hier recht in den elyſäiſchen Gefilden?“ — fragte er ſcherzend, um in den Ton des Ganzen einzuſtimmen.

„Zu dienen, mein Beſter! hier iſt Elyſium,“ antworteten die Seligen.

Und nun begann folgender kurzweiliger Dialog.

Einer der Seligen. (im berliniſchen Dialect) Darf man fragen, mein Beſter —?

Ein andrer. Mit wem hat man die Ehre, mein Theurer —?

Ein dritter. Wer ſind Sie, mein Engel?

Ein vierter. Woher des Landes, mein Schatz?

Der dritte. Sie kommen von Paris — das hör' ich.

Der erſte. (ihn ganz nahe durch die Brille betrachtend) Sie kommen von London, das ſeh' ich.

Der vierte. (ihn am Arm faſſend) Sie kommen von Wien — das fühl' ich.

Der zweite. (ihn beriechend) Sie kommen von Petersburg — das rieh' ich.

Alle. Was bringen Sie Neues, mein Guter?

Ein ſechster. Wie ſteihn die Peppiere?

Eben war Schwarz im Begriff, ihre Wißbegierde zu befriedigen, als ſich ein Pflaſtertreter an ihn drängte, und ihn traulich unter den Arm nahm.

„Mon cher ami!“ — ſo hob er an, — „Sie ſind hier nicht bekannt? — Disponiren Sie über mich! Ich biete mich zu Ihrem Cicerone an. Parole d'honneur! Sie finden keinen Ort in der Welt, wo man eine zuvorkommendere Tendenz gegen Fremde hat, als hier in Elyſium. Was befehlen Sie zuerſt zu ſehen, zu hören, zu ſchmecken,

zu riechen, zu fühlen? — Kommen Sie! ich führe Sie in unsre große Restauration. Dort finden Sie superben Burgunder, Tokayer, Lacrimae Christi, Austern, Caviar, indianische Vogelnester, — kurz: Alles, was ein Leckermaul nur wünschen kann. Oder, wollen Sie unsere beau monde kennen lernen? Ma foi! wir haben hier herrliche Weiber. Ich mache Sie mit unsern Grazien, Musen und Nymphen bekannt. Keine Umstände! Sie müssen wissen: ich bin der Pfeffer und die Muskatblüthe aller Zirkel von gutem Ton. Nicht wahr, mon ami? — Einen solchen Luxus haben Sie in Elysium nicht erwartet. — Aber können Sie rathen, woran wir hier am meisten Ueberfluß haben?

Schwarz. Ohne Zweifel an Worten.

Der Pflastertreter. Falsch: an der Zeit! — Unsre Akademie der Wissenschaften hat einen Preis von 10,000 Zechinen ausgesetzt auf die Erfindung des besten Mittels, die Zeit zu tödten.

Schwarz. Und sie trugen den Preis davon?

Der Pflastertreter. Vor der Hand nur das Accessit: diese goldne Repetiruhr. — Donner und Blitz! schon 7 Uhr. Da ist es die höchste Zeit, in's Schauspiel zu gehen. Wollen Sie mit, mein Einziger? Garrick, Roscius und Fleck debutiren heut' zum erstenmal auf unserm neuen Nationaltheater — a revoir!

Und hiermit warf er ihm eine Kußhand zu, und lief trällernd von dannen.

Kaum hatte sich Schwarz von der Zudringlichkeit des Schwätzers erholt, als ihm Jemand einen Brief überreichte. Er öffnete ihn. Aber wer schildert sein Erstaunen, als er Sturms unverkennbare Schriftzüge bemerkte.

Er schüttelte den Kopf und las:

„Liebſtes beſtes Brüderchen!“

„Alſo biſt Du wirklich in Elyſium angelangt? Nun Du altes Haus! das freut mich unendlich. Eile, fliege in die Arme Deines alten Kriegskameraden! Ich wohne in der Eintrachtsſtraße Nro. 99, nahe am Rheinweinmarkt. Ueberbringer dieſes wird Dich zu mir führen. Du biſt mein Gaſt auf kalte Küche. Nota bene! Du findeſt eine auserleſene Geſellſchaft bei mir. Donquixote, den gehörnten Siegfried, Cäſar, Alexander, Peter und Friedrich den Großen, Maria Thereſia, die Jungfrau von Orleans, Talbot, den Pater Abraham a Santa Clara, den Doktor Luther, Tippo Saib, Klopſtock, Nebucadnezar, Pontius Pilatus, den König Lear, den Evangeliſten Lucas und den alten Hamlet, der am Podagra laborirt, als Folge des unmäßigen Pontakkrinkens; Du findeſt ferner Schiller, der Dich herzlich grüßen läßt, und uns heute ſein neues Trauerſpiel Hiob vorleſen wird, das Hiob ſelbſt ſehr wahr und rührend findet; ferner Sokrates, Kant, Jakob Böhme und Knipperdolling, — kurz, alle großen Genie's. Denn Du mußt wiſſen: hier iſt Alles Ein Herz und Eine Seele. Die große Scheidewand zwiſchen Königen und Bettlern, Helden und Menſchen, Weiſen und Narren, iſt hier ganz gefallen, und man braucht ſich nicht im Mindeſten um das Ceremoniel zu kümmern.

Mit Sehnſucht erwartet Dich Dein Freund

Stürm.“

Kaum wollte der Alte ſeinen Augen trauen. Daß Sturm dieſen Brief geſchrieben habe, ließ ſich nicht bezweifeln. — Seine ganze Eigenthümlichkeit drückte ſich in Styl und Gedanken aus.

Kopfſchüttelnd wie zuvor, überließ er ſich der Leitung des Boten. Durch viele Kreuz- und Querwege gelangten

ſie endlich in ein unabſehbares Thal, welches die eigentliche Stadt der Seligen in ſich ſchloß.

Unzählige Orangenalleen, neben welchen ſich Roſen- und Myrtenlauben hinzogen, durchſchnitten es nach allen Richtungen, und bildeten die Straßen und Märkte.

In der That, der Anblick dieſer duftenden Orangenſtadt war ganz geeignet, den Ankömmling in eine ächt elyſiſche Stimmung zu verſetzen.

Kaum ſeiner Sinne mächtig, wurde der Kriegskamerad von dem Cicerone durch mehrere Straßen geführt, unter denen wir nur die Poeten- und Künſtlerſtraße bemerken wollen. Hier ſah man den ſchönen Traum eines Paradieſes der Kunſt und Dichtung einmal verwirklicht.

Virgil, Klopſtock, Homer, Taſſo, Arioſt und Schiller wandelten hier Arm in Arm mit Arion, Pindar, Orpheus, Haydn, Gluck, Händel und Mozart, und neidlos drückten Phidias, Praxiteles, Apelles, Raphael und Correggio einander die Hände. —

Endlich gelangte man in die bezeichnete Eintrachtsſtraße und auf den Rheinweinmarkt. Eine wohlbeſetzte Tafel war hier angerichtet, und ein buntes Gemiſch von Gäſten wogte durcheinander.

Hilf Himmel! wie ward unſerm Helden bei dem Anblick aller der glorreichen Häupter, die er hier bemerkte! Denn von Cäſar und Donquixote, bis zu Kant und Jakob Böhme, war die ganze erlauchte Geſellſchaft hier verſammelt, deren Sturm in ſeinem kurzweiligen Briefe gedacht hatte.

Wahrlich! eine rechte Höllenangſt bemächtigte ſich des guten Kriegsmannes, der ſonſt vor keiner Batterie zitterte, als die ganze hohe Verſammlung, Friedrich den

Großen und Alexander an der Spitze, ihm in geschlossenen Gliedern entgegenschritt, und wie ein Schneeflocke vor dem Sonnenblicke zerrinnt, so schwand er in sein Nichts, als sie ihre Augen mit Einemmal starr auf ihn hefteten.

„Hahaha! erschrick nicht Kamerad! es ist ja nur ein optischer Betrug.“

So ließ sich jetzt eine wohlbekannte Stimme vernehmen. Er sah sich um. Sturm stand dicht hinter ihm, und klopfte ihm traulich auf die Schulter. — Sturm! rief er, in des Freundes Arme sinkend, und — erwachte.

Anekdote.

Der karge Graf von S.. konnte einst einen Mittagsgast nicht gut abweisen. So befahl er dem Diener, dem Gast ein neues Tellertuch vorzulegen. Laut sagte Philipp: „Es sey keine Serviette mehr vorhanden.“ Esel, sagte ihm der Herr in's Ohr, — konntest du nicht sagen: „Die Servietten seyen bei der Wäscherin?“ — Darauf befahl der Herr, die silbernen Leuchter zu bringen. „Gnädiger Herr, sie sind bei der Wäscherin!“ antwortete er laut.

Aus einer Parentation.

— — Alles Uebrige, was nunmehr anbelangt unſers verſtorbenen Mitbruders, des Ehrbedürftigen, weiland Peter Ziegenbeins, geweſenen Knieriemenpächters dahier, rühmlich geführten Lebenswandel: ſo iſt derſelbe von anſehnlichen Eltern geboren worden. Sein Vater iſt geweſen der ehr- und unachtſame Steffen Ziegenbein, Hengſtabwerfer in Schweinfeld; ſeine Mutter war Elſa, eine geborne Weibsperſon aus dieſem Dorfe. Sobald er nun ein wenig zu Jahren gekommen, haben ihn ſeine Eltern fleißig zur Schule angehalten, darin er auch einen fähigen Kopf bezeigt und ſo viel gelernt, daß er bereits im zwölften Jahre ſeines Alters das große A vor allen übrigen Buchſtaben unterſcheiden und fertig nennen können. Im 17ten Jahre hätte er auch bereits Magiſter werden können, wenn er tüchtig dazu geweſen wäre. Aber weil er mehr Neigung zu einem thätigen Leben in ſich verſpürte, ſo iſt er darauf zu einem Seiler gekommen, hat ſich aber nicht lange mit ihm vertragen können; vielleicht wäre er noch bei ihm, wenn er nicht einmal den Schmier-Eimer verſchüttet hätte. Als er nun endlich das Seine mit vieler Mühe ausgeſtanden hatte, hat er ſich, mit Rath und Bewilligung ſeiner lieben Eltern, in den heiligen Eheſtand begeben mit der halbtugendſamen Meta Bunzin, weiland Hans Bunzes,

gewesenen Glockenschmiecers daselbst, einzigen ehelichen Tochter. Während der Ehe haben sie sich, Kleinigkeiten ausgenommen, wohl mit einander gehalten, und haben gezeugt neun Knäblein und zehn Töchterlein, Kälber und Schweine ungerechnet, welche auf den dabei gehaltenen Gevatter- und Freudenmahlen verzehrt wurden.

Was nun seine Nahrung und übrigen geführten Lebenswandel anbetrifft, so muß ihm Jedermann das Zeugniß geben, daß er ein Mann gewesen, der immer einen Thaler Geld brauchte, und, da er ganz abgesondert wohnte und keinen Nachbar hatte, auch niemals mit seinem Nachbar in Streit gerieth. Er ging ordentlich das Jahr zweimal in die Kirche. Bier- und Branntweinhäuser hat er oft besucht, und insonderheit, so lange er nur fort konnte, keinen einzigen sogenannten Bierabend versäumt, weßhalb er von allen seinen Kameraden jetzt sehr bedauert wird.

Was seine letzte Niederlage anbetrifft, so hat er ein Jahr, sieben Monate, dreizehn Tage und vierzehn Stunden im Bette gelegen, und immer über seinen Magen geklagt. Man hat es wohl an dienlichen Arzneimitteln, als, an Erbsen, Sauerkraut, und an dem, was sonst dergleichen zur Erhaltung der lieben Gesundheit für heilsam erachtet worden, nicht ermangeln lassen; es hat aber leider nichts anschlagen wollen, im Gegentheil die Beschwerung seines Leibes dergestalt zugenommen, daß er endlich seinen Geist darüber hat aufgeben müssen, und seine Lebenszeit nicht höher hat bringen können, als auf 99 Jahre, 26 Monate und einen Viertels-Augenblick. Gott sey seiner Seele gnädig!

Anekdoten.

Ein Bauer hatte sich mit einem Mädchen versprochen, und als es nun so weit kam, daß sie zusammen nach der Kirche gehen und sich mit einander trauen lassen wollten, nahm der Bauer den Trauring, und band solchen an den Senkel, womit die Bauern vorn die Beinkleider zuzubinden pflegen, indem er ihn so am besten verwahrt glaubte.

Wie nun Beide in die Kirche kamen, dachte der Bauer nicht eher an den Ring, bis der Prediger sagte: „Darauf gebet einander die Trauringe!“

Als er solches hörte, wollte er den Ring losbinden; er hob also den Rock in die Höhe und faßte nach dem Hosenlatze. Wie der Prediger dieß sah, fragte er ihn: was will er machen? —

„Ich muß ihn ja herausbringen,“ antwortete der Bauer.

Die Braut, als sie ebenfalls sah, daß der Bräutigam mit der Hand nach dem Hosenlatze griff, lief vom Altar weg, und da ihr der Prediger nachrief: „wo will sie denn hin?“ — versetzte sie: „Ach Herr Pastor! wenn er es so macht, dann kenn' ich ihn schon, hier aber ist nicht der Ort dazu.“

Ein Bauer, in der Catechisation vom Pfarrer gefragt, wie viele Stücke zur Taufe gehörten? antwortete: „drei“. „Ei,“ rief der Pfarrer, „habt ihr euern Catechismus nicht

beſſer gelernt? Nur zwei Stücke, Waſſer und das Wort Gottes." „Aber Herr Pfarrer," hub der Bauer an, „tauft Ihr einmal, wenn Ihr kein Kind habt!"

„Laß dir," ſagte die gnädige Frau zu ihrem Johann, „bei Herrn N. die bewußte Alabaſterſtatue geben." Johann ging, und forderte die alte Paſtorſtatue.

Als ein Mörder eben gehenkt war, ſagte ein anweſender, alter Mann kläglichen Tones: „Nun, der hat's überſtanden, aber wir haben's noch zu erwarten!"

Ein Offizier ſchwängerte die Braut eines jungen Bauernknechts. Der Richter wollte den Letztern von der Ehelichung freiſprechen. „Nee," ſagte er, „hat er mir einen Poſſen gethan, thue ich ihm wieder einen. Ich nehme mir die Mutter ſammt dem Kinde!"

Räthſelfragen mit den Löſungen.

---

1. Welches Wort, oder welche Benennung enthält einen Buchſtaben einmal, einen Buchſtaben zweimal, einen Buchſtaben dreimal, einen Buchſtaben viermal?

2. Wer es macht, der ſagt es nicht;
   Wer es nimmt, der kennt es nicht;
   Wer es kennt, der will es nicht;

3. Man ſieht's, indem es flieht;
   Es flieht, indem man's ſieht.

4. Wenn man ſieht, ſieht man ſie nicht; wenn man aber nicht ſieht, ſieht man ſie.

5. Je mehr man ißt, deſto mehr bleibt übrig.

6. Warum hängt der Dieb?

7. Welche von zwei Schweſtern iſt die älteſte?

8. Wenn iſt der Fuchs ein Fuchs?

9. Die Mutter gebar mich; bald nachher gebar ich die Mutter.

10. Je mehr ihrer ſind, deſto weniger gelten ſie.

11. Wie ſchreibt man eilf tauſend eilf hundert und eilf mit Ziffern?

12. Was ſieht einem halben Storchneſte am ähnlichſten?

13. Welcher Menſch iſt ohne Kopf in ſeinem Hauſe?

14. Wer iſt geboren, aber nicht geſtorben?

Löſungen.

14. Wer noch lebt. 13. Wer zum Fenſter hinausſieht. 12. Die andere Hälfte. 11. 12,111. 10. Die geſchwänzten Noten in der Muſik; oder die Löcher im Käſe. 9. Eis. 8. Wenn er allein iſt, ſonſt — wären es Füchſe. 7. Keine. 6. Wäre der Strick länger, würde er ſtehen oder umherlaufen. 5. Auſtern oder Artiſchocken. 4. Die Finſterniß. 3. Der Rauch. 2. Falſches Geld. 1. Der amerikaniſche Strom Miſſiſippi.

Der Kampf mit der Oebſtlerin.

(Parodie von Schillers „Kampf mit dem Drachen.")

Von F. M. W.

Was rennt das Volk? Was wälzt ſich dort
Die langen Gaſſen brauſend fort?
Bedrohen uns wo Feuerflammen? —
Es rottet ſich das Volk zuſammen;
Und einen Kerl ſehr dünn und groß,
Gewahr ich aus dem Menſchentroß.
Man ſchleppet hinterm Schneider Franzl
Die Oebſtler-Reſel von dem Schanzl;
Ein Drache ſcheint ſie von Geſtalt,
Mit Geifer um den Höllenrachen,
And Alles blickt verwundert, bald
Den Franzl an und bald den Drachen. —
Und Jeder ruft nun überlaut:
Die b'ſoff'ne Oebſtler Reſel! Schaut!
Die böſeſte von allen Zungen,
Hat gar kein Raufer noch bezwungen!
Wie viele zogen prahlend aus,
Mit ihr zu wagen einen Strauß,
Man ſah zerfetzt ſie wiederkehren —
Den Schneiderfranzl ſoll man ehren!

Und nach der Herberg' geht der Zug,
Wo, nach des Vorstands mächt'gen Worten,
Die Schneidermeister all' im Flug
Zur Sitzung sind versammelt worden. —

Und vor die edlen Meister tritt
Der Franzel mit bescheidn'em Schritt,
Und der Gesellen Vivatrufen
Ertönt vom Vorhaus, von den Stufen,
Und Franzl nimmt das Wort und spricht:
Mehr that ich als die Schneiderpflicht;
Die Oebstlerin, die Jeden neckte
Und gleich die gift'gen Zähne blöckte,
Bring ich ganz still und dasig dir,
Denn wiss'! sie ward besiegt von mir!
Sie wird nicht mehr so wüthend schrei'n,
Denn ich schlug alle Zähn' ihr ein.

Doch streng blickt ihn der Vorstand an,
Und spricht: Du hast als Held gethan,
Der Muth ist's, der den Mann wohl ehret;
Du hast den kühnen Geist bewähret.
Doch sprich, kennst du die erste Pflicht
Der braven Schneidergilde nicht?
Ist nicht die Nadel nur ihr Zeichen?
Bedarf sie denn der Waffen mehr,
Als Elle, Fingerhut und Scheer'?
Darf and're Gluten sie wohl kennen,
Als die für's Bügeleisen brennen?
Und wehe dem, der es vergißt
Daß unsere Courage ein großes Uebel ist!
Und Alle ringsherum erbleichen! —

Doch Franzl mit edlem Anſtand ſpricht,
Indem er ſich erröthend neiget:
Geduld iſt nur des Schneiders Pflicht,
Daß er's bei jeder Kundſchaft zeiget.

„Und dieſe Pflicht, mein Sohn — verſetzt
Der Vorſtand — haſt du frech verletzt. —
Raufhändel, die's Geſetz verſaget,
Haſt du mit frechem Muth gewaget.“
„Herr, richte wenn du Alles weißt“
Spricht Franzl mit geſetztem Geiſt. —
Mir ſelbſt war bang, mit ihr zu ſtreiten,
Drum wollt' ich mich auch vorbereiten;
Nicht unbedachtſam zog ich hin,
Die Oebſtler-Reſel zu bekriegen,
Durch Liſt und kluggewandten Sinn
Verſucht' ich's, in dem Kampf zu ſiegen. —

Fünf Schneiderg'ſellen ſchickte ſchon
Sie abgebläut zurück mit Hohn. —
Und, um nicht mehr marod zu ſehn,
Sollt' von uns keiner mehr zum Schanzl gehn?
Wohin doch Alles, Alles lauft
Und Birn und Zwetſchken wohlfeil kauft?
Weil ſie, zur Schlägerei gefaßt,
Stets auf ein'n luft'gen Schneider paßt?
Ha, an dem Herzen nagte mir
Der Unmuth und die Streitbegier. —
Wenn ich ein Knopfloch zierlich nähte,
Da ſtand nur ſie als Knopf vor mir,
Ich ſah, wenn ich den Faden drehte,
Die ſpitze Nadel nur in ihr,

Ja, ſelbſt im Traum der ſtillen Nächte
Fand ich entflammt mich zum Gefechte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram,
Und ich beſchloß, es friſch zu wagen. —

Und zu mir ſelber ſprach ich dann:
Du, handle jetzt als wack'rer Mann,
Du ſollſt zum Meiſter einſt dich ſchicken,
Nicht als Geſell nur immer flicken. —
Weißt, was die Schneider einſt gethan?
In Böhmen's Chronik trifft du's an: —
Umringt war eine Stadt von Feinden,
Die auszuhungern ſie vermeinten;
Da fiel die Liſt dem Schneider ein:
Sie zwickten einen Bock mit Zangen,
Und dieſer fing mit Weh' und Bangen,
Hoch auf dem Walle an zu ſchrei'n. —
Der Feind zog ab, voll von Verdruß,
Im Wahn, es gäb' noch Ueberfluß.
Und ſeitdem führt, ſtatt Helmenkappen,
Der Schneider einen Bock im Wappen. —
Soll nur die Vorzeit Großes zeigen,
Und von uns ganz die Nachwelt ſchweigen?

Wir brauchen ohnehin Geduld;
Denn groß und klein ſteht uns in Schuld,
Und gar nicht darf es uns verdrießen
Wenn zehnmal wir was ändern müſſen.
Gelaſſenheit bedarf man recht;
Denn alle Kunden zahlen ſchlecht. —

Nun soll'n wir uns noch auf den Gassen
Von Oebstlerweibern hudeln lassen?
Da möcht ich, statt ein Schneiderlein,
Weit lieber selbst des Teufels seyn. —
Es juckte stets mich an den Fingern,
Dies Jucken wollt' ich nicht verringern;
Und da fiel eine List mir ein:
Ha, rief ich aus, der Sieg ist mein!

Und trat zu dir und sprach dies Wort:
Mich zieht es in die Fremde fort,
Ich will auch andre Länder seh'n,
Darum, Herr, laß mich fechten geh'n. —
Du, Vorstand, willigst in mein Bitten,
Und ich eilt' fort mit Schneiderschritten,
Logirt mich draußen in der Rein,
Beim Vetter Thüranstreicher ein;
Von dem ließ ich getreu in Allen
Der Schanzelresel Bild mir malen. —

Lang streckt sich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Mundes Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde bräu'n
Der Zähne krumme faule Reih'n. —
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,
Die Hände — statt den Nägeln, Krallen —
Malt er, wie sie zum Kampf sich ballen,
Und setzt in ein erschrecklich Licht
Das kupferrothe Branntweing'sicht, —

Ich selbst muß, Vorstand, dir's gestehn,
Als ich das grelle Bild gesehn,
Das dem Anstreicher so gelungen,
Bin ellenweit zurückgesprungen. —

Allein zu raufen, schuf mir Grau'n,
Ich mußte mir um Beistand schau'n;
Da sann ich ängstlich hin und her,
Wer denn der größte Spitzbub wär,
Der, keck und grob, und voll Finessen,
Sich schickte, mit dem Feind zu messen;
Der, wenn's zur Schelmerei gehört,
Sich um die ganze Welt nichts schert,
Und hab', als ärgste böser Kunden,
Zwei Schusterbuben aufgefunden. —

„Man sagt, daß alle Schelmerei
Der Schusterbuben Liebstes sey;
Denn Schneider konnt' ich mir nicht wählen,
Die sind zu weich geschaff'ne Seelen —
Doch sahen kaum das Bild sie an,
Lief jeder fort, so schnell er kann;
Denn eine Oebstlerin im Grimm,
Herr, ist ein Höllenungethüm!
Ich aber hielt von schnellem Lauf
Mit starker Faust die Feigen auf,
Ich zeige, wo der Feind zu packen,
Zu necken, reißen, zwicken, zwacken. —

Von Oebstlerinnen weiß man schon,
Hat jede selbst ihr Lexikon
Von Schimpf und Spott; man trifft da Namen an,

Die man sonst nirgends hören kann, —
Ich deklamirte kreuz und quer
Sie meinen Helfershelfern her,
Und sah — o Wunder ohne Gleichen!
Die Schusterbuben selbst erbleichen; —
Doch nach und nach gewöhnten sie
Sich an die Fratschlermelodie,
Ich sucht' sie immer anzuhetzen,
Ihr da und dort eins zu versetzen,
Daß sie sich kaum erwehren kann,
Dann greif' als Hauptheld ich sie an.

Denn heiß erregte mir das Herz
Der Kameradschaft neuer Schmerz —
Sie hat ja erst vor wenig Tagen,
Den rothen Seppel blutig g'schlagen.
Und ich beschließe rasch die That,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath —
Flugs ich die Buben unterrichte,
Und von dem schelmischen Gezüchte,
Als wack'res edles Kämpferpaar,
Begleitet auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Eil' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Branntweinhäuschen kennst du doch
Aus den Gesellenjahren noch,
Das man vom Schanzl aus beschauet,
Zur Magenstärkung einst erbauet,
Es scheint verächtlich zwar und klein,
Doch schließt es starke Geister ein,
Du kannst sogar um dich zu laben,

Den beſten Sliwowitzer haben. —
Der Branntweinluſt'ge ſteiget dort,
Zwei Stufen aufwärts: geht er wieder,
Wenn er ein Maßel ausgetrunken, fort,
So ſchlägt der Geiſt ihn richtig nieder. —

Darneben iſt ein kleines Bankel,
Da dünſtet oft der Gaſt ſich aus,
Es iſt dort ein abſcheulich G'ſtankel —
Dies kömmt vom Haus vermuthlich h'raus. —
Das iſt der Platz der Oebſtler-Reſel,
Wo ſie, wenn tüchtig ſie gerauft,
Mit einer Maß — für ſie ein Preſel —
Die Nachwehn ihres Kampfs verſauft. —
Sie hält als wie ein Höllendrache
Dort vor dem Branntweinhäuschen Wache,
Und wenn man da vorüberſchleicht,
So muß man ſich vorſichtig wahren,
Sonſt fühlt man ihre Hände leicht
Gleich auf der Wang' und in den Haaren.

Eh' ich den ſchweren Kampf begann,
Steig' ich zum Branntweinhaus hinan,
D'rin ſetze ich getroſt mich nieder,
Zu ſtärken Muskelkraft und Glieder.
Ein Seidl Sliwowitzer hat
Mich aufgefriſcht zur Heldenthat,
Und, um das Werk mit Sieg zu krönen,
Hab' ich zuvor, und das war recht,
Den beiden edlen Schuſterſöhnen
Ein'n tücht'gen Affen angezecht. —

Und kaum kam von dem Branntweinhaus
Ich zu der steiner'n Bank heraus,
Sah ich mit schreckenvollen Zügen
Die Oebstler-Resel schnarchend liegen,
Und — wie zurück die Buben prallen,
Und einer übern andern fallen,
Nehm' ich mein Fläschchen aus dem Sack,
Den Rest des Branntweins für's Gepack,
Und neu belebt seh' ich sie wieder,
Ihr Blut rollt wallend durch die Glieder. —

„Ich hetz', so laut ich immer kann,
Und — d'Schusterbuben greifen an:
Der eine schlägt sie auf den Rücken,
Der fängt an, sie in Fuß zu zwicken;
Halb schlafend hebt sie auf die Hand,
Die Buben liegen da im Sand,
Und fangen an — 's war wild zu hören —
Gar jämmerlich mich anzuplärren. —
Ich reiß beim Schopf sie in die Höh'
Und schrei: Hallunk, im Kampfe steh'!
Doch war mir selbst, ich sag's vor Allen,
Zu Boden schon das Herz gefallen." —

Und doch rief ich mit Donnerstimme,
Du Rauferin, herbei mit dir!
Und schnell erwacht, im vollen Grimme
Steht d' Oebstler-Resel jetzt vor mir! —
Aus ihren Augen sprühen Flammen,
Die Zähne blöcket sie voll Wuth,
Die Fäuste ballen sich zusammen
Und aus den Wangen spritzt das Blut. —

Schimpfnamen gab sie wenig mir,
Der Zorn versagt die Stimme ihr —
Noch will mit unterdrücktem Zagen
Ein Schusterbub an sie sich wagen,
Schnell liegt er, wie sie sich bewegt,
Daß alle Vier er von sich streckt —
Und jetzt wird's über mich ergehn!
Sie gibt mir eine in die Seiten —
Ich höre alle Glocken läuten —
Und um den Franzl war's geschehn! —

Doch eine List half mir heraus,
Und wie's stets Schneider bei sich tragen,
Zog ich aus meines Spenzerls Kragen
Geschwinde eine Nadel h'raus. —
Ein Stich in Fuß ist mir geglücket,
Und so, wie schmerzvoll sie sich bücket,
Geb' ich, die Fäuste schnell geballt,
Auf's Maul ihr eine, daß es knallt; —
Sie fällt — doch weiß ich's nicht, ihr Brüder,
Vielleicht schlugs auch der Branntwein nieder. —
Nun schwört sie hier bei ihrem Leben,
Sich nie mit Schneidern abzugeben." —

Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
So wie der Franzl dieß gesprochen —
Und, zehnfach am Gewölb gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall.
Laut fordern selbst die Meistersöhne,
Daß man die Heldenstirne kröne. —

Und es will im Triumphgepräng'
Das Völkel ihm dem Volke zeigen,
Da faltet seine Stirne streng
Der Vorstand, und gebietet Schweigen.

Und spricht: „Die Oebstlerin vom Schanzl
Hast du besiegt, mein wack'rer Franzl,
Ein Held bist den Fratschlerinnen worden,
Ein Feind bist du in unsern Pforten. —
Die Schlange, die das Herz vergiftet
Und Zwietracht und Verderben stiftet
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung schönstes Band zerreißt
Und Lust und Lieb' zum Raufen nähret. —

Muth zeiget auch ein Mameluk,
Geduld nur ist des Schneiders Schmuck;
Denn es besteht sein ganzer Adel
Nur in geschickt geführter Nadel. —
Dich hat die Raufsucht nur bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken,
Weißt du die Schmach die Resel trägt,
Nicht wieder schicklich auszuflicken." —

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm erfüllt das Haus.
Um Gnad' flehn von der Zunft die Brüder
Doch schweigend blickt der Franzl nieder!
Still greifet er in sein Gewand,
Nimmt Nadel Fingerhut und Zwirn zur Hand
Und flickt der Resel mühsam das im Strauß
Zerriß'ne Leibel prachtvoll wieder aus. —

Der Vorſtand ſieht's mit frohem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke,
Und ſpricht: „Umarme mich mein Sohn!
Dir iſt der härt're Kampf gelungen,
Das Meiſterrecht harrt Dein als Lohn,
D'Courage der Schneider iſt bezwungen."

Anekdoten.

Es heirathete Jemand ein junges Mädchen, die ſich vor dem Hochzeittage gegen ihren Bräutigam ungemein keuſch betrug und ihm auch nicht die kleinſte Gunſt erlaubte.

Als ſie mit einander verbunden waren, lobte dieß einſt der junge Ehemann an ihr beſonders und ſetzte hinzu: dieſes ſittſame Betragen habe ihn eigentlich erſt zu dem feſten Entſchluß gebracht, ſie zu heirathen.

„Ja, das wußte ich aus der Erfahrung," antwortete ſie: „denn es hatten mich ſchon vorher drei nach einander angeführt."

Man rühmte einſt die ſchöne Gegend eines adlichen Nonnenkloſters, und Einer bemerkte, daß dort beſonders eine ſehr geſunde Luft ſey.

„Das leidet keinen Zweifel," verſetzte ein Spötter: denn ſeit hundert Jahren iſt darin keine Jungfer geſtorben.

Auction

Ein Schriftſteller und Gelehrter wünſcht folgende Sachen loszuſchlagen und andere dafür einzutauſchen.

1. Die erſten Elemente der griechiſchen Sprache für ein Dutzend Battiſthemden.

2. Die Kenntniſſe der lateiniſchen Claſſiker für einen completten ſchwarzen Sonntags-Anzug.

3. Die franzöſiſche Sprache für ein Dutzend Unterbeinkleider.

4. Die italieniſche dito für zwei Dutzend Taſchentücher.

5. Die engliſche dito für einen Carbonari-Mantel mit einem breiten Sammtvorſchlag.

6. Etwas Provenzaliſch für ein Paar Dutzend Fußſocken.

7. Die Aeſthetik für drei Paar dauerhafte Stiefeln.

8. Die Kenntniß aller neuen Commentatoren Shakespeare's für ein Paar Handſchuhe.

9. Alle kritiſchen Anſichten der deutſchen Bühnen für ein erträgliches Halstuch.

10. Sein Talent zu Gelegenheitsgedichten für ein jährliches Sonntags-Mittagseſſen.

11. Seinen Witz und ſeine Satyre für ein lebenslängliches Frühſtück aus Kaffee mit oder ohne Cichorien.

12. Seine lyriſche Fähigkeit für ein Abendbutterbrod.

Der Narren-Vormund.

Der Fiskal Leistenschläger war ein Mann, der Alles was geschah, nach der Marktelle seiner juristischen Logik abzumessen gewohnt war. Er ging von dem Grundsatze aus: jede Handlung, welche dem Princip der Selbsterhaltung widerspreche, sey der Vernunft schnurstracks zuwider. Und daher kam es denn, daß er zum Beispiel die Thaten eines Leonidas, Codrus, Schwerin und dergleichen für Ausgeburten eines krankhaften Gehirns erklärte, weil diese Männer einer fixen Idee von Nachruhm, Freiheit, Patriotismus, ihr höchstes Gut, das Leben, aufgeopfert hätten.

Wenn diese Herren noch lebten, — so meinte er oft, — und Er über sie zu richten hätte, so würde er kein Bedenken darüber tragen, sie von Obervormundschaftswegen unter Observation zu nehmen und ohne Gnade ins Tollhaus einzusperren. Von dieser Wahrheit durchdrungen, hatte er bereits mehrere respektable Personen, welche seinem Princip zuwider handelten, als Wahnsinnige bei der Justizbehörde denuncirt, und es schier dahin gebracht, daß sie durch Urtheil und Recht ihres Verstandes für verlustig erklärt wurden. Zuletzt führte ihn sein obervormundschaftlicher Eifer für die Menschheit so weit, daß er nahe daran war, selbst unter Observation gesetzt zu werden.

Es konnte nämlich nicht fehlen, daß er auf viele, sonst vernünftige Leute stieß, welche irgend einer fixen Idee zu

gefallen, wozu er auch Liebhaberei für Kunst, Wissenschaft und Menschenwohl rechnete, ihr Vermögen verschleuderten. Alle diese bezeichnete er sofort als Candidaten der Narrenhauses, und von fiskalischem Pflichtgefühl beseelt, beschloß er, als General-Narrenprokurator die Provinz zu bereisen, alle jene Unglückliche bei dem Justizhofe zu denunciren, und auf ihre Bevormundung und Einsperrung anzutragen. Diesen Vorsatz führte er mit einem kaum glaublichen Diensteifer aus, so daß er in Zeit von zwei Jahren mit seinem Geschäfte fertig war, und Acta: betreffend das General-Narrenwesen der Provinz, bei der vorgesetzten Behörde einreichte.

In dem vorgehefteten Rotulo hatte er alle diejenigen, welche sich nach seiner unmaßgeblichen Meinung zur Aufnahme in das zu errichtende General-Landnarrenhaus qualifizirten, nach alphabetischer Ordnung aufgezeichnet. Ihre Anzahl belief sich vorläufig auf dreihundert, eine ziemlich mäßige Zahl in Verhältniß zu der statistischen Bevölkerung der Provinz.

Unter diesen befanden sich viele der angesetzensten Staatsmänner neben tiefdenkenden Gelehrten und Philosophen, wogegen man viele derjenigen, welche sogenannte vernünftige Leute ins Narrenhaus wünschten, darin vermißte, bis auf eine Anzahl Mystiker, welche so mit vollen Segeln dem Tollhause entgegensteuerten, daß es selbst einem Narren nicht unbemerkt bleiben konnte.

Er reichte diese Akten mit einem umständlichen Berichte ein; worin er unter andern eine Charakteristik einzelner Narren liefert, welche folgendergestalt lautet:

„Der sub numero 60 aufgeführte Candidat des Narrenhauses hat den größten Theil seines Vermögens an den Ankauf sogenannter Antiken und Antiquitäten, alter

Münzen, Gemmen, Manuscripte und ähnlicher unnützer Dinge verschwendet. Nur kürzlich hat er seine Narrheit auf eine unwidersprechliche Art dadurch documentirt, daß er eine ägyptische Mumie für die enorme Summe von 1400 Thalern, erhandelte. Ich trage darauf an, daß der Ueberrest seines Vermögens schleunigst unter gerichtliche Administration gesetzt, er selbst aber in das Narrenhaus abgeführt werde.

Der numero 71 bemerkte Unglückliche hat einen Einfall ausgeführt, der ihm gleichfalls einen Platz in besagter Anstalt versichert. Kaum hatte er ein beträchtliches Vermögen geerbt, als ihn der Raptus befiel, nach einem fernen Welttheile zu segeln, nicht etwa, um dort Handel zu treiben, und nach zehnfacher Vermehrung seines Vermögens zurückzukehren, sondern — kaum sollte man es für möglich halten, — bloß, um zu Fuß die steilsten Gebirge zu erklettern, sich der Gefahr auszusetzen, von wilden Thieren und Menschen zerfleischt zu werden, und nach Aufopferung eines beträchtlichen Theils seines Vermögens, nach Europa zurückzukehren, um ein großes Buch mit seiner Narrheit anzufüllen, welche so ansteckend ist, daß man seinen Namen überall mit Bewunderung nennen hört.

Ich trage darauf an, die schleunigsten Verfügungen zu treffen, daß der beklagenswerthe Mann unter Vormundschaft gesetzt und demnächst, was Rechtens ist, verfügt werde.

Der numero 100 bemerkte Wahnsinnige ist mit der fixen Idee geplagt, taubstumme Kinder aufzusuchen, um sie — sprechen zu lehren. Eins dieser Unglücklichen hat er endlich so weit gebracht, daß es jetzt wie ein Rabe krächzt, alle übrigen aber sind epileptisch geworden, so daß sie krampfhafte Verzuckungen in den Fingern bekommen haben, welche er für eine Fingersprache ausgibt.

Auch dieser Schadenstifter wird schleunigst in das Landnarrenhaus abzuführen seyn.

Der numero 119 verzeichnete Tollhäusler leidet gleichfalls an der sogenannten Menschenliebe. Nicht genug daß er eine Anzahl Schulden halber verhafteter Personen durch Bezahlung ihrer Schulden auf freien Fuß stellte, hat er sogar ein Dutzend verwaiseter Knaben und Mädchen an Kindesstatt angenommen, und Lazarethe, Armenspeisungs- und Pockenimpfungs-Institute errichtet. Offenbar qualifiziren ihn diese Thorheiten, namentlich die ersteren, zur Aufnahme in das Tollhaus. Denn schon derjenige, welcher heut zu Tage seine eignen Schulden bezahlt, und sich für den Vater seiner eignen Kinder erklärt, macht seinen Verstand verdächtig: wie vielmehr also ein solcher, der sich für fremde Sünden intercedirt!"

In diesem Tone fuhr der menschenfreundliche Narren-Prokurator auf fünfzig Folioseiten fort, und schloß den Bericht mit Vorschlägen zur Errichtung eines General-Landnarrenhauses, zu dessen Aufseher er sich selbst vorschlug.

Die hohe Behörde schien jedoch auf seine wohlgemeinten Vorschläge nicht eingehen zu wollen, denn die einzige Verfügung, die sie darauf erließ, war die, daß sie ihn selbst unter Aufsicht setzte. —

So wären wir also in Zukunft vor dem strengen Obervormunde sicher.

Jeikuffs Abſchied.

(Parodie von Körners: „Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus.")

Der Jeikuff muß in der Betalch' enaus,
Vor dumme Stuß aanfältigke zu ſtreite:
Dou kimmt er noch vor ſeiner Kalle Haus,
E gar galante Trubeduhr zu reite:
„Daeubche, gut' Nacht, jou heul' dein Aaglich routh
Wie garn waeir' ich dehaam gebliebe!
:,: Ouſer, ich bin ſchunn halber toudt :,:
Unn werd' noch gänzlich uffgeriebe!
bei mein lang Liebe!"

Unn aß er ſou geheult, gelaametirt, —
Machet ſein Gaul uff aanmoul dumme Schnouges,
„Uih, Jeikuff lieb, mach', aß der nix peſſirt —"
Au waih' mein Jeikuff liegt ſchunn uff ſein Douges
Er ſchreit: „ich bin kepouren, ich bin toudt, —
Uih eiwigk gute Nacht, o Liebe!
:,: Jou, kriegk de Dippel, die ſchweeir' Routh :,:
Ich wöllt ich waeir derhaam gebliebe!
bei mein lang Liebe! —"

Unn aß die Andre reite in der Schlacht,
Kriegkt unſer Jeikuff ganz gewaltigk Mourc,
Schma Jſrocll, was er é Pounem macht,
Ouſer, mer maant er iſſ ſchun halb kepourc —
Uff aanmal werdt er wieder kerreſchirt,
Wourem? — er ſeiht é Brück' unn duckt ſich drunter,
:,: Unn ſagt: „Je me'n fouts, was peſſirt! :,:
Wie ſchießt's, wie kracht's, uih Gottes Wunder!
Gott's Wunder!"

Parodie von „In dieſen heil'gen Hallen."

Von Carl Müchler.

In dieſes Kellers Hallen
Weiß man vom Durſte nicht.
Ein frohes Lied zu lallen,
Iſt jedes Zechers Pflicht;
Hier leert er manchen Schoppen aus
Und wankt dann berauſcht nach Haus.

In dieſen kühlen Mauern
Kauft jeder Wein für Geld,
Bald ſüßen und bald ſauern,
Wie jedem es gefällt;
Und trinkt er nicht vom beſten Wein,
Verdient er nicht, hier Gaſt zu ſeyn.

Bibliothek

des

Fortschritts.

Neue Folge.

V. Section.

Tivoli.

Eilftes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1842.

Tivoli.

Neues Museum

des

Witzes und der Laune.

Eine humoriſtiſche Anthologie

herausgegeben

von

Ernſt Ortlepp.

Eilftes Bändchen.

Stuttgart, 1842.
Franz Heinrich Köhler.

Inhalt des eilften Bändchens.

		Seite
1.	Die Flohiade	1—19
2.	Aus den Predigten zum Todtlachen. (Forts.)	20—30
3.	Pſalm eines angehenden Schauſpielers .	30—31
4.	Curioſa und Anekdoten	31—34
5.	Noch einige Fragmente aus „Till Eulenſpiegel in der Unterwelt“, von E. Ortlepp . .	35—43
6.	Gretchens Examen, von Th. Hell . .	44—45
7.	Elegie	45—49
8.	Der Galgen	49
9.	Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand, von Rabener	50—67
10.	Aus der Jobſiade	68—82
11.	Bemerkungen über Verſchiedenes, von E. Ortlepp	83—86
12.	Gaſtgeberwitz und Sentiment	87—88
13.	Das Konterfei	88—89
14.	Aufgabe mit Löſung	89
15.	Aus Abraham a St. Clara	90—101
16.	Aus den Predigten zum Todtlachen. (Forts.)	102—107
17.	Parodie von Jakobi's Lied: „Wenn im leichten Hirtenkleide“	108—109

Motto:

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.

Hor.

Der trifft das rechte Ziel, der Scherz mit Ernſt vermiſcht,
Und lachend von der Stirn des Tiefſinns Falten wiſcht.

F L O I A.

Cortum versicale de FLOIS, swartibus illis Deiriculis, quae omnes fere Menschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere et spitzibus suis Snaflis steckere et bitere solent.

Auctore CRIBALDO KNICKKNACKIO, ex Flolandia.

Angla floosque cano, qui wassunt pulvere swarto

Ex watroque simul fleitenti ex blaside dicko,
Quadrupedes deiri, qui possunt huppere longe,
Non aliter, quam si flüglos natura dedisset.
Illis sunt equidem, sunt, inquam corpora kleina,
Sed mille erregunt menschis martrasque plagasque,
Cum steckunt snaflum in livum, blutumque rubentem

Exsugunt: homines sic, sic vexeirere possunt!
Et quae tandem illis pro tanta lonia restant

Vexeritate, et quem nemunt per vulnera todum!

Die Flohiade.

(Ein kurzes Lehrgedicht von den Flöhen, jenen schwarzen Thierchen, welche fast alle Menschen, Männer, Frauen, Jungfrauen u. s. w. zu behüpfen und mit ihren spitzigen Rüsseln zu stechen und zu beißen pflegen.)

Von Griffbald Knickknack aus Flohland.

Rüssel sing' ich und Flöh', die wachsen aus schwärzlichem Staube
Und aus Wasser, das kommt aus dicker Blase geflossen;
Thierchen, mit vier Füßen begabt, so gewaltige Springer,
Recht, als hätte Natur denselben Flügel verliehen.
Zwar unscheinbar sind und winzig von Leibe die Thierchen,
Doch verursachen sie den Menschen vielfältige Martern,
Wenn ihr Rüssel sie sticht, und röthliches Blut aus dem Leibe
Sie zu saugen sich müh'n. So also quälen sie Menschen!
Und welch ein Lohn wird dereinst für dies unermüdliche Quälen
Ihnen zu Theil? — Nur Schmerz ist ihr Lohn und tödtliche Wunden.

Sunt variae plagae, quibus ob sua Sünda suamque

Ob mutwillitiam strafit Mennrosque Fruasque

Ipse Deus, coelum et sternas, qui fecit et erdam.
Hunc steckit slangus, lopit Dullundus in illum,
Et bitit in livum, ut cogatur fundere Geistum.
Ast alium Wolfus fretit berusve toritit;
Hic heffit multos lusos, et tempore nullo

Fredam heffit; lopunt per Kleidros valdeque bitunt.

Ast reliquos inter deiros non bosior ulla est,

Neç magis aufechtit menschos, illisque molestas
Erregit plagas, quam swartca turba floorum.

Non illis satis est finstri sub tempore nachti
Steckere, et seuto meudos upweckere slapo:
Sed quoque sub dago perkrupunt undique kleidros,
Nunc huc nunc illuc huppentes, scarpibus atque

Bitentis schnaflis, sic ut de lisiâe blutus
Saepe fluat, pleckique rubri cernantur in huto.

Glosite quaeso mihi, mihi glosite quaeso sodales,
Saepius expertus credo hoc, cum Wolckibus altis

Deleuchtunt Sternae, schinit Mane undique lechte,

Et suadent slapum vollbringere tempora finstra,

Ach, der Plagen sind viel, mit welchen von wegen der Sünde
Und des Muthwillens früh der Schöpfer, der Himmel und Sterne
Und die Erde gemacht, die Männer und Frauen bestrafet.
Den vergiftet die Schlang' und jener wird von dem tollen Hunde gebissen, sein Geist muß dann den Körper verlassen.
Jenen verschlingt der Wolf; der wird vom Bären zerrissen;
Der wird von Läusen geplagt und er hat vor ihnen nicht Ruhe,
Nimmer wird er sie los, sie durchkriechen die Kleider, ihn beißend.
Doch ist von Allen kein Thier, so viel es auch gibet, so böse,
Das die Menschen so quält und solche beschwerliche Plagen
Ihnen verursachen kann, als das Häuflein schwarzbrauner Flöhe.
Ihnen ist's nicht genug, zu stechen in finsterer Nachtzeit,
Und aus lieblichem Schlaf die ermüdeten Menschen zu wecken,
Auch bei Tage sogar durchkriechen sie sämmtliche Kleider.
Denn bald hüpfen sie hier, bald springen sie dorthin und beißen.
Mit dem spitzigen Maul, so daß die Tropfen des Blutes
Fließen am Körper herab, und röthliche Flecken die Haut zeigt.

Glaubet, ich bitte darum, ja glaubt mir's, traute Genossen,
Oefters erfuhr ich es selbst, sah'n Abends die leuchtenden Sterne
Hoch durch die Wolken herab, und beschien der Mond dann das Ganze,
Und lud Finsterniß dann mich ein, die Nacht zu verschlafen,

Solum verhindrunt tardum swartea agmina slapum.

Nunc heffunt Lustum per weickum springere Beddum;
Nunc vero upstigunt Beinos, Beinisque relictis
In medio sittunt livo, prope nablia runda.
Nunc quoque per Bardum krupunt, dant cussia mundo,

Cussia quae smertant; ogos nasosque bekickunt.

Deinde juvat ruraus warmum subkrupere Beddum
Et schuldros, armosque handosque invisere, quidquid;

Saepe etiam wandrunt infra, ruckumque beseuckunt,
Et rundos lendos, driventes undique Lustum!

Rotigenos. Sclapens haec quando feulit, in hogum

Cum livo sese werpit, wegstotit et handis
Deckbeddum, scurit neglis, schadumque befeulit.

Sed quando martram gledro verdrivit ab uno,
Mox flous ex stundo b'hendus weghuppit, et alfum
Dat wundum; si nec steddo quoque tutus in illo est,

Rursum alio springit, proque uno vulnere steckit

Plurima, ut ille semel qui slapo upwakuit alto,

Non iterum possit meudos toschlutere cellos,
Se waltrit misere, ruckit, flaukitque, kisitque.
Insequiturque floos, solitque in corpore, verum

Hielt den säumenden Schlaf dies schwarzbraune Heer mir entfernet.
Ha! dann freuen sie sich, in schwellende Betten zu springen,
Hüpfen zum Leibe hinauf ganz nah am kreisigen Nabel,

Auch durchkrappeln sie wohl den Bart, und küssen die Lippen,
Schmerzende Küsse nur sind's! — und begucken dann Augen und Nase;
Doch bald kehren sie um, das wärmere Bett zu durchkriechen,
Und besuchen die Schultern, die Arme und Hände der Schläfer;

Oefters wandern sie auch nach unten, besuchen den Rücken,
Oder die Lenden wohl auch und treiben da lustige Kurzweil.

Wenn der Schlafende nun die Schmerzen empfind't und den Körper
Umwälzt und sich erhebt, und mit den Händen das Deckbett
Fortstößt und sich dann kratzt, und also die Wunden befühlet,
Und durch Kratzen den Schmerz aus einem Gitide vertreibet,
Hüpfet der Floh schnell davon, um anderwärts tiefere Wunden
Ihm zu stechen, und wenn er auch hier nicht sicher sich glaubet,
Springt er gleich anders wohin, und versetzt ihm mehrere Wunden
Statt der einen, — wenn er vom tieferen Schlaf nun erwacht ist,
Und nicht wiederum kann die müden Augen verschließen,
Sondern herum sich wälzt unruhig, flucht und keifet,
Und den Flöhen nachspürt, und den Körper befühlet, doch wenn er

Gripere cum tentat, blotum sibi gripit in hutum.
Saepe igitur totos sine schlapo ducere Nachtos
Cogitur, et multas lidit martrasque plagasque.

Nec saltem haec fiunt beddo cum ligimus alto,

Sed quoque cum lesimus, cum scrivimus, et imo,

Betere cum volumus, bene plagitur undique corpus.
Præcipue beinos intra; tenerisque sub armis,

Summis in kragiis, hic, hic sunt regna floorum!
Hic kreflunt, steckunt, bitunt, kitzluntque subinde, ut
Patere non possis, cum schüras neglibus hutum.

Et quod verwundrunt omnes, non ullus in Erda
Lebit deiriculus, non ullus in aëre schwebit,

Qui tam magnanimus, tam sit quoque konus, ut unus
Exiguusque flous. Non furchtitat ille potentes

Non furchtit Keysros, non Reges, non Patriarchas,
Non Cardinalos, heudos qui margine breido
Dragunt in Koppis; verum nihil achtit hic heudos,
Nec stafos goldo decoratos, steckit in hutum,

Haudus ut ex koppo fallatque ex handide stafus!

Nec flous an Doctor sit, fragit, sitve Magister,
Hic vel ad backum vel se bene settit ad halsum

Atque anglum scarpum per dünnum druckitat hudum!

Sie zu erhaſchen vermeint, nur in die blutende Haut greift.
Schlaflos muß er ſodann oft traurig die Nächte durchwachen,
Und ſo erleidet er nun unendliche Plagen und Martern.

Nicht nur erfolgt dieß, wenn in weichlichen Betten wir liegen,
Auch beim Leſen geſchieht's, beim Schreiben und wenn wir recht innig
Beten wollen, wird doch der Leib unaufhörlich gequälet;
Zwiſchen den Beinen voraus und unter den weichlichen Armen,
Hoch am Kragen wohl auch. Hier ſind die Reiche der Flöhe;
Hier bekriechen ſie uns und ſtechen und beißen und kitzeln.
Nicht zu erdulden iſt es, wenn man gleich mit Nägeln die Haut kraßt.
Männiglich wundert darob! Lebt auf der geräumigen Erde
Wohl ein Thierchen der Art? Schwebt ſolch ein Thier in den Lüften?
So hochherzig, ſo kühn, als das einzige kleinliche Flohthier?
Denn es fürchtet ſich nicht vor Großen und Mächt'gen der Erde,
Es ſcheut Könige nicht, nicht Patriarchen, nicht Kaiſer,
Auch Kardinäle nicht, wenn gleich die Köpfe bedeckt ſind
Mit breiträndigem Hut; es achtet weder die Hüte,
Noch die Stäbe mit Gold verziert, es ſticht in die Haut doch.
So daß der Hut von dem Kopf und aus den Händen der Stab fällt.
Auch nicht frägt der Floh, ob's Doktor oder Magiſter, —
Sticht in den Backen ihn doch, und ſetzet ſich feſt an dem Halſe,
Wo er die feinere Haut mit ſpitzigem Stachel durchbohret,

Ut fedrum dexta leva amitatque papyrum.

Nunc ut ad Wifras veniam Jungfrasque behendas;

Quaedam bereuram, quando non omnia possum.

Flogia turba hominum generi non fyndior ulla est

Quam Wifris: Wifrae stridunt nocteſque diesque,

Deiris cum swartis, teinunt in krigia dira,
Ut saepe blauto sittant: schreckibile visu!
Sed multae reliquas vincunt schelmstuckibus argis,
Amplius et didicere olim, quam fretere brotum,
Hae quando ex doro lopunt sup tempore fasti,
Atque coaxantes peddenu horunt ex fontibus ützos,
Quos non audivere prius, tunc sese krützere dextra,

Incipiunt, swartosque floos beschwerere, wortis,
Ut cito lopere, springere, krupere turba nigella

Cogatur Stubis, Kamris beddisque salisque,

Qui tantum wortis vinci potuere: sed illa

Dum fiunt, Düflo Düflus wegtirfit et omnem

Ex huso pulicem. Sunt deinde ex jungfride turpa
Quae bittrum kokunt dranckum de flore lupini
Perque omnes Kamrac Winklos non spargere cessant,

So daß die Rechte den Kiel, das Papier die linke Hand
wegwirft.

Und nun wend' ich zu euch mich, ihr Frauen und flüchtige
Jungfraun,
Doch will ich Einiges nur berühren, — wer könnte wohl
Alles? —
Keinem Menschengeschlecht ist das Flohheer feindlicher, als
dem
Frauengeschlecht, denn sie, sie balgen bei Nacht und bei
Tage
Sich mit den Flöhen herum, sie kämpfen schreckliche Kriege,
Ganz mit Blute bespritzt. Fürwahr ein scheußlicher Anblick!
Aber Viele versteh'n zu siegen durch Künste voll Arglist,
Jung schon haben sie mehr als Brod zu essen gelernet.
Wenn nun diese vor's Thor hinlaufen am festlichen Tage
Und den quackenden Frosch im Pfützenwasser behorchen,
Den sie bisher nicht gehört, so bekreuzen sie sich mit der
Rechten,
Und beschwören hierauf die schwärzlichen Flöhe mit Formeln,
Daß die schwarze Armee schnell kriechen und laufen und
springen
Muß und hurtig den Saal und die Stuben und Kammern
verlassen.
So viel vermag die Kraft der Zauberworte! - Doch
wenn dies
Alles geschieht, so treibt durch den Teufel der Teufel die
Flöhe
Alle zum Hause hinaus. Auch gibt es der Jungfrauen viele,
Die ein bittres Getränk aus Wolfskraut zu kochen verstehen,
Das sie dann ohne Verzug in den Kammern und Winkeln
versprengen.

Donec mane floos percat, qui liggit in Erda.
Ast reliquae lopunt per agros, haluntque virentem
Herbam, quae pulicum cepit pulicaria nomen.
Quam, quando Sunns nondum de wolckibus altis

Schinit, per Kamras spargunt, tunc nigra caterva

Insittit gruno folio, atque exugit acerbum

Saftum, ut non valeat rursus verlatere blatum.

Tunc nemit beamum virgo wegkerit et herbam

Atque floum simul uthkerit, dreckoque bedeckit.

Quid vero Wifrae quae non didicere volantes
Arte floos kleidris, ipsisque uthdrifere beddis?
Hae saepe erregunt cum deiris krigia grota,
Nunc kragium uplosunt, et seukunt titia circum,

Nunc tengunt magis et wisunt sua ruckia blota,
Ut fengant schlagantque floos; nunc scurere lendos

Incipiunt, handos substeckunt scortisque beinisque.

Quid seggam? saepe et soccos detreckere futis

Vidi illas rockumque updeckere et undique soccos
Nunc huc nunc illuc beseukere, strickere feutos;
Namque sciunt Wifrae, quod gerne in soccine wonant.

Nec quando in Wullam semel incessere rugosam

Tages darauf sind die Flöh' todt hingestreckt auf der Erde.
Andere laufen in's Feld und holen da grünende Kräuter,
Die von den Flöhen sogar den Namen „Flohkraut" erhielten,
Streu'n, wenn die Sonne noch nicht hoch von den Wolken herabscheint,
In die Kammern es aus; dann setzt sich der schwarzbraune Haufen
Flink auf's grünende Blatt und sauget den bitteren Saft aus,
Saugt mit Gier an dem Blatt und kann's nicht wieder verlassen,
Und die Jungfrau ergreift dann den Besen und kehret die Blätter
Sammt den Flöhen hinaus und bedeckt nun Alles mit Unrath.

Aber die Frauen, die nicht die Kunst, die flüchtigen Flöhe
Zu vertreiben versteh'n aus Kleidern oder aus Betten —
Ha, sie führen sehr oft mit den Thierchen gewaltige Kriege;
Lösen den Kragen bald auf, durchsuchen die Knöspchen des Busens,
Bald entblößen sie sich und bese'hn den blutigen Rücken,
Fangen und tödten die Flöh' und scheuren dann wieder die Lenden,
Oder sie stecken die Hand auch unter die Schürz' und die Röcke.
Doch, was schwatz' ich, — Ich sah's, wie sie die Strümpfe den Füßen
Ganz entzieh'n, und den Rock hoch über die Lenden erheben,
Dann bald hier, bald dort die Füße beseh'n und bestreicheln;
Denn den Frau'n ist bekannt, wie gern sie die Strümpfe bewohnen,
Und daß, wenn sie einmal in lockere Wolle gekommen,

Hinc possunt facile rursus wegspringere, jam cum
Affertur soccus, Deus o bone! quanta floorum

Agmina mitbringit, veluti si semini swarto

Esset conspersus totus. Tunc bella videres!

Tunc angstum magnum drifit captiva floorum
Turba, atque arbeitat toto cum corpore, snaflum
Utreckit, beinos ad saltos settit, adholtit

Wolla vel eludit, tunc fengunt ordine Wifrae
Nigrantes schelmos, et tollunt bankio in hardo

In discumve, hic hic mordunt, handisque tremendis
Inhaviunt, settunt negios in corpora swarta,

Et knickknack spelunt, ut circum blautus in erda

Fleitat, nec prius uphorant, nisi tota caterva
Tradita sit Todo. Tunc leggunt agmina tanta,
Vitam qui latuere suam, ut wegrapere posses
Handis, sed besmo wegkerunt, saepeque fullunt
Ingentem moldum, schudelumve et flumine mergunt!
Quid memorem Jungfras, Mægdasque? schonunne nigillis

Deiriculis? schenkunt vitam? Non schenkere fas est,

Ajunt. Nam quando debent hae spinnere Rockum,

Vel quando Holnadium scarpis uthnehere nadlis
Sittunt, nidla illis Freda est, sit swartus in huto,

Ihnen so leicht es nicht ist, dann wieder weiter zu springen,
Und wird der Strumpf nun beseh'n, — hilf Himmel! —
unzählige Flöhe
Sitzen bei Haufen im Strumpf, als wär er mit schwarzem
Gesäme
Ueber und über bedeckt! — O, könntest die Schlachten du
sehen!
Seh'n, wie tödtliche Angst das Heer der gefangenen Flöhe
Treibet, und wie ihr Leib nun Alles an Kräften daransetzt,
Wie es den Rüssel bebt und die Füße zum Fortspringen
anstrengt;
Aber die Wolle verstrickt; jetzt fangen die Frauen das schwarze
Schelmengeschlecht nach der Reih' und legen auf hölzerne
Bänke,
Oder auf Tische sie hin, nun morden sie, halten in fröhlich-
Zitternden Händen die Brut, zerdrücken die Schwarzen
mit Nägeln,
Knicknack spielen sie nun, daß das Blut fließt umher auf
die Erde,
Denn sie hören nicht auf, fällt nicht der sämmtliche Haufen
Erst dem Tode anheim. Dann sammeln sie alle zusammen,
Die so das Leben verließ, daß du mit Händen sie könntest
Wegraffen, oder wohl gar mit Besemen kehren, sie füllen
Große Gefäße damit und leeren die Schüsseln im Strome.
Jungfrau'n und Mädchen, verschont ihr etwa die schwarz-
braunen Thierchen?
Laßt ihr sie leben? — O sagt! — Sie leben zu lassen
ist Unrecht!
Sagen sie Alle; denn, wenn sie sollen am Rocken nun
spinnen,
Oder die Hohlnaht sie mit spitzigen Nadeln nun ausnäh'n
Wollen, so haben sie dann nicht Ruh vor dem schwarzen
Geschlechte,

Huto molliculo flous et se sanguine mekae,

Fullit, repletus per kleidros springit et huppit,
Vexiritque adeo, ut Jungfrae saepe absque pudore
Uprupant sese et Beinos, Bauchumque bekickant,
Et scurant, donec paulum Wehtagia cedant.

Saepe etiam Kragiam upmakunt et Titia runda

Defendunt, arcentque floos, ne snaflide laedant,
Et blautum uthsugant. Namque hic enthehrere multum
Non possunt! Eadem Mægdae faciunt, et ad unum
Si fieri posset, vermes ad tartara nigros

Projicerent. Vidi quasdam, non lego Gasellas,
Si quando vaccas herdo nachdrifere vellent,
Solo himbdo indutae poterant non hefere fredam.

Nunc hando in ruckum fulebant, nunc sua neglis

Titia kratzebant, nunc Lendos, nunc Knigiosque;
Nec scio quid reliquum schurebant, torve tuentes.

Haec ideo vobis o Fratres schicko fideles,

Saepe ut denckatis, gutumque lefhatis amicum.
Et quoties bitunt vos nigri schnaflide deiri,

Et quoties handis vestris ingripitis hosos,
Fengere nempe floos, tales effundite wortos;
Jam flous, Hamburga quem schickuit urbe politus,

Das durch die sanfteste Haut sich gern mit dem Blute der Mädchen
Sättigt, und ist's satt, in die Kleider springet und hüpfet,
Und die Jungfrauen quält, daß sie sich zu schämen vergessen,
Sich aufraffen und so den Bauch und die Beine beschauen,
Und sich kratzen, bis dann ein wenig die Schmerzen entweichen,
Oeffnen den Kragen wohl auch und entblößen den kuglichten Busen,
Und verscheuchen die Flöh', daß nicht die Rüssel sie stechen,
Und Blut saugen, weil sie nicht gern hier vieles entbehren.
Eben so machen es auch die Mädchen! Wie eine, so Alle!
Denn vermöchten sie es, sie schickten die schwarzbraunen Thierchen
Hin zur Hölle. — Ich sah, nicht lüg' ich's, einige Mädchen,
Wenn sie Morgens früh die Kühe der Heerde nachtrieben,
Nur mit dem Hemde bedeckt, doch sie konnten nicht Friede behalten,
Denn bald befühlte die Hand den Rücken, bald kratzten mit Nägeln
Sie den Busen und dann auch wieder die Lenden und Kniee,
Und ich weiß nicht, was mehr sie kratzten mit grimmigen Blicken.

Und nun schick' ich dieß euch, ihr Brüder, ihr, meine Getreuen,
Daß ihr meiner recht oft gedenkt, und den Eurigen lieb habt.
Oft, wenn der Rüssel euch sticht von diesen schwärzlichen Thierchen,
Oft, wenn mit der Hand ihr in die Hosen hineingreift,
Um die Flöhe zu fah'n, laßt diese Worte dann hören:
Ha, der Floh, den mir der freundliche alte Bekannte

**Oldus Bekantus, blodum me steckit in hudum,
Scilicet ut denckamque sui, denckamque jocorum
Passorumque simul. Denckam ergo, cedito rursus,
Parve floe, et nostrum misere quoque plage Bekantum
Frundum, ut sit memor et nullis vergetat in annis
Nostri; sic duhret Frundschoppia!**

Hat von Hamburg geſchickt, er ſticht in die blut'ge Haut mir,
Daß ich mich ſeiner erinnere und ſeiner Poſſen und Schwänke,
Und der Küſſe zugleich. Auch ich will ſeiner gedenken;
Floh, nun kehre zurück zum Sender, empfindlich ihn beißend,
Daß er ſich auch erinnre der Seinen, und nimmer vergeſſe
Unſer; damit ſtets dauern mag die beſtehende Freundſchaft.

Aus den Predigten zum Todtlachen.

(Fortsetzung.)

Parentatio, welche bei des Pater Spiridions Begräbniß in Thoren gehalten worden,

über die Worte:

Dum tangor angor modulor.

Dum tangor angor modulor.
So muß durch Druck und Zwingen
Auch ein verdorrtes Fell mit starkem Laut erklingen.

Sie erlauben allerseits, Hochwertheste Anwesende, daß die Räder meiner jetzigen Trauerrede mit dem Theer eines sinnreichen Sinnbildes eingeschmiert, und diejenige Ueberschrift von mir gebraucht werde, welche der tiefsinnige Pater Cyrelius über einen Dudelsack setzte:

Dum tangor angor modulor.
So muß durch Druck und Zwingen
Auch ein verdorrtes Fell mit starkem Laut erklingen.

Ich habe hierzu desto größere Ursach, wenn ich in dem Tanister menschlicher Fatalitaeten einen Erwegungsgriff thue, und bald ein dick gequollenes Haberkorn erwünschten Vergnügens, bald aber eine Hand voll Herel betrübten

Kummers herausziehe. Beide stellen uns Menschen vor, als einen von dem strotzenden Bocke des Schicksals aufgeblasenen Dudelsack. Ist der Hasenbraten unsers Lebens mit dem Specke des Wohlergehens gespicket; sind die Hosen unserer Hoffnung von dem weißen Barchent voller Lustbarkeiten ausgefüttert, also daß die Sehnsucht nach dem Glücke, und der völlige Genuß desselben wie ein Paar zusammengekoppelte Ackermähren den Mistwagen unseres Zustandes ohne Rumpeln fortschleppen können, so wird das ausgegerbte Bockfell unseres Herzens mit dem Winde der Freude angefüllet, und die Pfeife unseres Mundes läßt ein lustiges Rondo von sich hören, daß es heißet: **Dum tangor angor modulor.** Es läßt durch solches Freudenzwingen, bei uns so Herz als Mund ein stark Getön erklingen. Ach aber! wie bald zerstoßen die Bockshörner des Unbestandes den Habersack unsers Vergnügens, wie bald kollert die Baßkugel unseres Glückes in den Kuhfladen des Kummers, daß der Romanische Handschuh unserer Hoffnung dadurch häßlich beschmiert wird. — Wie bald geschiehet es, daß wir mit der Kanne der Fröhlichkeit einschlafen, und uns indessen der Nachttopf der Sorgen in die Arme gelegt wird, sogar, daß sobald die Sonne die Hosen ihrer Klarheit auf die Weißgerberstange der vergangenen Finsterniß flecket, wir die Pechmütze unserer Betrübniß aufsetzen, und die gehäuften Klagen als wie eine Gerber-Sau von uns speien müssen! So ist es! Kreuz, Jammer und Elend sind drei Windhunde, von welchen dem flüchtigen Hasen des menschlichen Geschlechts immer nachgesetzt wird. Sobald uns nur der Feuermörser des mütterlichen Leibes an die Contrescarpe dieser Welt schmeißt, so lassen wir schon auf der Chitare unsers Mundes einen Angst-Triller nach dem andern hören. Je

mehr das Kalbleder unserer Jugend über den Schusterleisten der bald verflossenen Jahre gezwecket wird, desto mehr wird der Fuchspelz unsers Vergnügens von den Motten der Unruh gefressen, die Klystirspritze unserer Augen zu Thränen, und die Maultrommel unserer Lippen zum steten Geschwarr derer Seufzer gewöhnet.

Und wenn wir uns lange genug als die Mai-Katzen auf dem Feuer-Herde dieser Welt gewärmt, so kommt endlich der abscheuliche Koch, der Tod, und wirft uns wie die polnischen Krebse in den Kessel des Grabes, da denn die Würmer-Communitaet an den Braten unserer Glieder so lange ferculiret, bis keine Portion vor sie übrig bleibt.

Ach! was ist denn bei so gestallten Sachen unser Leben? Ein baufälliges Strohdach, welches von dem geringsten Winde zerlumpet und zerflädert wird. Ein Rebhuhn, welchen der Jagd-Zeug-Meister des Todes alle Stunden und Augenblicke die Mordflinte vor den Schnabel leget. Eine Theer-Buttel (i. e. Schmier-Mäste), welche bald da bald dorthin gekollert und geworfen wird. Ein Eierkuchen, der in der Pfanne des Elendes geprützelt, von den beschmierten Händen des Unbestandes herumgerissen und geworfen, zwischen den Backzähnen des Todes aber gefressen wird. Wie sollte denn der Mensch sich entbrechen, gleich zu seyn einem von Jammer und Schmerz gedruckten Dudel-Sack, und wie sollte er nicht die Ueberschrift führen:

Dum tangor angor modulor.
So läßt durch Druck und Zwingen
Das stets gedrückte Herz ein Trauergetön erklingen.

So ich aber in dem Bienenstock dieser Welt den ganzen Schwarm mühseliger Menschen überhaupt mit einem kläglich lautenden Dudelsack zu vergleichen Ursach habe, so hoffe ich

nicht Unrecht zu thun, wenn ich mir diese hochansehnliche Trauer-Assemblée unter diesem Sinnbilde vorstelle.

Ich sehe so viele ansehnliche **Patres fulgidissima ecclesiae candelabra** in so großer Betrübniß vor mir stehen, daß eines jeden Angesicht aussiehet, wie ein Schornstein, aus welchem eine Diebeshand die Schinken und Knackwürste gemauset.

Ich sehe so viel ansehnliche Männer aus dieser Gemeine, als einen umgefallenen Essigkrug. Ja, ich sehe so viel ehrbare Frauen und Jungfrauen, die wie ein begossener Hund aussehen, der vor Schaam den Schwanz zwischen die Beine fasset. Alle Klagen und Seufzer aber, so eine **Sarabande** nach der andern auf den Tummelplatz ihrer Lippen tanzen, klingen in meinen Ohren nicht anders als ein kläglich lautender Dudelsack, weil ein jeder unter ihnen den frühzeitigen Tod, des in den Mäusekasten des Sarges von dem allgemeinen Menschen-Fänger, dem Tode, eingesperrten Weiland Ehrwürdigen **Patris Spiridionis** beklaget, und mich deucht, daß die fleischerne Pfeife ihrer Lippen jetzo dieses von sich hören läßt: **Dum tangor angor modulor.** So muß durch Druck und Zwingen bei uns, ein Thränen-Ach! und starkes Schlucken klingen.

Und gewiß, so jemals die Zwittwer-Saat der Schmerzen die Compagnie Spuhlwürmer gerechter Klagen abzutreiben vermögend gewesen, so ist außer Widerrede der Anblick gegenwärtiger Leiche kräftig genug, als eine wohlbereitete Seifpille, den Mastdarm unsers Herzens zu eröffnen, und als eine Klystir-Spritze unsern Augen einen offenen Leib zu machen.

Gewiß werfen wir unsere Augen auf unsern erblaßten Mitbruder, so wäre es kein Wunder, wenn wir ein halbes Bataillon Seufzer aus der **Corps du garde** unseres Mundes

marſchiren ließen, weil es der Qualſter ſeiner Meriten, der fauſtdick auf ihm lag, von uns erheiſcht. Dieſer Mann war in ſeinem Leben eine Backpfanne, in welcher alle Tugenden wie Eier geſchlagen waren, und wie eine Potage-Schüſſel, in welcher der Koch ſeines chriſtlichen Eifers das weiße Hühnerfleiſch der Andacht, das Schöpſenfleiſch der Leutſeligkeit, die rothen Krebſe feuriger Liebe, die Morgeln der Keuſchheit, die Peterſilienwurzel der Aufrichtigkeit zugerichtet, und mit der polniſchen Suppe täglicher Ausübung übergoſſen hatte.

Seine Frömmigkeit machte, daß er wie ein Baumölskopf bei hellem Mondſchein glänzte, und ſie war ein Riegel vor dem Schweinkoben ſeines Herzens, welcher verhinderte, daß die Ferkel ſeiner Regung ſich nicht in den Borcaude-Garten irdiſcher Wollüſte verirren möchten. Er glich in dieſem Stück einem Dreckkäfer, denn wie ſich dieſer von den Roſen, Lilien, und andern ſtarkriechenden Blumen, die ihm nur Beſchwerung verurſachen, enthält, alſo ſo oft der Geruch irdiſcher Wollüſte dem Seligen in die Naſenlöcher ſeiner Begierden aufſteigen wollte, vergrub er ſich in den Pferdemiſt ſeines geiſtlichen Ordens, und erwählte viel lieber das Trankfaß freiwilliger Armuth, und die Hauslaterne der Einſamkeit, als die ſtarkriechende Balſambüchſe der Welt, und die Schwammdoſe der Eitelkeit, daß man daher zu ſeinem billigen Nachruhm auf ſeinen Sarg die Worte ſetzen kann, die jener ſinnreiche Kopf über einen Dreckkäfer ſchrieb: Suavis fugit odor. Ich lobe höher meinen Miſt, als was aus jeder Blüth' und Balſamſtaude fließt. Gleichwie aber der Branntweinkeſſel ſeines Herzens durch das Feuer ſeiner Frömmigkeit erhitzt war, alſo tröpfelte alle Stunden und Augenblicke der Praß ſeines Amtseifers über ſeine Zuhörer. Ach! ich erzittere

wie ein Pferdehaar an einem Fiedelbogen, wenn ich bedenke, wie das Lusthaus unserer R. Ch. (Religion) Kirche an ihm einen gewaltigen Ständer verloren. Er brannte in seinem Leben für Eifer, wie ein alter Strohwisch, sobald er nur hörte, daß eine ketzerische Fledermaus sich unterstehen wollte, den Speck unsers Glaubens, und das feine haspelische Garn unserer fruchtbringenden Lehre zu benagen. Unsere Kirche dröhnte wie eine alte Garnisonstrommel, so oft er die Seelen der Verstorbenen, als frische Pfingstfladen, auf die Schaufeln dieses Meß-Altars legte.

Da stand er vor lauter Andacht wie ein Auerhahn in der Faltze, und als ein steinerner Wegweiser entzücket.

Wollten die Ratten der einreißenden Sünden den Rahm heilsamer Ordnungen, die Butter wohlhergebrachter Gewohnheiten, und den Ziegenkäse des guten Vorsatzes benaschen, so erhob er seine Stimme wie ein altes Waldhorn, worauf kein Mundstück stecket, und der Schweinhirte seines Eifers hörte nicht auf, den Mehlsack unsers Herzens so lange zu beklopfen, bis das feine Kuchenmehl schuldigen Gehorsams zu stauben anfing.

Ja, in diesem Stück können wir uns den seligen Herrn Pater nicht anders als einen Flegel vorstellen, womit er die Ehren dergestalt geschlagen, daß die darin steckende Frucht ausgetrieben wurde.

Ein Flegel war er in seinem Hause, ein Flegel in der Kirche, weil er überall die Hirsekörner des Guten aus dem Herzen seiner Zuhörer herausbrachte, damit der in Milch gekochte Hirsebrei des wahren Christenthums in der täglichen Ausübung gekocht, mit der braunen Butter eines billigen Ruhmes aber begossen werden möchte.

Daher er, so oft er in seiner Kutte als in einen

Rothſtall trat, die Worte zu ſeiner Loſung führte, welche jener ſinnreiche und gelehrte Mann über einen Flegel ſchrieb: Elicit Fructus! Dieſes Flegels Schlag und Zwingen kann auch aus dürrem Stroh erwünſchte Früchte bringen. Dieſes deſto mehr zu befördern, war der (Generalgewaltiger) ſeiner Behutſamkeit, und der Profos ſeines geiſtlichen Gelübdes alle Tage zu Beine, wenn etwa ein marober Bruder ſeiner menſchlichen Schwachheit aus der corps de garde ſeinen flüchtigen Reißaus nehmen wollte, um ſolchen zu fangen, und durch die Spitzruthe täglicher castigation laufen zu laſſen, damit er ſeine Zuhörer mit der Laterne guter Exempel durch die Schweinſtraße der Welt richtig durchführen möchte. Er ergriff die Zahnbrecherſtange guter Gelegenheit, ſo es ſich thun ließ, auch wenn er mit ſeinen geliebten Zuhörern in der Schenke mit chriſtfreudigem Herzen beim Trunke war, ihnen die Ausübungen der Tugenden beizubringen. Er mahnte ſie an zur Freigebigkeit, wenn er durch das hellgeſtimmte Klopfen des Kannendeckels die Loſung gab, ihrem Seelenhirten ein friſches einzuſchenken; er hielt ſie ſo vielmehr ab von der Trunkenheit, und trank lieber ſelbſt die Humpen aus chriſtlichem Mitleiden aus, als daß er die Schweine ihrer Stimme in einige désordre wollte kommen laſſen, und hierbei ließ er die erbaulichſten Reden, als ein erbrauſender Brunnenkeſſel, ſo lange von ſich hören, als es der Wind ſeiner Vernunft zulaſſen wollte, und wenn die Bremſen einiger Grobheit ſich bei ſeinen Zuhörern hören ließen, ſo war die Fliegenpeitſche ſeiner Vermahnung beſchäftigt, ſolche zu ſchlichten, und die ſpitzige Schuſter-Ahle ſeiner geiſtlichen Autorität ſtach alsdann den Pechdraht der Höflichkeit durch das Ochſenleder der ehrbaren Geſellſchaft bei welchen allen der Rettigſaamen ſeiner Lehren ſo kräftig

wirkte, daß ohne Unterlaß die Rülpse und Winde des guten Andenkens aus dem Rachen des Herzens aufstießen, und den aufdringenden Geruch des Wohlverhaltens von sich gaben. Erkühnte sich etwa der dickhäutige Esel der Verstockung das Kleegras seiner Geduld abzufressen, so war unser Pater Spiridion ein rechter Schwein-Igel. Ich will sagen, er hat zwar an dem Bauche die sanften Haare der Leutseligkeit, auf dem Rücken seiner Worte und Werke aber spitzige Stacheln, welche sich öfters durch Hand und Mund zu Schrecken der Gottlosen äußerten.

Die Liebe zu seinem Orden machte ihn zu einem Büffel-Ochsen, der auch das Allerschwerste sich nicht zu unternehmen scheuet; die Geduld aber, mit dem Honig eines guten Erfolges begossen, stellte ihn vor als einen Esel, der nicht allein den Mehlsack seines Amtes ohne Murren trug, sondern auch mit der Peitsche übler Verurtheilung gern vorlieb nahm, wiewohl er dennoch nicht unterließ, als ein wachsamer Schafreckel, seine Heerde anzubellen, und als ein mit offenen Augen schlafender Hase, sowohl Tags als Nachts das Wohlseyn seiner Zuhörer zu befördern.

Seine Keuschheit zitterte wie ein Zickelschwanz, so oft seine Köchin sich vor ihm im Hemde präsentirte, und seine Schamhaftigkeit befahl ihm alsdenn das Licht auszulöschen, und sich auf's Gesicht zu legen. In Summa, unser Pater Spiridion blies sowohl mit dem Blas-Balken seines Mundes als auch mit dem Feuerwedel guter Exempel die verloschenen Tugenden so gewaltig, daß die Funken seines Nachruhms ihm anjetzo billig um das Casquet seiner Ohren herumfliegen, ja der Weiber-Pelz seines Lebens war mit den Läusen löblicher Tugenden, und die Bettstelle seines Verhaltens mit den Wanzen rühmlicher Eigenschaften reichlich besetzet. In seiner Andacht

brannte er wie ein Grenadier-Lunte. In Haltung seiner Regeln war er so zäh, als Ochsenleder. In Gesellschaft so lieblich, als ein Wurm in verfaultem Ziegen-Käse.

In der Kirche so ehrbar, als eine Kratz-Bürste. Bei seinen Horis so fleißig, als wie ein Schaafreckel beim Ochsen-Knochen, in der Keuschheit aber, wie ein abgerichteter Stadt-Bulle. Aber ach leider! der ganze Plunder seiner ruhmvollen Meriten lieget nunmehro in dem schmutzigen Rinnsteine des Todes; da liegt nun unser lieber Herr Pater, wie der steinerne Weih-Kessel, der vor einigen Tagen aus der Mauer gefallen. Die Wehmuth will mir das Rauchfaß des Ofenloches meiner Kehlen vermahnen, und die Traurigkeit will mir schon den Hahn aus dem Zapfloche meiner Augen ziehen, die Schind-Mähre meiner Rede-Kunst beginnet zu stolpern, ja die Chalope meiner Worte stecket schon so tief in der Mist-pfütze der Betrübniß, daß ich vor übergroßem Leid nicht von der Stelle kommen kann. Daher lassen wir den Pater Spiridion als eine Katze so lange im Winkel-Heerde sitzen und wärmen, bis der heilige Xaverius sich dermaleinst seiner erbarmet, und mit der Zange seines Verdienstes aus dem Secret des Fege-Feuers herausziehet. Nur dieses will ich noch sagen, daß wie die Laxatio seiner Tugenden uns von ihm in seinem Leben unzählige Stuhl-Gänge rühmlichen Verhaltens gegeben, jetzo auch das Schnupftuch des Todes den Rotz eines fetten Schmauses an seinem Begräbnißtage uns gönnen will, an welchem wir den Rauch der Betrübniß mit der kalten Schale des Trostes werden abspülen, und das glimmende Dacht unseres Herzens mit vollem Strom ersäufen können. Ihnen aber, hochwertheste Anwesende! lässet das Trauer-Haus die Graupen-Grütze der Danksagung Scheffelweise

durch meine Wenigkeit zumessen, daß sie den Brustlatz dieses Leichenbegängnisses mit dem weißen Haasen-Futter ihrer angenehmen Gegenwart auszufüttern belieben lassen. Es wünschen daher die Leidtragenden, daß der heilige Fabian die Tabaks-Pfeife ihres Lebens mit dem Knäster des Wohlergehens feste stopfen, und die Loos-Kanne ihres Zustandes mit dem Gießnapf beharrlichen Glückes anfüllen möge.

Mir aber bitte ich zu erlauben, daß ehe die Deichsel meines Lebens sich von ihnen wendet, ich unserem lieben Pater Spiridion zu Ehren, der sowohl in seinem Leben, als auch jetzt nach seinem Tode die Reis-Grütze unsers Herzens mit dem Kanal vieler Gutthäter hat beträumet, eine Grabschrift zu stets währendem Andenken setze. Ich erwähle hierzu die Ueberschrift, die der sinnreiche Cyrelius über ein geschlachtet Mast-Schwein setzte: Multum in funere prodest.

Hier liegt Spiridion, ein Zeug-Haus aller Wunder,
Ein Leuchter, der das Licht, trotz der Laternen wies,
Ein starker Hafersack, in welchem sich der Plunder,
Von Andacht, Frömmigkeit, und Keuschheit stopfen ließ.
Hier liegt Spiridion, ein Neckel in dem Bellen,
Ein Ochs in Müh und Fleiß, ein Flegel in dem Maul,
Ein Esel in Geduld, und der in allen Fällen
So gut und wendig war, trotz einem Karren-Gaul.
Hier liegt Spiridion, der sich bisher gemästet,
Nun sticht des Todes Hand, das fette Mastschwein ab.
Die Seele wird davor im Fegfeu'r geröstet,
Den Körper pöckelt man in dieses finstere Grab.
So schläft Spiridion, er mag auch immer schlafen,
Uns gnüget, daß der Tod bei dem gemästen Schwein
Ein fettes Toden-Mahl uns lebend will verschaffen,

Der Marſchall ladet uns bereits zum Schmauſe ein.
Schlaf nun, Spiridion, wir eilen ſchon von hinnen
Und fordern Wein und Bier als unſern Trauerlohn.
Es ſoll der Thränen-Guß uns längs dem Barte rinnen,
Du kriegſt doch nichts davon, ſchlaf nur Spiridion.

Finis Coronat Opus.

Pſalm eines angehenden Schauſpielers.

Mit inbrünſtigem Gemüthe trete ich vor dein Angeſicht, erhabene Göttin Thalia. Meine geſchminkte Perſon träuft von köſtlichen Salben; abgeſchoren ſind mir die Haare, wie einer Ziege, die da weidet auf dem Berge Gilead. Meine Backen ſind wie die wachſenden Granatäpfel; ihre Farben kannſt du greifen. Königlich iſt mein Anſtand, wie der des Thurms auf Libanon, der gegen Damaskus ſieht. Höre mich, Göttin; ich öffne die Lippen, und vor meinem Schreien erbeben die Säulen deines Tempels.

Nimm mich in Schutz bei allen Anfechtungen, die mich bedrohen im neuen Wandel. Vernichte die böſen Anſchläge derer, die ringsumher meine Worte und Geberden belauern, daß ſie nicht unzüchtiglich pfeifen, wenn ich meine Stimme erhebe und meine Gliedmaßen ſich bewegen. Gib ihnen Verſtand und Einſicht, daß ſie mir

fröhlich nachzujubeln, wenn ich von hinnen weiche, daß sie in Rührung zerfließen, wenn ich den künstlichen Tod sterbe.

Mache zu Schanden alle Ränke der Bundesgenossen, so gegen mich geschmiedet werden in der Rüstkammer. Verleihe mir Klugheit in meinem Geschäfte; gib Reinheit meiner Stimme, und stärke du die Nerven meines Gedächtnisses, daß meiner nicht spotten die Philister (Parterristen), noch über mich komme das Zürnen Israels. Senke Geduld und Langmuth herab auf den, der vor mir sitzt im engen Gemach unter der bretternen Wölbung, daß er mir treulich beistehe in Angst und Nöthen, wenn die Gedanken von mir scheiden, und mir der Odem vergehen will. Denn er ist die Stütze des Tempels, wir sind das Echo seiner Worte, und alle deine Priester hat er in seiner Gewalt. Sela! —

Curiosa und Anekdoten.

Ein Dichter unterschrieb seinen Gedichten: „Für die Nachwelt!“ — Der Brief wird seine Adresse nicht erreichen! rief ein Leser.

Ein Verschuldeter lag auf dem Sterbebette: „Ach! — seufzte er vor seinem Arzt, lebte ich nur so lange, um meine Schulden bezahlen zu können!“ — Herr, versetzte der Arzt, wollen Sie denn ewig leben? —

„Mein Herr ist diesen Morgen gestorben!“ sagte Johann mit wichtiger Miene; — er will es aber noch nicht wissen lassen.“

Carl IX. wußte falſches Geld ſo künſtlich zu prägen, daß er ſogar Kenner täuſchte. „Es iſt ein wahres Glück, äußerte ſich darüber der Cardinal v. L., daß er ſich ſelbſt begnadigen kann!“

Beim Einzug des Grafen von Artois in Paris, 1814, rief eine Frau unter lautem Schluchzen: „Gottlob, unſere Kinder werden nun alt ſterben!“

Ein Geiſtlicher wurde zu einer alten, kargen Dame gerufen, die unter andern klagte, ſie ſey an den Augen krank und ſehe Alles doppelt: „O, ſagte er, ſo zählen Sie doch geſchwind Ihr Geld.“

Einem in Hochſchottland reiſenden Engländer wurde Butter vorgeſetzt, worin viele Haare waren. „Frau Wirthin, ſprach er, geben Sie mir die Butter auf einem, und die Haare auf einem andern Teller; ich will beides ſelbſt miſchen.“

Von Neuton, dem Coloß in der Welt der Denker und Forſcher, der auch, als Hageſtolz, nie, wie er ſagte, das Gebot der Keuſchheit übertreten hatte, ſagte Jemand: „Nun, ſo war er in der reinen Jungfrauſchaft eben ſo groß, als in der Mathematik.“

Ein Zeitungsſchreiber N. pflegte beim Nachweiſen auf frühere Artikel zu ſetzen: Siehe oben! Ein Spötter meinte: Es ſey richtiger: Siehe unten! Denn, dieß bezeichne den Gang, den ſeine Sudeleien nähmen.

„Liebe Kinder," sagte einst der Pfarrer S., „wenn ihr das Fluchen nicht meidet, werdet ihr, hol' mich der T., nicht in den Himmel kommen!"

Man fragte einst die Frau von Murville, wie alt ihre Mutter, die Schauspielerin Arnould sey? „Ich weiß es nicht, sagte sie; aber mit jedem Jahre verjüngt sie sich; geht dieß so fort, werde ich bald älter seyn, als sie!

„Herr Ph. liebt seine Gattin so zärtlich, daß er in der Lesegesellschaft alle Kupferbilder aus den Journalen der Moden ausschneidet, um sie daheim damit zu beschenken."

Als Peter, der Große, in Frankreich einen Höfling bemerkte, der jeden Tag ein anderes, modisches Kleid trug, sagte er: „Dieser Edelmann scheint mir sehr unzufrieden mit seinem Schneider zu seyn!"

Jemand, der witzig seyn wollte, hatte den Einfall, zu behaupten: „Der Herr Stadtschreiber in N. könne nicht schreiben und nicht lesen" — und hatte Recht.

Ein Adelicher war unglücklich verehlicht. Seine Hausmegäre starb. Bald freite er wieder. Johnson rief aus: „Dieß ist der Triumph der Hoffnung über die Erfahrung!"

„Wäre meine Gattin nicht noch zu rechter Zeit gestorben, so hätte ich mich in's Grab gelegt. Der Tod ist's also, dem ich mein Leben verdanke!"

„Ich kann, sagte ein Gatte zur Gattin, deine Gewitterfurcht, mein Engel, gar nicht begreifen; ein Donnerwetter fürchtet das andere."

Es ist eine alte sprüchwörtliche Gesundheit in vielen Gegenden Deutschlands üblich, nämlich, einer in guter Hoffnung sich befindenden Frau mit den Worten zuzutrinken: „Hänschen im Keller!"

Ein Weinhändler, der in seinen Geschäften auf Reisen ging, kam auch nach Frankfurt a. Main, und war dort an ein bekanntes Handelshaus empfohlen worden.

Er wurde von dem Kaufmann zu Tische geladen, wo er eine große Gesellschaft fand. Die Wirthin war ihrer Niederkunft nahe, und bei dem Diner brachte ein Hausfreund dieser die Gesundheit aus:

„Hänschen im Keller!"

Der Reisende hatte sie nie gehört, und verstand: „Hänsels Keller," ein ihm bekannter Weinhändler in einer andern Hauptstadt Deutschlands.

Ohne Arg griff er also auch zu seinem Glase, und sagte:

„O, da muß ich mittrinken! In dem Hause habe ich viele Freundschaft genossen."

Noch einige Fragmente aus „Till Eulenspiegel in der Unterwelt."

Von Ernst Ortlepp.

Noch ungedruckt.

Dritte Historia.

Wie Eulenspiegel seine Eltern wieder sieht.

Als Till nun in dem Saale war,
Da sah er gleich sein Elternpaar;
Die schrieen beid' verwundert sehr:
O theurer Sohn wo kommst du her?

Sprach Till: Wer hätt's gedacht, gewollt,
Daß ich Euch wieder treffen sollt'!
Doch hier in diesem Höllensaal
„Da ist mir Alles ganz egal!"

Die Mutter sprach mit weichem Ton!
„Ich liebte dich, mein lieber Sohn!"
Der Vater sprach: Du Galgenstrick!
Geh' weit sogleich von mir zurück.

Till ſprach darauf mit Redemacht;
O Vater, Ihr habt mich gemacht,
Und — ſcheert Ihr Euch auch nichts darum —
So war doch dieß von Euch ſehr dumm!
Was habt Ihr einen Sohn geſtellt
In die bekannte Oberwelt,
Wo ohne Geld kein einz'ger Mann
Erträglich exiſtiren kann?
Ihr habt nach Euerem Erblaſſen
Mir nur ein Häuslein hinterlaſſen,
Drauf laſtete ſo mancher Gulden
Von großen unbezahlbar'n Schulden.
Ihr habt mich friſch drauf los gemacht,
Und Euch gar nichts dabei gedacht;
Frugt nicht: „Wie mag das Kindlein leben?
Ihr habt gemeint, das wird ſich geben,
Doch hat es ſich gegeben nicht!
Ich blieb der allerärmſte Wicht,
Und mußt' in allen meinen Tagen
Durchwinden mich und nur durchſchlagen!"
Der Vater ſprach mit weicherm Ton:
„Du mein herzallerliebſter Sohn,
Du biſt im Reden gar nicht faul,
Und haſt ein ganz abſcheulich Maul
Doch dieſes weiß ich dir zu ſtopfen,
Werd gleich dir auf die Finger klopfen."
Drauf nahm der Alt' 'nen Hammer her,
Und klopfte ſeinen Sohn gar ſchwer.
Der Mutter wackelte das Herz,
Des Sohn's Schmerz war ihr eigner Schmerz.
Sie weint am Ende gar; darauf
Hört gleich der Zorn des Vaters auf,

Und Till ſah nun gerad' und krumm
Sich in dem weiten Saale um.

Vierte Historia.

Beſchreibung des hölliſchen Saales, in welchem ſich Eulenſpiegel jetzt amüſirte.

Den Saal beſchreiben muß ich jetzt,
In welchen Till ſich ſah verſetzt,
Es war ein mächt'ger weiter Saal,
Der faßte eine große Zahl.
Schon impoſant war jenes Thor,
Wo die zwei Flammen branni'n davor.
Sogleich wenn man nun trat herein,
Sah rings man einen hellen Schein,
Der Allen in die Augen ſtach,
Die je beſuchten dieß Gemach.
Wenn man hereintrat, ſah man gleich
Ein ſchönes, hohes Säulenreich;
Die Säulen mochten theils von Stein,
Und theils von Stahl und Eiſen ſeyn;
Denn alle glüheten gar ſehr,
Als ob viel Feu'r dahinter wär.
Auch gab's im Saal der Oefen viel,
Die trieben all ihr luſtig Spiel,
Dieweil der Satan ohne Stolz
Konnt' ſag'n: „Mir fehlt es nicht an Holz."
An hundert Oefen glühten fort
Bei Tag und Nacht an dieſem Ort,
Und Jeder, der ihn'n nahe ſtand,
Sich Buſen oder Steiß verbrannt.

Doch einer weichlichen Natur
Paſſirte ſolches Unglück nur;
Wer halbweg ſtark an Knochen war,
Der blieb geſund dort immerdar,
Auch Till hielt hier ganz tapfer ſich,
War gleich die Hitze fürchterlich.
Ihm kam es wie ein Dampfbad vor;
Anfangs erſchrickt man zwar davor;
Doch wenn man iſt daran gewöhnt,
Man ſich gar bald damit verſöhnt,
Ja, ſpäter findet man's bequem,
Und ſelbſt am Ende angenehm.
Die Kälte hatte auf der Erd'
Schon Tillen manchesmal beſchwert;
Drum war ihm dieſer Saal ſchon recht,
Denn eingeheizt war dort nicht ſchlecht,
Und ſei..e hitzige Natur
Vertrug ſehr gut die Temperatur.
Wenn's nur dabei geblieben wär'!
Doch kamen bald zwei Kerle her,
Die waren Kammerdiener dort;
Und ſprachen: Till, begebt Euch fort!
Denn nach dem Reglement dürft Ihr
Für jetzt nicht länger bleiben hier!
Der Teufel, unſer hoher Herr,
Nahm in Affektion Euch ſehr,
Wie Ihr noch künftig werdet ſehn;
Doch heute müßt Ihr weiter gehn.
Der Vater Tillens heulte ſehr
Und ſeine Mutter noch viel mehr,
Als Till mit ſchwerem ſaurem Tritt
Das nächſte Höllenthor durchſchritt.

Fünfte Historia.

Till findet in einem andern Saale einen Seiltänzer.

In einem Saale jetzt er ſtand,
Allwo ein Seil war ausgeſpannt,
Drauf ging ein Gaukler hin und her,
Der faſt ſich konnt nicht halten mehr.
Er ſprach herab zum Publikum;
Doch Niemand ſah man um und um.
Bald ging er ruhig mit der Stang',
Bald ſchien er keck, bald ſchien er bang,
Er hing am Arm bald, bald am Bein,
Und ſchien ſchon halb gefall'n zu ſeyn,
Doch immer ſchwang er auf ſich wieder,
Und ſang dazu noch luſt'ge Lieder.
Bald nahm er gar ſein Töchterlein,
Das war ſehr zart und war ſehr fein,
Mit ſich nun auf das Seil hinauf,
Die mußte halten gleichen Lauf.
Drauf knüpfte noch der böſe Mann
Aus Vorſicht manche Knoten an,
Und band das arme Töchterlein,
Das dazu jauchzte, an ſein Bein,
Worauf er's wieder hängen ließ;
Gar ſchrecklich anzuſeh'n war dieß.
Von Nati'n und Mäuſen ein Gequick
Klang bei dem Actus als Muſik,
Und eine Teufelin ging 'rum
Mit einem Tell'r beim Publikum.
Doch weil kein Publikum da war

Und auch das Geld entſetzlich rar,
Da kam trotz allem Bitt'n und Schrein
Kein Kreuzer in dem Teller ein.
Till'n graust' es mächtiglich darob,
Daher er eiligſt ſich erhob,
Und wanderte zur nächſten Thür
Wo eine Schlange ſtand dafür.

Sechste Historia.

Till unterhält ſich mit einer Schlange.

Die Schlange ſprach, und ziſcht' dazu:
„Geht nur herein in guter Ruh,
Mein lieber allerbeſter Schatz;
Ihr ſeyd hier ganz an eurem Platz!
Wir beide ſind der Dummheit Feind;
Darum iſt ein's des andern Freund;
Wenn ich Euch etwas helfen mag,
Ich ſteh' zu Dienſten alle Tag!"
Sprach Till: „Mein guter, gnäd'ger Herr,
Ihr ſeyd geſcheidt und klug gar ſehr,
Ihr könnet ſchmiegen Euch und biegen,
Und herrlich in dem Staube kriechen.
Ihr pfeift zwar etwas auf der Lunge,
Doch habt ihr eine ſchöne Zunge.
Ihr ſeyd gewiß der größte Held,
Weil Ihr verſteht den Lauf der Welt;
Mit einem Wort, Ihr ſeyd wohl fein,
Und laßt krumm für grade ſeyn,
Ich möcht' gern aus der Höll' heraus,

Und weiß doch nicht, wo ein, noch aus.
Viel weiter möcht' ich hier nicht geh'n,
Und Schlimmeres noch vor mir seh n,
Dieweil ich schaute schon zu viel,
Was meinen Augen nicht gefiel!"
Die Schlange sprach mit lauterm Ton
Und faßt' Till'n bei der Ambition:
„Ihr schlugt Euch durch ja in der Welt,
Und wenn's auch hier Euch nicht gefällt,
Es kommt nur auf den Eintritt an,
Ihr seht, was Tausende nicht sahn;
Und schwitzt ihr auch etwas dabei,
Das ist Euch, denk' ich, einerlei."
Sprach Till: Ihr seyd ein gutes Thier;
Drum gönnet mir die Flucht von hier!
Dieweils mir hier sehr schlecht gefällt;
Möcht gern zurück zur Oberwelt!"
Die Schlange sagte darauf: Nein,
Mein lieber Freund das kann nicht seyn;
Ich selbst, ich bin kein guter Christ
Ich lieb' dich zwar ob deiner List;
Doch muß ich dich beim Leibe fassen,
Und darf dich nicht von hinnen lassen.
Wir machen ein Geschäft vielleicht,
Noch ehe dieses Jahr verstreicht;
Jedoch in diesem Augenblick
Bist du gerad' im Ungelück;
Da muß ich dich ein wenig drücken,
Von vornen und von hinten zwicken;
Du weißt ich führe Gift im Rachen,
Womit ich dir kann Schmerzen machen;
Drum, willst du nicht gestochen seyn,

So geh' durch dieſes Thor herein!"
Till ging, ward auch der Weg ihm ſchwer,
Weil er ſich konnt' nicht weigern mehr;
Die Schlange züngelte auf ihn
Mit einer ausdrucksvollen Mien'
Und ſpie auch böſes Gift herfür,
Drum ſchritt er durch die neue Thür.

Siebente Hiſtoria.

Till beſucht den Saal, wo die Schneider ſitzen.

Till trat in einen Saal hinein,
Da ſaßen lauter Schneiderlein
Auf einem Feuerpoſtament,
Das ihn'n den Hintern ganz verbrennt.
Die nähten alle Feuerkleider
Mit großem Fleiß und ſeufzten leider
Dabei ſo manches Weh und Ach!
Faſt einem jeden Stiche nach.
Der Satan hat ihn'n aufgetragen
Sie ſollten Uniformen machen
Für ſeine hölliſche Armee,
Und dieſe Arbeit that ſehr weh.
Denn alle Nadeln war'n von Stahl
Und glühten feurig allzumal;
Es ſchmerzte ſehr auch das Gewand,
Was Jeder hielt in ſeiner Hand,
Das Tuch das brannte lichterloh.
Sie wurd'n der Arbeit gar nicht froh;
Denn wenn ein Rock bald fertig war,

Verbrannt er wieder ganz und gar;
Da mußten ſie von vorn anfangen,
Um zu dem Ziele zu gelangen.
Doch dieſe hatten es noch gut;
Ein Theil ſaß in viel ärg'rer Glut;
Die nähten nicht, die wurden genäht
Und kriegten Stiche früh und ſpät.
Es ſaßen Teufelein hinter ihnen,
Und auch vor ihn'n mit luſt'gen Mienen,
Die ſtach'n ſie, daß ſie ſchrieen laut,
Mit Feuernadeln in die Haut,
Die ſie vorher trotz Fleh'n und Bitten
Mit Meſſern hatt'n entzwei geſchnitten,
Und ſie zuſammen nähten dann;
Und das fing ſtets von vorne an.
Sie warf'n im Leben hinter die Hölle,
Drum ſaßen ſie auf dieſer Stelle;
Und weil ſie auf Erd'n die Leut' geſchunden,
Drum wurden ſie allhier gefunden.

Gretchens Examen.

Von Hell.

„Nun, Grete, sag' einmal," frug der Herr Pastor Splind,
„Was heißt denn das, daß Gott allgegenwärtig?"
Doch Gretchen war nicht gleich mit ihrer Antwort fertig.
Wie heut zu Tag' es wohl auch oft Erwachs'ne sind.
„Du dummes Ding, das heißt, er ist
Zugegen, wo sich nur ein Ort befindet,
Er ist bei Dir, wo Du auch immer bist."
Mein Gretchen ist gar klug; das hat sie bald ergründet.
„Nun, Beispielsweise," fuhr der Herr Magister fort,
„Ist er denn in der Kirche?" — „Herr Magister, freilich!"
„Ist er denn auch in Eurem Hause dort?"
„Das will ich meinen," ruft das gute Gretchen eilig.
„Und auf dem Boden?" — „Herr Magister, ja."
„Und in der Scheune?" — „Warum sollt' er dort nicht seyn."
„Und in der Küche?" — „Sicher ist er da."
„Und in dem Keller?" — „Herr Magister, nein!"
„Besinne Dich, im Keller?" — „Nein, mein Herr Magister!"
„Im Keller, Grete?" — „Nein!" — Das war doch gar zu toll!
Die Kinder selbst erhoben ein Geflüster.

Dem Paſtor auch die Krauſe mächtig ſchwoll,
Es ging der Puls vor Aergerniß ihm ſchneller,
Er fuhr auf Gretchen los: „Nun ſag', Du Antichriſt,
Warum er nicht bei Dir im Keller iſt?"
Und Gretchen ſchluchzt: „Wir ha'n im Hauſe keinen
Keller."

Elegie.

(Auf den frühzeitigen, gewaltſamen Tod einer Martyrin der Duldung in Hamburg.)

Ausgelitten hat ſie, ausgerungen,
Die Vollendete, die Dulderin;
Von des Todes kaltem Arm umſchlungen
Liegt ſie da, und all' ihr Leid iſt hin.

Nehmt an ihrem Wandel ein Exempel,
Lernet dulden, junge, ſchöne Frau'n!
Und man wird Euch, in des Nachruhms Tempel,
So wie ihr, ein Marmor-Denkmal bau'n.

Hört nur ihre traurige Geſchichte!
Laßt ihr Schickſal Euch zu Herzen geh'n;
Und Ihr werdet dann im vollen Lichte
Ihre ſeel'ne Tugend glänzen ſeh'n.

Jung und ſchön und fähig, zu erfüllen
Was nur ihr Geſchlecht veredeln kann,
Wurde ſie durch einen höhern Willen
Gattin, — Gott! an was für einen Mann!

Ihm gebrach zwar nichts an Reiz und Jugend,
Aber gar nichts hatte er gelernt,
Und Moral, Religion und Tugend,
Treu' und Liebe war von ihm entfernt.

Eſſen, trinken, und, eh' es kaum tagte
Seine arme Gattin zu bemüh'n,
War ſein einziges Geſchäft; — doch klagte
Nie die ſanfte Schöne über ihn.

Ob ſie ihm gleich keinen rothen Heller
Zugebracht; — d'ran war das Schickſal ſchuld, —
Schafft' er doch nichts an in Küch' und Keller. —
Doch, auch dieß ertrug ſie mit Geduld.

Während ihres ganzen Eheſtandes
Ließ er ihren Anzug nicht erneu'n;
Keines Mützchens, Blümchens oder Bandes
Konnte ſich das arme Weib erfreu'n.

Wenn er oft mit ihren Nachbarinnen,
Gleich mit Schweinen auf der Eichelmaſt,
Nach den Wolluſttrieben ſeiner Sinnen
Manchen lieben, langen Tag verpraßt;

Bracht' er Abends gar noch eine Rotte
Feiler Buhlerinnen mit ins Haus,
Und behielt sie, seiner Frau zum Spotte,
Obendrein bei sich zum Abendschmaus.

Bei so einer frechen Entreprise
Hätte manches Weib des Bösewichts
Beide Augen ausgekratzt; — doch diese
Duldungsvolle Gattin sagte nichts.

Für die Kinder, die er mit ihr zeugte,
Sorgte dieser Rabenvater nie;
Ohne daß er ihre Nacken beugte,
Wuchsen alle auf wie's liebe Vieh.

Niemals schickt' er sie zur Kirch' und Schule,
Denn es war ihm völlig einerlei,
Ob sein Kind verdammt zum Schwefelpfuhle,
Oder einst im Himmel selig sey.

Und auch über diesen, hell am Tage
Liegenden, ruchlosen Kaltsinn und
Bosheitszug ging niemals eine Klage
Aus der duldenden Gemahlin Mund.

Ja, sogar zur Stunde der Entbindung
Ließ er stets das schmerzenvolle Weib,
Ohne alle menschliche Empfindung
Hülflos, nebst der armen Frucht im Leib'.

Weder Accoucheur, noch Wehemutter,
Oder was nur irgend nöthig war,
Ließ er holen; — bot zu Holz und Butter
Oder Fleischbrüh' keinen Heller dar.

Auch wenn sonst ein Weh ihr Wohlseyn störte,
Sah er voller Kaltsinn drüber hin; —
Doch bei alle diesem Jammer hörte
Man von ihr nie eine Klage über ihn.

Ihren alten Vater, der ihr theuer
War, und nur ein einzig Mal ins Haus
Zum Besuche kam, den jagt' das Ungeheuer
Mit zerauftem, blut'gem Kopf' hinaus.

Doch, anstatt, daß sie für die verfluchte
Frevelthat bei hoher Obrigkeit
Nur die mindeste Bestrafung suchte,
Trug sie Alles mit Gelassenheit.

Endlich, um die Prüfung zu vollenden,
Drinnen sie so standhaft ausgeharrt,
Starb sie schnell von mörderischen Händen,
In des saubern Gatten Gegenwart.

Welch ein Zug von einer schwarzen Seele!
Fühllos stand der kalte Bösewicht,
Sah den Mordstahl in der Gattin Kehle,
Sah sie morden, und — er half er nicht!

Welch ein Zug von einer schönen Seele!
Auch im Tode blickt' die Dulderin
Liebevoll, bei schon zerschnitt'ner Kehle,
Ohne Vorwurf auf den Gatten hin.

Also starb die Heldin, die hienieden
Ihres Gleichen ein Exempel gab.
Ihre Asche ruhe nun in Frieden! —
Junge Schönen, weinet auf ihr Grab!

Doch, Ihr wollt nun, daß ich sie Euch nenne?
Gut! — Vernehmet und erstaunet dann!
Diese Dulderin war — eine Henne,
Und der Herr von Kikriki ihr Mann.

Der Galgen.

Ein Kaufmann, welchen Lug und Trug
Und gutes Glück zum Ritter schlug,
Ließ einen Galgen jüngst auf seinen Gütern bauen,
Und stand mit stolzem Blick, der Arbeit zuzuschauen.
„O welche Sudelei!" — rief er dem Zimmermann,
„Wie lange denkt Ihr wohl, daß dieses halten kann?"
„Wie lange, gnäd'ger Herr!" versetzte der geschwinder —
„Der Galgen hält gewiß für Sie und Ihre Kinder."

Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand.

Von Rabener.

Wenn irgend ein Sprüchwort ist, dessen Wahrheit durch die tägliche Erfahrung bestätigt wird, so ist es dieses, wenn man sagt: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand. Da ich Gelegenheit gehabt habe, die Verfassung meines Vaterlandes sehr genau kennen zu lernen, so getraue ich mir sehr wohl zu behaupten, daß wenigstens zwei Drittheile meiner Mitbürger ihren Verstand nicht eher erlangt haben, als bis sie das Amt bekommen, und kaum ein Drittheil ist, ich weiß nicht durch was für einen Zufall, vor der Erlangung des Amts mit Verstande begabt gewesen. Ich sage mit gutem Vorbedachte: kaum ein Drittheil. Denn ich muß noch für diejenigen ein wenig Platz lassen, welche die Ausnahme von dem Sprüchworte machen, und das Amt zwar seit langer Zeit, noch bis diese Stunde aber nicht den geringsten Verstand haben.

Ich finde von unserem Sprüchworte verschiedene Lesarten. Ein sehr altes Manuscript, welches, wie ich aus einigen Umständen vermuthe, zu Heinrichs des Voglers Zeiten geschrieben worden, liest ausdrücklich: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er Verstand; und dieser Lesart habe ich mich bedient. Die meisten der neuern

Schriftsteller sagen hingegen nur: Wem er ein Amt gibt ꝛc. Beide Lesarten haben ihren guten Grund, und beide sind in ihrer Art merkwürdig. In den damaligen rohen und unaufgeklärten Zeiten war es noch hier und da Mode, daß Gott die Aemter gab, und daher läßt sich die Art zu reden, wem Gott ein Amt gibt, noch wohl entschuldigen. Jetzt braucht man diese Weitläuftigkeit nicht mehr, und man hat Mittel gefunden, die Aemter zu erlangen, ohne daß man nöthig hat, Gott mit der Austheilung derselben beschwerlich zu fallen. Dieses mag auch Gelegenheit gegeben haben, das alte Sprüchwort einigermaßen zu ändern. Inzwischen muß ich doch zum Ruhme unsrer Zeiten erinnern, daß man wieder anfängt, die alte Lesart hervor zu suchen, und aus seiner andächtigen Höflichkeit so zu thun, als habe man das Amt von Gott, ob man sich gleich in Acht nimmt, derer über rechtsverwährte Zeit wohlerlangten Gerechtsamen sich zu begeben, und das Amt von Gott zu erwarten, da man es näher haben kann. Ich freue mich, so oft ich jemanden also reden höre, von dem ich sonst sehr wohl weiß, daß ihn die göttliche Fügung am wenigsten beunruhiget. Es ist dieses ein Zeugniß, daß die Religion bei uns nicht ganz abgekommen ist. Man darf mir nicht einwenden, daß diese Art von Gott zu reden nur ein Ehrenwort sey: Ich glaube es selbst, aber das thut nichts.

Dieses hat mich bewogen, das Sprüchwort nach seiner alten Lesart beizubehalten, und ich habe mich deutlich genug darüber erklärt, ohne zu besorgen, daß mich diejenigen, welche stärker denken, als der fromme Pöbel, für einen Quäcker halten werden.

Ich nehme es also für bekannt an, daß Gott das Amt gibt. Es hebt dieser Satz dasjenige gar nicht auf,

was man aus der Erfahrung darwider einwenden könnte. Recht wahrscheinlich ist es freilich nicht, aber ein guter Ausleger weiß Alles zusammen zu reimen.

Ich halte mich in einem sehr kleinen Städtchen auf, und doch ist es noch immer groß genug, meinen Satz zu behaupten. Außer dem Nachtwächter weiß ich Niemanden, welcher auf eine erlaubte Weise zu seinem Amte gekommen wäre. Er würde, als ein alter wohlverdienter und abgedankter Soldat, haben verhungern müssen: (denn dieses ist immer die gewisse Belohnung derer, welche sich für das Vaterland verstümmeln lassen!) wenn er nicht zu diesem wichtigen Posten zu eben der Zeit erhoben worden wäre, als die Bürgerschaft so weit gebracht war, daß sie ihn als einen Hausarmen ernähren sollte. Man machte ihn ohne sein Ansuchen zum Nachtwächter, und sein Beruf muß wohl rechtmäßig seyn, weil er den Amtmann nicht bestochen hat, und von keinem Rathsherrn ein Vetter ist. Dieses ist der einzige Mann in der Stadt, der sein Amt auf eine billige Art erlangt hat, und im Vorbeigehen muß ich auch erinnern, daß er zugleich der einzige in unserem Ort ist, welcher den Verstand eher hatte, als das Amt.

Mit den Uebrigen ist es ganz anders beschaffen. Der Stadtschreiber hatte, als Advokat das Unglück, daß er wegen seiner Geschicklichkeit, die verschiedene Obere aus Unverstand Betrügerei nannten, in die Inquisition kommen sollte. Seine Sache war so beschaffen, daß er nach dem Eigensinn altväterischer Rechte gewiß den Staupbesen würde bekommen haben: Aber ein Edler Wohlweiser Rath sah die unvermeidliche Folge davon ein. Der größte Theil von ihnen stund in einer so genauen Verbindung mit ihm, daß sie gewiß an seinem Staupbesen hätten Antheil nehmen,

und des regierenden Herrn Bürgermeisters Hochedlen am Galgen ersticken müssen, wenn man diesen wackern Mann nicht den Händen der blinden Gerechtigkeit entrissen hätte. Man überlegte mit der Frau Amtmännin die Sache genau, und eine Kleinigkeit von etlichen Ellen Brabanter Spitzen legte seine Unschuld dergestalt an den Tag, daß er sich mit Ehren von seinem Handel befreit sah. Der Frau Bürgermeisterin war der Hals ihres theuren Gemahls so lieb, daß sie vor Freuden nicht eher ruhete, bis diesem angefochtenen Manne die Gerechtigkeit der Stadt, und das Wohl der ganzen Bürgerschaft anvertraut, und er ungesäumt zum Stadtschreiber erwählt wurde. Ein jeder seiner Vorgesetzten glaubte, er sey diesen Dienst sich selbst schuldig, weil ein jeder wünschte, daß man sich bei dergleichen besorglichen Fällen auf gleicher Weise seiner annehmen möchte.

Wie der Amtmann zu seinem Dienste gelangte, weiß die ganze Stadt. Er hatte durch seine patriotischen Bemühungen es so weit gebracht, daß ganze Dörfer wüste, und eine ansehnliche Menge nichtswürdiger Bauern mit Weib und Kind Bettler geworden waren. Die Beute, die er dabei gemacht, setzte ihn in den Stand, unverschämter zu seyn, als sein Vorfahr, welcher einfältig genug war, sich einzubilden, daß man es mit dem Landsherrn nicht redlich meinen könne, wenn man es nicht zugleich mit den Unterthanen redlich meine. Er stürzte diesen gewissenhaften Tropf, und bemächtigte sich seines Amtes auf eine Art, welche zu gewöhnlich ist, als daß man sie tadeln sollte.

Es sind nicht mehr als zwei Priester in unsrer Stadt, der oberste wäre vielleicht noch jetzt Candidat, wenn er nicht die Geschicklichkeit besessen hätte, alle diejenigen zu verkleinern, und ihre Lebensart verdächtig zu machen,

welche mit ihm um ein geistliches Amt ansuchten. Er meinte es aber mit seiner christlichen Gemeine so gut, daß er sich den Capellan zu seinem Collegen selbst ausersah, und ihm dazu beförderlich war, weil die natürliche Dummheit dieses lieben Mannes ihm vortheilhaft zu seyn schien, und weil er das Herz hatte, des Herrn Pastors Jungfer Muhme zu heirathen, welcher sehr viel daran lag, einen dummen Ehemann zu haben.

Sogar bis auf den Küster erstreckt sich in meinem Städtchen diese Art des Berufs. Denn weil er in der ganzen Gegend den besten Branntwein brennt, so hat es der Kirchenvorsteher für billig gehalten, ihm das Küsteramt und die Unterweisung der Jugend anzuvertrauen.

Diese wenigen Exempel beweisen schon genug, wie wunderbar oftmals die Wege sind, zu einem Amte zu gelangen. Die Ausschweifung würde überflüssig seyn, wofern ich nicht versichern könnte, daß der Stadtschreiber, der Amtmann und die Geistlichen in Gesellschaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben soll.

Diejenigen, welche sich dieses Sprüchwortes: Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand, auf eine bequeme Art zu bedienen wissen, sind als ein überzeugender Beweis wider diejenigen Lästerer anzuführen, welche uns vorwerfen, daß in unsern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Vorsorge nur gar zu matt geworden, und fast gänzlich abgekommen sey. Ich freue mich, daß ich hier eine Gelegenheit finde, das Christenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle Erkenntlichkeit. Denn ich nehme eine Sache über mich, bei der auch der beste Advokat verzweifeln würde.

Ich finde besonders dreierlei Gattungen Leute, welche

dieſes ſagen. Es ſind entweder diejenigen, durch welche, nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt, oder es ſind die ſelbſt, welche die Aemter bekommen, oder es ſind endlich die, welche als Zuſchauer über die wunderbare Führung und Beſetzung der Aemter erſtaunen.

Die letzten fühlen dabei in ihrem Herzen den freudigen Troſt, daß Gott, welcher nach ihrer Meinung ſo vielen Narren Aemter gibt, auch ſie nicht unverſorgt laſſen, und wenn ſie verſorgt ſind, auch ſie alsdann mit dem nöthigen Verſtande ausrüſten wird, den ſie nicht haben, und den ſie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen. Dieſe Betrachtungen zeugen von ihrer Demuth, und ſie beſchämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich ſind, da ſie keinen Verſtand haben, und ihn doch nicht vermiſſen.

Noch weit ſtärker aber iſt das Vertrauen zur göttlichen Vorſorge bei denjenigen, welche die Pflicht auf ſich haben, die Aemter zu beſetzen. Bei Verſchiedenen von ihnen würde ihr Betragen unſinnig ſeyn; man würde ſie für Betrüger, für heimliche Verrätber ihres eignen Vaterlandes, für die gefährlichſten Böſewichter halten, wenn man ſieht, wie unbedachtſam ſie bei der Beſetzung der Aemter verfahren. Aber man darf nur denken, daß ſie überzeugt ſind: Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch den Verſtand; ſo iſt dieſer Widerſpruch gehoben. Sie können dieſes mit einer deſto gewiſſern Zuverſicht hoffen, da ſie an ihren eigenen Perſonen ein ſo erſtaunendes Wunder erfahren, und nach dem glaubwürdigen Zeugniſſe aller ihrer demüthigen Clienten gegenwärtig die verſtändigſten Männer, die weiſeſten Väter der Stadt ſind, ungeachtet ſie vor der Erlangung ihres Amts die unverſtändigſten Narren waren. Dieſe

wichtige Erfahrung wirket in ihnen eine wahre Freudigkeit, so oft sie ein Amt besetzen müssen.

Ich weiß nicht, ob irgend ein Amt wichtiger ist, als das Amt eines Seelsorgers. Die üble Besetzung eines solchen Amtes kann eine ganze Gemeine unglücklich machen, und das Verderben von mehr als einer Nachkommenschaft nach sich ziehen. Wenigstens würde ich sehr unruhig seyn, wenn ich für die Besetzung eines solchen Amtes sorgen sollte. Aber wie glücklich sind nicht diejenigen, welche sich darauf verlassen, daß der Verstand sich schon mit dem Amte finden werde!

Ich habe vor wenigen Tagen das Schicksal gehabt, einer Priesterwahl auf dem Lande beizuwohnen. Der Kirchenpatron hatte in kurzer Zeit das Unglück erfahren, daß ihm sein Pfarrer, und bald darauf, welches noch weit wichtiger war, sein Schäfer gestorben war. Einen guten Schäfer zu finden, welcher das Vieh sorgfältig wartete, die Kunst verstünde, Krankheiten zu heilen, und welcher bei seinem Amte ehrlich wäre; diesen ausfindig zu machen, war freilich eine schwere Sache, die alle mögliche Behutsamkeit erforderte. Denn, wenn eine Schäferei durch Verwahrlosung ausstirbt, so ist dieses manchem Gerichtsherrn weit empfindlicher, als wenn durch ein unexemplarisches Leben oder durch Unachtsamkeit des Pfarrherrn die Hälfte der Bauern zum Teufel fährt. Und, ökonomisch davon zu urtheilen, hat der Gerichtsherr Recht.

Ich kam eben zu der Zeit an, als mein Landedelmann einen geschickten Schäfer ausfindig gemacht, und in seine Dienste genommen hatte. Er erzählte mir dieses mit Freuden, und that dabei viele gute Wünsche für seine Schäferei. Morgen, fuhr er fort, morgen müssen sie noch bei mir bleiben, mein neuer Pfarrer thut die Anzugspredigt, und

wir wollen tausend Spaß mit ihm haben. Da ich ein Bürger bin, der die Art zu leben noch nicht recht weiß, und da mir die Einfalt meines Urältervaters immer noch anhängt, so kann ich nicht läugnen, ich erschrack ungemein über die edle Gleichgültigkeit meines Wirths. Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld; ich kam in die Kirche und erstaunte, als ich einen großen schwarz gekleideten Körper auf die Kanzel steigen sah. Sein Gang, seine Miene, seine Bewegung mit den Händen, seine Sprache selbst war so pöbelmäßig, daß ich den Kirchenpatron im Verdacht hielt, er habe aus einem leichtsinnigen Scherze seinen Reitknecht verkleidet, und der Gemeine vorgestellt. Ich sagte ihm meinen Zweifel. Allein er lachte mit solcher Heftigkeit über mich, daß ihm der Bauch schütterte. Mein Reitknecht? sagte er endlich. Zerreiß mich der Teufel, wenn es nicht mein Informator ist! Er ist ein Magister, und nicht ungeschickt. Er will noch heuer ein Gesangbuch für mein Dorf zusammendrucken lassen, und es meiner Gemahlin zueignen. Er ist ein guter Narr; ich wollte Holz auf ihm hacken. Ein vortrefflicher Charakter, dachte ich bei mir selbst, und schwieg ganz beschämt still. Ich hörte ihm zu, weil ich sonst nichts zu hören hatte, und hielt bei seinem albernen Gewäsch eine Stunde lang geduldig aus. Ich getraue mir indessen ohne Eigenruhm zu behaupten, daß dasjenige, was mein lieber Urältervater Sancho Pansa mit seinem Esel geredet hat, weit vernünftiger gewesen ist, als dieses neuen Seelsorgers heilige Rede an seine Gemeine war. Wir eilten aus der Kirche aufs Schloß. Sogleich stellte sich unser Seelenhirt auch ein, und das erste Kompliment, das ihm der gnädige Herr zum Glückwunsche bei dem Eintritte in die Stube machte, war, daß er sagte: Komm er, komm er, Herr Magister, trink er das Glas

Branntwein, es ist ihm sauer geworden; aber er hat auch, der Teufel hole mich! gepredigt wie ein Superintendent. Nur das verfluchte Schmälen gewöhne er sich ab, das leide ich mein Seele nicht: und wenn er einmal auf mich schmält, so soll mich der Donner erschlagen, wenn ich ihn nicht über die Kanzel herunter werfen lasse, daß er die Beine in die Höhe kehrt. Da! trink er! Und darauf trank der theure Kirchenvater lächelnd auf einen Zug ein großes Glas aus. Wir setzten uns zu Tische; ich war dem ungeachtet ganz kleinmüthig, und sah die armen Bauern als eine verrathene Heerde an. Ich aß wenig. Weiß er denn, Herr Magister, sagte der Edelmann, wofür ihn Herr Pansa angesehen hat? Für meinen Reitknecht! Das wundert mich nicht, rief der schon halb trunkene Pfarrer aus. Die Diener des Herrn sind den rohen Weltkindern immer ein Anstoß, und Herr Pansa hat noch ketzerisches Blut in seinen Adern. Wäre er, wie seine Aeltern, verbrannt worden, so hätte unsere Religion auch einen Verächter weniger. Ich entfärbte mich über diesen Unsinn, und war eben im Begriffe, ihm nach seiner Narrheit zu antworten, als unser Wirth merkte, daß sich dieser Auftritt mit Verdruß endigen würde. Er unterbrach mich mit einem Deckelglase, und brachte es seinem Pfarrer auf die Gesundheit aller hübschen Mädchen zu, welcher redlich Bescheid that; und auf diese Weise ward bis gegen den Abend fortgefahren. Ihre Wohlehrwürden hatten das Vergnügen, zu sehen, daß Ihro Gnaden nebst dem Gerichtsverwalter trunken unter den Tisch sanken, ohne daß er selbst auf eine merkliche Art unvernünftiger geworden wäre, als er schon vor Tische war. Ich schlich mich fort, weil ich merkte, daß er einen Religionsstreit mit mir anfangen wollte. Am folgenden Morgen fragte mich der Gerichtsherr, was ich nun eigentlich von seinem Pfarrer

hielte? Ich halte ihn, sagte ich, für einen Mann ohne Verstand, ohne ... Ach, sagte er, was Verstand! Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand! Er ist mein Informator gewesen, ich habe ihm die Pfarre schon lange versprochen, und um deßwillen hat er meine Kinder für ein Spottgeld unterrichtet. Was ich verspreche, das halte ich als ein Cavalier. Der Kerl wird schon werden. Saufen kann er, wie ein Teufel! Hier verstummte ich auf einmal. Ich sah, daß der Herr das Wohl und die Unterweisung seiner Kinder nicht für so wichtig gehalten, als die Ersparung einiger Thaler Geld; ich schloß, daß er es mit seinen Bauern nicht so boshaft, als ich anfangs geglaubt, meinen müßte, weil er ihnen einen Mann zum Lehrer gab, dem er seine eignen Kinder anvertraut hatte: daß er noch immer glaubte, Gott habe dieses Amt seinem Pfarrer gegeben, und daß er gewiß hoffte, er werde den Verstand, der ihm fehlte, schon zu rechter Zeit aus der Hand des Herrn empfangen.

Ich habe mich bei der Erzählung dieses Abenteuers länger aufgehalten, als ich Willens gewesen und als es vielleicht einigen meiner Leser lieb seyn wird, welche von der Ehrwürdigkeit des geistlichen Standes eben so orthodoxe Begriffe haben, als der neue Pfarrer. Aber es schien mir um desto nöthiger, hievon etwas umständlicher zu reden, je leichter es nunmehr zu begreifen seyn wird, wie es komme, daß man bei der Besetzung andrer Aemter, welche nicht die Seele, sondern nur den Leib, oder den Beutel der Unterthanen betreffen, so sorglos seyn, und nach allem eher, als nach dem Verstande und der Geschicklichkeit der Candidaten fragen kann. Alle Stände sind voll von Beweisen meines Satzes. Ich habe nicht den Vorsatz für mein jetztlebendes

Vaterland zu schreiben; sonst würde ich mit leichter Mühe noch hundert Exempel anführen können.

Es ist noch übrig, daß ich von der zweiten Gattung der Menschen ein paar Worte sage, denen unser Sprichwort bei allen möglichen Fällen zum Trost gereicht. Es sind dieses diejenigen, welche Aemter suchen. Sie sind so vorsichtig, daß sie keine mühsame Untersuchung anstellen, ob sie auch den nöthigen Verstand haben, der zu den Aemtern erfordert wird. Eine solche Untersuchung verriethe ein Mißtrauen, welches ihrer männlichen und gesetzten Religion zuwider, dem geliebten Vaterland aber sehr schädlich wäre. Denn dem Vaterlande liegt sehr viel daran, daß diese Herren Aemter kriegen, und wenn sie sich nicht eher darum bewerben sollten, als bis sie von ihrem Verstande und ihrer Fähigkeit innerlich überzeugt wären, so würde, ungeachtet unsers sehr bevölkerten Landes, eine große Menge Aemter unbesetzt bleiben müssen. Und was wäre dem Vaterland wohl nachtheiliger, als dieses? Sie ängstigen sich daher gar nicht mit dergleichen kindischen und unpatriotischen Fragen: Wo werden wir den Verstand hernehmen? Der dem Vieh sein Futter gibt, der wird auch für ihren Verstand sorgen, und sie genießen bei dieser nahrhaften Gemüthsruhe eben diejenige wahre Glückseligkeit, die ein Mastschwein hat, welches um Weihnachten feist ist, ohne daß es den Sommer über für seine Mastung gesorgt hat. Wenn ich drei Candidaten beisammen stehen sehe, so kann ich ohne die Liebe des Nächsten zu beleidigen, gewiß glauben, daß zwei davon keinen Verstand haben, und bei dem dritten ist es noch vielmals ungewiß. Unsre Aeltern sind gemeiniglich gegen die Vorsorge des Himmels so erkenntlich, daß sie bei der Erziehung ihrer Kinder nicht den geringsten Vorwitz bezeigen, wenn es auf die Frage ankommt, ob ihre

Kinder auch Gelegenheit haben, ihren Verstand so zu bilden, daß er dereinst zur Uebernehmung eines Amts und zu dessen würdiger Bekleidung fähig ist. Es wäre dieses unverantwortlich. Ihre Väter dachten eben so, und dennoch haben die Kinder dieser Väter Aemter bekommen, ohne daß jemand die unbescheidene Frage aufzuwerfen das Herz gehabt, ob sie auch Verstand genug besäßen. Solche Kleinigkeiten geben sich von sich selbst. Sie haben nunmehr Verstand genug, und sie haben zu viel Verstand, als daß sie in diesem Falle wegen ihrer eigenen Kinder bekümmert seyn sollten. Ja, sie machten sich ein Gewissen daraus, und sie sind deswegen zu loben. Es ist unverantwortlich, die Natur in ihrem Laufe zu stören, oder in ihrem Werke zu meistern. Sie haben wohlgestaltete Kinder gezeugt, und die wenigsten male war es ihre Absicht, sie zu zeugen. Die Natur hat sie ohne ihre Vorsorge so wohlgestaltet hervorgebracht. Und da der Körper das Vornehmste an den Menschen, wenigstens heut zu Tage ist; so überlassen sie auch der gütigen Natur lediglich die Bildung des Verstandes, als eines sehr zufälligen, und nicht unentbehrlichen Theils des Menschen. Ich kenne den Sohn eines vornehmen Offiziers. Er ist noch in seiner zarten Kindheit von achtzehn Jahren; deswegen hat der gnädige Papa noch nicht so grausam seyn, und ihn der Aufsicht der Französin entreißen wollen, welche ihn noch alle Morgen anziehen und waschen muß. Er ist ein vortrefflicher Kenner von der Nähterei, und versteht die Schattirung der bunten Naht besser, als irgend ein Sohn eines Offiziers. Der Koch ist ein Sudler gegen ihn. Er weiß alle Gerichte zu beurtheilen, er kocht selbst die schmackhaftesten Speisen, und unter der ganzen Armee ist niemand, der die Pasteten so leckerhaft backen kann, als dieser junge Herr. Wäre er der Sohn eines Unteroffiziers, oder elenden

Gemeinen, so würde man ihn, nach der Gewohnheit des bürgerlichen Pöbels, zu einer Kenntniß des Christenthums, der nöthigsten Wissenschaften, und der Welt angeführt, und durch beständige Arbeit zu seinen künftigen Diensten abgehärtet haben. Aber so niederträchtig erzieht man den Sohn eines großen Offiziers nicht. Aus Liebe zum Vaterlande schont man diesen theuren Körper; zu seiner Gemüthsergötzung läßt man ihn kochen, nähen und sticken. Er ist ein junger feuriger Herr, welchen man nicht zu früh anstrengen muß, wenn es ihm nicht gehen soll, wie den jungen hitzigen Ochsen, welche sich leicht verrücken, wenn man sie zu jung einspannt. Seine gnädige Mama hat mit einem mütterlichen Vergnügen zugesehen, mit was für einer edlen Unverschämtheit er nur unlängst dem Kammermädchen in den Busen griff, und sie ist vor Lachen bald außer sich gekommen, als ihr die alte Französin, bei der dieser zarte hoffnungsvolle Knabe beständig aus billiger Vorsorge im Bette liegen mußte, vor etlichen Wochen klagte, daß er sie des Nachts nicht mehr ruhig schlafen ließe. Der lose Schelm! sagte die zärtliche Mutter, und nunmehr glaubte sie, daß es Zeit wäre, ihn in die Welt zu lassen. Sie überlegte die Sache mit ihrem Gemahle. Man kaufte ihm eine Compagnie, und bei der ersten Gelegenheit wird dieser allerliebste Sohn eine Anzahl bärtiger und tapferer Männer, die unter ihm stehen, wider den Feind anführen. Er hatte kaum eine Stunde lang den Ringkragen umgehabt, als er recht eigentlich spürte, wie ihm der Verstand, der zu einem solchen Commando gehört, aus dem Magen in alle Glieder des Leibes drang. Er kann fluchen wie der älteste Musketier, er säuft wie ein Corporal, hat sich schon zweimal mit dem Lieutenant geschlagen, seinem Obersten sich einige Mal widersetzt, und Alles gethan, was man von ihm hat hoffen

können. Nur keine Maitresse hat er noch; doch wird er nächstens für eine sorgen, damit er seinem Herrn Vater in Allem gleich werde. Ist nicht dieses Alles ein Beweis, daß der Verstand mit dem Amt kommt? Und hätte wohl jemand geglaubt, daß bei einer solchen Erziehung derjenige mit so vieler anscheinenden Hoffnung für sein Vaterland fechten sollte, welcher, menschlichem Ansehen nach, nur geboren war, für sein Vaterland zu kochen?

Wie glücklich muß das Land seyn, in welchem ein Ueberfluß von solchen Personen vorhanden ist, bei denen man ungewiß bleibt, ob sie sich besser vor die Spitze ihrer Truppen, oder hinter den Nährahm schicken!

Indessen muß ich gestehen, daß daß nicht der Militärstand allein sich dieses Vorzugs rühmen kann, sondern daß wir durch die weise Sorglosigkeit unsrer Eltern und Vorgesetzten, und durch die natürliche sich selbst gelassene Dummheit des größten Theils unsrer hoffnungsvollen Jugend, denjenigen glücklichen Zeiten sehr nahe gekommen sind, wo man einen Candidaten, welcher die nöthige Geschicklichkeit und den Verstand eher hat, als ein Amt, bald als ein Wunderthier für Geld in Messen sehen lassen wird. Ich bin verschiedenen werthen Freunden, welche in meiner Gegend wohnen, für das Vergnügen, das ich ihrem erbaulichen Umgange täglich genieße, so vielen Dank schuldig, daß ich mir ein Gewissen daraus mache, diese Abhandlung zu schließen, ohne sie im Vorbeigehen ein wenig zu verewigen, und der Nachwelt ihre Verdienste um das Vaterland nach meinem Vermögen kennbar zu machen.

Cajus ist werth, daß ich ihn zuerst nenne. Seinen wahren Namen muß ich verschweigen, um seine Bescheidenheit nicht zu beleidigen. Vielleicht findet man ihn nächstens im Anhange der Zeitungen, nebst einer genauen Beschreibung

seiner Person und Kleidung. Denn wenn er in seinem Vorhaben glücklich ist, wie seine Anstalten nicht anders vermuthen lassen, so wird man das Vergnügen haben, ihn entweder unter dem Galgen, oder doch aus einem Steckbriefe kennen zu lernen. Es sind ihm landsherrschaftliche Kassen anvertraut. Ob er nun gleich weder schreiben noch rechnen kann, so kennt er doch das Geld sehr gut, und ist in seinem Amte so unermüdet, daß er nirgends keine Reste, außer in seiner Kasse, leiden kann. Unter andern Wohlthaten des Himmels, welche dieser wackre Mann verdient, ist diese nicht die geringste, daß er einen Sohn erzogen hat, welcher recht zum Galgen geboren zu seyn scheint. Als ein unschuldsvoller Knabe empfand er seinen innerlichen Beruf, und bediente sich mit vieler Geschicklichkeit einer Gelegenheit, seiner Mutter einen Theil ihres Geschmeides zu entwenden. Zweimal hat er bei zunehmenden Jahren seinem werthgeschätzten Herrn Vater die Kasse erbrochen. Im ganzen Städtchen ist keiner, der mit einer so witzigen Art die Schnupftücher aus der Tasche ziehen kann, als er thut. Diese Beschäftigungen haben ihm von Jugend auf nicht so viel Zeit gelassen, etwas zu lernen, und ich kann es ihm ohne Ruhm nachsagen, daß er jetzt, da er zwanzig Jahr alt ist, seinen Namen nicht zu schreiben weiß, noch das Geringste von Rechnungssachen versteht. Dieses hat seinen Papa ganz natürlicher Weise auf die Gedanken gebracht, daß es sehr wohl gethan seyn würde, sich den lieben Sohn adjungiren zu lassen. Und ich sehe nicht die geringste Schwierigkeit, welche diese väterliche Absicht hindern sollte. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand; und da der Herr Vater so lange Zeit sein Amt hat verwalten können, ohne ehrlich zu seyn, so hoffe ich gewiß, der Herr Adjunctus wird es mit der Zeit noch höher bringen.

Der Pachter von einem benachbarten Landgute hat einen Sohn, welcher so dumm ist, als man es nur verlangen kann. Sein Vater hat viel Einsicht, und ist daher im Stande gewesen, sich mit einer Menge gelehrter Männer bekannt zu machen, welche, so viel er hat wahrnehmen können, in ihrer Jugend wenigstens so dumm gewesen sind, als sein Sohn, und noch jetzt dem Verstand eines Pachters nicht gleich kommen; da sich sein Sohn zu gar nichts schickt, so hat er dem gnädigen Herrn sein Anliegen erzählt, und beide sind einmüthig darauf gefallen, der Junge soll ein Doctor werden. Und er fängt auch nunmehr an, ein Doctor zu werden. Der Vater schmeichelt sich, daß ihm Gott mit der Zeit gewiß eine Professur, und sodann wenigstens so viel Verstand geben werde, als, seiner Meinung nach, zu einem Canonicat erfordert wird. In der That sehe ich nicht, was ihn in seinem frommen Vertrauen stören sollte.

Der Organist in einem Marktflecken, der ungefähr eine halbe Meile von mir liegt, hat einen Sohn, der wohl gewachsen ist, reiche Westen trägt, über alle Sachen ein entscheidendes Urtheil fällt, und nichts gelernt hat. Der Vater, der den Sohn väterlich bewundert, wünscht sehr, ihn als Hofmeister bei einem Jungen von Adel zu sehen. Er glaubt, daß er alle Fähigkeiten besitze, die dazu erfordert werden, und ich glaube, daß er in Kurzem eine einträgliche Hofmeisterstelle bekommen wird. Es ist wahr, daß er von allem dem nichts versteht, was ein junger Cavalier lernen soll. Er ist auch niemals, so wenig, als jetzt, im Stande gewesen, sich selbst zu regieren. Er ist, wie ihm einige mürrische Leute nachsagen, in seinen Ausschweifungen niederträchtig, in seiner Wirthschaft unordentlich, in seinen Urtheilen pöbelhaft. Was schadet das? Wie viele junge Herren würden allein auf Reisen gehen müssen, wenn diese

Eigenschaften hinderten, ein Hofmeister zu seyn! Genug er spielt gut l'Hombre; er kann die Kunst, mit vieler Unterthänigkeit einen gnädigen Rock zu küssen: er ist unverschämt; und hat er gleich keinen Verstand, so wird sich das schon geben.

Weil vielleicht einige nicht begreifen möchten, warum ich mich bei einer so ausgemachten Sache, als das Sprüchwort ist: **Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand**, so lange aufgehalten habe; so will ich hier den Schlüssel dazu geben. Es betrifft meine eigne Leibes- und Seelenruhe, und es liegt mir viel daran, daß alle Leute von der Wahrheit dieses Sprüchworts überzeugt sind. Man hat mir unter der Hand angetragen, Balletmeister an einem gewissen Hofe zu werden. Es sind viele Vortheile bei dieser Station, und mancher große Gelehrte verdient in seinem Leben so viel nicht bei aller sauern Mühe mit seinem Kopfe, als ich sodann unter Tanzen und Springen in einem Jahre mit meinen Füßen verdienen könnte. Ich bin um deswillen nicht ganz abgeneigt, die Stelle anzunehmen. Es ist wahr! es scheint nicht, als wenn mich die Natur zu einem Tanzmeister erkoren hätte. Mein linker Fuß ist ungeheuer dick; auf dem rechten hinke ich ein wenig; die rechte Schulter ist etwas höher, als die linke; auf dem einen Auge habe ich einen Stern, auf dem andern schiele ich; die Arme sind durch die englische Krankheit sehr verwachsen, und weil ich einen Ansatz zur Wassersucht habe, so zweifle ich fast, daß ich solche hohe Capriolen werde machen können, als mein seliger Urältervater machte, da er geprellt ward. Inzwischen verzweifle ich nicht ganz. Wenn es ausgemacht ist, daß Gott demjenigen Verstand gibt, dem er ein Amt gibt; so ist es eben so leicht zu hoffen, daß er einem Krüppel gesunde Gliedmaßen geben

wird, den er zum Tanzmeister machen will. Es gehört, dünkt mich, noch weniger dazu, als wenn aus einem gebornen Narren ein verständiger Mann werden soll. Und wenn ich auch wider Vermuthen ein Krüppel bliebe, so würde doch das gemeine Wesen von einem gebrechlichen Tanzmeister bei Weitem nicht so viel Schaden zu besorgen haben, als es von einem Manne befürchten muß, der zu einem öffentlichen Amte ungeschickt, und bei dessen Verwaltung ohne Verstand ist. Mit einem Worte, ich halte den Antrag für einen rechtmäßigen Beruf. Ich werde ihn also wohl annehmen; und gar der geneigte Leser wird künftige Messe das Vergnügen haben, eine systematische Abhandlung von den Regeln der Tanzkunst von mir zu erhalten. Verstehe ich gleich nicht das Geringste davon, so habe ich doch das Recht, mir eine gütige Aufnahme meines Werks mit eben der Zuversicht zu versprechen, mit welcher sich so viele Schriftsteller schmeicheln, die sich zum Bücherschreiben so wenig schicken, als ich mich zum Tanzen. Was mich noch abhält, meine endliche Erklärung von mir zu geben, ist die Furcht vor dem Hofe. Es geschieht zuweilen, daß die vornehmsten Damen einen wunderlichen Appetit haben, und mein scarronischer Körper stellt mich vor ihren verführerischen Liebkosungen nicht in völlige Sicherheit. Ich weiß mehr Exempel, daß ein plumper Stallknecht die Stelle eines liebenswürdigen Gemahls vertreten müssen. Ich wäre des Todes, wenn ich mich in solche gefährliche Umstände verwickelt sehen sollte. Denn keusch bin ich, wie meine Väter, und diese unzeitige Keuschheit hat mich mehr als einmal um mein Glück gebracht. Ich will es überlegen. Ein Balletmeister zu seyn, wäre gleichwohl eine hübsche Sache.

Aus der Jobſtade.

Vierzehntes Kapitel,

welches die Kopei enthält von einem Briefe, welchen nebſt vielen andern der Student Hieronimus an ſeine Eltern ſchreiben thät.

„Sehr geliebte Eltern!
Ich melde
Hiebei, daß es mir fehlet an Gelde;
Habet alſo die Gewogenheit
Und ſchicket mir bald eine Kleinigkeit.

Nämlich etwa 20 bis 30 Dukaten,
Denn ich weiß mir kaum mehr zu rathen,
Weil es Alles ſo knapp geht hier,
Drum ſendet doch dieſes Geld bald mir.

Alles iſt hier ganz erſchrecklich theuer,
Tiſch, Stube, Wäſche, Licht und Feuer,
Und was ſonſt etwa vorfällt noch,
Drum ſchicket die 30 Dukaten doch.

Kaum begreift ihr die ſtarke Ausgabe,
Welche ich auf der Univerſität habe
Für ſo viele Bücher und Collegia;
Ach wären doch die 30 Dukaten ſchon da!

Ich ſtudire täglich recht fleißig.
Sendet mir doch nächſtens die dreißig
Dukaten, ſobald als möglich iſt, her,
Denn mein Beutel iſt jämmerlich leer.

Wäſche, Schuhe, Strümpfe und Kleider,
Friſeur, Nätherin, Schuſter und Schneider,
Dinte, Federn, Bleiſtift, Papier,
Koſten viel, ſchickt die Dukaten mir!

Das Geld, welches ihr hoffentlich bald ſendet,
Wird, ich ſchwör es Euch, gut angewendet.
Ja, liebe Eltern! ich behelfe mich
Sehr genau und höchſt kümmerlich.

Wenn andere Studenten ſaufen und ſchwärmen,
So entziehe ich mich allem wilden Lärmen,
Und ſchließe mich mit den Büchern allein
Auf meiner Studierkammer weislich ein.

Außer den nöthigen Koſten und Speiſe
Erſpar' ich, liebe Eltern! auf alle Weiſe
Und trink vor'n Durſt kaum einmal Thee,
Denn Geld ausgeben thut ſchrecklich mir weh.

Andre Studenten, die liederlich praſſen,
Thun mich wegen meiner Eingezogenheit haſſen,
Und ſagen: da geht der Knicker einher,
Er ſtudirt, als wenn er ein Pfarrer ſchon wär!

Manchen Verdruß ſie d'rob ſchon mir machten,
Ich thu' aber ihre Spötterei verachten,
Und was man von meiner Frömmigkeit ſpricht.
Vergeßt doch die 30 Dukaten nicht!

Täglich hab' ich mich zehn ganze Stunden
In den Collegiis bisher eingefunden,
Und wann dann diese Collegia aus,
Studir' ich in übrigen Stunden zu Haus.

Die Professors sind trefflich mit mir zufrieden,
Und rathen fast, mich nicht so zu ermüden
In meinen beständigen Studiis
Philosophicis und Theologicis.

Es möchte sich zwar nicht geziemen
Mich gegen Euch, liebe Eltern! selber zu rühmen,
Doch sage und versichr' ich Euch frei,
Daß ich der fleißigste von Allen sey.

Oft will mir von allen gelehrten Dingen
Fast der Kopf, sammt dem Hirn, zerspringen,
Und manchmal wird mir gar wunderlich.
(A propos! die Dukaten erwarte ich.)

Ja, liebe Eltern! ich lese schier beständig
Und strap'ziere meine Sinnen sehr elendig,
Und meistentheils wird sogar die Nacht
Mit tiefem Meditiren zugebracht.

Nächstens gedenk ich auf die Kanzel zu steigen,
Und mich einmal im Predigen zu zeigen;
Ich disputir' mich auch im Collegium
Ueber gelehrte Materien tapfer herum.

Vergesset doch nicht die Dukaten zu schicken,
Damit ich sie schier baldigst möge erblicken.
Ihr bekommt einst dafür in meiner Person
Einen hochgelehrten und klugen Sohn.

Da ich auch ein Privatissimum gesonnen
Zu halten und wirklich schon begonnen,
Welches 20 Reichsthaler kosten thut:
So erwart' ich auch diese wohlgemuth.

Auch thu ich Euch, liebe Eltern! zu wissen,
Daß ich jüngst meinen Rock sehr zerrissen,
Also füget zu obigen Geldern doch
Zwölf Thaler zum neuen Rocke noch.

Habe auch neue Stiefel sehr nöthig,
Es ist auch kein Schlafrock mehr vorräthig,
Imgleichen sind meine Pantoffeln und Hut
Auch andre Kleidungsstücke kaput.

Da ich nun dieß Alles nicht kann entbehren,
Wollt ihr mir noch a part vier Louisd'or verehren,
Welche alsdann zur Nothdurft mein
Vielleicht möchten hinreichend seyn.

Ich bin auch kürzlich todtkrank gewesen,
Und kaum mit genauer Noth wieder genesen,
Doch versich're ich Euch mit Hand und Mund,
Daß ich itzo sey wieder ziemlich gesund.

Der Medikus, welcher mich kuriret,
Hat dafür 18 Gulden aufgeführet,
Und die aus der Apotheke gebrauchte Arznei,
Machet, laut Rechnung, zwanzig und drei.

Damit nun Arzt und Apotheker kriegen
Das ihre, werdet Ihr gütigst fügen
Diese ein und vierzig Gulden dazu.
Seyd übrigens wegen meiner Gesundheit in Ruh.

Die Aufwärterin, welche mich that laben
In der Krankheit, möchte auch wohl was haben,
Drum sendet noch sieben Gulden dafür
Und addressirt's mit dem Uebrigen an mir.

Für Citronen, Geleen und Konfituren,
Zur Stärkung kranker und schwacher Naturen,
Steht auch noch, als ein kleiner Rest,
Acht Gulden bei dem Konditor fest.

Diese bemeldte Posten allzumalen
Möchte ich gern nächstens richtig bezahlen;
Denn ich liebe Ordnung, und hüte mich
Vor allen Schulden sorgfältiglich.

Ich traue also zu Euern milden Händen,
Daß sie mir Alles, nebst den 30 Dukaten, senden,
Sobald als Euch es möglich wird seyn.
Noch fällt mir eine Kleinigkeit ein;

Vor 15 Tagen hatte ich's Ungelücke,
Und fiel hoch von der Treppe zurücke,
Als ich ging ins Kollegium,
Und stieß mir den rechten Arm fast krumm.

Der Chirurgus verlanget derohalben
Zwölf Thaler für Balsam, Pflaster und Salben,
Spiritus und sonstige Schmiererei;
Drum thut auch diese 12 Thaler noch bei!

Doch, damit Ihr Euch nicht alteriret,
Ich bin, Gottlob! ganz wieder kurirt
Und geh' mit gesundem Arm und Bein
Täglich in das Kollegium ein.

Nur habe ich einen sehr schwachen Magen,
Die Aerzte, die ich consulirt habe, sagen,
Das käme vom vielen Sitzen her,
Und weil ich so erstaunlich fleißig wär.

Sie haben mir dieserhalben angerathen:
Warmen Burgunderwein, mit Zimmt und Muskaten,
Des Morgens zu trinken statt des Thee,
Das wäre gut für's Magenweh.

Leget also noch bei zwei Pistolen,
Um dafür Burgunder und Würze zu holen;
Gewiß, liebe Eltern! ich trinke es nur
Bloß zur verordneten Magenkur.

Endlich habe ich noch einige Schulden
Von etwa 30 bis 40 Gulden;
Schicket mir also auch, ohne Fehl,
Liebe Eltern! dies Bagatell.

Könnte ich, neben bei, für andere Ausgaben
Auch etwa noch ein Dutzend Louisd'or haben,
So käme mir dieses recht bequem,
Und wäre mir wirklich auch angenehm.

Wenn Ihr Euch übrigens gesund befindet
Und nächstens im Briefe mir verkündet,
So wird mir dieses erfreulich seyn,
Schließt aber auch ja das Geld mit ein.

Hiemit will ich also mein Schreiben beschließen,
Meine Geschwister thu ich freundlich grüßen
Und verharre hierauf zum Schluß
Euer gehorsamer Sohn

Hieronimus.

Ich ſetze noch eilig zum Poſtſcripte:
Meine hochgeehrte und ſehr geliebte
Eltern! ich bitte kindlich,
Schicket doch bald das Geld für mich.

Denn, lieber Vater! ich legte 14 franzöſiſche Kronen
Zurück, ſie bis zur äußerſten Noth zu ſchonen,
Allein zum größten Schmerz und Verdruß
Stahl mir ſolche geſtern ein Anonymus.

Ich weiß, Ihr erſetzt mir, ohne drum zu bitten,
Den Schaden, den ich unſchuldig erlitten,
Denn Ihr, als ein hochvernünftiger Mann,
Begreift leicht, daß ich ſolchen nicht tragen kann.

Ich werde indeß möglichſt dafür ſorgen,
Daß der Anonymus heute oder morgen
Zu Eurer Beruhigung und Satisfaktion
Bekomme den hanfenen Strick zum Lohn."

Fünfzehntes Kapitel.

Folget auch die Kopei der ſchriftlichen Antwort des alten Senator Jobs auf vorgemeldten Brief.

Was hierauf des Vaters Antwort geweſen,
Das ſoll man gleichermaßen nun leſen:
„Mein herzvielgeliebteſter Sohn!
Dein Schreiben hab' ich erhalten ſchon,

Und deine Geſundheit und Wohlergehen
Mit Vergnügen aus demſelbigen erſehen.

Jedoch vergnügt es mich eben nicht,
Daß dein Brief wieder von Gelde spricht.

Es sind noch nicht drei Monate vergangen,
Da du hundert und fünfzig Thaler empfangen,
Fast weiß ich nicht, wo in der Welt
Ich vernehmen soll alle das Geld.

Ich höre gern auch, daß du studirest
Und dich fleißig und ordentlich aufführest,
Aber höchst ungern vernehme ich von dir,
Daß du 30 Dukaten forderst von mir.

Fast, mein Sohn! sollte ich sagen und glauben,
(Du wirst mir meine Anmerkung erlauben)
Daß, wenn man auf der Universität
Sparsam ist, nicht so viel nöthig hätt'.

Zwaren ist es wohl gewiß und sicher,
Man hat nicht umsonst Kollegia und Bücher,
Jedoch bekommt man für solche Summ'
Manches Buch und Kollegium.

Tisch, Stube, Wäsche, Licht und Feuer
Kann auch unmöglich seyn so theuer,
Auch Federn, Bleistift, Dinte, Papier,
Kaufst du für wenige Groschen g'nug dir.

Ich vernehme es zwar auch sehr gerne,
Daß du dich von böser Gesellschaft ferne
Hält'st, und auf der Studirstube sitzst
Und bei den geliebten Büchern schwitzst;

Auch daneben nur Thee thust trinken:
Indessen will's mir wahrscheinlich dünken,
Daß, wenn man über den Büchern ruht
Und Thee trinkt, nicht 30 Dukaten verthut.

Wenn dich andre einen Knicker schelten,
So mag dir dieses gleich viel gelten;
Doch, wer so viel Geld verschwendet als du,
Dem kommt der Name Knicker nicht zu.

Weil du übrigens von deinem Fleiße schreibest,
So rathe ich, daß du fein dabei verbleibest,
Damit das Geld und die edle Zeit
Angewandt werde in Nützlichkeit.

Doch mußt du dich nicht so sehr angreifen
Und im Kopf so viel Gelehrsamkeit häufen,
Denn es trifft, leider! manchmal ein,
Daß große Gelehrte meist Narren seyn.

Dein Vorsatz, zu predigen, thut mir gefallen,
Drum übe dich fleißig darin vor Allem:
Aber, bei vieler Disputation
Kommt eben nichts Kluges heraus, mein Sohn!

Wozu auch das Privatissimum nützet,
Wenn man schon zehn Stunden im Kollegio sitzet,
Das begreif' ich um desto weniger wohl,
Da es 20 Reichsthaler kosten soll.

Doch lasse ich's vor allen andern passiren:
Denn das Geld, welches du zum Studiren
Gebrauchest, gebe ich gerne her,
Und wenns auch noch dreimal so viel wär.

Da auch, wie du ſchreibſt, dein Rock zerriſſen,
So kannſt du freilich einen neuen nicht miſſen;
Jedoch das Tuch würde ſuprafein
Für die verlangten zwölf Thaler ſeyn.

Wer aber zum Pfarrherrn will ſtudiren,
Muß nicht mit koſtbaren Kleidern ſtolziren;
Drum wäre ein etwas gröberes Tuch
Zum neuen Rocke dir gut genug.

Auch für noch ſonſtige Kleidungsſtücke
Willſt du, daß ich vier Louisd'or ſchicke,
Nämlich für Schlafrock, Pantoffel und Hut,
Weil ſie nicht zum Gebrauche mehr gut.

Wenn ich aber ſolches allzumalen
Poſten für Poſten ſonders ſoll bezahlen,
Wozu ſollen dann, lieber Hieronimus mein!
Die verlangte dreißig Dukaten ſeyn?

Ich habe es mit Mitleiden geleſen,
Daß du jüngſthin todtkrank geweſen;
Aber du haſt nicht wohl gethan,
Daß du viele Arznei gewendet an.

Denn ich habe oft und viel erfahren,
Daß, beſonders in den jüngeren Jahren,
Die ſich ſelbſt überlaſſ'ne Natur
Mehr wirkt, als die beſte Mixtur.

Dein gebrauchter Arzt und Arzeneien
Sind faſt theuer zum Verabſcheuen,
Und wie mir dünken ſollte, ſo iſt
Weder Apotheker, noch Arzt ein Chriſt.

Da auch eine Wärterin, wie ich geleſen,
In der Krankheit bei dir iſt geweſen;
So reichte für dieſe Aufwärterin,
Statt ſieben, ein einziger Gulden hin;

Wenn ſie nicht etwa ſonſt, vor dieſen,
Liebesdienſte andrer Art dir erwieſen,
Denn, lieber Sohn! ich ſchließe dieß
Schier aus den ſieben Gulden gewiß.

Was auch nun den Konditor anlanget,
Welcher ebenfalls acht Gulden verlanget,
So wäre geweſen ein Thaler genug,
Und du wareſt gewißlich nicht klug.

Denn Citronen, Konſituren und Leckereien
Geben eigentlich dem Kranken kein Gedeihen,
Aber ein Haſer- oder Gerſtentrank
Nutzet weit mehr, wenn man iſt krank.

Es iſt nicht gut, daß du biſt gefallen
Von der Treppe, drum ſorge ja für allen,
Daß du hinfüro nicht wieder fällſt,
Denn die Kur beträget viel Gelds.

Dein Wundarzt hat dich recht hergenommen,
Denn für 12 Thaler, wie ich vernommen,
Heilt unſer berühmter Stadtbalbier
Einen Arm- oder Beinbruch ſchier.

Doch freut's mich, daß dein Arm wieder kuriret;
Denn wenn ein Pfarrer auf der Kanzel peroriret,
So muß der Arm geſchmeidig und fein
Beim Klopfen und Geſtusmachen ſeyn.

Ich muß dich ferner auch herzlich beklagen
Wegen deinem sehr schwachen Magen;
Mein Magen ist, leider! auch nicht viel nütz,
Weil ich sehr öfters zu Rathe sitz.

Indeß thut Burgunder mit Gewürzen
Dich nur unnöthig in Kosten stürzen;
Schlucke lieber oft ein Pfefferkorn ein,
Das soll sehr gut für den Magen seyn.

Du willst auch noch 30 bis 40 Gulden
Haben, zur Bezahlung einiger Schulden;
Ich sinne nun hin, die Kreuz und die Queer,
Beim Himmel! wo kommen die Schulden doch her?

Du hast ja schon Alles spezificiret
Und Posten für Posten zum höchsten aufgeführet,
Und vierzig Gulden, bei meiner Seel!
Sind nicht, wie du glaubst, ein Bagatell.

Endlich soll ich gar noch ein Dutzend Pistolen
Zu andern Ausgaben für dich herbeiholen;
Es wäre dir vielleicht zwar angenehm,
Mir aber kommts höchst unbequem.

Denn mit den verlangten 30 Dukaten
Kannst du dich wegen der Ausgaben schon berathen;
Dieses letztere Dutzend Louisd'or
Kommt mir also als Ueberfluß vor.

Auch mit dem Ersatz der dir gestohlenen 14 Kronen
Hättest du mich billig sollen verschonen,
Denn, wahrlich! der Ersatz schmerzet mir
Weit mehr, als der angebliche Verlust dir.

Daß du übrigens zu meinem Troſte willſt verlangen,
Man ſolle den Dieb sans façon drum aufhangen,
Dieſes wäre gewiß gar nicht chriſtlich,
Vielleicht beſſert der Anonymus einſt noch ſich.

Ueberhaupt muß ich dir im Vertrauen ſagen:
In unſern heutigen aufgeklärten Tagen
Iſt Gottlob! die heilige Juſtiz
Nicht wie ehemals ſo ſcharf und ſpitz.

Und um den Raub ſolcher Kleinigkeiten
Braucht Keiner mehr die doppelte Leiter zu beſchreiten.
Wenigſtens in unſerm klugen Schildburg
Gehen viel größere Diebe frei und frank durch.

Wenn du künftig Gelder willſt aufſparen,
So rathe ich, ſolche vorſicht'ger zu verwahren;
Denn auf keinem Dinge in der Welt
Wird ſo allgemein ſpekulirt als auf Geld.

Ich und deine Mutter verſtehn es beſſer,
Wir bewahren unſre Baarſchaft hinter Riegel und Schlöſſer,
Und geben ſowohl bei Tag als bei Nacht
Darauf ſehr ſorgfältig und ängſtlich Acht.

Doch um deinen Geldmangel zu ſtillen,
Will ich noch einmal dein Verlangen erfüllen,
Und ich ſende die Gelder mancherlei
Im verſiegelten leinenen Sacke hiebei.

Jedoch muß ich dir hienebſt andeuten,
Es ſind heur gar nahrloſe Zeiten,
Und es fällt mir wahrlich gar ſchwer,
Alle Gelder zu nehmen woher.

Mit dem Handel gibt's nur Kleinigkeiten,
Denn es iſt kein Geld unter den Leuten,
Und die Rathsherrnſchaft wirft auch nicht viel ab,
Drum ſind meine Einkünfte ſo knapp.

Ich werde es alſo ſehr gern ſehen;
Wenn du von der Univerſität thuſt gehen;
Zumalen da du, zu dieſer Friſt,
Gewißlich ſchon ausgelernet biſt.

Denn wenn du noch länger alda bleibeſt
Und das koſtbare Studiren forttreibeſt,
So werde ich noch zum armen Mann
Und keine Gelder mehr ſchaffen kann.

Wir werden dich hier mit großem Verlangen
Als einen gelehrten Sohn ſtattlich empfangen;
Beſonders freut deine Mutter ſich
Auf deine Zuhauſekunft inniglich.

Ich möchte dir gern etwas Neues ſchreiben,
Es thut aber Alles hier beim Alten bleiben;
Ich bin indeſſen früh und ſpat
Nach Gewohnheit geweſen oft im Rath.

Da haben wir, in Pleno, thun dichten,
Um verſchiedene Aenderungen einzurichten,
Damit in der hieſigen Polizei
Alles fein ſauber und ordentlich ſey.

Deine Mutter hat an Zähnen viel ausgeſtanden;
Aber ein großer Wundarzt aus fremden Landen
Vor einigen Tagen hier kam
Und die böſen Zähne wegnahm.

Deine Schweſter Gertrud hat einen Freier,
Es iſt der Prokurator Herr Geier;
Die Sache iſt ſchon gekommen ſehr weit,
Und die Gertrud iſt ſchon ziemlich breit.

Unſer Pfarrer iſt immer kränklich,
Man hält ſeinen Zuſtand für bedenklich.
Stürbe einſt dieſer rechtſchaffene Mann,
So würd'ſt du vielleicht unſer Pfarrer dann.

Unſers reichen Nachbars ſein Lieschen
Vermeldet dir ein herzliches Grüßchen;
Das Mädchen wird artig und fein
Und könnt einſt deine Frau Pfarrerin ſeyn.

Endlich grüßen dich alleſammt wieder
Deine ſämmtlichen Schweſtern und Brüder,
Sie freuen ſich über dein Wohlergehn
Und hoffen ſchier baldigſt dich hier zu ſehn.

Ich beharre übrigens

Dein treuer Vater
Hans Jobs, pro tempore Senater.

N.S. Dein Schreiben mir zwar gefällt.
Aber verſchone mich weiter mit Geld.

Bemerkungen

über Meteorsteine, Revolutionen, Stallfütterung, dramatische Kunst, Mnemonik, Zubereitung der Schnupftabake, Pensionen, Generalpaß, Schweinezucht, Adagio's Congestionen, Processe, Schnellläufer, Nachdruck, Räuberbanden, Romantik, Irrenanstalten, historische Romane Stroh-Hute, Poeten-Uebervölkerung, Leierkasten, Fabrikbücher und Zweigroschen-Kattune, Journale, Zuckerwasser, Briefwechsel, Wechselbriefe, Wüsten, Lord Byron, Waschlappen, Naturphilosophie und Schwefelhölzchen.

Von E. Ortlepp.

Ich kann auch ein Motto nehmen:

Motto: „Non multum, sed multa."

Ich werde nun gleich mit der Abhandlung dieser stoffreichen Gegenstände anfangen, und über Alles möglichst erschöpfend zu seyn mich bestreben. Schon eine Abhandlung über einen einzigen Gegenstand hat ihre großen Schwierigkeiten und erfordert einen weiten Spielraum. So ließe sich leicht bloß über die Meteorsteine ein sehr vortreffliches ganzes Werk schreiben, welches auch mein Freund, der Mann im Monde, bereits unter der Feder hat, weshalb ich nur kurz sage: Ueber

Meteorsteine das Nöthige zu bemerken, habe ich weder Muße, noch Lust, noch Kenntnisse, daher ich dieß sehr gern den Physikern überlasse.

Revolutionen. Ob sie tellurisch oder epidemisch

sind, möchte wohl noch einer nähern Untersuchung bedürfen. Das Wort bedeutet „Umwälzungen." Die meisten Revolutionen gibt es in China, wo auch die Radicalreformer die größte Epoche machen.

Stallfütterung. Ueber sie möcht' ich eigentlich erst einmal mit einigen in Aemtern stehenden Belletristen sprechen. Der freie Pegasus will nichts von ihr wissen.

Dramatische Kunst. Ein Verir-Artikel, der sich in unsern Zeiten nicht mehr auf's Reine bringen lassen will, weil — weil — es an einem jungen Goethe fehlt.

Mnemonik. Simonides erfand sie. Ich versichere hier, daß ich aller meiner auswärtigen Freunde täglich mit den wärmsten Empfindungen gedenke, daß ich aber ihnen zu schreiben weder viele Lust noch Zeit habe.

Zubereitung der Schnupftabake. Ueber dieselbe wird von mir nächstens ein Werk in 20 Bänden mit schönen Vignetten erscheinen. Das Buch ist sehr poetisch; auch sind darin viele gründliche Abhandlungen über Nasen.

Pensionen. Werden jetzt den Dichtern viele gegeben von den Fürsten.

Generalbaß will ich einzeln nehmen. Ein General ist bei der Armee dasselbe, was ein Baß im Orchester.

Schweinezucht ist in Deutschland so zu Hause, daß man nicht hoffen darf, sie durch Worte zu verbessern.

Adagio's. Bei ihnen schweigt man am liebsten; warum also nicht auch von ihnen?

Congestionen. Irving sagt: „es ist eine Strafe für einen genialen Mann, nach der Mahlzeit zu arbeiten." Davon bekommt man sie häufig.

Processe sind leider keine
Schnellläufer, so wie
Nachdrucker keine

Räuber, denn sonst würden sie ja gehangen. Die übertriebene

Romantik wird die Errichtung mehrerer

Irrenanstalten nöthig machen, und die

Historische Romane und Strohköpfe werden sich zwar etwas länger in der Mode halten als die

Stroh-Hüte; indeß werden sie bald sterben, wenn nur erst der große — — — aufgetreten seyn wird.

Poeten-Uebervölkerung. Ein heilloser Artikel.

„Was an Emils Gedichten mir das Beste scheint?
Ihr — Ende, Freund!“

Leierkasten schlechter Poeten werden dutzendweise, zu Tausenden spottwohlfeil, verkauft auf dem Leihause zu Leierstädt.

Fabrik-Bücher liefern unzählige Bücherfabriken, so wie Fabrik-Kattune à 2 Gr. unzählige Kattunfabriken. Das Fabrikwesen ist also in Flor.

Journale schmecken wie

Zuckerwasser und

Briefwechsel würde ich mehr führen, wenn ich reicher wäre an

Wechselbriefen, die vor allen Briefen den Vorzug haben.

Wüsten finden sich sehr viele in den heurigen Zeitungen.

Lord Byron dagegen hat Paradiese in allen seinen Höllen.

Waschlappen würden besser neben einem andern Artikel weiter oben einen Platz gefunden haben.

Naturphilosophie:

„Ich lobe mir vor Kant und Fichte
Doch die Naturphilosophie,
Sie mischet Wahrheit und Gedichte,
Man lernt, man weiß nicht was, noch wie.“

Schwefelhölzchen stehen recht klein und ärmlich zuletzt. Wenn ich ein Kritikus wäre, so würde ich aber gerade deßhalb auf sie das meiste Gewicht legen und einige Seiten voll über sie zusammenschreiben; indeß da mir der Sinn für das Allzukleine abgeht, will ich hiermit den gelehrten Dr. N. N. ermuntert haben, uns doch bald einmal etwas recht Gründliches über sie zu sagen.

Anekdote.

Frau von C . . . gehörte zu den galanten Damen, die ihre Gunstbezeugungen dem Meistzahlenden ohne viele Mühe bewilligte.

Einst wollte sie auf einen Maskenball gehen. Sie fragte daher den Grafen von K . . ., einen bekannten Spötter, um Rath über die Wahl ihres Maskenanzuges.

Ich möchte mich aber gern recht unkenntlich machen, sagte sie.

„Nun so kleiden Sie sich als eine ehrbare Bürgersfrau," sagte er: „dann kennt Sie gewiß Niemand."

Gastgeberswitz und Sentiment.

Der Gastgeber Heinzelmann in Berlin, hat jetzt sein Elysium nach Potsdam, an den Fuß der Bräuhausberge verlegt. Er kündigt seine Morgenconzerte folgender Art an: „Durch meine früheren Bemühungen sind diese Morgenfeste zur Freude jedes gefühlvollen Menschen ins Leben getreten, und gewiß viele tausend Familien haben sich innig daran ergötzt. Das Beleben der Natur, die Verkünderin der Herrlichkeit Gottes, ruft mächtig die schlummernden Gemüther zum Genusse wach. Aber herrlicher als je, breitet sich eine neue Flur von der Höhe des Bräuhausberges vor dem Auge des entzückten Beschauers aus. Alles Schöne der Umgebung Potsdams — das so viel gepriesene — drängt sich hier gewaltig in hoher Majestät zusammen; kein Gemüth kann unbewegt bleiben. Auf denn, meine Freunde! verehrte Berliner, kommt und genießet!!! Es wird meine größte Glückseligkeit seyn, Euch glücklich und vergnügt um mich zu sehen.“ Man sage noch, daß die Zeit an Gemüthlosigkeit leidet, wenn die Kaffetiers das Gemüth anrufen müssen, um Gäste zu locken! Der noch berühmtere Weinhändler Louis Drucker, der fortfährt, den Berliner Humor noch mehr zu parodiren als zu repräsentiren, hat, wie denn Alles jetzt auf Potsdam spekulirt, auch ein Sommeretablissement dahin verlegt,

welches er, in glücklicher Parodie seines Kollegen, so ankündigt; „Mein Sommeretablissement Tornow, ein Viertelstündchen von Potsdam, im Herzen Deutschlands, da wo die Havel mit Erlaubniß der Mutter Natur schon vor Jahrhunderten eine Insel bildete, welche vermittelst einer modernen Brücke mit dem Continente zusammenhängt, bietet die Pfingsttage über ein Schauspiel dar, über welches sich Menschen und Konkurrenten, wenn sie sonst ein edles Gefühl besitzen, erfreuen werden. Das Gezwitscher der Vögel, das Gequäck einiger tausend Naturfänger oder Laubfrösche, das Lallen der lieben Kinderlein, ein herrliches Conzert; die Düfte wohlriechender Blumen, die Aussicht auf drei unabgebrannte Windmühlen bilden ein Ganzes, welches zu beschreiben ich der Prüfung eines jeden Einzelnen überlasse, damit die Insertionskosten nicht vergrößert werden." —

Das Konterfei.

Neulich erschien ein Roman in Paris, in welchem ein gewisser Jemand sich leibhaftig abkonterfeit finden wollte; er fand sich dadurch aufs Höchste beleidigt und forderte von dem Verfasser Genugthuung für diesen Schimpf. Wenn der Mann Recht gehabt hätte und ihm wirklich ohne sein Verschulden übel mitgespielt worden wäre, so möchte ihm schwerlich Jemand diese Reklamation verargen. — „Ich bin bereit, Ihnen eine vollständige Genugthuung zu

geben," antwortete der Verfasser des Buches, „aber ich mache zur ausdrücklichen Bedingung, daß sie schriftlich erklären, Sie wären überzeugt, daß alle Züge der Figur, welche ich gezeichnet habe, auf Sie anwendbar seyen." — „Darauf soll mirs nicht ankommen," antwortete der Kläger, blind vor Leidenschaft. Er nahm eine Feder und stellte den Revers aus. „Gut, gut," antwortete darauf der Schriftsteller, „nun frage ich jeden Mann von Ehre, ob ich mich mit einem Menschen schlagen kann, der sein leibhaftiges Gesicht in einem so abscheulichen Bilde, wie ich es entwarf, wieder erkennt." Verwirrt und niedergeschlagen machte sich der Beleidigte davon.

Aufgabe.

Ich mache bittre Thränen fließen,
Wenn das gepreßte Herz sich fühlt;
Doch kann ich auch den Schmerz versüßen,
Und dieses wird so leicht erzielt:
Wenn sich ein Zeichen nur verdreht,
Das Zweite nach dem Dritten steht.

(Reis, Reise)

Aus Abraham a Sancta Clara. Heilsame Lehren für das Leben.

Advokat.

Wer die Advokaten auf Erden vergleicht einem Wund-Kraut, der thut recht, ein Wund-Kraut seynd sie, dann wie dieses alle gefährliche Wunden zusammem heilet, also pflegen sie auch mit ihrer stattlichen Wissenschaft so gar die verwundte Gemüther wieder zu recht zu bringen.

Wer die Advokaten im Feuer vergleicht einer Salamandra, der thut recht, eine Salamandra seynd sie, gleichwie dieses Thier mitten in dem Feuer und Flammen unversehrt bleibet, also lassen sich auch rechtschaffene Advokaten wegen der Justiz durch keine Verfolgung überwinden.

Wer die Advokaten im Wasser vergleichet einem Delphin, der thut recht, Delphine seynd sie, dann gleichwie dieser Fisch die Leute auf seinen Rucken nimmet und aus den gefährlichen Meerwellen zum Gestat hinaus salviret; also helfen die gute und wohlerfahrne Advokaten auch manchen aus den größten Gefahren.

Weil aber selten eine Wiesen ohne Scheer-Hausen, selten ein Mark ohne Dieb, selten ein Wein ohne Gleger, selten ein Garten ohne Brennessel, selten ein Sommer ohne Mucken, selten ein großer Geldschatz ohne falsche Münz, selten ein Buch ohne Esels-Ohr, selten ein Apfelbaum ohne Wurmstich, selten eine Fasten ohne Stockfisch,

selten ein Pelz ohne Schaben, selten eine Schul ohne Eselbank, selten ein Wald ohne Gimpl, selten ein Garn ohne Knopf, selten ein Acker ohne Distel, selten ein Kirchtag ohne Raufhändel, selten eine Schreiberei ohne Sau; also ist auch selten ein Stand und Profession ohne böse Leute: dahero auch unter den Advokaten ebenfalls gewissenlose und tadelhafte Gesellen anzutreffen seyn.

Etliche seynd wie ein Wagen, der immerzu will geschmiert werden.

Etliche seynd wie eine Wiegen, die allezeit da bald hin, bald her wankt.

Etliche seynd wie ein Hagel, der sich nur einfindet, wann es kühl hergehet.

Etliche seynd wie ein Hügel, der nichts anders ist, als eine hoffärtige aufbäumte Erden.

Etliche seynd wie ein Aal, welcher Fisch nur das trübe Wasser liebt.

Etliche seynd wie ein Oel, so allezeit will oben schwimmen, stolz ꝛc.

Etliche seynd wie ein Lachs, kein Fisch macht seltsamere Sprünge, als dieser.

Etliche seynd wie ein Lux, schauen aber nur auf Geld und Schenkungen ꝛc.

Buchbinder.

Etliche heften die Bücher zusammen so liederlich, daß die Blätter so bald abfallen, als die Blätter von einem Buchbaum, denen der harte Herbstluft gleich den Rest gibt. Zuweilen findet man einen so sauberen Bruder, der nur ein halbes Jahr beim Handwerk gewest, der fangt an für

sich selbst zu stechen und fretten, aber leider! ein jeder Stich ist fast ein Stichwort, so dem Authorem des Buchs verdrießen kann, dann er grabt oft dergestalt in die Schrift hinein, daß er die Buchstaben abzwickt, wie der Schmied die Hufnägel, oder aber er hauft mit dem Schneideisen, weit ärger, als Petrus mit dem Säbel, mit dem er dem Malcho ein Ohr abgestutzt. Einige seynd wohl auch theils aus Unerfahrenheit, theils aus Saumseligkeit, welche die Bogen versetzen, und folgsam dem ganzen Buch ein Schad und Schand zufügen, oder aber ist ein so ungeschlachter Gesell, welcher den eisernen Hammer gar zu ohnmäßig braucht, daß nachmals der neue Druck gezwungener Weis die Farb, so er unlängst genossen, muß wieder von sich geben, wodurch das ganze Buch fast unbrauchbar wird. Es wird auch wohl nicht mangeln, daß nicht zu Zeiten einer anzutreffen, der zwar mit Cordeban kann umspringen, aber gleichwohl nicht Cordebonisch im Gewissen, sondern vielmehr seine Seel in Schweinleder eingebunden; ein solcher aber muß und soll auch wissen, daß in Büchern die Clausuren oder Gespörr auf und zugehen, in der Höll aber ein Clausur seye, so ewig versperrter bleibt. Im übrigen seynd ohngezweifelt sehr viel, ja die meisten Buchbinder, die nicht allein einen guldenen Schnitt zu machen wissen, sondern auch einen guldenen Wandel führen, und die Betbücher so fleißig einbinden als auch andächtig durchlesen.

Buchdrucker.

Ob schon die Buchdrucker wegen solcher heilsamen Kunst sehr preiswürdig seyn, und dessenthaben auch von großen Königen und Monarchen in sonderen Ehren gehalten

werden, auch mit vielen Gnaden und Privilegien, so sie von denselben empfangen, recht und billig dürfen prangen; so findet man doch einige unter ihnen die zwar in Quart, Octav, Duodez wissen zu drucken, unterdessen aber gleichwohl Vögel in Folio abgeben, dann es finden sich ebenfalls unter ihnen gewissenlose Leute, welche da vergifte Lehren, ehrenrührige Pasquille, und auch der Ehrbarkeit höchst nachtheilige Sachen unter die Preß legen, wodurch der Kirchen, dem Land und Landsfürsten der größte Schaden kann zugefügt werden. So ist zugleich auch einer und der andere anzutreffen, welcher im Setzen so schleuderisch und saumselig, daß mehrmalen an statt Resel Esel, an statt Famulus, Mulus, an statt Judäus, Deus, an statt Caula Aula, an statt Prasinus, Asinus, zu lesen ist. Item, wissen einige unter ihnen ihren Nutzen gar wohl in Acht zu nehmen, indem sie in der Still, ohne Erlaubniß des Authoris, eine Butten Exemplaria zulegen; wer aber unter ihnen nicht also beschaffen, wie ich glaube, daß die meisten ehrlich und redlich seyn, so soll man solchen billig alles Gutes nachsagen, ja weil sie so gerecht und vollkommen im Drucken seynd, so werden sie weder hier noch in jener Welt unterdruckt.

Buchhändler.

Dieses ist zu beklagen, daß manche Buchhändler aus allzugroßer Begierde übermäßigen Gewinnstes so gar schlimm Papier zu den verlegten Büchern nehmen, welche dem grauen Löschpapier, darvon man in den Würzläden die Düten macht, nit unähnlich kommt, also, daß man kaum den Druck von solchen schmutzigen Blättern lesen kann. Auch

daß viele, die Druckunkosten näher zu haben, an solchen Oertern drucken lassen, wo keine, oder doch gar unverständige Correctores sind, welche den Druck nicht mit rechtem Fleiße revidiren. Da bleiben dann so viel Fehler in einem solchen übelgedruckten Werke, daß man es bei dessen Durchlesung kaum verstehen kann, oder solche denen Periodis einen ganz andern Sensum geben; ja wer dieselben alle herausziehen wollte, gleich noch einmal so viel Bögen dazu gebrauchte, als das Buch an sich selbsten groß ist. Welches denn dem Authori, der kaum seine eigene Arbeit kennet, den größten Verdruß verursachet, den Leser bei schlechtem Appetit erhält, und dem allzueigennützigen Verleger gewißlich wenig Ehr bringet.

Vor allem muß ein Buchhändler sehen auf gute Bücher dann manche gelten gar nichts zum Verschluß, daß mancher Buchhändler annoch ein Buchführer bleibt, aber mit keinem Nutzen, weilen er die Bücher, die er zu verschließen gemeinet hat, wiederum nach Haus führen muß.

Ein Buchhändler sollte Acht haben vor allem, daß er in libro vitæ, in dem Buch des Lebens wird zu finden seyn, welches geschehen wird, da er sich von geistlichen Büchern wird leiten lassen.

Eheleute.

Zwischen den Eheleuten soll es hergehen, und eine Beschaffenheit haben, wie bei der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, dann daselbst werden drei Personen gezählt, und doch nur ein Gott. Also wann schon der Ehestand in zwei Personen besteht, so soll doch gleichsam nur ein Herz seyn, und ein Gemüth, ja die größte Einigkeit unter ihnen seyn. Der Ehestand ist dießfalls wie ein Granat-

Apfel, dieſe ſchöne Frucht trägt über ſich eine Kron, ſo lang der Apfel ganz bleibt. Sobald er aber ſich zerſpalt, ſo iſt die Kron hin. Alſo wie lang die zwei vereiniget ſeynd, ſo lang haben ſie gleichſam eine guldene Kron, führen ein gutes Regiment, ſo bald ſich aber ein Zwieſpalt ereignet, ſo iſt Alles hin.

Beim Salz ſollen die betrübten Eheleute auch die Geduld lernen. Wie oft kommt das Zucker-Confect auf euren Tiſch? Niemals, oder ſelten. Wie oft werden die Hönigkräpfel und Küchlein aufgetragen? Niemals, oder ſelten. Wie oft werden die ſüßen Saftfrüchte aufgeſetzt und vorgelegt? Niemals oder ſelten. Wie oft ſtehet das Salz auf dem Tiſch? alle Tag. Wie oft wird das Salz in die Speis eingeſtreuet? alle Tag. Was iſt das tägliche Kuchelgewürz? das Salz. Man iſſet täglich, was? das Brod. Was iſt ein Brod? auch Salz. Eben auf dieſe Manier gibt es in dem Eheſtand öfter Salz der Bitterkeit, als Zucker und Honig der Freudentäg: Patientia, Geduld. Wer war Tobias? Ein blinder Mann: Geduld. Wer war Lia? Ein triefender, wäſſeriger Augenſpiegel: Geduld. Wer war Jacob? Ein hinkender Mann der ſchönen Frau Rachel: Geduld. Wer war Michol? Eine Ehefrau des Davids, welche ihren Herrn verlachte und im Herzen verachtet, geſpottet hat: Geduld. Im Eheſtand kann man nicht Alles löſchen, was brennet, nicht Allem ausweichen, was ſchrecket, nicht Alles wenden, was hindert, nicht Alles meiden, was betrübet, nicht Alles abwerfen, was beſchweret, nicht Alles vermitteln, was wie ein Holzwurm an der Wurzel des Herzens nagt, nicht Alles verringern, was wie ein Mühlſtein drucket: Patientia, Geduld, es kann doch im Leiden die Ehe nicht getrennet werden, dann alligatus es, ihr ſeyd angebunden.

Darumb die Eheleut müssen ein guten Kopf haben, dann sie gar oft das Ablämpeln leiden.

Die Eheleut müssen gute Zähn haben, dann sie gar oft müssen etwas verbeißen.

Die Eheleut müssen gute Finger haben, dann sie müssen gar oft durch dieselbe schauen.

Die Eheleut müssen ein guten Rucken haben, dann sie gar viel müssen übertragen.

Die Eheleut müssen ein guten Magen haben, dann sie müssen gar viel harte Brocken schlücken.

Die Eheleut müssen ein gute Leber haben, dann es kriecht ihnen gar oft etwas darüber.

Die Eheleut müssen gute Achslen haben, dann sie müssen dieselbe oft über ein Sach schupfen.

Die Eheleut müssen gute Füß haben, dann es tragts der Schuch gar vielfältig: mit einem Wort, Patientia, ist die erste Haussteuer, so die Eheleut haben müssen.

Man wird bald nicht andächtigere Leut finden, als die Eheleut, dann sie gehen fast alle Tag mit dem Kreuz, und kommen mir sie vor, wie die Schiff am Gestat, welche zwar angebunden, und scheinen, als genießen sie ein Ruhe, man wird aber doch sehen, daß eines das andere stoßet, also seynd gleichförmig die Eheleut zusammen gebunden durch das heilige Sacrament und einhelliges Ja, auch scheinet ihr Stand ein Ruhestand, man wird aber dannoch merken daß eines das ander plaget, und thut es nicht haglen, zeigen sie doch zuweilen die Blitze.

Der Ehestand mag endlich verglichen werden der vergulden Archen des Bunds im alten Testament, auf welcher zwei guldene Cherubin waren, welche auf Befehl Gottes einander mußten anschauen; also im Ehestand soll eins das andere freundlich ansehen, und nit sie gegen Orient, und

er gegen Occident, dann auf solche Weis seynd sie gleich den Samsonischen Füchsen, welche die Philistälsche Felder in Brand gesteckt, diese waren zwar zusammen gebunden, aber die Köpf waren weit von einander, und schauete einer hi, der andere hot. O Gott! das ist ein Spott.

Dahero meine Weltmenschen, so euch doch die Zähn wässeren nach dem Ehestand, so leget zuvor Alles wohl auf die Waagschalen, fahret nit gar zu gähe in Haberbrein, damit ihr euch das Maul nit verbrennet, erwäget fein reiflich alle Umständ, alle Eigenschaften und Neigungen selbiger Person, mit welcher ihr euch wollet verbinden. Jener muß ein unbedachtsamer Lapp seyn gewest, von deme das Evangelium registriret, Luc. c. 14, wie daß er neben anderen zum Hochzeitmahl ein heftiges Ladschreiben empfangen, nachmals aber persönlich nicht erschienen, sondern durch die Diener, so ihn zum andertenmal ruften, folgende ungereimte Antwort beibringen lassen, wie daß er habe ein Dorf gekaufet, und nun vonnöthen wäre, daß er hinaus gehe, und selbiges besichtige, soll ihn also entschuldiget haben: Laß mir den ein Strohkopf seyn, der etwas einkauft, welches er noch nit gesehen, er hätte sein sollen vor dem Kauf das Dorf genau besichtigen, den Augenschein aller Inwohner und Unterthanen einnehmen, Grund und Acker umbreiten ꝛc. Also soll man fein zuvor, ehe man sich in eheliche Verbindnuß einlasset, Alles wohl betrachten, damit man nit an statt einer Gertraut, ein Bärenhaut, an statt eines Paulen, einen Faulen, an statt einer Dorothee, ein Ach und Weh, anstatt einer Sybill ein Pfeffermühl, anstatt eines Mathiesen einen Matto heirathe; zuvor muß man Alles erwägen, auf daß man nit auf dem Roßmarkt einen Esel einhandlet, und Rüben für Rettich einkaufet.

Ehemann.

Welcher sein Weib fortan schlägt,
Kein Ehre davon trägt;
Wer dem Weib anlegt die Hand,
Schläget seine eigene Schand,
Weil er nicht besser beweisen kann,
Als an dem armen Weib den Mann.

Es sollen dahero die Ehemänner nicht Löwen im Hause seyn, noch gegen dem Weib ausschauen wie ein spitzfindiger Heftleinmacher, ꝛc. Höret was die heilige Schrift sagt Colos. c. 3: Ein Mann soll sein Weib mit Manier tractiren, nicht herb, und scharf gegen dieselbe verfahren, sondern mit Vernunft bei ihr wohnen.

Ein Mann soll nicht ein Sturmwind seyn,
Alles im Haus zu werfen ein:
Vielmehr brauch' er der Sonnen Witz,
Die allgemach wirkt durch ihr Hitz:
Soll nicht allzeit um poltern gehen,
Sondern dem Bösen widerstehen;
Dann wo man Alles stürmen will,
Dringt man das Weib vom Schirm zum Ziel.

Wann man ein irdenes Gefäß, etwan einen Hafen will flicken, da ziehet man ganz langsam den Drath durch, man zwickt denselben ganz behende und heiklich zusammen, man klopft so gering mit einem Hämmerlein, daß man kaum ein Floh dadurch ums Leben bringen könnte, und geschicht solches gar künstlich, und weiß, dann sofern man stark darauf sollte schlagen, oder klopfen, so würde das Geschirr nicht geflicket, noch verbessert, sondern gar zerbrechen

und zertrümmert werden. Geschirr, und zwar sehr gebrechliche Geschirr seynd die Weiber; wann nun solche einige Mängel an sich haben, und spüren lassen, vorderist trutzig und pochend seynd, so ist es schon recht billig und löblich, daß ein Mann sich befleißige, und dahin trachte, solche zu verbessern, und ihnen solche Untugenden abzugewöhnen, aber ein solches muß nicht geschehen mit einer unhöflichen oder ungeschlachten Grobheit, nicht mit einer tyrannischen Verfahrung, sondern mit einer höflichen Manier; maßen ja die Erfahrenheit giebet, daß ein solche unglimpfliche Schärfe mehr Schaden als Nutzen ausbrüten thut ꝛc.

Ein Mann muß nicht beschaffen seyn wie ein Organist, der nichts anders kann, als schlagen; es ist ein gewisser Zeug, der heißt Puffy, aus diesem macht man ein Kleid, aber aus Püffen und Schlägen wird nichts anders als ein Leid, und folgsam alle Lieb und Einigkeit verbannisirt. Kamplen gehet hin, aber Raufen ist zu grob.

Ehestand.

Wann manche junge Leut von Ehestand hören, vermeinen sie, es wäre in solchem lauter Honig und Süssigkeit, wissen aber nicht, wie viel tausend Bitterkeiten darunter verborgen liegen; wann es ein halb Jahr herum, da fangen allgemach die Trübseligkeiten an Processionweis ins Haus zu dringen, alsdann fangt man erst an zu erkennen, und mit offnen Augen zu sehen, wo man ist, und in was für einen Stand man sich begeben hat.

Da pflegt mancher und manche sich hinter den Ohren zu kratzen, besonders Weibsbilder, die ohne einiges Bedenken sich verheirathen, da heißet es: O hätte ich das gewußt!

„Aber du mein bethörte Haut, hast dir diesen Nagel selbst gespitzt, in den du getreten, du hast dir diesen Zwiefel selbst zieglet, der dir so oft das Wasser aus den Augen locket, du hast dir dieses Feuer selbst gelegt, welches anjetzo alles das Deinige in den Aschen gelegt, ꝛc. Du hast weder Gott, noch den Nächsten, auch sogar deine eigene Eltern nicht befragt, sondern dahin geheirathet, als wären dir die Schwalben über die Augen kommen, wie dem Tobiä. Hättest fein weislich nachgefragt, ob diesem nicht allzeit träumte wie dem Mundschenken des Königs Pharaonis, von dem Rebensaft, hättest du nachgeforscht, ob dieser nicht öfters in der Bibiothek, als Bibliothek anzutreffen, so wärest du also hinter die Wahrheit kommen.“ Aber der blinde Bub ohne Schuh gab dir keine Ruh.

Wie oft ist der Ehestand ein solches Jericho, wo Alles über und über gehet, wie oft ist der Ehestand ein Garten, wo nichts anders wachst, als Trübnuß, wie oft ist der Ehestand ein Juwelierladen, wo nicht anders seynd, als Schlaguhren, wie oft ist der Ehestand ein Tisch, worauf man nichts anders setzt, als Krüg und Flaschen, wie oft ist der Ehestand ein Mahlzeit, wo man mit nichts anders tractirt, als mit Gestößens, wie oft ist der Ehestand ein Ofen, wo man mit nichts anders einheizt, als mit Prügel, wie oft ist der Ehestand ein Karten, wo man nichts anders spielt, als Bastoni, wie oft ist der Ehestand ein Erzgruben woraus man nichts anders grabt, als Zankeisen, wie oft ist der Ehestand ein ABC, worin der größte Buchstab das W, wie oft ist der Ehestand ein Spital, worin die größte Sucht die Eifersucht, wie oft ist der Ehestand ein Himmel, worin nichts anders gesehen wird, als Unstern, wie oft ist der Ehestand ein Jagd, allwo man zum öftesten fangt die Elendthier, wie oft ist der Ehestand ein Procession,

wo allzeit das Kreuz voran geht, wie oft ist der Ehestand ein Tempel, worin nur S. Nothburga, und nicht S. Felicitas verehret wird, wie oft ist der Ehestand ein Wald, in welchem alles Holz wachst, außer der Segensbaum nit, wie oft ist der Ehestand ein Ort, ein Jericho, wo Alles über und über geht!

Es gibt so viel unbesonnene Adamskinder, wann man von Ehestand redet, so spitzen sie die Ohren wie der Schimmel, da er sieht den Habersack schütteln, es schlagt ihnen die Puls, als wollt sie auf der Post reiten, wann nur die geringeste Meldung geschieht von der Hochzeit, es dünkt ihnen, als seye in dem Ehestand ein lauterer Himmel. O Lümmel! es ist weit gefehlt, es ist nur also der blose Schein, es ist nichts darin zu finden, zu gründen als trübes Wasser, verstehe Betrübnisse und Widerwärtigkeiten.

Der Ehestand ist ein Baum, welchen der allmächtige Gott selbsten gepflanzt hat, dieser Baum grünet dermassen lieblich, breitet seine blättervolle Zweig also aus, daß er den Menschen fast die Augen und mit den Augen das Gemüth auf Magnetart ziehet, derenthalben, ein so große Menge zu diesem Baum eilet, und denselben umfanget; aber schauet ein wenig ihr Weltmenschen, wir dieser Baum beschaffen, werdet spüren, daß er voller Kreuz, ja fast lauter Kreuz daran, darin, darum.

Aus den Predigten zum Todtlachen.

Rede von der Ehrabschneiderei.

Im Ton des Pater Abraham a Sancta Clara.

Zu Jerusalem, meine Lieben, war ein Schwemmteich, Bethesda genannt, worin alle die, so hineingestiegen, von ihren Uebeln geheilet wurden, wenn nämlich der Engel vorhero das Wasser bewegt und trübe gemacht. Warum, fragt sich, hat der Engel das Wasser trübe gemacht? Damit man nicht hat können sehen die elenden Geschwüre, offene Schäden, und ekle Wunden der Kranken. Von diesem Engel, meine Lieben, sollen wir lernen unsers Nächsten Mängel und Gebrechen verdecken, vertuschen, verbergen. Aber thun wir das?

Die Leute sind heut zu Tage wie der Gockelhahn; sie krappeln und kratzen Tage lang im Mist, und finden sie dann ein Sündenkörnlein ihres Nächsten, so schreien sie Gack Gack, daß es die ganze Nachbarschaft hören muß. Sie sind wie die Engel, welche aus dem Menschen nur das schlechte und verdorbene Blut heraussaugen. Sie sind wie die Dornhecken, welche Niemanden vorbei gehen lassen, ohne ihn zu rüpfen.

O verdammte Zungen! Hirschzunge ist ein Kraut, auf lateinisch Splenium genannt, diese thut über allen Glauben heilen; aber Menschenzungen thun das Widerspiel, denn sie verwunden über alle Maßen.

O Maul, Maul! wie wirst du einmal deine Sünden büßen müssen! Beschau deinen Namen und lies ihn rückwärts. Wie lieſest du? Luam, das heißt auf Deutsch: ich werde büßen.

Wie der Schnee sollst du seyn, der alles Garstige weiß bekleidet und zudeckt, auch Mist und Koth. Aber wie machst du es? Wie geht es in Gesellschaften zu? Da geht man mit des Nächsten Namen um, wie der Simson mit den Feldern der Philister, wie die Magdalene mit der Alabasterbüchse, die sie zerbrochen, wie der Teufel mit dem Hiob, wie Gideon mit dem Getraide, wie Jakob mit der Ruthe, die er halb geschält hat. In solchen Gesellschaften sind die Wörter — Schwerter, die Erzählung — Verstellung, das parlare — burlare, der Diskurs ein — Disgust, das Schwätzen — Schwärzen, das Schmutzen — Stutzen, das Lachen — Verlachen.

Unter allen Plagen, welche Gott über den Pharao ergehen lassen, war nicht die geringste die große Menge Frösche, welche ihn quälte. Ueberall und immer war nichts zu hören, als das verdrießliche Koax. O liebster Gott, wo ist heute eine Mahlzeit, eine Zusammenkunft, wo nicht solche Froschgoschen zu Dutzenden sich hören ließen, die unaufhörlich über ehrliche Leute quacken?

Wir Alle sind arme Schlucker; übernehme sich doch keiner! Haben wir etwas, so ist es fremdes Gut. Denn wenn die Erde ihr Geld, das Schaf seine Wolle, der Wurm seine Seide, der Ochs sein Fell, der Acker seinen Flachs zu sich forderte, so stünden wir nackt und blos. Aber ein Schäfchen hat Jeder, welches mit ihm aufwächst, mit ihm speiset, bei ihm schläft, das ist die Ehre, der ehrliche Nam. Und nun kommt Einer, und stiehlt mir dieses Schäfchen? O entsetzlicher Dieb! Fama hat zum Echo

ama. liebe deinen guten Ruf, und im guten Namen klingt der Wiederhall Amen! das heißt: einen guten Namen erhalte dir, es geschehe also.

Sagst du, der Mann ist brav und rechtschaffen, die Frau ist ehrbar und fleißig, so schreit ein ganzer Haufen: aber, aber. Sagst du, der Mann ist ein nützlicher Mann, die Frau ist eine gescheidte Hausmutter, so quackt ein ganzer Froschteich dazwischen: ja wenn nur — wenn nur. Sagst du, der Mann ist gut, die Frau ist wirthschaftlich, so klingts von allen Seiten: gar zu gut, gar zu wirthschaftlich. O wie recht hat Jeder gesagt:

Aber, Wenn und Gar,
Ist des Teufels Waar!

Die Bären zerrissen einst in Gegenwart des Propheten Eliä viele böse Buben; heute werden ehrliche Leute von Bärenhäutern zerrissen. Ehe sie aber anfangen zu beißen, hört man sie vorher brummen: Aber aber, wenn wenn, gar gar! Dem frommen Tobias ist ein gewaltiger Fisch entgegen geschwommen, und hat das Maul aufgesperrt, daß Tobias gemeint, er wolle ihn verschlingen. Wie viel gibt es heute solcher Fische oder vielmehr Stockfische, die ihr Maul gegen uns aufreißen!

In einer Stadt, ich weiß nicht mehr welcher, ist die größte Straße die Schneiderstraße. Mein! dacht' ich, sollen auf dieser Straße lauter Schneider wohnen? Zwar gibt es der Schneider vielerlei. Steinschneider, Glasschneider, Aufschneider. Aber ich ward's in Kurzem ganz anders inne: — Ehrabschneider, lauter Ehrabschneider wohnten auf der Straße, Haus bei Haus, einer über dem andern.

Dem frommen Tobias hat eine Schwalbe die Augen besudelt und ihn um's Sehen gebracht; das war ein großes Unglück. Aber ein größeres ist es, wenn uns die

Läſterſchwalben die Ehre beſudeln und uns um unſer Anſehen bringen.

Samſon hatte ſich in der Liebe zur Delila verhaſpelt und verwickelt, daß er nicht von ihr laſſen konnte. Aber gleichwie man aus den Roſen Waſſer brennt, alſo bringt Manchem ſeine Roſine ein Waſſer, daß ihm die Augen davon übergehen. Das hat Samſon der Starke erfahren, indem ihm ſeine Delila die Haare abgeſchnitten und mit den Haaren ſeine Stärke. O verdammte Scheere, welche dem wackern Manne das Alles abgeſchnitten! Aber verdammter iſt die Zungenſcheere, welche einem die Ehre abſchneidet. Die Lehre verlieren, iſt viel verlieren; das Gehör verlieren, iſt viel verlieren; das Schmeer verlieren, iſt viel verlieren; aber die Ehre verlieren, iſt Alles verlieren.

Tauſendgulden-Kraut iſt ein gutes Gewächſe, aber Ehrenpreis iſt tauſendmal beſſer.

Hiob hat viel ausgeſtanden, aber er war wie der Delphin, welcher am luſtigſten iſt, wenn es wittert, hagelt und donnert. Nachdem alles das Seinige verloren gegangen, hat er noch freundlich ausgeſehen; gleich einer Saite, die um ſo heller und ſchöner klingt, je mehr man ſie ſpannt, gleich einer Degenklinge, welche ihre Probe zeigt im Biegen. Aber als ſeine Freunde und beſonders ſein ſauberes Weib ihm vorgeworfen, daß er dieſe Leiden verdient habe, weil er vielleicht ein laſterhafter Geſelle ſey, als man ihm alſo ſeine Ehre abgeſchnitten, da riß ihm die Geduld aus, und er ſchrie voll Grimm: was plagt ihr meine Seele?

Schaut dorthin, meine Lieben, da iſt ein Tiſch mit vielen Speiſen und Getränken, an dem ſich die Gäſte gütlich thun. Da ſitzt ein gewaltiger Schmauſer; es ſchmaust dieſer Schlegel ein Dutzend Vögel, es verzehrt dieſer Tropf

einen ganzen Kalbskopf, jeder Pastete schlägt er das Dach ein, jede Torte thut er torquiren, von jeder Schüssel raubt er die besten Bissel. Aber möcht' er doch essen, so viel er kann, wenn er nur nicht mit jedem Schluck auch einen ehrlichen Namen verschlänge! Die Aerzte behaupten, ein wohlgesättigter Mensch sey leichter, als ein nüchterner; ob er leichter sey, weiß ich nicht, aber leichtfertiger und leichtsinniger ist er, das weiß ich gewiß.

Es sind vier Dinge, die jeder Mensch haben muß, wenn er will selig werden. Das erste ist ein Seufzer, das andere die Ehe, das dritte der Ton des Hundes, das vierte Zachai Kopf. Ihr staunt mich an, und meint, die vier Dinge seyen zum Scherz erdacht? Denkt ihr, daß ich mit euch Scherz treibe? Nicht also. Der Seufzer ist ein H, die Ehe deutet aufs E, der Hundeton ist R, und Zachai Kopf ist das Z. Also HERZ muß der Mensch haben, der da will selig werden, Herz, ein gutes, ein reines Herz. Meint ihr, daß der Ehrabschneider ein Herz habe? Mit nichten. Einen Holzapfel hat er an der Stelle des Herzens, in einer Giftblase hängend.

Man hat vielfältig gefragt, was die Menschen seyen? Was brauchts viel Fragens? Narrrn sind sie. Und warum? weil sie einander das Stück Leben, was ohnedem nicht gar leicht und angenehm ist, noch schwerer und saurer machen, indem sie einander den Wind vergiften, der die Segel treiben soll, ich meine den Wind des guten Namens, und das Segel zerreißen, welches dem Schiffe forthilft, ich meine die Ehre. Lohnts auch wohl der Mühe, du Narr, daß du dich so zermarterst, deinem Nächsten die Ehre abzuschneiden? Wie lange kannst du des Vortheils froh werden, der dir daraus erwächst? Morgen vielleicht ist dir schon dein Leben abgeschnitten. Ei so geh hin, du Narr, und lebe brüderlich mit deinem Nächsten!

Wenn du deinem Nächsten sein Geld stiehlst und den Beutel abschneidest, so hast du was. Wenn du ihm die Haare vom Kopfe abschneidest, so hast du was, wenigstens eine Perrücke. Wenn du ihm die Finger abschneidest, so hast du was, du kannst sie in Spiritus thun. Wenn du ihm aber die Ehre abschneidest, so hast du nichts. Oder kannst du dir was dafür kaufen, oder eine Perrücke daraus machen lassen, oder sie in Spiritus thun? Bist du nicht also ein Narr?

Aber weil du das einmal bist, so wirst du es leider wohl bleiben, denn es heißt, wenn man den Narren im Mörser stampfet, er läßt nicht von seiner Narrheit. Indessen habe ich dich doch daran erinnern wollen, wie es meine Pflicht ist; ob ich schon weiß, daß meine Rede dem Büchlein in der Offenbarung Johannis gleicht, welches im Munde süß schmeckte, aber im Bauche Grimmen und Beißen machte, oder dem Getränke, so die Kinder der Propheten aus Koloquinten kochten, und als sie davon gekostet, die Mäuler verzogen und schrien: O Mann Gottes! der Tod in Töpfen! Wohl zu bekommen.

Parodie von Jakobi's Lied: „Wenn im leichten Hirtenkleide."

Wenn im leisen Hutfilzsöckchen
Meine braune Trutschel geht,
Und ihr rothes Büffelröckchen
Um die dicken Schinken weht,
Ueber Zäune, Steg' und Brücken,
Jeden ausgeschlag'nen Tag,
Humpl' ich dann auf beiden Krücken
Ihr mit Sack und Pacte nach.

Wär' ich nur ein Dorn der Hecke,
Welche schlau ihr Röckchen ritzt,
Nur ein Tröpfchen von dem Drecke,
Der an ihre Wade spritzt!
Wär ich nur das Fledermäuschen,
Das um ihre Mütze schwirrt!
Nur das kleine Silberläuschen,
Das von Ohr zu Ohr ihr irrt!

Wüßt ich hübsche Liebesstückchen,
Lustig, wie des Kukuks Schall,
Ach! dann hörte mich mein Liekchen
Abends an des Amtmanns Stall!
Schmauchten mich nur ihre Lippen
Als ein Päckchen Krolltabak,
Oder drückt' an ihre Rippen
Sie mich als den Dudelsack!

Könnt ich als ein Kamm ihr dienen,
Wenn sie hinter'm Zaun sich kämmt,
Könnt' ich an dem Teiche grünen,
Wo sie ihre Glieder schwemmt'
Wär' ich doch auf Veltens Diele,
Schatz, für dich ein Bündel Stroh,
Nagt' ich ach! mit süßem Spiele
Dir dein Leder als ein Floh.

Würde doch von Nicklas' Mutter
Durch den alten Teufelstext
Und ein Stücklein Hexenbutter
Dir ein Traum von mir gehext!
Schmunzelnd in dem Schlafe drücke
Fest mein Bild mit einem Schmatz!
Morgens trabst bei meiner Krücke
Du einher, und bist mein Schatz!

Im Verlage von F. H. Köhler ist erschienen:

Süddeutsche Schulzeitung für Gelehrten- und Realschulen.

Herausgegeben von

Frisch, Professor an der Realanstalt in Stuttgart.
Keim, Oberpäceptor am Gymnasium in Stuttgart.
Pfaff, Conrector am Lyceum in Eßlingen.
Schall, Professor am Gymnasium in Stuttgart.
Schmid, Rector des Lyceums in Eßlingen.

Zweiter bis vierter Jahrgang 1839 — 1842.

Inhalt des 1. Heftes 1839: I. Die Regeln, welche sich für das Studium der Philologie aus einem Rückblicke auf die Philologen des 15. und 16. Jahrhunderts ergeben. Gymnasialrede am Geburtsfest Sr. Majestät des Königs von Würtemberg, 27. Sept. 1838. Gehalten von Ludwig Bauer, Prof. am Obergymnasium in Stuttgart. II. Philologie und Pädagogik. 1. Aufforderung zum Beitritt zu einem in Göttingen Sept. 1837 geschlossenen Vereine von Philologen und Schulmännern. 2. Erste Versammlung dieses Vereins in Nürnberg, Sept. 1838. 3. Versammlung des Präceptoren-Vereins am mittleren Neckar, zu Eßlingen im Mai 1838. 4. Ueber das Fehlerhafte in unserer Aussprache des Lateinischen. 5. Beiträge zum Antibarbarus von Krebs. — III. Methodik. 1. Die Hamilton'sche Frage; die Apologie des Anti-Hamilton; Beleuchtung der letzteren. 2) Der neueste Bericht über einen Versuch der Hamilton'schen Methode. — IX. Recensionen und Anzeigen, Bemerkungen und Gegenbemerkungen. 1. Die Klassiker in den niedern Gelehrtenschulen von L. Hirzel. 2. Lehrbuch in der ebenen Geometrie von Dr. Ch. Nagel. 3. Grundriß der Naturlehre zum Behuf des populären Vortrags dieser Wissenschaft von G. H. F. Scholl. 4. Das Gymnasium in Stuttgart während der zwei letzten Decennien, ein Programm von

Prof. F. W. Klumpp. 5. Erwiederung auf die Bemerkung der Redaktion des Correspondenzblattes. Bd. I. S. 371. fg. V. Miscellen. 1. Abgerissene Gedanken. 2. Lesefrüchte.

Die Volksharfe. Sammlung der schönsten Volkslieder aller Nationen. 6 Bändchen. 16. Stuttgart, 1838. Fr. H. Köhler. fl. 1. 12 kr. = 24 Neugroschen.

Wie sich in den Volksliedern der Geist der Völker und Zeiten und der culturhistorischen Momente oft außerordentlich klar und charakterisch spiegelt und von welchem Werthe sie dadurch für den Geschichts-, Literatur- und Menschenforscher sind, ist zu bekannt, als daß es einer nähern Andeutung dessen bedürfte. Wem es nicht um ein ernsteres Studium, sondern nur um ein leichtes Amusement an diesen poetischen Schöpfungen gethan ist, der wird in der Volksharfe, welche eine Sektion der Braun'schen Bibliothek des Frohsinns bildet, Befriedigung finden. Unter den 4—500 Nummern sind die bekanntesten und ergötzlichsten deutschen Volkslieder (darunter viele von den neuern Dichtern, als Uhland, Chamisso, Rückert ꝛc.), dann aber auch viele französische, holländische, spanische, neugriechische, russische ꝛc. in ernster und heiterer Färbung und oft voll wunderlieblicher Naivität. — Druck und Papier sind gut.

Recensionsbeil. a. d. Abendztg.

So eben ist im Verlage von F. H. Köhler erschienen:

I. Der biblische Religionsunterricht bei Anfängern in fortgehender Erklärung der Sprüche der ersten und zweiten Abth. des würtemb. Spruchbuches zum Gebrauche für die Lehrer bearbeitet von Pfr. C. Fr. Rapp 8. br. 27 kr.=7 gr.

II. Die biblische Geschichte oder die Geschichte der Entstehung des Reiches Gottes bei dem israelitischen Volk und durch Jesus Christus mit Anschließung an die Sprüche der dritten Abth. des würtemb. Spruchbuches zum Gebrauche für Lehrer und Schulen bearbeitet von Pfarrer C. Fr. Rapp. 8. brosch. 54 kr.=14 gr.

III. Die christliche Sittenlehre oder die Beschreibung des in der Menschheit gegenwärtigen Reiches Gottes, in zusammenhängender Erklärung der Sprüche des vierten Abschn. des würtemb. Spruchbuches, so weit dieselben die christliche Sittenlehre enthalten, zum Gebrauche der Lehrer und Schulen bearbeitet von Pfarrer C. Fr. Rapp. 8. br. 45 kr. = 12 gr.

In diesen drei Schriften hat der Verfasser eine früher angefangene beifällig aufgenommene Arbeit (Religionsunterricht für Lehrer u. Schulen, Pr. 36 kr. = 8 gr.) vollendet.

So eben ist erschienen und im Commissions-Debit zu erhalten in der Buchhandlung von J. H. Köhler in Stuttgart:

Die Volksschule.

Eine pädagogische Monatschrift
des
Württembergischen
Volksschullehrer-Vereins.

1842. Jan. bis Dez. fl. 2. 24 kr. = Rthlr. 1½.

Diese Zeitschrift dient zwar, als Organ des allgemeinen württemb. Volksschullehrer-Vereins, zunächst einem speziellen und lokalen Zwecke. Sie ist aus dem Bedürfnisse des Schullehrer-Standes hervorgegangen, die Mitarbeiter an derselben sind meistens Volksschullehrer, und der Kreis, in dem und für den sie schreibt, ist die Volksschule, und zwar die württembergische Volksschule. Allein der praktische Boden, auf dem sie ruht, dürfte sie um so mehr auch für jeden andern nähern oder entferntern Freund des deutschen Volksschulwesens und Beförderer der Volksschullehrer-Bildung interessant machen. Sie enthält theils größere Abhandlungen, theils kürzere Besprechungen und Notizen, so wie geeignete Bücherkritiken. Auch wird den Monatheften von Zeit zu Zeit eine musikalische Beilage beigegeben.

Bibliothek

des

Frohsinns.

Neue Folge.

V. Section.

Tivoli.

Zwölftes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1842.

Tivoli.

Neues Museum

des

Witzes und der Laune.

Eine humoristische Anthologie

herausgegeben

von

Ernst Ortlepp.

Zwölftes Bändchen.

Stuttgart, 1842.
Franz Heinrich Köhler.

Inhalt des zwölften Bändchens.

		Seite
1.	Aus den Predigten zum Todtlachen. (Schluß.)	1—9
2.	Stollbergs Lied: „In der Väter Hallen ruhte", parodirt von Eginhardt . . .	10—12
3.	Curiosa und Anekdoten	13—14
4.	Die Ton- und die Kochkunst	15—16
5.	Martin sucht seinen Vater, von Benkowitz	17—26
6.	Kurze Vergleichungen	27
7.	Ueber die Kunst, reich zu werden, von Friedrich	28—53
8.	Travestie eines Monologs von Hamlet .	54—56
9.	Anekdote	56
10.	Recepte	57—59
11.	Gesuche	59—60
12.	Die Lieblingssache. Göthe's „Blümlein Wunderschön", parodirt von Eginhardt .	61—64
13.	Die sieben Jahresfeste	64
14.	Des Fräulein X Monolog, als der Unrechte ihr die Hand bot. Travestie von Hamlets Monolog: „Seyn oder Nichtseyn."	65—66
15.	Anekdoten	66—69
16.	Göthe's König von Thule, parodirt von Eginhardt	70—71

		Seite
17.	Schiller's Taucher, parodirt von E. Moll	71—76
18.	Quodlibet für Witz und Laune	77—80
19.	Noch einige Fragmente aus „Till Eulenspiegel in der Unterwelt", von E. Ortlepp	81—92
20.	Anekdoten.	92—94
21.	Die Wurst. Schiller's Glocke, parodirt von K. Druck	94—108

Aus den Predigten zum Todtlachen.

Haltet die Nasen zu!

Von Pater Abraham a St. Clara.

Allerlei Nasen, allerlei Nasen! Es gibt große Nasen, kleine Nasen, lange Nasen, kurze Nasen, dicke Nasen, dünne Nasen, gerade Nasen, krumme Nasen, weiße Nasen, rothe Nasen, glatte Nasen, knoperte Nasen, schöne Nasen, schandliche Nasen, also zwar, daß Gott, dem Allmächtigen, selbst im alten Testament nicht alle Nasen gefallen, sondern hat diejenigen von dem Altar und Priesterthum ausgeschlossen, welche eine sehr kleine oder sehr große, oder eine vertrachte Nase gehabt. Lev. c. 21. v. 18.

Plutarchus, Coelius, und Andere schreiben, daß man vor diesem sehr viel gehalten auf die Adler-Nasen, dergleichen gehabt hat, Mahomed der Andere, Türkischer Kaiser, item Carolus der Fünfte, Römischer Kaiser, und weltbekannte Monarch, wie nicht weniger Rudolphus der Erste, auch römischer Kaiser, und Habsburgischer Stammzweig; mir aber gefallen keine Nasen besser, als die haiklen, dergleichen gehabt Magdalenä Schwester die Martha, dann wie ihr Bruder Lazarus mit Tod abgegangen zu Bethanien, und nachmals Christus der Herr dahin gelangt, selben von Todten zu erwecken, da ist Martha in die Worte ausgebrochen: Domine, jam foetet, Herr, er stinkt schon. Johan. 11. C. Es ist auch wohl zu vermuthen, wie man den Stein gewälzt, daß Martha ein Tüchel oder Fatzanet für

die Nase gehalten, und vor solchem Gestank einen Abscheu getragen, dergleichen haikle Nasen seynd rechte lobwürdige Nasen, absonderlich wenn sie nicht leiden können den Gestank der Sünden, denn in der Welt nichts ärger stinkt, als ein Sünd, ja der königliche Harfenist David vergleicht den Sünder einem offenen Grab: Sepulchrum est patens guttur eorum. Psalm 1. v. 13.

Jener Misthaufen, auf welchem der geduldige Job gesessen, wird ohne Zweifel gestunken haben; jene Senkgruben, in welche der verfolgte Prophet Jeremias hinunter gelassen worden, ist wegen des vielfältigen Schlamms voller abscheulichen Gestanks gewest; jener Stall ausser Bethlehem, den da Gottes Sohn für sein Geburtsort erkiesen, wird freilich wohl nicht gut gerochen haben, weil allerlei Vieh darin die Einkehr genommen; jenes unfläthige Ingewaid, so sammt der Seel aus dem verdammten Leib Judä herausgeplatzt, hat einen unglaublichen Gestank von sich geben; jener abscheuliche Kerker in dem Palast des Caiphä, worinnen der Heiland JESUS gelegen, hatte einen unleidentlichen Gestank, wegen alles Unflaths, so daselbst zusammen gerungen; aber nichts, glaub du mir nichts, glaub dem heiligen Basilio, der da sagt: Grave olens est peccatum, nichts stinkt also, wie die Sünd; dahero sagt man, und nennet man insgemein, die stinkende Hoffart, eine stinkende Lug', eine stinkende Faulheit ꝛc.

Im 31. Jahr seines Alters, und zwar den 22. Mai ist Christus der Herr nacher Gerasa kommen, daselbst vor der Stadt zwei besessene Männer angetroffen, welche eine ganze Legion Teufel in sich hatten, diese waren dergestalten grimmig und grausam, daß Niemand ohne sondern Schaden konnte vorbei wandern; einer war ganz nackend und bloß, und anbei also rasend, daß er auch mit Ketten und Banden

nicht hat können gebändiget werden. Solche zwei elende Tropfen wollte der HERR von ihrer Drangsal los machen; sobald es die verdammten Geister wahrgenommen, da haben sie also gleich Memorial oder Bittschrift eingereicht, dieses Inhalts, mitte nos in gregem porcorum! er möchte ihnen doch erlauben, daß sie dürften fahren in die nächste Heerd Schwein, deren in die zweitausend gewest, so meistentheils denen Juden zugehöret; denn ob sie schon solches Fleisch nicht konnten essen, doch haben sie damit gehandelt, und es den Heiden daselbst verkauft. Unser gebenedeiter HERR war so gut, daß Er auch den Teufeln ihre Bitte nicht abgeschlagen, wie viel mehr wird Er unser Gebet verehren! Item, so geht dann hin, sagt Er, o ihr Spottkerl, ihr prahlt also mit eurer Macht und Gewalt, und da könnt ihr ohne Erlaubniß nicht eine Sau angreifen; sobald diese verdammten Gesellen die Licenz erhalten, da haben sie wie ein schneller Blitz dieses Vieh angetastet, die Schweine aber, unangesehen sie von Natur wild und unfläthig, konnten den grausamen Gestank der Teufeln nicht ertragen, sondern haben sich alsobald in das tiefste Meer versenkt. Luc. 8.

Solchen Gestank aber der bösen Geister (wie man denn insgemein pflegt zu sagen, es stinkt wie der Teufel,) hat verursacht diejenige Sünde, welche diese abtrünnige Geister begangen, also Petrus Chrysologus Serm. 17.

Der wunderthätige Heilige Philippus Nereus, wann er mehrmals großer Sünder Beicht gehört, hat einen so abscheulichen Gestank von denselben gespürt, daß er öfter mit einem Tüchel die Nasen zugehalten, ja zuweilen auf eine kleine Zeit das Gesicht meistens auf die andere Seite hinüber gewendet. In Vit. Die S. Catharina Senensis sollte auf einige Zeit mit einer vornehmen Matrone reden, und selbiger in geistlichen Sachen zusprechen, als welche

sonst-äußerlich einen sehr ehrbaren und untadelhaften Wandel geführt, Catharina aber dazumal konnte nicht ein Wort vorbringen, und als sie von ihrem Beichtvater derntbalben befragt worden, gab sie in der Geheim die Antwort: liebster Pater, ich habe so einen abscheulichen Gestank von dieser Person vermerkt, daß ich vermeint, ich müsse Lung und Leber herauswerfen, und wenn der Pater dieses empfunden, wie ich, so hätte er vor Gestank müssen vergehen. Chronic. P. 2. lib. 2. c. 48. Das heißt wohl: Amplexati sunt stercora. Denn es kann nichts wilder stinken in der ganzen Welt, als eine Sünde.

Wie der HERR und Heiland in das Haus Simonis, der insgemein genannt war Leprosus, der Aussätzige, bei der Tafel gesessen, da kommt Magdalena, ein sehr beschreites Weibsbild hinein, mit fliegenden Haaren, aber nicht mit fliegendem Geist, ohne einige Zierde und Aufputz, ja voller edelsten Perlen, so aus den Augen geflossen, diese warf sich zu den Füßen JESU, die vorher Hauptlaster begangen; diese waschet die Füße des HERRN mit lauter Thränen, hierdurch hat sie in der Wahrheit ihr selbst eine recht saubere Wäsche zugerichtet, diese trocknet die Füsse des Heilandes mit ihren Haaren ab, sind also die geweste Fallstrick zu Gfallstrick worden. Endlich Magdalena, so vorhero gut Porzellanisch gelebt, ziehet eine Alabasterbüchse hervor, und begießet den HERRN mit so kostbarer Salbe, daß solche mit dem herrlichen Geruch das ganze Haus angefüllt. Alle Nasen, so bei der Tafel, und um die Tafel, alle Nasen, so in dem Zimmer, und außerm Zimmer, alle Nasen, so unten im Haus, und oben im Haus, sind mit dem edlen Geruch höchstens ergötzet worden.

Gleichwohl ist dieser Geruch keineswegs zu vergleichen mit demjenigen, so eine gerechte Seele, die in der Gnade

Gottes stehet, von sich gibt, wie solches von sich und den Seinigen der H. Paulus bestätiget: **Bonus odor Christi sumus in omni loco**, wir sind ein guter Geruch Christi in allen Orten, 2. Corinth. Cap. 2. Dagegen aber haltet die Nasen zu, versteckt die Nasen zu, verstopft die Nasen zu wegen des abscheulichen Gestanks einer Sünde; eben darum hat der gerechte Gott die Städte Sodoma, Gomora ꝛc. mit dem feurigen stinkenden Schwefel gestraft, weil Dero Sünden auch voller Gestank und Unflath.

Der Evangelist Matthäus am 25. Cap. verzeichnet die Umstände des jüngsten Gerichts, und beschreibt daselbst ziemlich weitläufig das WJE, und nicht das WANN? Wie nämlich der jüngste Tag werde beschaffen seyn, benanntlich vor demselben als traurige Vorboten wird eine allgemeine Kriegs-Empörung seyn über den ganzen Erdboden, erschreckliche Pestilenz und Hungersnoth allerseits regieren, abscheuliche Entzweiungen und Gemüthszertrennungen unter den nächsten Befreundeten uno Blutsverwandten, Sonne und Mond werden ihren Glanz und Strahlen verlieren, und sich mit einem traurigen Klagkleid verhüllen, sogar werden vor Schrecken die Sterne vom Himmel fallen, welches also zu verstehen, daß nämlich die Sterne ihres Lichts werden beraubt werden, dann sonst ein Stern an der Größe den ganzen Erdboden übertrifft. Und dieses Gericht wird geschehen in dem Thal Josaphat, unweit der Stadt Jerusalem, nächst dem Oelberg, und zwar an einem Ostertag, auch in derselben Stunde, als JEsus vom Tode auferstanden. Also **Mandavilla Cap. 10.** Dort wird er richten die Lebendigen und die Todten ꝛc. Die Schafe aber wird er stellen zu seiner Rechten, und die Böcke zur Linken; unter dem Namen der Schafe sind verstanden die Gerechte und Auserlesene, gleicherweise

unter dem Titel der Böcke die Sünder. Fragst du etwa, warum der göttliche Richter die Sünder als Böcke erkenne und nenne? und selbige nicht andern Thieren vergleiche? So wirft dir einen Stein in Garten der gelehrte Cornelius à Lapide sprechend: **Electos comparat ovibus ob innocentiam, reprobos haedis, quia hoc animal foetet etc.** Auserwählte vergleicht der Herr den Schafen wegen der Unschuld, die Verlorene aber den Böcken, denn dieses Vieh sehr stinkt. Elender Sünder, du magst dich am ganzen Leib mit lauter Balsam anstreichen, so stinkest du doch; du magst deine ganze Kleidung in Bisam eintunken, so stinkest du doch; du magst dich in lauter Ambra baden, so stinkest du doch; du magst dich mit purem Zibeth speisen und nähren, so stinkst du doch, und stinkst ärger als der Teufel, und wann du solltest durch göttliche Zulassung den Gestank deiner Seele riechen, so würdest du augenblicklich umfallen und vergehen.

Josias, ein frommer und gottseliger König der Juden, war ein eifriger Verfechter der göttlichen Ehre, wessenthalben er zu Bethel die aufgerichten Götzentempel zerstört, deren Altär zertrümmert, die Todtenbeine der falschen Propheten zu Aschen verbrennt, und derselben ihre Gräber gänzlich ausgerottet, endlich ist er zu einem Grabe gekommen, da fragte er alsobald die Aeltesten, wem dieses zugehörig? Und erhaltet hierüber die Antwort, es seye daselbst ein H. Proppet begraben, wie es dann die Wahrheit gewest. Allein eine Frage ereignet sich, warum der gottesfürchtige König Josias just wegen dieses Grabes angestanden? Rabbi Salomon wird dießfalls von Lyrano citirt, welcher vorgibt, daß auf aller andern falschen Propheten und Götzenpfaffen Gräbern lauter Distel und Dornen, und vorderist stinkende Blumen gewachsen, auf dem Grab

aber dieses Heiligen lauter Kräuter und Blumen, welche da gerochen, wie der beste Balsam: woraus dann scheinet, daß die Sünde je und allemal einen wilden Gestank nach sich ziehe, dagegen aber die Heiligkeit den lieblichsten Geruch von sich gebe. Das hat man gesehen an vielen Heiligen, wie dann **Benedictus Cononus** mit mehreren bezeugt, in **Chronic. B. V.** daß die allerseligste Jungfrau und Mutter Gottes Maria von ihrer Geburt an, allezeit zum allerlieblichsten gerochen, und folgsam diejenige, so bei Ihr gestanden, höchster Gestalten ergötzet. Von der seligen **Catharina de Bononia** schreibt **Grassetus Lib. 1. c. 19.** daß zu Ferrara im Kloster, **Corporis Christi** genannt, allwo sie sich meistens in den Tugenden geübt, alle Jahr noch bis dato 10 Tag vor der Jahreszeit ihres heiligen Hinscheidens das ganze Convent voll seye mit herrlichem und himmlischem Geruch. So hat auch die Heilige Seraphische Mutter Theresia, bei Lebzeiten meistens einen so lieblichen Geruch von sich gegeben, daß sich männiglich darüber verwundert. **In Vit.**

Antiochus Epiphanes, ein absonderlicher Verfolger des jüdischen Gesetzes, ein Schänder und Räuber des Tempels, ein hartnäckiger und verblendeter Abgötterer, ja ein so hochmüthiger und aufgeblasener König, daß er sich dem allmächtigen Gott, so da Himmel und Erden erschaffen, gleich und ähnlich gehalten. O Narr! diese stinkende Hoffart hat der gerechte Gott billig mit dem Gestank gezüchtiget, und der so stark nach dem lateinischen **Laus** getracht, ist endlich von den Läusen verzehrt worden, dergestalten, daß solche häufig aus dem Leib hervor gewimmelt, ihme das Eingewaid völlig durchnagt, wodurch eine solche Fäule entstanden, daß ihm stückweis das Fleisch vom Leibe gefallen, und dermaßen gestunken, daß sein ganzes Kriegs-

heer solchen abscheulichen Gestank nicht mehr konnte erdulden, et cum amplius foetorem suum ferre non posset etc. 2. Machab. c. 9. Er selbst, der elende Antiochus, konnte solchen erschrecklichen Gestank nicht mehr ertragen, denn er weit alle Aas und todte Körper übertroffen. Dennoch, dennoch ist der Gestank der Sünden weit größer, und übler, und schädlicher. Derohalben denn, ihr bethörten Sünder, macht doch einen guten Rauch, damit doch dieser grausame Gestank vertrieben werde; meines Erachtens halber ist kein besserer und gesunderer Rauch, als von Wachholder- oder Cronawett-Holz. Die heil. Schrift meldet 3. Reg. c. 19. von dem eifrigen Mann Gottes Elia, wie selbiger, wegen der tyrannischen Verfolgung der gottlosen Jezabel sich in die Wüsten begeben, und allda seine Ruh genommen unter einem Wachholderbaum. Dieser Baum, sagt der gelehrte Cornelius à Lapide, ist gewest eine Figur des heiligen Kreuzes; wenn dem also, so rath' ich Allen und Jeden dieses Cronawettholz, ich will so viel sagen, ihr Sünder, kriecht doch einmal zum Kreuz, thut Buße und Pönitenz, bereuet von Herzen die begangene Sünden, und beemsiget euch wiederum zu kommen in die Gnade des Allerhöchsten, verharret nicht länger in solchem viehischen und abscheulichen Gestank, woran Gott und alle Heilige ein Grausen tragen.

Solches bestätiget noch mehr der fromme und aller Orten berühmte gottselige Capuziner Franciscus Savensis. Als dieser einst in der syrakusischen Provinz in der Stadt Bocherii, mit sonderm Eifer und Seelennutzen geprediget, da hat er sich auf einige Zeit fest vorgenommen, den Zuhörern mit kräftigen Worten vorzutragen, wie herrlich und adelich eine Seele sey, die da in der Gnade Gottes stehet, dagegen wie abscheulich wüst und stinkend, so außer

der Gnade Gottes, und folgsam mit sattsamen Beweisungen probiret, und bekannter Wohlredenheit bestätiget, hat er endlich den Schluß gemacht mit folgendem Gleichniß: Andächtige Zuhörer, sagt er, ihr sehet sämmtlich gar wohl in Mitte dieser Kirche eine große brennende Lampe, so von dem hohen Gewölb herunter hanget; wann diese auslöschet, so verliert sie nicht allein alles Licht, sondern gibt noch einen wilden Rauch und Gestank von sich, also ist es mit einer Seele, so da aus der Gnade Gottes fället, beschaffen. Kaum hat Franziskus solches ausgeredet, da ist die Lampe alsobald ausgeloschen, und einen solchen erschrecklichen Gestank verursacht, daß männiglich in der ganzen Kirche die Nasen zugehalten, und es fast nicht können ertragen. Anderseits, wiederholt er, sollt ihr wissen, daß eine Seele durch das heilige Sacrament der Buße wiederum erhält, was da diese Lampe, wann sie mehrmals angezündet wird. Auf solche Worte wurde durch unsichtbare Hände der Engel besagte Lampe angezündet, welche dann ein so großes und häufiges Licht von sich gegeben, daß man geglaubt, die Sonne selbst habe auf eine kurze Zeit in dieser Kirche logirt. Durch solches augenscheinliche Wunder haben Alle genugsam erkennt die Abscheulichkeit der Sünde und große Wirkung des heiligen Sakraments der Buße. **Zachar. Boverius in annal. Capuc. 1553. de F. Francisco Savensi.**

Stollbergs Lied: „In der Väter Hallen ruhte"

parodirt von Eginhardt.

In dem Oberſtübchen ächzte
Tief beim Aſthma, Meiſter Bock.
Bock, der ſonſt mit klugen Händen
Hoſen machen konnt' und wenden,
Selbſt vielleicht wohl einen Rock!

Jetzt, vom Sitzen ganz verwachſen,
Stöhnt' er ohne Kraft und Saft;
Seinen Huſten, ſeine Klage,
Ach, bei Nacht, ſowie am Tage,
Hört die ganze Nachbarſchaft.

Dortchen mit den ſeidnen Locken
War des Alten Stock und Stab;
Sanft, wie Schafe, wiſcht die Dirne
Ihres Vaters feuchte Stirne
Mit dem blauen Schnupftuch ab.

Ach! ſie heulte oft im Stillen,
Wenn der Mond in's Fenſter ſchien;
Ziege, arm, und ohne Kunden,
Wünſchte Dörtchen ſich verbunden,
Und das Mädchen liebte ihn!

Aber Jobst, der zwölf Gesellen,
Stets beschäftigt, hielt im Sold,
Rühmte sich, daß seine Nadel
Stets chargirt mit hohem Adel,
Und der Alte war ihm hold.

Eines Abend's kniff sie zärtlich
Ziege in das runde Kinn,
Sie wehrt ab mit beiden Händen,
Will von ihm die Augen wenden,
Doch — sie lächelt nach ihm hin.

Jobst entbrannte, blickte grimmig
Nach dem derben Knotenstock;
Schrecklich ballt' er beide Hände,
Und fuhr fürchterlich am Ende
Aus dem großen Ueberrock.

Wüthend wirft den Leberfarb'nen
Schleudernd in die Eck' er hin:
„Ziege, komm! In zwei Sekunden
Bist dem Leben du entschwunden,
Weil ich stark beleidigt bin!"

Ziege, des bescheid'nen Fräckchens
Sich entled'gend, folgte nach;
Freute sich der hellen Zähre,
Die, — so hofft er — ihm zur Ehre,
Aus des Mädchens Auge brach.

Hochroth glühen Jobstens Backen,
Bläßer folgt ihm Ziege nach;

Jobſtens mörderliche Flüche
Tönen ſchrecklich auf der Stiege,
Und die Katze flieht auf's Dach.

An das hint're Fenſter lehnte,
Zähneklappernd, Dortchen ſich,
Hört' im Hof die Püffe ſchallen,
Sah — den theuren Ziege fallen,
Fiel, wie Ziege, und erblich.

Bang, die Polizei ſchon witternd,
Stolpert Jobſt die Trepp' hinauf;
Und im Pelz vom alten Bocke,
Statt im leberfarb'nen Rocke,
Fliehet er im ſchnellſten Lauf.

Bock und die erſchrock'ne Tochter,
Dachten Ziegens nur mit Harm;
Jetzt trat er, gleich einer Leiche,
Ein, und Bock legt' ſelbſt die Bleiche
In des ſchnell Belebten Arm.

Curiosa und Anekdoten.

Viele Mädchen sind den Nesseln ähnlich. Betastet man sie leise, stechen sie; greift man in sie muthig und fest, — so, und so weiter.

Ganganelli sagte: „Der Unterthanen Noth ist eine Uhr, deren Zeiger und Schlag den Fürsten erinnern muß, daß er nicht sich, sondern seinem Volke zu leben habe.

Jemand verglich die Weiber mit dem Tode. Sie verfolgen, wie er den, der sie flieht, und fliehen den, der sie verfolgt und sich heftig nach ihnen sehnt.

Die Spieler gleichen den Vögeln; heute haben sie ein prächtiges Gefieder, — morgen mausern sie sich.

Erkenntliche Menschen sind, wie fruchtbare Felder, welche mehr wieder geben, als sie empfingen.

Mancher Forscher ist ähnlich einem Wegweiser. Er zeiget dem Wanderer den richtigen Weg, ohne — ihn selbst zu gehn.

Eheleute und Schneegänse sind sich ähnlich. Beide ziehen meist hinter einander her, jene auf Spaziergängen, — auch lieben beide ein kaltes Clima.

Jugendjahre sind, wie die Vorreden zu Büchern. Das Buch enthält oft ganz andere Dinge, als jene versprachen und — hoffen ließen.

Landcharten sind, wie die Titel der Stände. Sie zeigen wohl den Nennwerth der Städte, — aber ihren eigenthümlichen, innern Gehalt sucht man vergebens.

Die Welt ist ein altes Weib; es schmückt und putzt sich aus, wie eine junge Braut. Alle Augenblicke sucht es einen neuen Gemahl.

Das Weib ist gleich einem großen Kinde, welches man mit Spielwerke unterhält, mit Lob einschläfert und mit Versprechungen verführt.

Menschen, die sich auf die Verdienste ihrer Vorfahren stützen, gleichen den Erdäpfeln (Kartoffeln), deren nützlichster Theil in der Erde liegt.

Das Leben läßt sich gleichen der Maskenzeit, welche sich mit der Aschermittwoche endet. Denn, was bleibt, nach allen Rollen, die wir gespielt, nach allen Possen, die wir getrieben, nach allen Masken, die wir angethan haben, und nach allen Verkleidungen, — als — ein Häufchen Asche? —

Die Ton- und die Koch-Kunst.

Die Lober der Tonkunst werden nicht fertig, von den unendlich mannigfachen Modulationen und Rhythmen zu sprechen, deren die Musik fähig sey; als leistete dieß die Kochkunst, als ächte, freie Kunst, nicht eben so gut, ja, noch besser!

Der Gegensatz von harter und weicher Tonart ist auf's herrlichste ausgesprochen im Essen und Trinken selbst. C dur wird jeder ächte Gourmand im Rindfleisch, der Basis der Mahlzeit, wieder erkennen; eben so A moll im Rheinwein u. s. w.

Scharfsinnige Köpfe werden leicht finden, wie sich z. B. eine Aalpastete dem feierlichen Es dur, schwarz Wildpret, dem As, Champagner dem Fis, Lacrimæ Christi-Wein dem F moll vergleichen lasse. Jede Schüssel ist ein Accord: die Ingredienzien sind Töne.

Kein Hörer wird durch einen schönen und überraschenden Uebergang so entzückt, als ein guter Esser, wenn einer Schüssel eine — pikantere folgt.

Mit Messer und Gabel weiß er sostenuto und staccato, sforzando, und pizzicato zu machen. Die schönsten Rouladen perlen aus den Flaschen heraus, und trillern in den Stengelgläsern.

Dissonanzen würzen die Harmonie, — daher — denn billig der Wein etwas beizend und muffig ist.

Selbst den Contrapunkt haben wir so gut, als der Tonkünstler. Denn, wenn gleich Dreſcher und andere Starkeſſer, wie eine ſchlechte muſikaliſche Gemeinde, Alles unisono ſingen, d. h. eſſen, ſo, daß jeder die Melodie führt; ſo iſt dagegen dieſe an kunſtgerechten Tafeln contrapunctiſch in die verſchiedenen Stimmen, oder Kehlen verlegt, und, je nachdem irgend ein Gaſt mit ſeiner Lieblingsſchüſſel zuſammentrifft, erklingt die Melodie bald aus einem Diskant- oder Alt, bald aus einem Tenor- oder Baß-Schlund.

Auch Soli entzücken, und Eßvirtuoſen erregen gewiß oft mehr Erſtaunen durch ihre Force in Stücken, die für ſie (auf Kohlen) geſetzt worden ſind, als die beſten Tonkünſtler. Was vollends den wohlthätigen Einfluß auf's Leben betrifft, ſo weiß ein Kind, durch welche Kunſt ſich dieſes friſtet.

Diplomatiker wiſſen, daß man an keinen Unkoſten weniger ſparen darf, als an — Tafelgeldern; daß ſich dieſe, in der Regel, ſehr gut wieder bezahlt machen, weil die Vorarbeiten zu dem längſten Kriege und zu dem kürzeſten Frieden an Tafeln gemacht, und mancher ſtarre Ambaſſadeur ſehr tractabel wurde, nachdem die Harmonie und Melodie einer Mahlzeit ſein Herz erweicht hatten. —

Martin sucht seinen Vater

Von Benkowitz.

Da des Sonntags nicht viel Menschen auf dem Felde zu seyn pflegen, so kam er, ohne angehalten zu werden, überall durch, und ging den ganzen Tag, ohne daß ihm etwas Merkwürdiges begegnete. Gegen Abend sah er ein Dorf von weitem, und wanderte darauf zu, weil er sehr ermüdet war. Aber wie erschrack er, als er bei demselben eintraf, und wahrnahm, daß es sein Geburtsdorf sey, welches er am Morgen verlassen hatte. Den ganzen Tag hatte er weder Stöße noch Schläge bekommen, aber wie würde dieß alles am Abend nachgeholt werden, wenn sein Pathe ihn entdeckte! Demohngeachtet verhinderten Müdigkeit, und die einbrechende Nacht ihn, seinen Stab weiter zu setzen. Er kroch also in einen offenen Schuppen, legte seinen Sack mit dem Kittel und dem Rest seines Brods unter den Kopf, und schlief bald, trotz der nahen Gefahr, ruhig ein. Das Schicksal wachte über den kleinen Pilger.

Am Morgen mit Anbruch des Tages hörte er hinter dem Dorf ein großes Getümmel, und kroch hervor aus seinem Schlupfwinkel. Er sah eine Menge Wagen und Menschen, die zum Theil ritten, zum Theil gingen. Es war ein Transport von Lebensmitteln, für ein Lager der

Reichsarmee, das nicht weit entfernt war, bestimmt. Er gesellte sich zu dem Haufen, da er Soldaten darunter wahrnahm, und ging ohne weiteres Bedenken mit demselben.

Ein kleiner Lotterbube, der einen Sack mit seiner Garderobe auf dem Rücken trägt, ist auf unserm Erdenrund eben keine sonderliche Erscheinung, und man merkte weiter nicht darauf, daß ein Wesen dieser Art sich an die Gesellschaft anschloß. Nach einigen Stunden endlich, als man schon das Lager im Gesicht hatte, fragte ein Reiter ihn: Du, Junge, wo willst du denn hin? Ins Lager, antwortete Martin. Was hast du denn dort zu schaffen? fragte jener weiter. Zu meinem Vater will ich gehen. — Unter welchem Regiment steht denn dein Vater? — Martin, der keinen Begriff von einem Regiment hatte, und dessen Gedanken auf das Lager vor ihm gerichtet waren, glaubte, daß von den Zelten die Rede sey, und antwortete: Unter jenem großen dort wird er wohl stehen, denn er war lang, und hat unter einem kleinen nicht Platz. Der Reiter sah ihn voll Verwunderung an, und sagte: Junge, bei dir ist es wohl nicht richtig unter dem Hute. Martin antwortete in seiner Herzensunschuld, die ich demohngeachtet nicht für Einfalt erklärt zu sehen wünschte: Ihr habt wohl einen Hut auf, aber ich trage ja eine Mütze.

Den Soldaten verdroß diese Antwort, wodurch das Nichtrichtigseyn so unvermuthet auf ihn zurückgewälzt wurde, und er hieb den kleinen Martin mit einer Peitsche einigemal derb über den Kopf, so daß dieser ein jämmerliches Geschrei erhob. Einige Weiber, die auf dieses Geschrei herbei eilten, nahmen ihn gegen fernere Artigkeiten des Reiters in Schutz.

Die erste kleine Vertraulichkeit also, in welche sich

Martin mit einem Mitgliede der menschlichen Gesellschaft einließ, endigte mit Peitschenhieben. Hätte er einige Stufen höher gestanden, und wäre er zuerst unter einer vornehmern Klasse von Menschen aufgetreten, so würde er diesen höchst wahrscheinlich entgangen seyn; aber ich stehe keinen Augenblick dafür, daß man ihn nicht auf eine andere Art bei Gelegenheit gezwickt hätte, die ihm noch empfindlicher gewesen wäre. Denn das Hänseln ist unter dem Menschengeschlecht auf tausendfache Art im Gebrauch, und trifft nicht allein die Neulinge, sondern auch die Veteranen.

Martin Bubold hatte sein kleines Mißgeschick bald vergessen, und wanderte fröhlich auf das Lager zu, indem er das große Zelt, worunter er seinen Vater vermuthete, nicht aus den Augen verlor. Er nahete sich demselben ohne Bedenken, und schlug mit seinem Stecken ziemlich unsanft an die Vorhänge von Leinwand. Ein Offizier trat heraus, und da er den kleinen Troßbuben wahrnahm, so fuhr er ihn sehr ungestüm an, und fragte, was er wolle? Martin ließ sich nicht irre machen, sondern sagte mit dreister Stimme: Ich wollte sehen, ob mein Vater hier wäre. Geht doch ein wenig auf die Seite, daß ich sehen kann, ob er da ist.

Der Offizier mochte den Vorgang lächerlich finden: er trat also wirklich auf die Seite, und indem er auf einen andern Herrn zeigte, sagte er: Dieß hier wird dein Vater seyn? Martin trat ohne Scheu in das Zelt, stellte sich vor dem Herrn hin, und betrachtete ihn eine lange Weile. Endlich fragte dieser: Nun, bin ich denn dein Vater? Ja, wenn ihr der versoffene Spielmann Martin seyd, antwortete der Knabe ganz treuherzig.

Die ganze Gesellschaft brach bei diesen Worten in

ein lautes Gelächter aus. Ja, ja, riefen einige, er ist es, sieh ihn nur recht an; er ist wieder besoffen. Martin hatte in seinem vorigen Leben noch nicht hinreichende Ursachen gehabt, das nicht zu glauben, was so viele vornehme Personen betheuerten; er ging also auf den Herrn zu, um ihn als seinen Vater zu begrüßen, und zu liebkosen. Aber diesen verdroß der Mißverstand, wie den Reiter die Replik vorher, und er stieß den kleinen Troßbuben so unsanft zurück, daß dieser sich ziemlich derb niedersetzte. Die gegenwärtigen Offiziere wollten vor Lachen ersticken, und leisteten ihm beinahe Gesellschaft an der Erde. Aber Martin brachte unter diese Töne der Fröhlichkeit einige Mißlaute, denn er fing an, bitterlich zu weinen.

Um ihn zu trösten, fragte ihn einer aus der Gesellschaft, was er in seinem Sack habe? Mein neues Kleid, und ein halbes Brod, war die Antwort. Laß doch sehen, sagte jener, und griff nach dem Sack. Aber Martin riß ihm denselben aus der Hand, und sagte: Ich will es selbst heraus nehmen; Ihr könntet beschmierte Hände haben! Hierauf zog er seinen Kittel hervor, und sagte: Seht, das hat mir Pathe Jobsen machen lassen.

Man hudelte ihn noch einige Zeit, ohne daß es jemandem einfiel, ein Knabe, dessen ganzer Reichthum ein Kittel und ein Stück Brod sey, hätte noch andere Ansprüche an ihre Menschlichkeit, als von ihnen verspottet zu werden. Endlich erinnerte dieser selbst daran, und klagte über Durst. Ein Offizier schenkte ihm ein Glas Wein ein, und da es süßer Wein war, so schmeckte dem kleinen Buben dieser Nektar so gut, daß er das Glas mit den Fingern ausleckte. Man reichte ihm also noch eins, welches mit nicht minderem Appetit getrunken wurde; aber da Martin in seinem

Leben kein solches Getränk genossen hatte, so ward er so aufgeräumt dadurch, daß die Gesellschaft im Zelt sich genöthigt sah, ihn fortzuschaffen. Man gab ihm etwas Geld, und hieß ihn seinen Vater weiter suchen.

Martin war in einem Zustande, worin er seinen Vater oft gesehen hatte, und stolperte über alle Zeltlinien. Er folgte endlich der Natur, und legte sich bei einem Zelt, wo etwas Stroh lag, nieder, wo er auch, nicht bis an den Morgen, sondern bis an den Abend, sanft schlief. Als er erwachte, sah er zuerst nach dem Gelde, das er von den Offizieren erhielt, und fand es glücklich wieder. Man hatte sich wahrscheinlich nicht die Mühe genommen, ihn zu bestehlen.

Eine Art von Instinkt lockte ihn jetzt zu einem Zelt, hinter welchem ein starkes Feuer angezündet war. Es ward hier gekocht und gebraten, welches den kleinen Pilger nicht zurückschreckte. Doch bat er bloß um einen Trunk Wasser. Eine Weibsperson brachte ihm denselben, und fragte ihn zugleich, ob er Braten wenden könnte? Das will ich gern verrichten, sagte er, wenn ihr mir zeigen wollt, wie ich es machen muß. Sie zeigte es ihm, und er nahm sich ganz gut bei seinem neuen Geschäft.

Selten bekommt der, welcher den Braten wendet, seinen Theil von demselben. So ging es auch hier. Er wurde zerlegt, ohne daß man dabei auf den kleinen Küchenjungen Rücksicht nahm. Indessen brachte ihm das obenerwähnte Frauenzimmer einen großen Teller voll allerhand Sachen, die ihm vortrefflich schmeckten. Sie sah ihm mit Vergnügen zu, und fragte endlich: Ob es ihm schmeckte. O ja, sagte er, aber der Braten da muß wohl noch besser schmecken. Sie lachte, und sagte: Ich werde dir ein Stück holen. Gut, rief Martin, aber ein recht großes Stück.

Sie brachte ihm den übrig gebliebenen Knochen, woran noch eine hinlängliche Portion Fleisch saß, und fragte: Ist's groß genug? O ja, war die Antwort, muß ich es auch bezahlen? denn er hatte gesehen, daß die übrigen, welche von dem Braten aßen, das thaten. — Hast du denn Geld, du armer Junge? — Ja freilich, versetzte er, und zog zugleich seine Baarschaft aus dem Sack. Seht, das haben mir die Herren dort in dem Zelt gegeben. Behalt es, und zeige es keinem, sagte sie, damit sie es dir nicht nehmen!

Hierauf ließ sie sich seinen Lebenslauf erzählen, und als sie vernahm, wie verlassen dieser Knabe auf der ganzen weiten Erde sey, da entzündete sich der Funken des zarten Mitleids in ihrem Herzen. Aber gewöhnlich können diejenigen, in denen sich dieser Funke am leichtesten entzündet, am wenigsten helfen, so wie leider auch sehr oft das Gegentheil von beiden statt findet. Sie that, was sie vermochte. Bleibe die Nacht in diesem Zelte, sagte sie, und morgen suche deinen Vater; wenn du ihn aber nicht finden kannst, so kehre zu deinem Pathen zurück.

Sie wies ihm zugleich in einem Winkel eine Schlafstelle an, und brachte ihm vorher noch ein großes Glas Bier. Am Morgen reichte sie ihm noch ein Stück Fleisch und Brod, und Martin nahm nun mit nassen Augen von ihr Abschied, ohne daß er wußte, warum sie naß wurden; denn dieß geschah sonst nur, wenn ihm etwas zu Leide gethan war. Aber ihrem Rath zu folgen, und zu seinem grausamen Pathen zurück zu kehren, dazu fühlte er nicht die geringste Neigung in sich. Er hatte nie so hoch gelebt, als am gestrigen Tage, er hatte Fleisch, Brod und etwas Geld in seinem Sack, er hatte einige so wohlthätige Menschen gefunden; wie konnte es ihm einfallen, zu seinem

Pathen zurück zu kehren, wo er von allem diesem das Gegentheil fürchten mußte.

Er durchstrich die Zeltgassen des Lagers mit großer Unbefangenheit, und sah alle Soldaten an, ob sie nicht Aehnlichkeit mit seinem Vater hätten. Auch sah er fleißig in die Zelte, und wenn ihn jemand fragte, wen er suchte, so war die gewöhnliche Antwort: meinen Vater. Fragte man ihn weiter, wer ist denn dein Vater? so setzte er hinzu: ein Soldat. Die wenigsten gaben sich die Mühe, sich weiter mit ihm einzulassen: aber einer, der neugieriger seyn mogte, fragte ihn um den Namen seines Vaters; er heißt der versoffene Spielmarten, sagte der Knabe. Tölpel, fuhr der Soldat ihn an, wenn du keinen andern Namen anzugeben weißt, so kannst du lange suchen. Martin hätte wohl eine Antwort bereit gehabt, aber er fürchtete sich, daß es ihm gehen möchte, wie bei seiner ersten Unterhaltung mit dem Reiter, und machte sich eilend fort.

Bald nachher kam er an ein Zelt, vor welchem eine Schildwache stand, die ihm den Eintritt und das Hereinsehen desselben ohne Umstände verwehrte. Es kann ja mein Vater darin seyn, sagte Martin. Dein Vater ist am Galgen, versetzte der Soldat. Das lügt ihr; war die Gegenrede, denn den hat der Wind umgeworfen. Statt der Antwort gab ihm der Soldat einen so unsanften Stoß, daß er hinterrücks sich überschlug. Da er auf einen Zelthaken gefallen war, so erhob er ein lautes Geschrei. Ein Offizier trat heraus, und erkundigte sich nach der Ursache des Lärms. Da nun Martin, wie gewöhnlich, von seinem Vater sprach, so rief der Offizier: Warte Lotterbube, ich will dich lehren, deinen Vater in einem Offizierzelt suchen! Diese Worte, verbunden mit der Pantomine eines aufgehobenen Stocks, wirkten so kräftig auf den kleinen Martin,

daß er eilend davon lief. Zugleich lernte er zum erstenmal, daß er seinen Vater, trotz der ansehnlichen Größe desselben, nicht in einem großen Zelt suchen müsse, und diese Wahrheit behielt er von jetzt an sehr genau.

Der Mittag war heran gekommen, und Martin noch von keinem der vielen Tausende, die er um sich sah, zu Tische geladen. Demohngeachtet forderte sein Magen diese Höflichkeit, und zwar mit großem Ungestüm. Vergebens sah er sich nach dem Zelt um, wo er gestern so herrlich bewirthet worden war; das Lager lag, wie ein großes Labyrinth um ihn her, und er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Endlich riß ihn die Weise eines Pariser Gelehrten aus der Verlegenheit. Von diesem erzählt man nämlich, daß er vorzüglich auf die Schornsteine sein Augenmerk gerichtet, und genau beobachtet habe, aus welchem der stärkste Rauch aufsteige. Um dieß um so besser bemerken zu können, sagt man, habe er eine sehr hohe Wohnung in einem Dachzimmer gewählt.

Martin half sich jetzt auf eine ähnliche Art. Er sah in einiger Entfernung Rauch aufsteigen, und sein Instinkt führte ihn auf denselben zu. Er irrte in seiner Vermuthung nicht, denn es wurde hier gekocht und gebraten, aber ohne daß es den Anschein hatte, als wenn dieß für ihn geschähe. Er bot einer Weibsperson seine Dienste zum Bratenwenden an. Statt der Antwort faßte sie ihn beim Arm, und schleuderte ihn so weit hinweg, daß er beinahe, wie bei dem Zelte vorher, über und über gefallen wäre. O wie weit waren die heutigen Menschen von den gestrigen verschieden! Martin war voll Erstaunen und Betrübniß darüber. Aber was würde er gedacht haben, wenn das Frauenzimmer, das ihn gestern so gütig behandelte, ihn heute auf diese Art hinweggeschleudert hätte. Und dennoch

soll sich etwas Aehnliches nicht selten unter den Menschen zutragen.

Martin hatte von seiner ersten Kindheit an so viel Mißhandlungen erduldet, war der Zeuge und Theilnehmer von so vielen rohen Scenen gewesen, daß er sich von dieser Begegnung nicht ganz zurückschrecken ließ. Im Gegentheil stellte er sich an die Thür des Zeltes hin, und sah unverwandt zu, wie den Gästen aufgetragen wurde, und wie sie sichs gut schmecken ließen. Zusehen soll die beste Arbeit seyn, aber Martin konnte dieß hier auf keine Weise finden; er gab vielmehr einen sehr betrübten Zuschauer ab. Endlich fragte ihn einer von den Gästen: Willst du nicht auch essen? O ja, sagte Martin mit einem tiefen Seufzer, mich hungert. Dem Fremden mochte die stille Forderung des Knaben zu Herzen gehen, und er ließ sich einen Teller geben, den er aus der Schüssel reichlich anfüllte. Das Weibsbild, das ihn vorher auf die Seite geschleudert hatte, machte zwar die Bemerkung, daß der Junge mit etwas Schlechterem vorlieb nehmen könnte, aber der Fremde sagte, daß er es bezahlen wollte, und sie mußte sichs gefallen lassen. Doch brummte sie ärger dabei, als des alten Bubolds Baßgeige.

Als Martin seinen Teller geleert hatte, und sein Wohlthäter ihn fragte, ob er gesättigt sey? war die Antwort: ja, aber nun durstet mich. Sehr wohl, versetzte jener; allem Anschein nach wirst du weder Hungers noch Durstes sterben, denn du kannst fordern. Er ließ ihm hierauf ein Glas Bier geben, und Martin zeigte nun wirklich, daß er nicht ohne Grund zu Trinken gefodert hatte.

Der kleine entlaufene Bube hatte also zum zweitenmal eine Mahlzeit gethan, wie vorher nie, weder bei seinen Eltern noch bei seinem Pathen. Aber wir wollen uns

nicht länger bei ſeinen einzelnen Mahlzeiten verweilen, ſo wie überhaupt nicht bei Dingen, die ihn ſeinem künftigen Schickſale nicht näher führen. Was bis jetzt von ihm erzählt ward, war vorzüglich beſtimmt, zu beweiſen, daß er etwas beſaß, was durch allen Schulunterricht nicht hervor gebracht wird, ein Fünkchen Mutterwitz, und geraden richtigen Sinn.

Anekdote.

Es kamen einſt mehrere Damen in das Atelier eines Bildhauers, um die dort befindlichen Statüen zu beſehen.

Die meiſten und ſchönſten hatten um die Hüften Blätter.

Eine von den Damen ſagte zu einer andern:

„Dieſe Statüen werden im Herbſte am ſchönſten ſeyn.“

Wie ſo? fragte dieſe.

„Ja, dann fallen die Blätter ab,“ erhielt ſie zur Antwort.

Kurze Vergleichungen.

Lessing vergleicht die Welt mit einer Uhr. Das Gewicht an ihr ist der Geldsack, die Unruhe das weibliche Geschlecht.

Johnson sah einst einen kleinen, gedruckten Aufsatz mit einem langen, vielversprechenden Titel, und sagte: „Es ist ein acht und vierzig Pfünder vor der Thüre eines — Schweinestalles.

„Wenn mein armer Mops stirbt, sagte einst eine vornehme Frau, — so mag ich auch nicht mehr leben, denn er ist mein wahres Ebenbild.“

Der Ruhm ist ein täuschendes Zaubergebilde, das wir in der Ferne anbeten; es zerstäubt und zerfließt allmählig in Luft, jemehr wir uns demselben nähern.

Geistreiche Männer werden oft in gemischten Kreisen behandelt, wie Feuersteine, an welchen gern jeder seinen Stahl versucht, um ihnen Funken abzugewinnen.

Ueber die Kunſt, reich zu werden.

Von Friedrich.

Hochzuehrende Herren!

Wenn ein Mann, der mit dem Reichthum in ſo umgekehrtem Verhältniſſe ſteht, wie ein Gegenfüßler mit dem andern, eine Vorleſung über die Kunſt reich zu werden ankündigt, ſo muß dieß allerdings ein ungünſtiges Vorurtheil gegen ſeine Lehre erwecken.

„Wie in aller Welt" — wird man ſagen — „will dieſer Mann uns einen Weg zeigen, den er ſelbſt nie betreten hat? Laßt irgend einen Lieferanten das Katheder beſteigen und uns lehren, wie er es angefangen habe, durch Nichtlieferungen ein Millionär zu werden, oder durch welches Multiplikations-Exempel es ihm gelungen ſey, dem Heilande in der Wüſte nachzuahmen, der mit 5 Broden und 2 Fiſchen fünftauſend Mann ſatt machte, oder durch welchen chemiſchen Prozeß er es vermochte, Waſſer in Wein zu verwandeln, wie der Heiland auf der Hochzeit zu Cana. Ein ſolcher Wundermann allein iſt der rechte Profeſſor in der Kunſt, reich zu werden."

Ich antworte: haben nicht neuere Beiſpiele gezeigt, daß Blinde am gelehrteſten über die Farben, Wahnſinnige am tiefſinnigſten über die Vernunft, Giftmiſcherinnen am lehrreichſten über Bildung des weiblichen Herzens predigen? Beſtätigt es nicht die tägliche Erfahrung, daß diejenigen,

welche unter aller Kritik sind, am besten zu kritisiren, und diejenigen, welche auf dem schnurgeraden Wege zur Hölle sind, uns den Weg zum Himmel am besten zu zeigen verstehen?

Warum sollte also ein armer Mann, der übrigens weder blind, noch wahnsinnig, noch ein Giftmischer, noch unter aller Kritik ist, nicht einen Wegweiser zum Reichthum abgeben können?

Nach dieser Einleitung lassen sie uns allmählig auf unsern Gegenstand zusteuern. Wie also fängt man es an, ein reicher Mann zu werden?

Ich glaube voraussetzen zu können, meine Hochzuehrenden! daß keiner unter uns sey, dem nicht mit einer gründlichen Beantwortung diese Frage gedient wäre; ja ich wage zu behaupten, daß mancher die ewige Seligkeit als Honorar einsetzen möchte, um das Geheimniß der Goldmacherei, und mit demselben die zeitliche Seligkeit zu erkaufen. Was geht auch über die Vortrefflichkeit des Reichthums?

Sie bezweifeln und bestreiten wollen, wäre eben so thöricht, als wenn man es darauf anlegte, das Licht der Sonne, die Schönheit der Tugend, oder die Tugend unserer Schönen wegzuläugnen. Wir wollen es uns nicht verhehlen, meine Hochzuehrenden! daß Reichthum der ewige Pol ist, wonach sich alle unsere Wünsche und Begierden, gleich der Magnetnadel, drehen. Und das mit Recht, denn Reichthum ist ja der Weg zum Genusse, und Genießen ist ja unsere Bestimmung, was auch einige milzsüchtige Moralisten gegen diese Behauptung aufbringen wollen. In der That! nichts spricht überzeugender für die Vortrefflichkeit des Reichthums, als die Erfahrung, daß uns mit dem Gelde nicht allein alles dasjenige zufällt, was zur Annehm-

lichkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehört, als da sind, ein wohlbesetzter Tisch, prächtige Häuser und Gärten, Frauengunst, schöne Möbel und Kleider, sondern auch alle äußere und innere Vorzüge und Vollkommenheiten, als da sind: Schönheit, Verstand, Tugend und Ehre. „Das klingt paradox" werden Sie sagen. Aber das Paradoxe ist nicht selten das Wahre. Der Reichthum hat die Zauberkraft, daß er gleichsam einen Nimbus um unser ganzes Wesen verbreitet, welcher macht, daß unsere Fehler und Gebrechen zurücktreten, um ganz neuen Vollkommenheiten Platz zu machen. Wer gestern das große Loos gewann, der wird heute liebenswürdig, geistreich und tugendhaft erscheinen; wenn er gestern noch einen Höcker und Säbelbeine hatte, so wird er heute wegen seiner Schlankheit bewundert werden; wenn er gestern noch wegen seiner Dummheit verspottet wurde, so wird man heute seine witzigen und sinnreichen Einfälle beklatschen; wenn er gestern noch als ein Schelm und Gauner verschrieen war, so wird er heute mehr als einen Dichter finden, der seine uneigennützige Rechtschaffenheit in Jamben und Hexametern besingt; wenn er gestern noch von allen rechtlichen Männern angespieen wurde, so wird er heute im Glanze der Ehre strahlen. Man wird über die Art und Weise, wie der reiche Mann zu Vermögen gelangt ist, sey es auch durch Betrug, Diebstahl und Raub, hinwegsehen, und nur den reichen Mann in ihm erblicken, der nutzen oder schaden kann, je nachdem man sein Betragen gegen ihn einrichtet, ja eine Hand voll wohl applizirter Goldstücke wird selbst denjenigen das Maul stopfen, welche ein Geschrei darüber zu erheben sich berufen glauben.

Doch was verschwende ich Worte, um dem Reichthum eine Lobrede zu halten, für dessen Lob nur eine Stimme ist?—

Nur das will ich noch als ein neues Argument für die Vortrefflichkeit des Reichthums anführen, daß er uns nicht allein den Weg zur irdischen, sondern auch zur himmlischen Glückseligkeit bahnt.

„Wie" — hör' ich Sie ausrufen — ist der Reichthum nicht vielmehr ein Schlagbaum, der uns das Himmelreich versperrt? Und kann ein Kameel nicht leichter durch ein Nadelöhr kriechen, als daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe?

Ich gestehe nun zwar, daß ich nicht umhin kann, — nach Anleitung neuer scharfsinniger Theologen, die in den Reden des Heilandes viel Ironie und spottenden Witz entdeckt haben — den feinen Satyr zu bewundern, der sich in dieser biblischen Stelle ausspricht. Denn man mag das Wort Καμηλος durch Kameel, oder wie einige wollen, durch Strick übersetzen, so bleibt es doch immer eine höchst treffende und sinnreiche Anspielung auf einen **Commissaire de guerre, Ordonnateur, Payeur,** Lieferanten, oder andern Praktikanten und Spekulanten, der durch allerhand Erpressungen, Umschläge, Pfiffe, Kniffe und Griffe ein reicher Mann geworden ist, wenn man nämlich bei dem Kameele an seine zwei Höcker und sieben Magen, und bei dem Stricke an den armen oder reichen Sünder denkt, der an ihm hängt, oder doch hängen sollte. Gleichwohl vermag dieses heilige Bonmot die Wahrheit meiner Behauptung nicht zu schwächen, und ich bleibe dabei, daß die Reichen allein ins Himmelreich kommen können.

Denn offenbar erlangen wir das Himmelreich nur durch Gutesthun. Gutesthun setzt aber voraus, daß wir die Mittel dazu haben. Ein armer Teufel kann den Hungrigen keine Suppen kochen lassen, er kann den Gegenständen

ſeines Mitleids, den Kranken und Verwundeten, keine wollenen Decken, keine Arznei zukommen laſſen: kurz es fehlen ihm überall die Mittel, Gutes zu thun, und ſein beſter Wille ſcheitert an ſeinem Unvermögen. Dagegen verleitet ihn der Mangel zu Verbrechen aller Art, zu Diebſtahl, Betrug und Niederträchtigkeit; woraus folgt, daß Armuth zum Laſter, alſo zur Verdammniß, Reichthum aber zur Tugend, mithin zum Himmel führt.

Wenn dieſe Vorausſetzung nun nicht beſtritten werden kann, ſo folgt daraus wiederum, daß ein jedes Mittel, wodurch wir zum Reichthum gelangen, erlaubt iſt. Diebſtahl, Raub, Betrug und Falſchmünzerei ſind alſo nur dann Verbrechen, wenn wir dabei den Zweck verfehlen, uns durch Reichthum den Weg zum Himmel zu bahnen. Daher hat das Sprüchwort, den kleinen Dieb hängt man, den großen läßt man laufen, einen tiefern Sinn als man gewöhnlich glaubt. Denn der arme Schelm, der ein Hemde ſtiehlt, um ſeine Blöße damit zu bedecken, oder eine Wurſt mauſet, um ſeinen Hunger zu ſtillen, bleibt nach wie vor ein armer Schelm, belaſtet ſein Gewiſſen ohne Noth, verſcherzt das Himmelreich, und verdient den Strick von Rechtswegen. Ein reicher Schelm aber, der das Handwerk ins Große treibt, und gleich Hunderttauſende ſtiehlt oder raubt, erlangt dadurch die Mittel, die Armenkaſſe zu beſchenken, und ſich durch patriotiſche Beiträge einen Namen zu machen. Er wird daher ein Wohlthäter der leidenden Menſchheit, verdient alſo nicht den Galgen, ſondern Ehrenſäulen; der Strick, der ihm zugedacht war, verwandelt ſich in eine Ehrenkette, und er reiſet mit Extrapoſt ins Himmelreich.

Hierdurch, meine Hochzuehrenden! hoffe ich die Vortrefflichkeit des Reichthums in das helleſte Sonnenlicht geſetzt zu haben, und es wird uns nunmehr nichts einleuch-

tender und natürlicher erscheinen, als das allgemeine Ringen und Rennen nach diesem höchsten aller irdischen Güter. Und in der That! wenn der tapfere Mann sein Leben an den Nachruhm setzt, wie wollen wir es dem Diebe verdenken, wenn er den Hals um den Reichthum wagt, der doch gewiß ein solideres Gut ist, als der Nachruhm.

Lassen Sie uns nun endlich zu unserm Thema übergehen, und zuerst die Kunst, reich zu werden, im Allgemeinen sodann aber die einzelnen Praktiken und Kunstgriffe, wie man es wird, insbesondere betrachten. Im Allgemeinen müssen wir nun zwar der Glücksgöttin einen ganz vorzüglichen Antheil an dem Gedeihen unserer Plane zugestehen. Denn es ist nur zu bekannt, daß sie sich in Alles mischt, und gleich einem Weberschiffe ihren Faden durch das Gewebe aller menschlichen Unternehmungen zieht. Auch lehrt die Erfahrung, daß oft die weisesten Berechnungen an ihren Launen scheitern, und eben so oft die unbesonnensten Streiche von ihr mit einem günstigen Erfolge gekrönt werden. Aber die Dame Fortuna ist ein Frauenzimmer, und ich behaupte, daß wir ihre Gunst, wie die eines jeden andern Frauenzimmers, endlich durch Muth, Beharrlichkeit und bescheidene Selbstverläugnung zu gewinnen vermögen. Wenn wir daher so viele kluge Leute mit ihren Versuchen, reich zu werden, verunglücken sehen, so können wir sicher darauf rechnen, daß es ihnen an einer oder der andern dieser Gemüthseigenschaften gemangelt hat. Entweder sie waren zu feig, ihren Hals zu wagen, oder zu bedenklich, ihre Ehre aufs Spiel zu setzen, oder zu träge, ihre Bemühungen fort zu setzen, und die spröde Dame mit neuen Bewerbungen zu verfolgen. Alles dieses aber sind Untugenden und Nachlässigkeiten, die sie nimmer vergibt. Der kühne Waghals hingegen, der sein Leben einsetzt, um unsere Geld-

börse zu erobern, der gewandte Glücksspieler, der der Entdeckung und Beschimpfung Trotz bietet, um unsere Dukaten zu angeln, und der Erbschleicher, dessen Geduld durch die unzähligen Launen einer reichen Matrone nicht ermüdet: sie erfreuen sich gewiß der Gunst Fortuna's, wenn sonst nur Klugheit und Vorsicht ihre Unternehmungen leitet. Wir können daher als Grundregel festsetzen, daß man, um auf dem kürzesten Wege zum Reichthum zu gelangen, nicht allein klug genug seyn muß, die Beschränktheit Anderer zu seinem Vortheil zu benutzen, sondern auch muthvoll genug, den Hals zu wagen, beharrlich genug, sich durch Schwierigkeiten nicht abschrecken zu lassen, und demüthig und gelassen genug, Beschimpfungen, Schläge und Mißhandlungen aller Art auf die leichte Achsel zu nehmen. Da nun Muth, Beharrlichkeit und Demuth Tugenden sind, so folgt zugleich daraus, daß man, um reich zu werden, nothwendig tugendhaft seyn muß, und daß Reichthum und Tugend, wenn nicht leibliche Geschwister, doch Geschwisterkinder sind.

Ein eisernes Herz, eine eiserne Geduld, und eine eiserne Stirn sind daher Haupteigenschaften desjenigen, der es darauf anlegt, die Gunst Fortuna's zu erobern. Dieß gilt jedoch nur als Regel, und es gibt jedoch Fälle genug, wo sie über den Mangel jener Tugenden großmüthig hinwegsieht, und uns auf leichteren und dornenloseren Wegen zum Ziele gelangen läßt, wie in der Folge gezeigt werden soll.

Nach dieser allgemeinen Theorie, wollen wir nun zu dem praktischen Theile unserer Vorlesung, oder zu den besondern Praktiken, Kunst- und Handgriffen übergehn, die zum Reichthum führen.

Wenn wir die Reichen ohne Ausnahme beobachten, so finden wir, daß sie ihr Vermögen entweder dem blinden

Zufall, oder irgend einer Naturanlage, sey es körperliche Vollkommenheit oder Geisteskraft und Gemüthsstärke, verdanken.

Der Zufall läßt uns eine reiche Erbschaft machen, das große Loos gewinnen, einen Schatz finden, u. s. w., Schönheit und Körperkraft bahnen uns den Weg durch die Tempel Amors und Hymens, oder durch die Tempel der Venus Vulgivaga in das Reich des Plutus. (Wenn ich sage: Plutus, so verstehe ich darunter den Gott des Reichthums, der bei Leibe nicht mit dem Höllengott Pluto zu verwechseln ist, obgleich, wie einige Profane behaupten, ihre Reiche nahe an einander gränzen.) Von denen, die auf diesem Wege reich geworden sind, kann hier nicht die Rede seyn. Denn dem Zufalle können wir so wenig gebieten, als wir uns Schönheit und Leibesstärke zu geben vermögen. Wir können daher diese Glücklichen bloß beneiden, die weder zu schwitzen noch zu spekuliren und zu raffiniren, sondern nur die Hände in den Schoos zu legen brauchen, um mit Glücksgütern überhäuft zu werden. Ihre ganze Arbeit besteht darin, daß sie, wie die Bewohner von Eldorado oder des Schlaraffenlandes, nur die Kinnbacken in Bewegung zu setzen brauchen, um ihres Lebens froh zu werden, während der vom Glücke nicht Begünstigte sein Leben in Arbeit und Mühe verzehren, und im Schweiße seines Angesichtes sein Brod essen muß.

Wohl ihnen! Sie haben nicht nöthig, das Glück zu suchen, denn es sucht *sie*, und hat das mit der Liebe gemein, daß es diejenigen am heftigsten mit seiner Gunst verfolgt, welche die Mutter Natur in Hinsicht des Verstandes am stiefmütterlichsten behandelt hat.

Es bleibt uns daher nur übrig, diejenigen zu betrachten, welche durch die Kraft ihres Verstandes und ihres Gemüths

zu Reichthum gelangt sind, und hier eröffnet sich ein weites Feld für unsere Untersuchungen, wenn wir einerseits die Kunstgriffe des Genies und die tiefen Combinationen der Weisheit beleuchten, andrerseits den Muth und die fast unglaubliche Beharrlichkeit und Geduld, welche zuweilen erforderlich sind, um der launischen Glücksgöttin ein Lächeln abzugewinnen.

Alle diese Bereicherungsmittel theile ich ein in gefährliche und gefahrlose, je nachdem damit Gefahr an Leib, Leben, Gliedmaßen, Ehre und Vermögen verbunden ist, oder nicht.

Unter den gefährlichen ragt vor allen hervor der Raub, oder die Zueignung fremden Gutes durch einen geraden, offenen und energischen Angriff auf and'rer Leute Taschen, Kasten, Geldbörsen, Schränke, Speicher, u. s. w.

Da der gerade Weg, wie jeder Anfänger in der Mathematik weiß, der kürzeste ist, so verdient der Raub unter allen Bereicherungsmitteln den ersten Platz. Denn er führt so schnell und sicher zum Ziele, daß der Meister in diesem Handwerke sich durch einen einzigen Meistergriff in den Besitz vieler Millionen, ja ganzer Länder und Königreiche setzen kann, wenn er nämlich sein Handwerk systematisch und dergestalt im Großen betreibt, daß er im Stande ist, zu seinem Zwecke Armeen auf die Beine zu bringen Wer nun darin sein Glück machen will, der gehe vor allen Dingen von dem Grundsatze aus, daß das Gesetz nur eine Fessel und Handschelle für die Schwachen und Dummen, oder ein Schnürleib für Pigmäen sey, zu eng, um auf den Leib eines Riesen zu passen. Von diesem Grundsatze beseelt, sammle er alle Starkgeister, welche mit der gesellschaftlichen Ordnung über den Fuß gespannt sind, von dem gemeinen Haufen Banditen, Vagabunden, Räuber

und Diebe genannt, durch die Lockspeise der Ungebundenheit und der Gewinnsucht unter sein Panier, rufe sich in pomphaften Manifesten als den Heiland der Welt, und den Repräsentanten der Vorsehung aus, vom Himmel gesandt, um der Menschheit den Staar zu stechen, und sie mit dem Degen in der Faust glücklich zu machen. Ueberall wird er Gläubige finden, die einen Erlöser und Seligmacher in ihm anbeten, und ein Hosianna über ihn ausrufen werden, überall Inspirirte, die alle Federn, Pinsel und Preßbengel in Bewegung setzen werden, um ihn als den Schöpfer einer bessern Weltordnung anzupreisen. — So wird er sich den Weg zur Herrschaft der Erde und zum Besitze ihrer Schätze bahnen. Dann trete er selbst als Gesetzgeber auf, erkläre den Raub für ein Regal- oder Hoheitsrecht, und bringe ihn in ein System, etwa unter dem Namen Requisitions- oder Kontinentalsystem. Denn es versteht sich von selbst, daß er auch darauf bedacht seyn muß, einen neuen Sprachkodex einzuführen, und gewisse Härten im Ausdruck zu mildern, indem er z. B. rauben durch requiriren, Räuber durch General oder Marschall, und Räuberchef durch Protektor übersetzt, auf der andern Seite aber einen Vaterlandsfreund in einen **Brigand**, einen Feind der Sklaverei in einen Rebellen, und einen braven Mann in ein **mauvais sujet** oder einen Uebelgesinnten umwandelt.

Dies sind so ungefähr Andeutungen, die demjenigen genügen werden, dem die Naturanlage zu diesem Handwerke verliehen ist. Schade nur, daß man ganz neuerlich angefangen hat, den Meistern das Handwerk zu legen. Auch hier wird es bald heißen: die Kunst geht nach Brod, und den Bekennern wird bald nichts weiter übrig bleiben, als zu den gemeinen Kunstgriffen eines Schinderhannes und

Käsebier ihre Zuflucht zu nehmen, welche zu lehren uns jedoch in ein zu weites Feld führen würde.

Ein nicht minder gewöhnliches Bereicherungsmittel ist der sogenannte Diebstahl, oder die Kunst, sich durch einen geschickten und unbemerkten Handgriff fremdes Gut zuzueignen. Wer sich auf diese freie Kunst legen will, muß Muth mit Gewandtheit des Körpers, Gegenwart des Geistes und kluger Benutzung der Zeit und Gelegenheit verbinden. Die Gesetzgeber aller Länder und Zeiten haben den Dieben den Krieg erklärt und Galgen oder Zuchthäuser für sie erbaut. Erstere hatten jedoch gewöhnlich das Schicksal, nur die Stümper und Anfänger in der Kunst tragen zu müssen, welche als solche den Galgen vollkommen verdienen, während die Virtuosen keck unter demselben, wie unter einer Ehrenpforte, hindurch gehen, ohne daran hängen zu bleiben. Und das von Rechtswegen. Denn offenbar gehört doch eben so viel Heldenmuth und Verachtung der Gefahr, als Stärke des Genies dazu, um es in dieser schweren Kunst zu einer gewissen Meisterschaft zu bringen, und es wäre in der That jammerschade, wenn so herrliche Eigenschaften strangulirt werden sollten. Daher ist es auch eine wohlhergebrachte Observanz in allen Staaten, wo die Justizverwaltung einen höhern Grad der Vollkommenheit erreicht hat, daß man die großen Diebe laufen läßt, wie denn überhaupt bei allen Gerichtshöfen in der Welt der vernünftige Grundsatz gilt, daß man die Diebe nur erst dann hängt, einsperrt oder auspeitscht, wenn man sie hat, das heißt, wenn sie entdeckt werden, wohingegen man diejenigen, welche so vernünftig sind, sich vor der Entdeckung in Acht zu nehmen, und auf's Läugnen zu legen, ab instantia oder plenarie absolvirt. Der Grundsatz also, welchen die Bekenner dieser Kunst stets vor Augen

haben müssen, heißt: Hüte dich vor der Entdeckung, und: si feciſti, nega! — Da es jedoch eine sehr mißliche Sache damit ist, indem die meisten an den ersten Versuchen scheitern, und nur wenig Auserwählte darin Glück machen, so rathen wir einem jeden davon ab, der nicht einen ganz vorzüglichen Beruf in seiner Brust fühlt. Denn mit Recht kann man von dieser Kunst sagen: ars longa, vita brevis.

Als ein drittes Bereicherungsmittel empfiehlt sich von selbst der Betrug, oder die Kunst, durch die Ueberlegenheit unseres Verstandes einen Andern zu unserm Vortheile zu täuschen, und um das Seinige zu bringen.

Diese Kunst unterscheidet sich vom Diebstahl vorzüglich dadurch, daß dazu eine größere Gewandtheit des Verstandes als der Finger erforderlich ist. Der Wirkungskreis derselben ist so ausgedehnt, und die Species so unterschieden und zahllos, daß wir uns begnügen müssen, nur einige derselben zu beleuchten, welche vorzüglich im Gebrauche sind. Dazu gehört vor allen das Hazardspiel, oder die Fertigkeit, durch eine geschickte Benutzung oder Herbeiführung des Zufalls das Geld aus den Taschen Anderer in die unsrigen zu locken. Dieß ist ein so ehrbares Mittel, zu Reichthum zu gelangen, daß Hohe und Niedere sich desselben mit gutem Erfolge bedienen; ja selbst diejenigen, welche über die sogenannten Diebe den Stab brechen, machen sich oft kein Gewissen daraus, ihnen auf diese Art ins Handwerk zu pfuschen, und das Gewerbe zu beschneiden. Die Meister in dieser Kunst nennt man falsche Spieler. In der That aber sind sie von den aufrichtigen nur darin unterschieden, daß sie den Zufall selbst herbeiführen, oder, wie es der witzige Riccaut de la Martiniere im Geiste seiner Landsleute, der sinnreichsten und aufgeklärtesten Nation, nennt: „das Glück verbessern und gleichsam zu ihrem Diener

machen, während die Stümper in der Kunst sich von ihm beherrschen lassen, und das Schicksal aller Stümper verdienen, von den Meistern übertroffen und übervortheilt zu werden." Offenbar ware es auch ganz außer der Ordnung, wenn man die Einfältigen gegen die Klugen in Schutz nehmen wollte. Wenn eine Gesellschaft sich zum Spiele niedersetzt, so geht sie den stillschweigenden Vertrag ein, zu versuchen, wer den Andern durch Gewandtheit des Verstandes übertreffen könne. Verliert einer auf diese Art Haus und Hof: habeat sibi? Wer muthwillig ins Wasser geht, der wundere sich nicht, wenn er darin umkommt.

Als eine zweite Spielart der oben erwähnten Kunst sind die Unterschleife und Umschläge aller Art zu betrachten. Diejenige, welche öffentliche Kassen verwalten, machen oft einen sehr ergiebigen Gebrauch von diesem Bereicherungsmittel. Wer sich damit befassen will, thut sehr wohl, wenn er die, so gesetzt sind, die Controlle über ihn zu führen, auf eine geschickte Art an dem Gewinne Theil nehmen läßt, und ihnen mit einem Abfalle desselben den Mund stopft. Agiotage und Ausleihung der öffentlichen Gelder für eigene Rechnung sind gewöhnliche Kunstgriffe solcher Spekulanten. Wollen sie jedoch das Handwerk ins Große treiben, so gehen sie mit der ganzen Kasse durch, jedoch müssen sie alsdann die Vorsicht beobachten, gleich nach der Entweichung einen andern Rock anzuziehen, und den bisher getragenen an irgend einen ehrlichen Kerl zu verschenken, damit der Steckbrief nicht auf sie, sondern auf den ehrlichen Kerl passe, durch dessen Verhaftung und Transportirung sie den Nachstellungen der Späher entgehen, und Zeit gewinnen, sich und ihren Schatz nach Amerika oder dem Vorgebirge der guten Hoffnung in Sicherheit zu bringen.

Ein drittes Bereicherungsmittel dieſer Art iſt das Bankruttiren oder Concursmachen, nämlich die Kunſt, durch Vorſpiegelung des Vermögens-Ruins ſeine Gläubiger zum Mitleiden und zur gütlichen Behandlung zu bewegen, um dann mit deſto größerem Glanze wieder auftreten zu können.

Juſtinianus, Carmer und andere große Geſetzgeber haben zwar den Bankrut nicht unter den modis adquirendi aufgeführt. Aber wer manchen Bankruttirer in ſeinem mit vier Iſabellhengſten beſpannten Prunkwagen neben ſeinen verhungerten und zerlumpten Gläubigern vorbeirollen ſieht, der überzeugt ſich bald von der Lücke in unſern Geſetzbüchern. Wie will man ſich auch die Erſcheinung eines Mannes, der geſtern noch mit einem abgeſchabten Rocke umherging, und in deſſen Hauſe man nichts als ein Paar zerbrochene Schemel und ein Strohlager fand, der aber heute in dem reichſten Anzuge von der Welt, an der Seite einer mit Brillanten geſchmückten Favorite, nach ſeinem Sommerſitze fährt, und dort den Champagner in Strömen fließen läßt, anders erklären, als durch einen geſegneten Bankrutt? Wollen wir aber von dieſem Bereicherungsmittel Gebrauch machen, ſo müſſen wir es geſcheidt anfangen. Ich ſetze voraus, daß wir uns durch bedeutende Ankäufe kreditirter Waaren in Vortheil geſetzt haben, nun aber von unſern Gläubigern gedrängt werden. Wir laſſen hierauf unſere Waarenlager, wenn es noch nicht in Geld umgeſetzt ſeyn ſollte, ſammt allen Koſtbarkeiten, Möbeln und Baarſchaften nach und nach unter dem Schutze der Nacht, bei irgend einem dienſtfertigen Freunde in Verwahrung bringen, und behalten nur ſoviel an Baarſchaft zurück, als erforderlich iſt, die rechte Hand der Juſtiz, nämlich die des Exekutors zu verſilbern, im Fall er etwa unſern

geheimen Praktiken auf die Spur gekommen seyn sollte. Eine pflichtmäßige Anzeige dieses gefügigen Mannes, daß kein Gegenstand der Auspfändung bei uns zu finden sey, verbunden mit dem armseligen Aufzuge, in welchem wir auf der Börse erscheinen, überhebt uns der gerichtlichen Verfolgung, stimmt unsre Gläubiger zur Barmherzigkeit, und macht sie bereit, sich mit uns auf gewisse Prozente zu vergleichen, oder ihre Forderung ganz und gar schwinden zu lassen. Sind wir erst so weit, so haben wir gewonnen Spiel, erscheinen nach und nach wieder auf der Börse, machen neue Geschäfte, und passen den günstigen Augenblick ab, wo wir unser Vermögen durch einen ähnlichen Kunstgriff verdoppeln können. Auf diese Art retten wir zugleich unsern guten Namen, und sind im Stande, unser Geschäft an dem bisherigen Wohnorte mit dem Schein eines ehrlichen Mannes fortzusetzen. Ist uns aber der sogenannte gute Name gleichgültig, und denken wir wie Diogenes: „Mögen sie mich auch schimpfen, schlagen und an den Pranger stellen, wenn ich nur nicht dabei bin", so thun wir noch besser, wenn wir uns mit unserm ganzen Vermögen aus dem Staube machen, und unsern Gläubigern das leere Nachsehen lassen.

Ein viertes Bereicherungsmittel dieser Art ist **der Wucher**, oder die Kunst, durch die magnetische Kraft eines Thalers, zehn andere aus der Tasche zu prakticiren.

Es gibt nämlich Augenblicke im menschlichen Leben, wo das baare Geld eine solche Zauberkraft äußert, daß wir, um zu dem Besitze desselben zu gelangen, Haus, Hof, Weib und Kind, ja wenn es darauf ankäme, Leib, Ehre und Seligkeit verschrieben. Solche Augenblicke wissen kluge Spekulanten zu benutzen, indem sie durch den Klang einiger Gold- und Silbermünzen dergestalt unsere Ohren zu kitzeln

verſtehen, daß wir gern bereit ſind, ſtatt hundert, tauſend zu ſchreiben, und Haus und Hof zu Pfande zu ſetzen. In der That macht der Anblick des baaren Geldes uns oft ſo blind gegen unſern wahren Vortheil, daß es uns leicht ergehen kann, wie jenem ehrlichen Bauer, der von einem Staatsbürger der israelitiſchen Colonie einen Thaler auf zehn Jahre lieh, darüber einen Schuldſchein ausſtellte, und ſeinen Rock zum Pfande gab, zugleich aber ſich gefallen ließ, daß der israelitiſche Staatsbürger denſelben Thaler im Voraus auf die künftigen zehnjährigen Zinſen zurück nahm, ſo daß der Bauer eigentlich nichts empfangen, jedoch einen Schuldſchein ausgeſtellt, und obendrein ſeinen Rock aus den Händen gegeben hatte. Ich frage, wer iſt hier zu verdammen? Der Bauer, der mit offenen Augen nicht ſah, oder der altteſtamentariſche Glaubensgenoſſe, der ſich ſeine Dummheit zu Nutze machte? Man will den Wucherer in Mißkredit bringen, und ihn in die Cathegorie der Betrüger ſetzen, aber mit welchem Rechte weiß ich nicht. Wer kann aufrichtiger und offener zu Werke gehen, als er? „Hier" — ſagte er — „haſt du die verlangten 15 Rthlr., aber ſetze dich, und ſchreibe 50!" Iſt hier eine Täuſchung, ein Betrug? Nimmermehr! — Wenn ich einem Sehenden vorſage, daß ſchwarz weiß ſey, wer behauptet denn, daß ich ihm etwas weiß gemacht habe? Daher iſt denn auch mit zunehmender Aufklärung der Wucher dergeſtalt zu Anſehen und Ehren gekommen, daß ſelbſt vornehme Leute ſich nicht ſchämen, ihn als ein einträgliches Gewerbe zu betrachten, und daß wir den Ausdruck: unſere Leute, jetzt mit gleichem Rechte auf die Bekenner des Chriſtenthums beziehen können.

Eine ähnliche Praktik iſt die Stocksgobberei, oder der Handel mit Staatspapieren.

Hier hat das Genie und die Erfindungskraft des Meisters ein weites Feld. Denn Alles hängt hier theils von Berechnung politischer Konjunkturen und Konstellationen, theils von der Kunst zu täuschen ab. Im ersteren Falle muß man im Stande seyn, den Männern, die an der großen Pharaobank der Staatsangelenheiten sitzen, in die Karte zu gucken, weil von ihrer Kartenmischung das Steigen und Fallen des politischen Barometers, also auch der Staatspapiere abhängt. Da jedoch nur zu oft der Zufall der große Bankhalter ist, welcher die Karten mischt, so pflegt es mit dieser Berechnung eine mißliche Sache zu seyn, und wir gehen daher sicherer, wenn wir der Politik selbst vorarbeiten, das heißt, wenn wir durch wohlersonnene Nachrichten und ausgesprengte Gerüchte von gewonnenen oder verlornen Schlachten, von geschlossenen Bündnissen oder abgebrochenen Unterhandlungen u. s. w. auf das Steigen oder Fallen der Staatspapiere zu wirken suchen, je nachdem das eine oder das andere zu unserm Vortheil gereicht. Wollen wir die Täuschung verstärken, so müssen wir der erdichteten Nachricht durch so eben erhaltene Briefe und Depeschen aus London, Paris, Wien oder Petersburg noch einen größeren Anstrich von Wahrheit zu geben suchen, oder irgend einen eingeweihten Handlungsfreund so eben mit Extrapost von diesem oder jenem großen Orte ankommen, und durch ihn die Nachricht bestätigen lassen. **Practica est multiplex.**

Als ein sehr wirksames Bereicherungsmittel ist auch das Lieferungs- und Verpflegungswesen zu betrachten, oder richtiger gesprochen, das Nichtlieferungs- und Selbstverpflegungswesen. Schon Friedrich der Große bezeichnete einen verarmten Lieferanten, der eigentlich zu den unglaublichen Erscheinungen gehört, mit dem Namen

eines bekannten Thieres, welches zu nennen der Respekt mir verbietet, indem er an der Krippe gestanden habe, ohne zu fressen. Und in der That! wenn ich von dem Könige von Egypten aufgefordert worden wäre, seinen Traum von den 7 fetten und 7 magern Kühen zu deuten, so würde ich ihm geantwortet haben: Großer Pharao! die 7 fetten Kühe sind die Lieferanten deiner Armee, die 7 magern aber, welche von ihnen gefressen wurden, sind deine Soldaten und Unterthanen. Daß Joseph diesen Traum anders erklärte, macht es mir sehr wahrscheinlich, daß auch er schon seine Hände bei dem Lieferungswesen im Spiel hatte. Wer bei diesem Wesen, oder vielmehr Unwesen, sein Glück machen will, der muß sich als den Vormund der Armee betrachten, das heißt, als denjenigen, welcher der Armee Alles vor dem Munde wegschnappt. Wie ein wackerer Vormund seine Pflegebefohlenen dann und wann durch Fasten in der Tugend der Enthaltsamkeit übt, so muß auch er seine Pflegebefohlenen, die Soldaten, durch die Schule der Entbehrung führen, und so zu wahren Soldaten erziehen, jedoch nicht unterlassen, ihnen die Fasttage als Eßtage anzurechnen, oder zu verrechnen, wie die Praktiker es sehr sinnreich und treffend nennen. Mit einem Worte, er muß es darauf anlegen, eine Kriegshungerschule zu errichten, nach Art der chinesischen, deren Lichtenberg gedenkt, und dem Manne in der Bibel zu gleichen, der demjenigen, so ihn um Brod bat, Steine darreichte, als worunter die heilige Schrift, in ihrer schon bekannten ironischen Manier, offenbar einen Lieferanten verstanden hat.

Endlich wäre hier noch der Ort, des Spionirens und der Landesverrätherei zu gedenken.

Da jedoch die Erfahrung lehrt, daß selbst die Meister in diesem Gewerbe sich in Hinsicht des gehofften Lohns

zu verrechnen pflegen, weil derjenige, welcher sich ihrer bedient, selten ein Gedächtniß für ihre Dienste hat, sie vielmehr wegen ihres gefährlichen Talents nach gemachtem Gebrauche von sich zu entfernen trachtet, so wollen wir jedem guten Christen, der seinen Hals und seine Seligkeit liebt, alles Ernstes davon abrathen.

Und hiemit, meine Hochzuehrenden! habe ich die vorzüglichsten Kunstgriffe und Praktiken beleuchtet, deren kluge Leute sich bedienen, um zu Reichthum zu gelangen, in so fern nämlich die Anwendung derselben mit Gefahr an Leib, Leben, Gut und Ehre verbunden ist. Es gibt zwar noch eine Menge anderer, die in diese Cathegorie gehören, aber alle zu beleuchten, würde uns in ein zu weites Feld führen. Lassen sie uns daher jetzt zu den gefahrlosen Bereicherungsmitteln übergehen.

Diese theile ich ein in solche, die gegen Privatpersonen, und in solche, die gegen das Publikum gerichtet sind, je nachdem wir nämlich das Vermögen einer Privatperson, oder das des ganzen Publikums in Anspruch nehmen.

Unter den erstern verdient die Erbschleicherei einer vorzüglichen Erwähnung. Die Erbschleicherei ist die Kunst, sich durch allerhand Krümmungen in die Gunst einer reichen und gebrechlichen Person dergestalt hinein zu schleichen, daß sie uns zu ihrem Erben einsetzt.

Diese Kunst setzt daher, außer einer großen Verstellungsgabe, eine eben so große Beharrlichkeit und Geduld, außerdem aber gründliche Menschenkenntniß im Allgemeinen, und spezielle Kenntniß der schwachen Seiten derjenigen Personen voraus, gegen welche unsre Plane gerichtet sind. Wir müssen daher ihre Launen, Gebrechen, Bedürfnisse, Neigungen und Gelüste zum Gegenstande eines eifrigen

Studiums machen. Besonders fallen alte Leute, wenn sie den Knochenmann mit dem Stundenglase und der Hippe vor sich sehen, gar leicht in eine bigotte Zerknirschung, weßhalb kluge Erbschleicher darauf bedacht seyn müssen, ihnen fleißig Trost aus der Bibel zuzusprechen. Bejahrte Jungfrauen, oder sogenannte alte Jungfrauen haben oft Passionen für Katzen, Hunde, Affen, Papageyen und dergleichen Thiere, weßhalb wir uns hüten müssen, es mit diesen Favoriten zu verderben, vielmehr suchen müssen, durch ein zuvorkommendes Betragen gegen dieselben, uns den Weg zum Herzen ihrer Brodherrin zu bahnen. Zuweilen vermögen auch jugendliche Flammen die Eisrinde eines alten Herzens aufzuthauen. Man lasse es an zärtlichen Blicken, Seufzern und Liebesbetheurungen nicht fehlen. Mit einem Worte, man lasse keinen Kunstgriff unversucht, sich methodisch in die Gunst der bezielten Person, und durch diese in ihre Erbschaft einzuschleichen.

Da es auch nicht selten der Fall ist, daß uns bei solchen Spekulationen Pflichterben oder andere Personen im Wege stehen, die Anspruch auf die reiche Erbschaft machen könnten, so müssen wir darauf bedacht seyn, diese durch alle jene schlauen Künste der Intrigue und Kabale aus der Gunst der bearbeitenden Person zu verdrängen, und auf diese Art freie Bahn zu machen.

Dieß sind jedoch nur Andeutungen. Wer mit den Naturanlagen zum Erbschleicher ausgestattet ist, dem werden sie genügen.

Ein zweites eben so lohnendes Mittel dieser Art ist das Hineinheirathen oder die Spekulation auf eine reiche Heirath.

Im Allgemeinen gilt hier dasselbe, was bei der Erbschleicherei gesagt ist, nur mit dem Unterschiede, daß es

hier oft darauf ankommt, die Gabe der Verstellung durch äußere in die Sinne fallende Vorzüge zu unterstützen. Denn im Felde der Liebe siegt nur zu oft Einfalt, mit Schönheit gepaart, über die feinsten Machinationen des Verstandes. Ein vernünftiger Mann läßt sich jedoch durch den ersten Korb nicht abschrecken, sein Ziel zu verfolgen. Selbst ein Felsenherz wird durch Beharrlichkeit erweicht, und gleichwie wir einem zudringlichen Pudel, den wir zehnmal von uns gestoßen haben, und der zum eilftenmal winselnd, wedelnd und händeleckend zurückkehrt, endlich in Gnaden die Hand reichen, so wette ich zehn gegen eins, daß auch Herz und Hand eines schönen Kindes endlich demjenigen zu Theil wird, der sich durch wiederholte Ausfälle nicht abhalten läßt, den mehrmals abgeschlagenen Sturm zu erneuern. Denn das weibliche Herz ist sehr zum Mitleiden gestimmt, und wissen wir dieses zu bestechen, so ergibt sich der Kommandant zuletzt auf Gnade und Ungnade.

Und so erkläre ich mir die Erscheinung, daß oft die schönsten Frauen den häßlichsten Männern die Hand reichen; oder ist es vielleicht weibliche Berechnung, welche die Schönheit durch den Kontrast der Häßlichkeit noch mehr zu heben sucht? Ich wage nicht darüber zu entscheiden.

Oft steht auch der Starrsinn eigensinniger Väter, Mütter und Vormünder dem Heirathsspekulanten im Wege. In solchen Fällen wissen sich gewandte Leute dadurch zu helfen, daß sie den Gegenstand ihrer Bewerbungen in einen solchen Zustand versetzen, der die widerstrebenden Alten zur Ertheilung des Jaworts geneigter macht. **Practica est multiplex.**

Im Felde der Liebe durchkreuzen sich zwar noch unzählige Haupt- und Nebenwege, um zum Reichthum zu

gelangen. Manche derselben sind jedoch zu unsauber, als daß ich es wagen sollte, meine Hochzuehrenden darüber hinwegzuführen. Nur zweier will ich noch kürzlich gedenken, auf denen viele sogenannte honette Leute wandeln. Sie heißen Kuppelei und Heirathsmäkelei. Namentlich ist die erstere als ein Mittel zu empfehlen, nicht allein zu Reichthum, sondern auch zu einem einträglichen Amte, oder einer Sinecure-Stelle zu gelangen, besonders wenn man nicht zu ekel ist, den Gegenstand des vornehmen Gelübdes durch priesterliche Kopulation wieder zu Ehren, oder vielmehr zu noch größeren Unehren zu bringen.

Lassen Sie uns endlich diejenigen Kunstgriffe berühren, welche darauf berechnet sind, uns mit dem Gelde des Publikums zu bereichern.

Hier kann man mit Recht sagen, sie heißen Legio. Jeder Kaufmann, jeder Handwerker, jeder Künstler, jeder Professor, Advokat und Arzt zielt ja auf den Beutel des Publikums. Doch von ihnen kann hier nur insofern die Rede seyn, als es darauf ankommt, die besondern Kunstgriffe zu beleuchten, deren sich manche dieser Herren mit gutem Erfolge bedienen, um ihrem Gewerbe oder ihrer Kunst einen höhern Schwung zu geben. Dieser Praktiken bedarf zwar derjenige nicht, welcher sich als Künstler durch Genie und Fleiß, als Professor durch Gelehrsamkeit, als Arzt und Advokat durch praktische Kenntniß, als Kaufmann durch Spekulation und Industrie, als Handwerker durch Betriebsamkeit und Sparsamkeit emporzuarbeiten vermag. Dergleichen Eigenschaften sind jedoch nicht eines jeden Sache. Genie ist ein Geschenk des Himmels, das man sich selbst nicht geben kann; Arbeit, Betriebsamkeit und Studium aber erfordern Anstrengung des Körpers und Geistes, und führen nur langsam zum Ziele, so daß diejenigen, welche

den Reichthum auf diesem Wege suchen, oft über der vielen Arbeit, Mühe und Zeit, das Leben selbst verlieren, ohne zum Ziele gelangt zu seyn. Die Erfahrung lehrt freilich, daß Leute, welche einen Pfenningshandel mit Schwefelhölzchen anfingen, es endlich durch eiserne Industrie und Selbstkasteiung so weit brachten, daß sie in den größten Handelsplätzen Comptoire hielten, und mit dem ausgebreiteten Absatze ihrer Schwefelhölzer ein ungeheures Vermögen zusammenhäuften. Es ist jedoch keineswegs meine Absicht, die Schneckenwege und Dornenpfade zu zeigen, welche zum Reichthum führen. Denn sonst brauchte ich meinen geehrten Zuhörern nur zuzurufen: „Arbeitet und wachet! schwitzet und darbet! damit ihr am Ende eurer Tage schwelgen, und die Hände in den Schoos legen, oder euren lachenden Erben ein großes Vermögen hinterlassen könnet.“ Mein Thema ist vielmehr, zu zeigen, wie man den Dornenpfaden ausweicht, und auf dem leichtesten Wege zum Reichthum gelangt. Ich bemerke also, daß kluge Leute gewisse Kunstgriffe erdacht haben, wodurch sie den Mangel der oben angeführten Eigenschaften ersetzen.

Diese Kunstgriffe lassen sich in die allgemeine Regel bringen: „Stoß in die Posaune! mache Lärm und Aufsehen! errege Neugierde und schmeichle dem Zeitgeiste und der Mode!“ Denn das Auffallende und Neue hat eine so anziehende Kraft, daß man darüber das Bessere, Nützlichere und Schönere übersieht, wenn es weder in die Sinne fallend, noch neu ist. Diese Regel befolgt daher jeder Schneider, der auf seinem Schilde mit ellenlangen goldenen Buchstaben verkündet, daß der Pariser Kleidermacher oder Costümkünstler N. N. hier seine Werkstatt habe; jeder Friseur, der sich einen Haarkünstler oder artiste pour la coupure des cheveux nennt; jeder Speisewirth, der seine Garküche in

eine Reſtauration umtauft; jeder Höcker, der ſeine neuen Häringe in den Zeitungen anpreiſet; jeder unbärtige Handlanger der Fama, der ſeine neuen Extrablätter mit gellender Stimme ausſchreit; jeder Buchhändler, der mit gigantiſchen Lettern ausposaunt, daß dieſe oder jene Schrift bei ihm herausgekommen ſey, jeder Schriftſteller, der durch irgend einen prahlenden Titel, als: Feuerbrände, Löſcheimer, Lichtſtrahlen, europäiſcher Völkerbund, Zeitblüthen ꝛc. Aufſehen zu erregen oder in einer anonymen Selbſtkritik zu beweiſen ſucht, daß er uns gerne zu ſich emporheben möchte, wenn nur nicht Hopfen und Malz an uns verloren wären (videatur die geſtrige Zeitung!) jeder Arzt, der am Bette ſeines zu Tode klyſtirten Patienten mit hippokratiſcher Weisheit docirt, daß denatus methodice von der Welt geſchieden ſey; jeder Juſtizkommiſſarius, der in ſeiner Deduction ein Körnchen Pandektenwitz aus einem Strohmagazin von Citaten herausdriſcht, um zu zeigen, daß ſein Gegner ein Ignorant ſey; endlich jede Hetäre, die ihre Nuditäten zur Schau auslegt, um ihr Publikum an ſich zu locken. Wir müſſen daher der klugen Gaſtwirthin in Harlem, deren Thümmel in ſeinen Reiſen durch das ſüdliche Frankreich gedenkt, wegen des höchſt genialen Kunſtgriffs, deſſen ſie ſich bediente, um durch ein Aushängeſchild ganz neuer Art Aufſehen zu erregen, unſere ganze Bewunderung zollen. In der That! ſie hatte dem Publikum ſeine ſchwache Seite abgelernt, und indem ſie es magnetiſch an ſich zog, goß ſie zugleich durch ein unzweideutiges Symbol die volle Schale der Verachtung über daſſelbe aus.

Klappern gehört zum Handwerk: das iſt ein uraltes goldenes Sprüchwort, und unter Klappern verſtehe ich nichts anderes, als Aufſehen machen.

Von der Wahrheit dieses Sprüchworts ist jeder Professor durchdrungen, der durch eingestreute Schwänke und Possen die lachlustigen Studenten an sein Katheder zu fesseln sucht. Ihm gemäß hält ein anderer eine Vorlesung über die Schädellehre, indem er voraussieht, daß jeden die Neugierde plagen werde, zu wissen, ob er mit dem Fuchs- oder Eselsorgan begabt sey; eine dritte gibt mimische Darstellungen, weil Jedermann begierig ist, Göttinnen und Ungeheuer durch eine Künstlerin dargestellt zu sehen, die doch so sehr menschlich ist. Noch andere kündigen lebende Bilder an: denn natürlich wünscht jeder zu erfahren, wie man es anfangen werde, die Natur gleichsam umzukehren, und sie zur Nachahmerin, oder vielmehr zum Affen der Kunst zu machen. Noch ein Anderer kündigt eine Vorlesung über die Kunst reich zu werden an: denn alle Welt brennt ja vor Begierde, in die Geheimnisse dieser Kunst eingeweihet zu werden. Noch Andere kündigen ein Melodrama oder eine dramatische Akademie an, das heißt, einen Mischmasch von Theaterscenen und Musikstücken, wobei einem zu Muthe wird, wie in einem Irrenhause, in welchem dergestalt ohne Zusammenhang und Ordnung durcheinander geschnattert und geheult wird, daß man zuletzt nicht weiß, wie einem der Kopf sieht. Noch Andere treten als Bauchredner, unsichtbare Jungfrauen und redende Sirenen auf. Kurz, ein jeder sucht zu klappern, und dem Hans Nord nachzuahmen, der ausposaunte, er werde durch einen Flaschenhals kriechen, jedoch ohne diese schwierige Aufgabe zu lösen, mit dem Gelde des Publikums durchging.

Wer daher als Künstler sein Glück machen will, der trete mit irgend einer neuen Erfindung im Reiche der Kunst auf. Je toller, je besser. Es kommt nur darauf an, daß sie durch Neuheit und Sonderbarkeit Aufsehen

und Verwunderung errege, und mit Marktschreierei angekündigt werde, dann wird ihm der Beifall der Menge nicht entstehen.

Ja, ich bin überzeugt, daß wenn irgend ein Spaßvogel eine musikalisch-dramatische Hunde- und Katzen-Akademie ankündigte, und durch eine diesen Thieren zugefügte Tortur eine Art von Melodrama hervorbrächte, dieß eine sehr ergibige Spekulation seyn würde.

Wer als Autor sein Glück machen will, der suche den Zeitgeist zu seinen Zwecken zu benutzen. Wenn alle Welt dem herrschenden Götzen huldigt, so stoße auch Er in die Posaune seines Ruhms. Wenn Freiheit und Vaterland die herrschenden Tendenzen sind, so lege er die Posaune der Freiheit und Vaterlandsliebe an den Mund. Kurz! ein jeder hänge nur ein lockendes Schild aus, und die Menge wird ihm zuströmen. —

Und hier, meine Hochzuehrenden! schließe ich diese Vorlesung, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die Lehre, die ich ausgesäet habe, bald goldene Früchte tragen, und sich praktisch bewähren möge, in Zeit und Ewigkeit. Amen!

Anekdote.

Die Geheimeräthin ** machte ihrer siebzehnjährigen Tochter harte Vorwürfe, daß sie einen Liebhaber habe.

„Mein Gott!“ rief diese sehr naiv aus: „kann man denn wohl weniger haben?“

Travestie eines Monologs von Hamlet.

Nun bin ich allein. Ich schöpfe reine Luft,
Und sage mir ins Ohr: „Hamlet, du bist ein Schuft!“
Was? dieser Puppenmann läßt seine Puppen sprechen,
Daß helle Thränen mir aus beiden Augen brechen?
Ein Stück bemaltes Holz bekommt in seiner Hand
Empfindung, seufzt und weint! Verblüfft steht mein Verstand,
Sperrt Mund und Nase auf. Das können Marionetten?
Was würden sie erst thun, wenn Fleisch und Blut sie hätten,
Durch diesen Wundermann! Und alles dieß, um was?
Um Deutschland, wunderbar! in dem kein Hälmchen Gras
Für seinen Schnabel wächst. Was kümmerts ihn, ob Peter,
Ob Paul in Deutschland hauf't? Was bin ich für ein Köter,
Gleich' ich mich diesem Kerl? Ich, dem sein cher papa
So schändlich ward stipitzt, gemauf't durch einen Geier? Ha!
Wie würde dieser Mensch nicht erst mit Thränen taufen,
Wär er an meinem Platz! Man würde drin ersaufen!
Er stürmte, wie der Blitz, der Stimme Ton herab,
Und sengte jedes Ohr, bis auf ein Läppchen, ab,
Es würde schreckend auf der Schuldbewußte fahren,
Daß eine Wolk' entstünd' vom Puder aus den Haaren,
Der Frevler stünde bleich, von Furien umbraust,
Ein Loch in seiner Brust, so groß, wie meine Faust.
Selbst der Unschuldige verlöre die Balance,
Und nehme in der Angst ein Prischen Contenance.

Es schmölze vor ihm hin, wie Wachs, des Kühnsten Trotz!
Und ich? o was bin ich für ein fühlloser Klotz!
Ich sah des Vaters Geist — ich seh' ihn noch, da steht er;
Und dennoch schleich ich wie der lahme Wachtel-Peter,
Und träum', und handle nicht, der blut'gen Sache fremd;
Die Krone nahm man mir, vielleicht auch noch das Hemd.
Und ich erduld' es, wie? bin ich denn eine Memme?
Was hält mich, daß ich nicht den Bart dem Räuber kämme,
Bis ach! und weh! er schreit? Würd ich es leiden, wenn
Er Knipschen schlüge mir? Gewiß nicht! warum denn
Erduld' ich's, daß er mir die Königskrone stiehlet,
Und mit des Vaters Mord mir auf der Nase spielet?
Wie? ruhig laß ich ihn bei Appetit und Schlaf,
Ich kenne mich nicht mehr! Hamlet du bist ein Schaf!
Sonst müßte längst er schon des Himmels Raben mästen,
Und Teufel schon sein Herz zu einem Beefsteak rösten.
Er lebt, der Kuppler, lebt! nennt Kron' und Zepter seyn,
Ist meiner Mutter Mann, der Hans von Klapperbein!
Bin ich ein Mensch? ein Thier! Silenens grauer Schimmel,
Wie ich zur Rach' ermahnt von Geistern, Höll' und Himmel,
Ich trage meinen Schmerz in Kleidern nur zur Schau?
Es ärgert sich cher père im Grabe braun und blau.
Und ich, ich weine nur und speie Gift und Flüche?
Das kann Kathrine auch in meines Oheims Küche.
Pfui drüber! Frisch ans Werk! Gestalt' als Mann dich um!
Und nun, was ist zu thun? das überleg'! hum! hum!
Ein Schauspiel geb' es heut von diesem Puppenspieler,
Vor meinem König — Ohm. Da soll er sehn! dann fühl' er,
Daß kein Geheimniß mehr für seinen Neffen sey
Sein Kronentaschenspiel, die Gifttheebrauerei
Es soll auf immer ihm vor jedem Schauspiel grauen,
Und ich will ihm dabei bis in — den Magen schauen.

Der Geiſt, den ich geſeh'n, kann nur ein Blendwerk ſeyn,
Drum nehm' die Majeſtät mein Vomitiv erſt ein;
Drückt ihm im Magen dann des ſel'gen Königs Leben,
So ſoll er ſchnell von ſich die Sündenſuppe geben.
Bis dahin ſchone noch mein Schwert die Majeſtät.
So ſey's, damit der Geiſt mir keine Naſe dreht.
Ein Schauſpiel ſoll das Herz des Königs operiren,
Und Marionettendraht ihm Hals und Kehle ſchnüren.

Anekdote.

Während eines Hochzeitſchmauſes zu Berlin wurde ein Conzert und in ſelbigem eine auf dies Hochzeitfeſt componirte Cantate von dem Cantor Fuhrmann und ſeinen Chorſchülern aufgeführt.

Der Sänger, der die letzte Arie hatte, ließ ſich zum erſtenmale in ſeinem Leben in einem Conzert hören, und da er ſehr furchtſam war, ſo beging er den Fehler, daß er, ſtatt den erſten Theil der Arie zu wiederholen, in ſeiner Zerſtreuung den zweiten noch einmal zu ſingen anfing.

Eine Kennerin, die an der Hochzeittafel ſaß und den Fehler bemerkte, wollte ihn zurechtweiſen und rief: von vorne! von vorne!

Allein der Sänger ſang immer weiter und war ſchon bis an die Schlußworte der Arie: „und liebet eure Weiber, und liebet eure Weiber!“ als die Dame noch beſtändig dazwiſchen rief: von vorne! von vorne!

Recepte.

1. Zu einem Ritterroman.

Ein Fräulein hinter Schloß und Gitter,
ein junger, vielliebender Ritter,
ein Lied, ein Mond, eine Zither,
begleitet von einem Gewitter;
ein Held, der nie ruht,
viel Muth,
viel Blut,
viel Schlachten,
zwei blaue Augen, die schmachten;
ein treuer, derber Rittersmann,
der liebt und flieht, und nicht schreiben kann;
bemalte, gothische Fenster,
ein finsterer Gang voll Gespenster;
ein Kloster, Angst- und Nonnengeschrei,
ein Teich voll gesammelter Thränen dabei;
dies Alles wohl zusammen gethan, —
so gibt es einen Ritterroman.

2. Zu einem anacreontischen Liede.

Nehmet Wein und Liebe,
nehmet Lieb' und Wein;
mischet etwas süße Triebe
etwas Rebenblut hinein;

noch ein Theilchen Roſenwangen,
lockig Haar und Aeugelein,
voll von zärtlichem Verlangen,
etwas Dampf von Chierwein,
auch, nach Nothdurft, volle Becher; —
rührt es wohl mit Pfeil und Köcher,
ſiebt's durch Amor's Augentuch,
bis die Doſis ſtark genug;
knetet es mit Liebesflammen
fein in-einen Teig zuſammen,
machet Männerchen daraus,
von Geſtalt, wie Amoretten,
wohl verſeh'n mit Blumenketten,
und dem ſchönſten Roſenſtraus.
Dann, die allerliebſten Herrchen
nur nach Leipzig hingeſandt!
Mit den Aepfeln, mit den Lerchen
überſchwemmen dann die Närrchen
unſer deutſches Vaterland.

3. Zu einem Luſtſpiele.

Nimm ein junges Mädchen, einen Stutzer, einen Liebhaber, einen Freund, eine Kammerjungfer, einen Diener und einen geizigen Vater. Miſche dieſe wohl durcheinander. Wirf dazu zwölf Unzen Narrenpoſſen und eine halbe Unze Witz. Laß das Frauenzimmer ihren Liebhaber eine Zeitlang als Hund gebrauchen, und ihn zuletzt auf eine ſchlechte Art, und, zu ſeiner größten Verwunderung, heirathen. Menge dazu noch einen Tanz, ein Lied, anderthalb Duelle und eine Hand voll Ohrfeigen, — und bringe es zur Bühne.

4. Zu einem Trauerſpiele.

Nehmet einen Helden und einen Schurken. Beleget jenen mit allen Tugenden und dieſen mit allen Laſtern. Schüttelt ſie weidlich zuſammen, ſo, daß bald der Eine, bald der Andere oben auf kommt. Nun thut einige Dutzend O! Ach! Ha! und Weh! verſchiedene Ohnmachten, Sterbefälle, Morde und eine ſtarke Doſis Liebe hinzu. Laßt dieſes bis zur fünften Handlung kochen. Dann ſetzet es drei Tage zum Abkühlen hin und — bringt es drauf zur Schaubühne.

Geſuche.

Im Aug. 1816 ſuchte in den Pariſer Blättern eine Dame ihren abhanden gekommenen Hund alſo: „Der Hund iſt ſo und ſo geſtaltet; er iſt weder ſchön noch künſtlich abgerichtet, aber, er iſt mein einziger Liebling, und ich biete deßhalb dem Wiederbringer deſſelben 200 Franken zur Belohnung an.“

Bei Gelegenheit, daß jüngſt in einer namhaften Stadt Sachſens, auf der dortigen Schaubühne, einige Pferde bei Aufführung Macbeths und Caspars des Thoringers, zur Beluſtigung des Janhagels, vorgeführt wurden, die ſich gar ſchlecht in ihre Rolle fanden, las man hinterher in den daſigen wöchentlichen Nachrichten das Geſuch:

„Es werden für einen Theatermarstall einige temporirte Pferde, als Figuranten von Streitrossen zu gebrauchen, gesucht. Sie dürfen gerade nicht im guten Futter gestanden haben; denn, sie sollen im Theaterolymp, wie ätherische Rosse, nicht leicht natürliche Bedürfnisse fühlen; aber, es dürfen auch keine dickköpfigen Gaule seyn, die sich auf der Bühne wie unvernünftige Esel gebärden, auch keine Miethklepper, welche ohne allen Ehrgeiz und ohne alles ästhetische Gefühl für die Bühnenkunst sind. Das Nähere u. s. w.“

(Aus den Leipz. Zeitungen im Mai 1807.) „Auf ein Mittergut, auf dem viel Rindvieh ist, wird eine ledige Weibsperson, am liebsten eine Predigerwittwe, zur Führung der Wirthschaft, allenfalls auch zum Plätten der geringen Wäsche, aber ja nicht zur Gesellschaft, gesucht.“

Aus den Dresdner Anzeigen: „Es wird Jedermann gebeten, da nämlich von dem Klempnermeister Weichelt in der Frohngasse allhier eine von dem Maurer Bachmann bestellte Kochofenthüre von einer andern Person aus des Gesellen Hand diebischer Weise entwendet worden, worüber dem Maurer viel unerwartete Fatalitäten zugezogen worden, daß er 10 Thaler Douceur auf den Diebstahl setzt. Zu melden in der Pfarrergasse u. s. w.“

Die Lieblingssache.

Göthes „Blümlein Wunderschön," parodirt von Eginhardt.

Ich kenn' ein schlankes, nettes Ding,
Ein wundersam Gebäude;
Stets gab es, wenn ich's sonst empfing,
Mir Hochgenuß und Freude.
Mir fehlet Alles, wenn es fehlt,
Hab's vor der Hochzeit nur verhehlt,
Und muß dafür nun büßen.

Der düst're Blick, vom Arbeitstisch,
Schweift, ob er es entdecke.
Einladend fand ich's sonst, und frisch
In einer jeden Ecke.
Ach! wenn mein Weib mir's reichte jetzt,
Und ich mich schön daran geletzt,
Wie zärtlich wollt' ich sie küssen!

Lagerbier.

Ich dufte schön, und höre hier
Dein Seufzen, deine Beschwerden.
Dein Sehnen gilt mir, dem Lagerbier,
Ich bin ja der Trank der Gelehrten!
Du hast sechs Jahre lang studirt,
Brav banketirt und commercirt,
Das hängt dir an, bis zum Grabe.

Dein Gold iſt aller Ehren werth,
Du kitzelſt Schlund und Naſe;
Der Renommiſt d'rum dein begehrt,
In Stübchen und in Laſe.
Dein Schaum, wo Blaſ' an Blaſe ſich bricht,
Lädt freundlich ein, doch du biſt es nicht,
Wonach Verlangen ich trage.

Knoblauchswurſt.

Das Bier hat demagogiſchen Sinn,
Es ſprudelt immer nach oben.
Betrachte mich, wie ruhig ich bin,
Par honneur! du wirſt mich nur loben!
Ma foi! ich ſchaff' Appetit dir und Durſt,
Sacre nom de Dieu! ich, die Knoblauchswurſt,
Ich ſtille gar lieblich dein Sehnen.

Ich kenne zwar von Lichtenhayn
Als heilſam dich für den Magen:
Oft — brach ein Katzenjammer herein —
Verlieh'ſt du neues Behagen.
Auch biſt du mir ein liebes Bild
Vom Teint meines Weibchens, beräuchert mild,
Doch weiß ich etwas Beſſ'res.

Kümmel.

Das mag wohl ich, der Kümmel, ſeyn,
Hier in den ſchlanken Flaſchen.
Madam ſpricht oftmals bei mir ein,
Ein Küßchen ſich zu erhaſchen.
Den Schlüſſel trägt am Herzen ſie,
Gib nur, du Aermſter, gib dir Müh'.
Ein Nagel thut wohl daſſelbe.

Den Kümmel ſoll man nicht verſchmäh'n;
Er ſpendet Leben und Wonne;
Wenn die Aequinoctialſtürme weh'n,
Wenn verſengend ſtrahlet die Sonne.
Doch was mir hier, bei Egg' und Pflug,
Erquickung brächt', biſt du nicht! Genug
Ich meine ganz was And'res.

Romane.

Wir ſteh'n verlaſſen und beſtäubt,
Und ſcheinen nichts dir zu gelten;
D'rum, da uns ſonſt nichts übrig bleibt,
Woll'n wir uns ſelbſt nur melden.
Du biſt verdrießlich, nun ſo lies,
Hier winken Kramer dir und Spies!
Dort lachet Fortunatus!

Wohl ſchätz' ich Spies und Kramer ſehr,
Sie ſind ja ſo beſcheiden.
Fortunatus fliegt über Land und Meer,
Und bändigt die Lüfte zum Reiten.
Doch ich geſteh' es rund und nett,
Von dem beſtäubten Bücherbrett
Kommt nicht was ich erſehne.

Doch gibt's ein Machwerk, nett und ſchlank,
Das ſonſt mich ſtündlich entzücket;
Daran man auf Thron und Hütſchebank
Nach ſaurem Werk ſich erquicket.
Sandt' ſonſt der Verleger ein Werk mir zurück,
Fiel mir in den Brunnen geträumtes Glück,
Dann ergriff ich zur Tröſtung mein Pfeifchen!

Wir reißen leicht aus dem Buſen nicht,
Was liebend daran wir hegten.
Wir ſind Gewohnheitsthiere, Gewicht
Behält' was wir zu thun ſonſt pflegten.
Und darf ich allein nun ſpazieren geh'n,
Dann iſt's eine Wonne, zu riechen, zu ſeh'n,
Wie mich bläuliche Wölklein umfächeln.

Die ſieben Jahresfeſte.

Wie der offizielle Enthuſiasmus für die Julirevolution den Krebsgang geht.

1831: Erſte Julifeier. Einweihung eines Trauerdenkmals auf dem Baſtillenplatz zum Andenken der drei Tage; Einweihung des Pantheons zu Ehren der Julihelden; offizielles Abſingen der Marſeillaiſe; — 1832: keine Einweihung mehr; bloß Revue; — 1833: Einweihung der Statue Napoleons, und Revue; — 1834: Einweihung einer Brücke, und Revue; — 1835: Aufhebung der Feſte bei Anlaß des Fieſchi'ſchen Attentats; — 1836: die drei Tage werden auf zwei reducirt; die Revue der Nationalgarde wird ebenfalls eingeſtellt; — 1837:

N
i
ch
t
s.

Des Fräulein X. Monolog, als der Unrechte ihr die Hand bot.

Traveſtie von Hamlets Monolog: „Seyn oder Nichtſeyn.“

Ja ſagen oder Nein! Das iſt die Frage!
Ob's klüger, hoffend harren, bis der Rechte,
Wie Phantaſie ihn malt, ihn Träume bilden,
Einſt komme, oder in der Hand den Sperling
Vorziehn den ſchönern Vögeln in den Lüften? —
Korb geben! — Warten noch ein kleines Weilchen,
Nichts weiter! — Und zu wiſſen, daß der Rechte
Des Herzens und die ſtille Sehnſucht endet,
Die unſer Fleiſches Erbtheil! — 's iſt ein Ziel
Was manches Opfers werth iſt. — Wie geſaget:
Korb geben! — Warten noch ein kurzes Weilchen! —
Ein kurzes? Vielleicht auch langes: Ja, da liegts!
Wie lang das Warten dauern kann? — Wer's wüßte,
Ob's auch zur rechten Zeit noch werde enden?
Das zwingt zur Ueberlegung, iſt die Rückſicht
Die Jungfrau'n oft ſtatt Nein das Ja läßt ſagen.
Denn wer ertrüg' langweil'ger Gatten Nähe,
Des Mannes Herrſchaft und des Tanz's Verſagung,
Den bittern Mangel eig'ner Pferd und Wagen!

Welch weiblich Herz ertrüg's, wär's irgend sicher,
Daß statt des schlichten Sperling's, läßt es los ihn,
Es eine Nachtigall gleich wieder finge
Mit seiner Liebe bloß? — Wer würde Frau nur
Ja selber Gnäd'ge, wartend nicht auf Gräfin?
Nur daß die Furcht vor jenem Schreckensstande,
Vor jenem fixen Stand, in welchem nimmer
Avancement statt hat, — den Willen irrt,
Daß lieber wir in's Nest dem Sperling folgen,
Als in der Furcht, nestlos zu bleiben, zögern! —
Die Furcht ist's, die uns Jungfrau'n alle feig macht,
Den angebornen Trieb nach Glanz und Hoheit
Zu Boden drückt, der Vorsicht unterordnend!
Wär' dieses nicht — bei Gott! — wer reich nicht wäre,
Nicht Graf, nicht mal von Adel, Offizier nicht,
Er sollte Körbe, nichts als Körb' erwerben!
So aber kommt die Furcht des ew'gen Wartens
Und sorgt als Eheprocurator, daß manch' Mädchen
Die Frau — ach Gott — des Ersten, Besten werde! —
Das ist das Loos des Schönen auf der Erde! —

Anekdoten.

In einer gemischten Abendgesellschaft von Damen und Herren kam auch das Gespräch auf Magie und auf die Kunst, sich unsichtbar zu machen. Kyau, der sich unter den Anwesenden befand, behauptete, er sey im Besitz dieses Geheimnisses. Mehrere Damen lachten und meinten, er

wolle nur seinen Scherz mit ihnen treiben; ja einige nannten es eitle Prahlerei. Kyau blieb bei seiner Behauptung und bot eine Wette an.

„Schlagen Sie ein!“ sagte eine vorwitzige Dame, und mehrere stimmten ihr bei.

Kyau begab sich hierauf in ein Nebenzimmer, ließ die Fenstervorhänge dicht zuziehen, die Lichter auslöschen, und da es dadurch in dem Zimmer ganz finster geworden war, ließ er die Damen an die Thüre rufen.

„Nun, meine Damen, können Sie mich sehen?“

Weder Sie, noch sonst etwas, war die Antwort.

„So hab' ich meine Wette gewonnen.“

Mit nichten! riefen Mehrere: auf diese Weise kann sich ein Jeder unsichtbar machen. Bei hellem Tage müssen Sie ihre Kunst zeigen, wenn Sie ihre Wette gewinnen wollen.

„Das ist viel gefordert,“ meinte Kyau: „doch, Versprechen und Halten, sagt ein Sprüchwort, steht wohl bei Jungen und Alten. Kommen Sie morgen hier wieder her, und ich halte, was ich versprochen habe.“

Der Vorschlag ward angenommen, und die neugierigen Damen stellten sich zur bestimmten Zeit ein. Kyau wartete ihrer schon, und bat sie, sich nur einige Minuten zu gedulden, er wolle nur in ein Nebenzimmer gehen, dort einige Anstalten treffen und dann eine nach der andern in dies Zimmer rufen.

Er entfernte sich und die Damen harrten voll Ungeduld auf seine Einladung. Endlich rief er mit lauter Stimme die älteste. Sie öffnete die Thüre, trat in das Nebenzimmer und sah Kyau'n, einer Bildsäule gleich, auf einem Tische stehen, und zwar ganz — nackend.

Die Dame erschrack, hielt die Finger vor's Gesicht,

und wollte eben in ein lautes Geschrei ausbrechen, als Kyau sagte: „Schweigen Sie doch, und schicken Sie mir die übrigen eine nach der andern herein; Sie werden sich doch wohl nicht allein haben foppen lassen wollen."

Diese Vorstellung fand Eingang. Kyau hatte dieß vorhergesehen. Die Dame kehrte zurück und versicherte, sie habe zwar Kyau's Stimme gehört, ihn aber nicht gesehen. Nun folgten die übrigen, und jeder wiederfuhr das Nämliche, und jede schämte sich, die Wahrheit zu gestehen.

Als nachher von dieser Wette gesprochen wurde, fragte er in Gegenwart vieler Personen sämmtliche Damen, die daran Theil genommen hatten:

„Haben sie mich gesehen?" —

Nein! nein! versicherten alle einstimmig und erklärten, daß sie die Wette verloren hätten.

In einer großen Gesellschaft scherzte ein Offizier mit der verwittweten Frau v. B . . . , indem er auf ihre siebenjährige Tochter zeigte und zu ihr sagte:

„Der kleine Engel ist doch wohl nicht von Ihrem seligen Eheherrn?"

Schämen Sie sich, versetzte Frau v. B . . . , wie kann man daran zweifeln? Ich kann es beschwören, daß er der Vater dazu ist.

„O liebe Mama!" rief die kleine Tochter aus, „Sie können es doch so genau nicht wissen, schwören Sie doch nicht . . .

Eine Frau hatte sich in der Dorfschenke an den Ofen gestellt, ihre Röcke hinten aufgehoben und wärmte sich.

Während sie sich wärmte, stieß eine Magd, die noch

Holz in den Ofen warf, einen Klotz mit solcher Gewalt hinein, daß eine Kachel aus dem Ofen flog.

Erschrocken kehrte die Frau sich um, ohne daran zu denken, ihre Röcke fallen zu lassen, und rief:

„Da seht einmal, welch ein Loch!“

Der Geheimerath T . . . hatte ein junges, hübsches Mädchen in seinem Dienste. Sie machte Eindruck auf ihn, da seine Frau nichts weniger als hübsch war. Er that ihr Anerbietungen, sie nahm sie an und beide lebten nun in einem ganz vertrauten Umgange.

Einst war sie auch bei ihm auf seinem Zimmer und er konnte gar nicht aufhören, sie zu liebkosen und zu küssen. Endlich sagte er im Uebermaaß seines Entzückens: „Du bist ein herrliches Geschöpf! Deine Küsse sind noch tausendmal süßer, als meiner Frau ihre.“

„Das mag wohl wahr seyn,“ erwiederte das Mädchen, „Johann (der Name des Bedienten des Geheimen Raths) sagt das auch.“

D . . . begegnete dem Kaufmann S . . . , seinem Bekannten, dieser sagte ihm, mit einer Art geheimer Freude: Ich muß Ihnen, jedoch unter uns, etwas Neues erzählen, meine Frau ist schwanger.

„Und ich muß Ihnen sagen,“ versetzte D . . . , „doch das bleibt auch unter uns, Sie irren sich; ich bin seit einem Jahre nicht in Ihrem Hause gewesen.“

Göthe's König von Thule,

parodirt von Eginhardt.

Es war einmal ein Bader,
Redselig bis an's Grab,
Dem sterbend einst sein Vater
Ein'n großen Meerschaum gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er zeigt ihn Haus für Haus,
Die Lippen flossen ihm über,
So oft er raucht' daraus.

Und als er kam zu sterben,
War er an Pfeifen reich;
Gönnt Alles seinen Erben,
Den Meerschaum nicht zugleich.

Er saß auf seinem Bette,
Beim lieben Podagra,
Als halt' ihn ehr'ne Kette,
So recht erbärmlich da.

Da saß der alte Bader,
Und warf mit schwacher Hand
Den Meerschaumkopf vom Vater
Hin an die nächste Wand.

Er sah ihn fliegen, sinken,
Die Trümmer sprangen umher.
Die Augen thäten ihm blinken,
Raucht' nie eine Pfeife mehr.

Schiller's Taucher,
parodirt von E. Moll.

Es war mal 'n Dannebohm dazu verdammt,
Von's Grüne beraubt sich zu sehn,
Und denn in de Erde rintergerammt,
In eenen Kohljarten zu stehn;
Um uf denselben, doch ohne Lettern
Versuchsweise ruffer zu klettern.

Derjen'ge, der dieses veranstalten daht,
Hieß Schmooch — een jar närrisches Thier;
Seine eenzige Dochter war die Schönste der Stadt,
Um diese bewarben sich Vier,
Worunter ooch war een sehr angenehmer
Zoppdrecksler un Glazenverbrämer.

Un uf de Stange, janz oben dran
Da bammelte nehmlich een Gänserump
Mit Beifuß, Salwey und Mayeran,
Zusammen so Alles in eenen Klump.
Derneben einige werthlose Stücken
Un allerhand dämliche Plundermatzflicken.

„Wer wagt es, Musjes, von Sie vier,
Zu krauchen bis uf de Spitz?
Courage! denn jelten duht es allhier
Zu ringen um Thekla's Besitz.
Wer mich runjampelt den Gänsebraten,
Den soll meine Dochter heirathen!“

So spricht Herr Schmooch un er schiebt uf de Stirn
De Spille bald hin und bald her,
Un voller Grimassen, als haspelt' er Zwirn,
Kobolzt er die Kreuz un de Quer.
„Wer is woll der Kiehnste — ick frage zum zweeten,
Die krabbliche Wanderung anzutreten?“

Un die Herrens, verdutzt, wie im Drohm,
Vernehmens un schweigen still,
Kicken woll ruffer da uf den Bohm,
Doch Keener denselben erklimmen will.
Un der Schmooch nu zum drittenmal wieder poltert:
„Is denn Keener nich, der da rufer koltert?“

Drei bleiben stockstill, wie zuvor — .
Doch der ami de la tête
Fliegt mit Verbeugung pomadig hervor,
Un schmeißt sich von Leibe sein luftiget Kleed.
Man schüddelt de Köppe und alle mit Grauen
Uf det verwogene Kerlicken schauen.

Un wie er tritt an die hohe Stang',
Un glubt so verborgen ruf,
Da kriegt er mit eenmal so'n mondsüchtigen Drang
Un sagte: „Nu, Fritze, man druf!“
Und um nu mit Sicherheit ruf zu karjolen,
So strich er mit Bartwachs am Stiebel de Sohlen.

Een Jeder bewunderte ſeinen Muth,
Wie er da ruffer nu kroch,
Er packte de Stange mit furchtbarer Wuth,
Un fuhr, wie een Bohmlöfer hoch.
Doch daht er de Pelle von de Hände ſich ſchleifen,
Und hörte de Engel in Himmel pfeifen.

De Thekla ſchrieg ängſtlich: „Ach jo nich ſehn!“
Un hiel ſich de Ogen feſt zu,
„Da kann ja 'n probater Halsbruch geſchehn,
Det ſchuddert mi ordentlich — hu!
Ach, führt mir man rauſſer, mich werd janz ſchwüle,
Wenn nu der Menſche jetzt runder fiele!“

„O ſetzt mich 'n Stuhl hin, ſonſt fierz' ick in't Gras,
Mir fährt ſo een Duſel in Kopp!
Der Deibel der hole ſo 'n ekligten Spaß,
So 'n Wagſtück verdient jar keen Lob.
Een ſolchet gefährlichet Narr'nſpiel zu dreiben,
Da hätt' man mich können vom Halſe mit bleiben.“

Papa ſprecht: „Du quaſſelſt ja ſehre dumm,
Der ſoll 'n Malör haben? — Obo!
Der macht ſich wahrhaftig keen Haar noch nich krumm,
Liegt unten am Bohm denn keen Stroh?
Und Baſta! — Wenn ick det Stangenklettern feire,
Denn mache Du hier keen unnützet Geſäure!“

Und ſieh! aus der Wolken duſteren Schoos
Da fähret een wirbelnder Kreis
Uf den Kraucher, un dreht de Perücke ihm los.
Doch er rudert mit Kraft und mit emſtigen Fleiß,
Und uf eenmal hoch in ſeine Linke
Schwingt er den Gänſerump mit freudigem Winke.

Nu seegelt er pfeilschnell in kurzen Drapp
Wieder run von die schwiemliche Höh'n —
Fir rutscht er, wie det Wetter, herab
Un reißt sich 'n Splinter in 't Been.
Wohl merkt er, deß de Perücke ihm fehle —
Wenn ooch! er hat doch gerettet die lebende Seele.

Un er kommt, ihn umärmelt de jubelnde Schaar,
Zu des Schmoochs Füßen er sinkt,
Die Gans reecht er knieend ihm dar,
Und der Olle die niedliche Dochter winkt;
Die reecht ihm 'n Pfannekuchen, diese Scharmante,
Un der Jüngling sich also zu Schmoochen wandte:

„Jut'n Morjen, Herr Schmooch — überzeugen Se sich
Von mein noch leuchtendes Lebenslicht.
Da oben zu baumeln, is fürchterlich,
Un wie mir da graulte, det globen Se nicht.
Man bejehre nie nich zu existiren,
Wo de Drachens uf Wind un uf Wolken logiren."

„Es riß mir da russer blitzesschnell,
Als wär' ick een Wandler der Nacht.
Mich dampfte der Puckel, mich roochte det Fell,
Un justement kam ooch de wilde Jagd.
Se ritten uf Besen un Schaufeln jeschwinde
Un dreibeenige Hasen, die rannten im Winde."

„Ick faßte een Herze mich also un pfiff
Den Dessauer in meine Noth,
Bis ick den Gänsespieß endlich ergriff,
Un dadurch entrann ick den Dood.
Denn hätt' ick mir da nich so feste gewurzelt,
So wär' ick erbarmungslos runtergepurzelt."

„Denn unter mir lag ei, wie bergedief
In graulhafter Dusterniß da,
Doch schrecklich — da gek' ick Euch Siegel un Brief,
War Allens, wat oben geschah.
Beim Windmüllenberge, da flogen de Drachens
Von Zuckerpapier, mit gräuliche Rachens."

„Und so schwebt' ich — da kraucht mir wat an
Und zerrt mich de Dolle von's Haupt;
Die ließ ick rasch fahren, wat liegt mich da ran?
Ick mach', is mein Kopp mir entlaubt,
Zum Trotze der jrausamen Schicksalstücke
Mich 'ne funkelnagelneue Perrücke."

Schmooch sprach: „Wozu disse Breetmacherei?
Er hat jo 'n infamiges Lügenmaul!
Halt er mal inne mit Seine Quadderei,
Denn so wat is doch man bloß faul.
Da hackt ja noch Mänchcrlei oben,
Det hol' Er ooch runter — denn wer' ick ihm loben!"

Det hörte de Thekla mit weechen Gefiehl
Un mit schmeichelnden Munde sie spricht:
„Papa, laß doch man sind det dämliche Spiel,
Adje Hochzeit, wenn er den Hals nu bricht!
Un kannste Deinen eenfältigen Gibbel nich zähmen,
So mögen die andern Musjes ihn beschämen."

„Gehorsamer Diener, Mamsel Schmooch!"
Schrieg Eener von die drei Musjes.
„Da ruffer kutschiren? — Wir ooch?
Na hören Se, wie meenen Sie des?
Ne, vor so 'ne halsbrechende Turnirgeschichten
Da wollen wir lieber uf Ihren Besitz verzichten!"

„Musjes! ick verbitte mir jede Anzüglichkeit!“
Rief Vater Schmooch druf zornentbrannt,
Doch hinterdrein mit süße Freundlichkeit
Zu den Friseure gewandt:
„Herr Eidam!“ (un kloppte dabei ihm de Wange)
„Nich wahr? Se fuhrwerken noch 'mal uf de Stange?“

Da erjreifts ihm de Seele mit Springergewalt,
Und er plinkert mit de Ogen jar kiehn,
Un er seht uf de Thekla, die nette Jestalt,
Un seht se erbleechen un sinken hin;
Er ruft per Extase: „Bei den Jöttern!
Nu will ick noch 'mal de Stange ruf klettern!!“

Gesagt un gedahn — een Ogenblick,
Ruf rutscht er noch eenmal mit kecken Sinn.
Doch oben verschwund er dem forschenden Blick
Im Winde — der nahm ihn dahin.
Es ruscheln die Winde woll uf un nieder,
Den Plattenverjohler brengt keener nich wieder.

Anekdote.

Mehrere junge Mädchen in dem Dorfe St. Maur, von siebzehn bis achtzehn Jahren, baten die Gemahlin des Gutsbesitzers um einige weiße Schleier und andere Gewänder von der nämlichen Farbe.

„Was wollt Ihr damit machen?“ fragte sie.
„Morgen ist ein großes Fest,“ war die Antwort, „und der Herr Pfarrer hat uns gesagt, wir möchten uns als Jungfern verkleiden.“

Quodlibet für Witz und Laune.

Der Ungar und die Dame auf der Straße.

D. Um des Himmels willen, da kommt mein Schneider! Ich bin ihm noch 17 fl. schuldig. Ach, er ist uns schon ganz nahe!

U. Brauchen's nit Angst haben, gnädike Fräul'n! Hab' ich da Perspectiv; schauns nein bei großes Glas, wird seyn Schneider weit fort!

Witziges Wortspiel.

Das Regiment des Cardinal von Retz (Titular-Erzbischof von Korinth) in den Kriegen der Fronde, welches den Namen „Regiment der Korinther" erhielt, wurde durch ein kleines Detachement der königlichen Truppen geschlagen und man nannte diese Schlappe: die erste Epistel an die Korinther.

Zurechtweisung der Eigenliebe.

„Mein Gott!" sagte Jemand zu dem Maler Lemoine, als er unaufhörlich die Gemälde anderer Meister tadelte, „es ist mir unbegreiflich, Sie sind ein so guter Maler, und scheinen es doch nicht zu wissen, daß gerade die Schatten erst recht die hellen Parthien hervorheben. (Lemoine, in dem Gefühl seiner Vorzüge schonte Keinen und ließ keinem andern Maler Gerechtigkeit widerfahren.)

Wichtigthuerei eines Subalternen.

Der Nordhauser Orgelbalkentreter von Sebastian Bach in Leipzig pflegte öfter zu sagen: „Heut' haben wir uns wieder hören lassen. Ich bin herzlich müde davon; aber was soll man thun? Ich kann doch den Herrn Bach nicht im Stich lassen.

Im Januar 1814 fand man am Fußgestelle der Säule Napoleon's auf dem Vendome-Platz (in Paris) ein Papier angeheftet mit den Worten:

„Passez vite, il va tomber."
„Schnell vorüber, er wird fallen."

Sarkastisches.

Fontenelle: Ich muß Ihnen über Ihre Tragödie Oedip alles Lob ertheilen, aber es ist doch zu viel Feuer darin.

Voltaire: Verbindlichen Dank! Um diesen Fehler zu verbessern, werd' ich künftig Ihre Schäfergedichte fleißig lesen.

Der Seiltänzer und der Richter.

S. Ich bitte um die Erlaubniß, in Ihrem Gerichtsbezirk meine Künste zeigen zu dürfen.

R. Ich muß dieß verweigern; dergleichen Landstreicher, welche den Leuten das Geld aus dem Beutel locken, treiben sich schon zu viel herum.

S. Ich bin aber kein gewöhnlicher Tänzer, hier haben Sie einen Beweis meiner Geschicklichkeit.

(Kaum hat er diese Worte gesprochen, so springt er mit geschlossenen Füßen über das richterliche Haupt) Das

Kunſtſtück fand Anerkennung und die Bitte des Seiltänzers wurde gewährt.

Boerhave ſagt: Satyriſche Ausfälle kümmern mich wenig; ſie gleichen Funken, die dem Feuer entſprühen; wenn man nur nicht darauf bläst, ſo verlöſchen ſie im Augenblick von ſelbſt. (Jener berühmte Arzt hatte nämlich viele Widerſacher und wurde vielfältig in ſatyriſchen Schriften angegriffen.)

Francis Egerton (Herzog von Bridgewater) pflegte zu ſagen: Kommen die Leute zu mir, ſo bleiben ſie ſo lange, als es ihnen beliebt, geh' ich aber zu ihnen, ſo kann ich gehen, wenn es mir gefällt. (Daraus erklärt ſich, warum der Herzog nur ſelten Beſuch annahm, ſondern immer ſelbſt zu denen ging, welche ihn zu ſprechen wünſchten.)

Der beſtrafte Advokat.

Bei dem Gerichte zu M. war das Auseinanderzerren der Worte (in den Schriften) von Seiten der Advokaten ſo eingeriſſen, daß dieß bei namhafter Geldſumme unterſagt ward. Dennoch hatte ein Advokat in Einer Zeile nur die zwei Worte geſchrieben: „daraus folgt"; in den noch leeren Raum ſchrieb der Richter: „zwei Thaler Strafe." (Wie man leicht ſich vorſtellen kann, fand obiger Mißbrauch ſtatt, um pfiffiger und kniffiger Weiſe eine deſto größere Bogenzahl für die Partheien liquidiren zu können.)

Geiſtesgegenwart.

Bei einem in Paris, wegen vorgeblichem Mangel an Lebensmitteln, entſtandenen Pöbel-Aufſtand ergriff der Polizei-Chef Graf d'Argenſon, eine feiſte Poiſſarde, mit

breitem, kupferrothem Gesicht, schnell bei der Hand und rief laut: „Du lieber Himmel, ist das nicht ein wahres Bild der Hungersnoth?“ Alles lachte und man ging auseinander. — Zu bemerken ist, daß der Pöbel das Hôtel des Grafen stürmen wollte, dieser aber unerschrocken unter die ärgsten Stentoren trat. —

Newton sagte in Betreff des Unterlassens der projektirten Herausgabe einer Abhandlung über die Optik (indem seine Widersacher sich anschickten, dagegen zu schreiben): Ich tadelte meine Unklugheit, daß ich eine so wesentliche Sache, als die Ruhe, auf's Spiel setzen wollte, um einen Schatten zu erhaschen. — (Newton wünschte nämlich, lieber ganz unbekannt zu leben, als seine Ruhe durch literarische Fehden gestört zu sehen, die derjenige nicht vermeiden kann, der sich in der gelehrten Welt vor Andern auszeichnet.)

Anekdote.

Eine Dame hatte ihrem Liebhaber ein Rendevouz spät an einem dunkeln Abend in einem abgelegenen Lusthause eines öffentlichen Gartens versprochen.

Sie ging dahin und fand einen Fremden dort. Sie fiel diesem sogleich um den Hals, dieser trat darüber erschrocken zurück und fragte: „Was wollen Sie, Madam?“

„Ach mein Herr,“ stammelte sie bestürzt, „ich suche — ich suche — ich suche —“

„Was suchen Sie denn?“

„Ich suche, ich suche —“

„Madame,“ versetzte der Fremde, „ich möchte für tausend Thaler nicht verloren haben, was Sie suchen.“

Noch einige Fragmente aus „Till Eulenſpiegel in der Unterwelt.“

Von Ernſt Ortlepp.

Noch ungedruckt.

Zwölfte Hiſtoria.

Till kommt in den Saal, wo die Schuhmacher ſitzen und ſchwitzen.

Till kam drauf in ein Zimmerlein,
D'rin ſaßen die Schuhmacherlein;
Die Zahl derſelben war nicht groß,
Da ihrer Wen'ge ſünd'gen bloß.

Der Meiſter ſaß in ihrer Mitten,
Dem er das Leder hatt' verſchnitten,
Und der ſah ihn ſehr grimmig an,
Doch that Till, als ging's ihn nichts an.

Die Schuſter ſind von gutem Sinn
Und nehmen mäßigen Gewinn;
Doch Manche, aber Wen'ge nur,
Gehn auf des Laſters breiter Spur,

Die erſt ein Weg iſt nur durch Au'n,
Jedoch ſich end't in Nacht und Grau'n.
Der Erſte war ein Schuſter, der
Auf Erden ſich bezahl'n ließ mehr,
Als es nur recht und billig war;
Der ſtellte ſich hier traurig dar.
Denn viele kleine Teufelein
Arbeiteten auf ihn hinein.
Der böſe Schuſter, der die Leut'
Betrogen hatte allezeit,
Der mußte hier den Fuß ausſtrecken
Und ihn mit Nägeln ſich laſſen beſtecken;
Und ſchrie er auch dabei laut auf,
So ſchlug'n die Teufelein heft'ger drauf,
Als ſie geſchlagen hatten vorher;
Die Prozedur die ſchmerzte ſehr.

Wohl ihrer hundert ſaßen da,
Den'n Allen Gleiches hier geſchah;
Man ſchlug ihn'n Zwecken in die Haut,
Und gaben ſie nur einen Laut
Von ſich, da lacht'n die Teufel ſehr
Und hämmerten drauf noch viel mehr.

Die Zwecken brannten an dem Fuß,
Die Stiefel boten böſen Gruß,
Die ſie anziehen mußten hier,
Weil ſie die Waden verbrannten ſchier.
Das machte ein gar bös Geräuſch,
Und roch auch ſtark nach Menſchenfleiſch.

Hans Sachs und Jakob Böhm' war'n nah.

Doch waren sie auf Besuch bloß da;
Mit ihnen unterhielt sich Till;
Drauf wandt' er sich in aller Still'
Hin nach dem nächsten Höllenthor;
Ein grauer Esel stand davor.

Dreizehnte Historia.

Der Esel spricht und erzählt ein Liebesabenteuer.

Till frug sogleich: du gutes Thier:
Wie gehts dir, und was machst du hier?

Der Esel sprach: „Ja, ya!
Glaubt mir's, ich bin nicht gerne da?
Ich dient 'nem Herrn, der hieß Silen,
Kein lust'g'rer Mann war je zu sehen;
An einem Walde lag sein Haus,
Dort lebt' er stets in Saus und Braus,
Oft war bei ihm Herr Bacchus auch,
Ein reicher Lord mit dickem Bauch,
Der trank aus einem großen Faß,
Rhein- und Portwein ohn' Unterlaß.
Noch keinen sah ich, der so trank,
Und doch davon nie wurde krank.

Auch lust'ge Mädchen hatten wir
In unserm Wein- und Waldrevier;

Bachantinnen mit schönem Leib
Erscheinen dort zum Zeitvertreib,
Und der Mänaden große Schaar,
Die gingen mit gelöstem Haar,
Zumal wenn sie zu viel getrunken,
Wovon sie oftmals umgesunken.

Indeß wirkt reizende Natur
Die fast von Kunst zeigt keine Spur,
Oft noch weit mehr auf alle Sinnen,
Als feines Studium mag gewinnen.

Das lange, aufgelöste Haar,
Der Nacken, der wie Schnee weiß war,
Die Brüste, rund und fest wie Stein,
Das Alles, — es war zu verzeihn, —
Das machte mich oft sehr verliebt
Und auch bis in den Tod betrübt.

Ach, eine hieß Pasiphaë,
Die ich noch jetzo vor mir seh';
Die hatte einen Götterleib,
Noch nie gab es ein schön'res Weib.
Sie machte mir gar vielen Schmerz,
Weil sie besaß mein ganzes Herz;
Ich drängte mich mit trunknem Sinn
Zu dieser holden Schönen hin,
Und sagte ihr erst nur vom weiten
So manche kleine Artigkeiten.

Doch sie blieb hart wie Eis und Stahl
Und drehte um sich allemal

Mit einer schrecklich stolzen Mien',
Sobald ich nur vor ihr erschien.

Ich dachte: Eisen schmilzt die Glut,
Und auch das kältste Weib hat Blut,
Und wartete zu dieser Zeit,
Bis käme die Gelegenheit.
Einmal fand ich sie ganz allein,
Sie wandelte an einem Hain,
Da sprang ich aus dem Walde 'raus
Und stammelte manch Wort heraus;
Sogleich als ich sie thät begrüßen,
Lag ich auch schon zu ihren Füßen.

Sie sah mich an mit wildem Blick,
Und sprach zu mir: „Zurück! zurück!
Du unverschämter Bengel du!
Was störest du hier meine Ruh?"

Ich stutzte zwar bei diesem Ton,
Doch dacht' ich: „Ha, das kennt man schon;
Je schöner ist ein Frauenzimmer,
Um desto spröder ist sie immer!"

Doch hab' ich da sehr falsch gedacht,
Denn sie blieb finster wie die Nacht,
Und gab nicht Einen Liebesblick
Von meinen Blicken mir zurück.
Ich war vor Liebe toll und warm,
Drum faßt' ich ihren runden Arm,
Und küßte sie sogar dazu,
Auch reckt' ich mich empor dabei,

Da machte ſie ein groß Geſchrei!
„Zu Hülfe!“ rief ſie dreimal aus;
Da ſprang gleich Alles rings heraus;
Es gab gar eine große Schaar,
Die um uns her verſammelt war;
Mein Herr Silen erſchien und auch
Herr Bachus mit dem dicken Bauch.

Sie ſchrieen all: Was geht hier vor?
Ein Hülfruf drang an unſer Ohr?“

Gerad' hatt' ich 'nen Kuß genaſcht,
Daher war ich ſehr überraſcht,
Und mich betraf noch ärg'res Weh,
Als laut anhob Paſiphaë.

Vierzehnte Hiſtoria.

Der Eſel erzählt weiter.

„Ihr wißt, — mir wird's zu ſagen ſchwer, —
Ich war ſehr fromm und keuſch bisher.
Wenn eine Maid von Keuſchheit ſpricht,
Hat ſie die wahre Keuſchheit nicht.
Drum laßt mich davon ſtill jetzt ſeyn;
Kennt doch nur Jeder ſich allein!
Ich kenne mich und meinen Werth,
Man hat mich allgemein verehrt;
Jedoch die allgemeine Gunſt

Sie ist ein bloßer Nebeldunst.
Den Spiegel liebt wohl jede Frau;
Wenn ich in meinen Spiegel schau,
So seh ich mich in jedem Jahr
So jung als ich im vor'gen war.
Doch Jugendglanz und Schönheitsglanz
Sind nur ein bloßer Firlefanz;
Man sieht sie mit Entzücken zwar,
Und bleibt doch ledig, wie man war.
Hätt' mich der Esel freien wollen,
Dann hätt' er's besser haben sollen;
Jedoch er wollte nur 'nen Kuß,
Und dieses machte mir Verdruß.
Ein Kuß bringt weder Hof noch Haus,
Beim Küssen kommt gar nichts heraus,
Als höchstens oft nur zu geschwind
Ein kleines, allerliebstes Kind,
Das unser Eins mit Schmerzen wiegt,
An dem dem Vater gar nichts liegt.
Ein Kind das ist bei Tag und Nacht
Bei Tag und Nacht gar leicht gemacht,
Und ob es auch ein Esel wär',
So wird ihm dieß Geschäft nicht schwer.
Ich aber will bei meinen Gaben
Erst einen Mann, dann Kinder haben,
Der Esel hier ging vor der Zeit
Bei mir — das saht Ihr — gleich zu weit.
Wär' er mit Zagen angekommen,
So hätt' er wohl Gehör bekommen,
Doch tappt' er gleich so blind drauf los,
Und deßhalb war mein Aerger groß.

Ich bin zwar, wie ihr wißt, ein Weib,
Die gern hat art'gen Zeitvertreib,
Ich tanze mit gar leichtem Schritt
Und ſinge auch und trinke mit,
Und hab mit Bachus bei der Nacht
Schon manchmal einen Spaß gemacht,
Doch Bachus iſt ein edler Lord;
Er ſagt zwar manches ſtarke Wort,
Doch greift er nie ſo plump mich an,
Wie dieſer Eſel hier gethan,
Der ohne alle Scheu und Schaam
Mich gleich am rechten Arme nahm,
Und mir ſogar gab einen Kuß,
Ob dem ich Spott noch leiden muß."

Das Weib ſchlug jetzt die Augenlieder
Beſchämet zu dem Boden nieder;
Und weil auch ich beſchämt ſtand da
Und immer ſchrie; „Ja! ya!"
So fand ſie jetzt vor Allen Recht,
Und mir erging es drauf ſehr ſchlecht.

Fünfzehnte Hiſtoria.

Der Eſel ſchließt.

Der Eſel mit betrübtem Sinn
Hielt jetzt vor Till'n ein wenig inn';
Darauf nahm er von neu'm das Wort,
Und fuhr in ſeiner Rede fort:

„Die Lieb' ist Strahl des Himmelslichts,
Und dennoch ist die Liebe nichts!
Das Weib ist immer falscher Art,
Und jeder wird von ihr genarrt,
Ich sprach nichts geg'n Pasiphaë'n,
Ich war zu stolz und ließ sie gehn,
Auch sah ich sie seit dieser Zeit
Nicht mehr in alle Ewigkeit.

Es kam gerad' das Christenthum
Und stürzte unsern Zustand um.

Silen, mein Herr, wie Bachus auch
Mit rother Wang' und dickem Bauch,
Wir mußten alle auf der Stelle
Uns jetzt verfügen in die Hölle;
Denn heidnisch waren alle wir,
Drum kamen wir in dies Revier.
Kein einz'ger Gott war frei davon,
Die Musen selbst vom Helikon
Und Jupiter von Ida's Höhn
Die mußten Eine Straße gehn.
Es hatte auf dem Meer Neptun
Seit dieser Zeit nichts mehr zu thun,
Begleiten mußten Aphrodite
Und Here uns trotz ihrer Bitte;
Apoll sang eine Elegie
Und bat für sich und auch für sie;
Jedoch der Teufel hatt' kein Ohr,
Und trieb sie hier herein durch's Thor.
Nun sind die Götter alle da,
Die man einst angebetet sah;

Ein Theil leid't hier die Höllenqual,
Ein Theil ſitzt in 'nem andern Saal.

Ich bin am Beſten noch daran,
Weil ich am Thore ſtehen kann,
Und nur von außen höre, wie
Es geht der edlen Compagnie.
Man ſtraft zwar Diener ſo wie Herrn,
Doch oftmals thut der Knecht nicht gern,
Was ihn der Herr geheißen hat;
Drum find't auch hier 'ne Rückſicht ſtatt,
Wollt ihr die Götter euch beſehn,
Beliebet nur hereinzugehn.

Freund Till ließ ſich nicht lange bitten,
Und ſtand bald in der Götter Mitten.

Neunzehnte Hiſtoria.

Wie Till mit Apoll zuſammentrifft.

Drauf wandte Till ſich zu Apoll,
Der ſah ihn an verwundrungsvoll;
Er riß gleich von der Wand die Leier
Und ſang ihn an mit vielem Feuer:
„Sohn des wechſelnden Glücks,
Das in beſter Laune dich ſchuf,
Obwohl es mit ſteigenden, fallenden Wellen
Umwogte deines Lebens bewegliche, ſchwimmende Inſel,

Die endlich verſchlang der ewige Ocean,
Der Welten wie Tropfen verſchluckt;
Till, dem der Schimmer des Ruhmes leuchtend
Nachſtrahlt in die Schatten des Orkus;
Du biſt ein großer Mann!
Dem ſchnellgeflügelten Hauche des Zephyrs gleich
Stürmteſt du in das tiefbuſige Thal
Des ewigen Ruhmes hinab,
Und lockenumblühende Kränze
Umwogten dein ſtrahlendes Haupt.
Der König der Lyra, Geſang,
Pries in weitſchallenden Hymnen
Die Blüthen der Thaten, die du gepflückt
Auf dem Lorbeerberge des Ruhms."

Da unterbrach ihn Till: „Ich bin
Zwar kein Poet; doch wenig Sinn
Iſt in dem Wortſchwall, den ihr ſprecht;
Vielleicht verſteh ich Euch nicht recht.
Ihr wiederholt euch viel zu ſehr;
Ich hörte lieber gar nichts mehr!"

Sprach Phöbus: „Nein, mein lieber Till,
Für jetzo ſchweig ich noch nicht ſtill.
Ich fange von neuem an;
O hört mich an!

„Ein kranzgeſchmückter Volkszug
Von den veilchenlockigen, honigſtimmigen Muſen
Angeführt, wandelt
Nach einem ſchönbaumigen Haine,
Den der hochfliegende Sturm

Gleich einem Roß mit wehender Mähne
Durchreitet; der Wein, der Wein,
Der feurige Sohn der Traube
Erhöht die Glut der Begeisterung
Für einen Unsterblichen, der doch starb;
Sie durchbrachen die Mauer der Blätter;
Und der purpurfüßige Held
Von des Schreckens Riesenpfeil durchdrungen —"
So sprach Apoll noch lange dort,
Und sah nicht, daß Till war schon fort;
Denn Till hielt unseren Apoll
Aus guten Gründen für ganz toll.

Anekdoten.

Man sprach über die Schriften der Frau von Genlis.

„Sie hat auch Geschmack daran gefunden, Pope nachzuahmen," meinte Bièvre.

Sie irren sich, versetzte Jemand.

„Nein, ich irre mich nicht," entgegnete Bièvre, „hat sie nicht mehr denn einen Versuch über den Menschen gemacht?"

Ein junges Mädchen sagte ihrem Beichtvater in der Beichte mit ängstlicher Stimme: auch muß ich es bekennen, daß ich für einen jungen Mann viele Achtung gehegt habe.

„Wie oft?" fragte der Beichtvater.

Ein junges Mädchen in Paris litt an einem heftigen Fieber.

Es wurde ein Arzt gerufen. Dieser sagte zu der Kranken, nachdem er ihr den Puls befühlt hatte:

„Liebes Kind, ich habe ein untrügliches Mittel gegen dies Fieber. Es ist ein Pulver; wenn Sie noch Jungfer sind, so hilft es in wenigen Tagen. Ist das aber nicht der Fall, und Sie nehmen es doch ein, so wird es Ihnen sehr schädlich werden. Ueberlegen Sie dieß, und sagen Sie mir, ob Sie es einnehmen wollen, aber, ich bitte Sie recht sehr, betrügen Sie mich nicht."

Nach einigem Nachdenken versetzte die Kranke:

„Bester Herr Doktor! Geben Sie mir lieber eine andere Arznei, und wenn Sie ja etwas von Ihrem Pulver darunter mischen wollen, so bitte ich, ja nur höchstens eine Messerspitze voll."

Ein Prediger auf dem Lande schärfte einst den Kindern bei der Catechesation sehr ernstlich ein, daß sie bei dem Erwachen und Einschlafen nur gottselige Gedanken haben müßten.

Nachdem er darüber mit vieler Salbung eine lange Zeit gesprochen, fragte er eine Bauerndirne freundlich: Nun, meine Tochter, woran denkst du zuerst, wenn du des Morgens aufwachst?

„An unsers Amtmanns Schreiber", erwiederte sie naiv.

Eine galante Frau sprach viel von Politik und versicherte, daß ihr die englische Constitution am besten gefiele.

„Ohne Zweifel, wegen des habeas corpus," sagte Sophie Arnould.

Die Wurſt.

Schillers Glocke, parodirt von K. Drut.

Feſt gemauert an dem Herde
Steht das Keſſelloch bereit,
Daß die Wurſt gekochet werde;
Friſch, ihr Leute, geht nicht weit!
Von der Eſſe heiß
Trippen muß ihr Schweiß,
Soll das Werk den Schlächter freuen,
Ihn die Arbeit nicht gereuen.

Zur Sache, die wir gern bereiten,
Gehört ſich wohl ein luſt'ges Wort;
Wenn munt're Reden ſie begleiten,
Geht auch die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Luſt betrachten
Die Welt und ſehn, was uns gelingt;
Den ſtillen Mann muß man verachten,
Der nimmer lacht, der niemals ſingt.
Das iſts ja, was den Freien zieret,
Und dazu wächſet ihm der Muth;
Wenn er recht klug es ausgeſpüret,
Was muntre Ohren hören gut.

Nehmet Holz vom Fichtenſtamme,
Laßt die Speiler ſpitzig ſeyn;
Daß bei ſtarker Keſſelflamme
Kochen alle Würſte rein.
Mengt der Würſte Brei,
Schnell Gewürz herbei,
Daß die jetzt gemachte Speiſe
Schmecke nach der rechten Weiſe!

Was auf des Keſſels bauch'gem Boden
Die Hand mit Feuers-Hülfe bäckt,
Hoch aus der Eſſe wird man's ſchroten,
Gern wird es uns zur Ehr' beleckt.
Noch dauern wird's in Wintertagen
Und kitzeln manches Leckers Mund;
Man wird beim Weintrunk darnach fragen,
Wenn Freude wird im Rauſche kund.
Dort, während man am Herde ſinnet,
Wie man am Feuer herrlich brat',
Steigt hoch der Rauch, eh' er entrinnet,
Gut räuchernd an der Würſte Schwart'.

Hohe Blaſen ſeh' ich wallen:
Wohl! die Suppe iſt im Fluß.
Laßt aus Vorſicht Waſſer fallen
In den überkochten Guß.
Doch vom Schmutze rein
Muß das Waſſer ſeyn,
Daß am reinlichen Gemiſche
Nichts zu ſehn ſey auf dem Tiſche.

Denn selbst bei jedem Kindtaufsschmause
Wird unser Machwerk nicht vermißt;
Wo Alles froh im Festessause
Die heil'ge Handlung gern vergißt.
Noch war der Knab' im Mutterschooße,
Als schon für ihn zu gutem Loose
Die reichen Pathen ihm beschieden,
Zu wachen für des Kindes Frieden. —
In ihrem Geld liegt ihr Verdienst.
Der Wieg' entläufet bald der Knabe,
Früh muß er aus der Eltern Haus,
Durchirrt die Welt am Wanderstabe
Und sucht sich bald ein Mädchen aus,
Die freundlich jetzt — wie viele Schönen —
Als Braut die Unschuld selber ist,
Als Frau will sie den Stand verhöhnen,
In den sie kam durch Mädchenlist.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Eh'manns Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der frohen Brüder Reih'n.
Und traurig folgt er allen Spuren
Von jener Zeit, die ihn beglückt:
Die Kletten sucht er auf den Fluren,
Als Bild von der, die ihn berückt.
O, schöne Täuschung, süßes Hoffen!
Die Freude unsrer Jugendzeit!
Da sieht der Mensch den Himmel offen,
Die kurze Zeit scheint Ewigkeit. —
Doch sind vier Wochen kaum vorüber,
Sieht manche Frau schon Andre lieber.

Wie sich schon die Würste bräunen!
Diese Kelle tauch' ich ein:
Wird sie recht mit Fett erscheinen,
Wird das Kochen g'nugsam seyn.
Jetzt, ihr Leute, frisch!
Horcht auf das Gezisch;
Da sonst Suppe leicht entrönne,
Manche Wurst wohl platzen könne!

Wenn in der Ehe sich ein Schimmer
Von Mißtraun zeigt, so stehet nimmer
Von Trennung fern ein starker Hang.
Drum prüfe, wer dies Röllchen spielet,
Ob auch der Andre wirklich fühlet;
Der Schein ist kurz, die Reu' ist lang!
Ach nur scheinen seidne Locken
Mit dem todten Blumenkranz,
Wenn beim Schnei'n in großen Flocken
Damen ziehn zum muntern Tanz.
Ach, des Winters schönste Feier
Endigt mit dem Maskenball!
Nachher hört man keine Leier
In den Fasten überall.
Die Mummerei flieht,
Das Wahre muß bleiben,
Der Taumel verschied;
Er darf nicht säumen.
Doch überall gilt
Ein freundliches Leben
Ermunternd zum Streben
Nach Lieben und Hassen,
Zu geben, zu fassen,

Zu wünſchen, zu wagen,
Ein Glück zu erjagen.
Da ſieht ſich umher mit der Eiferſucht Miene
Der Gatte nach ſeiner lieb ch'lichen Thrine,
Die Worte wachſen, es zittert das Haus.
Doch drinnen waltet
Die liebliche Schwäg'rin
Und mit ihr die Köchin;
Sie nimmer ermatten
Im Kreiſe des Gatten.
Man wehret dem Mädchen,
Belehret den Knaben
Vergebens ohn' Ende
Durch drohende Hände;
Nicht ſieht man Gewinn
Bei ſolcherlei Sinn.
Da füllen ſich Herzen mit luftigen Träumen,
Es dreht ſich der Sinn in ſehr lieblichen Räumen,
Und ſammelt für's Herzchens hochſchlagenden Schrein;
Man fühlet, als wirke berauſchender Wein,
Ja, ſiehet ganz trunken nur Alles im Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Doch der Gatte mit Forſchungsblick
Sieht nach der Frau ſich um, zu erkunden,
Daß nichts ſtöre ſein Eheglück.
Er ſieht des Weibes zärtliche Blicke,
Wie ſie wirft mit Liebe die Stricke;
Die zum Feſſeln in Schlingen gebogen,
Sieht des Buſens bewegtes Wogen,
Lallt noch mit ſtolzem Mund:
„Feſt, wie der Erde Grund,

Gegen des Frechen Macht,
Steht mir des Weibes Pracht!“
Doch mit des Cupido Mächten
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten,
Denn der Wechſel nahet ſchnell.

Wohl, nun kann genommen werden
Jede Wurſt aus Keſſels Bauch.
Wie wird ſich der Wirth geberden
Ueber den ſchmackhaften Schlauch!
Holt die Würſt' heraus,
Schafft ſie in das Haus!
Rauchend in der Küche Bogen
Dampf' die Brüh' in krauſen Wogen.

Wohlthätig iſt des Feuers Macht,
Wenn ſie der Menſch bezähmt, bewacht,
Und was er fühlet, was er ſchafft,
Das kommt aus Herzens Feuerskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn ſie der Ruhe ſich entrafft.
Einhertritt auf der leichten Spur,
Die freie Tochter der Natur!
Wehe! wenn ſie losgelaſſen
Wachſend ohne Widerſtand,
Nicht vermag die Kraft zu faſſen,
Auszulöſchen dieſen Brand!
Denn Weltkinder immer haſſen
Einen Zwang in Menſchenhand.
Aus dem Innern
Quillt Verlangen,
Strömt ohn' Bangen

Aus dem Innern, ohne Wahl
Zuckt ein Strahl!
Seht es platzet, wie die Wurst!
Das ist Durst!
Kochend Blut
Wallt im Herzen
Nach der Rache schnellen Glut!
Welche Schmerzen
Steigen auf!
's Herz wallt auf!
Flackernd steigen Feuerworte
In dem Hauf', an jedem Orte
Wachsen sie der Frau zum Torte;
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Läßt der Mann die Flüche krachen.
Stühle stürzen, Fenster klirren,
Von der Frau, sie will verwirren
In den Zimmern
Bis zu Trümmern.
Alles, was nicht rettet, flüchtet,
Wird mit höhn'schem Wort gerichtet,
Durch des Vorwurfs lange Kette
Um die Wette
Geht die Rede, in der Runde
Strömen Schimpfe aus dem Munde.
Heulend kommt der Knecht geflogen,
Den die Frau schon längst gesucht,
Räth zur Sühne ohne Frucht:
Denn die Frau nennt ihn: „mein Engel!"
Doch der Mann: „Du Flegel, Bengel!
Ja Du unterstehst Dich Alles:
Will Dich lehren Ehr' und Zucht!"

Er reißt aus in ſchneller Flucht
In's Aſyl des Pferdeſtalles.
Rieſengroß,
Bindungslos
Sieht der Mann jetzt ſeine Stärke
Und bewundert ſeine Werke;
Denn die Frau hat's Haus geräumet.

Leer iſt's Haus
Und die Stätte,
Einſam geht der Mann zu Bette,
In den öden Fenſterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und der Nachbar Blicke ſchauen
Höhn'ſch hinein.

Einen Blick
Nach dem Weibe
Wo ſie bleibe?
Sendet bald der Mann zurück! —
Beſinnt ſich bald ſie aufzuſuchen.
Was ſeine Wuth ihm auch geraubt,
Ein gutes Wort iſt ihm geblieben:
Er ſieht die Anzahl ſeiner Lieben
Bald wieder um ſein theures Haupt.

In die Wann' iſt's aufgenommen,
Glücklich iſt ſie vollgefüllt,
Wird's auch wohl viel Lob bekommen,
Daß es Fleiß und Müh' vergilt?!
Wenn mißlang die Wurſt,
Wenn nur eine borſt!

Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen!

Dem fetten Feld von schwarzer Erde
Vertrauen wir des Sommers That,
Vertraut der Sä'mann seine Saat
Und hofft, daß sie dick stehen werde;
Doch mehr soll thun der Advokat,
Den man befraget aufs Gewissen:
Ob man vertrau' in Themis Schoos
Zu legen den Prozeß? Geflissen
Verspricht er uns das beste Loos.

Daß er dürste
Nach dem Recht
Nimmt er Würste;
Sonst ständ's schlecht,
Und noch mehr nimmt der Client, nicht träge
Zu dem Richter, schon auf erstem Wege.

Ach, der Nachbar ist's, der Theure!
Ach, es ist der treue Vetter!
Ueber den ein schwarzer Schatten
Sich soll zieh'n — die Herren hatten
Ja die Rechte schon befragt:
Ob der Mann mit Recht es wagt,
Daß er liegt bis an der Brust
'Raus zum Fenster, lauscht mit Lust?!
Ach, die nachbarlichen Bande
Sind gelöst auf immerdar! —
Denn man leid't's in keinem Lande,
Daß gar Alles wird gewahr.

Beide laſſen Klagen walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr!
Denn die Advokaten ſchalten;
Wird auch beider Kaſſe leer!

Bis die Würſte ſich verkühlet,
Laßt die ſtrenge Arbeit ruh'n.
Wenn vor'm Hauſ' kein Vogel ſpielet,
Mag ſich Jeder gütlich thun.
Blinkt der Häuſer Licht,
Ledig aller Pflicht
Hört der Purſch die Teller klirren,
Meiſter darf dieß doch nicht irren.

Munter fördert ſeine Schritte,
Auf dem Pflaſterweg der Spieler
Nach Fortuna's Spielerhütte.
Hoffend ziehen hin die Gauner,
Suchen Gimpel,
Breitgeſtirnte, die da haben
Geld und Willen,
Daß die Grecs die Beutel füllen.
Schwer herein
Schwankt die Kaſſe
Geldbeladen,
Ohne Warten
Liegen Karten
Auf der Banque,
Und das junge Volk der Ritter
Sagt nicht Dank.
Markt und Straße werden ſtiller;
Um des Lichtes Blendeflamme

Sammeln sich die Stadtbewohner
Und das Hausthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde
Und der Spieler Ruhe schrecket
In der Nacht,
Wo zu leicht ein Lärm erwecket;
Denn die Polizei steht auf der Wacht.

Strenge Ordnung, schreckenreiche
Themistochter, die das bleiche
Angesicht des Frevlers findet,
Für der Diebe Furcht gegründet,
Die herein von den Gefilden
Treibt den päßelosen Wilden,
Guckt in Häuser und in Hütten
Ob man fehlet gegen Sitten,
Stellt sich gegen Gaunerbande,
Welche schwärmt im Vaterlande.

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich im strengen Bund,
Und im heimlichen Bewegen
Wird die Polizei nicht kund.
In des Wirthes Fuchsesfelle
Steckt die List für sichern Schutz:
Jeder ist an seiner Stelle,
Bietet den Spionen Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Wenig ist der Mühe Preis:
Wir sind froh, wenn uns nichts rührte
In der reichen Spieler Kreis.

Volle Kasse,
Treff der Karte,
Weilet, weilet
Freundlich, brav an dieser Banque!
Möge nie die Nacht erscheinen,
Wo des rauh'n Gerichtes Horden
Dieses Zimmerchen durchtoben,
Diese Menschen
Uns erschrecken, daß die Röthe
Schrecklich malt
Im Gesicht, — sonst blaß und blöde,
Wo nur stieres Auge strahlt!

Gießt mir aus des Kessels Bauche
Diese Suppe, eh' sie kühlt;
Denn als Speis' nach Hausgebrauche
Wird ja auch ihr Werth gefühlt.
Nun in's Feuer spritzt,
Daß 's zu Tode schwitzt;
Daß nicht Kohlen heimlich glimmen,
Müssen sie im Wasser schwimmen.

Der Meister kann die Kohlen dämpfen
Mit weiser Hand zur rechten Zeit:
Doch wehe, wenn in bösen Krämpfen
Neid oder Bosheit sich befreit!
Blindwüthend, wie des Donners Krachen,
Zersprengt er das geschloss'ne Haus,
Und wie aus off'nem Hunderachen
Bellt er die Schande selber aus.
Wo rohe Kräfte unklug walten,
Da kann sich ja kein Spiel gestalten;

Wenn ſich die Pointeurs befrei'n,
So kann ja keine Banque gedeih'n!

Weh, wenn ſich in dem Schoos des Spieles
Der Feuerzunder ſtill gehäuft,
Bald reißt ins Leben des Gewühles,
Zur Eigenhülfe ſchrecklich greift!
Da zerret an des Geldes Würſten
Der Unſinn, daß es heulend ſchallt
Wie der Banquier lärmt, gleich als berſten
Louisd'ors umher durch die Gewalt.

„Betrug und Frechheit!“ hört man ſchallen,
Der ruh'ge Spieler greift zur Wehr,
Schon ſieht man alle Fäuſte ballen
Und Schimpferei ſteigt immer mehr.
Da werden Raben zu Hyänen
Und treiben nicht bloß wilden Scherz,
Sie knirſchen grimmig mit den Zähnen;
Zerriſſen iſt ihr Eulenherz,
Nichts Heimliches iſt mehr, es löſen
Sich alle Bande kluger Scheu,
Die Faux-mélange rächt man mit Stößen
Und von Sécancen ſpricht man frei!
Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Muth:
Jedoch das ſchrecklichſte der Schrecken
Das iſt der Menſch in Spielerwuth.
Weh denen, die dem Nimmerſatten
Ihr Geld zu einem Spiele leih'n!
Er kann nicht ruhen, nicht ermatten!
Er ſtürzt in Unſinn tief hinein.

Unſre Arbeit macht mir Freude
Sehet wie ein goldner Stern
Auf der Bruſt, auf rothem Kleide,
Iſt im Blut das Fett als Kern.
Nah der Eſſe Kranz
Unter Sonnenglanz
Hängen Würſte neben Schinken,
Für des Fleiſchers Lob ſie blinken!

Herein, Herein:
Ihr Leute alle, ſchließt den Reih'n,
Daß wir die Wurſt dem Gaumen weih'n;
Geſchmackvoll nennt ſie jeder fein!
Als leichte Koſt und auch oh'n Müh' der Küche
Läßt kein Beſuch den guten Fraß im Stiche.

Und vielen ſey nun ihr Beruf,
Wozu der Schlächter ſie erſchuf:
Hoch über'm niedern Küchenleben
Soll ſie im ſchwarzen Rauchezelt,
Die Nachbarin des Storches, ſchweben,
Und grenzen an die Wolkenwelt.
Soll geben Freude ſchon von oben,
Wie der Speckſeiten ganze Schaar,
Die jede Wirthſchaft als gut loben,
So baumelnd bis zum nächſten Jahr.
Nur wenn die Küche nichts kann bieten,
Wird ſie dem leeren Tiſch geweiht;
Wenn Gäſte nicht vor Abend ſchieden,
Dann hilft ſie aus Verlegenheit.
In ein'gen ſtecket eine Zunge,
Selbſt ſprachlos, ohne Mitgefühl,

Begleitet sie viel von der Lunge
Als Bild von dem, der schwatzet viel,
Was ohne Inhalt muß verwehen.
Und da es aus dem Kopfe knallt,
So mag Gehirn in andern stehen!
Da es denn deutbar Hirnwurst schallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Zieht die Würste in die Luft,
Daß sie ungehemmten Ganges
Kommen hoch in Essenduft.
Ziehet, ziehet, reckt!
Daß es Freud' erweckt!
Daß sich mancher Blick d'ran weide:
Wohlschmack schreien dann die Leute!

Für Freunde der Tonkunst

erschien so eben im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart, und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Großes Instrumental- und Vokal-Concert.

Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben von E. Ortlepp.

16 Bändchen. Preis jedes Bändchens, elegant broschirt, 24 kr. rhein. oder 7½ Sgr.

Bisher vermißte man gänzlich ein Werk, welches das Interessanteste aus dem ganzen Gebiete der Tonkunst in geistreich unterhaltender Weise zusammenfaßte, und dieß war die Veranlassung, eine Art **Musikalisches Universalbuch** zu liefern, welches mit Vermeidung aller trocknen Belehrungen oder Erklärungen das freie geniale Element der herrlichen Kunst auch auf gleiche Art in den Darstellungen walten ließe. Der Inhalt dieser neuen musikalischen Unterhaltungs-Bibliothek besteht daher nur aus gediegenen, oft klassischen Aufsätzen, bespricht die größten musikalischen Erscheinungen, gibt die merkwürdigsten Aufschlüsse über das Leben großer Künstler, abwechselnd mit humoristischen Pieces, geistvollen Sentenzen, Kritiken, Anekdoten, Briefen u. s. w. u. s. w. Es war unser Zweck, hier das Beste zu geben, was je über Musik geschrieben worden ist. Jede Seite bietet dem Freund der Tonkunst die interessanteste Unterhaltung; der Reichthum an Material ist so groß und wichtig, daß sich ohne Uebertreibung sagen läßt, daß kein Musiker und Dilettant, oder wer sonst an Musik Interesse nimmt, diese Lektüre entbehren kann.

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Historische und malerische Wanderungen in Griechenland.

Kriegs- und Reisescenen aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Nach den Schilderungen

von

Blaquiere, Castellan, Chandler, Clarke, Iken, Klüber, Müller, Pouqueville, Predl, Quin, Raffenel Squire, Thiersch, Tietz, Voutier u. A.

Herausgegeben von

Professor Dr. **J. M. Braun.**

Eleg. geb. Mit zwölf englischen Stahlstichen 2 fl. = R. 1⅓.

Inhalts-Verzeichniß.

Erste Abtheilung.

Scenen aus dem Befreiungskampfe der Griechen gegen die Türken in den Jahren 1821—29.

1. Erster Ausbruch der Revolution. Nach Raffenel. — 2. Hinrichtungen in Konstantinopel. Nach Klüber. — 3. Unglücklicher Ausgang des Kampfes in der Moldau. Nach demselben. — 4. Kriegsscenen. Nach Voutier. — 5. Die Belagerung von Tripolizza. Nach demselben. — 6. Belagerung von Patras, Einnahme von Tripolizza. Nach demselben. — 7. Belagerung und Uebergabe von Corinth. Nach demselben. — 8. Das Blutbad auf Chios. Nach Blaquiere. — 9. Belagerung und Einnahme Athens. Nach Voutier. — 10. Erste Belagerung von Missolunghi. Nach Pouqueville. — 11. Nächtlicher Ueberfall des türkischen Lagers durch Bozzaris. Sein Tod und Begräbniß. Nach demselben. — 12. Dritte, vierte und fünfte Belagerung und Einnahme von Missolunghi. Nach Klüber. —

13. Gefechte zur See; Siege des Miaulis, Feldzug des Odisseus. Blutscenen auf Kreta. Nach Pouqueville. — 14. Die Seeschlacht von Navarino. Nach Klüber. — 15. Niederlage der Griechen vor Athen. Vorfälle zur See; Lord Cochrane, Oberbefehlshaber der griechischen Flotte. Bürgerkrieg in Nauplia. Ernennung des Grafen Capodistrias zum Präsidenten. Nach Klüber. — 16. Griechenland unter der Verwaltung des Grafen Capodistrias, bis zu dessen Ermordung. Nach Geß. — 17. Griechenland unter König Otto. —

Zweite Abtheilung.

Reisen in Griechenland.

Zusammenstellung der interessantesten Beobachtungen älterer und neuerer Reisenden über das Land und seine Bewohner.

1. — 10. Aus Pouqueville's Reisen. Klima in Morea. — Lebensweise der Griechen in Morea. — Zustand der Künste und Gewerbe in Morea. — Physische Beschaffenheit des Volkes. — Erziehung der Kinder. Beschäftigung der Jugend. Spiele. Tänze. — Gesang und Musik. Sprüchwörter. — Feste. Religionsgebräuche. Priester. — Aberglaube. Eitelkeit. — Leichenfeierlichkeit. — Prozesse. — 11. Schilderung der Griechen von Gottfried Müller, einem Philhellenen. — 12. Die Insel Hydra, 1) nach Chandler, 2) nach Castellan. — 13. Die Insel Spezzia. Nach Pouqueville. — 14. Ruinen von Sparta, jetzt Mistra. Nach demselben. — 15. Das alte Athen. Aus Anacharsis Reisen. — 16. Athen und Corinth im Jahr 1834, nach Quin und Clarke. — 17 — 19. Auszug aus Tietz Skizzen aus Griechenland. 1) Nauplia. 2) Die Umgegend von Nauplia. Die griechische Wasserweihe. Kaffeehäuser. 3) Lebensart in Nauplia. — 20. Die Ebene von Marathon. Von Squire. — 21. Die Ersteigung des Parnaß. Besuch von Delphi. Von Dr. Clarke. — 22. Der Berg Oleno. — 23. Der Olimp und das Tempethal. Aus Anacharsis Reise. — 24. Arkadien. Nach Pouqueville. — 25. Einzug der bairischen Truppen in Athen. Von Predl.

Dritte Abtheilung.

Bildungs-Anstalten, Literatur und Dichtkunst des neuen Griechenlands. — Vermischtes.

1. Auszüge aus Leukothea von Iken, über den Bildungszustand der Neugriechen. — 2. Patriotische Männer. — 3. Das neu-griechische Gedicht Erotokritos. Von Vincenz Cornaro. Erster Bericht. S. 30. Zweiter Bericht. — 4. Todtenklage. Neugriechische Elegie. — 5. Ueber den Handel Griechenlands, aus Thiersch sur l'état actuel de la Grèce. — 6. Bildungs-Anstalten. Von demselben.

Verzeichniß der Stahlstiche.

1. Parthenon. 2. Athen. 3. Tempel des Theseus zu Athen. 4. Academia. 5. Parthenon zweite Ansicht. 6. Reste eines Tempels zu Corinth. 7. Ebene von Marathon. 8. Oleno. 9. Olimpus. 10. Tempel des Apollo Epicurius. 11. Acropolis. 12. Tempel der Minerva auf Sunium.

Die

römischen Kaiser

des

abendländischen Reiches.

In chronologischer Folge von Julius Cäsar bis Constantinus.

64 Blatt Köpfe nach Antiken in schönen ausgeführten Lithographien. Mit Text.

4 Lieferungen. 4. brosch. 1828—1829. 3 fl.

Klänge aus dem Saalthal.

Gedichte

von

Ernst Ortlepp.

Naumburg,
Druck und Verlag von Louis Garcke.
1856.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Yo 7591

-287682-

Inhalt.

	Seite.
Ich dichte fort	1
Sehnsucht nach Naumburg	2
Die erste Nachtigall	3
Traumgedanken	4
Mathilde	5
Das erste Veilchen	6
Die grüne Stadt	7
Müdigkeit	8
Mein Lieblingsfluß	10
Mit Gott	10
Das ferne Land	12
Der Frühlingsabend	13
Dichter-Jugend	13
O! warte nur	15
An Rosa	16
An Julie	17
Napoleon	19
An eine Dame	21
Die Abendglocke	22
Im Mai	22
Bestimmung	22
Das Unbegriffene	22
Heimlich	23
Die Alpen	24
Die Frühlingsnacht	25
Erinnerung an Schulpforta	26
Die Lampe	27
Die Mauern des Landgrafen Ludwig von Thüringen	30
Großes und Kleines	32
Das Dörfchen	32
Alt und Jung	33
An —	33
Die Abendhymne.	34

Seite.

Liederleben 34
Der Mond 35
Pfingsttanz 36
Der Frühlingsabend im Saalthal 37
Das Jugendlied 38
In einer Frühlingsnacht 39
Pfingstlied 41
Im Garten 43
Die Heldengräber 44
Der Materialismus 45
Der Sängergreis 48
Der Tanz 50
Göthes Verklärung 51
Ruf in die Ferne 54
Das Bezirdorf 54
Stadien des Lebens 55
Rettung 56
Gruß in die Ferne 57
Die Wiese 59
Die Piloten 60
Die Heimath 62
Contrast 62
An das Saalthal 63
Zum Pfingstfeste 65
Sonne und Liebe 69
Der deutsche Kaiser 69
Auch eine schöne Gegend 71
Schiller auf Körner's Weinberg 72
Moderne Reime 73
Die Monate 76
An die letzte Rose 77
Der nächtige Besuch 77
Mondes Lächeln 81
Die Himmelsgegenden und der Mensch 82
Daß doch! 82
Der Fluß und der Wanderer 83

Seite.

Herbstweh 85
Ach! die Welt, sie ist so kalt! 87
An Aurelie 88
Lieblingsorte 89
Heute und gestern 90
Todtenstill 91
Der Krebs 92
Auf dem Wege 92
Ein Narr in Folie 93
Zum Gutenbergfeste 94
Unter blühendem Mandelbaum 98
Der Welt ist nichts recht 99
Der Einsiedler 100
An Emilie 100
Karl der Große 102
Luthers Standbild zu Wittenberg 108
Der Klostersaal zu Batalha 111
Röschen 113
Das Vergißmeinnicht 114
Ostrolenka 114
Der alte Harfner 116
Des Glückes Wohnung 118
Der Rabenstein 119
Eine Winternacht bei den Todten 122
Weihnachtslust 123
Das Lied 125
Die Erscheinung 128
Naives Bekenntniß 129
An Therese 129
Gefühl 130
An die Blumen am Wege 132
Am Schillersfeste 132
Friedrich der Große 134

Ich dichte fort!

Ich dichte fort — ob auch die Wetter grollen,
Die donnernd über meinem Haupte rollen,
Ob auch so mancher Feind mir meinen Hort,
Das Lied, zu rauben droht, ich dichte fort!

Ich dichte fort — ob die empörten Wellen
Mein schwankes Fahrzeug tobend auch umschwellen;
Ich schaue unverwandt nach meinem Port,
Die Leier in dem Arm, und dichte fort!

Zwar schwer ist's, fortzuleben, fortzudichten,
Wo Alles strebt, den Dichter zu vernichten,
Und ihn das schonungslose Element,
Dem Falter gleich, in seinem Flug verbrennt.

Doch dicht' ich fort — ich wär' kein Mann der Lieder,
Legt' ich ermüdet je die Harfe nieder;
Es stürme nur heran, aus Süd und Nord,
Aus Ost und West, wie's mag — ich dichte fort!

Ich dichte fort, bis dieſes Leben ſchwindet
Und bis der Fremde ſeine Heimath findet!
Wie trüb' der Tag, wie traurig auch der Ort:
Ich halte treulich aus — ich dichte fort!

Ich dichte fort — und ſchmückt mir auch zum Lohne
Die heiße Stirn hier keine Lorbeerkrone,
So ſchmückt ſie meinen Sarg — bin ich verdorrt,
Dann grünet erſt mein Lied — drum dicht' ich fort!

Sehnſucht nach Naumburg.

(In Zahna gedichtet.)

Was ſoll ich hier im fremden Haideland,
Wo öde Fläche nur umher und Sand,
Im kleinen Ort, wo Niemand, o Poët,
Verkannter, dein begeiſtert Herz verſteht?
Wo mir nicht möglich höhern Werks Beginn?
Nach Naumburg, ach, nach Naumburg ſteht mein Sinn!

Dort grüßen rings mich heimathliche Au'n,
Ich werde meine Berge wiederſchaun,
Dort lächeln Thal und Fluß mir freundlich zu,
Dort wiegt die Frühlingsſchöpfung mich in Ruh,
Dort wird mir wieder klarer, was ich bin;
Nach Naumburg, ach, nach Naumburg ſteht mein Sinn!

Schon seh' ich Naumburg's Thürm' im Abendstrahl,
Schon blinkt das stille Kloster in dem Thal,
Es öffnet sich der Winde Felsenthor,
Die Rudelsburg blickt hinter'm Wald hervor,
Und Kösen, Saaleck mich magnetisch ziehn:
Nach Naumburg, ach, nach Naumburg möcht' ich hin!

Dort athm' ich auf den Bergen Lebensluft,
Ich schaue in des Thales Blüthengruft,
Dort singt mir anders Lerch' und Nachtigall,
Und heller klingt auch meines Liedes Schall;
Dort blinken Weinbergshäuser, Wald und Flur,
Und schöner ist die himmlische Natur.

Dort schlingt sich wohl auch manches Freundschaftsband,
Und Mancher beut das Herz im Druck der Hand,
Dort wird die innere Disharmonie
Zu Einklang mir und holder Melodie;
Hier ist nur Geistverlust, dort Geistgewinn:
Nach Naumburg, ach, nach Naumburg muß ich hin!

Die erste Nachtigall.

Ich ging süßträumend alleine,
Berauscht von Blüthenduft,
Im hellen Mondenscheine,
Und sog balsamische Luft.

Da weckte vom nahen Baume
Mit hellem, ſchmetterndem Schall,
Mich auf aus tiefem Traume
Die erſte Nachtigall.

Sie ſang vom Lebenstriebe
Der goldnen Jugendzeit,
Sie ſang von der erſten Liebe
Und ihrer Seligkeit.

Da ſeufzt' ich in ihre Lieder
Mit naſſem Angeſicht:
Die Nachtigall kehrt wohl wieder,
Doch die erſte Liebe nicht!

Traumgedanken.

Seh' ich all' die ſchönen Blumen,
Die mir holde Grüße weihn,
Dann fällt mir der Lenz des Lebens
Und der Traum der Jugend ein.

Hör' ich all' die Vöglein ſingen
Rings umher in froher Luſt,
Ach, dann zieht ein altes Klingen
Wunderbar mir durch die Bruſt.

Seh' ich all' die heitern Paare,
Die der Liebe Band beglückt,
Ach, dann denk' ich an die Jahre,
Wo mich gleiche Luſt entzückt.

Hör' ich all die heil'gen Töne,
Die Muſik um mich ergießt,
Ach, dann weicht die ſtarre Dumpfheit,
Und die Schwermuthsthräne fließt!

Seh' ich all' die ſchönen Sterne
In der Nacht am Himmel ſteh'n,
Dann gedenk ich ferner Wonnen,
Die ich lächeln einſt geſeh'n.

Hör' ich Abendglocken läuten,
Halb verweht von Windeshauch,
Dann ruf' ich: „mitleid'ge Lüfte,
Kommt doch, und verweht mich auch!“

Mathilde.

Nur einmal ſtrahlte mir der Stern der Liebe
Herein in's lebensnächtige Getriebe,
Nur einmal tönte mir das Lied der Lieder,
Und wie vor einem Engel ſank ich nieder
Vor deinem Bilde,
Mathilde!

Nur dir gehörte meine ganze Seele,
Von dir nur flötete mir Philomele,
Ich hegte nur ein einziges Verlangen,
Und hing, wie Bienen an der Blume hangen,
An deinem Bilde,
Mathilde!

O ſüßer Traum aus andern ſchönern Zeiten,
Du biſt dahin mit deinen Seligkeiten!
Doch ſchau' ich oft, wie nach dem ſchönſten Sterne,
Voll namenloſer Sehnſucht in die Ferne
Nach deinem Bilde,
Mathilde!

Das erſte Veilchen.

Nach Veilchen ſpäht' ich rings umher,
Umhaucht von lauem Winde,
Ich ſehnte längſt mich gar zu ſehr
Nach dieſem Frühlingskinde;
Doch all' mein Suchen half mir nicht,
Kein Veilchen kam mir zu Geſicht.

Als mir nun ſchon die Mühe leid,
Da trat auf meinen Wegen
Auf einmal mir im blauen Kleid
Ein lieblich Kind entgegen;
Ich ſah ſie ſtaunend vor mir ſtehn,
Und wußte nicht, wie mir geſchehn.

Ihr blaues Auge, ſanft und mild,
Ihr ſtill-beſcheidnes Weſen
War zu des holden Veilchens Bild
So ganz wie auserleſen;
Auch trug ſie, wie ich ſah mit Luſt,
Ein friſches Veilchen an der Bruſt.

Sie sprach mit mir, ich sprach mit ihr
Ein kurzes, sel'ges Weilchen,
Und zu dem Abschied gab sie mir
Von ihrer Brust das Veilchen;
Sie sprach: „ich hab' es selbst gepflückt!"
Und ich empfing es tief entzückt.

Nach Veilchen späht' ich jetzt nicht mehr
Im lauen Frühlingswinde,
Ich sehnte mich nun gar zu sehr
Nur nach dem holden Kinde;
Denn jetzt trug ich mit Schmerz und Lust
Ein Veilchen an und in der Brust.

Die grüne Stadt.

Ich weiß euch eine schöne Stadt,
Die lauter grüne Häuser hat;
Die Häuser, die sind groß und klein,
Und wer nur will, der darf herein.

Die Straßen, die sind freilich krumm,
Sie führen hier und dort herum;
Doch stets gerade fortzugehn,
Wer findet das wohl allzuschön?

Die Wege, die sind weit und breit
Mit bunten Blumen überstreut,
Das Pflaster, das ist sanft und weich,
Und seine Farb' den Häusern gleich.

Es wohnen viele Leute dort,
Und alle lieben ihren Ort,
Ganz deutlich ſieht man dies daraus,
Daß Jeder ſingt in ſeinem Haus.

Die Leute, die ſind alle klein,
Denn es ſind lauter — Vögelein,
Und meine ganze grüne Stadt
Iſt, was den Namen „Wald“ ſonſt hat.

Müdigkeit.

So lang ſind, ach! die Tage,
Der Kämpfe ſind ſo viel,
Und mit der müden Klage
Treibt Hoffnung nur ihr Spiel.

Doch kommt einmal ein Abend,
Der ſingt und wiegt uns ein:
Wie labend, o wie labend
Wird dann die Ruhe ſein!

Mein Lieblingsfluß.

Ich ſah den majeſtät'ſchen Rhein
Mit ſeiner ſtolzen Berge Kranz
Und ſeiner Burgen Wiederſchein
Sich ſpiegelnd in der Wogen Tanz:

Doch immer ſehnt' ich mich zurück
Zum nievergeſſ'nen Jugendglück
Im Thale
Der Saale.

Ich ſah den Neckar, jünglingsgleich
Hinwallend durch das Schwabenland,
In deſſen Paradieſesreich
Ich eine zweite Heimath fand:
Doch immer winkte hold und mild
Der alten Heimath Zauberbild
Im Thale
Der Saale.

Ich ſah den Main, den ſchönen Strom,
Wo ſeine Woge höher ſchwoll
An Frankfurts altehrwürd'gem Dom,
Und Deutſchland harrte ahnungsvoll:
Doch aus der Wellen Kampf und Streit
Sehnt' ich mich nach der Einſamkeit
Im Thale
Der Saale.

Sei denn gegrüßt viel tauſendmal,
O Naumburg, Stadt des Herzens du,
Und holdes, vielgeliebtes Thal,
Das meine Seele wiegt in Ruh!
Geſegnet ſei mir nah und fern,
Und ſterb' ich nun, ſo ſtürb' ich gern
Im Thale
Der Saale.

Mit Gott.

Mit Gott, mit Gott! Wohin ich immer gehe,
Mit Gott, mit Gott! Es soll mein Wahlspruch sein;
Und ob ich auch allein in Wüsten stehe,
Ist Gott bei mir, so bin ich nicht allein.

Mit Gott, mit Gott! Der niemals mich verlassen,
Verläßt gewiß mich auch in Zukunft nicht!
Er beut die Hand gern Allen, die sie fassen,
Und führt den Irrenden aus Nacht zum Licht.

Mit Gott, mit Gott! Wenn alle Menschen fliehen,
Er bleibt bei dir, und seine Allmachtshand
Hält dich, wenn All' die Hände von dir ziehen,
Die dir befreundet sind und eng verwandt.

Mit Gott, mit Gott! Nur er ist der Verwandte,
Der hilft, wo keine Hülfe möglich scheint;
Mit Gott, mit Gott! der uns're Thräne kannte
Jahrtausende vorher, eh' wir geweint!

Mit Gott, mit Gott! Es soll mein Wahlspruch bleiben;
Und würd' ich vor dem Lästerer zum Spott,
So werd ich leben, dichten, denken, schreiben
Bis in den Tod allein mit Gott, mit Gott!

Das ferne Land.

Es liegt in fernen Räumen
Ein wunderschönes Land,

Dahin in ſüßen Träumen
Iſt jedes Herz gewandt.

Da lächeln Blumenauen
Im hellen Sonnenſchein,
Und keines Winters Grauen
Dringt in den Frühling ein.

Und zarte Arme ſchlingen
Sich um die wunde Bruſt,
Und von der Lippe klingen
Die Laute ſel'ger Luſt.

Geheilt ſind alle Wunden,
Die Sehnſucht iſt geſtillt,
Und Alles iſt gefunden,
Und Alles iſt erfüllt.

Wir gehen und wir wandern
Wohl Alle nach dem Land
Von einem Jahr zum andern,
Doch Keiner noch es fand.

Wir ſehnen uns und ſtreben
So mächtig und ſo viel,
Doch es vergeht das Leben,
Und Keiner kommt zum Ziel.

Umtobt von Well' und Winden,
Seh'n wir nur Wüſt' und Sand;
Wo biſt du doch zu finden,
Du wunderſchönes Land?

Der Frühlingsabend.

O Frühlingsabend, ſanft und hold,
Mit deinem Grün und Strahlengold,
Mit deiner kühlungsreichen Luft,
Mit deinem Blumenbalſamduft,
Mit Sang und Klang in jedem Strauch,
Mit deinem Nachtigallenhauch,
Mit deinem Abendglockenklang,
Mit deinem Sehnſuchtswonnedrang:
Wer malt dich aus, wer flicht zum Kranz
All deiner Zauberbilder Glanz,
All deine Blüthen, deine Töne,
Als Abbild deiner ganzen Schöne?
Und wer mit ird'ſchem Worte nennt,
Was in der Menſchenbruſt entbrennt,
Wenn Aug' und Ohr und Herz berauſcht
Entzücken mit Entzücken tauſcht?
Wer ſchildert's, wie ſich im Gewühl
Gefühl umarmen und Gefühl,
Um tauſend Leben zu gebären
In Buſen, die der Schmerz verſteint,
Und Augen, die zu viel geweint,
Die Welt zum Eden zu verklären?
Und wenn die Lippe reden will,
Sie kann doch nur erbeben ſtill;
Nach einer Sprache ſucht der Mund,
Doch keine Sprache thut es kund.

Dichterjugend.

Und ob die Andern altern
An Körper, wie an Geiſt,
Die ſchöne, ew'ge Jugend
Dem Dichter nichts entreißt.

Sein ſelig Auge leuchtet
Von höh'rer Welten Licht,
Die Haare mögen grauen,
Der Geiſt erbleicht ihm nicht.

Ob alle Roſen ſinken,
Sein Eden nie verdorrt,
Sein Frühling kann nicht enden,
Sein Mai blüht immer fort.

Mag Andern ſich entfärben
Der Liebe Lebensroth,
Sein Lieben kann nicht ſterben,
Er liebt bis in den Tod.

Wie auch die Jahre rollen
In ihrem alten Gleis,
Der Dichter bleibt ein Jüngling,
Und wär' er auch ein Greis.

O warte nur!

Wohl Mancher lebt recht einſam hin
In dieſer ſchönen Welt,

Hat weder Muth, noch frohen Sinn,
Hat weder Gut noch Geld;
Doch warte nur, o warte nur!
Es kommt auch deine Zeit,
Auch dir ſchlägt noch einmal die Uhr,
Die dich von Qual befreit.

Wohl Mancher ſchaut mit trübem Blick
Die nächt'ge Zukunft an,
Und denkt: „dir blüht ja doch kein Glück
Auf deiner Dornenbahn!“
Doch warte nur, o warte nur!
Dein Stern geht auch noch auf;
Auch dir ſchlägt noch einmal die Uhr
In deinem Lebenslauf.

Wohl Mancher geht bei Sturm und Wind
Verlaſſen ſeinen Weg,
Und träumt und weint, und ſchluchzt und ſinnt,
Und ſieht nicht Pfad noch Steg;
Doch warte nur, o warte nur,
Bald weicht die finſt're Nacht;
Auch dir ſchlägt noch einmal die Uhr,
Wo ew'ger Mai dir lacht.

So Mancher fühlt ſich tief allein
Im großen Menſchenmeer,
Für ihn iſt jede Bruſt von Stein
Und Alles todt und leer;
Doch warte nur, o warte nur!
Bald naht dein Schiff dem Strand,

Auch dir ſchlägt noch einmal die Uhr,
Wo froh du jauchzeſt: „Land!“

Wohl Mancher wäre lieber todt,
Der friſch noch iſt und jung,
Ihn freut kein neues Morgenroth,
Er hat gelebt genung;
Doch warte nur, o warte nur!
Dem Winter folgt der Mai,
Auch dir ſchlägt noch einmal die Uhr,
Dann iſt dein Schmerz vorbei.

An Roſa.

Alpenröslein, hold und ſüß,
Blümlein aus dem Paradies,
Jeder, wenn er dich geſehn,
Bleibt vor dir entzückt wohl ſtehn.

Alpenröslein, jung und hold,
Du biſt köſtlicher denn Gold,
Leuchtender denn Edelſtein,
Lieblicher denn Sonnenſchein.

Alpenröslein, lieb und gut,
Still und ſanft, und doch voll Glut,
Lächelſt Du auf meiner Bahn
Wie ein Himmelsſtern mich an.

Alpenröslein, jung und zart:
Blumen blühen aller Art,

Doch vor allen, die ich weiß,
Geb' ich dir allein den Preis.

Alpenröslein, ſüß und mild,
Ewig wird dein lächelnd Bild,
Hold umwebt von Immergrün,
Mir in tiefſter Seele blühn.

An Julia.

Hoch preiſ' ich dich vor Allen, die ich ſchaute,
Denn hold und lieblich ſcheinſt Du mir vor Allen,
Und niemals hat wie Deines mir gefallen
Ein Auge, das mir je entgegenblaute.

Sind wir uns fremd, ſo ſind wir doch Vertraute,
Sind wir uns fern, ſind wir doch nah, und lallen
Uns zu mit geiſt'ger Hauche Widerhallen,
Und red' ich nicht, ſo ſpricht doch meine Laute.

Die trägt dich glorreich auf zu den Geſtirnen,
Die tönt von Dir in Tagen und in Nächten,
Als Echo meiner Lieb' und Deiner Schöne.

Und Du, o Freundliche, Du wirſt nicht zürnen
Der Seele, die ſich ſtrebt, um Dich zu flechten,
Und als Gewinde braucht die ſüßen Töne.

Napoleon.

Es klingt ein Lied von Aegypten;
Wie wunderbare Mähr
Ergrauter Heldenſagen,
So klingt das Lied daher.

Es klingt ein Lied von Marengo,
Das hat gar ſtarken Klang;
Da grüßte den Kometen
Der ganzen Welt Geſang.

Es klingt ein Lied von Jena,
Das brauſ't und donnert ſo ſtark,
Es kracht dem zermalmten Hörer
Hinab in's innerſte Mark.

Boruſſia ſtürzte zu Boden
Voll Blut und todtenſtumm,
Und Friedrich der Große wandte
In ſeinem Grabe ſich um.

Es klingt ein Lied von Wagram;
In ſchwarzer Gewitternacht
Da zog er über die Donau
Und lieferte Wagrams Schlacht.

Und Auſtria ſank zu Boden
Voll Blut und todtenſtumm,
Germanias zweite Säule
Sie fiel mit Krachen um!

Es klingt ein Lied von Moskau
Durchglüht von loderndem Brand,
Durchhaucht von Grabesodem,
Von eisigem Schauer durchrannt.

Ach, von der Bereſina
Erklingt ein traurig Lied,
Wie blutig und voll Leichen
Des Fluſſes Welle zieht!

Es klingt ein Lied von Lützen,
Dem lauſcht man athemlos,
Da zeigt der Komet ſich wieder
Am Himmel hehr und groß!

Es klingt ein Lied von Leipzig;
Ach, von des Kometen Fall,
Von Flucht und Polenleichen
Klingt es mit trübem Schall.

Von Waterloo ertönet
Das letzte Lied daher;
Das iſt ein dumpfes Heulen
Wie Todtenſang ſo ſchwer!

Es tönt von einer Sonne,
Die untergeht in Blut,
Es tönt von einer Inſel,
Die ragt aus Meeresfluth.

Es tönt von einer Eiche,
Die Wettersturm zerbrach;
Das Lied wird klingen und schallen
Bis an den letzten Tag!

An eine Dame.

Im Mai.

Vom Glanz des Frühlings tausendfach umflossen,
Umwogt von Saatengrün und Blumenpracht,
In süßer Phantasieen Meer ergossen,
Sitz' ich hier in der Laube grüner Nacht;
Rings Philomelenton — rings Blüthenbäume —
Rings Schwalben — Himmelblau — Syringenduft —
Rings Aussicht auf der Berge Nebelräume —
Rings Lerchenmelodie in hoher Luft!

O hier umfängt ein seliges Vergessen
Des Dichters Geist — ja, er vergißt die Welt,
Die — möcht' er sie auch liebend an sich pressen —
Mit ihrem Hasse nicht mehr ihm gefällt;
Ihm schwindet Alles — nur ein leuchtend Bildniß
Erscheint ihm in der Tage Widerstreit —
Den Engel, der ihm in des Lebens Wildniß
Entgegentrat, trifft nie — Vergessenheit.

Von allen Sternen, die mir jemals blinkten,
Hat keiner mild wie du mir noch geblinkt;
Von allen Blumen, die mir lächelnd winkten,
Hat keine, süß wie du, mir noch gewinkt;

Von allen Augen, die in's Herz mir ſtrahlten,
Kam deinem keins an holdem Zauber gleich;
Von allen Bildern, die mir Himmel malten,
Schuf mir dein Bild das ſchönſte Himmelreich.

Drum wähne nicht, wenn mich des Lebens Wogen,
Fortriſſen mit dem toſenden Gewühl,
Dein Bild ſei mit der Welle mir entflogen:
Was ich gefühlt, bleibt ewiges Gefühl;
Der Stern, die Blume, die ich ſelig ſchaute,
Sie leuchten, blühen fort in tiefſter Bruſt;
Des Auges offner Himmel, der mir blaute,
Erfüllt mich ewig mit geheimer Luſt.

Wie oft denk' ich der kurzen, ſchönen Stunden,
Wo deine holde Nähe mich entzückt,
Wo uns Muſik mit geiſt'gem Band umwunden
Und mich in höh'rer Sphären Raum entrückt!
Ach, immer klingen dieſe Töne wieder,
Unwiderſtehlich waltet ihre Macht,
In tauſend Echo's tönt als Lied der Lieder
Dein Zauberſpiel mir nach durch Tag und Nacht.

Ja, dein gedenk' ich, und der Sehnſucht Ranke
Webt ſich zu dir mit tauſend Armen hin;
O ſüßer und doch ſchmerzlicher Gedanke,
Daß ich dir nah' und doch ſo ferne bin!
Doch ſteh' ich nahe dir, ſteh' ich dir ferne;
Was liegt am Ort? — Sei hier ich oder da,
O glaube mir, du lieblichſter der Sterne,
Des Dichters Geiſt, er iſt dir ewig nah.

Die Abendglocken.

Die Abendglocken erklingen
Im friedlich melodiſchen Chor,
Sie muſiciren und ſingen
Manch' Mährchen dem Träumer vor.

Sie erzählen von Jugend und Heimath,
Sie reden von Feſten und Tanz,
Sie zeigen mein treuloſes Lieb mir,
Umwunden vom bräutlichen Kranz.

Sie öffnen den mooſigen Hügel,
Der Vater und Mutter vereint,
Und führen in Echo's vorüber,
Mir, was ich bejauchzt und beweint.

Das klingt von vergangenen Stunden,
Vom Dörfchen, vom Sonntag, von Gott,
Von Oſtern, von Pfingſten, von Kirmeß,
Von Kindheit, von Leben, von Tod!

Wohl Mancher ſchläft in dem Grabe
Und hört die Glocke nicht mehr,
Er wandelt in ſeligen Höhen
Und ſehnt ſich nicht wieder hierher.

Die Abendglocken erklingen,
Sie klingen und ſpielen um's Herz,
Es bebt und möchte zerſpringen
Vor Entzücken und ſeligem Schmerz.

Das ſind die Töne der Ruhe;
Wie ſüß nach der Arbeit und Pein,
Nach allen den ſtürmiſchen Tagen,
Ach, wie ſüß muß die Ruhe doch ſein!

Die Abendglocken erklingen,
Die Sonne ſinkt — ich träum' —
Nach Hauſe ziehn alle die Müden;
Wollt' auch, ich wäre daheim!

Im Mai.

Der Frühling hat begonnen,
Die Roſe iſt gewonnen!

Beſtimmung.

Hier biſt du, um Holz zu ſpalten,
Dort wird ſich Alles entfalten.

Das Unbegriffene.

Und Eins begreift die Dummheit nie,
Und dieſes Eine heißt — Genie.

Heimlich.

Ich ging aus dem Stadtthor die Straße,
Da dacht' ich bei mir allein:
Da droben auf jenem Berge,
Dort müßt' es viel heimlicher ſein!

Ich ſtieg empor nach dem Berge,
Und ſchaut' in das Thal hinein,
Da dacht' ich: am Ufer des Fluſſes,
Da müßt' es viel heimlicher ſein!

Ich ging in das Thal hernieder
Und wandelt' am Fluſſe allein;
Da dacht' ich: im Dorf in dem Häuschen
Dort müßt' es viel heimlicher ſein!

Ich ging in ein Stübchen des Hauſes,
Und ſah aus dem Fenſter den Hain;
Da dacht' ich: dort in dem Wäldchen
Da müßt' es viel heimlicher ſein!

Ich ging aus dem Haus in das Wäldchen;
Da dacht' ich: im Kämmerlein
Der trauten Herzallerliebſten
Da müßt' es noch heimlicher ſein!

Ich ging zu der Herzallerliebſten:
Und in ihrem Kämmerlein
Da war es ſo heimlich, ſo heimlich;
Es konnte nicht heimlicher ſein!

Die Alpen.

Die Alpen, ach, die Alpen,
Nur einmal möcht' ich ſie ſehen
Und im Schweizerlande ſtehen!

Die Alpen, ach, die Alpen,
Die würden mich beleben
Und neue Flügel mir geben!

Die Alpen, ach, die Alpen!
Da würd' ich gen Himmel mich richten
Und Cedern und Berge dichten!

Die Alpen, ach, die Alpen!
Da würd' ich den Menſchen vergeſſen
Und nur an Gott mich meſſen!

Die Alpen, ach, die Alpen!
Mit heimlichem, ſüßem Blinken
Seh' ich immer im Traum ſie mir winken!

Die Frühlingsnacht.

Gekommen iſt die ſtille Nacht,
Es ſtrahlt der Mond in ſanfter Pracht;
Da nimmt die Seele freiern Lauf,
Das Herz geht ganz in Liebe auf.

Die Erde ruht voll ſel'ger Luſt,
Ein Kindlein an der Mutter Bruſt,
Die Bäume ſtehn durchſichtig da,
Und alle Geiſter ſind mir nah.

Ach, rief' mich eine ſolche Nacht
Zum Schlaf, aus dem man nie erwacht,
Und möcht' ſo ſanft mein Ende ſein,
Wie Frühlingsduft und Mondenſchein!

Erinnerung an Schulpforta.

Kennſt du das Thal, wo ſtill die Saale fließt,
Wo hinter'm Wald die Rudelsburg dich grüßt,
Wo Aeolus das Felſenthor durchweht,
Wo fern der Welt ein ſtilles Kloſter ſteht:
Kennſt du es wohl?
Dahin, dahin
Laß dich von der Erinn'rung Armen zieh'n!

Kennſt du den Berg, der in die Wolken reicht,
Den Muſenſitz, der dem Parnaſſe gleicht?
Und feſtlich wallt ein bunter Zug empor,
Und Tanz beginnt nach froher Lieder Chor —
Kennſt du ihn wohl?
Dahin, dahin
Noch einmal träume ſich dein heit'rer Sinn!

Kennſt du den Wald, der von dem Berge blickt,
Wo manche Stirn den Lorbeer ſich gepflückt?
Die Mauer weicht — und ein Poetengang!
Ein heil'ger Quell*) mit ew'ger Lieder Klang!
Kennſt du ihn wohl?
Dahin, dahin
Will ihren Freund der Arm der Muſe ziehn!

Kennſt du den Fluß, der ſanftgewunden rollt?
Es blinkt aus ihm der Jugendjahre Gold,

---

*) Die Klopſtocksquelle.

Und Weinbergshäuſer ſehen ſtill herab,
Und alte Freunde ſteigen aus dem Grab!
Kennſt du ihn wohl?
Dahin, dahin
Wird oft der Geiſt voll ſüßer Wehmuth flieh'n!

Die Lampe.

Die Lampe drüben brennt ſo hell:
Wem rinnt ihr ſtiller Strahlenquell?
Ich ſah ſie ſchon an manchem Tag
Bis nach dem zwölften Glockenſchlag.

Der Dichter ſitzt in tiefer Nacht,
Er ſinnt und ſinnt, und wacht und wacht,
Und hebt mit Qual und hebt mit Luſt
Den heil'gen Schatz aus tiefſter Bruſt.

Er hat gedarbt, gerungen oft,
Er hat gezweifelt, hat gehofft;
Nun winkt der Kranz, nun winkt der Lohn
Dem kampferſchöpften Götterſohn.

Sehnt ſich, einmal recht froh zu ſein,
Die Lampe dünkt ihm Sonnenſchein;
Doch ach, es weicht der heit're Traum,
Es war nur Nebelbild, nur Schaum!

Die Lampe drüben brennt noch fort,
Noch regt ſich's hinter'm Vorhang dort;
Doch matt und matter jedesmal
Glimmt ihr geheimnißvoller Strahl.

Noch ſitzt der Dichter in der Nacht
Und ſinnt und ſinnt, und wacht und wacht;
Wer ſagt wohl, was er ſinnen mag?
Aus Nacht blickt er in welchen Tag? —

Einſtmals die Flamm' im ſtillen Haus
Nur zuckte noch — dann loſch ſie aus;
Ein ſchwarzes Dunkel zog daher:
Man ſah die Lampe niemals mehr.

Die Mauern des Landgrafen Ludwig von Thüringen.

Der Kaiſer Friedrich mit rothem Bart
Zu Naumburg im Schloſſe verweilte
Und von Landgraf Ludwig bewirthet ward,
Wo die Zeit ihm gar ſüß enteilte;
Nicht fehlten Turnier und Becherklang,
Nicht holde Mägdlein und Minneſang;
Es wechſelte Reiten und Jagen
Mit Tänzen und frohen Gelagen.

Eines Morgens der Kaiſer am Fenſter ſtand
Und der edle Landgraf daneben,
Und der Kaiſer weit über das herrliche Land
Die trunkenen Blicke ließ ſchweben;
Die Berge verklärte der Frührothſtrahl,
Es blitzte der Fluß und es lachte das Thal,
Es ſchimmerten Wälder und Auen,
Er konnte nicht ſatt ſich ſchauen.

„Ja wahrlich," rief er, „Ludwig, du haſt
Im Paradies dir erhoben
Dein Schloß hier wie einen Zauberpalaſt,
Nicht weiß ich genug es zu loben;
Doch tadelfrei giebt es kein Ding in der Welt:
Nur Eins mir an deinem Schloß nicht gefällt,
Ja, mich dünkt wohl, ihm mangelt das Beſte,
Denn es fehlen die Mauern der Veſte."

„Die Mauern?" lächelt ihn Ludwig an,
„Um die bin ich wenig in Sorgen!
Gar bald, Herr Kaiſer, iſt das gethan;
Befehlt, und am nächſten Morgen
Iſt eine Mauer mir aufgebaut,
Wie Ihr niemals wohl eine beſſ're geſchaut!"
Der Kaiſer verſetzte mit Lachen:
„Ich möchte wohl ſeh'n, wie das machen!"

Da ſandte der Landgraf zur ſelben Stund'
Berittene Boten von dannen,
Und thät allen Grafen und Rittern es kund,
Sie ſollten mit wenigen Mannen
Ein jeder ſich rüſten und eilen zu Roß
Und kommen zu Nacht an das Naumburger Schloß,
Und dem Thore ſchweigend ſich nahen,
Um weitern Befehl zu empfahen.

Und als nun der Morgen im Oſten erwacht
Und halb noch in Dämmerung fließet,
Da öffnet der Landgraf das Burgthor ſacht,
Und leis er die Ritter begrüßet;

Dann ordnet er alle sie Mann für Mann
Ringher um die Burg auf dem Graben an;
Da steh'n sie in festlichem Kleide,
Erprangend in Gold und in Seide.

In Wappenröcken stehen sie da,
Die von Silber und Sammet erflimmern,
Und jedem Ritter sein Knapp' ist nah
Und läßt ihm sein Wappen erschimmern;
Und wo ein Mauerthurm sollte stehn,
Da war ein Graf mit dem Banner zu sehn,
Und die Ritter die Schwerter zücken
Und muthig und kühn um sich blicken.

Drauf Ludwig eilet zum Kaiser hinauf
Und heiter zu ihm sich wendet:
„Herr Kaiser, macht doch das Fenster 'mal auf,
Meine Mauer hab' ich vollendet!" —
„Herr Landgraf, Ihr scherzet wohl, mit Vergunst?
Das müßte ja zugehn mit schwarzer Kunst!" —
So macht doch, Herr Kaiser, und gehet,
Damit Ihr die Mauer mir sehet!"

Drauf der Kaiser öffnet das Fenster schnell:
Da strahlen im Glanze der Sonne
Die Ritter und Waffen entgegen ihm hell,
Und da lacht ihm das Herz vor Wonne;
„Sind das Eure Mauern, Herr Schwager," er spricht,
Dann sah ich mein Lebtag schönere nicht;
Nichts wüßt' ich, was ihnen gleichet;
Habt Dank, daß Ihr mir sie gezeiget!"

Großes und Kleines.

Wichtig iſt mir ſondergleichen
Alles, was in ſeinen Reichen
Als Regent der Frühling thut,
Welcher Tag und Nacht nicht ruht.

Halten möcht' ich ein Verzeichniß
Ueber jedes Tagsereigniß,
Das geſchieht auf ſein Gebot
Von dem früh'ſten Morgenroth.

Wichtig iſt mir's, wenn im Thaue
Er erblitzen läßt die Aue,
Wichtig, wenn ſein Ruf erklingt:
Bächlein, fließet! Knospen, ſpringt!"

Wichtig iſt mir's, wenn im Garten
Er ſchafft Blumen aller Arten,
Wichtig, wenn er linden Zephyrhauch
Wehen läßt um Baum und Strauch.

Wichtig iſt mir's, wenn die Sonne
Glühn er läßt in voller Wonne,
Wichtig, wenn aus Wetternacht
Auf ſein Wort der Donner kracht.

Wichtig ſind mir Baum und Bäumchen,
Wichtig ſind mir Raum und Räumchen,
Weil im Räumchen und im Raum
Grünt ein Bäumchen oder Baum.

Wichtig ſind mir alle Blümchen,
Jedes hat ſein eignes Rühmchen,
Wie im Frühlingsheiligthum
Roſ' hat ihren großen Ruhm.

Wichtig ſind mir alle Schäfer,
Alle Bienen, Hummeln, Käfer,
Wichtig Kukuk, Nachtigall
Und die andern Vöglein all.

Wichtig ſind mir Berg und Berglein,
Thal und Thälchen; Pflanzenzwerglein
Wie der ſtolze Eichenbaum
Geben Träumchen oder Traum.

Wichtig iſt das Wandervölklein
Mir der Wolken und der Wölklein,
Wichtig iſt mir jedes Stellchen,
Wo ein Quell rinnt oder Quellchen.

Wichtig ſind mir Fluß und Flüßlein,
Wichtig jegliches Ergüßlein
Eines Lüftleins, einer Luft,
Die bringt Düftlein oder Duft.

Wichtig iſt der Mond, der Zaub'rer,
Mir, dem Frühlingswonnenklaub'rer,
Wichtig jedes Sternenſcheinchen,
Das auf Hain fällt oder Hainchen.

Kurz, der Lenz iſt mir ſo wichtig,
Daß mir alles And're nichtig

Scheint, was ist ein Theilchen nicht
Von dem großen Lenzgedicht.

Das Dörfchen.

Das blanke, freundliche Dörfchen
Dort unten im grünen Thal,
Das lächelt so lieblich herüber
Im Abendsonnenstrahl.

Es leuchtet und grüßet und winket,
Umspielt von rosigem Glanz,
Als wär' es ein Sitz des Friedens,
Ein Eden der Ruhe ganz.

Doch leider weiß ich es besser;
Mein Entzücken ist abgekühlt,
Gedenk' ich aller der Messer,
Die dort mir den Busen durchwühlt.

Alt und Jung.

Dort auf der Steinbank sitzet
Ein armes altes Weib,
Sie hustet und sie keuchet
Und zittert am ganzen Leib.

Die Nachtigall schlägt lieblich,
Die Alte seufzt dabei,
Daß Schönheit, Lieb' und Jugend
Schon längst ihr sind vorbei.

Da kommt eine junge Schöne,
Die lauscht dem Lied entzückt,
Daß Schönheit, Jugend und Liebe
Sie noch so innig beglückt.

Eine Gabe reicht sie der Alten
Und spricht gerührt beiseit:
„Ach, könnt' ich dir wiedergeben
Die Jugendseligkeit!"

An —

O schönster Stern der Sterne,
Ich sehe dich zwar gerne,
Doch stehst du mir zu ferne;
Was helfen mir die Sterne?

Die Abendhymne.

(Nach Thomas Moore.)

Horch! die Abendhymne schallet
Ueber's Wasser sanft daher!
Wie es nah und näher hallet:
„Jubilate! Amen!"
Wie es leise jetzt verhallet!
Es erstirbt, kaum klingt es mehr:
„Jubilate! Amen!"

Jetzt, wie Mondſchein auf den Wellen
Flieht erbleichend, tönt es bang,
Jetzt, wie Wogen kämpfend ſchwellen,
Hebt ſich lauter der Geſang:
„Jubilate! Amen!“
Horch! Noch einmal, wie der Wellen
Fernes Murmeln klingt es lang:
Jubilate! Amen!

Liederleben.

Lied wird mir der Baum, die Roſe,
Lied ſogar die dürren Mooſe,
Lied das Thal und Lied die Quelle,
Die's durchrauſcht mit Silberwelle.

Lied wird mir der Saaten Wogen,
Lied wird mir der Aetherbogen,
Lied wird mir die Sonn' am Himmel,
Lied der Sterne Glanzgewimmel.

Lied wird, was auf meinen Wegen
Mir nur immer tritt entgegen;
Lied der Landmann auf der Aue,
Lied die Maid, die ich erſchaue.

Lied wird mir das Dorf, die Mühle,
Lied der Hauch der Abendkühle,
Lied der Gott, zu dem ich bete,
Lied das Gräschen, das ich trete.

Und weil nun, trotz allem Wehren
Und dem Lied den Rücken Kehren,
Alles mir zu Lied wird eben,
Möcht' ich ganz in Liedern leben.

Der Mond.

Am hellen Himmel thront der Mond,
Auf dem der ew'ge Friede wohnt.

Er ſchaut vom ſtillen Himmelszelt
Hernieder in die Frühlingswelt.

Er ſieht dem Dieb und Mörder zu,
Und ſtrahlt doch fort in ſtiller Ruh.

Er ſchaut den Fluß in weiter Rund'
Und ſpiegelt ſich in ſeinem Grund.

So manche Kirche, ſo manche Ruin'
Verſilbert er mit lächelnder Mien'.

Er ſieht ſo manches ſtille Haus
Und webt ein ſüßes Bild daraus.

Er ſieht ſo manches Liebespaar
Mit ſeinem Auge hell und klar.

Er ſchaut ſo manchen Thränenblick,
Doch auch ſo manches ſtille Glück.

Er ſieht auf manches Grab herein
Und lächelt auf den Leichenſtein.

Ach, zög' er aus dem Sturm der Welt
Auch mich empor zum Himmelszelt!

Pfingsttanz.

Es blühte das herrliche Pfingsten,
Ich ſtand im blumigen Thal,
Hell ſpiegelte ſich in dem Fluſſe
Der glitzernde Sonnenſtrahl.

Im Dörfchen unter der Linde
Da wob ſich ein lächelnder Kranz
Von jungen, lebenden Blumen,
Und Geigen erklangen zum Tanz.

Ein junger Herzog tanzte
Mit einer Bauermaid,
Und ſeine durchlaucht'ge Gemahlin
Stand einem Knechte zur Seit'.

Ich ſtand, und wurde zur Säule
An der laubigen Hütte Thor,
Ich ſchaut' auf ein blühendes Mädchen,
In das ich mich ganz verlor.

Dann irrt' ich allein nach dem Fluſſe
Am himmliſchen Nachmittag,
Und dachte, den Ufern folgend,
Dem Leben und Lieben wohl nach.

Es flöteten Nachtigallchöre,
Der Fluß, er ſchlich und ſchlich

So heimlich und so selig,
So melancholisch — wie ich.

Der Frühlingsabend im Saalthal.

Wie malerisch dahingegossen
Erschimmern Berge, Thal und Hain,
Von weichem Nebelduft umflossen
Im Frühlingsabendsonnenschein!
Vergoldet lächeln rings die Auen,
In Blüthenpracht erprangt der Baum,
Die Lerchen trillern hoch im Blauen,
Und Blumen träumen süßen Traum.

Der Fluß mit seinen Silberwogen
Kommt feierlich das Thal entlang
Gleichwie ein Fürst dahergezogen
Mit majestätisch stolzem Gang;
Die friedlich stillen Dörfer blinken,
Als wollten sie in ihr Asyl
Den Wanderer hinüberwinken
Als an ein süßes Ruheziel.

Im milden Glanz der Abendröthe
Ziehn Heerden blökend ihre Bahn,
Melodisch tönt des Schäfers Flöte,
Und Mädchen singen auf dem Plan;
Und in die tausendfachen Lieder
Aus hoher Luft, in Wald und Feld
Klingt der Choral vom Thurm hernieder
Und mahnt uns an die and're Welt.

Rings ſchallt der Abendglocken Klingen,
Zum Tempel wird nun die Natur,
Und alles Jubeln, alles Singen
Es tönt dem großen Einen nur;
Ihn preiſen Millionen Kehlen
Mit lauten Stimmen rings umher,
Vor ihm erzittern tauſend Seelen
Als Tropfen in dem Andachtsmeer.

Das Jugendlied.

Wie im Walde Harfenklang,
Den der Lüfte Hauch verwehet,
Wie in Mondſcheinnacht Geſang,
Der durch ſtille Gärten gehet:

So tönt mir der Jugend Lied,
Jenes ſüße Lied der Lieder,
Das mich ganz ummelodiet,
In gebrochnen Echo's wieder.

Wie im Weiher zieht der Schwan
Wolluſtathmend ſeine Bogen,
Wie des Mondes Silberkahn
Selig ſchwimmt auf feuchten Wogen:

So bad' ich im ſtillen See
Lächelnder Erinnerungen,
Und der Geiſt mit ſeinem Weh
Fühlt ſich lieblich eingeſungen.

Wie durch ein Geweb' von Gold
Schau ich Alles, was ich ſchaue,
Jeden Fluß, der mir entrollt,
Jede Scene, jede Aue.

Eine andre Lebensluft
Athm' ich in den ſel'gen Stunden,
Fühle mich mit Klang und Duft
Und mit Roſen ganz umwunden.

O du einz'ges Jugendlied,
O du ſüßes Lied der Lieder,
Das mich ganz ummelodie't,
Töne mir noch oftmals wieder!

In einer Frühlingsnacht.

Es ſchläft der Tag; ſie iſt erwacht,
Die grenzenloſe, ſel'ge Nacht;
In Frieden liegen Thal und Au,
Der Himmel ſchwimmt in tiefem Blau,
Aus brauner Schatten dunkelm Flor
Steigt geiſterhaft der Hain empor,
Den Berg umwallet Nebelduft
Und kühlern Athem haucht die Luft;
Die Lebenspulſe der Natur
Erklopfen ringsum leiſe nur;
Das flüſternde Laub und der Waſſerfall
Vermählen ihren Zauberhall

Und ſpielen dem einſam lauſchenden Ohr
Melodiſche Muſik noch vor;
Und bänger ſchlägt in Liebesgluth
Die Sängerin, in deren Herzen
Die Sehnſucht Tag und Nacht nicht ruht,
Ihr Lied der Wonnen und der Schmerzen.
Das tönet ſo innig, das ſchwellet die Bruſt,
Als müßt' ſie zerſpringen vor Weh und vor Luſt!

In des Himmels endlos tiefem Meer
Schwimmen die Inſeln des Lichts umher,
Die ewigen Sterne, leuchtend in Pracht,
Ein millionfacher Tag in der Nacht;
Und ob den Bergen an dem Wald
Erhebt ſich des Mondes holde Geſtalt
Und gießt aus goldnem Angeſicht
In's tiefe Dunkel ſein Zauberlicht.
O lächelnder Strahl! O ſüßes Bild!
O Antlitz ſo ſelig, ſo ſanft und mild,
Bald leis von wolligem Flaum umwoben,
Bald heller durch ſchwarze Wolken gehoben,
Bald ſegelnd auf dem Silberkahn
In reinen Blaues Ocean;
So unaufhaltſam jagend und eilend,
Bald wieder ſo freundlich zögernd und weilend,
In ewigem Wechſel Bilder malend
Und ſtumme Gefühle niederſtrahlend,
Ein Quell holdgaukelnder Phantaſieen,
Die kommen und lächeln und weilen und fliehen!

Pfingstlied.

O heil'ger Geist, kehr' bei uns ein,
Und laß uns deine Wohnung sein!
Ach, komm zu uns hernieder!
Europa ruft, nach dir gewandt,
Dich ruft auch unser Vaterland;
O höre unsre Lieder!
Eine,
Reine
Unsre Sinnen
Vom Beginnen
Böser Werke,
Gieb zum Guten Lust und Stärke!

O Geist der Weisheit, sei nicht fern,
Geh auf, du schöner Morgenstern
Des Lichtes und der Wahrheit!
Ergieß aus deinem Strahlenkranz
In alle Seelen hellen Glanz
Der rechten Himmelsklarheit!
Glühe,
Blühe,
Leucht' uns immer!
Schwinde nimmer!
Ohne Wolke
Strahle jedem Erdenvolke!

Du, Geist der Liebe, senke dich
In unsre Herzen kräftiglich
Und mach' sie ganz zu Flammen!

Vertreib der Zwietracht böſen Geiſt,
Der Alles auseinander reißt,
Halt' Volk und Fürſt zuſammen!
Leite
Beide
Auf dem Pfade
Deiner Gnade
Zu dem Rechten!
Laß Vertrau'n Vertrau'n umflechten!

O Geiſt des Friedens, Labungsthau,
Ergeuß dich auf des Landes Au',
Laß Flur und Saaten lachen!
Des Krieges Wetter ziehn daher,
Und manches Volk erſeufzet ſchwer,
Wo ſeine Donner krachen!
Ende,
Wende
Aller Orten
Blut'ges Morden!
Laß nach bangen
Stürmen deine Sonnen prangen!

Man ruft dich, Geiſt, allüberall
Mit Orgelton und Glockenſchall
Aus tiefſtem Herzensgrunde;
Es ſeufzt die ganze Chriſtenheit
Nach dir zu dieſer Pfingſtenzeit;
Ach, bleib mit uns im Bunde!
Heitre,
Läutre

Unſre Herzen
Mit den Kerzen
Deiner Gluthen!
Denn Gott iſt nur Gott des Guten!

Im Garten.

Ich ging wohl im Garten der Traurigkeit nach,
Wo ich viel ſchöne Blumen mir brach;
Lieb waren ſie all mir im farbigen Licht,
Doch ach! die Geliebteſte fand ich dort nicht.

Das Veilchen im Winkel ſah auf meiner Bahn
Mit holdem, beſcheidenen Lächeln mich an;
Mich labte ſein Duft und ſein ſanftes Geſicht,
Doch fand ich in ihm die Geliebteſte nicht.

Die Lilie ſtieg von der Mauer empor,
Weiß angethan, wie eine Nonn' auf dem Chor;
Doch ſie war mir zu heilig — zu blaß war ihr Licht,
Auch die Lilie war meine Geliebteſte nicht.

Da nickte im Lenzhauch die Tulpe mir zu;
„Ha," rief ich verwundert, „wie reizend biſt du!"
Doch Schönheit hält ſelten das, was ſie verſpricht;
Auch die Tulpe war meine Geliebteſte nicht.

Da ſah ich die Kaiſerkrone voll Glanz,
Umſpielt von des Sonnenſtrahls gaukelndem Tanz;
Ich ſtaunte, doch war mir zu ſtolz ihr Geſicht,
Und die Stolze war meine Geliebteſte nicht.

Da ſah ich die Nelke; ſie glühte ſo roth,
Wie die Lippe, die je nur den erſten Kuß bot;
Sie athmete Sommer umher und Gedicht,
Und doch — die Geliebteſte war ſie mir nicht.

Jetzt ſah ich die Roſe — da ſtand ich verſteint,
Und da hab' ich herzinnige Thränen geweint;
Sie zitterte wonnig — der Dorn aber ſticht —
Auch die Roſe war meine Geliebteſte nicht.

Nun blickt' ich im Garten vergeblich umher
Voll Primeln, Aurikeln — ich ſah ſie nicht mehr;
Ich leiſtete nun auf ſie alle Verzicht,
Denn ach, die Geliebteſte fand ich doch nicht.

Kaum wird ſie im irdiſchen Garten wohl blühn,
Ach, allein für die himmliſche muß ich erglühn;
Das Edle, das Hohe lebt nur im Gedicht,
Und Alles Geliebteſte findet man nicht.

Die Heldengräber.

Schlummert ſanft, ihr lieben Todten,
In des ſtillen Grabes Kühl,
Schöpft nun linden Freiheitsodem
Nach der heißen Tage Schwül!
Und der Freiheitsodem fächle
Uns von euern Hügeln zu,
Wo die Roſe flüſternd lächle:
„Unter mir wie ſüß die Ruh!“

Schlummert ſanft, geliebte Todte,
Einſt vom Schlachtenblitz umglüht,
Jetzt vom ſtillen Abendrothe
Und von Roſen überblüht;
Mancher Jüngling wird voll Sehnen
Auf hier nach den Sternen ſchaun,
Manche zarte Maid mit Thränen
Eure Hügel überthaun.

Schlummert ſanft, ihr lieben Todten!
Sänger ſuchen eure Gruft,
Und von Harfenſpiel und Oden
Tönt in ſtiller Nacht die Luft;
Und der Dichter ſieht vom Himmel
Leuchtend euch in Götterpracht
Gleich der Sterne Glanzgewimmel
Niederſchimmern in die Nacht.

Schlummert ſanft, ihr lieben Todten,
Schwebet aus dem Sternenzelt
Um uns her als Gottes Boten
In den Stürmen dieſer Welt! —
Iſt es Täuſchung? Flammen glimmen
Um der Gräber ſtillen Rand,
Und es tönt mit leiſen Stimmen:
„Heilger Boden, Vaterland!“

Der Materialismus.

Ich ſtand auf des Berges Gipfel,
Beſchattet von einer Eiche Wipfel,

Von tauſend Liederzungen
Umſungen und umklungen;
Rings grünten die Wälder
Und Wieſen und Felder;
Da ſtand ich alleine
Und ſah im Sonnenſcheine
Die Stadt mit hellem Flimmern
Zu Füßen mir ſchimmern.
Mich wollten umranken
Frühlingsbegeiſtrungsgedanken,
Und als hundertblättrige Roſe
Wollt alles Schöne und Große
Mit Zaubergewalten
Sich mir entfalten und geſtalten.

Da trat mir ungelegen
Ein Phantom entgegen,
Das ich in der Stadt, der reichen,
Von Haus zu Haus ſah ſchleichen,
Stolz, hart, kalt und eitel,
Mit klimperndem Geldbeutel,
Mit Ketten und Ringen
Und anderen goldnen und ſilbernen Dingen;
In den Falten des Geſichts
Das moraliſche Nichts und Wiedernichts.
Es ging vorbei zum Glücke,
Doch blieb mir das Bild zurücke.

Den Materialismus hatt' ich geſehen
Vorübergehen,
Da wichen die Himmelsgeſtalten,

Und ich ſah des Geſpenſtes irdiſches Walten:
Wie ſeine Kothſeele
Des Menſchen Werth nur nach Gold zähle;
Wie Tugend, Weisheit und Wahrheit
Und der Abglanz der göttlichen Klarheit,
Die hohe Religion,
Ihm ein Nichts ſind vor der Dukaten Ton,
In denen, verödet an Gefühlen,
Ich ihn ſah wühlen.

Ich erblickt' in ſeinem Gefolge
Des Handels wehende Fahnen,
Dampfmaſchinen und Eiſenbahnen,
Der Ignoranz und der Sünde Molche,
Des Selbſtmords geſchwungene Dolche,
Den Luxus und die Entmannung
Und der wahren Kunſt Verbannung.
Und die Hälfte der Welt ſah ich lungern
Und ihm zu Füßen verhungern.

Da war ich nicht mehr umſungen
Von den tauſend Liederzungen,
Da ſah ich erbleicht die Wälder
Und verdorrt die Wieſen und Felder,
Da war mir der Lenz erſtorben
Und die ganze Welt verdorben;
Und ob ich gleich auf des Berges Gipfel
Noch daſtand unter der Eiche Wipfel
Bei hellem Himmel alleine,
Sah ich faſt die Stadt nicht im Sonnenſcheine.

Der Sängergreis.

Was tönet auf dem Friedhof in ſtiller Mitternacht?
Iſt einer von den Todten aus ſeinem Schlaf erwacht?
Bald klingt es ſtärker ſchwellend, bald ſtirbt es leis dahin,
Als käm's aus bangem Herzen, aus tiefbewegtem Sinn.

Sind's Geiſter, die dort ſchweben in fahlen Mondenſchein?
Sind's Elfen, die ſich tummeln? Doch Grab und Leichenſtein
Sind nicht der Elfen Wohnung. — So iſt's der Winde Spiel,
Die welke Blätter pflücken am nahen Jahresziel?

Ach nein! Es iſt ein Harfner, ein lebensmüder Greis
Mit eingefallnen Wangen und Locken ſilberweiß;
Noch glühen ihm die Augen wie heller Blitze Gluth,
Färbt auch ſein bleiches Antlitz nicht mehr ein Tropfen Blut.

Der ſitzt auf einem Hügel, die Harf' in matter Hand,
Und hat ſie ſchwarz umwunden mit einem Todtenband,
Da weint er heiße Thränen und ſingt ein traurig Lied,
Und ach! zum Weiterſingen ihm oft die Kraft entflieht.

Bald woget ſeine Stimme zum ſtürmenden Akkord,
Bald ſtirbt den Saiten plötzlich der Klang, dem Mund das Wort;
Da ſitzt er händeringend in ſtummer Schmerzen Drang,
Und wechſelnd knüpft er wieder den abgeriß'nen Sang.

„Die dumpfen Jahre rinnen, ich bin noch immer hier,
Noch immer hat mein Sehnen mich nicht vereint mit ihr,
Der Lenz, der Sommer kommen, der Herbst und Winter nach,
Nur du willst nicht erscheinen, ersehnter Todestag!

Du wehst, o Sturm, die Blätter all von den Bäumen ab,
Nur mich willst du nicht wehen, mich alten Mann in's Grab!
Muß dich an jedem Abend, o Sonne, sinken sehn,
Und seufze nur vergebens: ach, dürft' ich mit dir gehn!

Schon längst sind alle Freunde gegangen mir voraus,
Und ach, mein Liebstes ruhet hier in dem engen Haus;
Ach, Rosa, holde Blume, die mir der Tod gepflückt,
Ewiggeliebte, bist du auf ewig mir entrückt?

Dein Leben war mein Leben, dein Tod, er war mein Tod,
Du warst mir Sonne, Frühling, und Stern und Morgenroth;
Den Nektar der Begeistrung goß mir dein Kuß in's Herz,
Jetzt ächzt mein Lied so bange wie dumpfer Glocken Erz.

Durch alle Lande schweift' ich, zog fernhin über's Meer,
Nach Trost und Ruhe suchend; doch blieb das Herz mir schwer;
Und war das Glück der Muse, das irdische, nicht hold,
So fehlte mir das schönste Gold nie, der Saiten Gold.

Oft lockt' ich armen Hörern die Thränen in den Blick,
Oft wiesen kalte grausam verhöhnend mich zurück;
Da floh ich melancholisch in tiefe Einsamkeit,
Dort griff ich in die Harfe und Lust ward aus dem Leid.

O Harfe, ſüße Harfe, wohnt Roſa's Geiſt in dir
Und ſpricht aus deinen Klagen ſo ſeelenvoll zu mir?
Tret' ich ihr bald entgegen mit Wiederſehens Kuß?
Wie lang' iſt es, wie lange, daß ich noch leben muß?"

Und einſt, wie er ſo ſinget bis in die tiefe Nacht,
Da weht's in tauſend Stimmen um ihn: „Es iſt vollbracht!"
Da fühlt er ſich ſo müde, da ſchläft er träumend ein,
Und aus den Saiten locken die Lüfte Melodein.

Er träumt, wie er noch ſinge; da ſingt im Wechſelſchritt —
O Wunder! ſingt die Stimme nicht ſeiner Roſa mit?
Sie giebt auf ſeine Fragen zurück ihm Echoklang,
Und immer ſüßer, leiſer ertönet der Geſang.

Und bald träumt ihm noch ſchöner; es wird dem alten Mann,
Als ſchwebte Roſa nieder, und trüg' ihn himmelan;
Der Harfe Klingen tönte die ganze Nacht noch fort,
Doch todt lag an dem Morgen der greiſe Sänger dort.

Der Tanz.

Wohl kenn' ich ſie — auch dieſes Taumels Leere,
Die oft als flücht'ges Mittel Unmuth heilt,
Doch oft auch nur verdoppelt ſeine Schwere,
Gleich Opium, deß Rauſch vorübereilt

Und größre Dumpfheit nach ſich läßt — die Heere
Der Freudengeiſter fliehn — die Schwermuth weilt
Im Buſen wieder, in die frohen Blicke
Tritt die verſcheuchte Thräne bald zurücke.

Oft ſah ich tiefgerührt den heitern Paaren
Im Winkel zu, die in des Wechſels Flug
Ein Bild von der Vergänglichkeit mir waren,
Das zu dem Ew'gen auf die Seele trug;
Oft auch geſellt' ich mich den frohen Paaren,
Und theilte den berauſchenden Betrug
Des Halbgefühls, ein Weſen zu umwinden,
Für das wir kaum im Augenblick empfinden.

O ſagt, iſt nicht der Tanz ein Bild der Ehen?
Dem Paar, das ſich vereint, ſoll Keiner nahen
Für eine Zeit — es ſoll zuſammen gehen,
Und theilen jeden Schritt auf ſeiner Bahn;
Es darf ſich lieben und umſchlungen ſtehen
Und iſt gefeſſelt an einander an;
's iſt ein Verſuch, wie Zwei zuſammen leben,
Die oft die Hand ſich auch für ewig geben.

Göthes Verklärung.

Motto: Wie er ſo heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken ſchwebt!
Göthe.

Wer ſitzet hoch über den Sternen,
Die Lyra in der Hand,

Das Auge mit Sonnenlächeln
Zur Erde niedergewandt?

Wer greift in die goldenen Saiten
Auf glühender Wolken Thron,
Und haucht in den ſterbenden Abend
Den ſüßen, ſterbenden Ton?

Es ſinkt die ſcheidende Sonne,
In Schatten zerſchmilzt das Licht,
Die ganze Natur iſt Wonne,
Iſt Farbe, Klang und Gedicht!

Die Berge leuchten und winken,
Der Mond ſchaut liebend herab,
Und weiße Schwäne verſinken
Melodiſch in's feuchte Grab.

Es lag ein Geiſt der Schwermuth
Dumpf über die Flur daher,
Und Wald und Hügel und Flüſſe
Wehklagten: „Er iſt nicht mehr!“

Da wogt der Glanz hernieder,
Die Himmelslyra erſchallt;
Sie hören die alten Lieder
Und ſehen die Wolkengeſtalt!

Und nach dem Klange der Saiten
Die ganze Natur ſich regt,
Des Weltalls ewige Tiefen
Sind alle von Grund bewegt.

Sie fühlen ſich aufgeſchwungen
Nach blauer Meere Schoos
Zum Geiſte, der ſie durchdrungen
Von der Ceder bis zum Moos.

Es flüſtern die Erlen am Bache,
Es lispeln die Buchen im Hain,
Es ſtreben die Felſen und Eichen
Zu ihm in die Wolken hinein.

Es rauſchen die ewigen Flüſſe,
Es ſäuſeln die Blumen empor,
Es ſingen ſich Welten entgegen:
„Er iſt unſterblich!“ im Chor.

Als Himmelsphilomele
Singt er nun Melodei'n
Von einem ewigen Frühling
In den irdiſchen Frühling herein!

Und ſo lange Sehnſucht und Liebe
Und Sonnen und Sterne glühn,
Und Nachtigallen ſchlagen,
Und Veilchen und Roſen blühn;

So lange Lenze grünen,
Und ſo lang ein Menſchenherz
Hinſtirbt in ſüßem Entzücken,
Hinſtirbt in ſeligem Schmerz;

So lange wird er leben
Da droben am Himmelszelt,

Und unten wiederklingen
Im Buſen einer Welt.

Ruf in die Ferne.

Fernes Waldhorn, ach, dein Klang
Macht die Seele mir ſo bang,
Und vor namenloſem Schmerz
Brechen will mir ſchier das Herz.

Rufſt mich, ach, wohin, wohin?
Fragt der weichgeſchmolzne Sinn,
Fragt die Thräne, fragt der Traum,
Der mich zieht in fernen Raum.

Sei's nach Süden, ſei's nach Nord,
Alles, Alles ruft mich fort;
Was das Waldhorn zu mir ſprach,
Tönen tauſend Stimmen nach.

Das Bexirdorf.

Wohl hundertmal ging ich ſchon eine Bahn,
Dort lächelte freundlich ein Dorf mich an;
Ich dachte: wie nett muß es drinnen ſein!
Und immer kam ich doch nicht hinein.

Oft, wenn's mich mit eignem Zauber gelockt,
Da eilt' ich, doch bald darauf hab' ich geſtockt;
Unſchlüſſig blickt' ich um mich herum,
Und endlich kehrt' ich doch wieder um.

Doch einmal zog ſeine Kirche mich an,
Schon ſah ich ſie näher und näher mir nahn;
Doch plötzlich dacht' ich: „es iſt doch zu weit,
Es iſt beſſer, du kommſt nach Hauſe beizeit!“

Ein andermal dacht' ich bei mir allein:
„Dort muß wohl ein treffliches Wirthshaus auch ſein!“
Da kam mir ein böſer Hund in die Quer,
Und ſein Knurren bewog mich zur Wiederkehr.

Ein andermal ging ich noch weiter hinaus,
Und ſtand ſchon beinah vor dem vorderſten Haus,
Doch trotz dem nur kleinen noch übrigen Stück,
Ergriff's mich wie Angſt, und ich kehrte zurück.

Kurz: immer, ſo oft ich dorthin bin ſpaziert,
Hat ſtets mich derſelbe **casus** vexirt;
Ich weiß nicht, was an dem Dorfe mag ſein:
Ich komme nun einmal **partout** nicht hinein!

Stadien des Lebens.

Als ich hinaustrat in das Leben,
Ein Knabe noch mit offner Bruſt,
Und mir der Ahnung ſüß Erbeben
Nur malte eine Welt voll Luſt
Und Sang und Klang und Roſenſchein:
Da ſtellte ſich die Hoffnung ein.

Als in des Jünglings Flammenſeele
Der Drang nach Lieb' und Freundſchaft quoll,

Als ſie nicht wußte, was ihr fehle,
So leer ſich fühlend und ſo voll,
Und heiße Thränen floſſen drein:
Da ſtellte ſich die Sehnſucht ein.

Als auf den Mann das Schickſal ſtürmte,
Das, mordend ihm ſein Ideal,
Ihm Berg auf Berg entgegenthürmte,
Und ihm des Herzens Ruhe ſtahl,
Wo's galt, an Geiſte ſtark zu ſein:
Da ſtellten Muth und Kraft ſich ein.

Als ausgeraſ't die Ungewitter
Und durchgekämpft ſo manche Schlacht,
Und auf den Speer geſtützt der Ritter
Matt und verwundet nachgedacht,
Wie ſeines Kampfes Frucht ſo klein:
Da ſtellte ſich die Schwermuth ein.

Und jetzt, wo Hoffnung iſt enteilet,
Wo matt nur noch die Sehnſucht glimmt,
Wo Muth die Schwermuth nicht mehr heilet,
Und Alles, Alles Abſchied nimmt,
Da ruf' ich endlich, ſatt der Pein:
„Ach, ſtellte doch der Tod ſich ein!"

Rettung.

Ich wandelte durch ein grünes Meer,
Und ſchwamm in Phantaſie'n umher,
Und alle Bäume rauſchten mir
Von ihr! Von ihr!

Da hört' ich eine Melodie
Voll sel'ger Himmelsharmonie:
„Wir wollen ewig unser sein!
Du mein! Ich dein!"

Es leuchtete mir nah und fern
Ein einz'ger großer Liebesstern,
Und dieser Stern mit goldnem Schein
War mein! War mein!

Die Nachtigall, die Lerche sang,
Und höher stieg der Sehnsucht Drang;
„Ob ich sie finde?" seufzt' ich leis,
„Wer weiß? Wer weiß?"

Ich lauschte, doch ich fand sie nicht,
Sah Rosen wohl und Vergißmeinnicht,
Doch die schönste Rose bot am Fluß
Mir keinen Gruß.

Schon schwamm ich in dem grünen Meer
In Schwermuthsfluth ertränkt umher;
Doch als ich sank, da riß an's Land
Mich ihre Hand.

Gruß in die Ferne.

Von seelenvollen Melodieen,
Von manchem schönen Blüthenthal,
Um das sich grüne Berge ziehen,
Von Lenzgesang und Sternenstrahl,

Von dunkler Augen lichten Flammen,
Von mancher süßen Rose Pracht
Wob jüngst sich mir ein Traum zusammen,
Deß Zauber ewig mich umlacht.

Es öffnete mir manche Wunde
Ein stiller, namenloser Schmerz,
Doch grüßte mich auch manche Stunde,
Die Himmel mir geträuft in's Herz;
Ich lächelte durch heiße Thränen,
Vereinigt war mir Freud und Leid,
Und selbst das unerfüllte Sehnen
Durchströmte mich mit Seligkeit.

Wie viel ist durch die Brust gezogen!
Im Busen, welcher weite Raum
Für der Gefühle Meereswogen,
Für der Gedanken bunten Traum!
Wie manche freundliche Gestalten
Hat schon der Blick an's Herz gedrückt!
Wie Manches hat ihn festgehalten!
Wie Manches ist ihm längst entrückt!

Und jener göttlichste der Triebe
Facht ewig neues Sehnen an,
Ein süßer Rosenduft der Liebe
Durchhaucht die ganze Lebensbahn;
Oft geht in flüchtigen Minuten
Die Gottheit still an uns vorbei,
Und ob die Jahre rauschend fluthen,
Ein jedes hat doch seinen Mai.

O traute Freunde, nah und ferne,
Euch allen Händedruck und Gruß!
O all ihr holden Liebessterne,
Nehmt hin mein Herz in einem Kuß!
Was nie die Lippe konnte sagen,
Was euch mein Wort nur kalt genannt,
Mag euch der Kuß entgegentragen
Mit glühend heißem Herzensbrand!

Und seelenvolle Melodieen,
Und Lenzgesang und Sternenstrahl,
Und Tage, die wie Rosen blühen,
Das wünscht mein Herz euch allzumal!
Aus holden Augen Liebesmeere,
Die schönste Frucht vom Lebensbaum,
Und einen Geist, dem sich verkläre
Die Wirklichkeit zum Himmelstraum!

Die Wiese.

Ich weiß euch eine Wiese, schön wie keine,
Es rinnt an ihr ein stiller Silberfluß;
Hier Berg und Thal, dort schattenkühle Haine,
Romantisch bietet dort ein Dörfchen Gruß;
Von welchem Zauber bin ich doch besessen?
Ich kann die schöne Wiese nicht vergessen.

Und auf der Wiese webt ein süßer Schimmer,
Da wachsen holde Blumen hundertfalt,
Doch Eine strahlt hervor in Götterflimmer,
In Alles überleuchtender Gestalt;

Ihr Schönheitsglanz, ihr Reiz iſt unermeſſen,
Ich kann die Wunderblume nicht vergeſſen.

Und auf der Wieſe ſchimmern holde Sterne,
Wenn ſie die Nacht mit Himmelsduft umwebt;
Doch einen Stern ſeh' ich vor allen gerne,
In dem der Himmel mir entgegenſchwebt;
Wer ſehnt ſich nicht, den Stern an ſich zu preſſen?
Den Stern, den Stern — ich kann ihn nicht vergeſſen!

Und auf der Wieſe blühen ſel'ge Stunden,
Da ſchlägt dem Glücklichen die Uhr zu ſchnell;
Auch mir iſt dort ein Tag — ein Tag verſchwunden,
Der leuchtet mir auf ewig ſonnenhell;
Nur ach, zu kurz — zu kurz war er gemeſſen;
Den Tag — den Tag — ich kann ihn nicht vergeſſen.

Ja, was die Wieſe ſchmückt — all ihre Wonne
Umgaukelt ſüß mich im Erinnrungstraum;
Doch über Alles ſtrahlt gleich einer Sonne
Ihr Schönſtes in des Herzens ſtillem Raum;
Es klang Muſik — ich durft' es an mich preſſen:
Das und die Wieſe werd' ich nie vergeſſen.

Die Piloten.

Den ächten Piloten
Im Vaterland
Sei Gruß geboten
Und Druck der Hand!

Den falſchen Piloten
Im deutſchen Reich
Sei Hohn geboten
Verräthern gleich!

Die ächten Piloten
Soll das Gedicht
Ummorgenrothen
Mit Glanz und Licht!

Den falſchen Piloten
Mit ihrem Schiff
Sei Tod geboten
Am Felſenriff!

Die ächten Piloten
Sie kennen wohl
Des Patrioten
Hochheil'gen Pol.

Der falſchen Piloten
Treuloſes Heer
Im Meer, im todten,
Treibt ſich's umher.

Ihr ächten Piloten,
Euch folgen wir gern
Mit Schiffen und Booten
Zur goldenen Fern'.

Ihr falſchen Piloten,
Fluch euerm Stamm!

Mag er verkothen
In Sumpf und Schlamm!

Die Heimath.

Eine ſchöne Heimath droben
Iſt uns allen aufbehalten,
Und aus dunkelſchwarzen Wolken
Leuchten himmliſche Geſtalten.

Edles, Schönes, Großes wollen,
Mag es für Verbrechen gelten;
Gute wiſſen, was ſie ſollen,
Und ſie ſä'n für künft'ge Welten.

Bannet aus der Welt das Schöne,
Bannet aus der Welt die Wahrheit,
Bannet aus der Welt die Tugend,
Droben leuchten ſie in Klarheit!

O du wunderſchöne Heimath,
Nahe winkſt du dem Verbannten;
Nimm ihn auf aus dem Exile,
Wo die Menſchen ihn verkannten!

Contraſt.

Oft an hellen Sonnentagen
War mein Himmel trüb' und dunkel,
Und in hellen Sommernächten
Leuchtete kein Sterngefunkel.

Oft an düſtern Wintertagen
Schien gar freundlich mir die Sonne,
Und in kalter Januarnacht
Ward ich warm von Seelenwonne.

An das Saalthal.

Sei mir gegrüßt in deinem Zauberglanze,
O holdes Thal, das mich ſo oft entzückt!
Sei mir gegrüßt mit deiner Berge Kranze
Und mit dem Fluß, der deine Auen ſchmückt!
Sei mir gegrüßt mit deinen Blüthenbäumen,
Mit deiner Pappeln, deiner Weiden Grün,
Sei mir gegrüßt mit allen deinen Räumen
Und allen Blumen, welche dich durchblühn!

Wie oft ſchon wallt' ich ſelig auf und nieder
In deinem weiten Wonneparadies!
Wie oft erwachte da der Geiſt der Lieder,
Der im Gewühl der Menſchen mich verließ!
Wie viele reine, ſel'ge Weiheſtunden
Hab' ich auf deinen Fluren ſchon verlebt!
Was hab' ich nicht ſchon Alles hier empfunden,
Geträumt, gedacht, gebrütet und geſtrebt!

Schön warſt du in dem jungen Morgenſchimmer,
Wenn über Wald und Berg die Sonn ſtieg,
Schön warſt du in der Abendröthe Flimmer,
Wenn rings die Welt in Träume ſinkend ſchwieg;

Schön warst du an dem sanften Nachmittage,
Schön warst du in der mondenhellen Nacht,
Schön in dem Lenz bei Nachtigallenschlage,
Schön in des [illegible]hen Herbstes milder Pracht.

Wenn ich in deine sel'gen Räume trete,
Da sinken alle Lasten von der Brust,
Ich athme auf, ich seufze, juble, bete
Und weine, doch nur Thränen süßer Lust;
Mein ganzes Wesen fühl' ich neugeboren,
Die Himmel öffnen mir ihr goldnes Thor,
Und alle Schwingen, die der Geist verloren,
Sie wachsen neu und flügeln mich empor.

Bald fesselt mich der Strom mit seinen Wogen,
Der unaufhaltsam eilt zum Ocean,
Bald fühl' ich mich zum Saatfeld hingezogen,
Bald lockt mich eine stille Schattenbahn,
Bald schau' ich nach den fernen Bergesgipfeln,
Bald nach den blanken Weilern rings umher,
Bald nach der Berge grün- und goldnen Wipfeln,
Bald auf der Wiesenfluren Farbenmeer.

Bald tret' ich in den Hain mit süßem Schauer,
Und lausche dem Gesang der Nachtigall,
Bald weil' ich an der Thür der Gartenmauer,
Und sehe dort die schönen Blumen all,
Bald blick' ich aufwärts zu der Wanderwolke,
Ob der der Adler ausgebreitet schwebt,
Bald schau' ich nieder nach dem kleinen Volke,
Das summend, schwirrend mir zu Füßen webt.

Bald ſinn' ich über Schickſal, Welt und Zeiten,
Bald ſpinnt ein ſüßer Liebestraum mich ein,
Bald trägt mein Flug mich in Vergangenheiten,
Bald red' ich tiefbewegt mit Gott allein,
Bald denk' ich an die frühſten Kinderjahre,
Bald tret' ich in dem Geiſt an's nahe Grab;
So wogt mir von der Wiege bis zur Bahre
Das ganze Menſchenleben auf und ab.

Und bin ich denn gewallt ſo tiefverſunken,
So fühl' ich mich von reinſter Luſt erquickt,
In ſtiller Luſt erglühn die Gottesfunken,
Die oft das Marktgetös der Welt erſtickt;
Dann bleibt ein Himmel mir in tiefſter Seele,
Den mir kein Erdenſchmerz vernichten mag,
Und leiſe ſingt die inn're Philomele
Das Lied der Wonne faſt den ganzen Tag.

Zum Pfingſtfeſte.

1856.

Vom ew'gen Schöpfungshauche neu geboren,
Prangt nun in vollem Glanze die Natur,
Die Lerche ſingt im blauen Raum verloren,
Und holdes Grün bekleidet Wald und Flur,
Die Nachtigall ſtrömt ihre Zauberlieder
Dahin in langgezognen Melodien,
Die ſchönen Blumen blühen alle wieder,
Und alle düſtern Trauerbilder fliehn.

Ein Meer des Lichtes hat sich ausgegossen,
Das strahlend wogt in blendend heller Luft,
Es keimt und sproßt, was keimen kann und sprossen,
Und Alles rings ist Farbe, Klang und Duft;
Und angehaucht von wunderbarem Wehen,
Deß Odem ihm um Brust und Wange kreist,
Bleibt der ergriffne Mensch voll Andacht stehen,
Und fühlt in sich den nahen Gottesgeist.

Vom Geist erfüllt um ihn sind alle Räume,
Vom Geist erfüllt sind Berg und Flur und Thal,
Ihn pred'gen alle Büsche, alle Bäume,
Ihn pred'gen Sonnenglanz und Sternenstrahl,
Er spricht aus all den tausendfachen Klängen,
Die jubelnd aus der weiten Schöpfung Reich
Sich nach der selgen Brust des Menschen drängen,
Und macht den Staubgebornen Engeln gleich.

Ja, daß der Mensch den Geist in sich bewahre,
Dringt ihm der Geist bis in der Seele Grund
An diesem schönsten Fest im ganzen Jahre,
Und tritt unmittelbar mit ihm in Bund,
Er läutert ihn mit seinen heilgen Flammen,
Daß er Apostelgleich sich aufwärts rafft,
Er schmilzt mit ihm in eine Gluth zusammen
Und giebt ihm neue Flügel, neue Kraft.

O Fest des Geistes, sei uns denn willkommen,
Und lenke unsern Blick zu Gott empor!
Laß deine Mahnung unsern Seelen frommen,
Und stärke Alles, was die Kraft verlor!

Durchſtröme jeden Nerv und jede Ader,
Erfüll' uns durch und durch, daß wir, nie kühl
Im Streben, jeder Läſſigkeit im Hader,
Erglühen ſtets von höherem Gefühl!

Begeiſtrung du, du biſt es, die ich meine,
Des Himmels Tochter, die ſo Vielen fehlt,
Die das Alltägliche nur und Gemeine,
Ach, und kein Sinn für Göttliches beſeelt!
Todt iſt Dein Thun und todt ſind die Geſchäfte,
Wenn nicht Dein Werk aus innerm Drang entſpringt,
Wenn bei gewohnter Uebung Deiner Kräfte
Nicht der Begeiſtrung Saite miterklingt.

Seht, jener Geiſt, der einſt in uns erglühte,
Der Geiſt des Friedens und der Freudigkeit,
Der Geiſt der Liebe, Sanftmuth und der Güte,
Der Geiſt der Ordnung und Genügſamkeit,
Ach, dieſer gute Geiſt er iſt entſchwunden,
Er fehlt dem unzufriedenen Geſchlecht,
Nur trachtend ſich und Andre zu verwunden,
Und tückiſch hadernd um ein irdiſch Recht.

Da ſandte Gott ein Strafgericht von oben,
Er ſandte Krankheit, Hunger, Krieg und Streit
Und andre Uebel, die ihr Haupt erhoben,
Mit einem Wort er ſandte — dieſe Zeit;
Doch wird er gern die Leidenden erquicken
Und ſie befrein aus aller Angſt und Noth,
Wenn wir nur unverwandt nach oben blicken,
Von wannen kommt der Hülfe Morgenroth.

Ihr glaubt nicht — ach, ich seh es, nur zu Viele
Sie glauben Gott kaum, weniger den Sohn,
Am wenigsten den Geist, der führt zum Ziele
Den Wankenden, wenn ihm der Muth entflohn;
Ich bin ein schwach, ein arm-gebrechlich Wesen
Dieß seid Ihr alle, wie Ihr immer heißt,
Und ist einmal mein Lied von Kraft gewesen,
Dank' ich die Kraft allein dem heilgen Geist.

Welch Blüthenmeer umher an allen Bäumen!
Welch Leben, welche Wonne, welche Lust
Rings in der ganzen Schöpfung weiten Räumen!
O öffne diesem Schauspiel Deine Brust!
Den guten Geist — faſſ' ihn in Deine Arme!
Er ist kein greiflos, leeres Traumbild nur,
Erhebe Dich vom Schlaf, erwach', erwarme,
Steh neugeboren auf mit der Natur!

Hier steh' ich an des Waldes grünem Tempel,
Um mich das paradiesische Gefild,
Wo Alles trägt der Gottheit heilgen Stempel
Und sichtbar mir entgegentritt sein Bild;
Ach, möchte mit der Blüthe dieser Saaten
Erblühen auch des Guten edle Saat,
Dann wär' das Heil des Landes wohl berathen,
Und hoch in Glorie prangten Kirch' und Staat!

Laßt Alle uns nach diesem Ziele ringen
Von Ort zu Orte und von Haus zu Haus!
Der gute Geist mag jede Brust durchdringen
Und leite Eure Schritte ein und aus!

Das walte Gott! — Laßt hell ihn denn ertönen
Den Sang: „O heilger Geiſt, kehr' bei uns ein!"
Und ſeinen Inhalt mag die That bekrönen!
Dann wird das Pfingſtfeſt uns geſegnet ſein.

Sonne und Liebe.

Gleichwie der Frühlingsſonnenſtrahl
Im lichten Mai herniederfällt,
Fiel deiner Schönheit Zauberſtrahl
In meines Buſens dunkle Welt.

Seit ich zum erſten Mal dich ſah,
Seh' ich nur dich, nichts weiter mehr,
So wie, wer in die Sonne ſah,
Nur lauter Sonnen ſieht umher.

Der deutſche Kaiſer.

1 8 4 9.

Von der ſtolzen Berge Gipfeln,
Aus uralter Eichen Wipfeln
Tönt ein Ruf, ein ſehnſuchtsheißer:
„Deutſcher Kaiſer! deutſcher Kaiſer!"

Du ſelbſt Berg einſt und ſelbſt Eiche,
Hort und Burg dem deutſchen Reiche,
Der du einer Welt geboten,
Auf! Erſtehe von den Todten!

In der deutschen Dome Hallen,
Wo der Vorwelt Geister wallen,
Tönt es lauter bald, bald leiser:
„Deutscher Kaiser! deutscher Kaiser!“

Aus dem Abgrund deutscher Herzen,
Ach, aus dieser Welt voll Schmerzen,
Tönt der Ruf noch sehnsuchtsheißer:
„Deutscher Kaiser! deutscher Kaiser!“

Der die Nation umspannte,
Den sie Herr und Vater nannte,
Mark und Leben seiner Glieder,
Kehre wieder! Kehre wieder!

Aus dem Haupt, aus Aachen, tönt es,
Aus dem Herz, aus Frankfurt, stöhnt es,
Und es ruft aus dem Kyffhäuser:
„Deutscher Kaiser! deutscher Kaiser!“

Ach, bei in- und äußerm Sturme
Fehlt es uns an einem Thurme!
Alles rief schon längst sich heiser,
Und es kam kein deutscher Kaiser!

Wie die Welt vor Deutschland bebte,
Als ihm noch sein Kaiser lebte!
Und nun sind wir schwanke Reiser! —
„Deutscher Kaiser! deutscher Kaiser!“

Wann doch schlägt die frohe Stunde,
Wo es klingt von Mund zu Munde:

Nicht mehr fehlt der Uhr der Weiſer!
Er iſt da, der deutſche Kaiſer!

Doch der Tag iſt nicht mehr ferne,
Wo aus einem neuen Kerne
Wird ein neuer Baum erſtehen,
Majeſtätiſch anzuſehen!

Horch! die Eichen und die Dome
Und die Herzen all im Strome
Flüſtern ſchon, bald laut, bald leiſer:
„Sei willkommen, deutſcher Kaiſer!“

Auf eine ſchöne Gegend.

Welch holdes Thal! Rings Gärten und Flur
Und Wieſen und waldige Höh'n!
Hier jauchzt die Seele: „Natur! Natur!
Wie biſt du ſo himmliſch ſchön!“

An jenem Wald, an jenem Fluß
Bin ich gewandelt noch nie;
Dort möcht' ich hinſterben im Genuß
Süß-ſchwärmender Melancholie!

Das Dörflein da drüben, noch unbekannt,
Wie es heimlich lockt und winkt!
Und weiter der blauen Berge Rand
Wie er lachend entgegen mir blinkt!

Und dort die Ruine im grünen Meer,
Wie dahin mein Geiſt ſich verliert! —
Ach, zög' ich mit meinem Gram hierher,
Die Gegend wär' bald ruinirt!

Schiller auf Körner's Weinberg.

Ein Reiſender kam in den Sommertagen
In Dresdens holde Paradieſesflur;
Er unterließ es nicht, nach Körners Weinberg anzufragen
Beim Fiſcher, der ihn auf der Elbe fuhr;
Dann frug er weiter: „Könnt Ihr mir auch ſagen
Von Schiller, der mir in dem Geiſt wird wach?" —
„„Von Schiller? Nein, da weiß ich nichts zu ſagen;
O Herr, was war denn eigentlich ſein Fach?"" —
„Je nun, er war ein großer deutſcher Dichter
Und Schriftgelehrter, Freund, deß heller Schein
Weit überſtrahlte alle andern Lichter." —
„„Schriftſteller?"" — fiel der Fiſcher wieder ein;
„„Ja, jetzt beſinn ich mich: es hat ein Schreiber
Einmal gewohnt in dieſem Weinbergshaus,
Der war ein rechter Narrenspoſſentreiber;
Er lief wie toll oft in das Feld hinaus;
Am Tag macht' er die Läden zu; bei Blitzen
Und Donnern fuhr er gern auf meinem Kahn;
Nachts konnt' er oft nicht liegen und nicht ſitzen,
Und hob im Hauſe laut zu ſchreien an.

Wenn Ihr den meint, der gilt mir keine Birne;
Es fehlt ihm"" — ſprach der Fiſcher mit ſatiriſchem Ton,
Und deutete dabei auf ſeine Stirne,
Hier! — Sie verſtehn mich ſchon!"" —

Moderne Reime.

Dieſe verzwickten Reime,
Die ihr braucht als Versleime,
Nach denen in dieſen Tagen
Ihr pflegt zu jagen,
Und die bei den neueſten Dichtergilden
Faſt etwas Charakteriſtiſches bilden,
Sind vor dem Richterſtuhl der Camöne
Nicht das wahre Schöne.
Es iſt keine Kunſt, ſo zu ſchreiben,
Und's noch ärger als Rückert und Freiligrath zu treiben;
Davon geb' ich euch ein Pröbchen,
Für das ich verlange kein Löbchen.

„Da auf der großen Weltflur
Nur ſpärlich eine Geldſpur
Sich mir zeigt, und kein Manna
Vom Himmel fällt, daß man ſingen könnt: Hoſiannah!
Hieß es ſchon für mich in Leipzig:
„„Schreib! Schreib!"" — Jedoch, es ſchreibt ſich
Nicht wohl in Wüſten der Scythen
Von Bachus und Aphroditen,

Und literariſche Hermaphroditen —
Ich meine Bücher, von Stubenluft ranzig,
Lieſt die Welt nicht gern von Paris bis Danzig.

Man bedarf alſo der Zerſtreuung
Zu des Geiſtesſchwungs Erneuung,
Sonſt ſteht man in dürrer Umheuung
Da, gleich dem Thier, dem langohr'gen,
Und es gleicht jede Pagina der vor'gen.
Die auf Abenteuer Ausgehung
Dient zu der Phantaſie Erhöhung;
Drum mach' ich manchen Spaziergang,
Um Stoff für den Mal- und Radierdrang
Zu finden. So that ich's auch diesmal,
Wo ich zu 'nem Bild mir den Riß ſtahl,
Auf das die Kunſtſonne wirft manchen Mißſtrahl.

Ich ging mit meinem eichenen Knotenſtock,
Bekleidet mit ſchwarzem Todtenrock,
Ueber ſonnige Anlagen,
Wo man hielt ein Hahnſchlagen,
Und kam an einen Raſenplatz,
Wo ein Käfer mir flog an den Hoſenlatz;
Doch gleich ſchwang ſich der verweg'ne Wurmkopf
Empor zum himmelnahen Thurmknopf.
Da trat mir entgegen als hungrige Feldmaus
Ein Räuber, und ſchrie: „Das Geld 'raus!"
Doch durch der Fleiſcher Umherſtreifung
Ward er genöthigt zur Fluchtergreifung.

An eines Sees Rondel
Traf ich Geſellſchaft auf einer Gondel.
Als wir vorbeifuhren am Schwanhäuschen,
Kroch nach meinem Stiefel mir ein Kahnmäuschen
Aus dem Winkel, wo lag des Fiſchers rothe Weſte,
Wo es benagt eines Schweines todte Reſte.
Das Mäuslein ward verzehrt von einem Kätzlein,
Das mit uns fuhr, nach einem kurzen Hätzlein.
Auf einer Inſel des Sees fand ein Feuer Platz;
Bei dem Anblick der Flamme rief ich aus: „O unge=
treuer Schatz!“
Der rothe Wiederſchein vergoldete das Baumgut,
Und ich verſank in eine ſüße Traumglut.
Da kam ein armer Invalide,
Für den als der Krieg faſt ſchlimmer war der
Friede,
Der ſtand einſt bei manchem Feldſtück,
Und dieſem ſchenkt' ich ein Geldſtück.
Dafür beſorgt er mir ein lahmes Zwitterroß,
Auf dem ich nachher hinaufritt in das Ritterſchloß;
Es war ein wahres Pönitenzroß,
Mit dem ich klapperte nach dieſem kleinen Reſidenz=
ſchloß.
Als ich nun oben ſtand am Portale,
Da — wacht' ich auf mit einemmale;
Denn Alles war geweſen ein bloßer Feldtraum
In des Geiſtes innerem Weltraum,
Den ich geträumt hatte unter einem Feldbaum;
Und neben mir ſtand ein Hirtenzwerg,
Der wohl der kleinſte war in ganz Wirtemberg.

Die Monate.

Und es begann der Januar,
Da blieb es g'rade, wie es war;
Und Februar, sein Bruder, kam,
Der war wie Januar so lahm;
Es lachte mir der helle März,
Doch täuscht er nur mein hoffend Herz.
Es kam der windige April,
Auch der sprach wieder: „Halte still!“
Und es erschien der schöne Mai,
Doch ging er kalt an mir vorbei;
Und Juni, dem ich viel vertraut,
Hat mich nicht besser angeschaut.
Der Juli hat ein heißes Blut,
In seiner Gluth ging mir's nicht gut.
August, der mich zur Welt gebracht,
Hat seines Kindes schlecht gedacht.
September kam mit Obst und Wein,
Und sprach: „Für dich soll es nicht sein!“
Und der Oktober kam heran,
That, wie die Brüder all gethan;
November brachte Sturmgebraus,
Da dacht' ich: „Nun ist Alles aus!“
Dezember hat zu guter Letzt
Mir noch am ärgsten zugesetzt.
Und kommt ein neuer Januar,
So geht es wieder, wie es war.

An die letzte Rose.

Lustwandelnd in des Gartens heiterm Raum
Bei sommerabendlichem Westgekose,
Wo schon mit Früchten prangte Baum an Baum,
Sah ich an einem Strauch noch eine Rose.

Ihr Anblick drang mir in das tiefste Herz;
„Was thust du einsam noch zu diesen Stunden,"
So rief ich aus voll Rührung und voll Schmerz,
Hier, wo die Schwestern alle sind verschwunden?"

Wehmüthig Bild von schnell entrauschten Wonnen,
Du mahnst mich mächtig an des Schönen Flucht,
An manchen süßen Traum, der längst zerronnen,
An manche Blüthe ohne eine Frucht!

Du mahnst mich an die Jugend, die verblühte,
An manche Freude, die da rasch entflog,
Mahnst mich an manchen Stern, der längst verglühte,
An manche goldne Hoffnung, die mich trog!

Du mahnst mich an den letzten Liebeskuß,
An's letzte Glück auf diesem Erdenrunde,
Du mahnst mich an den letzten Abschiedsgruß,
An's letzte Lied und an die letzte Stunde!

Der nächtige Besuch.

Als eines Abends ich nach Hause kam,
An Körper wie an Seele ziemlich lahm,
Da klopft's. Ich dachte: wer doch mag es sein?
Und rief darauf mit hellem Ton: „Herein!"

Da kam der wohlbekannte Knochenmann,
Der trat mit Bückling und mit Gruß heran,
Und fragte mich: „„O Freund, bist du bereit?““
„Bereit zu Allem bin ich jederzeit —“
„„Sehr schön, da bin ich eben recht gekommen!““
„Zu Allem, nur — das Sterben ausgenommen!“
Setzt' ich hinzu. — „„Du könntest mit mir gehn,
Dann wär' es doch mit einemmal geschehn!““ —
„Du hast gut Reden,“ sagt' ich, lieber Tod;
„Verzög're, bitt' ich, noch dein streng' Gebot!
Ich möchte noch gar Manches dichten, schreiben!“ —
„„Ach, laß doch das in Gottes Namen bleiben!
Was soll ein längres Leben dir noch nützen?
Man wird doch deine Kunst nicht unterstützen,
Und stets wirst du des Peches Schooskind sein,
Das kann ich dir ganz sicher prophezeihn.
Drum dächt' ich, du besännest dich nicht lange““ —
„Still, still! mich lüstet nicht nach solchem Gange!
Genug, ich bitte, schnell Euch zu skisiren,
Und mich nicht weiter zu inkommodiren!“ —
Er sagte drauf: „„Leb' wohl, auf — Wiedersehn!““ —
Und ich war herzlich froh, ihn gehn zu sehn.
Doch kaum, kaum war er fort, da klopft es wieder,
Mir lief ein kleiner Schauer durch die Glieder,
Ich dachte abermals: „wer mag es sein?“
Und rief mit lauter Stimme dann: „Herein!“
Da trat ein schwarzer, pferdefüß'ger Mann
Mit Bückling und gar schlauem Blick herein;

Ich hegte gleich nicht den geringsten Zweifel,
Daß dieser Gast sei der leibhaft'ge Teufel.
Er sprach: „„Mein Wertheſter, ganz unverhohlen
Verkünd' ich Euch, ich komm, um Euch zu holen!““
„Wohin?“ frug ich. „Ich bin ja nicht beſtellt
Von irgend Jemand in der ganzen Welt,
Zu keiner Soirée, zu keinem Ball,
Noch irgend einem ſpezifiſchen Fall;
Auch bin ich nicht ein ſolcher Doktorsmann,
Den man bei Nacht noch rufen laſſen kann!“
Er lächelte und ſprach: „„Wie ſtellt Ihr doch
So dumm Euch und ſo ſperrig zu dem Joch!
Bei klarem Blick und ganz geſundem Sinn
Seht Ihr ja doch, daß ich der Teufel bin!
Ich hab' es längſt ſchon auf Euch abgeſehn,
Und bitte jetzt, gefälligſt mitzugehn!““
Ich ſagte: „Schönen Dank, Herr Urian,
Ich möchte nicht hinab, ich will hinan!“ —
„„Ach, ſolchen Unſinn lehren Euch die Pfaffen!““ —
„Geht, geht, ich habe nichts mit Euch zu ſchaffen!“ —
„„Doch ich mit Euch! Ihr werdet Euch beſinnen;
Mich freut es, munt're Geiſter zu gewinnen!““ —
„Ihr hofft, mit Schmeicheleien mich zu fangen,
Doch nach dem Himmel ſteht nur mein Verlangen!“ —
„„Du wirſt mein Hofpoët gleich in der Hölle!““ —
„Mich lüſtet nicht nach einer ſolchen Stelle!“ —
„„Und du bekommſt enorme Penſion!““ —
„Geh, ich verachte deinen Sündenlohn!
Ich habe ſtets an Gott nur mich gehalten,
Trotz allen deinen lockenden Geſtalten,

Und dieſes werd' ich auch in Zukunft thun;
Drum, Satan apage, und laß mich ruhn!" —
Er wollte ſich dazu noch nicht bequemen,
Und Platz ſogar auf einem Stuhle nehmen,
Doch als ich nun drei Kreuze vor ihm ſchlug,
Da hatt' er gleich mit einemmal genug;
Gleichwie ein Nebel floß er in die Lüfte,
Und hinterließ im Zimmer Schwefeldüfte.

Doch kaum, kaum war er fort, da klopft es wieder;
Ein Wohlgefühl durchdrang mir alle Glieder;
Ich dachte abermals: „wer mag es ſein?"
Und rief mit lauter Stimme dann: „Herein!"

Da trat ein Engelsbild zu mir heran,
So ſchön, wie nie es meine Augen ſahn,
Ein himmliſch Weib! Sie ſprach: „„Du wirſt mich kennen,
Ich brauche meinen Namen nicht zu nennen!
Ich komme jetzt zu dir in ſchwüler Stunde,
Um dir zu lindern manche ſchwere Wunde,
Die dir in dieſer Zeit betrübten Tagen
Die Hand des ſtrengen Schickſals hat geſchlagen.
Laß dich durch Nachtphantome nicht verwirren
Und den gebeugten Dichtergeiſt verirren!
Geh muthig fort auf deiner Dornenbahn,
Und ſchaue feſten Blickes himmelan!
Dringt Leid und Tod und Hölle auf dich ein,
Dann bin ich nah mit meinem Zauberſchein,
Und folgſt du mir, ſo wird es dir gelingen,
Aus Nacht zum ew'gen Licht emporzudringen!""

Sie hob die Hand wie ſegnend in die Höh',
Sah liebevoll mich an, und rief: „„Ade!““
Drauf ſchwand ſie wie ein Nebel in die Lüfte,
Und mich umfloſſen ſüße Roſendüfte.
Lang ſtand ich da, in Staunen tief verſunken,
Im Buſen glühten tauſend Gottesfunken,
Das ird'ſche und das überird'ſche Band
Umwob mir ein verwandtes holdes Band,
Es wogte rings um mich der Strom der Lieder,
Und ſelig ſank ich auf die Kniee nieder.
Und fragt ihr mich verwundert: „Wer und wie?“
Der letzte Gaſt, es war die Poëſie!

Mondes Lächeln.

Der Mond ſah lächelnd nieder
Als ich im ſtillen Thal
Geſchmückt mit Frühlingsblumen
Sie ſah zum erſtenmal.

Der Mond ſah lächelnd nieder,
Als ich beim Zauberlaut
Der Nachtigallenlieder
Sie nannte meine Braut.

Der Mond ſah lächelnd nieder,
Als ich im Herbſt voll Weh
Lag weinend an dem Grabe
Der eingeſargten Fee.

Die Himmelsgegenden und der Menſch.

N o r d.

Nach dem Norden dringt der Seemann, doch ſteuert er ungern
Dahin, wo die Natur ſowie das Leben erſtarrt.

O ſt.

Freudig wendet er ſich zu dem Oſt, wo der Erde die Sonne
Und wo dem Menſchen das Licht Glaubens und Wiſſens entſprang.

S ü d.

Nach dem Süden drängt's ihn; dort in dem Kampfe des Lebens
Sucht er die Linie auf, wo ihn die Weihe beglückt.

W e ſt.

In dem Weſten winkt ihm der friedliche Hafen des Lebens,
Wo er im Abendſtrahl ſtill das Errung'ne genießt.

Daß doch!

Daß doch nach den Stellen g'rade,
Wo man ungeſtört will ſein,
Alles lenken muß die Pfade,
Um zu lärmen und juchhein!

Daß es doch nach Sonnenſchimmer,
Wo man that noch keinen Schritt,
Muß gerade regnen immer,
Wenn man aus dem Hauſe tritt!

Daß doch in den Schäferſtunden,
Wo man Seel' und Küſſe tauſcht
Und ſich zärtlich hält umwunden,
Jedesmal ein Dritter lauſcht!

Daß doch in Concerten immer
Bei der Symphonie ringsum
Das Geplauder ſtets wird ſchlimmer
In dem lieben Publikum!

Daß doch in des Himmels Wonnen
Stets ein Schatten ragt herein,
Und wo Nachtigall begonnen,
Auch die Fröſche müſſen ſchrei'n!

Daß doch dieſe holden Züge
Tragen muß ein Herz von Stein!
Daß doch — daß der Donner ſchlüge
In die „Daß doch's" all hinein!

Der Fluß und der Wanderer.

Fluß.

Du armer Wand'rer, was weinſt du ſo ſehr?
Gehſt ſtundenlang ſchon an mir daher;
Und ob ich mich drehe noch ſo krumm,

Du windeſt dich immer mit mir herum;
Bleich iſt deine Wange, dein Auge naß,
Du ſtöhnſt und ſeufzeſt ohn' Unterlaß;
O ſage, was hat man dir gethan? —
Will ſehen, ob ich dich tröſten kann.

Wanderer.

Du kannſt mich nicht tröſten, lieber Fluß,
Mich tröſtet nur einer Einz'gen Kuß;
Doch ach, ſie wird mich nicht wieder küſſen,
Denn ein Andrer hat mir ihr Herz entriſſen.
Nun jagt mich der Schmerz von Ort zu Ort,
Und nirgends winkt mir ein Ruheport!

Fluß.

Wohl hab' ich für dich ein Troſteswort,
Wohl winkt dir, Guter, ein Ruheport;
Komm, trauter Freund, tritt näher heran,
Schau meine ſpiegelnden Wellen an!
Sieh, wie ſich der Himmel in ihnen malt
Und Wald und Gefilde wiederſtrahlt!

Wanderer.

„Mag dieſen Himmel nicht mehr erſchaun,
Verödet ſind mir der Hain, die Au'n,
Seit mir mein Himmel geſchwunden fort,
Seit mir mein Eden iſt verdorrt!
Mir blinkt nun keines Sternes Schein,
Nach Grabesruh verlangt mich allein!"

Fluß.

„So komm denn und ſtürze dich hier hinab,

Ich bette dich ſanft im feuchten Grab;
Im Sarge ſchläfſt du nicht halb ſo gut,
Als hier in meiner umſchmeichelnden Fluth.“

Da ſteht der Wand'rer und ſinnt noch einmal,
Schaut nach der Sonne Abendſtrahl,
Und ſagt mit zerriſſener Seel' Ade
Der Erde Freuden und ihrem Weh;
Und ſpringt hinunter.

„Du treues Herz!“
Kommt jammernd das Liebchen in tiefem Schmerz,
„Ach, höre mein Rufen, kehre wieder!“
Jedoch zu ſpät — ſchon ſank er nieder.

„Ach, warum trieb ich ſo grauſames Spiel
Mit ihm, deß Liebe mein einz'ges Ziel?
Der flammengleich für mich erglühte,
Für den ich flammengleich erglühte?
Einem Andern ſtellt' ich mich gewogen;
Wie hat mich das Schickſal nun betrogen!
Der Ungeliebte blieb mir zurück,
Den Geliebten findet nimmer mein Blick!“

Herbſtweh.

Im milden Herbſtesſonnenſchein
Betret' ich dich, o ſtiller Hain,
Wo ich gewallt an ihrer Hand,
Die mir in weite Ferne ſchwand.

Ein jeder Buſch, ein jeder Baum
Erzählt mir von dem holden Traum,
Den ich am Maientage hier
Im Frühlingsduft geträumt mit ihr.

Da wehte friſcher Lebenshauch,
Umſchmeichelnd Blume, Baum und Strauch,
Und zu der Liebe ſüßem Wort
Die Nachtigall ſang immerfort.

Jetzt weht ein kühler Sterbehauch
Das welke Laub von Baum und Strauch;
Verklungen iſt der Liebe Wort,
Und jede Nachtigall iſt fort.

Da weht mich auf der ſtillen Bahn
Die alte Rührung mächtig an;
Ich ſinn' und ſink' in mich hinein,
Und fühle mich ſo tief allein.

Ach, daß doch jedes Glück verſtäubt,
Und nur die Schwermuth übrig bleibt!
Ach, daß doch Jugend, Liebeskuß,
Daß Alles, Alles welken muß!

Der helle Frühlingsſonnenſchein
Wird wecken dich, o ſtiller Hain;
Doch ach, des Menſchen kurzer Mai
Kehrt nie zurück, iſt er vorbei!

Ach, die Welt, sie ist so kalt!

Ach, die Welt, sie ist so kalt!
All dein Lieben, all' dein Streben
Mordet dieses rauhe Leben,
Wo das Echo wiederhallt:
„Ach, die Welt, sie ist so kalt!"

Ach, die Welt, sie ist so kalt!
Die Erinnrung deiner Gaben
Hat der nächste Tag begraben,
Und das Jüngste ward ihr alt;
Ach, die Welt, sie ist so kalt!

Ach, die Welt, sie ist so kalt!
Ob du in der Wüste stehest,
Und in deinem Schmerz vergehest,
Der dich quälet tausendfalt;
Ach, die Welt, sie ist so kalt!

Ach, die Welt, sie ist so kalt!
Ob du untergehst in Fluthen,
Ob du dich verzehrst in Gluthen,
Da ist keine Trostgestalt;
Ach, die Welt, sie ist so kalt!

Ach, die Welt, sie ist so kalt!
Keine Seele wird's bekümmern,
Ob sie deinen Sarg dir zimmern,
Und dein letzter Seufzer schallt:
„Ach, die Welt, sie ist so kalt!"

Ach, die Welt, sie ist so kalt!
Doch aus kühlem Grabe blinket
Eine Welt, die freundlich winket,
Wo es nicht mehr wiederhallt:
„Ach, die Welt, sie ist so kalt!“

An Aurelie.

Stets bin ich Dein! — Vom ersten Augenblicke,
Wo Dich mein wonnetrunknes Auge sah,
Träumt ich von einem neuen schönen Glücke,
Und jeder Himmel war dem Dichter nah;
Mit rascheren, mit ungewohnten Schlägen
Schlug mir mein glühend Herz — mein ganzes Sein
Es strebte einer Einzigen entgegen,
Und Alles rief in mir: „Stets bin ich Dein!“

Stets bin ich Dein! — Ob auch der starre Winter
Mit Eis und Schnee die weiten Fluren deckt,
Ob neu erblühen Flora's holde Kinder,
Und Lenz die Welt zum Leben auferweckt;
Ob Stürme brausen, Frühlingslüfte wehen,
Bei Tag, bei Nacht, bei Regen, Sonnenschein,
Was immer hier auf Erden mag geschehen,
Geliebte, glaube mir, stets bin ich Dein!

Stets bin ich Dein! — Bei Tagen und bei Nächten
Möcht' ich um Dich mit hundert Armen gern

Mich wie der Epheu um die Ulme flechten,
Und ſeh ich Dich, ſo ſeh ich meinen Stern;
Drum ruf' ich in den holden Frühlingstagen,
Wo Alles ſtrebt nach ſeligem Verein,
Und wo die Herzen neugeboren ſchlagen,
Dir tauſendmal es zu: Stets bin ich Dein!

Lieblingsorte.

Die Berge, ach, die Berge,
Die ſind mein liebſter Thron,
Dort biet' ich mit der Lerche
Dem Weh der Erde Hohn.

Die Thäler, ach, die Thäler,
So heimlich und ſo ſüß,
Wo mich kein Menſchenquäler
Stört, ſind mein Paradies.

Die Wälder, ach, die Wälder,
Die ſind mein Haus und Dach,
Und wall'nde Saatenfelder
Mein luftiges Gemach.

Die Wieſen, ach, die Wieſen,
Wo an des Bächleins Rand
Vergißmeinnichte ſprießen,
Die ſind mein Heimathland.

Die Gärten, ach, die Gärten,
Voll Roſen um und um,
Die dem Gewühl verſperrten,
Sind mein Eliſium.

Die Haine, ach, die Haine,
Die ſind mein Königreich,
Da iſt man ſo alleine,
So Traum- und Friedenreich.

O ſperrt mich nicht in's Zimmer!
Dort geh' ich ganz zu Grund;
Mein Wahlſpruch ſei es: „Immer
Mit der Natur im Bund!“

Heute und geſtern.

Heut geh ich wieder an Fluſſes Rand,
Wo ich geſtern gewandelt an ihrer Hand,
Ich gehe dieſelbe Bahn dahin,
Und doch mit wie ganz anderem Sinn!

Ach, geſtern ging ich wie im Traum,
Und, wo ich war, das wußt' ich kaum;
Durch eines goldnen Duftes Flor
Kam mir die Welt wie Eden vor.

Mir lachten Strauch und Blume zu,
Die Nachtigall ſang: du Sel'ger du!
Die Sonne ſchaute klar und rein
Aus wolkenloſem Blau herein.

Auch heute geh ich wie im Traum,
Und wo ich bin, das weiß ich kaum,
Durch einen nächtig ſchwarzen Flor
Kommt wie ein Grab die Welt mir vor.

Mir lacht nicht Strauch noch Blume zu,
Die Nachtigall klagt: Armer du!
Und nicht ein Strahl von Sonnenſchein
Dringt durch die Wolkennacht herein.

Fern iſt ſie nun auf lange Zeit,
Ach, wohl vielleicht auf Ewigkeit:
Ich ſchaue in das Wellengrab —
Es muß ja Alles doch hinab!

Todtenſtill.

Das Mädchen ſteht am Grabe
Im Kampf ihr Liebſter fiel,
Der Mond ſieht lächelnd nieder,
Die Welt iſt todtenſtill.

Er ſchwor ihr bei dem Scheiden:
„Dein, Mädchen, ewig dein!“
Der Mond ſah lächelnd nieder,
Todtſtill war Flur und Hain.

Das Mädchen ſteht am Grabe;
Ob ſie dort weinen will?
Ach nein, ſie kann nicht weinen!
Auch ſie iſt — todtenſtill.

Der Krebs.

Von allen Thieren in der Welt
Am beſten mir der Krebs gefällt,
Der bald bedächtig ſtille ſteht,
Bald ſichern Schrittes rückwärts geht,

Der Krebs, der Krebs, das iſt mein Mann,
Der greift das Ding von hinten an;
Thu, was du willſt, den loſen Wicht,
Du bringſt ihn dennoch vorwärts nicht.

Ein großer Krebs, der um ſich frißt,
Macht's ebenſo zu dieſer Friſt;
Der Krebs, der Krebs, der rückwärts weit
Uns führt, es iſt — der Krebs der Zeit.

Auf dem Wege.

Die Bauermädchen ſingen
Dort auf dem Feld und ſpringen
Und ſtürmen groß und klein
Gleich alle auf mich ein.

Es hilft mir dann kein Wehren,
Sie wollen Verslein hören;
Und ſie finden Alles ſchön,
Wenn ſie's auch nicht verſtehn.

O Publikum, überſchwänglich's,
Ach, wärſt du doch ein ſo empfänglich's,
Wie dieſe Dirnen des Feldes,
Dann wär' ich ein Mann des Geldes!

Ein Narr in Folio.

Ich weiß doch gar nicht, wie mir iſt,
Bin weder Heide, weder Chriſt,
Ich bin nicht krank, bin nicht geſund,
Bin flott und bin doch auf den Hund.

Ich weiß doch gar nicht, wie mir iſt,
Ich bin ſo dumm und doch voll Liſt,
Ich bin ſo arm und doch ſo reich,
Und Höll' und Himmel ſind mir gleich.

Ich weiß doch gar nicht, wie mir iſt;
Sagt mir's doch, die ihr's beſſer wißt!
Ich fühle mich halb warm, halb kalt,
Und ſcheine mir halb jung, halb alt.

Ich weiß doch gar nicht, wie mir iſt,
Bald kurz, bald lang ſcheint mir die Friſt,
Geheirath't wär' ich gern, und doch
Blieb' ich zeitlebens ledig noch.

Ich weiß doch gar nicht, wie mir iſt,
Und was mir Herz und Hirn zerfrißt;
Den Doktor hab' ich heut gefragt,
Der hat mir grad herausgeſagt:

„Ich will dir ſagen, wie dir iſt,
Und will dir ſagen, was du biſt;
Es iſt nicht anders, es iſt ſo:
Du biſt ein Narr in Folio!"

Zum Gutenbergfeste.

(Stuttgart, 1840.)

Tritt hervor aus deinem Grabe
Hoher Stolz der Nation!
Mann des Geiſtes, nicht der Habe,
Höre den Beſchwörungston!
Gutenberg, zu unſern Schaaren!
Schattenbild, geh uns voran!
Was wir ſind, und was wir waren,
Zeig uns auf der heut'gen Bahn!

Altes Straßburg, laß dich ſehen,
Das ein deutſches Herz noch hat,
Laß hier Hand in Hand uns gehen,
Deutſche, uns geſtohl'ne Stadt!
Sieh, wo deutſche Geiſter ſtürmen,
Brauſet heut' ein Jubelſturm,
Alle Thürme, die ſich thürmen,
Schau'n nach deinem Münſterthurm.

Vaterſtadt, die ihn geboren,
Edelſtein der Städte, Mainz,
Tritt hervor aus deinen Thoren,
Tochter unſres deutſchen Rheins!
Geh voran bei dieſem Feſte,
Feire deinen eignen Ruhm,
Denn dich grüßen alle Gäſte
Als ein wahres Heiligthum!

Frankfurt, du Juwel im Kranze,
Grube du von Geiſt und Gold,
Gürte dich zum großen Tanze!
Alle Tänzer ſind dir hold!
Biſt du's doch, die alle Gauen
Als das deutſche Centrum eint;
Bundesſtadt, jetzt laß erſchauen,
Wie es Deutſchlands Haltpunkt meint!

Edles Leipzig, ſteh zur Seite!
Doch der Mahnung braucht es nicht;
Meine Thräne fließt dir heute,
Schwer tropft ſie auf mein Gedicht;
Dresden, Leipzig, euch zwei Schweſtern
Schlug ja hörbar oft mein Herz,
Unſ're Lieb' iſt nicht von geſtern,
Ach, und ewig iſt mein Schmerz!

Stuttgart, Sonnenpunkt im Süden,
Vaterland im Vaterland,
Platz für die Europamüden,
Deutſcher Druck von deutſcher Hand!
Wie auf Bergen, ſo in Thalen
Laß vor ganz Germania
Deine Rieſenfackel ſtrahlen,
Steh zuletzt als erſte da!

Mächtiger Magnet der Geiſter,
Werde, was einſt Weimar war!
Sei ein Tempel jedem Meiſter,
Der ſich naht zum Hochaltar!

Hoherprieſter iſt dein König,
Der die heil'ge Lampe nährt;
Horcht! Sein Lob ſchallt tauſendtönig,
Und er iſt des Preiſes werth!

Und dies Lob gilt auch dem Volke;
Beide gehen Hand in Hand,
Trotzend jeder Wetterwolke,
Gleichem Ziele zugewandt!
Und die Hohenſtaufen nicken
Von dem Himmel zu dem Berg,
Denn noch tönt's an ſeinem Rücken:
„Alleweg gut Württemberg!"

Trinket heut', ihr armen Setzer,
Die ihr oft gedurſtet habt!
Heute iſt nur der ein Ketzer,
Der nicht Leib und Seele labt!
Die ihr Bücher druckt und bindet,
Die ihr Bücher ſchreibt, verlegt,
Seid zu Spiel und Tanz verbündet,
Seid von gleichem Drang bewegt!

Ihr bedächtigen Verleger,
Denkt Gedanken groß und ſchön!
Werdet einmal Weltbeweger!
Laßt den Geiſt nicht untergehn!
Seht, er liegt im Krankenhauſe,
Wo doch die Natur geſund;
Helft ihm aus der Moderklauſe,
Richtet ihn nicht ganz zu Grund!

Sichtet jetzt die rechten Geiſter!
Schindet nicht das edle Roß!
Knechtet nicht die höchſten Meiſter!
Mordet nicht den beſten Sproß!
Käuet nicht den Moder wieder!
Schleichet nicht von Grab zu Grab!
Lauſchet auf die Lebenslieder!
Brecht die friſche Roſe ab!

Aber ſeht, der Abend dunkelt,
Feierlich bricht er herein!
Wie das leuchtet, wie das funkelt!
Welch ein heller Himmelsſchein!
Fackelzüge wallen ſingend,
Es ertönt das Lutherlied,
In dem Himmel wiederklingend,
Wo Gott ſelbſt herniederſieht.

Nach dem Takt die Flügel hebend,
Steht der Seraphinen Schaar,
In dem lichten Aether ſchwebend
Um des Ewigen Altar!
Und die heil'ge Flamme lodert,
Und der Donner und der Blitz,
Welcher ſeinen Antheil fodert,
Rauſcht um des Allmächt'gen Sitz!

Und ſeht dort am Himmel ragen
Die gigantiſche Geſtalt,
Welche lichte Wolken tragen,
Von der Sterne Chor umwallt!

Gutenberg — er blickt hernieder,
Nah geſtellt an Gottes Thron,
Und er ruft in unſre Lieder:
„Blühe, deutſche Nation!“

Unter blühendem Mandelbaum.

Unter blüh'ndem Mandelbaume
Blick' ich nach dem fernen Raum,
Unter blüh'ndem Mandelbaume
Träum' ich meines Lebens Traum.

Unter blüh'ndem Mandelbaume
Denk' ich an ſo manches Glück,
Das mir liegt in fernem Raume,
Und nie wieder kehrt zurück.

Unter blüh'ndem Mandelbaume
Schwelgt' ich ſelig auch einmal
In der Jugend goldnem Traume,
Süß umwebt von Glanz und Strahl.

Unter blüh'ndem Mandelbaume
Stand ich einſt mit ihr vereint,
Die jetzt in dem fernen Raume
Tauſend heiße Thränen weint.

Unter blüh'ndem Mandelbaume
Steh' ich jetzt allein, allein,
Und im weiten Weltenraume
Nenn' ich nichts als Thränen mein.

Unter blüh'ndem Mandelbaume
Wäre mir ſchon recht mein Grab,
Denn er wehte, wie im Traume,
Manche Blüthe wohl herab.

Der Welt iſt nichts recht.

Was du thuſt, es iſt nicht recht;
Lebſt du ſtill, der Welt entzogen,
Sagt die Welt: „es iſt nicht recht!“
Wirfſt du dich in ihre Wogen,
Sagt die Welt: „es iſt nicht recht!“
Biſt du träge, biſt du fleißig,
Biſt du ſanft und biſt du beißig,
Beides iſt der Welt nicht recht.
Trinkſt du gern, ſo iſt's nicht recht.
Trinkſt du nicht, ſo iſt's nicht recht.
Liebſt du viel, ſo iſt's nicht recht,
Haſſeſt du, ſo iſt's nicht recht.
Sprichſt du wahr, ſo iſt's nicht recht,
Lügeſt du, ſo iſt's nicht recht.
Spareſt du, ſo iſt's nicht recht,
Brauchſt du Geld, ſo iſt's nicht recht.
Kurz, du magſt dich auf der Erden
Wie du immer willſt geberden,
Was du thuſt, ſei's gut, ſei's ſchlecht,
Alles iſt der Welt nicht recht.

Der Einsiedler.

Dort unten an dem Walde
Da wohnt ein alter Mann
In einer kleinen Hütte,
Ein Gärtchen ist daran.

Sein Bart ist weiß wie Silber,
Er trägt ein schwarz Gewand;
Wie freundlich auch du grüßest,
Nie reicht er dir die Hand.

Er tritt vor dir zurücke
Und sieht dich grollend an;
Deß wunderten sich Viele,
Die ihm kein Leid gethan.

Mir hat er's einst gestanden,
Warum er Menschen flieht:
Den er am meisten liebte,
Der war's, der ihn verrieth.

An Emilie.

„Wer ist sie, die ich vor mir wandeln sehe,
Die hohe, majestätische Gestalt?"
So rief ich aus, und rasch in Deine Nähe
Riß es mich hin mit magischer Gewalt;
Ich nahte Dir — ich mußte nah'n, ich mußte,
Weil von der ganzen Welt ich nichts mehr wußte,

Dein Anblick schlug wie Blitz mir in die Seele,
Ich irrte lang in dieser Tage Nacht,
Und wußte nicht, was meinem Herzen fehle,
Da gingst Du, holder Stern, mir auf in Pracht.
Verändert fühlt' ich gleich mein ganzes Wesen,
Als ich im Buche Deines Aug's' gelesen.

Da stand so vieles Herrliche geschrieben,
Als Phantasie zu dichten kaum vermag;
Ich fühlte mächtig mich zu Dir getrieben,
Und aus der Nacht ward mir's auf Neue Tag;
Es war ein Tag der Seligkeit und Wonne,
Und Du warst dieses Tages gold'ne Sonne.

Wir hätten Manches wohl zu reden — Vieles
Vielleicht — genug, der schöne heut'ge Traum,
Als schönes Zwischenspiel des Lebensspieles,
Verfolgt mich in der heut'gen Träume Raum,
Da wird Dein Bild gar lieblich mich begrüßen,
Und mir den süßen Schlaf noch mehr versüßen.

Erwach' ich dann, so werd' ich Dein gedenken
Zuerst vor Allem — und nach Dir allein
Wird sich mein Geist mit heißer Sehnsucht lenken
Und denk' ich dein, so werd' ich selig sein;
Ja, von Emilien, der Holden, Schönen,
Wird mir's in tausend Echo's wiedertönen.

Nimm gütig auf des Freundes Huldigungen,
Der sich an Deinem Anblick hoch entzückt;
Tief aus der Seele ist sein Lied gedrungen,
Und freut es Dich, dann fühlt er sich beglückt,

Dann bringt er Dir vielleicht noch manche Lieder,
Und ſieht mit Himmelsluſt recht oft Dich wieder.

Karl der Große.

Koloſſaler Dome Cedern ſeh ich mit belebtem Stein
Und Gigantenthürme wachſen in das Wolkengrab hinein,
Und aus Zweigen wie aus Wipfeln ſchmettern zu Choral-
geſang
Als die Rieſenphilomelen Glock' und Orgel Donnerklang.

Einen Felſen ſeh' ich ragen aus der Andacht Meer hervor,
Und gleich einem Finger zeigen nach dem ew'gen Gott
empor;
Ganz Europa iſt ein Tempel, iſt ein majeſtät'ſcher Dom,
Und ſein Fundament iſt Aachen, und ſein Hochaltar
iſt Rom.

Einen Garten ſeh' ich grünen, wo der Strahl dem Klange
lauſcht,
Wo der Mährlein Aeolsharfe rings von allen Bäumen
rauſcht,
Wo halbträumend Blum' an Blume weben hilft am großen
Kranz,
Und die Blumen ſind die Sagen, und ihr Traum iſt Thaten-
glanz.

Eine Sonne ſeh' ich flammen, die den Wall der Nächte
bricht,
Eine Stimme hör' ich donnern, welche ruft: „Es werde
Licht!“

Und ein Heer von Kriegern wallet in den Städten ein und aus
Unter frommen Kirchenliedern, gleich als zög's zum Gotteshaus.

Und von hohem Sonnenthrone ſtrahlt ein greiſes Lockenhaupt
Mit der Kron' und jenem Kranze, dem der Tod nie Leben raubt,
Und des Hohen Auge leuchtet, über Welten hingewandt,
Seine Linke trägt das Scepter, und das Schwert die rechte Hand.

Und ein Kreuz iſt aufgerichtet, drüber eine Sonne lacht,
Goldner Kelch und goldne Bibel ſchimmern in vereinter Pracht,
Und der Erzbiſchof, der fromme, aller weiſen Männer Heer
Stehn, wie um den Mond die Sterne, um den Thron die Nächſten her.

Und ein Kranz von Harfenſpielern, deren Auge flammend rollt,
Locket aus dem Gold der Saiten aller innern Schächte Gold;
Aus den Wänden, aus den Fenſtern quillt ein Meer von Bildern auf,
Und aus Nebel ſteigt der Vorwelt Pyramide groß herauf.

Und das Todte ſieht der Hörer lebend ſich entgegenrücken,
Sieht das Starre ſich bewegen mit ergrauendem Entzücken;

Ihn durchſpielt ein holder Wahnſinn, ach, der hohe Geiſt der Lieder
Reißt ihn bald durch alle Himmel, wirft ihn bald zu Boden nieder.

Und wer iſt die hohe Säule, die den Bau Europa's trägt?
Wer das Herz, das lebenquellend in dem Rieſenkörper ſchlägt?
Der die heil'ge Kirche ſchützet, deſſen Arm das Reich der Welt,
Deſſen Geiſt der Künſte Tempel wie ein Gott zuſammenhält?

Das iſt Kaiſer Karl der Große, der da herrſcht gewaltiglich,
Welchem nie vor ihm ein Kaiſer, nie nach ihm ein Kaiſer glich,
Löwenmark in den Gebeinen, Adlerſinn im hohen Haupt,
Und ein Kinderherz im Buſen, welches an das Heil'ge glaubt.

Das iſt Kaiſer Karl der Große, der wie Glas zerſtößt den Feind,
Der's ſo herzlich mit dem Freunde und mit allen Guten meint,
Der im Krieg dem Sturm, im Frieden Maienlüftchen gleichen kann,
Aller Nationen Vater und ein ächter deutſcher Mann.

Das iſt Kaiſer Karl der Große, der das Heidenthum zerbrach,

Der den Sachſen, eine Sonne, brachte Licht und hellen Tag;
Und die Irmenſäule ſtürzte, und die Ehresburg zerfiel,
Und die Sonne ſchaute blutig in das große Trauerſpiel.

Das iſt Kaiſer Karl der Große — Jeder Richter ſchweige ſtill!
Denn dem Genius muß gleichen, wer den Genius richten will;
Ha, und ſollen wir's verdammen, wenn's ein Fleck geweſen? — Nein!
Wolken müſſen an dem Himmel, Flecken auch an Sonnen ſein!

Das iſt Kaiſer Karl der Große — Mailands König ſank vor ihm;
Gegen Abderrahman flog er mit dem Muth der Cherubim;
An der Seite ſtand ihm Roland, einem Rieſenlöwen gleich,
Und es ſtürzten die Moſcheen und das Saracenenreich.

Roland, kühner, vielgeſung'ner, deſſen wilder Waffentanz
Ewig lebt in Arioſto's zaubervollem Liederkranz;
Hohe Bilder ſtolzer Größe ſah'n herab auf deinen Fall,
Die erſchrock'nen Pyrenäen in dem Thal bei Roncevall.

Das iſt Kaiſer Karl der Große, der den Thaſſilo im Zug,

Der Avaren und Lombarden, Araber und Sachſen ſchlug;
Der die alten faulen Stämme mit den Wurzeln riß heraus,
Daß die neuen Bäume wüchſen nach dem Himmel frei hinaus.

Das iſt Kaiſer Karl der Große, einem Gotte gleich zu ſchaun,
Der zerſtörte, um zu ſchaffen, niederwarf, um aufzubau'n,
Der das Schwert des Krieges führte, nur den Frieden in dem Blick,
Der nach Beute nicht, nach Bildung ſtrebte nur und Völkerglück.

Das iſt Kaiſer Karl der Große, voll von hoher Andacht Strom,
Der den Dom zu Aachen baute, ſelbſt ein majeſtätſcher Dom,
Selbſt ein Thurm und eine Ceder, die im Boden wurzelnd lebt,
Und nach Sonne, Mond und Sternen ihren Rieſenwipfel hebt!

Das iſt Kaiſer Karl der Große, eine Glocke, deren Klang
An die Chriſtaltäre läutend in das Ohr der Völker drang,
Eine Glocke, deren Töne, ach, ſo lauter und ſo rein,
Welche rief: „Es ſoll ein Reich nur und ein einz'ger Glaube ſein!“

Das iſt Kaiſer Karl der Große, mit dem Antlitz
hell und klar,
Das ſo fürchterlich und ſchrecklich und ſo liebenswürdig
war;
Wen er anſah, der erbebte, wen er anſah, war entzückt,
Die Betrübten wurden heiter, wenn ſie nur ſein Bild
erblickt.

Das iſt Kaiſer Karl der Große, deſſen Wort ein
Donner ſcholl,
Deſſen Rede ſanft und lieblich, wie der Ton aus Harfen,
quoll;
Welche zauberiſche Miſchung! — Strenge, Feuer, Kraft
und Zorn,
Und doch aller Milde Roſen an dem fürchterlichen Dorn!

Das iſt Kaiſer Karl der Große; die erhab'ne Muſika
Und die edlen Schweſterkünſte waren all' ihm lieb und nah,
Und der Wiſſenſchaften Garten grünete vor ſeinem Thron,
Und wer ihn als Gärtner baute, war ihm theuer wie ein
Sohn.

Und der hohen Dichter Schaaren waren um ihn her
gereiht,
Und verſtrömten aus den Saiten Klänge der Unſterb-
lichkeit.
O, wer glich dir, den ich preiſe aus der vollen Dichterbruſt?
Eine ganze Zukunft zeugte, ach, nur einen Karl Auguſt!

Das iſt Kaiſer Karl der Große — ach, 's war eine,
ſchöne Zeit!

Wo das deutsche Reich erprangte voller Glanz und Herrlichkeit!
Ha, sie zeigt, gleich einem Spiegel, uns ein ideales Bild,
Das mit Stolz uns und Entzücken und mit tiefem Schmerz erfüllt!

Ha, wie klein sind wir geworden! Wie zerschnitten und getrennt
Ist doch Karls gewalt'ge Schöpfung! Ach, Fragment nur an Fragment
Liegt das lebensvolle Ganze! Wo noch glüht ein hoher Sinn?
Wo ist unser großer Name? Wo ist unser Kaiser hin?

Das war Kaiser Karl der Große — keinen Kaiser haben wir!
Und dem schönen, schönen Leibe fehlt des Hauptes Götterzier! —
Großer Karl und all' ihr hohen Kaiser, kehrt ihr nie zurück? —
Keine Antwort! — Und ich seufze: „Lebet wohl!" mit nassem Blick.

Luthers Standbild zu Wittenberg.

Zu Wittenberg auf dem Markte
Steht Luthers Bild von Erz,
Es stehet still und schweigend,
Den Lebenden wohl gleichend,
Doch regungslos vor Schmerz.

Bald ſcheint es tief zu brüten
Ob einer Welt Geſchick,
Bald auf zu Gott zu ſchauen,
Bald über Deutſchlands Gauen
Zu wenden ſeinen Blick.

Bald iſt's, als wollte reden,
Der alte eherne Held;
Die Lippe ſcheint zu beben,
Der Fuß ſich zu erheben,
Zu ſchreiten in die Welt.

Der Todte fühlt ein Leben,
Es rinnen durch Mark und Bein
In Strömen Scham und Galle
Dem zürnenden Metalle.
Zur Schau geſtellt zu ſein.

Und die um ihn ſich regen,
Die Lebenden, fühlen ſich todt;
Es liegt im Grabesdunkel
Die Welt nach ſchwachem Gefunkel
Von kurzem Morgenroth.

Es ſehn das Bild von Erze
Die Menſchen ſtaunend an,
Gedenken wohl an Werke,
Wie einſt der Mann der Stärke
Der Mann von Erz gethan.

Doch drückt ſie bleierne Lahmheit
An Rede wie an That,

Und wenn sie halb=gebrochen
Ein knirschend Wort gesprochen,
So gehn sie ihren Pfad.

Es sieht das Bild sie kommen,
Und sieht sie wieder gehn,
Und immerdar sich gleichend,
Nicht von der Stelle weichend,
Bleibt stumm und ernst es stehn.

O größter, deutscher Sprecher,
Wie bist du nun so stumm!
Wie treibt die Würmerheerde
Mit ärmlicher Geberde
Sich klein um dich herum!

Es war in der Neujahrsnacht
Beim zwölften Glockenschlag,
Da hat sich das Bild geregget
Und den ehernen Arm beweget
Und begrüßt den jungen Tag.

Das Schweigen hat's gebrochen,
Mit Worten gewaltiglich,
Hat eine Predigt gehalten
Vom Neuen und vom Alten,
Der nimmer eine glich.

„Der Geist soll flammen und wehen,
Zu tödten Satans List,
Die Lüge soll vergehen,

Und das nur soll bestehen,
Was aus der Wahrheit ist!“

So sprach das Bild von Erze;
Und zu derselben Stund'
Da rann, halb Lust, halb Trauer,
In manchem Saal ein Schauer
Durch aller Busen Grund.

O edles Bild von Erze,
Tritt ein in der Deutschen Rath!
Poch, ein Gigant, an die Pforte,
Und bring' die gewalt'gen Worte,
Und bring' die gewalt'ge That!

Der Klostersaal zu Batalha.

Im Kloster zu Batalha
Ersteigt der hohe Saal,
Es tragen keine Pfeiler
Der Hallen kühn Oval.

Der Meister, der ihn baute,
Steht vor dem Werke fein;
„Hinweg nun die Gerüste!“ —
Da stürzt das Bauwerk ein.

Im Kloster zu Batalha
Ersteigt der hohe Saal
Mit kühnerm Prachtgewölbe
Empor zum zweiten Mal.

Doch als der Tag erſchienen,
Wo, vom Gerüſte rein,
Er prangen ſoll, da ſtürzet
Zum zweiten Mal er ein.

Im Kloſter zu Batalha
Erſteigt der hohe Saal
Noch höher und noch ſtolzer
Empor zum dritten Mal.

Da ſchwört der hohe Meiſter:
„Und ſtürzt er nun herab,
So mag ich nicht mehr leben,
Dann ſei er auch mein Grab!“

Prüft meſſend ſein Gebäude
Mit ſtillem, feſtem Sinn;
Dann in des Saales Mitte
Stellt er ſich ruhig hin.

„Hinweg nun die Gerüſte!“ —
Sie ſchwinden Stück für Stück;
Jetzt von den mächt'gen Balken
Der letzte weicht zurück.

Die Menge ſchaut's voll Beben,
Manch' Auge deckt die Hand,
Als wankte ſchon der Boden,
Als ſtürzte ſchon die Wand.

Doch ſicher ſteht der Meiſter,
Und ſicher ſteht umher

Sein Werk voll Glanz und Schönheit
Zu Gottes Preis und Ehr'.

Im Kloſter zu Batalha
Prangt noch das Heiligthum,
Und ſpricht, ein ew'ges Denkmal,
Von ſeines Meiſters Ruhm.

Röschen.

Arm Röschen ſitzet am Uferſtrand
Mit gelöſtem Haar, todtbleich,
Eine welke Roſe in der Hand,
Die wirft ſie in's Wellenreich.

„Das bin ich ſelbſt! Fahr hin, mein Glück!
Mein junges Leben, fahr hin!
Dein ſeliger Traum kehrt nie zurück,
Du armer betrogener Sinn!

Verwirrt und zerſtückt iſt mein Gemüth,
Seit er ſeine Schwüre mir brach,
Mein Frühling hat mir abgeblüht,
Und ich — ich muß ihm nach!"

Und es lockt mit eignen Stimmen hinab,
Die Wellen kommen und gehn,
Da glitt ſie hinunter in's feuchte Grab,
Und ward nicht mehr geſehn!

Das Vergißmeinnicht.

Einſt bracht' ich ihr ein Veilchen,
Sie nahm's mit ſtiller Luſt,
Betrachtet es ein Weilchen,
Und ſteckt' es an die Bruſt.

Maiblumen bracht' ich wieder;
Als ſie empfing den Strauß,
Ward's ihr zu eng im Mieder,
Sie ſchwieg, und ging hinaus.

Dann bracht' ich eine Roſe;
Sie nahm ſie lang nicht auf
Die Blum' in ihrem Schooſe,
Und Thränen fielen drauf.

Mit einem Gluthgedicht
Bracht' ich auch endlich noch
Ihr ein Vergißmeinnicht,
Und — ſie vergaß mich doch.

Oſtrolenka.

(1831.)

Im Feld bei Oſtrolenka
Da ſteht ein Eichenbaum,
Der breitet ſeine Zweige
Weit nach des Himmels Raum.

In ſeinen Blättern rauſchen
Die Lüfte wunderbar,
Und in der Eiche Wipfel
Da thront ein weißer Aar.

Im Feld bei Oſtrolenka
Da geht es irr bei Nacht,
Da leben alle Büſche,
Da klingt's wie Ton der Schlacht.

Im Feld bei Oſtrolenka
Da gehn die Geiſter um,
Da fechten Polenſchatten
Mit Ruſſen ſich herum.

Im Feld bei Oſtrolenka
Sitzt, Arm in Arm verſchränkt,
Dein bleich' Geſpenſt, o Diebitſch,
In tiefen Gram verſenkt.

Und bei ihm auf dem Hügel
Weilt Kosciusko's Bild,
Von Heilgenſchein umfloſſen,
Die Augen kühn und wild.

Im Feld von Oſtrolenka
Da ſteht ein alter Mann,
Und ſieht die wüſten Fluren
Mit naſſen Augen an;

Blickt nach der einzeln Eiche,
Gedenkt der Söhne ſein,

Und hebt die Hand zum Himmel,
Und ſeufzt: „Allein! Allein!“

Im Feld von Oſtrolenka
Ward's Herbſt am Frühlingstag,
Da ſank die ganze Erndte
Auf einen Sichelſchlag.

Im Feld bei Oſtrolenka
Da ſchliefen ganze Reih'n
Von tauſend müden Schnittern
An einem Abend ein.

Im Feld von Oſtrolenka
Singt keine Lerche mehr,
Da blühet keine Blume;
's iſt Alles öd' und leer!

Auf's Feld bei Oſtrolenka
Da ſteigt das Abendroth
Von blut'gem Throne nieder,
Und drüber ſitzt der Tod.

Im Feld bei Oſtrolenka
Grünt doch die Eiche fort,
Und ihre Blätter flüſtern
Gar manch' prophetiſch Wort.

Der alte Harfner.

„Du alter Harfner, wo kommſt du denn her?“ —
„„Ich war über Land und war über Meer,
Jetzt mag mich die ganze Welt nicht mehr!““ —

„Woher haſt du dein weißes Haar,
Und auf der Stirn der Runzeln Schaar?
Das iſt ja der Mann nicht, der es war!“ —

„„Mein weißes Haar ſchuf mir die Noth,
Für die Runzeln ſorgte der liebe Gott;
Ich wollt' am liebſten, ich wäre todt!““ —

„Wo haſt du denn dein Liebchen fein?“ —
„„Die ſchläft; ſie deckt kein Leichenſtein;
Sonſt ſang ich mit ihr, jetzt ſing' ich allein!““ —

„Nun ſo ſing' einmal einen rechten Sang!“ —
„„Erlaßt mir's; mein Lied hat keinen Klang,
Denn jeder Ton, jede Saite iſt krank!““ —

„Wo iſt dein fröhlicher, leichter Sinn,
Wo iſt der ganze Menſch denn hin?“
„„O Herr, ich weiß nicht mehr, was ich bin!““ —

„Komm, zieh in meinem Schloſſe ein!
Du ſollſt mein liebſter Harfner ſein,
Und täglich dich laben an Braten und Wein!“ —

„„Ich mag nicht Braten, ich mag nicht Wein,
Ich mag auch keinen Leichenſtein,
Will wie mein Schatz begraben ſein!““

„„Scharrt mich in die Haide, wo's ſtürmt und ſchneit,
Dort leget mich an des Liebchens Seit',
An die Seite der holden, der lieblichen Maid!

„„Ich bin des Irrens und Bettelns satt;
Es giebt ja wohl noch eine Lagerstatt,
Wo man am Ende Ruhe hat!““

Drauf zog er wohl über die Haide fort
Und suchte den allerstillsten Ort;
Todt fand man ihn auf der Harfe dort.

Des Glückes Wohnung.

Ach, wo wohnt das Glück?
Irrend schweift mein Blick
Rings in alle Fernen,
Weinet zu den Sternen,
Spähet jeden Tag,
Wo er's finden mag.

Fänd' ich's überm Meer,
Wenn ich drüben wär?
Wohnt's auf Inselmatten
Unter Palmenschatten?
Ach, von Süd zu Nord
Such' ich irrend fort!

Wohnt's, wo immergrün
Die Citronen blühn?
Oder ist's zu finden
In den Alpengründen?
Doch dort seufzt's wie ich:
„Glück, wo find' ich dich?“

Wohnt's in ferner Zeit?
Ist das Jahr noch weit,
Wo in seinen Armen
Darf mein Herz erwarmen?
Lacht sein Morgenroth
Mir erst nach dem Tod?

Ach, wo wohnt das Glück? —
Trockne, nasser Blick!
Denn es ist dir näher,
Als du denkst, o Späher;
Blick in dich hinein,
Wird's gefunden sein.

Der Rabenstein.

Der Rabenstein, der Rabenstein,
Das ist ein lust'ger Ort;
Da fliegen die Raben die Kreuz und Quer,
Und luftig tanzt der Geister Heer
Den Ringelreihn, den Ringelreihn
Durch ganze Nächte fort
Am Rabenstein, am Rabenstein. —

War einst ein holdes Mägdelein
In einem lust'gen Ort;
Die Freier schwärmten um sie her,
Sie tanzte wohl mit einem Heer
Den Ringelreihn, den Ringelreihn
Bei manchem Schäkerwort,
Und dachte nicht an den Rabenstein.

Bald ſchlich ein ſchlanker Burſch ihr nach
Auf jedem Weg und Steg,
Der verrückte ihr die Seele ganz,
Und tanzte mit ihr auf jedem Tanz
Den Ringelreihn, den Ringelreihn
Im Wirthshaus an dem Weg
Zum Rabenſtein, zum Rabenſtein.

Oft wandelten zum Rabenſtein
Hinaus die trauten Zwei,
Denn Niemand war dort rings umher,
Als nur allein das Rabenheer;
Das tanzte dort den Ringelreihn
Mit krächzendem Geſchrei
Am Rabenſtein, am Rabenſtein.

Dort koſ'ten ſie wohl ſtundenlang
So recht nach Herzensluſt;
Sie küßten ſich viel tauſendmal,
Wenn die Mücken tanzten im Abendſtrahl
Den Ringelreihn, den Ringelreihn,
Und ſchmiegten Bruſt an Bruſt
Am Rabenſtein, am Rabenſtein.

Und als ſie nun genug gekoſ't
Bei Nacht ſowie bei Tag,
Da ward ihr Buhle untreu ihr
Und ſprach: „Ich tanze nicht mehr mit dir
Den Ringelreihn, den Ringelreihn!
Es verlobe ſich auch, wer mag,
Am Rabenſtein, am Rabenſtein!“

„„Ach bleib! Ach bleib!““ — „Es kann nicht ſein!“
Vergeblich war ihr Flehn;
Ihr Buhle tanzte mit wenig Geld
Und leichtem Sinn fort in die Welt
Den Ringelreihn, den Ringelreihn,
Und ließ ſie dort alleine ſtehn
Am Rabenſtein, am Rabenſtein!

Als nun der Liebe Saat gereift,
Und ihre Stunde kam,
Da nahm ſie weder Speis noch Trank
Und ging hinaus todſterbenskrank
Zum Rabenſtein, zum Rabenſtein,
Und dachte mit Höllengram
An den Ringelreihn, den Ringelreihn.

Und als ihr Kind geboren war,
Da glaubte ſie nicht mehr,
Daß noch ein Gott im Himmel wär',
Der Wahnſinn riß ſie wild umher
Im Ringelreihn, im Ringelreihn,
Und lacht' und fluchte ſchwer
Am Rabenſtein, am Rabenſtein.

Drauf zog ſie mit verſtörtem Sinn
Ein Meſſer in ihrer Noth;
Das Kindlein traf ihr erſter Stich,
Darauf erſtach ſie ſelber ſich,
Da packte ſie der Tod
Zum Ringelreihn, zum Ringelreihn,
Und ſtöhnend ſie verblich
Am Rabenſtein, am Rabenſtein.

Am Rabenſtein, am Rabenſtein
Da geht ein kühler Wind,
Dort fliegen die Raben rings umher,
Und Nachts tanzt mit dem Geiſterheer
Den Ringelreihn, den Ringelreihn
Die Mutter und ihr Kind
Am Rabenſtein, am Rabenſtein.

Eine Winternacht bei den Todten.

Aus frohem Jubel fort — Wohin? — Kein Haus
Mehr offen — Alles todt umher! — Nun gut,
So will ich etwas weiter denn hinaus,
Nach jenem ſtillen Ort, wo Alles ruht,
Will heute Nacht 'mal in dem Hafen landen,
Wo's heißt: „Es iſt noch eine Ruh vorhanden!“

Bald trat ich in den ſtillen Friedhof ein;
Dort blinkte mir im hellen Mondenſchimmer
Entgegen mancher graue Leichenſtein,
Ach, unter dem ich ruhte gern für immer!
Ich ſetzte mich auf einen Hügel nieder,
Doch kam kein Schlaf mir in die Augenlieder.

Die Glocke ſchlug — jetzt war es Mitternacht —
Auf einmal regte ſich's von Grab zu Grabe;
Die unten lagen, waren all' erwacht,
Und ſprachen miteinander. — Was ich habe
Verſtanden, hört's! — Doch abgebrochner Worte
Nur wenige vernahm ich an dem Orte.

„Ach, meine Kinder!“ — „„Vater, ich bin hier!““ —
„Seit wann?“ — „„Seit heute!““ — „Sprich, wie
geht es oben?“ —
„„Nicht gut! Weit glücklicher im Grab ſind wir!
Seit Noth ihr Scepter überall erhoben
Und ſchon die Völker auf einander ſchlagen,
Iſt's auf der Erde kaum noch zu ertragen!““ —

„Wie ſteht es, Nachbar?“ — „„Wär' ich im Hotel!““
„Ich ritte gern!“ — „„Ich möchte pokuliren!““
„Ich küßte gern!“ — „„Bringt doch die Flinte
ſchnell!““
„Gleich nach Neapel!“ — „„Nur ein Spiel zu
Vieren!“ —
So tönten Stimmen derer, die nur dachten
An Eitles, was auf Erden ſie vollbrachten.

Doch Manche hört' ich auch an Gott ſich wenden
In heiligem, in glühendem Gebet,
Es tönten O's und Ach's an allen Enden,
Vom ſchauerlichen Nachthauch halb verweht;
Gar Vieles hört' ich ſonſt noch von den Todten,
Doch hat's der Tod zu künden mir verboten.

Weihnachtsluſt.

O Weihnachtsluſt, o Weihnachtsluſt,
Erhelle noch einmal
Die öde Bruſt, die öde Bruſt
Mit deinem goldnen Strahl!

Wie dringt der helle Lichterglanz
In alle Herzen ein!
O Freudentanz, o Freudentanz!
O Himmelswiederſchein!

Du Knabenzeit, du Knabenzeit,
So heiter und ſo ſüß,
Wie liegſt du weit, wie liegſt du weit,
Verlornes Paradies!

Wo biſt du hin, wo biſt du hin,
Du Luſt im Elternhaus,
Du froher Sinn, du froher Sinn,
Du bunter Blumenſtrauß?

Du biſt verwelkt, du biſt verblüht,
Entblättert und zerſtreut,
Wie du geſtrahlt, wie du geglüht,
So wirſt du nie erneut!

O Weihnachtsluſt, o Weihnachtsluſt,
Noch einmal zaubre nur
Zurück die Bruſt, zurück die Bruſt
Auf deine goldne Flur!

O Glaube, komm, o Glaube, komm
Zurück in's arme Herz,
Ach, einſt ſo froh, ach, einſt ſo fromm,
Voll Zweifel jetzt und Schmerz!

Geh auf, o Stern, geh auf, o Stern,
Der mir als Kind gelacht,

Sei nicht ſo fern, ſei nicht ſo fern,
Erhelle mir die Nacht!

Doch ach, dein Ton, doch ach, dein Ton
Verhallt in leerem Raum;
Er iſt entflohn, er iſt entflohn
Der ſel'ge Kindertraum!

Der Vater liegt, die Mutter liegt
Schon längſt in kühler Gruft,
Und drüber wiegt, und drüber wiegt
Das dürre Gras die Luft.

Ihr Angeſicht, ihr Angeſicht,
Das einſt dem Kind gelacht,
Es lächelt nicht, es lächelt nicht
Herauf aus ew'ger Nacht!

Erinnrung tönt, Erinnrung tönt
Im Echo nur daher,
Und Wehmuth ſtöhnt, und Wehmuth ſtöhnt:
„Was war, das iſt nicht mehr!"

Die Glocke klingt, die Glocke klingt,
Sie bringt das Feſt zurück;
Ach, ob ſie's bringt — ſie bringt, ſie bringt
Doch nicht das alte Glück!

Das Lied.

Das Lied iſt meine goldne Krone,
Mit der ich auf dem Berge throne,
Umſchattet von dem Eichenbaum;

Hier herrſch' ich als des Sanges König,
Und ſende Klänge tauſendtönig
Hinab in meines Landes Raum.

Das Lied iſt meine friſche Quelle,
Mit ewig unerſchöpfter Welle,
Die ſtets mir neue Labung zollt,
Die mir in jeder Lebensſchwüle
Den Thau erquickungsvoller Kühle
Hinab durch alle Adern rollt.

Das Lied iſt meine Zauberroſe,
Aus deren wunderſamem Schooſe
Mir ew'ger Mai entgegenglüht,
Die mir kein Räuber kann zerdrücken,
Die mir kein Winter kann zerpflücken,
Weil ſie in Buſens Tiefen glüht.

Das Lied iſt meine Rieſeneiche,
Die nach der Lüfte freiem Reiche
Den ſtolzbewegten Gipfel ſchwellt,
Die gen die Wetter ſich erkühnet,
Die jeden Lenz ſich neu begrünet
Und Zwieſprach mit den Sternen hält.

Das Lied iſt meine ſel'ge Inſel,
Vor deren Pracht des Malers Pinſel
Mit ſeiner Farbengluth erbleicht,
Mein Paradies mit offnen Thoren,
Das nie dem Eigner geht verloren,
Das keiner Schlange Gift erreicht.

Das Lied iſt mein gewalt'ger Flügel,
Der fort mich über Thal und Hügel
Hinauf in blaue Meere trägt,
Der muthig mit dem jungen Aaare
In's Licht ſtrebt, in das ſonnenklare,
Und Gott nach allen Himmeln frägt.

Das Lied iſt meine Burg und Veſte,
Die nach den Wolken ragt auf's Beſte,
Mit Thurm und ehrnem Wall umthürmt,
Wo ich die Hand dem Freunde drücke,
Wo ich den Feind wie Glas zerſtücke,
Wenn er mein Heiligthum beſtürmt.

Das Lied, es iſt mein Schacht voll Goldes,
Das Lied, es iſt mein Lieb, mein holdes,
Es iſt mein Haus, mein Thron, mein Zelt,
Es iſt mein Edelſtein, mein Segen,
Mein Schmuck, mein Sonnenſchein und Regen,
Es iſt mein Leben, meine Welt.

Vom Lied kann nur der Tod mich ſcheiden;
Und mußt' ich um das Lied auch leiden,
So lieb' ich's drum nur doppelt heiß.
Da nun der flücht'ge Sohn des Schalles,
Das Lied, mir in ſich ſelbſt iſt Alles,
Verlang' ich kaum noch äußern Preis.

Ob man mich auch nicht anerkennet
Und kaum noch meinen Namen nennet,
So ſing' ich doch mit hellem Ton;

Geh ich im deutſchen Muſenhaine
Auch unbeachtet und alleine:
Das Lied trägt in ſich ſelbſt den Lohn.

Die Erſcheinung.

Abends, wenn die Sonne ſcheidet,
Und ich auf dem Berge ſteh,
Sich am Thal mein Auge weidet,
Wird im Herzen mir ſo weh.

Denn aus Buſch und Hainen dringen
Eigne Töne mir zu Ohr,
Und es ſtreben Pſyches Schwingen
Hoch ins Sternenland empor.

Und dann hör' ich Lautenklänge,
Seh' ein Mädchen wunderſchön;
Ach, wenn ſie doch ewig ſänge!
Ewig ſtänd' ich auf den Höh'n.

Aber ihre ſanften Lieder
Trägt der Sturmwind weit von mir,
Melancholiſch rauſcht der Flieder,
Und ich ſeufze fern von ihr.

Laß mich länger nicht alleine!
Komm mit deinem ſüßen Spiel,
Das ſo oft bei Luna's Scheine
Meiner Seele wohlgefiel!

Naives Bekenntniß.

Als ich ihr gab den erſten Kuß,
Da wollte ſie's nicht leiden,
Und doch, nachdem ich ihn geraubt,
Da wollte ſie bald den zweiten.

Da gab ich ihr denn hinterdrein,
Und denkt euch — auch den dritten,
Weil es ihr gar ſo wohl gefiel,
Den hat ſie gern gelitten.

Der vierte, fünfte folgten drauf,
Als ob's nur ſo ſein müßte;
Sie ſprach: „ich hätt' es nie geglaubt,
Daß ich ſo gerne küßte!"

An Thereſe.

Was ſoll ich Dir, du Holde, ſagen,
Die Du, der Maienroſe gleich,
Erprangſt in dieſen Frühlingstagen
Als Königin im Blumenreich?

Was hörſt Du gern? O laß mich's wiſſen!
Ich trage Dir's mit Freuden vor;
Du hörſt am liebſten wohl von Küſſen,
Gewiß, da biſt Du wohl ganz Ohr!

So will ich denn vom Küſſen ſprechen;
Ich weiß vortrefflich, wie man küßt,
Und nie wird mir's an Luſt gebrechen,
Wenn nur der Mund zum Küſſen iſt.

Im Kuß berühren Seel' und Lippen
Sich, um von jener Seligkeit
Mit heißem Durſt einmal zu nippen,
Die ſonſt die Erde nicht verleiht.

Der Kuß verſchmilzt in eins zwei Herzen,
Die innig für einander glühn,
Ein Kuß beſänftigt alle Schmerzen,
Und läßt das Paradies erblühn.

Nicht Jeden ſoll ein Mädchen küſſen,
Nur Einen, der ihr werth und lieb,
Wird ihr von dem ein Kuß entriſſen,
Lacht die Beſtohl'ne wie der Dieb.

Die Dichter küſſen alle gerne,
Und wie die andern bin auch ich,
O ſchönſter aller ſchönen Sterne:
Drum ſei ſo gut, und küſſe mich!

Gefühl.

Such' es nicht bei faden Gecken,
Deren Seele, ſchlaff und kühl,
Nichts kann rühren und erwecken;
Dieſe haben kein Gefühl

Such' es nicht bei eiteln Schönen,
Die, bewundert vom Gewühl,
Der Koketterie nur fröhnen;
Dieſe haben kein Gefühl.

Such' es nicht bei Geldgesichtern,
Die, den Kopf Geschäfte-schwül,
Ewig rechnen kalt und nüchtern,
Selten haben sie Gefühl.

Such' es nicht bei Egoisten;
Wem es immer nur gefiel,
Sich mit seinem Ich zu brüsten,
Hat für Andre kein Gefühl.

Such' es nicht beim dicken Esser;
Wer sein gastronomisch Ziel
Nur verfolgt mit Gabel, Messer,
Solche haben kein Gefühl.

Such' es nicht bei denen allen,
Die an Sang und Saitenspiel
Zeigten nie ein Wohlgefallen,
Diese haben kein Gefühl.

Aber such's bei denen allen,
Denen Höh'res im Gemüth,
Wie in Tempels heil'gen Hallen
Still die ew'ge Lampe, glüht.

Such's bei denen, die geweinet
Selbst schon und gelitten viel,
Und die, nicht verschrumpft, versteinert,
Fühlen können, was Gefühl.

An die Blumen am Wege.

Es neigen ſich die Blumen mir entgegen,
Als wollten ſie ſich ſanft und lindernd legen
An das von tauſend Qualen wunde Herz,
Sie ſehn mich an, ſie ſchweigen und ſie lächeln,
Geſchaukelt von dem morgendlichen Fächeln
Des Zephyrs, der ſie leis umſpielt im Scherz.

Ich dank' euch, liebe farbenreiche Kinder
Des Lenzes, daß in meinen Lebenswinter
Ihr athmet einen Hauch von Maienluſt;
Ihr habt mir nicht vergebens Gruß geboten,
Ich fühle mich erſtanden von den Todten,
Ihr blüht mir heute fort in ſtiller Bruſt.

Am Schillersfeſte.

(Stuttgart 1852.)

Fort, fort! Ich mag, ich kann das Feſt nicht ſehen,
Das mich nur mit der Schwermuth Flor umhüllt!
Laßt abſeits mich nach einer Stelle gehen,
Wo höhre Weihe mir die Bruſt erfüllt!
In dieſem buntgeſelligen Gewühle,
Wo man ſich drängt und lachend unterhält,
Erſterben dieſes ſchönen Tags Gefühle,
Und unter geht mir die poët'ſche Welt.

Hier tritt zu grell mir der Contraſt entgegen,
Hier werden ſtreitende Gedanken wach,

Daß in der Heimath ihm geblüht kein Segen,
Und daß er nirgends fand ein wirthlich Dach!
Jetzt nach dem Tode Monument und Feier!
Da liegt's! — Das iſt der alte Dichterfluch,
Der jetzt noch laſtet auf dem Mann der Leier:
Aus Gram gewebt ein frühes Leichentuch!

Weit, weit hinweg! Im holden Neckarthale,
Hier auf dem traulichſtillen Wieſenplan,
Umlächelt von der Sonne goldnem Strahle,
Hier wird mir wohl die beſſre Stimmung nahn;
Hier kann der Geiſt ſich frei nach oben lenken,
Hier kann er an der Bruſt der Einſamkeit
Entzückt erhabene Gedanken denken,
Umweht vom Athem der Unſterblichkeit.

An Gott erinnern ihn die Saatenfelder,
An Gott der Baum in ſeiner Blüthenpracht,
An Gott die Berge und die grünen Wälder,
An Gott der kleinſte Wurm, den er gemacht,
An Gott das Fächeln ſanfter Maienlüfte,
An Gott das Lied der Lerch' und Nachtigall,
An Gott der Balſamhauch der Blumendüfte,
An Gott der Abendglocken Wiederhall.

Hier bin ich mit dem Göttlichen verwoben,
Hier feir' ich ſtill des großen Mannes Feſt,
Der oft mich über Irdiſches erhoben,
Und fern gehalten von der Zeiten Peſt,
Hier ſteht ſein Geiſt mir nah, ich kann ihm danken,
Ich, ſelbſt ein Dichter, der von ihm gelernt,

Hier kann ich ihn und ſeine Welt umranken,
Von jedem Ideal umſonnt, umſternt.

Ja, großer Genius, um dieſe Stunde,
Wo ſcheidend, wie einſt du, die Sonne ſinkt,
Umſchwebe mich und bleib mit mir im Bunde,
Bis bald vielleicht auch mir der Abſchied winkt!
Auch Schwab's gedenk' ich, der zu früh verblichen,
Und jetzt mit dir wohl wandelt Hand in Hand,
Ich denk' an Alle, die euch Beiden glichen,
Und denk' — an's ganze ſchöne Schwabenland!

Friedrich der Große.

„Als König denken, leben und ſterben."
(Friedrich des Großen Wahlſpruch.)

(Canzone.)

1.

Und ob die Flur der innern Welt erſtarrte,
Ob, wie der Schnee auf öde Stoppelfelder,
So Winter auf die Seelen flockte nieder,
Und wie ſein Sturmroß durch entlaubte Wälder
Der Nordwind ſpornt, das Völkerherz der harte
Froſt peitſchte mit dem eiſigen Gefieder:
Es kehrt der Lenz doch wieder;
Den Lauf der Glorie beginnt die Sonne
Und winkt zur Auferſtehung ſchönern Tagen;

Die Herzen alle leben, lodern, ſchlagen
In hohem Flammenſturm verjüngter Wonne,
Und eine Welt, die todt ſchien und erfroren,
Sie fühlt ſich lenzdurchglüht und neugeboren!

2.

Es lag die Zeit in kaltem Winterfroſte;
In ihrem eigenſücht'gen Marmorbuſen
War der Begeiſt'rung, des Gemüthes Blume
Dahingewelkt; die Lyra ſelbſt der Muſen
Sah ſich bedrohet von unwürd'gem Roſte;
Die Andacht wandte ſich vom Heiligthume;
Dem Selbſt, dem eignen Ruhme,
Dem Vortheil fröhnte Jeder, einzeln ſtehend;
Den Nutzen ſah man nur die Bänder winden,
Die Hand an Hand, doch Herz an Herz nicht binden;
Vom Wind gewebt, und mit dem Wind vergehend:
Weil alle Cedern idealen Strebens
Gehauen waren aus dem Wald des Lebens.

3.

Und ach, die Zeit war eine ſtürmevolle;
Nacht drängte ſich an Nacht und Wolk an Wolke;
Ein finſt'rer Dämon flog mit dunkeln Schwingen
Von Thron zu Thron, von Volke zu dem Volke,
Mit Gift berauſchend und mit bitterm Grolle,
Ließ er die Schneiden in die Seelen dringen,
Die auseinanderbringen,
Zerſtörend, ſcheidend, kältend und zerreißend
Das Eine, das das Andere will faſſen,

Die, aller Liebe feind, ein großes Haſſen
Begünſt'gen, nur mit Schein der Liebe gleißend:
So wütheten die ſchreckenden Orkane
Im weiten eisdurchſtarrten Oceane.

4.

Da geht ein Stern auf an dem dunkeln Himmel,
Und er vergrößert ſich zum Sonnenbilde,
Es jauchzt die Welt in ſeinen Lebensſtrahlen,
Der Mai umarmt die lächelnden Gefilde,
Es wallt und wogt ein freudiges Gewimmel,
In deſſen Blick ſich kühne Flammen malen,
Bewunderung zu zahlen
Dem Stern, der Sonne, die herniederblicket;
Sie ſchaun zu ihr empor aus dumpfen Modern,
Und fühlen ſich von Thatendrange lodern,
Und fühlen ſich in ihre Bahn gerücket;
Das winterliche Chaos iſt verſchwunden,
Der Frühling iſt, der Schöpfer iſt gefunden.

5.

Wer iſt es, der dort auf der Trommel ſitzet,
Beſchattet von dem Wipfel einer Eiche?
Des Tages Donnerſtimmen ſind verklungen,
Und die Gefilde decket Leich' an Leiche;
Sagt, ruht er wohl? Doch nein, ſein Auge blitzet —
Des Unglücks Rieſe hat mit ihm gerungen,
Doch ſtark und unbezwungen,
Wenn düſter auch und in ſich ſelbſt begraben,
Des Schmerzes wilde Wogen von ſich ſpülend,

Gebeugt ein doppelter Titan ſich fühlend,
Den ſchon geahnte neue Siege laben,
So ſitzt der hohe König, der ihr gleiche,
Da unter'm Dach der ſturmgewohnten Eiche.

6.

Schon Mollwitz ließ ihm mit dem Lenz erblühen
Den Lenz des Ruhms, es ſah ihn Czaslau ſiegen,
Und Hohenfriedberg ließ ihn groß erſchauen;
Und immer höher ſah den Aar man fliegen,
Und ſtrahlender Boruſſia's Sonne glühen;
Bei Lowoſitz und Prag von blut'gen Auen
Wegwandte ſich mit Grauen
Die Löwin Auſtria, die ihn zu bänd'gen
Gedachte und ihn doch nicht bänd'gen konnte;
Denn ſchreckender erſchien am Horizonte
Stets der Komet, der, ſtatt die Bahn zu end'gen,
Nur neue Donner ausgebar zu alten,
Die grauſer als die vorigen erſchallten.

7.

Doch diesmal, ſcheint's, hat ihn ſein Glück verlaſſen;
Ein Dämon blendete die hellen Blicke,
Die nimmer abgeirrt zu falſchen Wegen;
Schon winkt der Sieg, es flieht der Feind zurücke,
Es gilt, den krönenden Moment zu faſſen, —
Da klingt dem Heer des Königs „Halt!“ entgegen;
Es brennet, ſich zu regen,
Es bittet, fleht, und Deſſau's Fürſt beſchwöret;
Doch Friedrich droht ihm mit gezognem Schwerte.

Ach, blutend decket bald ſein Heer die Erde,
Der ſinnverwirrt auf keinen Rath gehöret;
Da ſieht er mit entſetzlichem Gefühle
Zu nichte ſich gemacht, ſtatt an dem Ziele.

8.

Doch Unglück zeigt die wahre große Seele,
Wie Stahl ſich an dem Feuer probt und läutert;
Es ſteht als Klippe da, an der das kleine
Gemüth rathlos in Stücke bricht und ſcheitert;
Der Genius, ob jene Bahn ihm fehle,
Im dunkeln Thal kein Mond, kein Stern ihm ſcheine.
Und man zermalmt ihn meine,
Er trägt im Buſen Monde, die erhellen
Die bängſte Nacht, und Sterne, die durchbrechen
Die dichtſte Finſterniß mit Flammenbächen,
Und Keulen, die das Bild der Furcht zerſchellen,
Das will ihn faſſen mit den Rieſenkrallen,
Und er wird doppelt groß, wenn er gefallen.

9.

Was Trümmer vor ihm liegt, ſieht er zum Thurme
Gebaut ſchon wieder; mit dem Staub gemiſchet,
Fühlt er ſich ſchon in Wolken wieder ſchweben,
Das Schickſalswetter hat ihn nur erfriſchet,
Und neu beflügelt wird er von dem Sturme;
Was ihm den Streich des Todes ſollte geben,
Giebt ihm zwiefaches Leben;
Unmöglichkeiten werden Möglichkeiten
Vor ſeinen kühnen Blicken, ſeinem Geiſte,

Der weiß, daß großer Wille Großes leiſte!
So reißt es ihn dahin in alle Weiten —
Er ſchüttelt ſein gigantiſches Gefieder,
Er iſt der Held, er iſt der Adler wieder!

10.

Den Kollin ſah gebeugt am Boden liegen,
Ihn ſieht empor ſich thürmen zum Koloſſe
Roßbach's erſtaunte Flur; nach deſſen Krone
Wien ſendet die vernichtenden Geſchoſſe,
In deſſen Blute Gallia will wiegen
Die Silberlilie, nach deſſen Throne
Der Eisbär aus der Zone
Des Nordens ſchreitet, um ihn umzuwerfen,
Nach deſſen Blut ſelbſt Schweden's Heldenlanze
Sich zückt, auf den zum großen Waffentanze
Die Fürſten Deutſchland's Todes-Schwerter ſchärfen;
Er donnerte, der Eine! — und ſie alle
Zerſtoben in die Weite vor dem Schalle!

11.

Doch gleich der Hydra Köpfen, die vernichtet
Sich neu und immer neu erwachſend heben,
So wachſen ſeiner Feinde Schlangenheere,
Und drohn, den Löwen wieder zu umweben;
Es ſtehn, wo er die Ausſicht hat gelichtet,
Stets neuer Felſen, neuer Wälder Meere;
Er findet nur die Wehre
In ſich. Auf ſeinen Geiſt ſieht man ihn bauen,
Auf ſeine Kraft, die Widerſtand nur ſtählet,

Auf jenen Muth, der nie die Feinde zählet,
Und auf ein Volk, deß ehernes Vertrauen
Zu ihm nicht wankt, das Gut und Blut und Leben
Wetteifernd brennt, für ihn dahinzugeben.

12.

So donnert er in zwanzig Schreckensſchlachten,
Von ſchwankender Geſchicke Sturm begleitet,
Im Wechſel von Mißlingen und Gelingen,
Von Glück und — Unglück, das das Ziel ihm neidet;
Die Hoffnungsſchimmer, die ihm trügend lachten,
Nur Sonnenblicke, die auf ſchwülen Schwingen
Gewitter wieder bringen!
Der Todesſchlund, der die geliebten Seinen,
Der Kleiſt, Schwerin und Winterfeld verſchlungen,
Ein Strudel nur, im Toben umgeſchwungen,
Den Opfern mehr der Opfer zu vereinen!
Ja ſelbſt ſein Sieg den thränenvollen Blicken —
Denn er war Menſch — oft ſchmerzliches Entzücken!

13.

Da endlich ſchwebte mit der weißen Fahne
Der Engel von Hubertusburg hernieder;
Der Edelſtein Sileſia war gewonnen
Und ſtrahlte hell aus Friedrich's Krone wieder;
Der Donner ſchwand, es ſchwiegen die Orkane,
Mit mildem Strahle leuchteten die Sonnen
Erſehnter Friedenswonnen;
Der König grüßte ſeiner Väter Hallen;
Den ſchönern Lorbeer ſich um's Haupt zu weben,

Der nicht von Blute trieft, war nun sein Streben;
Und segnend wie ein Gott umherzuwallen
In einem Volk, das wird durch alle Zeiten
Auf ihn als seiner Größe Schöpfer deuten.

14.

Er trocknete die Thränen, die geflossen,
Er heilte jede tiefgeschlagne Wunde,
Und ließ aus Hütten Häuser auferstehen;
Das große Werde! scholl aus seinem Munde,
Und Saaten sah man aus den Fluren sprossen,
Und an das Licht vor seines Athems Wehen
Des Geistes Blumen gehen;
Der Bildung Fruchtbaum sah man sich entfalten,
Es stieg des Rechts, der Tugend Himmelspalme,
Des Reichthums und der Güter grüne Halme
Sie rauschten als ein goldnes Meer und wallten
Im Sonnenschein des Friedens Segen! Segen!
Mit tausend Stimmen Friederich entgegen.

15.

Und wie er nichts dem Tode gleicher nannte
Als Müßiggang, und nöthig nicht zu leben,
Doch nöthig fand zu wirken, und zu regen
Die Kräfte, die dem Menschen sind gegeben,
So wußt' er allen Lebensstunden Bande
Der Ordnung und der Regel anzulegen;
Der Wissenschaft zu pflegen,
Als Philosoph, als Dichter sich zu senken
In der Betrachtung und des Forschens Schächte

Und lorbeerwürd'ge Früchte ſeiner Nächte
Und ſeiner innern Welt der Welt zu ſchenken,
Erglüht' er, bis die Flöte, die Vertraute,
In Schlaf ihn wiegte mit dem ſanften Laute.

16.

Nur eine Perle fehlte ſeiner Krone;
Daß er, der Auslandsmuſe zugewendet,
Des deutſchen Geiſtes Flügelſchlag verachtet,
Und ſeinem heil'gen Altar nicht geſpendet
Den Zoll, der kommen ſollte ſtets vom Throne;
Daß Klopſtock, Leſſing Ew'gem nachgetrachtet
Und eine Welt entnachtet,
Ihm unbemerkt, daß deutſcher Saitenſpiele
Klang ungehört vor ſeinem Ohr vertönte,
Der fränk'ſchem Afterwitze Freund verhöhnte
Gemüth und herzentquellende Gefühle;
Das iſt ein Schatten an des Hohen Glanze,
Ein mangelnd Reis an ſeinem ſchönen Kranze!

17.

Doch was er ſonſt erſchaffen und errungen,
Der ſich zum Brennpunkt machte aller Herzen,
Die ſtrahlten in dem Kreiſe ſeiner Zeiten,
Es lebt, es grünet fort in allen Herzen,
Es tönt und wiedertönt von allen Zungen,
Um ſeines Wirkens Dauer zu erweiten
Nach allen Ewigkeiten;
Ein Spiegel war er, doch nicht ſolch ein Spiegel,
In dem ſein ſtolzes Ich nur wiederſtrahlte,

Nein, einer war's, in deſſen Grund ſich malte
Die ganze Menſchheit, — deſſen Bild das Siegel
Des Himmels trug; des Himmels, der in Welten,
Die aus den Fugen, ſendet ſeine Helden.

18.

Der große Mann — er ſchläft nun längſt im Grabe! —
Geſunken iſt das ſchöne Aargefieder! —
Doch ob ſein Flammengenius entwichen,
Und nun ein Stern ſchaut von den Sternen nieder,
Noch blieb die alte Kraft im Magusſtabe
Des Scepters, da der Magus iſt entwichen,
Der einem Gott geglichen;
Boruſſia wahrt ſich treu, was ſie beſeſſen;
Ihr Heldenſchwert — es iſt der Feinde Schrecken,
Den Lorbeer ſieht man ihre Stirne decken;
Mit jedem Land der Erde darf ſich meſſen
An Stärke, wie an hoher Bildung Ruhme
Die ſchöner ſtets emporgeblühte Blume!

VIE DES
SAINTS
Das Leben
der
heiligen Frauen.
F. WHITTIER D.
A. DREVIERS SC.

Den christlichen Frauen gewidmet.

Das Buch der heiligen Frauen,

enthaltend

das Leben und Wirken

der

heiligen Jungfrau,

heiligen Magdalena,
heiligen Cäcilie,
heiligen Katharina,
heiligen Klothilde,
heiligen Elisabeth von Ungarn,
heiligen Theresia,
heiligen Genovefa,
heiligen Ursula.

Poetische Betrachtungen

von Madame E. von Girardin, Herrn von Beauchêne, Emil Deschamps, Alph. von Lamartine, Gustav de la Roue, Moreau, J. von Reseguier, Turquety;

Deutsch

von

Ortlepp.

Nebst einer vorausgeschickten christlichen Geschichts-Tabelle,
einem kurzen Auszuge der ganzen Kirchengeschichte,

und

einem Anhange

historischer Notizen über die christlichen Frauen,

über die Stiftungen, die man ihnen bis auf unsere Tage verdankt, ihren Einfluß auf die Civilisation der christlichen Gesellschaften, von N. V. von Esgny.

Ausgestattet mit 12 Abbildungen,

von E. Wattier gezeichnet, gravirt von Brevière in Rouen, Porret, Lafoste dem Aeltern, Lafoste dem Jüngern, Cherrier, Chevauchet in Paris, und Sears in London, und bei Härtel gedruckt.

Leipzig,
Anton Peeters Verlags-Komtoir.
1835.

Christliche

Geschichts-Tabelle.

Geſchichtstabelle.

Januar.

1. Märtyrertod des heiligen Felix, Papſt (274).
   Tod des heil. Baſilius des Großen (379).
   Heinrich III., König v. Frankreich, wohnt der kirchlichen Einweihung des Ordens zum heiligen Geiſte bei in einer Kapelle der Auguſtiner (1579).
   Edict des Herzogs von Savoyen gegen die Reformirten (1686).
2. Tod des heil. Telesphorus, Papſt (139).
   Eroberung v. Granada durch Ferdinand u. Iſabelle. — Zerſtörung der Maurerherrſchaft in Spanien (1492).
   Hinrichtung des Johann v. Leyden, des Anführers der Wiedertäufer (1536).
   Das franz. Parlament genehmigt nach viermonatl. Verzuge das Edict Heinrich's IV. wegen Wiederherſtellung des Jeſuitenordens in Frankreich (1604).
3. Tod des heil. Anteſus, Papſt (236).
   Der röm. Fürſtbiſchof Johann XVI. nimmt den Biſchöfen und Kirchen das Recht, heilig zu ſprechen.
4. Tod Eduard's III. des Bekenners, Königs von England (1066).
5. Der unrechtmäßige Biſchof v. Agra wird von den Truppen in der Vendée gefangen, zum Tode verurtheilt u. in Angers hingerichtet (1794).
6. Jeſus Chriſtus wird v. Johannes getauft (30).
   Tod des heil. Hyginus, Papſt (142).
   Kirchenverſammlung zu Rom (386).
7. Tod des Papſtes Innocenz X. (1655).
8. Tod des Papſtes Cöleſtin III. (1198).
9. Kirchenverſammlung zu Toledo (638).
10. Tod des heil. Melchiades, Papſt (314).
    Tod des Papſtes Vigilius (555).
    Tod des Papſtes Agathon (682).
    Stift. des Mönchsord. zu Fontevrault (1099).
    Tod des Papſtes Gregor X. (1276).
    Gründung des goldn. Vließordens durch Philipp den Guten, Herzog v. Burgund (1429).
11. Tod des Papſtes Johann VI. (705).
    Tod des Papſtes Gregor IV. (844).
    Edict des Kaiſers v. China, Yong-tſching, gegen die kathol. Religion.
12. Erklärung in Betreff der proteſtant. Kinder (1685).
13. Der Herzog u. die Herzogin v. Anhalt-Köthen treten zur kath. Kirche über (1826).
    Kirchenverſammlung zu Troyes in der Champagne (1128).
    Edict gegen die Duelle (1613).
14. Papſt Clemens V. ſpricht die Venetianer vom Banne frei (1313).
    Valentinian I., Kaiſer des abendl. Reichs, erläßt das Verbot, daß kein Chriſt, welches Verbrechens er auch ſchuldig ſei, mit den Gladiatoren um ſein Leben kämpfen ſolle (365).
15. Tod des Papſtes Stephan IX. (942).
    Das engliſche Parlament beſtätigt die beiden Rechtsſprüche des Erzbiſchofs Cranmer von Canterbury, daß die Ehe Heinrich's VIII. mit Katharina getrennt und deſſen Ehe mit Anna von Boleyn rechtmäßig ſei (1534).
16. Tod des heil. Marcellus, Papſt (310).
17. Die päpſtliche Regierung wird von Avignon wieder nach Rom verlegt (1377).
18. Tod des Papſtes Paſchalis II. (1118).
19. Aufhebung des Ordens der Jeſuitinnen (1639).
20. Auf Valentinian's I. Befehl wird für jedes Stadtviertel von Rom ein Arzt angeſtellt, welcher die Armen umſonſt behandelt (368).
    Tod des Papſtes Leo VI. (929).
21. Konſtantin der Gr. unterſagt den Gläubigern, ihren Schuldnern ihre Habe zu nehmen (320).
    Philipp Auguſt und Heinrich II. verhindern den dritten Kreuzzug (1188).
    Die Stadt Genf erklärt ſich für Farel's u. Kalvin's Partei (1535).
    Tod Ludwig's XVI. (1793).
22. Tod des Papſtes Stephan V. (817).
23. Tod Ferdinand's des Katholiſchen (1516).
    Die in Paris verſammelten Biſchöfe nehmen die Conſtitution Unigenitus an (1714).
    Bulle des Papſtes Pius VI. in Betreff der belgiſchen Inſurrection (1790).
25. Kirchenverſammlung zu Clarendon in England gegen Becket, ſeitdem der heilige Thomas von Kanterbury genannt (1164).
    Beſtätigung des Prieſterordens der Miſſion, genannt Lazariſten.
    Guſtav III., König von Schweden, geſtattet Religionsfreiheit (1779).
26. Zwei Jeſuiten gehen von Dieppe nach Canada (1611).
27. Tod des Papſtes Vitalian (672).
    Tod des Papſtes Sergius II. (847).
28. Tod Karl's des Großen (814).
    Tod Heinrich's VIII. (1547).
    Ludwig XIII. erneuert das Verbot der Duelle (1513).
29. Tod des Kardinals Fleury (1743).
30. Tod der h. Bathilde, Königin v. Frankr. (680).

Geschichtstabelle.

Februar.

1 Tod des Papstes Stephan III. (772).
Der versammelte Klerus von Frankreich verlangt von den Geistlichen die Unterzeichnung der gegen den Jansenismus gerichteten Glaubensformel, um die Anordn. des apostol. Stuhles in Kraft zu setzen (1661).
Tod des Papstes Alexander VIII. (1691).

2 Tod des Papstes Sabinianus (605).
Stiftung der Jubelfeier durch Bonifazius VIII. (1300).
Die Jesuiten in Peking reichen bei dem Kaiser v. China, Kan-Hi, eine Bittschrift ein, daß die christliche Religion im ganzen Reiche durch einen Staatsbefehl anerkannt werde (1693).

3 Tod des Papstes Klemens XIII. (1769).
Kirchenversammlung zu Paris (1528).
Peter du Châtel, einer der gelehrtesten Prälaten des 16. Jahrh., stirbt auf der Kanzel an einem Schlagflusse (1552).

4 Ferdinand III., König v. Kastilien und Leon, wird heilig gesprochen (1671).

5 Tod des Papstes Johann XI. (936).

6 Tod des Papstes Klemens XII. (1740).

7 Tod des Papstes Sisinius (708).

8 Tod des Papstes Pelagius II. (390).
Tod des Papstes Romanus I. (898).
Tod der Maria Stuart (1587).
Erklärung Ludwig's XIV. in Betreff der Reformirten (1669).

9 Hooper, Bischof von Gloucester, wird lebendig verbrannt (1555).

10 Die heil. Ligue wird zu Peronne gestiftet. Heinrich III. erklärt sich zu ihrem Anführer (1577).
Gelübde Ludwig's XIII. (1638).

11 Klodowig legt den Grund zur Kirche von Argenteuil bei Paris (501).
Philipp der Schöne, König v. Frankr., läßt eine Bulle des P. Bonif. VIII. verbrennen (1302).

12 Tod des Papstes Gregor II. (731).
Karl VI. erläßt den Befehl, daß den Verbrechern, welche zum Tode geführt werden, ein Beichtvater beigegeben werde (1397).

13 Aufhebung der Mönchsgelübde u. Mönchsorden in Frankreich (1790).
Plünderung des erzb. Palastes zu Paris u. der Kirche St. Germain-l'Auxerrois (1831).

14 Tod des Papstes Honorius II. (1130).

15 Verordnung des Papstes Klemens XIII. gegen den Jansenismus (1665).

17 Märtyrertod eines französischen Missionärs in China (1820).

18 Tod des Papstes Gregor V. (999).

19 Gründung des abendländischen Kaiserreichs (364).
Kirchenversammlung zu Konstantinopel (842).

20 Tod des Papstes Martin V. (1431).
Voltaire's Geburtstag (1694).

21 Tod des Papstes Julius II. (1513).
Tod des Papstes Benedikt XIII. (1730).

23 Die zehnte Christenverfolgung unter dem Kaiser Diocletian beginnt (303).
Tod des Papstes Martin II. (884).
Tod des Papstes Eugen IV. (1447).

24 Kaiser Karl's V. Geburt (1500), Krönung (1525), Abdankung (1556).
Tod des Papstes Felix II. (492).

25 Tod des Papstes Lucius II. (1145).
Kirchenversammlung zu Quierzi (857).

26 Karl der Große wird geboren (742).
Oekumenische Kirchenvers. zu Florenz (1439).

27 Die Heruler verlieren die Herrsch. ü. Ital. an die Ostgothen durch die Erober. v. Ravenna (493).
Stiftung des Hospitals zum heil. Gervasius zu Paris (1170).

28 Hinrichtung der Brunhilde, Königin von Austrasien (641).

Geschichtstabelle.

März.

1 Ermahnungsschreiben Gregor's XIV. an Heinrich IV. (1591).
1 Zusammenkunft Bossuet's und Claude's in Gegenwart des Fräuleins v. Duras (1678).
2 Tod des Papstes Simplicius (483).
2 Kirchenversammlung zu Soissons (744).
2 Heinrich III., König von Frankreich, wohnt einer Prozession der Büßenden bei (1583).
3 Edict von Konstantinopel über die Feier des Sonntags (321).
3 Tod des Papstes Pelagius I. (559).
3 Tod des Socinus, Stifters der socinianischen Kirche (1604).
3 Tod des Papstes Klemens VIII. (1605).
4 Tod des Papstes St. Lucius (253).
5 Eilfte ökumenische Kirchenversammlung (dritte Lateransynode) gegen die Waldenser und Albigenser (1170).
5 Der Kard. Bourbon wird durch einen Beschluß des Parl. zu Paris unter dem Namen Karl X. zum König von Frankreich ernannt (1590).
6 Urban VIII. untersagt das Lesen der Schriften von Jansenius (1642).
7 Tod des heiligen Thomas von Aquino (1274).
7 Tod des Papstes Innocenz XIII. (1724).
8 Jean de Dieu wird heilig gesprochen (1550).
8 Bulle des Papstes Julius III. gegen die verehelichten Priester (1554).
9 Tod des Papstes Cölestin II. (1144).
9 Ende der Berathungen des großen, in Paris versammelten Sanhedrins; die Juden nehmen Theil an den bürg. u. pol. Rechten (1807).
9 Ferdinand VII., König von Spanien, hebt die Inquisition auf (1820).
10 Wahl des Revolutions-Tribunals (1793).
11 Hinrichtung des Jakob Molai, Großmeisters der Tempelherren (1314).
12 Tod des Papstes St. Innocenz I. (417).
12 Tod des heiligen Gregor's des Großen (604).
12 Ignaz von Loyola, Franz Xavier, Therese und Philipp von Neri werden heilig gesprochen (1622).
12 Fenelon's Verdammung durch Papst Innocenz XII (1699).
13 Schlacht bei Jarnac (1569).
13 Erste jährliche Einweihung einer goldenen Rose durch den Papst (1766).
14 Schlacht bei Ivry (1590).
15 Tod des Papstes St. Zacharias (752).
16 Tod Johann Lehennuyer's, des Bischofs von Lisieux (1578).
16 Tod des Papstes Agapetus II. (956).
18 Neunte ökumenische Kirchenversammlung (erste Lateransynode) wegen Wiedereroberung des heiligen Landes und wegen der Kirchendisciplin (1123).
18 Ehescheidung Ludwig's VII. v. Frankreich von Eleonore von Guienne (1152).
18 Tod des Papstes Honorius III. (1227).
19 Beschluß des franz. Parlaments, daß diejenigen, welche ohne Test. sterben, auch ohne bischöfl. Erlaubniß beerdigt werden können (1406).
19 Friedensedict in Frankreich (1563).
19 Eröffnung der Versamml. des Klerus (1681).
19 Tod des Papstes Klemens XI. (1721).
20 Tod des berühmt. Theologen Jac. Usher (1656).
21 Tod des heiligen Benedikt (543).
21 Stiftung des Cisterzienserordens (1098).
21 Hinrichtung des ersten protest. Erzbischofs von Kanterburn, Thomas Cranmer (1556).
22 Opposition gegen das von Leo X. mit Franz I. abgeschlossene Concordat, worin er die pragm. Sanct. d. gall. Kirchenfreiheit aufhob (1516).
22 Das Concord. wird in Frankr. anerkannt (1574).
22 Der Kaiser von China, Kang-Hi, gestattet den Christen in seinen Staaten Religionsfreiheit (1692).
23 Oeff. Erklärung des Klerus von Frankr. (1682).
24 Tod des Papstes Nikolaus V. (1455).
24 Karl V. überläßt den Johannitern die Insel Malta (1530).
25 Tod des Papstes Klemens III. (1191).
25 Kirchenversamml. zu Pisa, wo Benedikt XIII. u. Gregor XII. abgesetzt werden (1409).
26 Tod des Papstes Johann IX. (900).
27 Tod des Papstes Gregor XI. (1378).
27 Friede von Lonjumeau, zwischen den Katholiken u. Protestanten geschlossen (1568).
27 Napoleon wird von Pius VII. in Bann gethan (1808).
28 Tod des Papstes Sixtus III. (440).
29 Tod des Papstes Stephan IX. (1058).
30 Jesus Christus hält seinen Einzug in Jerus. (33).
30 Heinrich III. beginnt die Reformation in England (1534).
31 Der heidnische Herzog der Normandie, Roland, wird getauft (912).
31 Kirchenversammlung zu Vezelai (1146).

Geschichtstabelle.

April.

1 Maximianus wird röm. Mitregent (286).
Diocletianus u. Maximianus legen die Regierung nieder (300).

2 Das h. Oelglas zu Rheims kommt in die Hände der Engländer und Burgunder (1439).
Tod des heiligen Franziskus de Paula, des Stifters des Mönchsord. d. Minimen (1507).
Die Jesuiten werden aus Span. vertr. (1767).

3 Jesu Christi Kreuzestod (33).
Tod des Papstes Honorius IV. (1287).
Definitive Anerkennung der Bulle Unigenitus (1730).
Erklärung mehrerer französischer Bischöfe (1826).

4 Tod des Papstes Nikolaus IV. (1292).
Gründung der Abtei von Saint-Germain-lès-Paris, seitdem Saint-Germain-des-Près genannt (1543).
Zerstörung der reformirten Kirchen in Paris (1562).

5 Der h. Ludwig, König v. Frankr., wird in Aegypten gefangen genommen (1250).
Auferstehung Jesu Christi (33).

6 Tod des Papstes Colestin I. (432).

7 Tod des Papstes Gregor XIII. (1585).

8 Tod des Papstes Benedikt III. (851).
Zehnte allgem. Kirchenversammlung, im Lateran gehalten (1139).

9 Tod des Zeno Isauricus (491).
Tod des Papstes Constantin (715).

10 Die Orgeln werden zuerst in den Kirchen gebraucht (757).
Stiftung des h. Ludwigsordens (1693).

11 Tod des Papstes Leo I. (461).
Tod des Papstes Donus (oder Domnus) (679).

12 Tod des Papstes Julius I. (352).
Kirchenversammlung zu Rom (769).
Einnahme Konstantinopels durch die Kreuzritter (1204).
Eroberung von Simabara u. Vernichtung der letzten Christen in Japan (1638).
Franz von Borgia und Gaëtan werden heilig gesprochen (1671).
Bossuet's Tod (1704).

13 Edict von Nantes (1598).

15 Blutbad der Waldenser (1665).
Mad. Guyon widerruft ihre Irrlehren (1695).

16 Innocenz IV. übergiebt dem Pfarrer an der Kirche St. Germain-l'Auxerrois die Bannbulle gegen Kaiser Friedrich II. (1245).

17 Tod des Papstes St. Anicetus (161).
Tod des Papstes St. Soter (170).
Zwei Mönche in Florenz bestehen die Feuerprobe (1498).
Papst Paul V. belegt die ganzen venetianischen Staaten mit dem Interdicte (1606).
Organisation der Priester von der Mission unter Leitung des heiligen Vincentius de Paula (1615).

18 Feier des Osterlamms im Tempel zu Jerusalem, 33 Tage nach seiner Wiederherstellung (515).

19 Tod des Papstes St. Leo IX. (1054).
Protestation der Lutheraner auf dem Reichstage zu Speier (1529).
Melanchthon's Tod (1560).

20 Tod des Papstes Alexander II. (1073).
Tod des Papstes Klemens V. (1314).
Gesetz gegen den Kirchenraub (1825).

21 Deutsche Kirchenversammlung (742).
Vergleich zwischen Papst Paul V. und der venetianischen Republik (1607).

22 Tod des Papstes St. Gajus (296).
Tod des Papstes Agapetus (537).
Blutige Auftritte in Konstantinopel u. Hinrichtung des griech. Patriarchen Gregor (1821).

23 Kirchenversammlung zu London (1268).
Zweite Verdammung des Augustinus, der Hauptschrift des Jansenius (1654).

24 Kirchenversammlung zu Mailand (1573).

25 Tod des Papstes Landon (915).
Tod des Papstes Benedikt XII. (1342).
Tod des Papstes St. Eletus (83).

26 Tod des Papstes Anastasius I. (402).
Tod des Papstes Johann II. (535).
Tod des Papstes Stephan II. (757).

27 Tod des Papstes Leo XI. (1605).

29 Kirchenversammlung zu Trier (1310).

30 Tod des Papstes Johann XV. (996).

Geſchichtstabelle.

Mai.

1. Kirchenverſamml. zu Karthago, wo die Lehre des Pelagius verdammt wurde (418).
   Niederlage der Kreuzritter durch Saladin (1187).
   Tod des Papſtes Pius V. (1572).
   Tod des Diakonus Paris (1727).
2. Wahl des Papſtes Stephan VI. (896).
3. Tod des Papſtes Alexander V. (1410).
   Kirchenverſammlung zu Trient (1545).
   Tod des Papſtes Benedikt XIV. (1758).
4. Fünfte allgem. Kirchenverſammlung, gehalten zu Konſtantinopel (553).
   Konferenz zwiſchen Duperron und Dupleſſis-Mornay (1600).
5. Tod des h. Hilarius, Biſchofs zu Arles (449).
   Mahomed wird geboren (570).
   Napoleon ſtirbt (1821).
6. Kirchenverſammlung zu Toledo (589).
   Tod des Janſenius (1638).
7. Vierzehnte allgem. Kirchenverſammlung, in Lyon gehalten (1274).
   Die Indulgenz des Angelus von Johann XXII. in einer Bulle bewilligt (1327).
8. Jeanne d'Arc entſetzt Orleans (1429).
   Die Eheſcheidung wird in Frankreich aufgehoben (1816).
9. Tod des Kardinals Bourbon (1590).
10. Kirchenverſammlung zu Arles (813).
    Kirchenverſammlung im Lateran (1512).
    Kirchenverſammlung zu Mailand (1576).
11. Tod des Papſtes Paſchalis I. (824).
12. Tod des Papſtes Silveſter II. (1003).
    Stiftung des Ordens der Karmeliter (1171).
13. Tod des Papſtes Theodorus (649).
    Kirchenverſammlung zu London (1127).
    Unterwerfung des Königs v. England, Johann ohne Land, unter Papſt Innocenz III. (1213).
14. Jeſu Chriſti Himmelfahrt (33).
    Tod des Papſtes Johann XII. (964).
    Das fünfte Friedensedict wird dem Parlamente vorgelegt (1576).
15. Karl V. bewilligt den Proteſtanten das Interim (1548).
16. Tod des Papſtes Johann XXI. (1277).
17. Märtyrertod des heiligen Alexander (117).
    Prozeſſion des Herzogs von Joyeuſe (1588).
19. Kirchenverſammlung zu Tours (1163).
    Der Sultan Melek erobert Ptolemais u. macht ſo den Kreuzzügen ein Ende (1291).
20. Cranmer, Erzbiſchof von Canterbury, erklärt die Ehe Heinrich's III. mit der Infantin Katharina von Spanien als den göttlichen und menſchlichen Geſetzen zuwider und ſomit als dem Wohle des Staates nachtheilig (1533).
21. Tod des heiligen Germain, Biſchofs von Paris (576).
    Congreß zu Arranches (1172).
22. Tod Konſtantin's des Großen (333).
    Die Ueberreſte Ludwigs des Heiligen werden nach Saint-Denis geſchafft (1271).
    Tod des Papſtes Alexander VII. (1667).
23. Tod des Papſtes St. Urban I. (230).
    Belagerung v. Rhodus durch d. Türken (1480).
    Hinrichtung des Savonarola (1498).
    Der Aufſtand der Proteſtanten in Prag (1618).
24. Ausgießung des heiligen Geiſtes über die Apoſtel (33).
    Jeanne d'Arc wird gefangen (1430).
    Wunderthat des Paris (1732).
25. Tod des Papſtes Bonifazius IX. (614).
    Tod des Papſtes Gregor VII. (1083).
    Tod des Papſtes Alexander IV. (1261).
26. Tod des Papſtes St. Eleutherus (185).
    Kirchenverſammlung zu Weſtminſter (1162).
27. Tod des Papſtes Johann I. (526).
    Kalvin's Tod (1564).
29. Abſetzung des Papſtes Johann XXIII. (1415).
    Edict von Madrid gegen die Secte der Illuminaten (1622).
30. Jeanne d'Arc wird lebendig in Rouen verbrannt (1431).
    Innocenz X. verdammt die fünf Propoſitionen des Janſenius (1653).
    Publikation der Bulle Unigenitus (1759).
    Voltaire's Tod (1778).
31. Aufhebung des Revolutions-Tribunals (1795).

Geſchichtstabelle.

Juni.

1 Hieronymus von Prag wird verbrannt (1416).

2 Tod des Papſtes Eugen I. (658).
Kirchenverſammlung zu Sens (1140).

3 Der päpſtl. Legat hält über das liguiſtiſche Fußvolk aus den geiſtl. Ländern Heerſchau (1590).

4 Decret der theologiſchen Fakultät zu Paris (1610).
Belzunce's Tod (1735).

5 Die Einnahme v. Aleppo durch Saladin (1184).
Tod des Thomas Morus (1555).

6 Kirchenverſammlung zu Paris.
Tod des Papſtes Anaſtaſius III. (914).
Einführung des Feſtes Mariä Heimſuch. (1610).
Errichtung von allgem. Hoſpitälern in allen Städten Frankreichs (1662).

7 Eroberung Jeruſalems durch die Kreuzfahrer.

8 Mahomed's Tod (632).
Feſt des höchſten Weſens (1794).

9 Nero's Tod (68).
Papſt Klemens VII. kauft die Stadt Avignon für die Summe von 80,000 Livres (1348).
Tod des Grafen von Zinzendorf, Stifters der Sekte der mähriſchen Brüder (1760).
Das franzöſiſche Parlament erklärt, Rouſſeau's Emil ſolle zerriſſen und verbrannt werden (1762).

10 Tod Landri's, achtundzwanzigſten Biſchofs von Paris (662).

11 Synode zu Konſtantinopel (1341).
Kirchenverſammlung zu Paris (1811).

12 Die Abtei St.-Denis wird der biſchöfl. Jurisdiction entzogen (660).
Tod des Papſtes Adrian I. (816).
Fünfter Kreuzzug unter Ludwig dem Heiligen (1248).
Philipp der Schöne, König v. Frankr., appellirt gegen die über ihn ausgeſpr. Excommunication an die nächſte allg. Kirchenverſ. (1303).

13 Ende der zehnten Chriſtenverfolgung unter Diocletian (313).
Paul V. beſtätigt die Congregation der Urſulinerinnen (1612).

14 Ludwig VII. unternimmt den zweiten Kreuzzug (1147).

15 Der König von Spanien erhält den Titel: „katholiſche Majeſtät" (738).

16 Eroberung der Inſel Rhodus (655).
Verbot des Parlam. gegen die Duelle (1599).

17 Tod des Papſtes Adeodat (676).
Gregor VII. erklärt, daß der Titel „Papſt", den bisher alle Biſchöfe gleichmäßig führten, dem röm. Biſchof allein zukomme.

18 Edict, welches den Proteſtanten die väterliche Gewalt über die Kinder entzieht, die bereits ſieben Jahre alt ſind (1618).
Concordat des apoſtoliſchen Stuhls mit dem Königreiche der Niederlande (1827).

19 Die erſte allg. Kirchenverſamml. zu Nicäa (325).

20 Errichtung des Ritterordens von der Offenbarung St. Johannis in Rom (1694).

21 Galiläi widerruft (1638).

22 Dritte allgemeine Kirchenverſamml. zu Epheſus (431).
Tod des Papſtes Innocenz V. (1276).
Die Propaganda in Rom wird vom Papſte gegründet (1622).
Urtheilsſpruch der Inquiſition in Rom über Galiläi's Lehren (1633).

24 Der Papſt Leo VIII. folgt auf Joh. XII. (964).
Tod des Papſtes Nikolaus II. (1061).

25 Dritter Kreuzzug unter Philipp Auguſt von Frankreich (1190).
Uebergabe der augsburg. Konfeſſion (1530).

26 Tod des Kaiſers Julianus Apoſtata (363).
Kirchenverſammlung zu Karthago (404).
Wahl des Papſtes Alexander V. (1409).

27 Kirchenverſammlung zu Narbonne (791).

28 Cathelineau's Tod (1793).

Geschichtstabelle.

Juli.

1. Ludwig der Heilige schifft sich zum zweiten Male nach Palästina ein (1270).
1. Ausbruch der Unruhen, durch die fünf Propositionen des Jansenius herbeigeführt (1649).
2. Tod des Papstes Johann X. (928).
2. Verbesserte Einrichtung des Büßerinnen-Ord. Rousseau's Tod (1778). [zu Paris (1616).
3. Kirchenversammlung zu Orange (529).
3. Klemens VII. bestätigt den Kapuziner-Orden in seiner verbesserten Gestalt (1528).
3. Versammlung der Protestanten zu Chatellerault (1605).
4. Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England unternehmen den dritten Kreuzzug (1191).
5. Tod des Papstes Benedikt V. (965).
5. Eroberung Jerus. durch die Kreuzfahrer (1099).
5. Erste Niederlassung der Jesuiten in Paris (1561).
6. Tod des Papstes Benedikt XI. (1303).
6. Johann Huß wird verbrannt (1415).
6. Allg. Kirchenversammlung zu Florenz (1439).
6. Viertes Friedensedikt (1573).
6. Wahl des Papstes Klemens XIII. (1758).
7. Tod Peter's des Eremiten (1115).
7. Versammlung zu Bourges (1438).
7. Edict von Nemours (1585).
8. Erster Gebrauch geweihten Brodes in den französischen Kirchen (398).
8. Tod des Papstes Adrian III. (885).
8. Tod des Papstes Eugen III. (1153).
8. Tod des Papstes Gregor XV. (1623).
9. Tod des Papstes Anastasius II. (498).
9. Ankunft der Barfüßermönche in Paris (1587).
10. Kirchenversammlung zu Orleans (511).
10. Tod des Papstes Benedikt VII. (984).
10. Tod des Papstes Benedikt VIII. (1024).
11. Märtyrertod des Papstes St. Pius I. (150).
11. Zerstörung von Port-Royal (1709).
11. Ehescheidung Heinrich's VIII. von Anna von Cleve (1537).
12. Tod des Papstes Innocenz XII. (1760).
12. Der franz. Klerus erhält eine Civilverf. (1790).
13. Märtyrertod des Papstes St. Anacletus (96).
13. Tod des Papstes Johann III. (572).
13. Tod des Papstes Sergius IV. (1012).
14. Eroberung von Saint-Jean-d'Acre durch die Kreuzfahrer (1191).
14. Conföderation der Protestanten in Böhmen, Mähren u. a. O. (1619).
14. Decret des Papstes Klemens XI. gegen Quesnel's Schrift: Moralische Reflexionen (1708).
15. Concordat zwischen dem Papst Pius VII. und dem ersten Consul Napoleon (1801).
16. Flucht Mahomeds, Hegira (Hedschra) gen. (622)
16. Tod des Papstes Innocenz III. (1216).
17. Tod des Papstes Leo IV. (855).
17. Papst Benedikt IX. wird aus Rom vertrieben (1048).
18. Tod des Papstes Johann XVIII. (1009).
19. Tod des Papstes Symmachus (514).
20. Tod des Papstes Sylverius (538).
20. Erklärung des Papstes Klemens VIII. (1602).
20. Ein Parlamentsbeschluß verwirft die Legende von Gregor VII. (1729).
21. Klemens XIV. hebt vermittelst eines Breve den Jesuitenorden auf (1775).
22. Tod des Papstes Klemens X. (1676).
23. Kirchenversammlung zu Basel (1431).
23. Heinrich IV. begiebt sich nach St. Denis, um den Verhandl. der Theol. beizuwohnen (1593).
24. Das Glaubensbekenntniß Heinrich's IV. wird nach Rom geschickt (1593).
24. Tod des Papstes Paul II. (1471).
25. Tod des Papstes Innocenz VIII. (1492).
25. Uebertritt Heinrich's IV. (1593).
26. Tod des Papstes St. Zephirinus (217).
26. Absetz. des Gegenpapstes Benedikt XIII. (1417).
27. Einführung der Inquisition in Frankreich (1557).
27. Ignaz von Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, wird selig gesprochen (1609).
28. Tod des Papstes St. Viktor I. (197).
28. Tod des Papstes Viktor II. (1057).
29. Tod des Papstes Urban II. (1099).
30. Die zweite allg. Kirchenversammlung zu Konstantinopel wird geschlossen (381).
30. Gesetz Ludwig's XIV. wider die Gotteslästerer (1666).
31. Der Vertrag v. Passau, welcher den Protestanten freie Religionsübung gestattet (1552).
31. Edict von St. Germain-en-Laye (1561).

Geſchichtstabelle.

Auguſt.

1. Kirchenverſammlung zu Verona (1184).
   Der Herzog v. Anjou führt in der Berath., in der die Bartholomäus-Nacht beſchloſſen wurde, den Vorſitz (1559).
   Die Inquiſition verdammt des Janſenius Werk: Auguſtin (1641).
2. Märtyrertod des Papſtes St. Stephan (237).
   Tod des Papſtes Johann V. (687).
3. Ludwig VI. von Frankreich wird vom Erzbiſchof von Sens zu Orleans conſecrirt (1108)
4. Tod des Papſtes Martin III. (946).
   Königliche Erklärung in Betreff der Bulle Unigenitus (1710).
5. Der Kardinal Bourbon wird in Paris zum Könige ausgerufen (1589).
   Parlamentsbeſchluß von Tours aus, gegen die Vermahnungsbullen Gregor's XIV. (1590).
6. Tod des Papſtes St. Sixtus II. (258)
   Tod des Papſtes Hormisdas (523).
   Tod des heiligen Dominikus (1221).
   Tod des Papſtes Kalixtus III. (1458).
   Beſchluß des pariſer Parlaments, durch welchen der Jeſuitenorden vernichtet wird (1762).
7. Tod des Papſtes Stephan V. (891).
   Wiederherſtellung des Jeſuitenordens durch Pius VII. (1814).
8. Tod des Papſtes Damaſius II. (1048).
   Arnaud's Tod (1694).
9. Tod der Kaiſerin St. Irene (803).
10. Märtyrertod des heil. Laurentius (258).
11. Kirchenverſammlung zu Rom (430).
12. Tod des Papſtes Innocenz XI. (1689).
13. Tod der heiligen Radegunde, Gemahlin Klothar's I., Königs von Frankreich (587).
    Tod des Papſtes Sixtus IV. (1484).
14. Tod des Papſtes Pius II. (1464).
15. Der ſogenannte hinkende Friede von Saint-Germain-en-Laye zwiſchen den Katholiken und Hugenotten (1570).
17. Tod des Papſtes Alexander VI. (1503).
18. Tod des Papſtes Hadrian V. (1276).
    Tod des Papſtes Paul IV. (1559).
19. Zur Kirche des heil. Euſtachius in Paris wird der Grundſtein gelegt (1530).
    Tod des Papſtes Johann XIV. (985).
20. Tod des heil. Bernhard (1153).
    Ludwig XIII. erlaubt den Jeſuiten, in ihrem Kollegium zu Paris öffentliche Vorleſungen üb. alle Wiſſenſch. zu halten (1610).
21. Tod des Papſtes Gregor IX. (1241).
    Zuſammenkunft in Fontainebleau (1560).
22. Tod des Papſtes Nikolaus III. (1280).
23. Tod des Papſtes Leo VII. (939).
24. Das Blutbad in der St. Barthol.-Nacht (1572).
25. Kirchenverſammlung in Karthago (403).
    Ludwig d. Heil. ſchifft ſich nach Pal. ein (1248).
    Tod Ludwig's des Heiligen (1270).
    Ludwig IX. wird vom Papſte Bonifacius VIII. heilig geſprochen (1297).
26. Kirchenverſammlung zu Paris (1304).
27. Tod des Papſtes Eugenius II. (827).
    Tod des Papſtes Eugenius III. (1535).
    Tod des Papſtes Sixtus V. (1590).
28. Tod des heil. Auguſtin (430).
    Der Papſt verdammt achtundſechzig Propoſitionen von Molinos (1687).
29. Tod des Papſtes Pius VI. (1799).
30. Kirchenverſammlung zu Wincheſter (11..).
    Tod des Papſtes Alexander III. (1181).

Geschichtstabelle.

September.

1 Kirchenversammlung zu Vercell (1050).
Tod des Papstes Hadrian IV. (1159).
Allgemeine Versammlung des französ. Klerus (1656).

2 Die Türken heben die Bel. v. Wien auf (1683).

3 Schlacht bei Muret gegen die Albigenser (1213).
Vertreibung der Jesuiten aus Portugal (1759).

4 Tod des Kardinals Duperron (1618).

5 Tod des Papstes Johann XIII. (972).

6 Kirchenversammlung zu Albon (517).
Der Papst verdammt die Provinciales des Pascal (1657).
Ludwig XV. legt den Grundstein zur Kirche der heiligen Genovefa (1764).

7 Kirchenversammlung zu Toledo (400).
Titus erobert und zerstört Jerusalem (70).

8 Tod des Papstes Sergius I. (771).
Versammlung zu Worms (1112).
Die Bulle Unigenitus wird in Rom publicirt (1713).

9 Die Unterredung zu Poissy (1560).

10 Bulle des Papstes Sixtus V. gegen den König v. Navarra u. den Prinzen Condé (1585).

11 Kirchenversammlung zu Agde (506).
Kirchenversammlung zu Paris (573).
Der Großwesir Mustapha hebt die Belagerung von Malta auf.

12 Tod des Papstes Innocenz VI. (1362).
Die Kongregation zur Verbreitung des Glaubens verbietet einige chinesische Gebräuche bis auf weitere Anordnung des römischen Stuhles (1645).

13 Hinrichtung Babington's (1586).

14 Tod des h. Johannes Chrysostomus (407).
Tod des Papstes Hadrian VI. (1523).

15 Einsturz der Kirche Saint-Thomas-du-Louvre (1739).

16 Tod des Papstes St. Martin I. (655).
Tod des Papstes Viktor III. (1087).

17 Tod des Papstes St. Hilarius (467).
Verbannung der Juden aus Frankreich auf ewige Zeiten (1394).
Die Inquisition in Spanien erhält eine neue Organisation (1480).
Heinrich IV. empfängt v. Papste Absol. (1595).

18 Die Machtvergrößer. des P. Stephan III. (752)

19 Verordnung des Erzbischofs von Paris (1756).

20 Niederlage des Attila durch Aetius (451).

21 Tod des Papstes Conon (687).
Gründung des Hospitals des Quinze-Vingts (1250).
Schlacht bei Arques (1589).

22 Das Breve Paul's V. an die Katholiken in England (1606).
Tod des Klemens XIV. (1774).

23 Märtyrertod des Papstes St. Linus (67).
Konstantin verlegt den Sitz der röm. Regierung nach Byzanz (330).

24 Wunderbarer Sieg des Konstantin über den Maxentius (312).
Tod des Papstes Liberius (366).
Siebente allg. Kirchenvers. in Nicäa geh. (787).
Tod des Papstes Innocenz II. (1143).
Tod des Papstes Adrian VI. (1523).

25 Tod des Papstes Klemens VII. (1534).
Religionsfriede von Augsburg; die deutsche Freiheit und die protestantische Kirche erhalten sich gegen Karl V. (1555).

26 Tod des Papstes St. Eusebius (310).
Tod des Papstes Urban VII. (1590).

27 Bossuet wird geboren (1627).
Tod des h. Vincentius de Paula (1660).
Tod des Papstes Innocenz XII. (1700).

28 Orleans wird v. den Protest. wieder gen. (1567).

29 Kirchenversammlung zu Konstantinopel (394).

30 Tod des heiligen Hieronymus (420).

Geschichtstabelle.

Oktober.

1 Tod des Papstes Bonifazius IX. (1404).

2 Saladin erobert Jerusalem und vernichtet das Königreich (1187).
Tod des Papstes Urban IV. (1264).
Tod des Kardinals von Berulla (1629).

3 Absetzung des Dioskurs, des Patriarchen v. Alexandria (451).
Sieg des Herz. Heinrich v. Anjou über den Adm. Coligny in der Schlacht bei Moncontour (1569).

4 Kirchenversammlung zu Saragossa (380).
Tod des heil. Franziskus von Assisi (1226).
Heinrich VIII., König von England, wird nach Rom vorgeladen; England wirft das Joch des Papstes ab.

5 Achte allg. Kirchenversammlung, zu Konstantinopel gehalten (869).
Tod der heil. Therese (1582).
Es wird nach der Bulle Unigenitus an eine künftige Kirchenversammlung appellirt (1718).

6 Niederlage d. Sarazenen durch Himerius (902).

7 Tod des Papstes St. Markus (336).
Sieg des Herzogs Johann von Oestern. über die Türken bei Lepanto (1571).

8 Versammlung der afrik. Kirche zu Hippo (393).
Vierte allg. Kirchenversammlung, zu Chalcedon gehalten (451).

9 Johannes der Täufer tritt auf (26).
Tod des Papstes Klemens II. (1047).

10 Tod des Papstes Valentinus (827).
Zwingli's Tod (1531).

11 Tod des Papstes Bonifazius VIII. (1303).

12 Tod des Papstes Felix III. (529).
Tod des Papstes Honorius I. (638).
Tod des Papstes Johann IV. (642).
Der nach Rom geladene Luther erscheint vor dem Legaten (1518).

13 Greuelszenen in Irland (1641).

14 Tod des Papstes St. Kalixtus I. (222).

15 Tod des Papstes Gregorius XIV. (1591).

16 Luther's Anschlag seiner Thesen gegen den Papst (1518).
Alexander VII. bestätigt Innocenz's X. Verdammung der Lehre des Jansenius (1656).
Fünfte allgemeine Kirchenversammlung, zu Vienne in der Dauphiné gehalten (1311).
Tod der Marie Antoinette (1793).

17 Kirchenversammlung zu Paris (1050).

18 Tod des Papstes Johann VII. (707).
Tod des Papstes Urban VI. (1389).
Tod des Papstes Gregor XII. (1417).
Tod des Papstes Pius III. (1503).

19 Tod des Papstes Urban III. (1187).

20 Tod des Papstes Benedikt IV. (904).
Das Bisthum von Paris wird zu einem Erzbisthum erhoben (1622).

21 Tod des berühmten Kamaldulenser-Generals Ambrosius (1439).

22 Ludwig XIV. hebt das Edict von Nantes wieder auf (1685).

23 Kirchenversammlung zu Macon (585).

24 Tod des Papstes St. Marcellinus (304).

25 Tod des Papstes Bonifazius I. (422).
Tod des Papstes Bonifazius II. (635).

26 Tod des Papstes Euaristus (108).
Die Johanniter-Ritter nehmen die Insel Malta in Besitz (1530).

27 Tod des Abbé von Rancé, welcher den Orden de la Trappe reformirte (1700).

28 Einnahme von Rochelle (1628).

30 Tod des Papstes St. Pontianus (235).

31 Gesetz gegen die Magier (364).
Tod des Papstes Johann XVII. (1003).
Stiftung des Karmelitenordens (1608).

Geſchichtstabelle.

November.

1 Stiftung des Feſtes Aller Heiligen (835).

2 Stiftung der Gedächtnißfeier der Todten (998).
Decret der franzöſiſchen Nationalverſammlung, nach welchem alle Güter des Klerus dem Staate anheim fallen (1789).

3 Tod des heil. Karl Boromäus (1584).
Chriſtine, Königin von Schweden, tritt zur kathol. Kirche über (1655).

5 Tod des Papſtes St. Leo (461).
Kirchenverſ. zu Koſtnitz, wo J. Huß u. Hieronymus von Prag verdammt werden (1414).
Die Ordensſchweſtern v. Port-Royal werden in mehrere Klöſter vertheilt (1709).

6 Tod des Papſtes Johann XIX. (1033).
Kirchenverſammlung zu Taragona (516).
Tod des Papſtes Innocenz. VII (1406).

7 Sechſte allg. Kirchenverſammlung, zu Konſtantinopel gehalten (680).
Pius VI. ſtiftet in einer Bulle das Biethum von Baltimore (1789).
Abdankung Gobel's, Biſchofs zu Paris (1793).

8 Kirchenverſammlung zu Karthago (398).
Kirchenverſ. zu Konſtantinopel (448).
Tod des Kardinals Ximenes (1517).

9 Leo X. verdammt Luther's Lehre (1518).
Die römiſche Inquiſition verdammt Arnaud's Schrift gegen die Jeſuiten (1609).
Verſammlung des franz. Klerus (1682).

10 Tod des Papſtes Paul III. (1549).
Schlacht bei Saint-Denis (1567).
Das Feſt der Vernunft in Frankr. (1793).

11 Zwölfte allg. Kirchenverſammlung, im Lateran gehalten (1215).
Congregation der Väter des Oratoriums (1611).

12 Tod des Papſtes Bonifazius III. (606).

13 Tod des Papſtes Nikolaus I. (867).
Die Synode zu Dortrecht (1618).

15 Kirchenverſammlung zu Rom (826).
Franz II., König von Frankreich, erläßt ein Edict gegen die Proteſtanten (1559).

16 Tod des Papſtes Gelaſius II. (498).

17 Kirchenverſammlung zu Tours (567).
Tod des Papſtes Cölestin IV. (1241).

18 Der Abbé de Prades vertheid. ſ. Theſis (1751).
Kirchenverſammlung zu Clermont (1195).

19 Tod des Papſtes Gelaſius I. (496).

20 Voltaire wird geboren (1695).

21 Die Jeſuit. werden aus Neapel verbannt (1767).

22 Ludwig XIV. legt den Grundſtein zur Kirche Saint-Roch in Paris (1665).

24 Tod des Papſtes Lucius III. (1185).
Tod des ſchottiſchen Reformators Knox (1572).

25 Tod des Papſtes Hadrian II. (872).
Saladin's Niederlage bei Jeruſalem durch die Chriſten (1177).

26 Tod des Papſtes St. Siricius (398).

27 Klodowig's Tod (511).

28 Tod des Papſtes Gregor III. (741).
Tod des Gegenpapſtes Benedikt XIII. (1424).

29 Tod des Papſtes Klemens IV. (1268).

30 Bianka von Kaſtilien ſtirbt (1252).

Geſchichtstabelle.

December.

1 Tod des Papſtes Leo X. (1521).
Anerkennung des Edicts zur Aufhebung der Jeſuiten in Frankreich (1764).

2 Tod des Papſtes Anaſtaſius IV. (1154).
Tod des heil. Franz Xavier (1552).

3 Sixtus V. beſtimmt in einer Bulle die Zahl der Kardinäle auf ſiebenzig (1586).

4 Tod des Papſtes Johann XXII. (1334).

6 Tod des Papſtes Leo V. (904).
Tod des Papſtes Sergius III. (912).
Alphons v. Arragonien erringt einen glänzenden Sieg über die Mauren (1118).

7 Tod des Papſtes Klemens VI. (1352).
Tod des Papſtes St. Eutychianus (283).
Tod des Papſtes Innocenz IV. (1254).
Der Landgraf von Heſſen erhält von Luther die Erlaubniß, zwei Frauen zu haben (1539).
Eröffnung des Hoſpitals des Incurables zu Paris (1636).

9 Tod des Papſtes Pius IV. (1565).
Tod des Papſtes Klemens IX. (1669).

10 Zwei Breven des Papſtes Paul V. (1605).

11 Tod des Papſtes Damaſus (384).

12 Tod des Papſtes Kalixtus II. (1134).
Heinrich III. erkl. ſich z. Haupt d. Ligue (1577).

13 Abdankung des Papſtes Cöleſtin V. (1294).
Eröffnung der allgem. Kirchenverſammlung zu Trient (1545).

14 Abſchluß des Konkordats zwiſchen Leo X. u. Franz I. (1515).

15 Tod des Papſtes Johann VIII. (882).
Tod Kaſimir's V., Abts von St. Germain-des-Prés, nachdem er zuerſt Jeſuit, und dann König v. Polen geweſen war (1672).

16 Tod des Papſtes Gregor VIII. (1187).
Eheſcheidung zwiſchen Napoleon und Joſephine (1809).

17 Abdankung des Papſtes Gregor VI. (1046).

19 Tod des Papſtes Urban V. (1370).
Die Jeſuiten werden auf neun Jahre aus Frankreich verbannt (1594).

20 Kirchenverſammlung zu Diospolis (415).

22 Tod des Papſtes Felix I. (274).

24 Soliman bemächtigt ſich der Inſel Rhodus (1522).
Tod des Papſtes Lucius III. (1185).
Tod des Petrus Venerabilis von Clugny (1156).

25 Klodowig läßt ſich taufen (496).
Der morgenländiſche Kaiſer Konſtantin wird getauft (719).
Taufe Wittekinds, Anführers d. Sachſen (785).
Gregor VII. wird gefangen genommen (1075).

26 Tod des Papſtes St. Dionyſius (269).
Tod des Papſtes Zoſimus (418).
Tod des Papſtes Hadrian I. (795).

29 Tod des h. Thomas von Canterbury (1171).

30 D. Krankenhaus Hôtel-Dieu brennt ab (1722).

31 Tod des Papſtes St. Sylveſter (335).
Stiftung des Schmalkaldiſchen Bundes (1530).
Tod des Papſtes Innocenz IX. (1591).
Wiklef's Tod (1387).

Emile Wauters 1897

EMELIE WATTIER Dc L. PARIS.
MUSEARS. SC. LONDON.

GREVIERE
Emile Wattier

R. WATTIER. DEL.
M. J. SEARS. SCH.

PORRET.

EMILE WATIER
LACOSTE FEURE

EM
Emile Wattier. inv.
PERRET.

Maria.
Emile Wattier sc.

Maria.

Die Gemeinschaft des Menschen mit Gott oder sein Einssein mit ihm — das ist das innerste Wesen, der Anfang, die Mitte und das Ende der Religion. Diese Vereinigung geschieht auf eine doppelte Weise: entweder läßt sich Gott zum Menschen herab, oder der Mensch erhebt sich zu ihm. Zum letzten und am herrlichsten erschien die Gottheit unter den Menschen, als das Wort Fleisch ward. Die Erhebung des Menschen zu Gott findet ihre letzte Vollendung in der Vergöttlichung. Die Menschwerdung Gottes war sichtbar in Christo, bis zur Vergöttlichung erheben sich die Heiligen, an deren Spitze Maria steht.

Maria ist das vollkommene wiedergeborene Weib, die himmlische Eva, in welcher die irdische sündhafte Eva glorreich verklärt worden ist. Und mit dieser Vergöttlichung des Weibes beginnt eine neue Zeit für dasselbe, die Zeit der Befreiung.

Mit Recht ist die Bemerkung aufgestellt worden, daß der erste Fluch im Paradiese insbesondere das Weib getroffen, wiewohl Eva, als die Rede der Verführung bei ihr Eingang fand, nicht sowohl aus Verderbtheit des Herzens, als wegen Mangel an Festigkeit des Willens, wie der heilige Ambrosius sagt, gefallen ist. Aber die Verführte wurde auch Verführerin. Sie hatte das Uebel in die Welt gebracht, da sie den ersten Menschen, welcher das ganze zukünftige Menschengeschlecht in sich trug, zur Sünde verleitete. Durch sie entstand der alte Götzendienst; ihre gebieterische Lust ward für Adam ein Idol, dem er in dem Heiligthume seines Herzens huldigte, anstatt den Willen Gottes zu thun. Daher entstand für das

Weib der größere Theil der Leiden und Trübsale, in denen die Menschheit lange büßen mußte. Um von dem Manne sich angebetet zu sehen, ward sie seine Sclavin, und so kam es, daß in der ganzen Zeit vor Christi Geburt die Knechtschaft des Weibes im weitern Kreise des Lebens sowohl als im engern der Familie durch die öffentliche Meinung, die Gesetze und durch die Sitte unerbittlich mit deren dreifachem schwerem Siegel bestätigt wurde; sie war der Eckstein in der gesellschaftlichen Ordnung, wie sie es jetzt noch in allen den Ländern der Erde ist, wohin das Licht der Wahrheit und die mit ihr ist, die Freiheit, noch nicht gedrungen ist.

Das Christenthum, welches jede unnatürliche Knechtschaft durch seine Lehre von der Kindschaft aller Menschen bei Gott an der Wurzel angriff, kämpfte insbesondere gegen die sclavische Unterwerfung der Frauen, indem es lehrte, daß Maria die Mutter Gottes sei. Wie hätten auch die Töchter Eva's länger Sclavinnen des gefallenen Adam bleiben können, seitdem die wiedergeborene Eva, die neue Mutter der Lebendigen, die Königin des Himmels und der Engel geworden war? Wenn wir in die Kapellen der heiligen Jungfrau eintreten, denen die Frömmigkeit einen besonderen Ruhm verliehen hat, so bemerken wir mit andächtiger Freude die Weihtafeln, welche die Hand einer Mutter, deren Kind von einer Krankheit wieder genaß, oder ein armer Matrose zum Danke für seine Rettung aus dem Schiffbruche hier aufhing. Aber die Augen der Vernunft und der Geschichte, welche die Verehrung der Maria als einen idealen Tempel betrachten, den die katholische Kirche für alle Zeiten und für alle Orte errichtet, schauen darin eine Weihtafel von weit höherer, umfassenderer und allgemein so[illegible] Bedeutung. Das stolze Scepter des Mannes hatte drei Jahrtausende lang schwer auf dem Haupte seiner Genossin gelastet; mit dem Tage aber, wo er seine Kniee vor dem Altare der Maria beugte, legte er es dankbar und ehrfurchtsvoll vor demselben nieder und hörte auf, gegen das Weib und gegen sich Tyrann zu sein; denn er hatte erkannt, daß er durch des Weibes Unterdrückung sich selbst entwürdige.

Die Wiederherstellung der Frauenwürde im Christenthume, welche sich so eng an den Cultus der Maria knüpft, findet besondere, tiefere Anklänge in den Mysterien dieser Verehrung. Maria ist das Vorbild der Wiedergeburt der Frauen, wie Eva das ihres Falles gewesen war, so daß dasjenige, was durch Maria unter Mitwirkung ihres Willens zur Wiederherstellung der Menschennatur geschah, auch, wiewohl im geringeren Maaße, die Wiedergeburt der Frauen unter dem Schutze des Christenthums bewirkte.

Auf der einen Seite war die erste Sünde ein Verbrechen aus Stolz. „Warum hat Gott Euch verboten, von diesem Baume zu essen, sprach die Schlange; wenn Ihr von dieser Frucht esset, werdet Ihr sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.“ Das war eine Verkündigung des Todes, welche der Engel der Finsterniß unter dem täuschend-lockenden Versprechen, göttlich wiedergeboren zu werden, verbarg, so wie es später eine Verkündigung des Lebens war, die der Engel

des Lichts der Maria brachte, die Verkündigung eines göttlichen Lebens unter dem Schleier der Menschwerdung. Der Stolz der Eva, welche der ihr willkommenen Rede zum Ungehorsam gegen Gott ein williges Ohr geliehen, ward durch die erhabene Demuth und unterwürfige Ergebenheit, die sich in Maria's Antwort: „Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie Du gesagt hast", aussprach, gesühnt.

Auf der andern Seite war die erste Sünde ein Verbrechen des Gelüstes: denn „das Weib schauete an, daß von dem Baume gut zu essen wäre und lieblich anzusehn und nahm von der Frucht," Worte, welche, wie man sie auch deuten mag, anzeigen, daß der Sinnenreiz vorherrschte und den Geist unter die Gewalt des Fleisches gab. Wie das Mittel gegen Stolz demüthige Unterwerfung ist, so ist das Mittel gegen die Sinnenlust freiwillig übernommenes Leiden, aber Leiden, welches die meiste sühnende Kraft hat, solcher Schmerz, den die mitleidige Theilnahme an dem Unglücke unseres Mitmenschen in uns erweckt, und den die Liebe zu dem unserigen macht, um ihn tragen zu helfen. Maria tilgte die Schuld der lüsternen Eva durch ihre schmerzliche Theilnahme an den Leiden des Gekreuzigten und somit zugleich an denen der gesammten Menschheit. Dieser zweite Akt der Sühnung ist im Feste des Mitleidens der Maria mit unserm Herrn und Heiland (misericordiae domini), so wie der erste in dem Feste der Verkündigung der Maria dargestellt.

Da nun diese Sühnung vollbracht ist, so ist auch die alte Eva untergegangen und die neue an ihre Stelle getreten. Der Sündenfall weicht der Verklärung, deren Andenken durch das Fest der Himmelfahrt der Maria, als ihr Symbol, gefeiert wird.

So deuten also diese drei Feste jene drei Hauptmomente an, in denen Maria unter Mitwirkung ihres menschlichen Willens und des göttlichen Geistes zur himmlischen Eva, zur Mutter des christlichen Weibes ward. Diesen drei Momenten entsprechen die drei Stufen oder Phasen der Wiederherstellung der Frauenwürde; auch sie hat nach ihrer Art ihre Verkündigung, ihr Mitleiden, ihre Himmelfahrt.

Wenn das Evangelium einem Volke verkündigt wird, so zeigen die Frauen, wie die Geschichte lehrt, eine besondere Seelenverwandtschaft, eine besondere Vorliebe für das Wort des Lebens und sie erfassen und verbreiten es wie von himmlischer Begeisterung ergriffen oft mit lebhafterem Eifer, als das männliche Geschlecht. Es ist, als wenn die dem Willen des Himmels gehorsame Antwort der Maria, welche sie dem Engel gab: „Siehe, ich bin des Herrn Magd," in der Frauen Herzen ein nachtönendes Echo gefunden habe. Diese Beobachtung bestätigt sich schon in der Geschichte des Heilandes selbst: waren doch die heiligen Freundinnen der Mutter Gottes eher am Grabe des Erlösers, als selbst der Jünger, den der Herr lieb hatte; sie erfuhren zuerst, daß Christus auferstanden, und brachten diese Kunde den Aposteln. Stets ist die Mission der Frauen bei Verbreitung des Christenthums von Wichtigkeit gewesen. Beim Beginn aller der großen religiösen Epochen sieht man diesen ein geheimnißvolles, himmlisches Wesen un-

ter der Gestalt einer Heiligen voranschweben. Als das Christenthum seine Altäre nicht mehr in Höhlen zu errichten brauchte, gab Helena, die Mutter Konstantins, der alten römischen Welt das wiedergefundene Kreuz, und Klotilde errichtete es bald in Frankreich über die Wiege der neuen Welt auf. Die vortrefflichsten Werke des heiligen Hieronymus verdankt die Kirche großentheils der Gastfreiheit, welche ihm die heilige Paula in ihrem stillen Zufluchtsorte in Palästina gewährte, wo sie ein römisches Damenstift gründete. Monika gab auf ihre Bitten dem wahren Augustin das Dasein. Im Mittelalter bewahrten die heilige Hildegard, die heilige Katharina von Siena, die heilige Therese weit besser, als die meisten Lehrer ihrer Zeit, die Tradition einer mystischen Philosophie, welche so wohlthätig und so belebend auf das Herz wirkt, daß noch jetzt manche vom Zweifel zerrissene Seele an dieser Quelle sich erquickt, um durch die Liebe zur Wahrheit hindurchzudringen.

Die Mission der Frauen bei Förderung des Christenthums besteht im Allgemeinen darin, daß sie die Wahrheit mehr dem Herzen und dem Gefühle, als dem Verstande nahe bringen. Maria offenbarte nicht das göttliche Wort, sondern sie gebar es durch die Kraft des heiligen Geistes, und darin liegt noch ein Vorbild für den Beruf des Weibes und den des Mannes bei der Verbreitung der Wahrheit, welcher nur ihre fortdauernde „Verkündigung" ist. Soll die Wahrheit bei uns Eingang finden, so muß sie zuerst unserer Erkenntniß enthüllt werden; und das ist das dem Manne eigenthümliche Geschäft, weil in ihm die Vernunftthätigkeit vorherrscht. Und da die Vernunft, deren Licht jedem Menschen leuchtet, weniger von den Grundeigenthümlichkeiten, durch welche sich der einzelne Mensch von dem andern unterscheidet, abhängig und sie das ursprünglichste und allgemeinste Band der Menschengesellschaft ist, so ist auch der Beruf des Mannes bei dem Unterrichte in der Wahrheit ein öffentlicher, ein der großen Volksmenge gewidmeter; er hat die Kanzel und den Lehrstuhl inne und führt die Aufsicht über die Kirchenlehre. Im Weibe herrscht die Herzengewinnende Allgewalt und das Gefühl vor. Der heilige Paulus scheint dieß zu bestätigen, indem er zu wiederholten Malen die Männer ermahnt, ihre Frauen zu lieben, wie Christus seine Kirche geliebt habe, und es für überflüssig hält, den Frauen ein gleiches Gebot zu thun; er beschränkt sich darauf, ihnen Gehorsam gegen ihre Männer vorzuschreiben. Dieses Vorherrschen des Gefühls bestimmt die dem Weibe eigenthümliche Mission. Ihr Beruf ist, die Wahrheit ins Herz eindringen zu lassen und sie in Liebe umzuwandeln. Aber das Gefühl läßt sich nicht lehren, sondern nur einflößen, einhauchen. Die Liebe im Menschen wie in Gott selbst entsteht nicht auf dem Wege der Offenbarung, sie bildet sich durch unmittelbare Eingebung; nicht im Spiegel des Verstandes, sondern nur im hellen Quell des Gemüthes vermögen die Strahlen der Liebe erwärmend zu wirken; und die Wirkung jener Eingebung richtet sich nach der tiefinnersten Seelenbeschaffenheit, nach der Empfänglichkeit dessen, der die Wahrheit lieben lernen soll, sie ist abhängig von jenen außerordentlich zarten Nüan-

cen, von tausend kaum bemerkbaren Eindrücken, von jenen unsichtbaren Verschlingungen der Gefühle, Erinnerungen, Träume, Wünsche, Hoffnungen, worin kein Herz dem andern gleicht. Daher kommt es, daß die inspirationsähnliche Mission der Frauen ohne Geräusch und im Stillen wirksam ist. Im Heiligthume des häuslichen Kreises, im Schooße des Vertrauens, da wo die Herzlichkeit des Familienlebens und jene geistige Verwandtschaft, welche man Freundschaft nennt, und das Unglück, welches still getröstet sein will, wie es still geklagt hat, die Seelen zu Mittheilungen drängen, da zeigt sich jene christliche Wirksamkeit der Frauen; das Weib will nicht durch ihre Rede die Menschennatur erschüttern, aber jedes Herz ergreifen, ihr Wirken ist weniger geräuschvoll, aber desto eindringlicher. Die große Stimme, welche die Jahrhunderte hindurch die Wahrheit verkündigt, hat zwei Organe: das des Mannes hat die hellen, weithinschallenden Töne; das des Weibes die zarten, weichen, sanftüberredenden und trostreichen; nur aus der Vereinigung beider, nur aus ihrem Zusammentönen geht die klangvolle und liebliche Harmonie hervor.

Beklage sich über dieses sein Theil das Frauen-Geschlecht nicht. Wenn sie auch das andere Geschlecht nicht beherrschen können, so sollen sie es doch bilden, wie auch der Plato der Christen bemerkt: „Die moralische Bildung des Menschen ist vielleicht schon im zehnten Jahre vollendet; geschah sie nicht auf dem Schooße der Mutter, so wird dies immer ein großes Unglück sein. Nichts kann diese Erziehung ersetzen. Wenn sichs hauptsächlich die Mutter zur Pflicht machte, das göttliche Siegel tief der Stirne ihres Kindes einzudrücken, so kann man versichert sein, daß es die Hand des Lasters nie wird verlöschen können.“

Wenn unter dem Einflusse des Christenthums die Frauen einerseits durch den Antheil, den sie an der Verkündigung der Wahrheit haben, in ihre Würde wieder eingesetzt worden sind, so geschieht dies andertheils auch durch die Liebe, vermöge welcher sie an allen den Leiden, welche im Gefolge der Menschheit sind, den innigsten Antheil nehmen und sie versüßen; durch jene Liebe, welche ihr Vorbild, ihren Typus in der Maria hat, als sie weinend unter dem Kreuze die Schmerzen des Gekreuzigten mitempfand. Der Sänger des Messias, Klopstock, läßt in dem Augenblicke, wo Christus verscheidet, die Seelen des Adams und der Eva über Golgatha schweben, um ihr Werk, die Folgen ihrer ersten Sünde, zu schauen. Diese glückliche Idee ist einer schönen Deutung fähig. Der erste Mensch wird auf Golgatha durch den heiligen Johannes dargestellt, der einst der Apostel der Liebe, und eben hierdurch der Erstgeborene des neuen Geschlechts, durch Christum gezeugt, werden sollte. Eva erscheint als Maria. Aber Johannes war verlassen von seinen zerstreuten Gefährten und trug allein unter dem Kreuze den stillen Schmerz des Mannes. Anders war es bei Maria: ihr hatten sich die Freundinnen angeschlossen, die mit ihr die Thränen der schmerzlichen Theilnahme vergossen. Der erste Verein der Liebe und Barmherzigkeit ward hier von Frauen gestiftet, die ihnen gleichsam durch die letzten Seufzer des Erlösers

eingehaucht wurden. So wurde hier schon im Voraus eine Thatsache prophetisch angedeutet, welche sich durch alle Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung hindurch bestätigt hat. Der Antheil der Frauen an allen Werken der Barmherzigkeit und der aufopfernden Liebe ist stets größer gewesen, als der der Männer. Es ist, als ob für sie mit den Thränen der heiligen Frauen auf Golgatha eine reichere Quelle des Mitleides entsprungen sei, während das männliche Geschlecht nur die Thränen des einzigen Johannes geerbt hat. Ein großes Gemälde entfaltet sich hier vor dem Blicke, denn die Geschichte der Liebe ist eine große Geschichte, und gleichwohl ist sie die einzige, die noch Niemand geschrieben. Auch hier muß sich auf folgende Bemerkung beschränkt werden. Aus dem Schooße der katholischen Kirche ist mit einer unerschöpfbaren Fruchtbarkeit eine große Zahl religiöser Frauenvereine hervorgegangen, die die Linderung jedes menschlichen Elendes zum Zwecke haben. Sie sind es, welche mit Aufopferung zur Armuth sagen: Du bist unsere Tochter; und zum Unglück: Du bist unsere Schwester, ihr Beide seid Maria's geistige Nachkommenschaft. Alle diese Vereine haben sie zur Patronin, alle ihre Tugend zum Vorbilde; und in der That, ihre so gänzliche Aufopferung kann nur durch den Glauben möglich werden, auf den sich die Verehrung der heiligen Jungfrau gründet. Wie könnten sich auch, es kann dieß nicht oft genug wiederholt werden, wie könnten sich diese bewunderungswürdigen Frauen zu jedem Augenblicke und ohne Rückhalt den Werken der Liebe widmen, wie könnten sie ihr ganzes Leben dem Troste und der Linderung fremden Unglücks weihen, wenn ihnen als Gattinnen oder Müttern die Pflicht geböte, vor allem ihren Familien zu leben? Aber das Gelübde der Keuschheit, dieser Gottesbund, der ihnen die erhabenste aller Freiheiten, die Freiheit der hingebenden Aufopferung gewährt, ist der Nachklang der Verherrlichung der Keuschheit in der Mutter des Gottmenschen. In dem Hymnus, der am Charfreitage am Grabe des Erlösers gesungen wird, spricht die Kirche zur Maria: „O heilige Jungfrau, Du Gebenedeiete, sei mir gnädig!“ Was bittet da die Kirche? Gewiß eine große Gnade, da sie ihrer Bitte durch Lob und Preis Eingang zu verschaffen sucht. Diese große Gnade ist: „Laß mich mit dir weinen.“ Dieses Wort steht tief in den Herzen der Heroinnen der christlichen Liebe eingegraben. Weil sie sich selbst alles irdischen Trostes entbehrlich gemacht haben, darum sind sie stets bereit, den Leidenden zu trösten; und wenn sie nicht mit der heiligen Jungfrau weinen gelernt hätten, so würden sie nicht so theilnehmend mit jedem Unglücklichen Thränen vergießen können.

Im Dienste der Wahrheit den Mann unterstützen und sich ihm nachbilden, aber sein Führer und Muster sein im Dienste der Liebe, das sind die Pflichten, die Kennzeichen des christlichen Weibes, das sind die beiden Fundamente seiner Verherrlichung schon auf Erden. Denn das Mysterium der Himmelfahrt nimmt bei ihm gewissermaßen schon auf Erden seinen Anfang, und um dies zu beweisen, reicht es hin, zwischen dem Zustande seiner Erniedrigung, zwischen der entehrenden Stel-

lung der Frauen, ihrer physischen und moralischen Knechtschaft, zu der sie bei den berühmtesten Völkern und in den glanzvollsten Zeiten des Alterthums verdammt waren, und zwischen ihrer herrlichen und wunderbaren Verklärung, die sie dem Christenthume verdanken, eine Vergleichung anzustellen. Bei der Himmelfahrt der Maria wirkte die göttliche Natur ihrer Seele eine Umbildung ihrer körperlichen Hülle, welche die Eigenschaften der verklärten Körper, Unvergänglichkeit, Reinheit, Glanz und Fessellosigkeit annahm. Diese Umwandlung wird bei den Töchtern der Maria zwar erst am Tage der Auferstehung Statt haben, aber sie beginnt schon sich zu gestalten in ihrer socialen Stellung, welche gleich wie der Körper die Hülle ihres geistigen Lebens ist.

Das Christenthum hat den Frauen die Reinheit wiedergegeben, indem es den Ehebruch, die Vielweiberei, die nichts anderes als ein gesetzlicher Ehebruch, und das trügerische Recht der Ehescheidung, die nichts anderes als eine successive Vielweiberei ist, abschaffte und mit harter Strafe belegte. Die Heiligkeit, Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe, ihre Erhebung zu der Würde eines Sakramentes konnten allein der Rückkehr heidnischer Sitten, denen die Kirche auch anderwärts durch Frauen schützende Ehegesetze zahlreiche Hindernisse entgegensetzte, wirksam entgegentreten. Der katholische Glaube weiß aber auch und besonders in diesem Falle den scheinbar geringsten Einzelnheiten des moralischen Lebens die erhabensten Beziehungen zu geben. Die christliche Ehe ist nicht blos ein Bild der Vereinigung Christi mit seiner Kirche. Denn da dieser geheimnißvolle Bund zufolge des Ausspruchs des Fleisch gewordenen Wortes: „sie sollen eins sein, wie wir eins sind," wiederum die ewige Vereinigung der Dreieinigkeit darstellt, so steigt die Heiligkeit der Ehe immer höher und sucht ihren Ursprung in dem überschwenglichen Glanze des Allerheiligsten. Daher kommt die Glorie der Achtung und Ehrerbietung, mit der das weibliche Geschlecht bei den christlichen Nationen umgeben ist, eine Glorie, die gleichsam ein irdisches Schattenbild von dem glanzvollen Verklärungsgewande ist, welches den jungfräulichen Leib der Maria umfloß. Das dritte Attribut der wiedergeborenen und verklärten Körper, die Fessellosigkeit, die eine Befreiung von den Gesetzen der Materie oder die Freiheit ist, sich je nach der Stärke der himmlischen Sehnsucht in überirdische Räume aufzuschwingen, ist schon hier auf Erden in der Freiheit, welche das Christenthum den Frauen gestattet, vorbereitet; denn eben diese Freiheit, welche uns so natürlich zu sein scheint, ist in den Augen der dem Evangelium noch nicht gewonnenen Völker ein eben so großes Wunder, als es das Eis für die Bewohner der heißen Zone ist.

Die drei Arten der Wiedererhebung der Frauen durch das Christenthum entsprechen noch tiefer den höchsten Mysterien. Indem sie in Gemeinschaft mit dem Manne zur Verbreitung der Wahrheit beitragen, sind sie mit dem göttlichen Worte, dem Lichte aller Erkenntniß, verschwistert und eins geworden. Sie haben Theil an dem heiligen Geiste, dem Tröster, an dem Geiste der Liebe durch die Barmherzigkeit, vermöge welcher sie sich des hehren Vorrechtes

bemächtigen, den Leidenden beizustehen; und der hohe Grad von Einfluß und Freiheit, den man ihre irdische Himmelfahrt nennen könnte, ist ein Geschenk des Vaters, von dem alle Macht im Himmel und auf Erden ausgeht. So läßt das Christenthum mit einem Ueberreste des Zustandes vor dem Sündenfalle eine neue Eva hervorgehen; und wiewohl ihre gänzliche Wiedergeburt in dieser Welt nicht vollendet wird, so ertheilt es ihr doch schon etwas von dem verlornen Paradiese.

Diese Wiederherstellung der Frauenwürde im Christenthume, welche sich, wie wir gesehen haben, auf die Verehrung der heiligen Jungfrau gründet, ward in den ersten christlichen Jahrhunderten durch jene Secten bedroht, welche der Maria den Titel der Mutter Gottes streitig machten. Eine allgemeine Kirchenversammlung trat zusammen, um ihr denselben zu erhalten. Denn obwohl die damals verhandelte Frage hauptsächlich nur das Mysterium der Fleischwerdung des Wortes angriff, so griff sie doch auch in einer weitern Beziehung die wie durch ein Wunder geschehene gesellschaftliche Anerkennung der christlichen Frauen an. Der göttliche Charakter, den ihnen das Christenthum gegeben, würde sich mit jenem Tage verdunkelt haben, an welchem der Name der Mutter Gottes aus dem Symbole vertilgt worden wäre, denn der Stern aus dem Morgen hätte sich nicht verfinstern können, ohne auch auf das Schicksal der Frauen auf immer einen Unheilbringenden Schatten zu werfen.

In große Gefahr kam ihr Loos im Mittelalter zur Zeit der Kreuzzüge. Das bewaffnete Europa zog nach Asien aus und sollte dort die Sitten der Muselmänner und ihre sinnliche Religion kennen lernen. Es stand zu befürchten, daß die Sieger ihnen unterliegen, daß sie fremde Ideen und ungekannte und verderbliche Anfechtungen mitbringen würden. Aber gerade in dieser Zeit erwachte die Hingebung und die Verehrung der heiligen Jungfrau mit erneuter Stärke, und das war offenbar ein Werk der Vorsehung. Der große Mann jenes Jahrhunderts, auf dessen donnernden Ruf die Nationen nach Syrien eilten, hatte Worte voll unaussprechlicher Kraft und Ueberredung in der Lobpreisung Maria's und in tausend Herzen tönte die gewinnende Rede, man könnte sagen, der überirdische Gesang des heiligen Bernhard wieder; gleich als ob ein Lichtstrahl von Oben ihm enthüllt hätte, daß in dem Augenblicke, wo die Christenheit den Verlockungen der alten Schlange des Morgenlandes entgegenginge, in Eile die Begeisterung für die göttliche Jungfrau geweckt und die Reinheit und der magische Zauber ihres Cultus der unreinen Verführung gegenübergestellt werden müßte.

In unsern Tagen haben Einige den Frauen die Worte wieder zugerufen, welche Eva hörte, als der Satan ihr versicherte, sie wäre ein freies Weib. Man hat ihnen gesagt, daß die Kenntniß des Guten und Bösen ihnen endlich enthüllt werden würde, daß die Nachahmung der Thiere zugleich das Geheimniß, göttlich zu werden, in sich schließe. Aber man hat ihnen in diesem vorgespiegelten Eden eine Hölle verheißen, doch glücklicherweise haben diese strafbaren und thörichten Verlockungen keine große Macht der Verführung ausgeübt. Die Frauen selbst ha-

ben zuerst erkannt, wohin das führen könne, und vermöge ihres Seherblicks des Herzens, der schneller als der Verstand das Rechte begreift, eingesehen, daß kein wirklicher Fortschritt geschieht, als auf der vom Christenthume vorgezeichneten Bahn, daß sie dann, wenn sie sich von dieser Bahn entfernten, nur rückwärts, nicht blos zu den heidnischen Sitten und Lastern, sondern auch zu etwas, was noch schlimmer ist, zur Knechtschaft zurückgehen würden, und daß ihnen außer dem strengen und zugleich milden Dienste der Mutter Maria nichts als Trug, Knechtschaft und Sünde drohe.

Heilige Jungfrau! diese Zeilen, die ich am Tage Deiner unbefleckten Empfängniß geschrieben, ich bringe sie Dir dar und bitte Dich, mir deshalb zu verzeihen! Ich fühle nur zu wohl, daß Deine Verehrung noch höhere, noch göttlichere Wunder in sich schließt, als meine schwache Feder zeichnen konnte. Ich habe blos das Näherliegende, die Wirkungen Deiner Anbetung auf Erden betrachtet; aber ihre höchste Beziehung, die in die Geheimnisse des Himmels eingeht, habe ich im Dunkel meiner Unwissenheit nicht erschaut. O Mutter der Menschen! Du bist, nach einem alten und heiligen Ausspruche, die erstgeborne Tochter des Schöpfers, deren Haupt hinter den Sternen verborgen ist, während die Fransen Deines Kleides über die Erde ausgebreitet sind. Diejenigen, welche einen reineren Blick, als der meinige ist, haben, mögen die zwölf Sterne deuten, mit denen Dein Haupt gekrönt ist. Ich habe bei weitem nicht würdig genug Deine hehre Größe dargestellt und blos zu zeigen versucht, wie die Töchter der Eva den Saum Deines wunderreichen Gewandes berühren und die ausströmenden Wohlgerüche athmen, von denen die Braut im hohen Liede spricht. Andere werden es besser thun, als ich; denn die Zionsharfe wird ihnen gegeben werden, damit sie es sagen, und die Zeit nahet, wo die christliche Dichtkunst, im Aufschwunge ihrer Wiederbelebung, zu Deiner Verherrlichung erzählen wird, was weder Deine ehrwürdigen Kathedralen, noch die Madonnen Raphaels, noch Pergolesi's Töne verkündet haben. Diese große poetische Feier wird vorbereitet und die Anstalten dazu treten schon sichtbar hervor. Das Heidenthum, das die ewige Herrschaft in den Künsten zu behaupten schien, ist durch den christlichen Geist daraus verdrängt worden. Die erdichteten Gärten der Hesperiden mit ihren goldnen Früchten verbergen uns nicht mehr das irdische Paradies. Wir begreifen nun, welch eine unsterbliche Hoffnung der Fabel von der Pandora zu Grunde liegt, und aus den Wolken, in denen der fabelhafte Olympus sein Haupt birgt, strahlen weithin Golgatha's und Thabor's Scheitel. Wohlan, o Maria, Du Gnadenreiche, Dein Platz ist Dir bereitet, er ist erhaben und herrlich! Wie einst die schamlose Venus über die sinnliche Dichtkunst herrschte, so wirst Du als Königin den Thron der vergeistigten Dichtkunst besteigen. Von ihr werden besungen werden die Geheimnisse des Lebens und des Todes, der Jahrhunderte alte Schmerz und die Freuden der Zukunft, und Du, o gebenedeiete Schmerzensmutter, besitzest das Geheimniß dieser Dinge und deren innige Harmonie! Wohl ist der Weihrauch rein, und schön sind die Blumen, welche die Hand der

Jungfrauen in Deinen Kapellen ſtreut; aber die Stimme der Seele, die heilige Dichtkunſt, welche ſich auf dieſer Erde beengt fühlt, die das Vorgefühl einer ſchönern Welt hat, die das Unendliche wiedergeben will, deren ganze Geſänge ein ſtilles Gebet ſind, ſie erhebt ſich höher als der Wohlgeruch der Blumen und des Weihrauchs. Sie ſchwingt ſich auf bis zu Deinem Himmelsthrone, bis dahin, wo Du zu Deinen Füßen in den unermeßlichen Gefilden des Weltalls die Sterne gleich Blumen des Lichtes aufkeimen, und die Schöpfung wie ein ewiges Weihrauchgefäß ſich bewegen ſiehſt.

Die Gnadenreiche.

I.

Vom Thurm des Dorfes klingt die Abendſtunde,
Es ſchweigt der Vögel Chor im Laubesgrunde,
Des Tages Melodieen ſchlummern ein;
Der Käfer ſchweift noch ſummend um Geſträuche,
Der Landmann lauſcht den Stimmen aus dem Teiche,
Die monoton den Morgen prophezeih'n.

Am Haine dort, an hochgeweihter Stelle
Entſpringt dem Felſen eine klare Quelle,
Die ihre Kühlung mit den Bäumen theilt;
Mit Moosgrün iſt ihr heil'ger Bord umgeben,
Wo eines Vogels Töne ſanft erbeben,
Der badet bald, bald flatternd an ihr weilt.

Der Mauer dort mit dem Marienbilde
Naht Abends eine Jungfrau ſanft und milde,
Bringt Blumen dar und facht der Kerze Schein;
Auch Mütter heißt die Andacht hier die Seelen
Der Säuglinge der Himmliſchen empfehlen,
Die ſchlummernd Jeſus wiegt im Arm von Stein.

Hier kniet der Landmann oft nach heißen Tagen,
Um sein Gebet dem Himmel vorzutragen,
Und schlägt vor Gott das Buch des Herzens auf;
Hier falten zarte Kinder fromm die Hände,
Da streut Maria namenlose Spende
Der Lust auf ihren jungen Lebenslauf.

Hier hört man, wenn der Lenz erblüht im Haine,
Kind, Mann und Jungfrau singen im Vereine,
In heiligem Concert emporgewandt;
Dann auf dem Pfade, wo die Blumen flimmern,
Sieht man der Wiese gegenüber schimmern
Die weiße Fahne mit dem blauen Band.

Der Priester naht; es bringt zum Fest den Segen
Der Hirt, deß Haar gebleicht auf heilg'en Wegen,
Seit er geführt der Heerde Schäferstab;
Nie kann er scheiden ohne heil'ge Worte;
Sie bessern Kind und Mann; als Himmelspforte
Zeigt er dem müden Greis das nahe Grab.

Ach, wär' ihr Herz doch rein und echt ihr Lallen!
Wie Vögel aus den Lüften niederwallen,
So nahten Engel, sanken mit auf's Knie;
Und wären lang' verklungen schon die Lieder,
So tönt' es noch in sanften Echo's wieder:
„O bitte für uns, heilige Marie!"

II.

Es singe, was nur Ton hat,
Mit andachtsvollem Sinn!
Es ist Mariens Monat,
Der Himmelskönigin!

Der Mond, der Blumen prangen,
Der Bäche rauschen läßt,
Der Mond, wo Schwalben hangen
An das Gebälk ihr Nest.

Der Mond, wo goldgeflügelt
Aurora niederſtrahlt,
Und Roſenkelch' entriegelt,
Die Jungfraunanmuth malt,

Du Strahl der Himmelspforte,
O Jungfrau rein und klar,
Die nach des Engels Worte
Das Heil der Welt gebar!

Es ſinge, was nur Ton hat,
Mit andachtsvollem Sinn!
Es iſt Mariens Monat,
Der Himmelskönigin!

III.

An Schönheit verdient Maria den Preis,
Die Perle der Welt, wie die Blume des Mai's,
Die Morgens der himmliſche Thau hat genährt,
So ſtrahlt ſie von lieblichem Schimmer verklärt.

Die Reine, ſie lebte dem Himmel allein,
Drum war ihr vor Allen der Himmel auch nah,
Der Seele, die Gott ſich zum Spiegel erſah,
Zum heiligen, gottheitumfangenden Schrein;

Zum Bogen, der Himmel und Erde vereint,
Zum Morgenſtern, der vor der Sonne erſcheint,
Zum Engel, der Gold in das Morgenroth webt,
Zur Roſe, darin das Myſterium lebt.

So iſt ſie zu ſchauen in Raphaels Bild,
Es leuchtet ihr Antlitz erhaben und mild;
Solch Bild iſt Gebetbuch, man fühlt ſich erbaut
Wie Johannes, der offen den Himmel erſchaut.

IV.

Mädchen, die ihr gehet,
Sicheln in der Hand,
Und Getreide mähet,
Bis die Sonne ſchwand;
Nach des Tages Helle
Weilt an heil'ger Stelle
Bei der Lebensquelle
Blumenreichem Rand.

Lagert euch im Kreiſe,
Wo das Bächlein rinnt,
Auf der Flur, die leiſe
Bebt vom kühlern Wind;
Flechtet Blum' an Blume,
Zu der Jungfrau Ruhme,
Und zum Heiligthume
Tragt ihr das Gewind!

Wie des Kindes Lallen
Sanft zum Ohre dringt,
Lauſcht das Dorf dem Hallen,
Das der Glock' entklingt;
Um die heil'ge Stunde
Gibt der Seraph Kunde
Aus der Glocke Munde,
Die er dreimal ſchwingt.

Ein erweckend Zeichen
Für den frommen Sinn,
Friedlich aufzuſteigen
Nach dem Himmel hin;
Durch Maria's Beten
Sind wir wohl vertreten,
Und die Engel reden
Frommen zum Gewinn.

Wenn der Glocken eine
Klingend kund gethan,
Daß in der Gemeine
Jeder bet' hinan;
Meint des Volkes Sprache
Nach der frommen Sage,
Mit den Flügeln schlage
Sie ein Engel an.

Wie die Jungfrau droben
Gabriel im Drang
Heil'ger Gluth erhoben
Mit der Hymne Klang,
Mag auch unser Lallen
Zu Marien schallen,
Und gen Himmel wallen
Der Altargesang!

V.

Die Barke des Fischers auf schaukelnder Fluth,
Nur schwach widersteht sie dem Sturme voll Wuth;
Komm, bete mein Kind, denn der Abend erschien,
Und immer noch will sich die Barke nicht nahn,
Und immer noch tobt auf dem Meer der Orkan
Und den Himmel nur Wolken umziehn.

Eile nach Honfleurs Gestade,
Nach dem Kirchlein eile fort!
Flehe zu dem Bild der Gnade
Für den armen Fischer dort!

„Ihr pilgernden Brüder, vorbei ist die Zeit.
Die Jungfrau sei ewig gebenedeit!
Hier knie' ich; ach, sende zurück mir den Sohn!
O Selige, die in dem Glauben bestehen,
Ihr Hoffen, ihr Sehnen, ihr Beten, ihr Flehen
Lallt nimmer verlorenen Ton!

Hoher Meiſter, Jeſus, Rather,
Tröſter, Helfer in der Noth,
Sprich ein einzig Wort zum Vater,
Und mein Sohn entgeht dem Tod!“

Wie die Lilie, die nach dem Stengel ſich neigt,
So lag am Altare die Schweſter gebeugt,
Vom Tod zur Heil'gen verklärt.
Einem ſchlummernden Kinde die Blaſſe glich,
Mit den flackernden Kerzen die Seele entwich,
Die treu ſich und liebend bewährt.

Heil'ge Mutter Gottes, trage
In das Paradies hinein
Dieſe Seele, deren Tage
Alle fleckenlos und rein!

VI.

Jungfraun, die ihr möchtet gleichen
Der erhabnen Jungfrau Bild,
Die ihr brennet, euch zu zeigen
Gütig, tugendhaft und mild;
Folget ſtets dem edeln Triebe,
Und ermüdet nie in Liebe,
Wenn ein Armer vor euch fleht;
Denn kein Leiden giebt's von allen,
Das nicht euch auch kann befallen,
Das euch ewig ferne ſteht.

Oeffnet, öffnet die Aſyle
Des Erbarmens und der Huld
Dieſem Kind, das im Exile
Jammert durch der Mutter Schuld;

Seht, das Vöglein fiel vom Zweige;
Hülfreich eure Hand ſich zeige,
Denn es bebt im kalten Wind!
Trocknet ſeine bittern Thränen,
Jungfraun, laßt euch Mütter wähnen
Von dem armen Waiſenkind!

Greiſe Schweſtern, fromm geſellte,
Treuvermählte mit dem Herrn,
Tragt die Labung nach dem Felde
Dem erſchöpften Landmann gern!
Und ihr, denen keine Lieben
Auf der weiten Welt geblieben,
Als im Hospitale nur;
Schweſtern, laſſet Gott zu Ehren
Wie den Weihrauch ſich verzehren
Eure himmliſche Natur!

Daß das Laſter auf der Erde,
Das ſich weiten Raum erlas,
Reichlich überwogen werde
Von der Tugend vollem Maas;
Möchten ſtets die heil'gen Frauen
Auf verlorne Schaafe ſchauen,
Die der Hirt zurücke ruft!
Eine Magdalena gieße
Immer auf des Heilands Füße
Ihrer Salben Opferduft!

VII.

Die Frauen, die alle bewundern und loben
Und deren Talent wird zum Himmel erhoben,
Wie treten vor euch ſie in Schatten dahin,
Ihr Reinen an Körper, ihr Reinen an Sinn!
Und ob euch der Mann ohne Liebe mag ſchelten
Und himmliſche Sanftmuth mit Härte vergelten;

Und ob euch die Welt auch mag tadeln und ſchmähn
Mit Worten, die in der Geburt ſchon vergehn;
Doch die Armen, vor eueren Thüren zu ſchaun,
Sie nennen euch immer die beſten der Frau'n.

VIII.

O Schwestern, erhebt nun der Liebe Gesang,
In selige Träume verloren,
Und betet zur Jungfrau mit innigstem Drang,
Die heute den Heiland geboren!

Ihr blühenden Jungfraun, zur Wallfahrt hinaus,
Beim lächelnden Strahle der Sonne!
Bald ruht ihr im kühlenden Schattendach aus
Und wiegt euch entschlummernd in Wonne.

Erquickt euch am Athem der himmlischen Luft,
Gelagert bei schimmernder Lilien Duft,
Die Liebe mit Unschuld vermählen;
Die Liebe begrüßt euern Lenz dann, ein Stern,
Der unbekannt lange geschimmert von fern,
Die Liebe, das Auge der Seelen.

O Schwestern, so singt denn der Liebe Gesang,
In selige Träume verloren!
Und betet zur Jungfrau mit innigstem Drang,
Die heute den Heiland geboren!

Ihr glaubt nicht, wenn mit eurer ſchwachen Hand
Roms Richter ſeine blutige verbindet,
Daß er, mit lächerlichem Eheband
Euch ehrend, nur die Sklavin in euch findet;
Den Wohlgeruch der Roſe, die er fand,
Er athmet ihn gleichwie die Leichendüfte,
Die er, zu düngen ſeinen Stand,
Verſendet in die Lüfte.

Ihr glaubt nicht, daß der Käufer, der ſein Herz
In roher Luſt an Mehrere verſchenket,
Euch und ſein Lieben preisgegeben denket
An eines Orientalen blitzend Erz.

Ihr hört es gern, wenn man euch ſagt: „Mein Leben!
Mein Herz gehört dem Himmel nur und Dir!
Du kannſt allein der Wonne Kranz mir weben;
So komm denn, dulde, liebe, bet' mit mir!“

O Schweſtern, erhebet der Liebe Geſang,
In ſelige Träume verloren,
Und betet zur Jungfrau mit innigſtem Drang,
Die heute den Heiland geboren!
Singt der Liebe Geſang!

Erſtieg des Tages Laſt den höchſten Gipfel,
So nehmt ihr ſie mit ſanfter Hand uns ab,
Verſchönernd von der Wurzel bis zum Wipfel
Das Leben, von der Wiege bis zum Grab;
Die Stirn, von Wolken eingenommen,
Erhellt zum Lächeln euer Kommen,
Und in das Herz, durchtobt vom Sturm der Qual,
Dringt euer Blick wie ſanfter Sonnenſtrahl!
Um euern Beifall flehend nach den Siegen
Seht ihr den ſtolzen Helden vor euch liegen;
Er neidet in der Fülle ſeines Glücks
Die Söhne kargeren Geſchicks.
Den Mächt'gen quälen düſtre Sorgenheere,
Seid ihr ihm fern, ſo fühlt ſein Herz nur Leere!

Es lebt nur halb, wer nicht mit euch vereint,
Die Erde scheint ihm nackt, der Himmel feind.
Durch eure Zaubermacht wird hell der Erde Dunkel,
Es strahlen Lust und Ruhm mit reizenderm Gefunkel
Im Tageslicht der schönern Wirklichkeit.
O liebende Erhabenheit,
Die oftmals Antheil an dem Glück verschmäht
Und um des Mißgeschickes Hälfte fleht,
O hohes Kleinod, unvergänglich Erbe,
Werth, daß man blind um deine Freundschaft werbe!

O Schwestern, so singt denn der Liebe Gesang,
In selige Träume verloren!
Und betet zur Jungfrau mit innigstem Drang,
Die heute den Heiland geboren!
Singt der Liebe Gesang!

Es können die Launen verbotener Triebe
Nicht scheiden die Gatten an Geist und an Leib,
Wo rührend dem Gatten die Gattin voll Liebe
Erscheinet als Mutter und zärtliches Weib.
Mit Bannfluch belegte die sinnlichen Flammen
Der Heiland, der fügte die Ehen zusammen
Und machte das Kind zum gebrechlichen Rohr!
Das Kind, das, wenn spät auch, in künftigen Tagen,
Ein Schatz ohne gleichen, euch Zinsen wird tragen
Und zahlen, was man bei der Wiege verlor.

O Schwestern, so singt denn der Liebe Gesang,
In himmlische Träume verloren!
Und betet zur Jungfrau mit innigstem Drang,
Die heute den Heiland geboren!
Singt der Liebe Gesang!

Wenn der Tod in das Herz, das ihr liebt, nun gedrungen,
Wenn's matt an der prüfenden Hand nur noch schlägt,
Und bei der Umarmung der Freund sich kaum regt,
Der oft als sein anderes Selbst euch umschlungen,
Und wenn er nun scheidet von Leben und Zeit,
Dann flechtet den Bund für die Ewigkeit!

Gott segn' euch, ihr Wittwen und Jungfrau'n, die Sitte
Und Keuschheit geleitet auf jeglichem Tritte;
Blüht fern von Verführung dem himmlischen Land!
Freiwillig erwählend der Einsamkeit Schatten,
Erhebt eure Herzen, verlassene Gatten,
Zum liebenden Bräutigam, der euch bekannt!

O Schwestern, so singt denn der Liebe Gesang,
In selige Träume verloren,
Und betet zur Jungfrau mit innigstem Drang,
Die heute den Heiland geboren!

Das Leben und Wirken

der

heiligen Magdalena.

Betrachtung

über

die heilige Magdalena.

Die heilige Maria Magdalena.

Die Geſchichte der heiligen Maria Magdalena hat zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Es handelte ſich darum, zu wiſſen, ob die Sünderin, welche bei dem Phariſäer Simon die Füße des Erlöſers ſalbte, Marie, Schweſter des Lazarus, welche ihm in Bethanien eine ähnliche Huldigung brachte, und Maria Magdalena, die unten am Kreuze ſtand und welcher er nach ſeiner Auferſtehung erſchien, eine und dieſelbe Perſon ſind, oder ob man darunter drei verſchiedene Frauen verſtehen muß. Dieſe Frage iſt weitläufig und gelehrt erörtert worden; man hat dicke Bücher geſchrieben, ohne jedoch ſie vollkommen befriedigend zu beantworten. Calmet verſichert, die Meinung, nach welcher Maria Magdalena eine von der Sünderin, ſo wie von Marien, der Schweſter des Lazarus, verſchiedene Perſon iſt, ſei die herrſchende unter den Gelehrten ſeiner Zeit geweſen; wir, die wir nichts weniger als gelehrt ſind, wollen die entgegengeſetzte Meinung annehmen; wir haben für uns die Bollandiſten, ſehr competente Richter über einen ſolchen Gegenſtand. Wir wollen hier nicht ihre Abhandlung von dreißig Seiten in Folio erörtern; dieſes Auskramen einer erborgten Gelehrſamkeit würde für unſere Leſer zu langweilig ſein; doch wollen wir verſuchen, die Gründe für unſere Meinung kurz anzuführen.

Die Erzählung der Evangeliſten läßt beinahe auf gleiche Weiſe jede von den beiden Annahmen zu, und wenn man ſich auf den Text beſchränken wollte, ſo würde es unmöglich ſein, einen Schluß zu machen. Unſrer Meinung nach muß die alte und gewiſſe Tradition der römiſchen Kirche den Ausſchlag geben. Bei den Vätern der vier erſten

Jahrhunderte findet man nichts Entscheidendes, aber der heilige Gregor der Große hat vom Stuhle St. Petri ausdrücklich die Einheit der drei Marien gelehrt. Alle Doctoren und Theologen haben sie ohne Widerspruch bis ins sechszehnte Jahrhundert behauptet, wo sich die entgegengesetzte Meinung schüchtern aussprach und sogleich von der theologischen Facultät zu Paris verdammt wurde. Im folgenden Jahrhunderte war es ganz anders; eines Theils hatte der Jansenismus, andern Theils die Philosophie des Carteſius in Frankreich allgemein einen Geist der Kritik und des Rationalismus verbreitet, von welchem selbst die Geistlichkeit ergriffen wurde. Man ehrte ohne Zweifel die Grundlehren der Kirche und alles, was bestimmte Glaubenslehre war; doch schien man sich zu scheuen, Alles zu glauben; man wollte den Glauben auf das streng Nothwendige zurückführen. Man verwarf Traditionen, Legenden, Volksglauben, kurz die ganze Poesie des Katholicismus. Die Gelehrten jener Zeit verfuhren bei ihren Erklärungen auf ähnliche Weise, wie die protestantischen Theologen; sie vergaßen zu sehr, daß die Kirche nicht allein auf die Schrift, sondern auch auf das lebendige Wort und die Tradition gegründet ist, und daß sie durch ihre Angriffe auf die scheinbar gleichgültigen oder sogar mißbräuchlichen Glaubensmeinungen, ohne es zu wollen, der strengsten und folgerechtesten Kritik des achtzehnten Jahrhunderts den Weg bahnten. Was Maria Magdalena betrifft, so hielt man sich allein an den Buchstaben des Evangeliums, welches in Bezug auf diesen wie auf viele andere wichtigere Punkte die Frage für immer unbeantwortet lassen würde, wenn man sich dabei an den Buchstaben halten und die tausend Stimmen der Tradition, den alten Glauben der Völker und die alten Gebräuche der Mutter der Kirchen als nichts entscheidend unbeachtet lassen wollte. Es lag auch eine jansenistische Strenge in der Meinung, welche gewisse Gelehrte zur Annahme mehrerer Magdalenen bewog. Sie konnten sich nicht entschließen zu glauben, daß die galiläische Sünderin die vorzüglichste Freundin des Erlösers, seine treue Begleiterin bis zum Kreuze geworden sei; daß es diesem Weibe beschieden gewesen, den auferweckten Christus zuerst zu sehen und gleichsam die Erstlinge der Erlösung zu empfangen. Ihre strenggläubige Härte fand diese Geschichte etwas zu ermuthigend für ihre verirrten Brüder; sie machten es, ohne es zu wissen, wie die Pharisäer, welche Jesu den Vorwurf machten, daß er der Freund der Zöllner und Sünder sei; sie vergaßen die unaussprechliche Sanftmuth, welche im ganzen Evangelio herrscht, die so ausdrücklichen Aussprüche voll Liebe und Erbarmen, den verlornen Sohn, das verirrte Lamm, den verlornen Groschen, die Freude der Engel über den Sünder, der Buße thut, und die an die Schriftgelehrten gerichteten Worte: „Wahrlich, ich sage euch, die Zöllner und Hurer werden eher in das Himmelreich kommen, als ihr.“ (Mtth. 21, 31.) Uebrigens haben, was auch solche Männer vorbringen mochten, um die so schöne und so trostvolle Einheit der Geschichte Magdalenens zu verwerfen, Männer von Salbung und Beredsamkeit, die meisten Kanzelredner und ascetischen Schriftsteller die

alte, dem wahren Geiste des Evangeliums so angemessene Tradition beibehalten und nicht unterlassen, die durch Reue und Liebe auf eine so hohe Stufe erhobene Sünderin als ein Beispiel darzustellen, das besonders geeignet sei, die von dem rechten Wege noch so sehr verirrten Menschen zu Gott zurückzuführen. Es sei uns erlaubt, auf so viele und so große Autoritäten gestützt, Magdalenen alles zu lassen, was ihr gehört, und so viele rührende, in den Evangelisten zerstreute Züge zu sammeln, um damit die Krone dieser Königin der reuigen Sünder, wie sie der heilige Franciscus von Sales nennt, zu schmücken. Zuerst hört die Erzählung ihrer ersten Zusammenkunft mit Jesu; wir lassen St. Lucas sprechen (7, 37.).

„Jesus war in Galiläa und aß bei einem Pharisäer. Und siehe, ein Weib war in der Stadt, die war eine Sünderin. Da die vernahm, daß er zu Tische saß in des Pharisäers Hause, brachte sie ein Glas mit Salben;

„Und trat hinten zu seinen Füßen und weinte und fing an seine Füße zu netzen mit Thränen und mit den Haaren ihres Hauptes zu trocknen, und küßte seine Füße und salbte sie mit Salben.

„Da aber das der Pharisäer sahe, der ihn geladen hatte, sprach er bei sich selbst: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte er, welch ein Weib das ist, die ihn anrührt; denn sie ist eine Sünderin.

„Jesus antwortete und sprach zu ihm: Simon, ich habe dir etwas zu sagen. Er aber sprach: Meister, sage an.

„Es hatte ein Wucherer zween Schuldner. Einer war schuldig fünfhundert Groschen, der andere funfzig.

„Da sie aber nicht hatten zu bezahlen, schenkte er es beiden. Sage an, welcher unter denen wird ihn am meisten lieben?

„Simon antwortete und sprach: Ich achte, dem er am meisten geschenkt hat. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht gerichtet.

„Und er wandte sich zu dem Weibe und sprach zu Simon: Siehest du dies Weib? Ich bin gekommen in dein Haus, du hast mir nicht Wasser gegeben zu meinen Füßen; diese aber hat meine Füße mit Thränen genetzt und mit den Haaren ihres Hauptes getrocknet.

„Du hast mir keinen Kuß gegeben; diese aber, nachdem sie hereingekommen ist, hat sie nicht abgelassen, meine Füße zu küssen.

„Du hast mein Haupt nicht mit Oel gesalbt; sie aber hat meine Füße mit Salben gesalbt.

„Deshalb sage ich dir: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt; welchem aber weniger vergeben wird, der liebet wenig!

„Und er sprach zu ihr: Dir sind deine Sünden vergeben.

„Da fingen an, die mit zu Tische saßen, und sprachen bei sich selbst: Wer ist dieser, der euch die Sünden vergiebt?

„Er aber sprach zu dem Weibe: Dein Glaube hat dir geholfen; gehe hin mit Frieden.“

Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt. Möchten wir beständig dieser herrlichen Worte gedenken; denn sie enthalten das ganze Gesetz der Gnade. Unsre Liebe verlangt Gott vor Allem. Die Furcht ist der Weisheit Anfang; aber sie ist nicht die Vollendung derselben.

ben, denn vollkommene Liebe treibt die Furcht aus! [1]) Daher laßt uns lieben, und unsre Sünden werden wie ein dünner Nebel verschwinden, [2]) und ob wir blutroth wären, so würden wir doch schneeweiß werden. [3]) Diese so wirksame Liebe kann, wie ihr seht, plötzlich wie ein Reinigungsfeuer in der noch so verlassenen, der Welt und dem Teufel noch so ergebenen Seele entbrennen. Seht dieses Weib, deren Liebe von Gott selbst gelobt zu werden gewürdigt ist; es ist keine reine Jungfrau, im Gebete und in der Stille erzogen, es ist eine Irdischgesinnte, deren Verirrungen der Stadt, die sie bewohnte, ein Aergerniß waren. Sie ist reich, schön, von Huldigungen und Schmeicheleien umringt; ihr glühendes Herz hat das Glück in der irdischen Liebe gesucht. Ohne Zweifel hat sie viele Versuche gemacht; sie hat sich oft verirrt bei Verfolgung dieses unbekannten Gutes, welches ihre Träume ahneten; aber das Wasser des Jahrhunderts, womit sie sich berauscht, hat ihren Durst gereizt, statt ihn zu löschen, und das Herz, das Gott allein zu erfüllen vermag, ist verwaist geblieben. Warum ist es uns nicht vergönnt, sie in ihrem Hause zu Magdalum in dem Augenblicke darzustellen, wo die ersten Strahlen der Gnade sie berührten! Der Name Jesu von Nazareth wurde, vielleicht von den Theilnehmern ihrer Ausschweifungen, vor ihr genannt. Man sprach gewiß mit Spott von dem galiläischen Zimmermann und seinen ungebildeten Begleitern; aber man erzählte, wie das Volk sich haufenweise um ihn drängte, um die Wunder zu sehen, die er vollbringt; man wiederholte einige seiner Reden, ohne sie zu verstehen. Magdalena wird unruhig, verwirrt; in ihrer Seele tagt es allmählig. Eine unwiderstehliche Macht zieht sie zu diesem Manne. Sie hat die Stimme des Geliebten, den sie vergebens suchte, wie die Braut im hohen Liede, von fern rufen hören: Mache dich eilig auf, meine Freundin, meine Taube, und komm. [4]) Ihr Entschluß ist gefaßt; kein Opfer, keine Schaam wird sie zurückhalten. Sie tritt mit frommer Dreistigkeit (so spricht der heilige Augustin) in das Haus, in das sie nicht geladen, zu dem strengen Pharisäer, dessen verächtliche Behandlungsweise ihr bekannt ist. Aber Spott und Beleidigungen kümmern sie wenig, wenn sie nur bis zu Jesu dringt, seine Füße mit ihren Thränen benetzen, sich ihm zum Opfer darbringen und von ihm einige Worte des Trostes und des Friedens empfangen kann. Jesus hat die Gabe dieses edlen Herzens angenommen; fürchtet nicht, daß es wankelmüthig oder schwach werde. „Ich habe den gefunden, den meine Seele liebt, kann sie mit dem Propheten ausrufen, ich halte ihn und lasse ihn nicht von mir. [1]) Und ferner: Ich habe mein altes Kleid abgelegt und werde es nicht wieder anziehen. Ich habe meine Füße gewaschen, wie soll ich sie noch beschmutzen?“ [2]) Von diesem Tage an waren alle Bande, die sie an die Welt knüpften, zerrissen; sie führte kein weichliches und gemächli-

1) 1 Joh. 4, 18.
2) Isa. 44, 22.
3) Isa. 1, 18.

1) Hohel. 2, 10.
2) Hohel. 3, 4.
3) Hohel. 5, 3.

ches Leben mehr, hatte keine Anbeter, gab den Huldigungen und Schmeicheleien kein Gehör mehr. Sie folgt ihrem göttlichen Herrn durch Städte und Dörfer, unterstützt ihn und seine Schüler mit ihrem Gute und kennt keine Freude auf der Welt, als die, die Züge des Erlösers zu betrachten, den Ton seiner Stimme zu hören, sich mit der Speise seines Wortes zu nähren. Nichts kann sie ferner von der Liebe Jesu Christi trennen; immer zu seinen Füßen, mag er zum Volke reden, mag er den Lazarus auferwecken, am Kreuze sterben, oder ihr am Grabmahle erscheinen, hat sie das beste Loos gewählt, das ihr Niemand nehmen wird.

Die Scenen des Evangeliums, in welchen Maria Magdalena auftritt, gehören zu den rührendsten dieses göttlichen Buches. Nichts ist besonders mit dem Kapitel des Johannes zu vergleichen, wo die Auferweckung des Lazarus erzählt wird. So bekannt es ist, können wir doch nicht umhin, einige Verse daraus anzuführen.

„Martha ging hin und rief ihre Schwester Maria heimlich und sprach: Der Meister ist da und ruft dich.

„Dieselbe, als sie das hörte, stand sie eilend auf und kam zu ihm.

„Jesus war noch nicht in den Flecken gekommen, sondern war noch an dem Orte, da ihm Martha war entgegengekommen.

„Die Juden, die bei ihr im Hause waren und sie trösteten, da sie Marien eilend aufstehen und hinausgehen sahen, folgten sie ihr nach und sprachen: Sie geht hin zum Grabe, daß sie daselbst weine.

„Als nun Maria kam, wo Jesus war, und ihn sah, fiel sie zu seinen Füßen und sprach zu ihm: Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben.

„Als Jesus sie weinen sahe und die Juden auch weinen, die mit ihr kamen, betrübte er sich selbst,

„Und sprach: Wo habt ihr ihn hingelegt? Sie sprachen zu ihm: Herr, komm und siehe es.

„Und Jesus weinte.

„Da sprachen die Juden: Siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt!

„Etliche aber unter ihnen sprachen: Konnte, der dem Blinden die Augen aufgethan hat, nicht verschaffen, daß auch dieser nicht stürbe?

„Jesus aber ergrimmte abermals in sich selbst und kam zum Grabe. Es war aber eine Höhle und ein Stein darauf gelegt.

„Jesus sprach: Hebet den Stein ab. Spricht zu ihm Martha, die Schwester des Verstorbenen: Herr, er stinket schon, denn er hat vier Tage gelegen.

„Jesus spricht zu ihr: Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen?

„Da hoben sie den Stein ab. Jesus aber hob seine Augen empor und sprach: Vater, ich danke dir, daß du mich erhöret hast;

„Doch ich weiß, daß du mich allezeit höreſt; sondern um des Volkes willen, das umher steht, sage ich es, daß sie glauben, du habest mich gesandt.

„Da er das gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazarus, komm heraus!

„Und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen, und sein Angesicht verhüllt mit einem Schweißtuche. Jesus

spricht zu ihnen: Löset ihn auf und laßt ihn gehen.“ [1])

Mag sich die menschliche Vernunft wundern, daß der Gottmensch weint und erschüttert ist bei dem Anblicke von Mariens Schmerze, mag sie sich fragen, wie die Majestät der Allmacht sich mit diesen Empfindungen verträgt, wir wollen es nicht übernehmen, ihr diese Geheimnisse zu erklären; aber wir würden die beklagen, welche diese Erzählung lesen, ohne im Innersten des Herzens gerührt zu sein. Mit dem Herzen begreift man dies und ruft voll Dank mit dem heiligen Paulus aus: „Wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, sondern der versucht ist allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde. Darum lasset uns hinzutreten mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhle, auf daß wir Barmherzigkeit empfangen.“

Jesus hatte soeben dem Tode als Herr geboten und gleichwohl erlitt er ihn, um seinen Stachel zu brechen. Magdalena, von prophetischem Geiste getrieben, salbt im Voraus seine Füße, da es ihr nicht vergönnt sein wird, ihm bei seinem Begräbnisse diese Ehre zu erweisen; und Jesus rechtfertigt sie in den Augen der staunenden Jünger und verheißt, daß ihre Handlung einst auf dem ganzen Erdboden werde gerühmt werden. Siehe, die Stunde der Macht der Finsterniß naht: Judas verräth Christum, die Jünger fliehen, Petrus verläugnet seinen Herrn. Jesus wird von Hannas zu Kaiphas, von Herodes zu Pilatus geführt, und dann zur Schädelstätte. Am Fuße des Kreuzesstammes, wo durch das Blut des Gerechten die Erlösung der Menschheit vollbracht wird, stehen Maria und Magdalena, die Unschuld und die Reue, an Schmerz und Liebe wetteifernd. Die Evangelisten haben uns nichts von ihren Leiden während dieser langen Stunden der Marter erzählt. Es sei uns vergönnt, diese Lücke durch einige Auszüge aus einer neuen, von einer armen deutschen vor wenigen Jahren verstorbenen Nonne verfaßten Umschreibung auszufüllen. Dieses einfache und ungebildete, aber von der glühendsten Liebe gegen Gott beseelte Mädchen lebte in einem fast immerwährenden Zustande der Verzückung, in welchem alle Begebenheiten des Evangeliums, so wie viele aus dem alten Testamente, sich unter ihren Augen wiederholten. Der Theil der Visionen, welcher auf das Leiden des Erlösers Bezug hat, ist von einem talentvollen und frommen Manne herausgegeben worden, der fünf Jahre an dem Schmerzenlager der Schwester Emmerich (dies ist der Name der Nonne) zugebracht hat. Wir sind weit entfernt, dieses Buch als ein fünftes Evangelium zu geben, und weder die Verfasserin, noch der Herausgeber haben etwas Aehnliches beabsichtigt; aber wäre es auch nur das Erzeugniß einer lebhaften und gereizten Einbildungskraft, so wird man doch von aller der Poesie und zugleich von der Wahrscheinlichkeit in diesen so ins Einzelne gehenden Schilderungen überrascht, welche wenigstens den Vorzug haben, daß sie besonders geeignet sind, in den Seelen den nur zu leicht verwischten Eindruck dieser großen Geheimnisse zu erneuern. Hier folgt unter andern eine Beschreibung des Schmerzes der hei-

1) Joh. 11.

ligen Jungfrau im Gegensatze zu dem Schmerze Magdalenens.

„Die Wangen der heiligen Jungfrau sind blaß und eingefallen, ihre Augen roth geweint. Ich kann nicht beschreiben, in welcher Einfachheit und Würde sie mir erschien. Seit gestern ist sie in ihrer Angst und ihrem Schmerze ohne Unterlaß durch das Thal Josaphat und durch die Straßen Jerusalems geirrt, und doch ist keine Unordnung in ihrer Kleidung. Jede Falte ihres Gewandes giebt die Heiligkeit kund; alles an ihr ist einfach, würdig, voll Reinheit und Unschuld. Sie blickt mit Hoheit um sich und die Falten ihres Schleiers haben, wenn sie den Kopf etwas wendet, eine ausnehmende Schönheit. Ihre Bewegungen sind ungezwungen, und mitten im furchtbarsten Schmerze ist ihr Gang einfach und ruhig. Ihr Kleid ist von dem Thau der Nacht und von den vielen Thränen, die sie vergossen, befeuchtet, aber alles bleibt in ihrem Anzuge wohl geordnet. Sie besitzt eine durchaus übernatürliche Schönheit; diese Schönheit ist nur unaussprechliche Reinheit, Einfachheit, Hoheit und Heiligkeit.

„Magdalena gewährt einen ganz andern Anblick; sie ist größer und stärker, es liegt etwas Entschiedneres und Ausdrucksvolleres in ihrer Person und in ihren Bewegungen. Aber Kummer, Reue und Schmerz haben ihre Schönheit zerstört; sie ist schrecklich anzuschauen, so hat die unbegrenzte Gewalt ihrer Verzweiflung sie entstellt; ihre Kleider sind in Unordnung, von Koth beschmutzt, zerrissen; ihre langen Haare hängen zerstreut unter dem feuchten Schleier herab. Sie ist ganz außer Fassung und vernichtet; sie denkt an nichts als an ihren Schmerz und gleicht fast einer Wahnsinnigen. Es sind viele Leute von Magdalum und der Umgegend da, welche sie früher erst ein so prächtiges, dann so anstößiges Leben führen sahen. Da sie lange verborgen gelebt hat, zeigen sie jetzt mit Fingern auf sie und verfolgen sie mit Schmähungen, der Pöbel wirft sie sogar mit Koth, doch sie bemerkt von alledem nichts, so sehr ist sie in Schmerz versunken.“

Schwester Emmerich zeigt uns die Mutter Jesu, Magdalenen und die heiligen Frauen bei allen Auftritten seiner Leidensgeschichte. Sie beschreibt auf das Rührendste die Kreuzabnahme, die letzten dem Leichname Jesu erwiesenen Ehren, die Grablegung u. s. w.; da aber Magdalena in diesen Gemälden eine untergeordnete Stelle einnimmt, so wollen wir lieber die Erzählung der ersten Erscheinung des auferstandenen Erlösers wiedergeben, welche im Evangelium in wenigen Versen enthalten ist, die im Uebrigen in folgenden Enthüllungen getreulich wiedergegeben sind.

„Ich sah die heiligen Frauen sich dem Garten nähern; als sie die Leuchten der Wachen und die um das Grab gelagerten Soldaten erblickten, fürchteten sie sich und wendeten sich seitwärts von Golgatha. Aber Magdalena ging, der Gefahr nicht achtend, eilend in den Garten und Salome folgte ihr in einiger Entfernung. Die beiden andern Frauen waren nicht so beherzt und blieben am Eingange zurück. Ich sah, wie Magdalena, als sie an die Wachen kam, erschrocken zu Salome zurückkehrte; dann gingen beide vorsichtig durch die auf der Erde hinge-

streckten Soldaten und traten in die Begräbnißhöhle. Sie sahen, daß der Stein weggenommen war, aber die Thüren waren, wahrscheinlich von Longin, verschlossen worden. Magdalena öffnet sie zitternd und sieht, daß die Leinwand, worein der Herr gelegt war, zusammengewickelt und bei Seite gelegt ist. Das Grab war hell, und ein Engel saß zur Rechten auf dem Steine. Magdalena war ganz bestürzt; ich weiß nicht, ob sie die Worte des Engels hörte, aber ich sah, wie sie schnell den Garten verließ und in die Stadt zu den versammelten Aposteln eilte. Ebenso wenig weiß ich, ob der Engel mit Maria Salome sprach, welche am Eingange des Grabes zurückgeblieben war; ich sah sie sogleich nach Magdalenen hastig den Garten verlassen, um zu den beiden andern Frauen zu treffen und ihnen das Vorgefallene zu verkünden.

„Ich sah Magdalenen im Speisezimmer anlangen; sie war wie außer sich und klopfte heftig an die Thüre. Mehrere Jünger schliefen noch; einige waren aufgestanden und unterredeten sich unter einander. Petrus und Johannes öffneten ihr. Magdalena sprach von außen nur: „Man hat den Herrn aus dem Grabe genommen; wir wissen nicht, wo man ihn hingelegt hat.“ Und als sie dies gesagt, kehrte sie eiligst nach dem Garten zurück. Petrus und Johannes gingen wieder in das Haus und sagten den andern Jüngern einige Worte; dann folgten sie ihr rasch, Johannes besonders schneller als Petrus. Ich sah Magdalenen, vom Laufen und vom Schmerze ganz ermattet, in den Garten eintreten und sich nach dem Grabe wenden. Sie war feucht vom Thau; ihr Mantel war vom Haupte auf die Schultern gefallen und ihre langen Haare flatterten aufgelöst im Winde. Da sie allein war, wagte sie anfangs nicht, in die Höhle zu steigen, doch blieb sie einen Augenblick vor dem Eingange stehen; sie bückte sich, um durch die etwas tief im Felsen befindlichen Thüren bis ins Grab zu blicken, und als sie ihre langen Haare, welche ihr ins Gesicht fielen, zurückwarf, sah sie zwei weißgekleidete Engel an beiden Enden des Grabes sitzen und hörte einen von ihnen fragen: „Weib, warum weinest du?“ Sie rief in ihrem Schmerze (denn sie sah nur Eins, hatte nur einen Gedanken, den, daß der Leichnam des Herrn nicht mehr da war): „Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“ Als sie dies gesagt und nur das Todtentuch leer gesehen, verließ sie die Grabesstätte und suchte hier und da; es war ihr, als solle sie Jesum finden; sie hatte eine dunkle Ahnung von seiner Nähe und selbst die Erscheinung der Engel konnte sie nicht stören; es war, als glaubte sie nicht, daß es Engel wären, sie dachte an nichts als an Jesum. Jesus ist nicht mehr da! wo ist Jesus? Ich sah sie in geringer Entfernung vom Grabe von einem Orte zum andern laufen, wie wenn Jemand den rechten Weg verloren hat. Ihr Haar fiel ihr rechts und links ins Angesicht. Einmal faßte sie alle Haare mit beiden Händen, dann theilte sie sie und warf sie zurück; jetzt gewahrte sie, als sie um sich blickte, zehn Schritte vom Grabe gegen Morgen, da wo der Garten nach der Stadt zu hinaufgeht, beim Schimmer der Morgenröthe eine große weißgekleidete Gestalt im Gebüsch hinter

einem Palmbaume, und als sie nach jener Seite lief, hörte sie abermals die Worte: „Weib, warum weinest du?“ Sie glaubte, es wäre der Gärtner, und wirklich hatte der, welcher mit ihr redete, einen Spaten in der Hand und auf dem Kopfe einen breiten Hut, welcher von Baumrinde gemacht schien. Ich hatte unter dieser Gestalt den Gärtner in dem Gleichnisse gesehen, welches Jesus kurz vor seinem Leiden den heiligen Frauen zu Bethanien erzählt hatte. Er war nicht hellglänzend, doch einem weißgekleideten Manne ähnlich, den man beim Schimmer der Morgenröthe sieht. Auf die Worte: „Wen suchest du?“ erwiedert sie schnell: „Hast du ihn weggenommen, so sage mir, wo er ist; so will ich ihn holen.“ Und sie blickte von neuem um sich, ob er in der Nähe wäre. Darauf sprach Jesus zu ihr mit dem gewöhnlichen Tone seiner Stimme: „Maria!“ Da erkannte sie die Stimme, und Kreuzigung, Tod und Begräbniß vergessend, wandte sie sich schnell und sprach wie sonst: „Rabboni (Meister)!“ fiel vor ihm auf die Knie und breitete ihre Arme nach Jesu Füßen aus. Aber Jesus hielt sie zurück und sprach: „Rühre mich nicht an; denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater; aber gehe hin zu meinen Brüdern und sage ihnen, daß ich auffahre zu meinem Vater und zu ihrem Vater, zu meinem Gott und zu ihrem Gott.“ Darauf verschwand der Herr.

„Es ward mir erklärt, warum Jesus sagte: „Rühre mich nicht an!“ Doch habe ich nur noch eine dunkle Erinnerung davon. Ich glaube, er sprach so wegen des Ungestüms Magdalenens, welche sich zu sehr der Meinung überließ, daß er lebte wie früher und daß Alles wäre wie zuvor. Die Worte Jesu: „Ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater,“ wurden mir erklärt, er sei noch nicht zu seinem himmlischen Vater nach seiner Auferweckung zurückgekehrt und habe ihm noch nicht für seinen Sieg über den Tod und für das vollbrachte Erlösungswerk gedankt. Es war, als sagte er, die Erstlinge der Freude gebührten Gott, sie müßte erst zu sich kommen und Gott für die Erfüllung des Geheimnisses der Erlösung danken; denn sie wollte seine Füße umfassen, wie ehedem; sie hatte an nichts als an ihren geliebten Herrn gedacht und über der Heftigkeit ihrer Liebe das ganze Wunder vergessen. Ich sah, wie Magdalena, nachdem der Herr verschwunden war, sich eilig erhob und, als hätte sie geträumt, von neuem zum Grabe lief: „Dort sah sie die beiden Engel sitzen; sie sagten ihr, was sie den beiden Frauen über die Auferstehung Jesu gesagt hatten. Da eilte sie, von dem Wunder und von dem, was sie gesehen, überzeugt, ihre Begleiterinnen zu suchen, und sie fand sie auf dem Wege, der nach Golgatha führte; sie irrten da ganz furchtsam umher und erwarteten die Rückkehr Magdalenens und hegten die unbestimmte Hoffnung, irgendwo den Herrn zu sehen.“

Christus ist auferstanden, aber seine Sendung auf Erden ist vollbracht. Seine Freunde werden ihn nur selten sehen bis zu der Zeit, wo er vor ihren Augen in den Wolken des Himmels verschwinden wird. Dann werden feurige Zungen unter dem Brausen des Sturmes auf sie herabkommen, der Tröster wird sie mit seiner Kraft er-

füllen und sie werden ausgehen, um die Welt mit ihrem Blute zu erobern. Was würde aus Magdalenen in dieser allgemeinen Zerstreuung? Man weiß es nicht mit Gewißheit; doch ist es unbezweifelt, daß sie ihr Leben in frommer Betrachtung und in Buße endete, nach den Worten des Erlösers, wodurch er erklärte, warum seine Jünger nicht fasteten wie die Pharisäer und die Jünger des Johannes: „Die Freunde des Bräutigams können nicht fasten, so lange der Bräutigam bei ihnen ist; aber es wird die Zeit kommen, wo der Bräutigam von ihnen genommen wird, und dann werden sie fasten.“ Die Sage von ihrer Ankunft in der Provence ist als wenig glaubwürdig bestritten worden. Uns scheint sie sehr annehmbar sowohl wegen ihres Alters, wegen des allgemeinen Glaubens, den sie in der Kirche der ersten Jahrhunderte gefunden hat, als des Mangels an alten und authentischen Zeugnissen dafür, daß diese große Heilige an einem andern Orte gestorben und begraben liege. Wir verweisen diejenigen, welche über diese Frage mehr Aufklärung wünschen, auf das Werk von Bouche [1]) und auf die Bollandisten, und begnügen uns, in kurzen Worten den Inhalt der provençalischen Legende zusammenzufassen. Es ist wahrscheinlich, daß Magdalena bei der heiligen Jungfrau bis zu deren Tode blieb. Später schiffte sie sich mit ihrer Schwester Martha, mit Lazarus, Maria, Jakobs Mutter, Maria Salome und einem Schüler, Namens Maximin, ein und landete an der Mündung der Rhone, unweit Arles und Marseille. Sie hatten, wie man erzählt, diese Fahrt auf einem Schiffe ohne Segel und Ruder gemacht, woraus Manche schlossen, daß die Juden sie zur Zeit der Verfolgung, in welcher der heilige Jakob der Jüngere umkam, so der Wuth der Wellen preisgegeben hätten. Sie verkündigten das Evangelium in der Provence; Lazarus ward Bischof zu Marseille, Maximin Bischof zu Aix, Martha wählte Tarascon zu ihrem Aufenthaltsorte, die beiden Marien blieben in Arles, Magdalena endlich zog sich in eine mitten in einer wilden, unfruchtbaren Gegend gelegene, ganz mit Klippen bedeckte Höhle zurück; so verbirgt sich die Taube in den Höhlen des Felsens, in den Tiefen des Gebirges. [1]) Sie brachte dreißig Jahre in dieser Höhle zu, welche seitdem den Namen St. Baume erhielt, wo sie ihre begangenen Fehler beweinte und vorzüglich die lange Trennung von ihrem Geliebten, die ihr auferlegt ward, um ihre Liebe zu prüfen; doch ward ihr wunderbarer Trost in ihrer Einsamkeit.

„Die heilige Magdalena, sagt der heilige Franciscus von Sales, wurde, nachdem sie dreißig Jahre sich in der Höhle, welche man noch in der Provence sieht, aufgehalten hatte, von den Engeln empor gen Himmel getragen, um in ihrem Chore die sieben canonischen Stunden zu singen. Eines Sonntags kam sie zur Kirche, wo der Bischof Maximin sie in frommer Betrachtung fand, die Augen voll

1) Vertheidigung des Glaubens und der Frömmigkeit der Provence gegen ihre Schutzheiligen ꝛc. von Honerius Bouche, Doctor der Theologie. Aix, 1663.

1) Hohel. 2, 14.

Thränen und die Arme ausgeſtreckt; er reichte ihr das Abendmahl, worauf ſie ihren Geiſt aufgab, der ſich von neuem zu den Füßen ihres Heilandes aufſchwang, um auf immer das beſte Loos zu genießen, das ſie ſchon auf dieſer Welt gewählt hatte.“

Die Kirche feiert das Feſt der heiligen Maria Magdalena den 22. Juli.

An die Frauen der Welt.

Ihr Frauen, es erſchien die Zeit der Feſte,
Wo während Sturm und Wetter ſich die Gäſte
Dem Rauſch ergeben bei dem ſpäten Mahl,
Und wo der Ball, die leichten Tänze windend,
Den Tänzer mit der Tänzerin verbindend,
Bis Morgens Blumen ſtreuet ohne Zahl.

Wo ſchamlos dem Gemeinen zugewendet,
Die Kunſt in Maske ſchnöde Zoten ſpendet
Dem Volke, das mit Beifall ſie bezahlt;
Wo Tonkunſt ihre Heiligkeit erniedert
Und üpp'gen Worten üpp'ge Kläng' erwiedert,
Bei denen Luſt aus allen Blicken ſtrahlt.

Ihr Frau'n, ſo lacht der Winter euern Blicken,
Die Zeit, wo Feſtlichkeiten euch umſtricken,
Und wo der Taumel heft'ger um euch wirbt;
Der Winter, wo Geſang und Scherz verbunden
Euch winken, während in denſelben Stunden
Der Arme faſt vor Froſt und Hunger ſtirbt.

Als Gott, um irdiſch Leid mit uns zu theilen,
Es einſt gefiel, auf Erden zu verweilen,
Mit menſchlicher Geſtaltung angethan,
Verſtreut' er gute Lehren allerwegen
Wie Saamen, der den Furchen fliegt entgegen,
Und Alle hörten ihn voll Andacht an.

Einſt als er ſaß bei einem Feſtesmahle,
Und rings die Blicke glühten von dem Strahle
Des Evangeliums ſo rein und klar,
Da goß ein Weib, um ihren Fehl zu büßen,
Der Salben köſtlichſte zu ſeinen Füßen,
Und trocknete ſie mit dem blonden Haar.

Der Herr, indem er in der Salben Fließen
Das junge Weib die Seele ſah ergießen,
Die weinend vor ihm lag und tiefbetrübt,
Rief aus zum Wirth gewandt: „Gebenedeiet
Sei dieſes Weib! Dem Reuigen verzeihet
Gott ſeine Schuld, den er wie dieſe liebt!“

Ihr Frau'n, die Tugend, Glanz und Schönheit ſchmücken,
Auf die Fortuna Tage voll Entzücken
Herniederſendet aus dem vollen Schoos,
Voll Blumen, Duft und Gold iſt eure Schaale,
So gießt dem Herrn ſie aus mit einemmale
Und zeiget euch wie Magdalena groß!

Der Arme iſt der Herr. Mit vollen Händen
Gebt ihm, was ihr an Putz pflegt zu verſchwenden,
Gebt ihm den Diamant, der eitel prahlt,
Gebt ihm, was Ball und Gaſtmahl ſchnell verſchlingen,
Gebt ihm das Gold an tauſend Leuchterringen,
Den Seidenteppich, der zu Fuß euch ſtrahlt!

Dann ruft der Arme, frei von ſeiner Plage,
Wenn er euch ſchaut, mit freud'gem Herzensſchlage:
„Hier fand ich Speiſe, da ich hungrig war!“
Dann wird im Tode Chriſtus euch vergeben
Und ſprechen: „Selig, wer geliebt im Leben!“
Und reichen euch die Himmelskrone dar.

Das Leben und Wirken

der

heiligen Cäcilie.

Betrachtung

über

die heilige Cäcilie.

Die heilige Cäcilie.

„..... Und uns, die wir allzumal „Sünder ſind, aber Euch anbeten und „verehren und auf Eure große Gnade „und Barmherzigkeit hoffen, gewäh„ret einige Theilnahme an der Gemein„ſchaft mit Euch, Ihr heiligen Apo„ſtel und Märtyrer, Johannes, Ste„phan, Matthias, Barnabas, Igna„tius, Alexander, Marcellus, Pe„trus, Felicitas, Perpetua, Agathe, „Lucia, Agnes, Cäcilie, Anaſta„ſia und alle Ihr Heiligen, in deren „Gemeinſchaft wir uns aufzunehmen „Euch bitten, nicht nach unſerem Ver„dienſte, ſondern aus Barmherzigkeit „und um unſeres Heilands Jeſu Chri„ſti willen.“

Alſo lautet der Schluß des Meßkanons nach der Einſegnung, wenn das Opferlamm dargebracht wird und die anweſenden himmliſchen Heiligen es anbetend verehren. Es wird zwar in dieſer Anrede unſrer Heiligen nur mit einem Worte gedacht, durch Nennung ihres Namens, aber wie verehrungswürdig iſt dieſer Name an dieſer Stelle; und wenn er uns auch nichts von ihrem Leben ſagt, ſo erinnert er doch an ihren Tod; ſie ſtarb den Märtyrertod. Die Kirche, wie Gott, deſſen Stelle ſie auf Erden vertritt, vergißt nicht, was man für ſie thut; ſchenkte man ihr auch nur eine Thräne, ſie würde dieſelbe ſegnen und unſterblich machen. Bekennet euch zu ihrem Glauben, bekennet euch zu ihr bis auf's Blut, bis auf den Tod, ſterbet als Märtyrer für ſie und ſie wird eure Gebeine ſammeln, die eure Freunde ſich beeilt haben würden, unter die Erde zu vergraben und wird daraus Reliquien machen. Sie wird euer Grab-

mal zu einem Altare umwandeln, sie wird, als eine der größten Ehrenbezeigungen, den Heiligen aller Heiligen herabsteigen und auf eurem Staube ruhen lassen. Und sollten jemals eure Gebeine verloren gehen, so ist doch das Andenken an euer Märtyrerthum unsterblich, da es mit den unsterblichen Opfergebeten verbunden ist. So oft das Opfer dargebracht wird, erhebt sich die Stimme des Blutes Jesu Christi zum Himmel begleitet von der Stimme eures Blutes.

Es ist allerdings wahr, daß bei der Anrufung der Märtyrer die Kirche nur die Namen einiger nennt; aber darin besteht ihr Ruhm, daß die Zahl derer, die für sie starben, zu groß ist, um Aller Namen aufzuzählen; sie heiligt aber das Andenken Aller, und diejenigen, deren Namen sie nennt, verdanken diese auszeichnende Ehre dem Alter oder der größern Wichtigkeit ihres Märtyrerthums. Zu diesen Letztern gehört die heilige Cäcilie. Drei Namen trennen im Meßkanon den ihrigen von denen der Felicitas und Perpetua, deren Lebensgeschichte, wenigstens theilweise, uns noch erhalten ist. Das Wirken und die Schicksale dieser glaubensstarken, zarten Frauen erinnern durch die Einfachheit der Erzählung an die Evangelisten. Wer lesen kann, wird sie nicht ohne Rührung lesen. Wo aber finden wir eine Lebensgeschichte der heiligen Cäcilie? Denn man wird doch nicht, glaube ich, diesen Namen mehr oder weniger wahrscheinlichen Vermuthungen und größtentheils ungewissen Sagen zuschreiben, deren Wahrheit zu beweisen fast unmöglich ist. Schwierig freilich ist es, eine Lebens- und Leidensgeschichte zu liefern, wenn die spezielleren Nachrichten durchaus fehlen; bei diesem gänzlichen Mangel historischer Quellen bleibt uns aber doch noch eine Seite, von welcher wir die heilige Cäcilie betrachten wollen. Vorher wollen wir nach glaubwürdigen Berichten einzelne Züge und Hauptpunkte ihres Lebens hervorheben, die, wenn auch nicht aus ächten Quellen geschöpft, doch wegen ihres moralischen Werthes beachtet zu werden verdienen.

Die Erwähnung der heiligen Cäcilie im Meßkanon und in den ältesten Abendmahlsgebeten und Kalendern hat auf die Vermuthung geführt, daß sie gegen das Jahr 230, unter Alexander Severus, oder nach Andern in einer noch frühern, dem apostolischen Zeitalter weit nähern Zeit, zwischen den Jahren 176 und 180 den Märtyrertod erlitten habe. Doch das lassen wir dahin gestellt. Die fast nie genau zu bestimmenden, oft so überflüssigen Zeitangaben sind bei Lebensbeschreibungen von Heiligen ganz entbehrlich. Ihr Ruhm gleicht nicht etwa dem einer Fürsten- oder Adelsfamilie; diese halten sich für groß, wenn sich ihr Stammbaum in die Jahrhunderte der Vorzeit erstreckt. Die Heiligen aber bedürfen nur der Gegenwart, um berühmt zu werden; ihr ganzer Ruhm besteht in ihrem Leben und besonders in ihrem Tode.

Die heilige Cäcilie war von Geburt eine Römerin und stammte aus edler Familie ab. Es war Gottes Plan in der ersten Zeit des Christenthums, die menschliche Weisheit ganz zu vereiteln und zu vernichten. Unabhängig von seiner Lehre, die unverständlich erscheinen sollte und auch wirklich erschien,

waren die Fortſchritte des Chriſtenthums damals doch ganz erſtaunend. Wenn es nur die geringeren Klaſſen angezogen hätte, ſo würde man ſagen können, daß es denſelben durch Vorſpiegelung eines baldigen Glückswechſels geſchmeichelt habe. Denn daß Sclaven ihre Ketten ſchütteln und ſich anſtrengen, ſie zu zerbrechen, war nichts Neues und hauptſächlich in Rom. Rom aber gerade war es beſonders, dem dieſe große Lehre gegeben werden mußte. Wenn aber das Chriſtenthum nur die Großen angezogen hätte, ich meine hier die Großen in jeder Beziehung, ſowohl des Geiſtes, als des Ranges und des Reichthums, ſo würde man es nicht mit Unrecht mit den durch die Griechen in Rom verbreiteten philoſophiſchen Syſtemen, die Rom mehr als einmal ſelbſt zur Zeit ſeiner größten Verderbniß aufgeregt hatten und welche ſich die Großen in den prächtigen Zimmern ihrer Villen vortragen und erklären ließen, in eine Vergleichung ſtellen können. Aber das Chriſtenthum that weder das Eine, noch das Andere allein, ſondern beides zugleich, und durch einen und denſelben Geiſt ergreift es mit bewundernswürdiger Gewalt das ganze Menſchengeſchlecht. Hohe und Niedere erheben ſich auf ſeinen Ruf und werden von derſelben Hoffnung durchbebt; Blandine ſtirbt als Sclavin zu Lyon; Cäcilie, als Tochter einer vornehmen Familie, zu Rom. Niemals war dies da geweſen. Die Menſchheit, darüber entrüſtet, verfolgt das große Wunder, verfolgt es drei Jahrhunderte hindurch; dann ſtaunt ſie und glaubt endlich daran.

Will man ſich dieſe faſt übermenſchliche Kraft erklären, die ſich ſo plötzlich in den jungen, vornehmen, zarten Frauen zeigte, welche unlängſt in weichen Betten, von Roſen umduftet, ruheten, und jetzt tief unten in einem feuchten Kerker eingeſchloſſen, auf dem kalten Boden liegen, immer erwartend, daß man ſie auf die Folterbank lege, oder den wilden Thieren vorwerfe, ſo muß man in den Geiſt des Chriſtenthums dringen, der in ihnen war, und deſſen unſichtbare, aber allgegenwärtige Kraft ſie ſtärkte und aufrecht hielt. Alle Wunder des Chriſtenthums überhaupt offenbaren und beweiſen die Incarnation, welche eines Theils in der perſönlichen Vereinigung des Geiſtes mit dem Fleiſche und andern Theils in der völligen Abhängigkeit des Fleiſches vom Geiſte beſteht. „Der Geiſt Gottes,“ ſagt die Schöpfungsgeſchichte, „war vom Manne gewichen, weil er Fleiſch geworden war.“ Als der Geiſt ſpäter ſich mit dem Fleiſche wieder vereinigte, berührte und durchdrang er es nicht nur mit ſeinem Hauche wie am Tage der Schöpfung, ſondern es fand eine wunderbare, innige Vereinigung Statt. Das Wort ward Fleiſch, ſagt das Evangelium, und in dem Gott-Menſchen war die Vereinigung des Geiſtes und des Fleiſches ſo ſtark und wirkſam, daß, zufolge dieſer Vereinigung, in jedem Kinde Adams, das ein Kind Gottes geworden iſt, der Geiſt das Fleiſch ganz durchdringt und beherrſcht und das Fleiſch ſeiner Natur nach und nach ſich entäußern und endlich zur letzten Umbildung gelangen wird, die der heilige Paulus ſchon andeutete, aber nicht deutlich genug durch den Ausdruck: Eingeiſtiger Körper (corpus spirituale), bezeichnete.

Ausdauernd und unermüdet also gegen die ursprüngliche Verderbtheit des Fleisches kämpfen, es prüfen, reinigen, umbilden, bis man aus der Verworfenen eine keusche und reine Jungfrau bildet: das war die hohe Bestimmung des Christen, das war der unwiderstehliche Reiz, wodurch das Christenthum im Anfange alle seine Schüler gewonnen und geleitet hat. Jetzt werden wir uns auch die Standhaftigkeit der Cäcilie bei den schrecklichsten Leiden und Mißhandlungen erklären können. Bevor sie auf den für die Kämpfe mit wilden Thieren bestimmten Fechterplatz gehen mußte, hatte sie schon schreckliche Prüfungen und Kämpfe ausgestanden, aus denen Niemand vor ihr als Sieger zurückgekehrt war. Warum sollte sie nicht stark genug sein gegen Löwen, Bären und Tiger? Sie kämpfte gegen ihr eigenes Fleisch und besiegte es. Sie ist Jungfrau, sie ist Märterin.

Diese Unschuld und Reinheit, die aus der Erkenntniß Jesu Christi und aus der Theilnahme an seinen Wundern hervorgeht, hatte schon früh die heilige Cäcilie sich erworben und zu derselben sich streng verpflichtet, und da sie eine gewöhnliche Keuschheit nicht für würdig genug hielt, that sie das Gelübde einer beständigen Keuschheit. Ihre Aeltern, wahrscheinlich Christen, die aber nicht verstanden, was nur einer geringen Anzahl von auserwählten Seelen zu verstehen gegeben worden ist, wie der Heiland selbst sagt, widersetzten sich dem Plane der Tochter so standhaft, daß sie einwilligen mußte, sich mit einem jungen Manne, Namens Valerian, zu verheirathen. Das Keuschheitsgelübde verletzte sie jedoch keineswegs als Gattin; sondern ihre Verheirathung, weit entfernt, die ihrem Herzen so theuren Gelübde zu brechen, gesellte vielmehr zu ihrer ersten Aufopferung ein neues Verdienst, das die Gnade Gottes, der die Demüthigen liebt, in hohem Maaße erwirbt, das Verdienst der tugendhaften Enthaltsamkeit, welche sie sich auch in der Ehe zur Pflicht machte.

Der Gatte dieser anderu Maria war freilich kein anderer Joseph. Valerian war Götzendiener und beharrte hartnäckig bei der Verehrung seiner Götter. Auf folgende Weise jedoch wurden die ersten Schwüre der Cäcilie unverletzt erhalten. Ich will die Legende wörtlich aus dem römischen Brevier hier geben und auch kein Wort daran ändern. „Cäcilie, eine römische Jungfrau, aus „edler Familie stammend und seit ihrem frühesten Kindesalter in der „christlichen Religion erzogen, weihete „Gott ihre Jungfrauschaft. Später „aber mußte sie wider ihren Willen in „die Verheirathung mit dem Valerian „willigen. In der Brautnacht sagte „sie zu ihm: Valerian, ich flehe unter dem besondern Schutze eines Engels, der meine Jungfrauschaft bewacht. Behandle mich also so, daß „du den Zorn Gottes gegen dich nicht „erregst. Der durch diese Worte erschreckte Valerian wagte es nicht, „dies unbeachtet zu lassen; er erklärte, „daß er an Christum glauben wolle, „wenn er den Engel, welcher der Beschützer der Cäcilie sei, gesehen haben werde. Sie erwiederte ihm, daß „er ihn erst dann sehen könne, wenn „er getauft sei. Valerian willigte aus „Begierde, den Engel zu sehen, ein, „sich taufen zu lassen. Die Jungfrau

„wies ihn an den heiligen Papst Ur„ban, den eine Verfolgung gezwun„gen hatte, sich nach den Gräbern der „Märtyrer, unweit der Appischen „Straße, zurückzuziehen. Valerian „ließ ihn holen und wurde von ihm ge„tauft.“

Es werden Einige, wenn sie dies lesen, fragen: Ist die Legende authentisch? Was uns anbetrifft, so wagen wir nicht, die Glaubwürdigkeit einer solchen Erzählung in Zweifel zu ziehen, noch dieselbe zu beweisen. Gleichviel, sei es auch nur eine schöne Fabel, so liegt darin doch eine tröstende Wahrheit. Die Engel, welche ehemals die Priester und Propheten bedienten, sind zurückgekehrt auf unsere Erde, die sie geflohen hatten, seitdem es hier Jungfrauen giebt. Ein Engel war es, welcher der Jungfrau Maria ihre Schwangerschaft verkündete; ein Engel schützte ihre Unschuld gegen den sonst unvermeidlichen Argwohn des Joseph; ein Engel beschützt auch die Treue der Cäcilie. Jede Jungfrau und jedes kleine Kind hat einen Engel zur Seite; die Jungfrau und der Engel sind Bruder und Schwester; ihre Namen verlieren sich mit einer liebenswürdigen Vertraulichkeit in einander, man sagt von Engeln, daß sie Jungfrauen sind, und von Jungfrauen, daß sie Engel sind. Wunderbare Harmonie zwischen den reinsten und heiligsten Wesen in der Schöpfung! Der Himmel steigt auf die Erde nieder, die Erde erhebt sich zum Himmel, wunderbares Umarmen, heilige Vereinigung, rührende, bezaubernde Klänge, die man ohne den aus den Wundergärten des Salomo von den lauen Westwinden getragenen Wohlgeruch nicht denken kann.

Doch kehren wir zu unserer Legende zurück. „Valerian kam getauft zur „Cäcilie zurück, er fand sie betend und „sah an ihrer Seite einen von himm„lischem Lichtglanze strahlenden Engel. „Er wurde Anfangs erschreckt durch „diese Erscheinung, erholte sich jedoch „bald und rief seinen Bruder Tibur„tius herbei, den Cäcilie im Christen„thume unterwies. Da dieser, wie sein „Bruder, vom Papste Urban getauft „war, wurde es ihm auch verstattet, „den Engel zu sehen.“ Außer diesen beiden Bekehrungen erwähnen einige Schriftsteller noch die eines Kriegshauptmanns, mit Namen Maximus. Diese drei Neubekehrten, die kaum der Wassertaufe entstiegen waren, unterzogen sich mit Muth und Glaubenskraft auch der Bluttaufe. Cäcilie folgte ihnen bald nach; sie schwang sich gen Himmel auf, mit der dreifachen Palme der Jungfrauschaft, des Apostolats und des Märtyrerthums geschmückt. Sie wird schon im frühesten Alterthume als Heilige verehrt und zu ihrer Anbetung sind prächtige Tempel erbauet worden; in Rom allein sind der Cäcilie drei Kirchen geweihet, wovon die eine besonders, welche eine Pfründe des Cardinalpriesters ist, wegen der Pracht und Schönheit der innern Verzierungen merkwürdig ist. In dieser Kirche wurden auch die Reliquien der heiligen Cäcilie, wie auch die des heiligen Valerian, Tiburtius und Maximus lange Zeit unter dem Hochaltare aufbewahrt, wurden aber später in ein Gewölbe versetzt, das jetzt unter dem Namen „Bekenntniß der heiligen Cäcilie“ bekannt ist. Die Kirche wird wegen ihrer Lage jenseits der Tiber in transtevere genannt. In Frankreich

ist der heiligen Cäcilie eine der merkwürdigsten Hauptkirchen des südlichen Theils geweiht, nämlich die Domkirche zu Albi. Diese von Mauersteinen erbaute Kirche ist besonders wegen ihres Schiffs berühmt, das, einzig in seiner Art, von einer Decke überspannt ist, welche sich mit unglaublicher Festigkeit und Schönheit über die ganze Breite des Gebäudes wölbt. Wir bedauern, nicht eine genauere Beschreibung dieses Meisterwerks der Baukunst und des Kirchenstyls geben zu können, allein es würde uns zu weit führen, und wir haben hier noch die heilige Cäcilie von der Seite zu schildern, wo sie sich den größten Ruhm auf Erden erwarb und einen wichtigen Theil des katholischen Cultus begründete.

Die heilige Cäcilie war musikalisch. Sie sang, wie David, Gott Lobgesänge und begleitete sie mit der Harfe, dem Psalterium oder der Dekakorde. Diese Nachahmung der Davidischen Lobgesänge, welche sie so sehr begeisterten, hat ihr einen Ruhm erworben, den sogar unser jetziges gegen Alles gleichgültige Zeitalter feiert; und während die gepriesensten Schutzheiligen alter Gemeinden und Stiftungen ihren Ruhm verfallen und ihr Andenken verlöschen sahen, sieht die heilige Cäcilie jedes Jahr die berühmtesten Tonkünstler der Hauptstadt sich in einer Kirche versammeln und ihr zu Ehren wetteifernd ein Fest feiern.

Die heilige Cäcilie wendete aber ihre musikalischen Kenntnisse noch zu einem andern, sehr wichtigen Zwecke an; sie erhob nicht nur sich durch Musik zu einer feierlichen Stimmung, sondern begeisterte auch dadurch ihre ganze Umgebung; so bekehrte sie auch die drei Obengenannten, durch die Erscheinung des Engels noch unterstützt.

Das Christenthum liebte und vervollkommnete die Musik, auch da es in den Staub getreten und in die Finsterniß der Katakomben versenkt wurde; und als es aus der Verborgenheit hervortreten konnte, als die Kaiser ihm Tempel erbauten, zog auch die Musik mit in dieselben ein; und nachdem sie einmal den Augustinus zu Mailand durch den Ambrosius zu Thränen gerührt hatte, fand sie zu Rom in Gregor dem Großen noch einen höhern Beschützer. Will man den Grund dieser verborgenen, gegenseitigen Anziehungskraft finden, so suche man ihn in der Natur der Musik selbst; sie ist liebend, mittheilend und eben dadurch so passend für die beiden Hauptzüge des Christenthums, Liebe und Bekehrungseifer. Daher auch die scheinbar entgegengesetzten, aber nach einem Ziele führenden Richtungen der Kirchenmusik. Während die Kirche durch Musik die Andacht befördert, zum erhebenden Gebete begeistert, zieht der Missionär durch die Töne der Musik aus den Wäldern den armen Wilden an, der vor ihm geflohen war. So groß ist die Macht der Musik; sie erweckt beim Ungläubigen Glauben und erhält die Begeisterung der heiligen Cäcilie. Und wodurch hat sie diese Macht? Die Macht des Wortes ist die Macht Gottes selbst, denn durch das Wort hat er die Welt erschaffen, durch das Wort hat er sie errettet: „Er sprach's und es geschah; er sprach's und Alles war geschaffen.“ Das that Gott, um die Welt zu erschaffen; wie hat er sie errettet? „Der Glaube, sagt der heilige Paulus, entsteht durch das Hö-

ren, denn wie könnte man an den glauben, von dem man nicht hat sprechen hören, und wie kann man hören, wenn Niemand spricht?“ Das Wort also ist es, wodurch man Gott kennen und ihn lieben lernt; denn man liebt nur Gott, weil man ihn kennt und wie fern man ihn kennt; die Erkenntniß Gottes und die Liebe zu ihm, in welchem Maaße man sie auch annimmt, streben natürlich sich zu äußern, und der Drang der Seele, das, was sie von Gott weiß und gegen ihn fühlt, auch auszudrücken, erzeugt natürlich den Ausdruck in Worten; werden die einfachen Töne zu harmonischem Klange erhoben, so entsteht der Gesang. Wer Gott lieben kann, dem genügt es nicht nur, von ihm zu sprechen, den drängt es auch zum Lobgesange. Aber der Gesang, der nur das Wort in harmonischen Tönen ausspricht, läßt immer noch einen vollkommenen Ausdruck der Liebe und Erkenntniß zu wünschen übrig. Je mehr nun das Mißverhältniß zwischen der Liebe und Erkenntniß und dem Ausdrucke durch das Wort, was eigentlich nur eine nothgedrungene Form ist, gefühlt wird, desto mehr wird die Seele sich bestreben, eine noch über dem Gesange erhabene Ausdrucksweise zu finden, welche die in bloßen Worten nicht zu bezeichnenden Gefühle erhebend und begeisternd zu schildern vermag. So hebt die Musik den Gesang, wie der Gesang das Wort hebt; die Musik ist daher im Grunde nur das zum vollkommensten Ausdrucke erhobene Wort; sie ist gleichsam der Uebergang von der Erdensprache zur Himmelssprache. Dort wird der Kampf der Seele gegen die sie beschränkende und unterdrückende Hülle und gegen Alles, woran sie durch diese gebunden ist, aufhören. Erhaben über Zeit und Raum, frei von aller Verblendung und allem Irrthume, wird sie in seliger Anschauung Gottes durch Gottes Wort von ihm reden; ihrer unbegrenzten Liebe und Erkenntniß wird auch eine unbeschränkte Sprache zu Gebote stehen.

Diese wenigen Worte mögen hinreichen, um unsern Ausspruch zu beweisen, daß die Musik Glauben erweckt und mit Begeisterung erfüllt. Der Glaube äußert sich durch das Wort, die Musik aber ist das zum vollkommensten Ausdrucke und Macht erhobene Wort. Die Begeisterung ist eine innige Seelenverwandtschaft mit dem Göttlichen, deren noch unwürdigste irdische Ausdrucksart die Musik ist. Nachdem wir nun den so innigen Zusammenhang derselben mit dem Christenthume angegeben haben, wollen wir noch sehen, wie fern sie auf die jetzige Zeit ihren Einfluß äußern kann.

Es giebt keine Begeisterung ohne Liebe und keine Liebe ohne Glauben. Unser Zeitalter hat freilich keinen Glauben. Wir sagen dies jedoch, ohne im geringsten den Hoffnungen derer widersprechen zu wollen, die noch bei der allgemeinen und so großen Gleichgültigkeit gegen Religion einen geheimen innern Drang nach Frömmigkeit und Gottseligkeit gefunden haben wollen; im Gegentheile wollen wir von ganzem Herzen diese Hoffnungen theilen, da wir uns noch, wenn sie uns auch täuschten und nicht erfüllt würden, Dank wissen müßten, daß wir sie so lange gehegt haben; und rücksichtlich dieser oberflächlichen Bekehrung, die vom Himmel selbst aus in Kopf und Herz unserer Zeitgenossen eingedrungen

sein muß, wollten wir auch gern glauben, daß unter den übrigen Mitteln, die man anwendet, um sie zu befördern und zu erhalten, auch die Musik vielleicht mit Nutzen angewendet werden könne.

Man sucht jetzt mit fast hastiger Begierde nach Harmonie und Liebe, weil man sie in dieser Welt ohne Glauben nicht findet und auch weiß, daß man sie nie finden wird. Man liebt die Welt nicht mehr aus Schwachheit, wie früher, sondern aus Verzweiflung; man nimmt sie in Ermangelung einer bessern. Und was giebt es, Gott ausgenommen, außer der Welt? es sei denn, daß der Tod noch als etwas weniger Eitles erscheint. Viele in der That halten das Letztere für vernünftig und vertheidigen es mit einem Eifer, der fast auf feste Ueberzeugung schließen läßt. Was die Seelen anbetrifft, die zu schwach sind, um zu sterben, und auch wieder zu stark, um in einer solchen Leere zu leben, halten sich zwischen Gleichgültigkeit und Glauben. Wenn einerseits die Gleichgültigkeit für sie ein immerwährender Todeskampf ist, so ist doch auf der andern Seite wieder der Glaube für sie etwas zu Wesentliches. An Wahrheit glauben und sie befolgen nach der Vorschrift des Evangeliums, sie annehmen und wiedergeben, das kann wohl die Seele einer Jungfrau, aber nicht die ihrige. Sie glauben nicht und handeln nicht, und sagen doch, daß es schön, groß und beglückend sei, das Eine wie das Andere zu thun. Um den Glauben zu vermeiden, werden sie die Gläubigen bewundern; sie werden in die Vergangenheit zurückgehen, soweit sie nur können; dem Ursprunge und Anfange unsrer Geschichte, unsrer Sprache, Sitten, Gesänge, Gebete, Symbole nachforschen; jeden entdeckten Ueberrest wie Reliquien sammeln; und wenn sie diese Ueberreste zusammengebracht, diese Vorwelt wieder an das Licht gezogen und allen den Todten wieder Leben eingehaucht haben, werden sie nach der Liebfrauenkirche zum Morgen- oder Abendgebete gehen, um da zu wehklagen, zu weinen und im Schatten der alten Pfeiler während des Magnificat und Te deum zu träumen. Wir täuschen uns durchaus nicht im mindesten in einem Geisteszustande, der bei der Mehrzahl in eine lächerliche Erheuchelung von Schmerz, Gewissensbissen und Verzweiflung entartet ist, in die wohl einige auserwählte Seelen schon verfallen sind, die Alles dieses wirklich sahen, fühlten, bewunderten und, wie sie selbst sagen, von Gewissensbissen geplagt, wieder in einen verderblichen Unglauben verfielen, dessen Bedürfniß und Reiz sich zu entziehen ihnen unmöglich ist. Weil aber die Sache verschlimmert, entstellt, auf eine alberne, thörichte, heuchlerische Weise verunstaltet worden ist, existirt sie darum weniger? Wäre diese leere Frömmigkeit, die man angenommen hat, um zugleich dem Unglauben, dessen man überdrüssig ist und dem Glauben, vor dem man sich fürchtet, zu entgehen, nicht ein Schritt zu diesem und eine Entfernung von jenem? Und da sie nur durch den Wohlgeruch, den Weihrauch, die bunten Lichter und die bunten Fensterscheiben unserer alten Kirchen und besonders durch die alterthümliche, klagende, gefühlvolle, gläubige Musik erhalten wird, warum sollte man ihr dies Alles verweigern? Muß

man denn immer, um von der Meſſe und der Predigt Nutzen zu haben, mit der reinen und lautern Abſicht in die Kirche gehen? Für ſie iſt eine gute Muſik eine Predigt. Geſtattet ihnen doch dieſe gute und einfache Muſik, weil ſie nur dieſe wollen. Und haben ſie denn im Grunde nicht vollkommen Recht? Würde man ſich nicht ſchon verſündigen, wenn man unſern einfachen, von der Orgel begleiteten Kirchengeſang mit einer Opernarie vergleichen wolle, nach der ein aus irgend einem Opernhauſe entlaufener Schauſpieler die Worte ſänge, mit welchen der Heilige aller Heiligen begrüßt wird, wenn er auf unſere Altäre herabſteigt? Dieſe Betrachtungen führen uns zu dem Grabe eines Mannes hin, um ihm einige Thränen und Gebete zu weihen, der nur zu bald den Hoffnungen und der Liebe aller wahren Freunde der Kirchenmuſik entriſſen wurde. Hätte doch Chorons Geiſt ihm nicht in das Grab folgen müſſen, hätte ſich dieſer auf das Haupt einiger ſeiner zahlreichen Schüler niederlaſſen können, die ſich, wir ſchmeicheln uns mit der Hoffnung, aus ihrer Anhänglichkeit an die Sagen, Arbeiten und Gelübde ihres Lehrers eine Religion bilden werden. Was uns betrifft, wir wollen von ganzem Herzen alle heiligen Beſchützer der Muſik, die heilige Cäcilie, den heiligen Ambroſius, den heiligen Auguſtin, den heiligen Gregor und die neun Engelchöre bitten, daß es alſo geſchehe.

Cäcilie.

Einſt lebt' ein Fräulein, rein wie Tauben,
Aus edelſtem Geſchlecht in Rom,
Die zeugte für den Chriſtenglauben
Mit ihres Blutes Strom.

Sie pries und lobte Gottes Namen
Bei Tag und Nacht mit hellem Klang,
Die Engel von dem Himmel kamen,
Zu hören ihren Sang.

Sie ſang noch in der letzten Stunde,
Als ſie zum Richtplatz ward geführt;
Der Henker ſelbſt im Herzensgrunde
Fand ſtaunend ſich gerührt.

Das Schwert, nach ihrem Haupt gewendet,
Entgleiten will's der Hand ſogleich,
Doch zögert, bis das Lied vollendet,
Er mit dem Todesſtreich.

Er trifft nicht wohl; das Haupt ſich neiget,
Doch fällt es nicht, es ſchwebt in Pein,
So wie die Statue es zeiget
Aus weißem Marmorſtein.

Ihr Seufzen ſteigt zu Gottes Lobe
Noch als ein Hymnus in die Luft,
Man legt ſie mit der goldnen Robe
Hinunter in die Gruft.

Erſt ſpät fand man die Kleider wieder,
Sie prangen auf der Kirche Chor,
Vor ihnen knieen Fromme nieder
Und beten heiß empor.

Und wer nach Roma kommt auf Reiſen,
Noch ihres Hauſes Trümmer ſchaut
In jener Kirche, die geheißen
Nach ihres Namens Laut.

Und jährlich an geweihter Stelle,
Wenn nun der Winter naht heran,
Hebt in der heiligen Kapelle
Ein Lobgeſang ſich an.

Der Künſte Schaar ihr Huld'gung zahlet,
Ihr Bild belebt ein heil'ger Drang,
So hat es Raphael gemalet
Nach dem Geſang.

Ein Heil'genſchein iſt ihre Krone,
Die Laute hält ſie in der Hand;
Sie wird von der Begeiſt'rung Sohne
Beſchützerin genannt.

Die Heil'ge, ein Symbol der Töne,
Giebt Dichtern fromme Lieder ein,
Und webt, als himmliſche Camöne,
Muſik des Jenſeits drein.

Das Leben und Wirken

der

heiligen Katharina.

Betrachtung

über

die heilige Katharina.

Die heilige Katharina.

Der schönste orientalische Himmel lag über Aegypten ausgebreitet, als die zahllose Menschenmasse Alexandriens sich in die Säulenhallen des berüchtigten Serapis-Tempels drängte, wo die vor der mit dem Kreuze geschmückten Fahne Konstantins geflohenen Götter Latiums einen Zufluchtsort gefunden hatten. Die Furcht vor dem Tode trieb die Meisten in den heidnischen Tempel; denn Kaiser Maximianus hatte mit Androhung der Todesstrafe geboten, den Göttern zu opfern. Der Kaiser selbst stand am Altare, mit den Zeichen der oberpriesterlichen Würde bekleidet; die Hofleute in ihren Prachtgewändern lagen anbetend auf ihren Knieen; die schneeweißen Opferstiere mit den geheiligten Binden und die in tausend bunten Farben prangenden Vögel, die Opfer der Armen, erfüllten die Hallen mit ihrem Geschrei; alles dies in einem pyramidenartigen Tempel, dessen großartige Bauart an die wunderbaren, phantastischen Feenpaläste erinnerte, welche die seltsame Einbildungskraft der orientalischen Völker sich zu ersinnen pflegt, ließ die Versammlung beinahe vergessen, daß die Furcht vor der Todesstrafe sie hierher getrieben habe, und weckte in den von dem Glanze wie bezauberten Gemüthern einen Ueberrest des alten Glaubens an die heidnischen Gottheiten wieder auf; als plötzlich während der Opferhandlung ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit auf den Altar zuschritt; ein langes Jungfrauengewand umhüllte ihre Glieder; sie brachte keine Opfergabe mit und ein blendender Glanz schien über sie ausgegossen, so daß sie dem Volke als eine Göttin er-

schien, welche vom Himmel herabgekommen, um ihre Geschenke in Empfang zu nehmen.

Diese Jungfrau war Katharina, aus einem alten und mächtigen Königsgeschlechte Aegyptens entsprossen. Sie hatte sich in der Schule des Origenes eine tiefe Kenntniß der christlichen Philosophie erworben, und wohl wissend, wie leicht die Menge durch den äußern Glanz eines Gottesdienstes bestochen und irregeleitet werde, hatte sie den kühnen Entschluß gefaßt, jener gefährlichen Verführung entgegenzuwirken und dem versammelten Volke die Nichtigkeit der heidnischen Götter darzulegen. Ehrerbietig, aber freimüthig, tadelte sie den Kaiser wegen der Kunstgriffe, deren er sich bediene, um die leichtgläubige Menge zu verführen; dann wandte sie sich zum Volke und redete zu ihm von der Gottheit Christi. Die Kraft ihrer Rede und Schönheit war so groß, daß selbst der überraschte Maximianus sie nicht von seinen Liktoren ergreifen ließ, als sie wieder unter der Menge verschwand.

Sobald das Opfer vollbracht war, beschied sie der Kaiser in seinen Palast und bot ihr anstatt der Strafe seinen Thron und seine Krone; denn er hatte eine heftige Leidenschaft zu ihr gefaßt. Aber die Jungfrau trug schon einen goldenen Verlobungsring, und was ist die Liebe gegen einen Thron? Als sie noch ein kleines Kind in der Wiege lag, war ihr die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde erschienen, das sie aufgefordert hatte, es zum Bräutigam zu erwählen; eine zahlreiche Versammlung von Auserwählten war Zeuge dieser himmlischen Vermählung gewesen, und als sie erwachte, fand sie an ihrem Finger einen goldenen Ring zum Wahrzeichen ihrer geheimnißvollen Verbindung. Die Braut Christi lehnte daher des Kaisers Antrag ab. Als er von ihrer Schönheit zu ihr sprach, erwiederte sie, sie sei nur von Erde gemacht und es sei eine Verherrlichung Gottes, wenn er aus einem so schlechten Stoffe einen schönen Leib gebildet habe. Und als er seine von ihr verschmähten Götter in Schutz nahm, sprach die neuplatonische Jungfrau zu ihm von dem göttlichen Wesen als der einzigen Ursache aller Dinge. Der von Bewunderung erfüllte Kaiser wußte nicht zu antworten und glaubte nicht anders, als Platos Seele sei, nach der ägyptischen Religionslehre, in diesen weiblichen Körper gewandert.

Mit seiner Bewunderung stieg auch seine Leidenschaft und er wollte um jeden Preis Katharina bewegen, ihrem Glauben zu entsagen und die Stelle seiner Gemahlin Faustia auf seinem Throne einzunehmen. Er ließ daher in Alexandria bekannt machen, die sämmtlichen, dem Dienste des Merkur geweihten Gelehrten sollten die Musen, die Schutzgöttinnen der Wissenschaften, um ihren Beistand anrufen, alsdann in seinem Palaste erscheinen und die mit mehr als menschlicher Weisheit begabte christliche Jungfrau von der Macht und Wahrhaftigkeit der Götter überzeugen.

Die Philosophen riefen die Musen um Beistand an; aber die Vergangenheit schwieg vor der Zukunft; und jene bildenden Sibyllen der verflossenen Zeiten, deren prophetische Leier von der Harfe Davids zum Schweigen gebracht wurde, blieben stumm bei ihren Anrufungen, während die christliche Begei-

sterung in der Gestalt eines lichtstrahlenden Engels über die Heilige herabkam.

Maximianus hieß Katharina sich neben den Thron stellen, um keines ihrer Worte zu verlieren. Funfzig der berühmtesten Philosophen und Redner Alexandriens waren im Palaste versammelt, und der erste unter ihnen sprach, um dem Kaiser zu schmeicheln, zu der Jungfrau: „Wie magst du es doch wagen, der Sonne unter dem Namen des Apollo göttliche Ehre zu verweigern? Ist sie nicht schön genug, daß man sie anbete? In ihrer unwandelbaren Ewigkeit hat sie den Sturz aller Reiche beleuchtet; sie ordnet die Jahreszeiten; sie ist es, welche die Halme hervorruft, die Metalle in dem Schooße der Erde bildet, den Blumen Farbe und Wohlgeruch giebt; ihre Wärme allein giebt dem Menschen und allem, was da ist, Leben. Willst du sie noch nicht als eine Gottheit anerkennen?“ — Katharina sammelte alle die göttliche Kraft des Christenthums, welche schon drei Jahrhunderte auf die Bekehrung der Welt gewirkt hatte, und sprach: „Gott ist's, der der Sonne ihren Glanz und ihre Wärme verleiht. Als Jesus Christus am Kreuze für das Heil der Menschen gestorben war, trauerte die Sonne um ihren Herrn und am lichten Tage war der Erdkreis in Finsterniß eingehüllt.“ — Bei diesen hohen Worten fielen die funfzig Greise vor der Jungfrau nieder und flehten, sie solle bei dem Gotte der Christen um Gnade für sie bitten. Der darob heftig erzürnte Kaiser verdammte sie zum Flammentode; die Jungfrau aber sprach zu ihnen: „Die Flammen, mit denen euch der Wütherich droht, werden eure Taufe sein; sie werden eure Sünden tilgen und euch reiner machen, als die Sterne.“ Am folgenden Tage hatte sie der Himmel aufgenommen, und als am Abend die Gläubigen ihre Ueberreste sammeln wollten, fanden sie ihre Körper unversehrt, als hätten sie nie die Flammen berührt.

Katharina wurde zwei Stunden lang mit Geißeln gepeitscht; ihre Glieder wurden auf der Folterbank zerrissen, und da sie unter diesen Qualen nicht starb, warf man sie in eine tiefe Grube, ohne ihr Nahrung zu reichen und ihre Wunden zu verbinden. Aber Gott wollte durch sie erst einige Seelen für den Himmel gewinnen, ehe er sie von dieser Erde wegnahm.

Da geschah es aber, daß, als Maximianus nach der Mündung des Nils eine Reise unternommen, die Heilige, von Lichtglanz umflossen, der Kaiserin im Traume erschien, und ihr eine Krone auf das Haupt mit den Worten setzte: „Erhabene Herrscherin, mein Bräutigam giebt dir diese Krone.“ Faustia wollte die Dulderin sehen und ließ sich von dem Porphyrus, einem Hauptmanne der ersten Legion, zu ihr führen, um ihr Erfrischungen zu reichen. Aber in dem Kerker herrschte keine Finsterniß; ihr himmlischer Bräutigam war selbst zu ihr gekommen, ihre Wunden zu heilen, hatte bei ihr einen sanften Lichtschimmer zurückgelassen und sendete ihr täglich eine weiße Taube, die ihr Nahrung vom Himmel brachte. Katharina verkündete der Kaiserin und dem Hauptmanne, daß sie in drei Tagen im Reiche der Ewigkeit sein würden. Und dem war auch so; denn als der Kaiser nach seiner Rückkehr diesen Vorgang erfuhr, ließ er

seine Gemahlin und den Hauptmann hinrichten, welcher freudig mit zweihundert seiner Soldaten dem Tode entgegenging, deren Apostel er nach seiner Bekehrung geworden war. Die Kirche hat den Porphyrus und die Faustia unter die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen.

Der Kaiser fand die Jungfrau nach ihrer wunderbaren Heilung um Vieles reizender und erneuerte ihr nach der Hinrichtung seiner Gemahlin seine Heirathsanträge; er ließ ihr die Wahl zwischen dem Throne des morgenländischen Kaiserthums und zwischen einer schrecklichen Martermaschine, welche aus drei mit Messern und scharfen Stacheln versehenen Rädern bestand und ihren Leib bei der ersten Bewegung in Stücken zerreißen mußte. Die Jungfrau stieg mit dem Lächeln himmlischer Ruhe auf das Marterwerkzeug wie in das Brautbette ihrer überirdischen Liebe; aber die Räder zerbrachen mit Krachen, ohne ihre Glieder zu verletzen, und tödteten einige von den umstehenden Henkern. Das Volk und die Soldaten flohen erschrocken von dannen und einige riefen aus: der Gott der Christen ist ein gewaltiger Gott!

Aber der Kaiser, wüthend darüber, daß seine Leidenschaft von Katharina mit Verachtung erwiedert wurde, ließ ihr das Haupt abschlagen, wobei, nach einer Legende, zum herrlichen Zeugniß ihrer engelgleichen Reinheit statt des Blutes Milch aus dem verstümmelten Leichnam geflossen sein soll. Es schwebte ein Chor himmlischer Geister herab, entriß ihren jungfräulichen Körper den Händen der Henker und trug ihn auf den Gipfel des Berges Sinai [1]), woselbst ihn die Engel unter Preisgesängen auf Gott, der seine Heiligen so wunderlich führt, fern von aller menschlichen Wohnung begruben. Der Pilger, der den heiligen Berg besteigt, findet dort ein prächtiges Kloster, welches der Kaiser Justinian zu Ehren der heiligen Katharina erbaut hat. Und wenn die Mönche von Sinai in ihren Träumen der Verzückung den Donner des alten Gesetzes der Furcht hören möchten, so vernehmen sie, als Priester der Religion der Liebe, nur die bezaubernden Melodieen der Engel, welche an dem Grabe von weißem Marmor und mit bekränzten Reliefs, auf denen die Jungfrau, wie sie von Jesus den Verlobungsring empfängt, dargestellt ist, ewige Gesänge zum Preise dieser himmlischen Verbindung anstimmen.

Die Griechen, bei denen die heilige Katharina unter dem Namen Oekatheria eine hohe Verehrung genoß, haben offenbar die Geschichte ihres Lebens mit den Blüthen mythischer Poesie geschmückt, in der es allerdings schwer wird, das Wunder vom Symbol zu unterscheiden; gleichwohl würde selbst Griechenlands gesammtes Dichtergenie zu ohnmächtig gewesen sein, die Fülle dieser erhabenen Poesie zu erschöpfen. Es giebt Wohlgerüche, die nicht der Erde

---

1) Der Leib der Heiligen wurde von den Engeln auf den Berg Sinai getragen. Das bedeutet, daß die Mönche vom Berge Sinai ihn in ihr Kloster trugen, um diesen köstlichen Schatz zu besitzen. Es ist bekannt, daß das Mönchsgewand oft ein Engelsgewand und vor Alters selbst die Mönche wegen ihres Keuschheitsgelübdes Engel genannt worden sind.

Falconius, Erzbischof von San-Severin.

entſtrömen, wunderbare Erleuchtung, die nicht von der Seele des Dichters ausſtrahlt; das müſſen himmliſche Dinge ſein.

Funfzehn Jahrhunderte ſind ſeit dem Märtyrertode der Jungfrau verfloſſen, welcher Chriſtus lieber war, als das Reich des Maximianus. Selbſt die Trümmer von des Kaiſers Paläſten ſind verſchwunden; aber die heilige Katharina beſitzt noch Kirchen in allen Ländern der Chriſtenheit. In der großen Zeit des Mittelalters, wo die Wiſſenſchaft von dem Himmel ſich noch nicht getrennt hatte, verehrte in den ihrer Anbetung geweihten prachtvollen Kirchen der gebildetſte, ausgezeichnetſte Hof, der jemals geweſen, die Patronin der Philoſophen; Albert der Große, der heilige Thomas, Abälard, empfingen ihre philoſophiſchen Inſpirationen in dieſen gothiſchen Bogenhallen, unter deren einfacher Größe der Gedanke mächtig ſich erhebt. Im Mittelalter erſchien der Genius von Frankreich unter dem Schutze unſerer Heiligen in weiblicher Geſtalt und holte aus einer ihr geweihten Kirche bei Orleans das heilige Schwert, mit welchem ſie das Vaterland gerettet hat.

Die heilige Katharina,

Schutzpatronin der jungen Mädchen.

Ihr holden Schülerinnen,
In Klöstern blühend in der Anmuth Strahl,
Werft heut' einmal von hinnen
Die Kutte sammt gelehrter Bücher Zahl!

Denn prangend mit der Krone,
Die für das Märtyrthum ihr ward zu Theil,
Verleiht vom Himmelsthrone
Die Schützerin euch einen Tag voll Heil!

In diesen Stunden, die euch Freude schenken,
Sollt ihr der heil'gen Katharina denken,
Und rufen: „Lieber leiden wir den Tod,
Als Sünder, denen das Gewissen droht!“

Als Christensklaven unter Peitschenschlägen
Das Feld bebauten einst in Afrika,
Stieß ihnen einst ein römisch Grab entgegen,
Zehn Arme konnten kaum den Sarg bewegen
Bis zu drei Palmen, die dem Orte nah.

Der Eine, der die Bänder abgenommen
Der Todten, sprach: „Bewahren wir den Hort!“
Sie bargen ihn — da sah man Engel kommen,
Die trugen, Lieder singend von der Frommen,
Zum Berge Sinai die Leiche fort.

Dort stiegen eines alten Klosters Mauern,
Da schwang sich Abends heil'ger Vögel Zug,
Die Leiche, die fünfhundert Jahr zu dauern
Vermocht, begrüßte mit geheimen Schauern
Der Bischof, räuchernd unter frommem Spruch.

Er küßte dann der Engel Glanzgefieder,
Die säuberten den Stein mit Flügelschlag,
Es sammelten sich die kathol'schen Brüder,
Die sanken all' vor den Reliquien nieder,
Ihr „Amen!“ klang des Bischofs Rede nach:

„Heilge Jungfrau, Katharine,
Die Maximin dem Zweiten widerstand,
Als sich der Kaisermantel um ihn wand,
Die du gestorben in der Keuschheit Grüne,
Reich' uns vom Himmel deine Hand!

Heil'ge Katharina, Weise,
Alexandrias Lehrer führtest du
Durch deiner Rede Macht dem Kreuze zu,
Daß man ein lebend Gotteswort dich heiße;
Dein Himmelsruf an uns das Gleiche thu'!

Märt'rin, heil'ge Katharine,
Die auf dem Rad im qualenvollſten Leid
Du Jeſus zu bekennen bliebſt bereit
Und für den Henker batſt mit ſanfter Miene,
O bitte, bitte für uns allezeit!

Katharina, Stern voll Milde,
Wie in dem Himmel keiner ſonſt ſo klar,
Du Strahl, den ird'ſchen Augen unſichtbar,
O nimm den Schleier ab von deinem Bilde,
Und lächle ſanft herab auf den Altar!"

Als der Biſchof nun vollbracht ſein Flehen
Legte man ſie in den goldnen Schrein,
Und beſchloß, ein Feſt ihr zu begehen,
Den noch jetzt den Ton die Glocken weihn.

Und ſollen wir von Katharina's Leben
Und Thun als Richter unſer Urtheil geben,
So muß noch außer ihrem Märtyrthum,
Der Siegerpalme, ſtaunenswerthen Ruhm

Das tief-harmoniſche Zuſammenklingen
Von Weisheit und Beſcheidenheit ihr bringen;
In ihr vermählte Jeſu ſanfter Muth
Sich mit des heil'gen Geiſtes Flammengluth.

Sie wußte, daß zum Himmel jede Flamme
Zurückekehren muß, von dem ſie ſtamme,
Daß Menſchenweisheit ſei ein leeres Nichts
Und Gotterkenntniß nur der Quell des Lichts.

Drum hat's der treuen Kirche ſo gefallen,
Daß ſie Patronin ſei den Mädchen allen,
Damit die Heil'ge zu dem rechten Ziel
Sie leite bei der Arbeit wie beim Spiel.

Ihr holden Schülerinnen,
In Klöſtern blühend in der Anmuth Strahl,
Werft heut' einmal von hinnen
Die Kutte ſammt gelehrter Bücher Zahl!
Denn prangend mit der Krone,
Die für das Märtyrthum ihr ward zu Theil,
Verleiht vom Himmelsthrone
Die Schützerin euch einen Tag voll Heil!

Das Leben und Wirken der heiligen Klotilde.

Betrachtung über die heilige Klotilde.

Die heilige Klotilde.

Klotilde, die von Gott dazu erwählt worden war, die Franken zum Christenthume zu bekehren, war von ihrem Schöpfer mit Allem ausgestattet, was nur das Herz der Männer zu fesseln vermag; von königlicher Abkunft, schön vor allen ihres Gleichen, setzte sie Greise durch ihre kluge und verständige Rede in Verwunderung. Schwere Prüfungen und Leiden aber hatte sie zu bestehen; die einstige Königin trug schon als Kind die Dornenkrone, womit Jesus Christus die schmückt, die er zu seiner Herrlichkeit bestimmt hat. Sie sah ihre Aeltern als Schlachtopfer des Ehrgeizes und der Habsucht ihres Onkels Gundobald, Königs der Burgunder, eines schrecklichen Todes sterben; ihr Vater wurde erwürgt, ihre Mutter ertränkt. Nur eine Schwester blieb ihr übrig, mit der sie weinen konnte; jedoch auch sie beide schienen dem wilden Gundobald noch gefährlich, und weil ihm auch der Anblick dieser Waisen Gewissensbisse verursachen mochte; die ältere wurde verbannt und flüchtete in ein Kloster, während die zarte Jugend der Klotilde vor dem Wütherich Gnade fand. Indessen konnte diese elende Barmherzigkeit doch nicht die Blutschuld sühnen, wegen welcher einst seine Söhne noch von ihr zur Verantwortung gezogen werden sollten.

Klotilde also blieb bei dem Gundobald, lebte aber, wie die Chroniken sagen, sehr zurückgezogen und still, unterstützte liebreich die Armen und Hülfsbedürftigen, war eifrig im Gebet und Kirchenbesuch und besaß die duldende Seelengröße, die nur auf den Himmel baut und nur auf Erden weilt, um die Unglücklichen zu trösten. Daher schreibt sich auch der edle Stolz dieser Königstochter, der sich nur vor Gott und dem Armen beugt. Es muß für sie eine schreckliche Qual gewesen sein, Jahre lang mit dem

Räuber und Mörder ihrer Aeltern zusammenzuleben und sie nicht einmal beweinen zu dürfen. Es war daher nicht zu verwundern, wenn so gewaltsam unterdrückte Gefühle später mit um so größerer Macht ausbrachen, wenn das Andenken an das gegen sie verübte Unrecht, an das gegen ihre Schwester ausgesprochene Verbannungsurtheil, und den an ihren Aeltern begangenen Mord sie zum größten Zorne reizten.

Die stille Zurückgezogenheit der Klotilde verbarg jedoch nicht ganz die Macht ihrer Reize. So sahen sie auch die Gesandten des Königs Klodowig und bewunderten ihre Anmuth. Nach ihrer Beschreibung entschloß sich der fränkische König, sie zum Weibe zu begehren und beauftragte damit einen seiner Beamten, Namens Aurelian, durch den er der jungen Königstochter einen Ring überbringen ließ. Aurelian verkleidete sich aus Furcht vor dem mißtrauischen Gundobald als Bettler und stellte sich an die Thür der Kirche, in welcher die Prinzessin gewöhnlich ihre Morgenandacht verrichtete. „Als sie nun", heißt es im Leben der Heiligen, „beim Heraus„gehen aus der Kirche wie gewöhnlich „Almosen vertheilte, erhielt auch die„ser, als er zu ihr trat, eine milde „Gabe; aber während er sie in Em„pfang nahm, benutzte er den Augen„blick, wo die fromme Prinzessin ihm „die zarte, weiße Hand reichte und — „küßte dieselbe mit einem Anstande, „der in seinem Bettleranzuge auffallen „mußte. Die heilige Klotilde erröthete „darüber und gerieth in große Verle„genheit, so daß sie, in ihrem Zimmer „angelangt, ihrer Kammerfrau befahl, den Bettler holen zu lassen, „weil sie ihn allein sprechen wolle." Aurelian wurde zu ihr geführt, nachdem er seinen Bettlersack vor der Thüre gelassen hatte, und sagte zu Klotilde: „Klodowig, König der Franken, wünscht Euch zum Weibe; ich bringe Euch seinen Ring als Pfand seiner Treue." Darauf wendete er sich nach dem Eingange des Zimmers, um den Bettlersack zu holen, in welchem er den Ring verborgen hatte, und überreichte Klotilde den Ring, worauf sie dem Gesandten erwiederte: „Es ist zwar einer Christin nicht erlaubt, einen Heiden zu heirathen; aber wenn der Herr, mein Gott, seiner Magd befiehlt, so geschehe es nach seinem Willen. Bringet dem Könige Klodowig meinen Gruß."

Man findet in der Geschichte der damaligen Zeit mehrere Beispiele solcher sinnbildlichen Kürze, in welcher die Barbaren gewöhnlich ihre Heirathsverträge und Bündnisse der Treue und Freundschaft abzuschließen pflegten. So hatte der Vorfahr Klodowigs, Childerich, als er entthront und verjagt worden war, ein Stück Gold in zwei Theile gebrochen, das eine davon behalten, das andere aber dem Biomades, dem treuesten seiner Vasallen, zurückgeschickt. Diese beiden Freunde, gleichsam zwei gewaltsam getrennte Hälften eines Lebens, wie die des Goldstückes, sollten unaufhörlich nach Wiedervereinigung streben; und als nach Verlauf von acht Jahren Biomades dem Childerich das andere Stück zurückgeschickt, hatte er dadurch dem Verbannten angezeigt, daß er wieder in sein Vaterland und zu seinem Freunde zurückkehren könne. Die Deutschen

hatten neben ihrer sonstigen Rohheit und Treulosigkeit, besonders in politischen Sachen, doch stets eine große Achtung vor dem unter Zweien freiwillig abgeschlossenen Bündnisse, und so forderte auch Klodowig die Klotilde als seine Braut, indem er ihre Einwilligung erhalten hatte, und als Klotilde ihrem Onkel den Ring zeigte, den sie trug, sagte Gundobald niedergeschlagen und traurig: „Sie hat das Pfand angenommen, man führe sie zu ihrem Gatten.“

Klotilde wurde demnach von Aurelian mit fortgenommen und ritt schnell an der Spitze der sie begleitenden Ritter voran, so sehr drängte es sie, sich von einem Orte zu entfernen, der ihr nur traurige Erinnerungen darbot. Unterdessen hatten die Räthe des Gundobald diesem vorgestellt, daß die Braut Klodowigs ihr dreifaches Unglück an ihm rächen und ihr Erbe zurückfordern werde, und daß die schwere Streitart der Franken auf der Richterwage wohl mit in die Wagschale der Waise gelegt werden würde. Ihrem Rathe Gehör gebend und von Gewissensbissen gefoltert, die ihm sein auf Verbrechen gegründetes Glück nicht genießen ließen, nahm er seine Einwilligung zurück und schickte Bewaffnete aus, seine Nichte wieder einzuholen; diese fanden aber den Weg durch Klotildens Vorsicht verwahrt, denn sechs Meilen hinter sich hatte sie Alles in Brand stecken lassen. Als sie, geschützt durch diese undurchdringbare Feuermauer, den fränkischen Boden betrat, wo Klodowig sie erwartete, als die vorher Flüchtige, jetzt freie Königin sich nach dem Lande ihrer Verfolger wandte und in der Ferne die Flammen leuchten sah, die ihr ein schreckliches Lebewohl zuwinkten und immer weiter noch um sich griffen, hörte man sie mit wilder Freude ausrufen: „Ich danke dir, allmächtiger Gott, daß du mir gestattest, den Anfang der Rache zu sehen, die ich meinen Aeltern schuldig bin.“

Solche Worte verkündeten ihrem Oheim einen unversöhnlichen Haß, und die Folge bestätigte es. Klotilde gedachte des gegen sie begangenen Unrechts, das sie das Schwert der Gerechtigkeit gegen den Kronenräuber ziehen ließ; sie war des Blutes eingedenk, das den Mörder anklagte. Zwei Gefühle beherrschten sie, christliche, der Kirche, ihrer Mutter ergebene Frömmigkeit und Rache, eine für die Barbaren heilige Kindespflicht. Manchmal beschwor sie den Klodowig bei ihrer Liebe, als Gatte ihren gerechten Zorn zu theilen, und wurde unwillig, wenn sie ihn durch andere Kriege und Unternehmungen davon abgehalten sah. Als der Tod, der unausbleibliche Bote des großen Richters, den Schuldigen vor Gottes Richterstuhl gefordert hatte, vergaß sie weder ihre Klage noch ihre Ansprüche, sondern trug den Fluch, den sie über Gundobald ausgesprochen, auch auf dessen Nachkommen über.

Wie wir sehen, traten bei Klotilde bisweilen neben ihrer sanften Frömmigkeit einzelne Charakterzüge hervor, die den Heldenmuth einer Barbarin in ihr beurkunden; denn der Stolz, den sie als Königin später zeigte, als sie gezwungen war, zwischen ihrer Entthronung und dem Tode ihrer Enkel zu wählen, und ihre furchtbare, wilde Freude, die sie auf den Grenzen von

Burgund über die ausgeübte Rache an den Tag legte, fließen aus einer Quelle.

Allerdings stellen wir uns wohl unter andern Zügen das Ideal eines Weibes dar, wie wir es in der sanften, mitleidsvollen Marie erreicht sahen; anders das Ideal des christlichen Weibes, deren Lippen keinen Fluch, sondern nur das für den Sünder zu Gott um Gnade flehende Gebet sprechen können; des christlichen Weibes, das die Künstler begeistert und unterstützt, so daß uns Albrecht Dürer mit der Schmerzensmutter Thränen vergießen läßt, die reizende Agnes des Leonardo da Vinci uns durch die Anmuth ihres keuschen Blickes fesselt, und Rom auf den Knieen die himmlische Schönheit der Madonnenbilder des Raphael verehrt.

Allein um uns diese befremdenden Charakterzüge der Klotilde, wie überhaupt manches Andere von den in jenen Jahrhunderten der Barbarei lebenden Heiligen zu erklären, müssen wir diese durchaus nicht nach unserer Bildung und unseren Sitten beurtheilen, und sie, die in der Geschichte so berühmt sind, voreilig verdammen. Wenn uns Gott in einem Zeitalter hat geboren werden lassen, welches die durch so viele christliche Generationen vorgeschrittene Bildung erhalten hat und nach und nach von dem Geiste des Evangeliums, der auch seine Widersacher bekehrt, durchdrungen worden ist, so müssen wir doch dafür dem heldenmüthigen Weibe Dank wissen, daß sie auf die Schilde der Franken das Kreuz heftete, und solche Handlungen übersehen, die in der damaligen geringen Bildung ihrer Nation und des ganzen Zeitalters ihren Grund haben.

Klotilde konnte mit einem Baume verglichen werden, der, ein Absenker von wildem Stamme, auf einem unbebauten Boden wächst und von Stürmen stets erschüttert wird. Obgleich die Früchte, die er trägt, herbe sind, und nicht den lieblichen Geschmack haben, welchen sie durch eine sorgsamere Pflege und milderes Clima erhalten würden, betrachtet ihn der göttliche Gärtner doch mit Wohlgefallen; denn er grünt voll Saft und Stärke, trotz aller seinem Aufkommen entgegenwirkenden Hindernisse; er erhebt sich zum Himmel, dürstend nach dem Regen und den Sonnenstrahlen, und hatte bis jetzt die jungen Pflanzen beschützt, die im Schatten seiner Zweige emporwuchsen.

Der Mensch legt nicht mit einem Male seinen frühern Charakter und die von seinen Vorältern angenommenen Sitten ab. Im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert brauste noch der alte Stolz und Zorn der Heldenzeit in dem Blute der Deutschen; das Christenthum hatte nur bei denen, welche sich durch das Einsiedlerleben vom öffentlichen zurückgezogen hatten, eine ruhigere und sanftere Gemüthsstimmung bewirken können. Wenn man nun diese Menschen betrachtet, wie sie, obgleich das Christenthum schon so viele herrliche, viel versprechende Keime unter ihnen geweckt hatte und der zum Himmel erhebende Geist des Evangeliums sie schon beseelte, noch immer von ihrer grobsinnlichen Natur gefesselt wurden, so möchte man die Worte auf sie anwenden, die von einem Manne gesagt wurden: „Er gleicht dem Löwen des Milton bei dem Chaos der Schöpfung, der halb Löwe, halb Schlamm, sich nicht von diesem Kothe, der ihm

noch anhängt, befreien kann, selbst da er schon brüllen und laufen kann.“ Die Geschichte jener Zeit bietet in der That so manches Extrem und manchen Contrast dar; neben der schwersten Tugendübung und einer bewundernswürdigen Nächstenliebe schauen wir den Zorn und Mord der rohen Söhne Odins; neben Schwerterklang hört man die Einsegnung und Weihung einer neuen Kirche durch die Priester; Engel stiegen zu den in der Einöde lebenden Heiligen herab, und in denselben Wäldern wurden so schreckliche Schandthaten begangen, daß die Christen glaubten, sie würden von bösen Geistern bewohnt: kurz, man möchte sagen, jene blutdürstigen Götter des Nordens hätten, um gegen das Reich Christi zu kämpfen, alle Herzen zum Hasse und zur Rache entflammt. Von diesem Blutdurste wurden auch die sanftesten Charaktere ergriffen, und das angeborne Temperament übte hierin seinen gewaltigen Einfluß.

Ein Heiliger, Zeitgenosse und naher Verwandter der Klotilde, Siegismund, der Sohn des Gundobald und König der Burgunder, der die Fehler seines Vaters büßen mußte, hatte einer Stiefmutter zu Gefallen seinen Sohn mit eigenen Händen erwürgt. Klodowig, der auf eine treulose Weise eine Menge seiner Verwandten und alle schwächeren fränkischen Könige hatte umbringen lassen, wurde nicht heilig gesprochen; aber die meisten alten Kirchenschriftsteller glauben, daß er doch wohl ohne Zweifel unter die Seligen gerechnet worden sei, und auch der heilige Gregor von Tours sagt von ihm: „Der Herr gab ihm alle seine Feinde in seine Hände, weil er seinen Weg wandelte mit biederem Herzen und Gott wohlgefällige Werke that.“ Gott gedachte nur der Thränen und der Tugenden des Erstern; der Glaube und die der Kirche geleisteten Dienste haben dem Zweiten eine verdiente und Ehrfurcht heischende Anerkennung bei den Kirchenvätern verschafft. Der unparteiische Geschichtschreiber wird sie alle Beide entschuldigen, wenn er bedenkt, daß alle Menschen, von einem Gott erschaffen, gegenseitig auf einander eine stets rückwirkende Kraft äußern, und daß davon Niemand, auch nicht der Vollkommenste, ausgeschlossen ist. Die großen Männer, darunter verstehe ich die Heiligen, welche in moralischer Hinsicht die rühmlichen Vorbilder der Menschheit sind, streben, die Welt sich ähnlich zu machen und heben sie durch sich, nehmen aber dabei selbst wieder von derselben etwas an, so daß immer irgend ein Zug den Sohn Adams, den weltlichen Menschen verräth. Auch findet man zwischen den Heiligen des Mittelalters und der neuern Zeit einen eben so großen Unterschied hinsichtlich des Charakters, als der Zeit. Es verschwanden nicht nur mit der Barbarei die dem Evangelium ganz widersprechenden Greuel, sondern ihr Charakter ward auch ein ganz anderer, ein zarteres Gefühl ward vorherrschend, ächt christliche Bildung immer allgemeiner.

So findet auch ein großer Abstand zwischen der aufbrausenden, wilden Hitze eines Dunstan und der stillen, sanften Duldsamkeit eines Franciskus de Sales Statt. Ludwig, der heilige, der doch in der Ritterzeit des Mittelalters lebte, gab dem Herrn von Joinville folgenden Rath: „Der Ritter

soll, wenn er das Christenthum angefeindet sieht, es nicht anders, als mit dem Schwerte vertheidigen, das er dem Gegner so tief in den Leib stoßen soll, als er nur kann.“ Kann man sich wohl solche Worte in dem Munde eines Vincent de Paula denken? wahrlich, wenn ein Christ sie jetzt auszusprechen wagte, würde er nur seine Glaubensbrüder beschimpfen, während dessen ungeachtet die Geschichte Ludwig IX. den Großen nennt und die Kirche ihn als Heiligen verehrt.

Die Gläubigen wissen übrigens, daß die Kirche nicht das zur Bewunderung und Verehrung aufstellt, was die Heiligen als Menschen thaten, sondern was sie Jesu Christo ähnlich macht; sie wissen auch, daß die Kirche die Reue, die zweite Unschuld, belohnt, was der weltliche Richter nicht zuläßt, und daß bei ihr Thränen so viel als Tugenden gelten.

Thränen vergoß auch Klotilde oft. Sie gebar einen Sohn, das erste Pfand der Liebe, wodurch sie das Herz des Klodowig zu lenken gedachte und nun als Mutter das zu erlangen glaubte, was sie als Gattin bisher nicht hatte bewirken können: Uebertritt zum Christenthume. Das Kind aber starb, und sein Vater, der es nur nach großer Ueberredung hatte taufen lassen, rief in der Größe seines Schmerzes aus: „Weib, die Götter meines Volks haben mich gestraft, weil du ihnen unsern Sohn entzogen hast.“ — „Der wahrhaftige Gott, unser Herr, sei gelobt, erwiederte Klotilde, daß er unser Kind in das Paradies der Seligen gerufen hat.“

Der Barbarenkönig erstaunte über diese Worte und erhielt wohl eine dunkele Ahnung von der Göttlichkeit einer Religion, die einer Mutter am Grabe ihres Erstgebornen solchen Trost gewährt.

Die fromme Königin bat mehr als einmal ihr von der Wiege wieder in die Himmelsräume versetztes Kind, der Schutzengel seines Vaters zu werden, sein Leben mitten im Kampfe zu beschützen und das Heil seiner Seele zu bewahren, die ein böser Geist noch in den Fesseln des Irrthums gefangen hielt. Ihre Bitten wurden erhört. Als Klodowig einst in einer Schlacht von den deutschen Heerschaaren sich umzingelt sah und an seinem Schwerte und seinen Göttern, die er vergeblich um Hülfe anrief, verzweifelte, rief er aus: „Gott Klotildens, gieb mir den Sieg und ich bete dich an!“ Nach erlangtem Siege seinem Gelübde getreu, wurde er von Klotilde zum Bischof Remigius geführt und von dem heiligen Greise getauft. So erhielt das Königreich der Franken, die bis jetzt als wilde Krieger von dem Erwerbe ihrer Lanze und ihres Schwertes gelebt hatten, in kurzer Zeit eine doppelte, feierliche Taufe: es war geweiht durch den Sieg auf dem Schlachtfelde bei Tolbiacum und geheiligt durch die Religion, zu der sie sich in der Kirche von Rheims verbanden, in derselben Kirche, wo sie sieben Jahrhunderte nachher unter der Leitung eines Weibes wieder erschienen und ihren König vom Bischof krönen ließen.

Klotilde, welche durch ihre Gebete die Bekehrung Klodowigs erlangt, hatte auch zugleich eine große Menge der Franken für das Christenthum gewonnen, die, dem Beispiele ihres Königs folgend, zu den Fahnen des siegrei-

chen Gottes übertraten. Die Ceremonieen bei ihrer gemeinschaftlichen Taufe wurden mit einer dieser so wichtigen und ruhmvollen Bekehrung angemessenen Pracht begangen. Der heilige Gregor von Tours beschreibt das Nähere davon, die Pracht der Decken und Tapeten, womit die Kirche geziert war, die Blumen und den Weihrauch, der den Hochaltar wie mit einem paradiesischen Dufte umgab.

Die Königin hatte selbst die Zurüstungen zum Feste angeordnet; sie ahmte hierin den Bischöfen und Priestern nach, welche oft, um einen stärkern Eindruck auf die Barbaren zu machen, ihre Predigten durch äußerliche Pracht und Werke der Kunst unterstützten und oft selbst den Bau und die Verzierung der Tempel anordneten; denn die Kirche zählte unter ihren Dienern viele berühmte Künstler und Baumeister. Mit der Errichtung der heiligen Stätte mitten unter den deutschen Kriegern stiftete die Kirche auch die neue Gemeinde, und während die Concilien die kirchlichen Verordnungen und Gesetze gaben, lieferten die Klöster Baumeister, Steinhauer, Maler und Musiker. Wenn die Kaiserstadt Rom hätte bekehrt werden und gegen die verschwenderische Pracht ihrer sinnlichen Religion und die damit verbundenen rohen Festlichkeiten hätte gekämpft werden sollen, so würde das Christenthum Reue und Buße gepredigt und als Märtyrer auf dem Kampfplatze des Colosseums mit seinem Blute die erschlaffte Menschheit, die entkräftet dahinstarb, wieder belebt haben. Aber gegen die feuerigen, unbändigen Deutschen mußte es andere Waffen und Bekehrungsmittel anwenden. Es mußte der Löwe gezähmt, eine rohe Wildheit besänftigt, eine überströmende Kraft auf eine geregelte Thätigkeit beschränkt werden. Klotilde unterstützte die Kirche bei der Bekehrung und der Civilisation ihres Volkes ungemein. Die Reize seines Weibes und ihre Gebete hatten den Klodowig zu einem tapfern Vertheidiger der Orthodoxie gegen die Anfeindungen der arianischen Sekten gemacht; durch die Macht und den Reichthum der Königin wuchs auch die Macht und der Reichthum der Geistlichkeit. Klotilde gründete und beschenkte viele Kirchen und nöthigte auch den Klodowig, an ihren heiligen Werken und Stiftungen Theil zu nehmen, die einst für beide vor Gott und der Nachwelt mächtige Vertreter ihres Ruhms werden sollten. Denn eine Kirche gründen oder beschenken hieß damals, die beginnende Bildung beschützen, die unter dem Schirme eines gefürchteten Heiligen stehenden Ländereien gegen die Raubzüge kriegerischer Horden sichern, das Erbtheil der Armen vermehren, den unzähligen Opfern der damaligen Rohheit und Unmenschlichkeit einen sichern Zufluchtsort eröffnen, gegen den Stolz und die Knechtschaft kämpfen, indem man dem Volke das am Altare Gottes verehrte Bild der Dürftigen und Demüthigen zeigt, die auf Erden die Tugend geübt. Eine Kirche begründen oder beschenken erwarb also mit Recht den Namen eines Heiligen.

Die Geschichtschreiber geben uns über das Leben der Klotilde von der Taufe des Klodowig an bis zu dessen Tode keine nähere Nachricht, sondern lassen darüber ein heiliges Dunkel ruhen, als wenn sie, aus Ach-

tung vor dem Schleier, in den ſich die heilige Frau ſittſam einhüllte, alle Blicke und Gedanken auf den Kriegsfürſten lenken wollten, hinter deſſen Schild jene zurücktrat.

Der frühzeitige Tod des Klodowig aber brachte der Klotilde neue Leiden und Prüfungen. Dieſer ſchmerzliche Schlag riß die andere in ihrem Herzen kaum geheilte Wunde wieder mit auf, die Wittwe gedachte in ihrem jetzigen Elende wieder der Thränen, die ſie als Waiſe geweint; ſie berief ihre vier Söhne, Childebert, Klothar, Theodorich und Klodemir, und ſagte zu ihnen: „Meine theuern Söhne, „handelt ſo, daß ich es nicht zu bereuen „habe, euch mit Liebe erzogen zu ha„ben. Nehmt euch meine Schmach „und mein Unglück zu Herzen; rächt „mich für den an meinen Aeltern ver„übten Mord.“ Die Schwerter ihrer Söhne ſchlugen die Söhne des Mörders; der Thronerbe Gundobalds, der heilige Siegismund, wurde mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern getödtet; ihre Leichname wurden in eine Grube geworfen, die man mit einem Felsſtücke bedeckte, als wolle man dieſes Denkmal der wiedervergeltenden Rache, die in jener Barbarenzeit eine Kindespflicht war, beſiegeln. Dies traurige Ende des Siegismund kann man als die letzte Strafe dieſes lange beweinten Verbrechens anſehen. Klotilde ſah ihrerſeits den Klodemir, den unerbittlichen Vollzieher ihres Willens, in einer Schlacht gegen die Burgunder umkommen und ſein Haupt von den Siegern auf einer Lanze umhertragen. So wurde von der andern Seite das Recht der Vergeltung noch grauſamer ausgeübt; die Vergeltung, welche Gott jedem Menſchen nach ſeinen Thaten zu Theil werden läßt, tritt unvermeidlich ein; ſie iſt jedoch milder, wenn ſie den Schuldigen hier in dieſem Leben noch erreicht.

Klodemir hatte drei Söhne hinterlaſſen, den Theobald, Gunthar und Kloald; Klotilde trug auf ſie die gegen ihren Vater gehegte Liebe über und erzog ihre kleinen Enkel, die ihre einzige Freude in ihrem Kummer, ihre Hoffnung für ihr Alter waren. Eines Tages jedoch kommt ein Geſandter ihrer beiden andern Söhne zu ihr, in der einen Hand eine Scheere, in der andern ein gezogenes Schwert haltend und erklärt der Königin im Namen Childeberts und Klotars, die ſich ſchon im Voraus in das Erbtheil ihrer Neffen getheilt hatten, daß ſie ſelbſt für ihre Enkel die Scheere oder das Schwert, das Kloſter oder das Grab wählen ſolle. „Wozu nützt ihnen das Leben, „wenn ſie ihres väterlichen Erbtheils „beraubt ſind, rief ſie in ihrer Verzweif„lung; ich will ſie lieber todt als ge„ſchoren ſehen.“ Auf dieſe Worte, welche in dem Munde der Wittwe Klodowigs, die ſo ſchrecklich von ihren eigenen Kindern gemißhandelt wurde, weniger als eine gottloſe Verwünſchung, ſondern als ein Ausbruch der Verzweiflung betrachtet werden müſſen, lagen Gunthar und Theobald, von Klotars Schwerte ermordet, blutend zu ihren Füßen. Kloald wurde durch die Vermittelung einiger edlen Freunde gerettet und flüchtete, allen Anſprüchen auf Erbtheil und Beſitzthum, wonach die Begierde die Menſchen zu Thieren umwandelt, entſagend, in eine Einöde, wo er nur Gott lebte, und auch ſpäter eine Stadt

erbaut wurde, die ihn als Schutzheiligen anruft (Saint-Cloud).

Klotilde hatte auch eine Tochter gleiches Namens, die, wie sie der katholischen Religion zugethan, an den Amalarich, König der Westgothen, verheirathet war. Wie groß mußte ihr Schmerz sein, als sie, die so zärtliche Mutter, erfuhr, daß Childebert von seiner Schwester einen in Blut getauchten Schleier erhalten habe, ein sicheres Zeichen, daß sie von ihrem heidnischen Gatten gekränkt und gemißhandelt werde. Die Rache durfte nicht verschoben werden; Amalarich büßte die rohe Behandlung seiner Gattin mit dem Leben; die junge Klotilde kehrte darauf zu ihrer verwittweten Mutter zurück und ersetzte ihr einigermaßen den Verlust, welchen sie durch die Ermordung ihrer Enkel erlitten hatte: bald aber hatte sie nur noch ein Grab mehr!

Durch diese Leiden erhielt der Geist Klotildens eine weit höhere Bildung und Heiligung, reinigte sich von allem Irdischen, wurde wie das siebenmal geläuterte Gold, wie das durch die harten Schläge des Flegels vom unreinen Stroh gereinigte Getreide. Während durch diese Prüfungen ihre etwa begangenen Fehler vor Gott gebüßt wurden, kühlten ihre Thränen ihr hitziges Temperament, die Züge von früherer Rohheit verschwanden und ihr Charakter wurde sanfter, duldsamer. Seit dem Tode ihres Gatten hatte sie das königliche Schloß verlassen und alle Pracht abgelegt, sie hüllte ihre schönen Glieder in grobe Wolle und trachtete nur nach dem wahren Schmucke und Ruhme einer christlichen Wittwe, Tugend und Bescheidenheit. Sie hatte sich nach Tours zurückgezogen, um hier in der Nähe des Grabes des heiligen Martin, dessen Tugendeifer sie nachstrebte, zu leben und zu sterben; all ihr Eigenthum verwendete sie auf Unterstützung der Armen und Kranken, die ja auch Christus vorzog, und wartete sie mit eigenen Händen und nährte sich karger, als der geringste unter ihnen, sie aß nur etwas Brod und Wurzeln. Gott aber und dessen Diener, der heilige Martin, bewiesen ihr auch vor der Welt, wie wohlgefällig ihr Tugendeifer aufgenommen werde. Sie erfuhr, daß unter ihren Söhnen ein Bruderkrieg ausgebrochen sei, daß sich Childebert mit dem Theodobert, dem Sohne des Theodorich, verbunden habe, den Klothar zu verdrängen. Die Ruchlosigkeit des Klothar vergessend, der ihr doch ihre beiden Enkel, den Gunthar und Theobald, erwürgt hatte, eilte sie sogleich herbei und warf sich seinen Feinden zu Füßen, um ihren Zorn zu besänftigen; doch ihre Thränen vermochten über das Herz dieser Bösewichter nichts, die ihrem Nächsten so viel Gnade und Barmherzigkeit erzeigen, als der Jäger einem gejagten Hirsche, der ihn scharf verfolgt und bei sich geschworen hat, ihn todt oder lebendig nach Hause zu bringen. Die untröstliche Mutter kehrte zum Grabe des heiligen Martin zurück und bat Gott um der Verdienste dieses Heiligen willen, den Zorn ihrer Söhne zu besänftigen. Wunderbar! zu derselben Zeit, als Klotilde zu Gott betete, erhob sich über die kämpfenden Armeen ein furchtbarer Sturm mit Hagel und Blitz, und vernichtete alle Zelte; erschreckt und scheu liefen die Pferde über den Kampfplatz, unzählige

100. Die heilige Elisabeth.

In zweifelhafter Schwingung dem Gesicht;
Es stieg die Seele, droben heimisch schon,
Ungern herab — da schaute sie am Thron
Den hohen Gatten, den die Erd' ihr schenkte,
Und bei dem Anblick, der in Lust sie senkte,
Sprach sie zu dem Verlobten froh das Wort:
„Laß in dem Herrn uns lieben fort und fort!“

Ritter kamen um. Die beiden Fürsten, von diesem Hagel, der wie ein Steinregen war, ebenfalls schrecklich getroffen, waren wie mit Ruthen gepeitscht; sie warfen sich zur Erde, fleheten Gott um Verzeihung an und ließen ihren Bruder unangefochten, der nichts von dem Ungewitter erlitten und für den der Himmel auf Bitten seiner Mutter gekämpft hatte. Das vermochte das Gebet dieser Heiligen, selbst da sie noch auf dieser Erde wandelte.

Sie verrichtete noch mehrere Wunder, die ich aber hier nicht noch erwähnen will, da unser Zeitalter leider solche Berichte ungläubig nur verspottet, besonders da in unsern Tagen der Himmel sparsamer ist mit Wundern; sei dies nun, weil er glaubt, daß wir vernünftiger sind und durch die überschwengliche Gnade und Belehrung unserer heiligen Mutter der Kirche schon geleitet werden, so daß die Vorsehung nicht mehr der Wunder bedarf, wie bei den sinnlichen Juden und bei den ersten noch abergläubischen und unwissenden Christen, oder vermögen wir wegen unserer Ungläubigkeit und Gottlosigkeit Gott nicht dazu zu bewegen? Wie dem auch sei, so wird doch folgende Geschichte, die aus den Schriften eines ehrwürdigen Mönchs entnommen ist, beweisen, wie menschenfreundlich und wohlthätig sie gegen die Armen war.

„Als Klotilde die Kirche der Ka„nonissinnen von Andely bauen ließ, „trat eine große Weintheuerung ein; „die beim Bau beschäftigten Arbeits„leute litten Noth, wurden vor Mat„tigkeit untauglich zur Arbeit und „murrten gegen ihre gute Königin. „Ach, die Noth dieser armen Hand„werksleute schmerzte sie sehr! Sie „bat Gott, ihnen in dieser Theuerung „Wein zu geben, und siehe — eine „schöne Quelle sprang aus der Erde „hervor und ergötzte Alle schon durch „den Anblick. Als die Königin nun „abermals zu Gott bat, erschien ein „Engel, der zu ihr sagte: daß Gott „ihre Bitte erhört und diese Quelle „habe entspringen lassen; das Wasser „würde sich, wenn es die Arbeitsleute „tränken, in Wein verwandeln. Als „die Maurer am folgenden Tage eben„falls wieder über den Durst, den sie „litten, murrten, schickte ihnen die „Königin ein großes Faß von diesem „Wasser, das sich auch wirklich, als „sie es tranken, in Wein verwandelte, „und dies währte so lange, bis der „Bau vollendet war, wo dann das „Wasser wieder seine natürliche Sub„stanz annahm. Zum Andenken an die„ses Wunder veranstalten die Kanonis„sinnen von Andely mit der Geistlich„keit anderer in der Nähe liegender „Stiftungen und mit den Gerichts„personen alle Jahre eine große Pro„zession und tragen, von einer unzäh„ligen Volksmasse begleitet, das Bild „der heiligen Klotilde und singen an „der Quelle dem Herrn Lobpsalmen. „Mehrere arme Kranke und Ge„brechliche, die gläubig aus dieser „Quelle getrunken, erlangten wieder „volle Kraft und dauernde Gesund„heit.“

Die christlich frommen Könige, denen Klotilde von Natur und durch ihre Gnade Mutter war, hätten durch diese berühmte Heilige einige Verwandtschaft mit dem Himmel suchen können,

und ihre Abstammung von dieser Seite noch höher stellen sollen. Nach einer, der Sage vom heiligen Oelfläschchen sehr ähnlichen Erzählung brachte ein Engel der Klotilde den mit Lilien gezierten Schild.

Die Königin besuchte öfters eine ländliche Kapelle in dem Bezirke von Poissy, wo ein heiliger Eremit, ein frommer Diener Gottes wohnte, der einen Engel vom Himmel herabsteigen sah, welcher ein Schild trug, das mit drei goldnen Lilien verziert war. Der Engel sagte ihm, daß diese drei Lilien die heilige Dreieinigkeit vorstellen und von Gott der heiligen Klotilde gegeben würden, damit diese sie ihrem Manne und allen nachfolgenden Königen ertheile. Dies geschah, und aus Freude über die gehabte Erscheinung errichtete Klotilde aus der Einsiedelei ein Kloster mit Namen Joyenvol.

Das eigentliche königliche Vermächtniß, welches die Königin Klotilde ihren Thronerben hinterließ, war der Schmerzenskelch, aus welchem sie von ihrer Kindheit an in langen Zügen getrunken hatte: eine unversiegbare Quelle, die Alle, wie die Quelle von Andely, durch ihren Anblick ergötzt, deren Wellen aber zur Zeit des Sturmes sich in Thränen und Blut verwandeln.

Die Schäferin Genoveva hatte auch, wie ihre Zeitgenossin Klotilde, ein kostbares Geschenk von einem heiligen Manne, dem Bischof Germanus, erhalten, der, als er sie einst auf der Wiese von Nanterre traf, wo sie die Heerden ihrer Aeltern weidete, ihr ein kleines Stück Metall mit dem Bildnisse des Heilandes um den Hals hängte und ihr sagte, daß sie durch diesen Halsschmuck gegen alle Feinde ihrer Seele und ihres Körpers geschützt sein werde, wenn sie niemals einen andern Schmuck, nicht einmal einen Kranz von Feldblumen trüge. Wirklich, die Schäferin Genoveva blieb frei von jeder Verführung, geschützt vor jeder Gewaltthat ihres Zeitalters; selbst gegen die Alles zerstörende Zeit unverletzbar, lächelt sie jetzt noch in voller Schönheit, mit dem Brustbilde auf ihrem weißen Kleide die Landleute holdselig an, die sich vor ihrem Bilde als ihrer Schutzheiligen andächtig verneigen. Ein traurigeres Schicksal war mit dem königlichen Ringe verbunden, den Klotilde von einem fränkischen Krieger erhielt; auch der ihr vom Engel überreichte Schild schützte sie nicht gegen die harten Schläge des Schicksals, welche die Tage ihres Lebens trübten.

Als sie das Zeitliche gesegnet hatte im Jahre des Herrn 553, wurde ihr Leichnam neben dem des Klodowig unter dem Chore der heiligen Peterskirche in Paris beigesetzt, die von ihnen gegründet war, die aber nachher die heilige Genoveva als Schutzheilige erhielt. Man hätte auf den Grabstein dieser Mutter der französischen Könige die Worte setzen können, die von ihrer letzten Erbin, der nicht einmal ein Sarg zu Theil wurde, gesagt worden sind. „Es ist zu bewundern, daß die Augen einer Königin von Thränen getrübt sind.“

Bei dem Leichenbegängnisse der Klotilde war auch noch das merkwürdig, daß die Gebete nicht wie bei

andern Beerdigungen zur Erlösung der Seele aus dem Fegfeuer gebetet wurden; sondern die Priester und das ganze Volk sangen der Verstorbenen zu Ehren Lob- und Danklieder, weil man glaubte, daß die vielen guten Werke und Bußübungen, die sie während ihres Erdenlebens verrichtet, ihr den Weg in das Paradies schon gebahnt hätten.

Die Kirche feiert ihren Gedächtnißtag den 3. Juni.

Klotilde.

„Klotildens Gott, dein bin ich, dein,“
Rief Klodwig vor dem Krieg,
„Wirst du mir heute Sieg verleihn!“
Und Gott gab ihm den Sieg.

Und die Nationen, dem Bannfluch verfallen,
Erhoben ihr leidendes Haupt;
Daß der Frankenkönig gesiegt und nun glaubt,
Verdankt er Klotilden vor allen.

Zur Kirche nun ziehen voll heiliger Gluth
Die in Linnen gekleideten Schaaren,
Und es goß sich der christlichen Tugenden Fluth
In die Seelen der rohen Barbaren.

Denn so ist es zu allen Zeiten geschehn,
Gott ließ als Bekehrerinnen erschau'n
Bald Töchter der Fürsten, bald einfache Frau'n,
Meteore, bald bleich nur, bald strahlend zu sehn.

Der Arme, deß Leben halb dunkel, halb hell,
Der leidend doch segnet den Tag und die Nacht,
Vereinigt mit deiner, der Königin, Macht,
Beim Himmel des Zutrauens unendlichen Quell.

Du triebst den Lügenglauben fort,
Und strebt' ein Weib mit Schmeichelwort
Den jungen Gatten auf den Knieen
Zum Heidenthum zurückzuziehn,
Dann scheuchte schnell dein Scepter das Phantom,
Und lenkte nach des wahren Gottes Dom
Das ganze Königreich im mächt'gen Strom.

Voll Demuth warst du bei Erhabenheit,
Und wie die Frucht, gereift an rauherem Gestade,
So herb' als mild in gleichem Grade,
Ein Löw' an Muth, ein Schwan an Lauterkeit.

Drum ward dir hoher Preis zum Lohne,
Und deine Stirn, bekrönt zweimal,
Gewann zur königlichen Krone
Die Himmelskrone reich an Strahl.

Die Prüfung diente dir zur Lehre,
Du lächeltest im Mißgeschick;
Als König fühltest du der Erde Leere,
Und beteteſt in Macht und Glück.

Und auf dein Beten glühr' in dir die Flamme,
Prophetisch schauteſt du der Zukunft Bild,
Als du am Himmel sahst die Oriflamme
Und den mit Lilien gezierten Schild.

Laß leuchten dieſes Zeichen unſerm Hoffen,
Und führe triumphirend heimathwärts
Als Kind an Alter und als Mann an Herz
Den König Frankreichs, den der Bann getroffen!
Und daß er ſeines Throns durch Kraft und Weisheit werth,
Nimm an den Ton, der Klodwig einſt bekehrt!
Er denk' an Tolbiacs Feld; zu Rheims ihn zu empfahen,
Harrt Sankt Remigius Schatten! — Möcht' er nahen!

(Graf Jules de Reſſéguier.)

Das Leben und Wirken

der

heiligen Elisabeth.

Betrachtung

über

die heilige Elisabeth.

Die heilige Elisabeth.

Elisabeth ward im Jahre 1207 geboren. Sie war die Tochter Andreas II., Königs von Ungarn, und Gertrudens, einer Tochter des Herzogs von Kärnthen. Um dieselbe Zeit wurde dem Landgrafen von Hessen und Thüringen, Hermann, ein Sohn geboren, den er Ludwig nannte. Die beiden Kinder wurden schon damals für einander bestimmt, und um diesen Plan sicher auszuführen, schickte man Elisabeth, als sie kaum vier Jahre alt war, an den Hof des Landgrafen. Ihre Erziehung wurde einer Dame anvertraut, deren Klugheit und Verdienst eine solche Wahl rechtfertigte und der Verantwortlichkeit entsprach, die sie auf sich nahm. Fünf Jahre darauf starb Hermann und sein Sohn Ludwig folgte ihm in der Regierung.

Die Inbrunst, welche die Seele Elisabeths, die von Gott erwählt war, der Welt ein erhabenes Beispiel der Tugend zu geben, in ihrer frühesten Kindheit erfüllte, ließ schon die Frömmigkeit ahnen, welche sie später zu so bewundernswürdigen Opfern begeistern sollte. Die Gnade schien bei diesem bevorrechteten Kinde der Entwickelung des Verstandes vorauszugehen. In dem Alter von fünf Jahren verweilte sie gern lange vor den Altären knieend, den Gott anbetend, den ihr Herz ahnte, als ihr Verstand ihn kaum zu erkennen vermochte. Mit dieser so frühzeitigen Frömmigkeit verband sie übrigens die liebenswürdige Einfalt ihres Alters. Oft suchte sie ihre Gespielinnen in die Nähe der Kapelle zu führen, um heimlich einige Küsse auf die Thüren und Mauern drücken zu können. Ist der so treuherzige Beweis der Frömmigkeit eines Kindes nicht etwas Unbedeutendes? Aber wer weiß nicht, daß der Zartsinn der Liebe gerade im Unbedeutenden sich kund zu

thun vermag. Wir dürfen nicht fürchten, daß der, der unser Herz schuf, es zu verstehen verschmähen, oder jemals die Freimüthigkeit und Einfalt seiner Sprache mißbilligen werde.

Man konnte nicht ohne Rührung die junge Prinzessin sehen, wenn sie knieend, unbeweglich, die Hände gefaltet, die Augen himmelwärts gerichtet, Gott wahrhaft englische Huldigungen darbrachte. In einem so zarten Alter war ihr schon die christliche Demuth lieb; oft bedeckte sie, wenn sie so vor der hohen Majestät Gottes dahingesunken war, mit ihren Küssen den Boden der Kapelle, und fand Gefallen daran, diesen äußern Beweis ihrer Niedrigkeit der Achtung und den Schmeicheleien entgegenzusetzen, die sie umringten. Diese Religionsübungen waren der Grund aller der Tugenden, welche sie in der Folge unter den schwierigsten Umständen im hellsten Glanze umstrahlten. Eifer für die Ehre Gottes und Liebe gegen den Nächsten fehlten nicht bei diesem ersten Entwurfe des schönen Gemäldes ihres Lebens. Die kleine Elisabeth versammelte gern die armen Kinder um sich; während sie kleine Geschenke, die Frucht ihrer Sparsamkeit, unter sie vertheilte, ließ sie sie das Gebet des Herrn und den englischen Gruß hersagen. Könnten dieses kleine Apostelamt nicht die meisten der Kinder ausüben, welche der Herr im Schooße des Glücks geboren werden ließ? Die Aussprüche der Weisheit und der Tugend haben einen besondern Reiz im Munde der Kinder; man kann der Treuherzigkeit dieses Alters nicht widerstehen; ihre aufkeimenden Tugenden erregen nicht den Neid und haben eine so jungfräuliche Reinheit, daß selbst der Argwohn verstummen muß. Auch spricht der Herr, aus dem Munde der Kinder werde er sein vorzüglichstes Lob hören. Selig sind daher die, welche den Einfluß, den ihnen eine höhere Stellung im gesellschaftlichen Leben und eine gute Erziehung gestattet, benutzen und ihre minder begünstigten Brüder dieser Wohlthaten des Himmels theilhaft zu machen streben. So würde es, vorzüglich auf dem Lande, leicht sein, wöchentlich an gewissen Tagen einige arme Kinder zu versammeln, sie von Gott zu unterrichten, sie beten zu lehren, ihnen die Geschichte eines Heiligen zu erzählen, den Gegenstand eines Bildes zu erklären, welches geeignet ist, fromme Gesinnungen in ihnen zu erwecken. Welche Segnungen würden der Lohn derer sein, welche sich diesen kleinen Mühen frommen Eifers unterziehen!

In dem Alter von neun Jahren hatte sich Elisabeth schon eine ziemlich große Anzahl Gebete zum täglichen Hersagen auferlegt. Hatte sie am Tage diese freiwillig übernommene Pflicht nicht erfüllen können, und befahl ihr die Ordnung, welche über ihre Zeit bestimmte, sich zur Ruhe zu begeben, so schlief sie nicht eher ein, bis sie alles Versäumte nachgeholt hatte. An der Erfüllung dieser anscheinend so unbedeutenden Einzelnheiten allein kann man die wahre Tugend der Heiligen erkennen. Menschen, welche ein außerordentliches Begehniß nicht zu einer vorübergehenden Anstrengung aufmuntert, sind selten, aber wenige findet man, welche im Stande sind, die Kämpfe jeder Minute zu bestehen, die beharrliche Treue in den geringsten

Pflichten erheischt. Man würde also nicht begreifen, worin die Heiligkeit besteht, wenn man nicht in das häusliche Leben derer eingeht, welche die Kirche uns zur Nacheiferung und Verehrung als Muster aufstellt. Sehen wir nicht, wie die Welt mit täglich wachsender Begierde die geringsten Einzelumstände aus dem Leben ihrer großen Männer sammelt? Und doch ist in ihrem gewöhnlichen Leben dieser Glanz sehr unbedeutend; um die Höhe ihres Ruhms zu erreichen, muß man sie auf dem Schauplatze sehen, der sie begeistert. Die Heiligen dagegen sind besonders in ihren gewöhnlichsten Handlungen bewundernswürdig; immer unter den Augen Gottes, dem allein sie zu gefallen streben, verläßt sie nie ihr Zeuge, und sie kennen nicht den Gegensatz des öffentlichen und Privatlebens, durch den alles Große in der Welt schwindet.

Man pflegte zu jener Zeit in einem gewissen Alter, vielleicht wenn man zum ersten Male das Abendmahl genoß, einen Apostel zum Schutzheiligen zu wählen; es scheint, als habe das Loos einem Jeden einen solchen himmlischen Fürsprecher bestimmt. Elisabeth wünschte aus einer unerklärbaren Vorliebe für die Reinheit, daß ihr der Apostel Johannes, den der Herr so lieb hatte, zu Theil werden möchte. Ihr Wunsch ging in Erfüllung und von jenem Tage an weihte sie diesem Apostel ihre besondere Verehrung.

Der Geist Gottes, welcher dieses Mädchen den hohen Werth der Jungfräulichkeit ahnen ließ, ehe sie noch das Wesen dieser himmlischen Tugend kannte, flößte ihrem unschuldvollen Gemüthe auch die Liebe zur Kasteiung und zur Buße ein. Oft sah man sie, wenn sie in ihren Spielen glücklich war, plötzlich still stehen, und dann sprach sie mit ungekünstelter Anmuth: „Ich bin zu glücklich, ich muß um des gütigen Gottes willen Verzicht leisten.“ Sie hatte nöthig, sich durch diese kleinen Siege, die sie über sich selbst errang, zur Geduld und Entsagung zu stärken; denn sie hatte den Widerspruch einer Welt zu erdulden, die voraussah, wie verschieden ihre Grundsätze von den ihrigen sein würden. Agnes, die Schwester des Landgrafen, wurde mit Elisabeth erzogen; von leichtsinniger Denkungsart, hatte die junge Prinzessin denen des heiligen Mädchens, das ihre Arbeit und Spiele theilte, oft ganz entgegengesetzte Ansichten. Wenn beide Prinzessinnen zur Kirche gingen, so waren sie auf gleiche Weise geschmückt. Elisabeth pflegte, sobald sie in den Tempel Gottes trat, den Kranz von Edelsteinen abzunehmen, der ihr Haupt schmückte. Von Sophien, der Mutter des Landgrafen, über den Grund dieses Verfahrens befragt, antwortete sie, sie könne nicht vor dem mit Dornen gekrönten Heilande mit Diamanten erscheinen. Eine solche Sprache mußte den irdischen Sinn der Landgräfin und deren Tochter verletzen; sie machten der jungen Elisabeth Vorwürfe, daß sie ihre Würde aus den Augen verliere; eine leichte Entschuldigung, welche oft dazu dient, die den Lehren des Evangeliums ganz entgegengesetzten Gewohnheiten zu beschönigen. Die Höflinge stimmten mit ein, und war dies wohl anders zu erwarten? Hätten sie die Partei der Tugend genommen, so würde diese Ursache gehabt haben, an

sich selbst zu zweifeln. Man ließ nichts unversucht, um den Landgrafen, der damals von seinen Staaten entfernt war, zu bewegen, Elisabeth wieder an den Hof ihres Vaters zu schicken und eine Gemahlin zu wählen, die den ihr angewiesenen hohen Rang besser begriff.

Man sieht, daß die Sprache der Welt sich gleich bleibt und daß in der Rohheit des dreizehnten Jahrhunderts die irdisch gesinnten Menschen fast eben so redeten, wie die Menschen unserer Zeit. Aber Gott hatte durch seinen besondern Segen ihn, den die Vorsehung zu Elisabeths Gemahl erkoren, mit seiner Gnade erfüllt. Ludwig von Thüringen hatte Verstand genug, um selbst bei den Beschuldigungen der Höflinge das Verdienst der Prinzessin zu erkennen. An den Hof zurückgekehrt, sah er Elisabeth wieder, die damals vierzehn Jahre alt war, und gab zu erkennen, daß ihre Frömmigkeit und Tugenden sie ihm noch theurer machten. Bis zu seiner Vermählung ehrte er die jungfräuliche Unschuld seiner künftigen Gemahlin mit ungemeinem Zartsinn und gestattete sich nur selten, sie zu sehen und zu sprechen. Unter den Geschenken, die er ihr spendete, erwähnen die Geschichtschreiber rühmlichst zwei an jeder Seite offene Krystallgläser, von denen das eine einen Spiegel und das andere ein Christusbild enthielt. Die Vermählung ward bald unter großen Feierlichkeiten vollzogen und das ganze Volk war fröhlich in der Hoffnung, welche die Tugenden der beiden Gatten nähren ließen.

Elisabeth bezeigte ihrem Gemahl die innigste Zärtlichkeit und die völligste Unterwerfung. Und er war ihrer Liebe völlig würdig; denn weit entfernt, ihrer immer glühender werdenden Frömmigkeit hinderlich zu sein, theilte er oft mit ihr Gebet und einige Bußübungen. Anziehend ist die vielleicht etwas auffallende Einfalt, mit welcher ein Mönch jener Zeit einige Einzelnheiten dieses häuslichen Lebens anführt. Elisabeth hatte von ihrem Gemahl die Erlaubniß erhalten, des Nachts einige Stunden dem Gebete zu weihen. Sobald sie sich unbeobachtet glaubte, kasteite sie ihren Körper mit harter Strenge. Als es der Landgraf bemerkte, widersetzte er sich dem sanft und oft, wenn seine Gemahlin vor dem Bett kniete, ergriff er ihre Hände, um sich zu überzeugen, daß sie nicht ihren gewöhnlichen Bußübungen obliege.

Die Betrachtung der Leiden und der Erniedrigung des Herrn war es, was sie während dieser Stunden beschäftigte, die sie in Stille und Gebet zubrachte. Mit welchem Dankgefühle und mit welcher Liebe das Andenken an den leidenden Jesus ihr Herz erfüllt hatte, zeigt folgender Umstand. An einem großen Festtage begab sich Elisabeth im vollen Glanze ihrer Hoheit in die Kirche. Bei dem ersten Schritte, den sie in den heiligen Ort thut, erhebt sie ihrer Gewohnheit nach ihre Blicke zu dem Crucifix auf dem Altare; bei dem Anblick ihres Gottes, der, nackt und verachtet, einen so schmerzvollen Tod starb, während sie, von den Huldigungen ihrer Umgebung umringt, prachtvoll geschmückt einhergeht, durchdringt ihr Innerstes ein so tiefes Gefühl der Wehmuth, daß sie ohnmächtig niedersank. Von diesem

Tage an faßte sie den Entschluß, in dem ihrem Range angemessenen Glanze nur dann zu erscheinen, wenn die dringendste Nothwendigkeit es erheischte, und eine solche hielt sie nicht leicht für möglich. Denn als sie einst eine feierliche Gesandtschaft ihres Vaters, des Königs von Ungarn, empfangen mußte, erhielt sie vom Landgrafen die Erlaubniß, sich in der gewöhnlichsten Kleidung zu zeigen. Und Gott kleidete die Einfachheit ihres Schmuckes mit solcher Anmuth, daß sie Aller Herzen entzückte.

Oft ermahnte sie ihre Frauen, die Bescheidenheit ihrer Art, sich zu kleiden nachzuahmen, und ihr Eifer erlangte es von mehrern derselben, daß sie dem gesuchten Putz entsagten, der höchsten Eitelkeit im Herzen eines Weibes. Während der Abwesenheit ihres Gemahls legte sie allen Schmuck ab und erschien nur in den gewöhnlichsten Kleidern. Gott segnete eine so heilige Ehe; Elisabeth ward dreimal Mutter. Als sie das Wochenbett verließ, trug sie selbst ihr neugebornes Kind zur Kirche; um aber die heilige Jungfrau in ihrer Armuth nachzuahmen, ging sie in wollenem Kleide, wie die Leute aus niederem Stande, barfuß, geheim und ohne Gefolge. Der Weg war rauh und beschwerlich, sie mußte den steilen Felsen hinabsteigen, auf welchem das Schloß erbaut war. Auf felsigen Pfaden mühsam fortschreitend, begab sich die junge Landgräfin in eine sehr entfernte Kirche; bei ihrer Rückkehr gab sie ihr Kind einem armen Weibe.

Ihre Liebe gegen die leidende Menschheit begeisterte sie zu wahrhaft heldenmüthigen Handlungen. So fanden sie einst ihre Frauen damit beschäftigt, einem Bettler die niedrigsten Dienste zu leisten. Ein von einer schrecklichen Krankheit geplagter Unglücklicher hatte sich ihr gezeigt, als sie mit Schmuck angethan war; sie nahm ihn bei Seite, legte das Haupt des Armen auf ihren Schooß, schnitt ihm mit ihren königlichen Händen die Haare ab und wusch eben das schmutzige, ekelhafte Haupt, als man sie überraschte. Unser Zartgefühl sträubt sich bei der bloßen Erzählung einer Handlung, welche die thätige Liebe jener heiligen Fürstin nicht zurückschreckte. Aber, wird man vielleicht fragen, warum überließ sie diese Sorge nicht einer ihrer Dienerinnen? Weil der König der Herrlichkeit von sich selbst sagt: „Des Menschen Sohn ist gekommen, nicht daß man ihm diene, sondern daß er diene," und ferner: „Was ihr einem der Geringsten meiner Brüder thut, das habt ihr mir gethan." Zu beklagen wäre, wer es nicht fühlte, zu welcher Aufopferung diese einfachen, rührenden Worte begeistern können.

Im Innern des Palastes und vor ihren Frauen trug Elisabeth die Kleider der Armuth. Mehr als einmal hörte man sie sagen: „So werde ich mich zeigen, wenn ich zur Ehre des Herrn das Unglück tragen werde." Indessen schien nichts das junge, so innig geliebte Weib traurige Tage fürchten zu lassen; die Liebe des Landgrafen ward immer heftiger und sein Vertrauen stärker.

Im Jahre 1225 wurde Deutschland von einer schrecklichen Hungersnoth heimgesucht. Der Landgraf war abwesend, Elisabeth mußte für die dringenden Bedürfnisse der Armen sor-

gen; sie vertheilte das reichlichste Almosen, und da die Kranken den steilen Berg, auf welchem das Schloß zu Marburg erbaut war, nicht ersteigen konnten, so ließ sie im Thale ein Hospital errichten, in welchem alle Kranken aufgenommen wurden. Die Fürstin pflegte sie dort selbst und wählte vorzugsweise die niedrigsten und beschwerlichsten Dienste. Welchen Trost mußte es den Armen gewähren, wenn sie die Tochter eines Königs, die Gemahlin eines der ersten Fürsten Deutschlands, an ihrem Schmerzenslager als Pflegerin erblickten! wer durfte erröthen, daß er zu solcher königlichen Milde seine Zuflucht nehmen mußte! Die Religion besonders sucht in dem Menschen das Gefühl seiner wahren Größe zu bewahren; sie erweist dem Armen eine Art Verehrung, weil die Abhängigkeit von Andern seines Geschlechts ihn herabsetzen würde und das Laster dem nicht schwer wird, der sich selbst zu achten aufgehört hat. Um ihn daher in seinen eignen Augen zu erheben, glaubt sie, wenn sie ihm das Almosen darreicht, ihm nicht zu viel Achtung beweisen zu können.

Sogar bei ihrer Freigebigkeit ging Elisabeth klug zu Werke und ließ alle diejenigen arbeiten, denen ihre Kräfte ihren Lebensunterhalt zu erwerben gestatteten; sie wachte über die Erziehung der Waisen, und während sie dem Elende Unterstützung gewährte, hütete sie sich, den Müssiggang zu begünstigen. Ihr ganzes Einkommen gehörte den Armen; vergebens beschwerte man sich bei dem jungen Landgrafen, als er in sein Schloß zurückkehrte, über die Verschwendung seiner Gemahlin; er begnügte sich zu fragen, ob sie die Staatsgüter veräußert habe; und als man dies verneinte, sprach er: „Wohlan, laßt sie thun, ich kann ihre Wohlthätigkeit nicht tadeln; sie wird uns den Segen des Himmels erwerben; wir werden nicht Mangel leiden, so lange wir sie den Armen beistehen lassen.“

Ludwig von Thüringen sprach wahr, wenn er den Segen des Himmels für Elisabeths Mildthätigkeit verhieß. Beide sollten gesegnet sein, wie es die wahren Kinder Gottes hier auf Erden sind. Sie hatten das Glück, das Kreuz Jesu Christi zu theilen. Kaiser Friedrich Barbarossa hatte das Gelübde gethan, zur Befreiung des heiligen Landes in den Kampf zu ziehen. Der junge Landgraf schloß sich dem Kreuzzuge an; er ließ drei kleine Kinder und eine junge, schöne, einzig geliebte Gemahlin zurück, um sich den Zufällen eines fernen und gefahrvollen Feldzuges auszusetzen, in der alleinigen Hoffnung, den Beifall Gottes zu erlangen und für die Ehre und den Vortheil seines Glaubens zu streiten. In unserer Zeit, wo ein Krieg, der nicht eine Vergrößerung der Macht bezweckt, als unklug und daher verwerflich erscheint, begreift man eine solche Aufopferung nicht. Aber zu jener Zeit zogen die Völker noch mehr als die Fürsten mit Begeisterung in die Kämpfe, deren Ursache der Glaube und deren Preis ein Gebet an der Stelle war, wo Christus starb. Ludwig von Thüringen, dessen Seele ein lebendiger Glaube und kühner Muth erfüllte, und der wegen seines heiligen Wandels den Beinamen des Frommen verdiente, mußte sich dem Geiste seines Jahrhunderts unterwerfen, dem man wenigstens Edel-

muth und Hochherzigkeit zugestehen wird.

Sobald Elisabeth von ihrem Gemahle getrennt war, legte sie nach ihrer Gewohnheit allen äußern Schmuck ab und erschien nur in der einfachsten Kleidung. Sie sollte diesen Glanz, den sie nie geliebt und der doch eine Quelle großer Prüfungen für sie ward, nicht wieder anlegen. Der Landgraf begab sich nach Otranto, um zu dem Kaiser zu stoßen; als er im Begriffe stand, sich einzuschiffen, ward er von einem bösartigen Fieber ergriffen, welches ihn in wenig Tagen hinraffte. Er starb, wie er gelebt. Er empfing die letzten Sacramente der Kirche mit einer Frömmigkeit, welche die Anwesenden, die schon dadurch tief erschüttert waren, daß sie eine so schöne, so tadellose Jugend eine Beute des Todes werden sahen, innig rührte. Elisabeth vernahm die schreckliche Nachricht von der Mutter des Landgrafen; sie schien anfänglich wie vom Schmerze betäubt. „Da mein Bruder (so nannte sie ihren Gemahl) todt ist, sprach sie, so ist die Welt und alle Lust der Welt todt für mich.“ Obwohl sie vielleicht nur den in ihrem Herzen gefaßten Entschluß ausdrücken wollte, sagte sie doch das Unglück voraus, welches von allen Seiten über sie hereinbrechen sollte; denn von jenem Tage an hörte die Welt auf, ihr zu schmeicheln. Ihr Sohn Hermann konnte, da er noch ein Kind war, nicht selbst regieren. Der bisher von dem Landgrafen in Schranken gehaltene Hof verbündete sich ohne Rückhalt gegen Elisabeths lästige Tugend; man machte ihr den Vorwurf, ihre Almosen hätten den öffentlichen Schatz erschöpft, und wollte ihr die Regentschaft nicht überlassen. Heinrich, Hermanns Oheim, war auf der Seite der Ehrsüchtigen; seine Unerfahrenheit ließ sich durch ihre treulosen Rathschläge leiten, und um seine Gewalt zu sichern, vertrieb er sogar die Witwe seines Bruders aus dem Palaste.

Traurig zog Elisabeth, von einigen ihrer Frauen begleitet, den steilen Felsen hinab, auf dessen engen Pfaden sie so oft den Armen zu Hülfe geeilt war; sie begab sich in die am Fuße des Berges erbaute Stadt. Von einem furchtsamen Volke, welches wegen seiner Lage unmittelbar unter dem Einflusse des Hofes stand, abgewiesen, fand sie nur mit Mühe eine Zufluchtsstätte in einer elenden Herberge; ja man sagt, daß man ihr nur den Stall als Aufenthaltsort vergönnt habe. Zur Mitternachtsstunde begab sie sich in die Kirche der Franciscaner, während man Frühmesse hielt, und bat, man möchte ein Te Deum singen, um Gott zu danken, daß er sie der Leiden gewürdigt habe. Am folgenden Tage suchte sie eine Wohnung zu finden; die Furcht verschloß ihr alle Thüren. Als sie die Straßen der Stadt durcheilte, befand sie sich einer alten Frau gegenüber, der sie oft milde Gaben gespendet hatte; der Weg war eng, und um nicht in den Schmutz zu treten, mußte man von einem Steine auf den andern springen; die alte Frau, welche der Fürstin nicht den Vorrang lassen wollte, trat mit ihr zugleich auf eine dieser seltnen und ungleichen Erhöhungen und stieß Elisabeth in den Koth. Die Tochter des Königs von Ungarn stand lächelnd auf und brachte den Rest des Tages in der

Kirche zu, der einzigen Zufluchtsstätte, die ihr offen stand. Am Abend brachte man ihr ihre Kinder, welche ihr Oheim ebenfalls aus dem Schlosse verwiesen hatte; bei dem Anblicke dieser unglücklichen Opfer, deren Freude bei dem Wiederfinden ihrer Mutter einen sonderbaren Gegensatz zu deren Blöße und Kummer bildete, konnte sie die Thränen nicht zurückhalten. Endlich hatte ein Priester den Muth, einer armen Witwe, welche in einer Stadt, die sie mit ihrer Milde genährt, keinen Ort fand, wo sie ihre drei Kinder unterbringen konnte, sein Haus zu öffnen. Aber selbst in beschränkten Umständen, konnte er Elisabeth und den Frauen, welche ihr im Unglücke treu geblieben, nur eine Kammer anbieten; aber auch in diesem traurigen Asyl blieb die Fürstin nicht lange. Der Haß ihrer Feinde verfolgte sie hier und nöthigte sie, in die Herberge zurückzukehren, in die sie zuerst eingekehrt war. Bei solchen Prüfungen wähnt man gewiß Elisabeth unglücklich, und dennoch gesteht sie, daß diese Tage für sie Freudentage waren, welche die Bitterkeit ihres Schmerzes über den Tod ihres Gemahls milderten. Gott erfüllte sie mit innerem Troste, der gewöhnlich dann reichlicher herabströmt, wenn aller Schein äußeren Glückes verschwunden ist. Um uns zu lehren, daß unser Glück in ihm allein zu finden sei, scheint der Herr Gefallen daran zu finden, die Seelen, welche er lieb hat, einer gänzlichen Verlassenheit preiszugeben; wenn sie, von Allen verstoßen, sich in der Welt allein, verlassen, hülflos sehen, dann kommt Gott zu ihnen, er läßt sie seine freundliche Nähe fühlen, und sie können dann mit dem Apostel ausrufen: „In Mitten meiner Trübsale habe ich überschwengliche Freude.“ Gertrude, eine von Elisabeths Frauen, welche dieser wegen ihrer Tugend besonders theuer war, sah mehr als einmal in solchen Augenblicken das Antlitz unserer Heiligen von der unaussprechlichen Freudigkeit überstrahlt, welche ihre in Gott entzückte Seele erfüllte. Die Welt kann kaum solche Worte verstehen; was ist eine in Gott entzückte Seele? Ach, wenn die immer unvollkommenen Freuden dieser Erde uns bisweilen über die Maßen ergötzen, wenn der Anblick einer erschaffenen Schönheit uns entzückt, glaubt ihr nicht, daß, wenn der Urquell aller Freude und alles Schönen sich unserer Seele mittheilt, er sie in Entzückung versetzen könne? Wie soll man sonst diese wunderbaren Freuden des Herzens bezeichnen? Diejenigen selbst, welche sie empfunden haben, können sie nicht nennen; man müßte die Lobgesänge der Engel anstimmen, denn unsere sterbliche Zunge, die so geschickt ist, den Schmerz verschiedenartig auszudrücken, vermag die Freude nur zu stammeln. Es genüge uns, zu wissen, daß es für das Herz, welches Gott liebt, schon hier auf Erden eine unaussprechliche Seligkeit giebt, und vielleicht werden Manche unter den Sterblichen, denen die Lust der Welt nur ein Ekel ist, das Verlangen fühlen, den Durst, der sie quält, an der reinen Quelle zu löschen, deren Wasser bis in das ewige Leben quillt.

Die Aebtissin von Kitzingen, in der Diöcese Würzburg, Elisabeths Tante von mütterlicher Seite, hörte von der Verfolgung, welche ihre Nichte zu

erdulden hatte; sie gab ihr in ihrem Kloster eine Freistätte und rieth ihr, sich an ihren Oheim, den Bischof von Bamberg, zu wenden. Dieser mächtige Prälat bot Elisabeth ein bequem eingerichtetes Haus neben seinem Palaste an; mit der lebhaftesten Theilnahme hörte er die Erzählung ihres Unglücks, er und seine Geistlichen konnten sich dabei der Thränen nicht enthalten. Er versprach seiner Nichte, ihr Gerechtigkeit zu verschaffen und ihre Kinder in den Besitz ihres Erbes zu setzen, und da sie kaum zwanzig Jahre alt war und noch in der vollen Blüthe ihrer Schönheit stand, machte er ihr den Vorschlag, sich wieder zu vermählen. Elisabeth aber erklärte, daß sie diesem Rathe nie folgen werde, und daß sie, da sie nicht so glücklich habe sein können, ihre Jungfräulichkeit dem Herrn zu weihen, wenigstens ihr Leben in vollkommener Keuschheit enden wolle. Uebrigens erklärte sie, daß sie entschlossen sei, die Rechte ihres Sohnes zu behaupten, und alle Mittel, die ihr zu Gebote stünden, anzuwenden, um ihm den väterlichen Thron wieder zu verschaffen.

Und Gott segnete diesen edelmüthigen Entschluß. Obgleich der Bischof von Bamberg anfänglich sehr in seine Nichte drang, um sie zu einer neuen Verbindung zu bewegen, weil er darin das einzige Mittel sah, ihr einen Beschützer zu geben, der treu und mächtig genug wäre, ihre Feinde zu unterdrücken, so ließ er sie endlich doch den frommen Wunsch ausführen, den der Geist Gottes in ihr erweckt hatte. Aber die Vorsehung selbst sandte der Witwe und den vaterlosen Waisen Vertheidiger.

Der in Otranto zur Erde bestattete Leichnam des Landgrafen war wieder ausgegraben worden; man fand nur noch die in einem prächtigen Sarge verschlossenen Gebeine, welche die vornehmsten Offiziere der Armee feierlich nach Deutschland geleiteten. Ueberall, wo der Zug durchging, erzeigte man den irdischen Ueberresten des Landgrafen die größte Ehre; des Nachts wurde der Sarg in ein Kloster niedergesetzt und das Todtenamt gehalten. Die Fürsten und Großen begleiteten ihn auf ihrem Gebiete, oder schlossen sich auch dem Zuge an. Als man nahe an Bamberg kam, zog der Bischof mit seiner ganzen Geistlichkeit dem Leichnam in Prozession entgegen. Elisabeth war mit dem Adel, der sie umringte und zu trösten suchte, in der Stadt zurückgeblieben. Als der Trauerzug in der Kirche angelangt war, begab sich die Fürstin dahin; anfangs stark genug, um ihren Schmerz zu bezwingen, näherte sie sich dem Sarge, um die Ueberreste des so heiß geliebten Gatten zu sehen. Als ihr Blick auf den Gebeinen ruhte, flossen ihre Thränen in Strömen und sie zwang sich nicht mehr, den Ausbruch ihres Kummers zu unterdrücken. „Ich danke dir, mein Gott, sprach sie, daß du die Sehnsucht deiner Magd gestillt, die Gebeine ihres Heißgeliebten zu schauen; es ist ein Trost, den deine Barmherzigkeit meiner betrübten Seele nicht versagt hat. Er hat sich selbst und auch ich habe ihn für die Vertheidigung deines heiligen Landes dargebracht; ich bereue es nicht, obwohl er meinem Herzen so theuer war. Mein Gott, du weißt, daß, wenn du mir seine Gegenwart wieder geschenkt hättest, sie mir köstlicher gewesen wäre,

als alle Lust und Freude dieser Welt. Gern würde ich mein Leben in Mangel und Entbehrung zubringen, könnte ich durch deine Gnade um diesen Preis mich seiner Gegenwart erfreuen. Doch übergebe ich ihn und mich deinem heiligen Willen, und könnte ich durch ein Haar meines Hauptes ihn ins Leben zurückrufen, so würde ich es nicht begehren, wenn es gegen die Anordnung deiner Vorsehung wäre.“

Alle, welche dem Sarge Ludwigs von Thüringen gefolgt, waren tief gerührt, als sie die betrübte Witwe so christlich ihren Schmerz äußern hörten. Nach der Feierlichkeit gab Elisabeth den Baronen der Landgrafschaft Audienz; mit Würde berichtete sie die Verfolgungen, welche sie aus dem Schlosse zu Wartburg vertrieben hatten, und nahm, ohne Heinrich anzuklagen, dessen Unrecht sie sogar zu verbergen suchte, ihre und ihrer Kinder Rechte in Anspruch. Die von Unwillen gereizten Barone schwuren, ihre Vertheidigung öffentlich zu führen, und sie mußte ihren Eifer mäßigen und ihnen anempfehlen, sich nur auf gütliche Vorstellungen zu beschränken. Mit denselben Ehrenbezeigungen begleiteten sie in Thüringen den Leichnam ihres Fürsten, und als man ihm die letzte Ehre erwiesen hatte, verlangten sie, daß man seiner Witwe Gerechtigkeit widerfahren lassen solle. Sie warfen Heinrich sein Vergehen vor, drohten ihm mit der Rache des Himmels und beschämten die Verleumdung, indem sie ihr das verdienteste Lob von Elisabeths Tugend entgegensetzten. Heinrich konnte so gerechten Vorstellungen, denen überdies das Ansehen und die Macht der Herren, welche sie machten, ein Gewicht gaben, welches zu verachten nicht der Klugheit gemäß gewesen wäre, keinen Widerstand leisten. Er gab daher seiner Schwägerin ihr Witthum wieder, berief sie ins Schloß zurück, erbot sich, ihr die Regierung abzutreten und setzte seinen Neffen in alle seine Rechte ein. Elisabeth weigerte sich, die Regierung des Staats zu übernehmen, und wollte nur in ihre Besitzungen zurückkehren, um sie ganz zur Unterstützung der Armen zu verwenden.

Von diesem Augenblicke an übte sie auf die ausgezeichnetste Weise alle Tugenden, welche der heilige Paulus von den Witwen verlangt: Das ist aber eine rechte Witwe, die einsam ist, die ihre Hoffnung auf Gott stellet und bleibet am Gebet und Flehen Tag und Nacht. Nur mit Gott beschäftigt, lebte sie in Armuth, Zurückgezogenheit und Kasteiung. Der heilige Bonaventura, ihr Zeitgenosse, berichtet, daß sie sich nur von Kräutern nährte; sie schlief auf der bloßen Diele und lebte, da sie sich nichts von ihren bedeutenden Einkünften vorbehielt, von ihrer Hände Arbeit. Mehrere ihrer Frauen, durch ihr Wort und Beispiel ermuntert, theilten ihre strenge Lebensweise, oder begaben sich in das Kloster. Eine mit ihrem Range so wenig übereinstimmende Lebensweise mußte vielen Widerspruch erregen. Der Papst Gregor IX., der von den außerordentlichen Tugenden der so jungen Fürstin unterrichtet ward, nahm sie unter den besondern Schutz des heiligen Stuhles und befahl, daß man sie fernerhin die Welt durch Verachtung alles dessen, wornach der Ehrgeiz strebt, erbauen lassen solle. Er schrieb selbst

an Konrad, einen eifrigen Priester und berühmten Prediger, dessen Leitung sich Elisabeth seit ihrer Vermählung überlassen hatte. Der Papst empfahl ihm diese bevorrechtete Seele, welche auf den ungewöhnlichen Wegen, die die Vorsehung sie führte, mit Klugheit und Weisheit geleitet werden mußte. Konrad wußte in der That seine erlauchte Büßerin auf dem Wege evangelischer Vollkommenheit zu führen; je edler sie war, desto mehr glaubte er von ihr verlangen zu müssen und ließ sie das große Gebot des göttlichen Meisters: „Verleugne dich selbst!“ in seinem ganzen Umfange ausüben. Als er bemerkte, daß sie gegen zwei ihrer Frauen, deren Frömmigkeit der ihrigen vollkommen entsprach, eine zu merkbare Anhänglichkeit habe, machte er ihr sogleich den Vorschlag, sich von ihnen zu trennen. So schmerzlich Elisabeth dieses Opfer war, so zögerte sie doch nicht, es zu bringen und so der heiligen Eifersucht des himmlischen Bräutigams, der allein geliebt sein will, Genüge zu leisten.

Als der König von Ungarn hörte, in welcher freiwilligen Erniedrigung seine Tochter lebte, wollte er sie zu sich kommen lassen und sie mit den ihrem Range angemessenen Ehren überhäufen. Er sandte einen seiner Großen zu ihr, dem er Alles anzuwenden befahl, um sie dahin zu vermögen, daß sie ihm folgte. Als der alte, an die Hoffitten gewöhnte Diener in die bescheidene Zelle, welche Elisabeth bewohnte, trat, und sie mit Wollspinnen beschäftigt sah, machte er voll Verwunderung das Zeichen des Kreuzes und rief: „Hat man je bis diesen Tag eine Königstochter Wolle spinnen sehen!“ Weder das Staunen, noch die Bitten des edlen Ungarn konnten Elisabeths Entschluß wankend machen. Sie beharrte bei der Lebensweise in Armuth und Zurückgezogenheit, die sie gewählt, und die eine reiche Quelle der Gnade für sie geworden war. Außer dem ungewöhnlichen Troste, womit Gott sie erquickte, erfüllte er gnädig alle ihre Bitten, und mehr als ein verstockter Sünder verdankte seine Bekehrung ihren Ermahnungen und ihrem Gebete.

Eine solche Menge von Tugenden hatte sie für den Himmel reif gemacht. Sie fühlte ihr Ende nahen und sagte es den Frauen, die sie umgaben, voraus. Dieser selige Augenblick verdoppelte ihre Inbrunst; sie wollte eine allgemeine Beichte über ihren ganzen Lebenswandel ablegen und setzte Jesum Christum in der Person der Armen zu ihrem Erben ein. Bis zum letzten Seufzer sprach sie von den Leiden und dem Tode des Erlösers. Am 19. November 1231 gab sie ihre reine Seele ihrem Schöpfer zurück; sie starb im vierundzwanzigsten Lebensjahre. Ihr Leichnam ward in einer Kapelle nahe bei dem Hospital, das sie gegründet, beigesetzt. Gott bestätigte die Heiligkeit seiner Magd durch mehrere Wunder; sie wurden gerichtlich bekräftigt und vier Jahre nach Elisabeths Tode sprach sie Papst Gregor IX. am Pfingstfeste heilig. Siegfried, Erzbischof von Mainz, gebot, ihren Reliquien die schuldige Ehre zu erweisen. Sie wurden in einem Reliquienkästchen von im Feuer vergoldetem Silber aufbewahrt und auf dem Altare der Hospitalkirche aufgestellt.

Hätte die Königstochter auf die

Schmeicheleien der Welt hören und vor ihr glänzen wollen, so wäre sie gestorben, selbst von denen vergessen, die ihr Lob spendeten, und würde jetzt ruhmlos mit allen Prinzessinnen ihres Hauses schlafen. Da sie aber die Schmach Jesu Christi vorzog und arm und verachtet leben wollte, wird sie verehrt und ihren auf dem Altare aufbewahrten Ueberresten seit mehrern Jahrhunderten die Huldigung aller Generationen dargebracht. So geht schon hier das Wort des Herrn in Erfüllung: „Wer sich selbst erhöhet, soll erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, soll erhöhet werden.“

Die heilige Eliſabeth.

I.

Ein Tag der Glorie ſenkte ſich hernieder,
Von Chriſti Tod und Sieg ertönten Lieder:
Auf Feuerflügeln ſchwang der fromme Ton
Der Betenden ſich auf zu Gottes Thron.
Es betete ein Volk! Die goth'ſchen Hallen
Ertönten rings in langen Wiederhallen;
Der Prieſter ſprach — antwortend ſang der Chor —
Das Wort, das aus dem Herzen drang hervor,
Zu Troſt Geprüften, Waiſen, Witwen, Greiſen,
Unſchuld'gen, die bedrückt von Kett' und Eiſen;
Das Wort, das Haß verkehrt in Gütigkeit
Und eitelm Stolze ſanfte Demuth leiht,
Das Wort, das Sünder von dem Falle rettet
Und ſicher in des Höchſten Gnade bettet.
Es betete ein Volk! Bei Weihrauchduft
Erfüllte heil'ge Melodie die Luft,
Und miſchte ſich den Seufzern und den Klagen,
Als Himmelsfreundin Troſt herabzutragen;
Dem Herzen, das ſich ganz dem Herrn ergab,
Sandt' er Vergebung ſeiner Schuld herab!
Es betete ein Volk! Da ſchien zu leben

Die Kathedral' und ringsum zu erheben!
Sie hielt sich, Seelenregung in dem Schooß,
In sanftem Gleichgewichte ohne Stoß,
Gleichwie ein Schiff, bei milder Sonne Lächeln
Sich still entgegenbreitend Zephyrs Fächeln,
In süße Träume den Matrosen wiegt,
Indem es rauschend durch die Fluthen fliegt;
So glitt das Glaubensschiff, voll frommer Träume
Und Wonne durch des Lebensmeeres Räume;
Durch's steinerne Segel weht' ein luft'ger Strom,
Es zog ein Geist durch den bewegten Dom;
Durch der gemalten Fenster Farbenspiel
Des Lichts gebrochne Welle niederfiel,
Und theilte sich in Flaggen, deren Wehn
Wie einst der Friedensbogen anzusehn;
Dem Strahl vertrauend, der sein Haupt umschwebet,
Der fromme Wand'rer nicht vor Wettern bebet,
Er fürchtet nicht das Meer, da ihm vereint
Ein Priester als Pilot, ein Kreuz als Leuchtthurm scheint.

In jenen Stühlen, wo die Großen saßen,
Die sich den Glanz der Welt zum Gott erlasen,
Und wo das Volk der wilden Ritter Zahl
Sich neigen sah der Thorheit allzumal,
Bei der Regentin und dem Landgraf nah,
Den man voll Andacht sich bekreuzen sah,
Da knieten zwei Jungfraun vor dem Herrn,
Die eine war Gott halb im Herzen fern,
Das, wogend in der Fluth berauschter Triebe,
Für sein Idol empfand verbotne Liebe,
Und beim Gebet mit einem Blick der Lust
Verrieth die Eitelkeit in tiefer Brust.
Die andre legt' in Demuth beim Erscheinen
Die Fürstenkrone nieder zu den Steinen,
Entsagend ihr beim Anblick jener Kron',
Die an der Stirne trug der Gottessohn.
O seht sie beten! Welch natürlich Glühen!
Woher kann so lebend'ger Glaub' erblühen?
Welch keusches Feuer strahlt in diesem Blick!
Kaum schwanden vierzehn Jahr' ihr erst zurück,
Und die Gefühle, die noch in der Knospe ruhten,
Enthüllten schon gereifter Andacht Gluthen.

Ein Engel wohnt' in ihres Buſens Flur!
Man lebt, zu leben — ſie, zu beten, nur!
Welch ſüßer Rauſch, welch heimliches Entzücken
Scheint ganz ihr Herz der Erde zu entrücken!
Welch ſel'gen Strahles Himmelswiederſchein
Sieht man dem Auge ſanftes Licht verleihn!
Vom Welterlöſer, der am Kreuze ſchwebt,
Mit Lieb' ihr myſtiſch Lächeln wird belebt.
Des Lichtes Geiſter, die kein Auge ſah,
Stehn ihrer Andacht Blick' entſchleiert da,
Im innigſten Akkord, den ſie verhauchen,
Tritt ihr ätheriſch Sein vor Ohr und Augen,
Als Liebeston, gehört von Liebe nur!
Die Seelen kriechen auf der Erdenflur —
Sie hört den Chor der Sel'gen wiederhallen
Gleich Stimmen, die aus tiefen Wüſten ſchallen.
Das Gotteswort, der unſichtbare Strahl,
Der Flammen ſchleudert in der Zukunft Thal
Als Feuerlettern von dem Alphabete,
Das Engeln dient zur ſtummen Geiſterrede,
Verſpricht es ihr in ferner Jahre Zahl
Nicht ihren Platz bei der Erwählten Mahl?

II.

„O fromme Jungfrau, Spiegel aller Tugend,
Es ſegnete der Himmel deine Jugend;
Träf', holde Blume, dich kein rauher Wind!
Noch ſchläft der Duft in deines Kelches Grunde,
Bald wird er ſteigen in der Opferſtunde!
O freue dich! — Gott prüft durch Leid ſein Kind!

„Dein kurzes Glück wirſt du mit Unglück zahlen,
Der Mutter und der Gattin drohen Qualen,
Ein grauſam Lebewohl iſt nicht mehr fern;
Doch ſtark und ſelbſt in Leiden wiederfindend
Den Vater, durch die Prüfung Liebe kündend,
Sag' jedem Leid: „Ein neuer Schritt zum Herrn!“

„Dein junger Gatte stirbt in fernen Räumen,
Dein Liebstes auf der Welt kommt deinen Träumen
Im Sarg nur und als Asche nur zurück;
Vergebens auf die theuern Reste fließen
Die Thränen, die in Strömen sich ergießen;
Entschwunden ist der Liebe süßes Glück!

„Als Witwe, von dem Vaterland vertrieben,
Wirst unterm Flügel sammeln deine Lieben,
Die nicht des Vogelstellers Schlinge fing;
Wie David und der göttliche Prophete
Suchst für Dein Haupt du eine Ruhestätte;
Doch lächelt dir der Gottesmutter Wink.

„Der Arme, dem du Speis' und Kleid gespendet,
O schnöder Lohn! — sich scheltend von dir wendet,
Die Gabe weigernd seiner Fürstin Hand;
Vergebens pochst du an die niedre Hütte,
Sie hat kein Brod für dich und keine Bitte;
Zieh weiter, Bettlerin von hohem Stand!

„Ein Engel folgt dir — Gott ist dir geblieben,
Im Hospitale find'st du deine Lieben,
Vor Glanz der Fürstin wählend Schmach und Pein,
Den blut'gen Hügel vor dem Vaterthrone,
Wo dich der Heiland mit der Dornenkrone
Sein Kreuz mit ihm zu theilen, ladet ein.

„Zu Ende gehen nun des Himmels Gaben,
Der seiner Liebe Schatz an dich verlor;
Nun sollst du seine höchste Gunst noch haben,
Er öffnet lächelnd dir sein goldnes Thor!
Die Seele, strebend aus dem Haus der Schwächen,
Wird wie ein Feuer dies Gefäß zerbrechen,
Den Thon, aus dem die Gluth die Nahrung zog,
Den Leib, an dem Gebet und Wachen sog,
Der, Stoff nicht mehr der innern Flamme spendend,
Und in der Gluth, die er entzündet, endend,
Nun dem Gefangnen, ledig seiner Haft,

Zum Aufflug und Triumphe leiht die Kraft.
Wie Engelruf der Liebe Stimmen ſchallen,
Des Fleiſches und des Staubes Ketten fallen,
Die Seel' erwacht, ſie ſieht den Feind beſiegt,
Den Kerkermeiſter, der im Schlafe liegt.

„Nun bring' die Erndten zu dem Himmelsmahle,
Die dreiundzwanzig Lenze früh gereift!
Erquicke dich am ſchönern Lebensſtrahle,
Die du in Leiden durch die Welt geſchweift!
„Sie iſt's! Mein Kind!“ So tönt's aus Jeſu Munde!
Von Rom aus klingt im Echo nun die Kunde,
Wenn auf des heil'gen Wortes Wiederhall
In frommer Scheu der mächtigſte Vaſall,
Er, der die Erde trägt in ſeiner Hand,
Der Kaiſer, kommt, berühmt in jeder Zone,
Um, im Gefühl von ird'ſchem Unbeſtand,
Sich zu erniedern vor der niedern Krone.“

III.

Ein goldner Schleier ſchloß des Traumes Thor;
Die Stimme ſchwieg — ſie tönt' ihr noch im Ohr.
Ein hochaufwogend himmliſches Entzücken
Wollt' ihr die volle Seele faſt erdrücken,
Bis es in myſtiſch-heil'ge Dämmer ſchwand,
Gleich einer Flur, die Nebeldunſt umwand.
Von ſel'gem Frieden war die Stirn umfloſſen,
Ein Lächeln um die Lippen ihr gegoſſen,
Im Auge wallte der Gedanken Meer,
Der Blick verrieth verhüllter Wonnen Heer,
Wie leicht Gewölk durch ſeiner Schatten Welle
Durchſchimmern läßt des reinen Blaues Helle;
Wie Gräſer, die, bewegt von leiſem Wind,
Den Bach enthüllen, der verborgen rinnt.
Die Seele ſchien, von Heiligen umgeben,
Ein freud'ges Hoſſannah anzuheben,
Sie fand, als ſie im ird'ſchen Schlummer lag,
Den Ton, der Himmelsmelodien entſprach.
Allmählich dunkelte das reine Licht

Das Leben und Wirken der heiligen Theresia.

Betrachtung über die heilige Theresia.

Die heilige Theresia.

Aut pati, aut mori!
Dulden, oder sterben!

Die Christen sind sehr glücklich, wenn einem ihrer berühmten Heiligen, wie Augustin oder Theresia, vom Himmel die Eingebung zu Theil ward, ihr Leben zu beschreiben, zu erzählen, wie die göttliche Gnade ihren Verstand auf einmal erleuchtete, oder allmählich ihre Seele durchdrang und ihr zu den Wunderthaten Kraft verlieh, vor denen wir nach so vielen Jahrhunderten noch bewundernd niederfallen. Bei den wenigen Seiten, die wir der heiligen Theresia widmen wollen, ist daher unser einziger Wunsch der, daß diejenigen, welche mit ihrem Leben noch nicht bekannt sind, das Verlangen hegen, die Beschreibung desselben zu lesen, wie sie von ihr selbst abgefaßt ist; diejenigen aber, welche sie schon gelesen, das Bedürfniß fühlen möchten, sie wieder zu lesen und aus diesem Studium nochmals fromme, herrliche, heilsame Gefühle zu schöpfen. Laß dir daher, lieber Leser, nicht an dem genügen, was wir erzählen werden; denn keines unserer Worte wird je den hohen Aufschwung dieser frommen Seele wieder geben.

Die heilige Theresia wurde zu Avila in Altkastilien am 28. März 1515 geboren; ihr Vater, Alfons Sanchez von Cepedes, war ein sehr rechtschaffener Edelmann; ihre Mutter, Beatrix von Ahumada, war gleichfalls aus einer vornehmen Familie; sie war Alfons zweite Gattin; aus seiner ersten

Ehe hatte dieser schon drei Kinder, sie schenkte ihm noch neun.

Wenn man die Blätter durchliest, auf welchen Theresia Alles, was mit ihr sich zutrug, schildert, so weit sie in ihrer Erinnerung zurückgehen kann, und wenn man darin eine so thätige, mächtige, von so wenigem Bösen gestörte Einbildungskraft, ein so empfindsames Herz gewahrt, das die Leidenschaft nie auf Abwege brachte — (denn als sie in schon vorgerücktem Alter von einer Nonne über Versuchungen gegen die Keuschheit befragt wurde, gestand sie, daß ihr solche Gedanken gänzlich unbekannt wären, und daß sie nicht wüßte, was man meinte) — so ist man versucht, vor diesem mit heiliger Liebe erfüllten Wesen auf die Knie zu fallen! Sehr rührend und natürlich findet man es, daß ihr Vater und ihre Mutter ebenfalls fast Heilige waren, und man zweifelt nicht, daß Gott, der so große Absichten mit dem Kinde hatte, Sorge trug, es von der Wiege an den schuldlosesten Eindrücken zu übergeben, und daß er zugleich die Tugend der Eltern belohnte, indem er von ihnen das Weib geboren werden ließ, dessen er bedurfte.

In dem Hause des Alfons von Cepeb, welches viele Kinder und Diener zählte, bemühte sich Jeder, dem Andern mit dem Beispiele vollkommener Frömmigkeit voranzugehen; so giebt es verborgene Orte auf der Erde, wo, ohne daß Jemand anders als Gott es weiß, die wichtigsten Fragen des gesellschaftlichen Lebens durch die einfache Uebung des Christenthums gelöst werden. Der vortreffliche Alfons von Cepeb war beständig der Verantwortlichkeit eingedenk, welche die Vorsehung ihm dadurch auferlegte, daß sie ihn an die Spitze einer so großen Familie stellte, ebenso wie des Lohnes, der der Erfüllung seines väterlichen Berufes vorbehalten war. Er war ein äußerst rechtlicher Mann, der die Tugend pflegte, wie man eine Pflanze pflegt, welche schöne Blumen und liebliche Früchte hervorbringen soll; er hatte gute, faßlich geschriebene Bücher, wie sie dem verschiedenen Grade der Verstandesbildung seiner Kinder angemessen waren, und die zugleich dem Geiste und dem Herzen Nahrung gaben. Sein Gedächtniß war voll von erbaulichen Geschichten, und sein größtes Glück bestand darin, wann Alles in seinem Hause versammelt war, um sie gemächlich erzählen zu können; er unterhielt seine Familie oft von der heiligen Jungfrau und den Heiligen, und das Alles mit entzückender Einfalt und Reinheit; er gab nur gute Beispiele der Tugend; nie hörte man ihn schwören oder fluchen; nie wollte er Sclaven um sich haben, und obgleich Edelmann, zeigte er doch die größte Achtung und Liebe gegen seine Diener, welche insgesammt vortreffliche Christen waren.

Theresens Mutter besaß, obgleich sie jung (sie starb im 33. Jahre) und außerordentlich schön war, eine vollkommene Tugend, war zu allen Triumphen über die irdischen Dinge geschaffen und hatte jederzeit nur nach häuslichen Tugenden gestrebt; sanft, fromm, geduldig, war sie eine der blassen, kränklichen Personen, welche nur kurze Zeit auf der Erde zu verweilen scheinen, um zu leiden und den Himmel zu erwerben.

Diese gewissermaßen heilige Geburt,

dieſe frommen Eindrücke, die ihr Gemüth von der Wiege und den erſten Jahren ihrer Kindheit an erhielt, erklären es, wie Thereſe ſchon in ihrem ſechſten oder ſiebenten Jahre ſo von Liebe und Bewunderung für die chriſtliche Tugend erfüllt war, daß all' ihren Gedanken und all' ihren Träumen nur die ideale Schönheit des Chriſtenthums vorſchwebte, und ſie reichliche Thränen vergoß, wenn ſie die Evangelien oder die Legenden der Heiligen las. Unter ihren Brüdern liebte ſie einen vor allen andern, weil er ſanfter und frommer war; ſie ſprach Stunden lang mit ihm über die Schönheit der Tugend, über die Güte Gottes, über die Liebe, welche die Menſchen ihm ſchuldig ſind, über die Belohnung der Gerechten in jenem Leben; ſie betete und weinte oft mit ihm am Fuße des Kreuzes. Die beiden Kinder faßten eines Tages den Entſchluß, das Märtyrerthum unter den Mauren zu ſuchen, und verließen das väterliche Haus; ſchon hatten ſie einen Theil des Weges zurückgelegt und unterhielten ſich eifrig von dem Glücke, für Gott den Tod zu leiden, als ein Oheim ihnen begegnete und ſie zu ihren Eltern zurückbrachte. Die Hoffnung, das Märtyrerthum zu erlangen, war vereitelt.

Da ſie ſahen, daß dies nun unmöglich war, trachteten Thereſe und ihr Bruder, ein Einſiedlerleben zu beginnen; auch durch ein ſolches war großer Ruhm zu erlangen, aber ſie konnten nicht das Haus verlaſſen, um ihn zu erwerben. Sie arbeiteten daher in dem Garten ihres Vaters, Steine zuſammenzufügen, um ſich kleine Einſiedeleien zu bauen; unglücklicherweiſe konnten ſie, da ſie ungeſchickt bauten, dieſelben nicht vollenden, und es war mit dieſem Unternehmen, wie mit dem erſten.

Dies mag wohl jetzt ſonderbar ſcheinen, wenn man ſich zwei arme ſpaniſche Kinder im 16. Jahrhundert zum Lager der Mauren ziehen denkt, mit einander betend, einander ermuthigend und dem Tode um Jeſu Chriſti willen trotzend, die, als dieſes Unternehmen mißlingt, ſich in dem Garten ihres Vaters dem Leben der Einſamkeit weihen. Und dennoch, wenn die Menſchheit des chriſtlichen Glaubens bedarf, um gerettet zu werden, wenn der ſelig iſt, der als Zeuge des Chriſtenthums ſtirbt, und der, welcher alle irdiſche Luſt aufgiebt, um ſein Lebenlang zu beten und zu dulden, den Blick auf Jenſeits gerichtet, ſo konnte dieſe kindiſche Thorheit wohl der Inſtinkt einer Seele ſein, welche ſchon das Bedürfniß fühlte, Gott zu verherrlichen und die Menſchen zu ihm zu rufen!

Thereſe verlor frühzeitig ihre Mutter; dieſes Ereigniß war ein wichtiger Zeitpunkt ihres Lebens. Das junge Mädchen warf ſich, in Thränen aufgelöſt, vor einem Bilde der heiligen Jungfrau nieder, die ſie anflehte, Mutterſtelle bei ihr zu vertreten. Dieſes Gebet, in einem für ein junges Mädchen ſo wichtigen, großen Augenblicke geſprochen — in dem Augenblicke, wo ſie ohne Führerin und Beſchützerin auf der Erde gelaſſen wird, den Gefahren preisgegeben, die außer und in ihr ſie bedrohen — dieſes Gebet erkannte ſie ſpäter immer als die Quelle der Gnade an, womit der Himmel ſie ſo oft überſchüttete.

Denn die Zeit, welche dem Tode

ihrer Mutter folgte, war für Theresia eine Zeit der Entscheidung, doch währte sie zum Glücke nicht lange. Sie bekennt (man lese in ihrer Lebensbeschreibung, mit welcher Aufrichtigkeit und Einfalt!), daß sie damals an Romanen Geschmack fand, und daß diese Lectüre in ihrer Seele eine Leere hervorzubringen begann, welche ihre tugendhaften Gesinnungen erstickte und ihr Herz gegen Gott erkalten ließ; ohne daran zu denken, wurde sie leichtsinnig, widmete alle ihre Sorgfalt ihren Händen und ihrem Kopfputz und strebte der Welt zu gefallen. Eine Person, deren Bekanntschaft sie um jene Zeit machte, nährte in ihr diese neuen, bösen Neigungen, und wäre ihr verderblich geworden, hätte die Jungfrau Maria nicht über ihre Unschuld gewacht. Dies ist ungefähr das allgemeine Bekenntniß des Weibes, welches ihr ganzes Leben hindurch sich für das unwürdigste Geschöpf des Herrn achtete, und über ihre Unwürdigkeit unversiegbare Thränen vergeß.

Bei der Erinnerung an die Gefahren, welche sie damals lief, sich von Gott zu entfernen und ein weltlich gesinntes Weib zu werden, und bei dem Gedanken an die bittere Reue, die sie über die kurze verlorene Zeit empfand, empfiehlt die Heilige dringend den Aeltern, die gewissenhafteste Vorsicht bei den Beispielen anzuwenden, die sie ihren Kindern geben können; denn die arme Therese begann, ohne zu wähnen, daß sie übel thue, Romane zu lesen, weil sie gesehen hatte, daß ihre Mutter, ihre so gute Mutter, welche für böse, unreine Gedanken so unempfänglich war, dergleichen las. Sie entschuldigt mit aller erdenklichen Zartheit der Achtung und Liebe ihre tugendhafte, vortreffliche Mutter, welche deshalb ihrer Familie nicht weniger die schuldige Sorgfalt widmete, und solche Bücher vielleicht nur deshalb las, um sich zu erheitern und ihre Kinder in ihrer Nähe zu erhalten, welche sonst ihr davongelaufen wären; doch sich entschuldigt sie nicht, und sie beweinte oft, daß sie eine Zeit lang die Furcht des Herrn vergessen und ihre Unschuld an den Rand des Verderbens gebracht.

Als sie funfzehn Jahre alt war, that ihr Vater, der doch über die Zukunft ihrer Tugend und Heiligkeit besorgt wurde, sie in das Kloster zu Avila, wo sie zwar die ersten acht Tage nicht ohne Langeweile zubrachte, jedoch einige Ruhe fand. „Alle Nonnen, sagt sie, schienen sehr zufrieden mit mir, und bewiesen mir eine innige Zuneigung, weil Gott mir die Gnade verlieh, Alle, mit denen ich umging, zufrieden zu stellen. Ich hatte damals noch keineswegs den Willen, Nonne zu werden, aber der Umgang mit so frommen Personen gewährte mir Freude, denn die Nonnen in jenem Hause lebten sehr tugendhaft, fromm und regelmäßig. Schon damals begannen die guten Gesinnungen zurückzukehren, die Gott mir von meiner Kindheit an verlieh, und ich erkannte, welche große Gnade er denen erweise, die er mit rechtschaffenen Menschen vereinigt; es scheint mir, als gebe es kein Mittel, dessen seine unendliche Güte sich nicht bediente, mich zu ihm zu bekehren.“

Theresia's Bestimmung war also noch ungewiß; sie glich einem Menschen, der Großes zu vollbringen hat,

und noch nicht weiß, wie er es ausführen ſoll. Ihre ältere Schweſter, von der ſie innig geliebt wurde, hatte gewünſcht, ſie immer bei ſich auf ihrem Landgute zu haben, und ihr Vater wollte ſich nie von ihr trennen, denn „ſie verdankte dem Herrn, daß ſie überall, wo ſie war, geliebt ward;“ ſie war immer kränklich, und es ſchien, als würde ſie das ſtrenge Kloſterleben nicht ertragen können. Auf der andern Seite gewährte ihr das Vergnügen, das ſie aus der Lectüre guter Bücher ſchöpfte, großen Troſt; die Briefe des heiligen Hieronymus belebten und entflammten ihren Muth, und die Reiſe, welche ſie auf das Landgut ihres Oheims, Peter Sanchez von Cepeda, gemacht hatte, eines vortrefflichen Mannes, der es ſich angelegen ſein ließ, ſeiner Nichte durch fromme Geſpräche und durch Leſen erbaulicher Bücher Liebe und Ehrfurcht gegen Gott einzuflößen, dieſe Reiſe ließ einen mächtigen Eindruck auf ſie zurück, und die Erinnerung daran war unauslöſchlich. Thereſe, welche ihren Vater zu betrüben fürchtete und wegen ihrer eigenen Schwäche Mißtrauen hegte, wenn ſie mit der Ausführung ihres Entſchluſſes zögerte, entfernte ſich eines Tages frühzeitig und bot ſich den Carmeliterinnen der Menſchwerdung als Novize an. Die kloſterlichen Pflichten und Gewohnheiten wurden ſchnell für ſie eine angenehme Beſchäftigung; ihr Herz wurde von beſtändiger Zärtlichkeit und Enthuſiasmus erfüllt, und die Freude, der Zeit, ihrem Leichtſinne, ihren Gefahren entriſſen zu werden, war ſo lebhaft in ihr, daß nach einer langen Reihe von Jahren noch dieſe Erinnerung daſſelbe Gefühl des Glücks und des Ruhmes in ihr erweckte, wie am erſten Tage.

Im November 1534 legte ſie das Gelübde ab.

Indeſſen litt unſere Heilige fortwährend, immer ſchwebte ſie zwiſchen Leben und Tod, und dieſer Zuſtand währte lange Jahre. Alle Sorgfalt ihres Vaters und alle ärztliche Kunſt jener Zeit vermochten nichts. In der phyſiſchen Conſtitution glich ſie ihrer Mutter. Man denke ſich bei einem ſo ſchwächlichen Körperbau einen Geiſt, wie der Thereſia's, der nur an etwas glaubt, an die Liebe, der nichts will, als Leiden, der zu jeder Stunde des Tages ausruft: „Entweder dulden, Herr, oder ſterben!“ und dann: „Nein, Herr, ſchenke deiner armen Magd keine Ruhe! Die arme Seele ſchmachtet nur nach ihrer Freiheit: die Speiſe tödtet ſie, der Schlaf ermüdet ſie; ſie ſieht, daß ihre ganze Lebenszeit darüber vergeht, der Natur Erleichterung zu gewähren. Doch außer dir iſt nichts, was ihr Troſt verleihen kann!“ — Man denke ſich ein ſchwaches Weib, ſchon dem Tode nahe, unter Faſten, Thränen, beſtändigem Seufzen, unter beſtändigem Nachtwachen der Liebe und des Gebetes; was ſollte aus dieſem Körper werden? Alle, die ſie liebten (und Jedermann liebte ſie), ihr Vater, ihr Oheim, ihre Brüder, ihre Schweſter und alle ihre frommen Schweſtern, waren untröſtlich. Im Jahre 1537 wurde ihr Zuſtand weit ſchrecklicher; ſie lag vier Tage, ohne ein Zeichen des Lebens von ſich zu geben. Ihr Herz hatte aufgehört zu ſchlagen, ihre Haut war kalt und ohne Gefühl, ihr Athem ſtockte, ihre Augen waren erloſchen.

und ſtarr. Ihr Grab war gegraben und erwartete ſie anderthalb Tage; aber endlich erwachte ſie aus dem tiefen Schlafe, verlangte die Sakramente, beichtete und empfing das Abendmahl unter vielen Thränen. „Gott allein, erzählt ſie uns, weiß, wie ſehr ich in Folge dieſer Ohnmacht litt. Meine Zunge war ganz zerbiſſen und meine Kehle ſo eng zuſammengezogen, daß nicht einmal Waſſer hindurch konnte; ich war wie erwürgt. Mir war, als hingen meine Gebeine nicht mehr zuſammen; ich hatte unglaubliche Betäubungen und war ganz in einen Knäuel zuſammengerollt, ohne Kopf, Arme oder Beine regen zu können. Ich konnte es nicht ertragen, daß man mich anrührte, — und in dieſem Zuſtande blieb ich bis zum Palmſonntage, nach welchem ich etwas weniger litt, obgleich der Froſt des Fiebers, das ich noch hatte, beinahe unerträglich war.“

Unſere arme Heilige war drei ganze Jahre lang an allen Gliedern gelähmt, und betete und litt mit der größten Ergebung. Sie flehte zu Gott um Geneſung, und rief ihren Schutzheiligen Joſeph an, weil ſie glaubte, ſie würde dem Herrn beſſer dienen, wenn ſie geſund, als wenn ſie krank wäre, unterwarf ſich aber übrigens ganz dem göttlichen Willen. Nach drei Jahren endlich fing ſie an, ſich erträglich zu befinden, ausgenommen daß häufig ſehr ſchmerzhafte Erbrechungen wiederkehrten und ſie bisweilen von heftigem Kopfſchmerz geplagt wurde. Es war für alle die, welche ihr nahe kamen, ein wahres Familienfeſt, ſie in aller Anmuth und Sanftheit ihres Charakters wiederzuſehen, mit dem ſo reinen, ſo mitleidigen und ſogar heitern Herzen (wenn es nicht in göttliche Traurigkeit verſenkt war), das man jederzeit in ihr gewahrt hatte.

Die folgenden zwanzig Jahre von Theresia's Leben vergingen im Kloſter zu Avila ohne einen bemerkenswerthen Vorfall, und erfordern keine lange Erzählung; doch würde man, wenn man es wollte, viel zu erzählen und mannichfache, wunderbare Ereigniſſe zu berichten haben, denn das ganze Chriſtenthum iſt darin ſichtbar. Für Theresia waren es zwanzig Jahre unaufhörlicher Stürme, und ein ſo mühſeliger Kampf, daß ſie nicht begreift, wie ſie ihn nicht zwanzig Jahre, ſondern nur einen einzigen Monat aushalten konnte.

Das Chriſtenthum enthält eine ſehr rührende und tröſtende Lehre, daß nämlich die Leiden und Bitten des Gerechten nicht allein für ihn Sünden vergebende Kraft haben, ſondern auch für den Sünder, welcher ſich ſelbſt nicht frei machen kann; daß von ſo vielen Seufzern und Thränen, am Fuße des Altars vergoſſen, von ſo vielen Arbeiten und Mühen nichts verloren iſt; ſondern Alles der Menſchheit als ein wahrer Gnadenſchatz wieder zu Gute kommt.

Daher heißt es: „Selig ſind die, welche weinen; ſelig ſind die, welche Leid tragen!“ Ja ſelig! nicht nur für ſie, ſondern um ihrer Brüder willen, die ſie lieben, ihrer Brüder, welche nicht weinen und nicht Leid tragen. Du haſt es gewollt, o Gott; und du, der vor Allen Gerechte, du haſt dich für uns zum Opfer gegeben und uns befohlen, dir nachzufolgen.

Dies iſt die Urſache, warum ſo

viele Christen mit Geduld und Liebe leiden, und ihre Schmerzen nicht für alle Freuden und Schätze der Welt vertauschen möchten, indem sie so das Böse eines geliebten Wesens zu mildern glauben. Habt ihr nicht solche von heiliger Resignation erfüllte Wesen gesehen, die ihr mit der ganzen Reinheit und Stärke eures Mitleids ehrtet, auf deren Lippen ihr nie eine Klage bemerktet? Ein Weib, ein Mädchen, einen Greis? Die Rückwirkung der Leiden der Unschuld zum Besten der Schuldigen, diesen Lehrsatz, den sie von Grund ihres Herzens ehrten, kanntet ihr nicht. Waret ihr nie bei der Rückkehr eines verschwenderischen Kindes, Vaters, Freundes zugegen, den der anhaltende Kummer und das inbrünstige Gebet seiner Mutter, seines Sohnes, seines Freundes nach vielen Jahren zum väterlichen Dache des Herrn zurückführte?

Daher fühlen sich noch manche Christen, deren ganze Jugend in Tugend und Reinheit ruhig dahinfloß, und welche dem Anscheine nach nichts für sich zu büßen haben, von unwiderstehlichem Verlangen ergriffen, durch ihre eigenen Schmerzen die Sünden der ganzen Menschheit zu büßen. Sie begeben sich alles irdischen Trostes, schließen sich, fern vom Geräusch der Städte und dem Anblicke der Menschen, in enge, dunkle Zellen, kasteien ihr Fleisch durch Fasten und Geißel, begraben sich lebendig in ihre Grüfte und weinen bittere Thränen, welche nur Gott sieht. Es giebt zwar Philosophen, welche fragen, wozu diese Leute nützen, aber es giebt auch im Himmel Engel, welche ihnen „Muth!“ zurufen, mit ihnen Umgang haben und sie erwarten.

So leidet auf dieser Erde eine geringe Anzahl Gerechter unablässig für die große Menge der Schuldigen, die sie erfüllen; der schuldlose Mann und die reine Jungfrau für den verderbten Mann und für das verlorne Weib; der Demüthige und Gläubige für den Stolzen und Gottlosen; der Sanfte, Treue, Aufrichtige, Mitleidige für den Grausamen, Treulosen, Ehrgeizigen, Egoisten u. s. w.

Ein Heiliger ist der, welcher sich und die Menschheit errettet.

Es ist daher Unrecht von uns, wenn wir uns mit einer unbestimmten Achtung und leeren Bewunderung der großen Männer begnügen, welche die Kirche Heilige nennt; wenn wir den Vorwand gebrauchen, daß wir uns nicht zu einer so erhabenen Laufbahn berufen fühlen; wenn wir mit der Albernheit unserer Tage erklären, daß diese Reden, diese Begeisterung, diese Entzückungen uns rühren, in Staunen versetzen und als etwas Großes erscheinen, wenn das Gerücht davon uns zu Ohren kommt, oder eines dieser himmlischen Worte zufällig vor unsern Augen vorgeht; wenn wir sagen, daß alles das ein Ideal ist, welches seine Zeit hatte und jetzt vorüber ist, das vielleicht dem besondern Zustande Weniger zusagt, aber die Menschheit nicht mehr der verheißenen Vollkommenheit entgegenführen kann. Dies wie eine bloßes, einfaches Schauspiel, wie Träumereien ohne bestimmten Gegenstand, wie Gemälde betrachten, welche in der Ferne für die Augen unserer Einbildungskraft aufgestellt sind, ohne der liebevollen Besorgniß für un-

ser Heil zu gedenken, die solche Herzen erfüllte, das ist unrecht von uns.

Denn, um zur heiligen Theresia zurückzukommen, wozu glaubt ihr, daß dieses Leben von 67 Jahren, welches in dem Entzücken der glühendsten, unersättlichsten, reinsten Liebe dahinfloß, nütze? Befand sich nicht diese arme Heilige, welche in dem Alter von sechs Jahren nach dem Märtyrerruhme strebte, welche bekannte, sie habe nie eine Versuchung gegen die Keuschheit gefühlt, und deren ganze Thorheiten der Kindheit und Jugend sich auf wenige unnütze und eitle Gedanken beschränken, bald für ihren Theil in dem Stande vollkommener Gnade vor den Augen Gottes? Ist nicht der Gedanke sehr natürlich und christlich, daß die Liebe Theresia's für ihren Erlöser, die Liebe, welche das Herz so vieler unbekannter Jungfrauen ihr ganzes Leben hindurch verzehrte, die sündhafte Liebe büßt, welche die Welt beherrscht?

Ach! was haben wir aus der Liebe gemacht?

„Wahrlich, die Liebe ist etwas Großes und Schönes; sie macht das Schwere leicht und trägt die ungleichsten Lasten.

„Sie trägt jede Bürde, ohne deren Last zu fühlen, und versüßt alles Bittere.

„Die edle Liebe zu Jesu treibt zu großen Werken, und ermuntert ohne Unterlaß zu größerer Vollkommenheit.

„Die Liebe strebt immer aufwärts, und wird nicht von niedern Dingen zurückgehalten.

„Die Liebe will frei sein von aller weltlichen Neigung, damit ihr inneres Auge nicht verdunkelt werde.

„Nichts ist süßer, als die Liebe, nichts stärker, erhabener, größer, angenehmer, vollkommener, im Himmel und auf Erden.

„Die Liebe wacht, und ruht nicht während des Schlafes.

„Die Beschwerden ermüden sie nicht, Schwierigkeiten hemmen sie nicht, die Furcht beängstigt sie nicht; sondern wie eine lebendige Flamme und wie eine glühende Fackel schwingt sie sich empor und erreicht siegreich den Gipfel.

„Die Liebe ist lebendig, aufrichtig, fromm, angenehm und köstlich, stark, geduldig, treu, klug, langmüthig, unveränderlich, und sucht nie das Ihre.

„Wer das Seine sucht, liebt nicht mehr.

„Die Liebe ist voll Bedachtsamkeit, Demuth, Redlichkeit; sie ist weder kraftlos, noch leichtsinnig, noch auf eitle Dinge gerichtet; sie ist nüchtern, keusch, beständig, friedsam, und bewacht alle ihre Gefühle. [1])"

Was haben wir statt dessen aus der Liebe gemacht? Werft den Blick auf die Welt und sehet.

Welches Seufzen und Stöhnen, welches Angstgeschrei, welch schrecklicher, folternder Kummer, welche verzweiflungsvolle Gedanken! Weshalb? Weil ein Blick dem andern begegnet ist, weil eine Hand die andere gedrückt hat, daher eine Unruhe, gegen die man viele Jahre, vielleicht das ganze Leben hindurch kämpfen muß; daher ein verscherztes Glück, ein getäuschtes Leben! O wir unverständigen und unsinnigen Geschöpfe! Wir sollten in beständiger Wachsamkeit über alle unsere Sinne leben, und überlassen unsere Sinne jedem Winde; wir sollten

1) Nachahmung Jesu Christi III. 5.

unser Herz hüten, wie die Jungfrau des Heiligthums, welche durch den Tempel schreitet, mit schützender Hand das flackernde Licht ihrer Fackel hütet, und wir geben unser Herz auf Gerathewohl dem Irrthum preis; und je mehr wir fühlen, daß es betäubt und verblendet ist, desto mehr lassen wir es dem ausgesetzt sein, was es betäubt und verblendet; wir sollten von unserer Einbildungskraft die Phantome entfernen, welche sie verführten, und auf diese Trugbilder richten wir sie!

O traurige Augenblicke des Taumels und der Schwachheit, wo der Kopf schwindelt, Thränen ersticken, wo Schrecken und Schaudern plötzlich am Rande des Abgrundes uns erfassen, wo der Mensch, ganz von dem Verlangen der Kreatur erfüllt, so viele leere Fragen über die ewigen Kämpfe der menschlichen Leidenschaft und des göttlichen Gesetzes an sich richtet! Und das ist nur noch der Kampf, der zwar schmerzvolle und trostlose, aber doch nicht ganz ohne Tugend; ein Kampf, wo vielleicht nicht alle Thränen für den Himmel verloren sind, wo noch eine Achtung für das herrscht, was die göttliche Gnade in unsere Seelen gepflanzt hat, und wo doch so viel gesühnt werden muß. — Und die, welche nur der Thorheit ihres Herzens folgten, die sich dies zur Ehre und zum Ruhme rechneten, und von diesem Herzen alle die Freuden heischten, die es ihnen gewähren konnte; welche die göttlichen Erinnerungen durch menschliche Gesetze nur wie einen leeren Schall vernahmen, und endlich nichts mehr hörten, als das berauschende Entzücken ihrer Worte der Liebe und ihre unerfüllbaren Verheißungen gegenseitigen Glückes! — Und die, welche nach wenigen Stunden sich verriethen und treulos verließen, in verzweifelte Verwünschungen und wildes Hohngelächter gegen einander ausbrechend! — Und die, welche nur darauf denken, ihre Vernunft in der Raserei der Sinne zu ersticken; die sich vergebens bestreben, das Vergnügen der Thiere zu erreichen; die mit Wuth das Loos dieser Thiere verlangen, um kein Herz mehr zu haben! — Und die, welche sich verkaufen, Leib und Seele u. s. w. Alles das unter dem Namen der Liebe! Könnten wir wohl Worte finden, entsetzlich genug, um alle die Entheiligungen, alle diese Entweihungen der Liebe zu schildern, um, selbst bei dem aufrichtigsten Mitleiden gegen die menschliche Schwachheit, so viele reine, unschuldige Seelen zu beweinen, die herabgewürdigt und verderbt, so viele Familien und Gesellschaften, die in Schande und Elend begraben wurden?

Man sage nicht, das Unglück, welches aus der Verderbung des schönsten, edelsten der Gefühle, die dem Menschen gegeben wurden, entsteht, sei die Strafe dafür. Ich weiß, daß große Seelen große Schmerzen erdulden, lange Nächte schlaflos und in Thränen und ganze Jahre in mitleidswerther Betrübniß zubrachten; aber was sühnt, ist nicht allein das Leiden, es ist auch, es ist besonders der Wille zu sühnen. Denn was nicht um Gottes willen geschah, ist gewissermaßen gar nicht geschehen; und ohne den christlichen Lehrsatz von der Rückfälligkeit der verdienstlichen Werke würde die Liebe, welche aus einer göttlichen in eine irdische, aus einer freien in eine knechtische, aus einer friedfertigen,

züchtigen, milden in eine unstäte, unlautere und schmerzliche sich verwandelte, der Menschheit nur gegeben zu sein scheinen, um ihr Schmerz und Gewissensbisse zu erhalten. Statt des klaren, ruhigen Sees, wovon die Nachahmung uns ein liebliches Bild aufgestellt hat, und der von himmlischer Schönheit wiederstrahlt, sähen wir ein trübes, stürmisches Meer, welches unablässig allen Schlamm des tiefsten Grundes auf seine Oberfläche bringt.

Dank, o Dank also euch, ihr heiligen Jungfrauen, für die Liebe, die ihr gegen Christum, den Heiland der Welt, hegt, um die Liebe zu büßen, die wir gegen unwürdige Kreaturen empfinden! Dank für das Uebel, das ihr in dieser Welt suchet, und für die Schätze, die ihr uns in der andern erwerbt. Vor allen aber Dank Theresia von Avila, welche, von so glühender Liebe gegen Gott und Menschen entflammt, unserer Betrachtung die erhabenen Denkmäler ihrer liebeerfüllten Seele hinterlassen hat, und deren Wille es war, daß die Wiedereinsetzung der entheiligten Liebe durch die göttliche Liebe nach ihr in so vielen Klöstern erhalten würde!

Theresia kann als die Verwirklichung der Liebe in ihrer höchsten und schönsten Kraft betrachtet werden. Wer nur einigermaßen liebte, hat nichts geträumt, nichts empfunden, nichts gehofft, nichts gelitten, nichts genossen, was nicht dieses heilige Wesen in seiner ganzen Fülle und mit aller Kraft der edelsten Gefühle, die sich je vereinigten, erfahren hätte. Es giebt keine gläubigere Seele, als die, welche liebt; keine, die die geringste ihrer Handlungen mit dem Gefühle zu beleben sucht, welches sie erfüllt; keine, welche mit jungfräulicherer Reinheit hofft; keine, die mit kindlicherer Scheu fürchtet; keine, die mehr wünscht, sich von der Erde loszureißen; keine, welche brünstiger nach den Freuden der Entzückung und Verklärung strebt; keine, die lauter das Glück herbeiruft, für den geliebten Gegenstand zu dulden, oder zu sterben, um sich auf immer an seinem Busen zu bergen; keine, welche schlichter und demüthiger ist; keine, die sich des Gutes, wonach sie strebt, für unwürdiger hält; o, man durchlese die mit glühenden Worten angefüllten Seiten der heiligen Theresia, und sage, ob je eine Seele so liebte, wie diese! Man sage, ob man etwas Größeres, Erhabneres aufzufinden vermag, und wenn man darin einverstanden ist, wie es nicht anders geschehen kann, daß es nichts giebt, was damit zu vergleichen oder darüber zu stellen sei, so forsche man nach der Quelle einer so strahlenden, entzückenden, moralischen Schönheit. Unglückliche Bewohner der Erde, von welcher fortwährend ein so dichter Rauch, so schwarzer Dampf aufsteigt, der aus unsern finstern Leidenschaften entspringt, daß er den Himmel und das Licht unserm Blicke entzieht [1]), seht über unserm Haupte einen Engel der Liebe und der Unschuld, auf lichtem Gewölke und den fernen himmlischen Regionen zuschwebend; laßt uns einige Augenblicke verweilen, den Blick aufwärts

1) Bossuet, Abhandlung über die böse Lust.

gerichtet, seinem ruhigen, seligen Fluge zu folgen, zu sehen, von wannen er kommt — wohin er geht![1])

Dulden, o Herr, oder sterben! Das waren die Worte, welche unablässig in dem Herzen Theresia's wiedertönten, die sie in den schrecklichsten Schmerzen des Körpers und in der quälendsten Angst ihrer Seele ein geheimes, seliges Vergnügen finden ließen. Dulden, das hieß, der Natur und der Welt entsagen; es hieß, mit dem Fuße die Erde wegstoßen, auf welcher sie ihrem himmlischen Bräutigam nicht den Himmelskuß geben konnte; es hieß, Christo ähnlich werden, der so viel erduldet; es hieß, die Sünden der Menschheit sühnen. Sterben, das hieß, zum Leben, zum Leben der Liebe geboren werden, mit dem ewigen Gegenstande ihrer Liebe von Angesicht zu Angesicht vereinigt, seines Ruhmes und seiner Herrlichkeit theilhaftig werden; es hieß, ihr Herz von einem Flusse ewiger Ruhe und ewigen Friedens durchströmt fühlen.

Mit welchem Reize entwirft sie das Bild der Beatrix Ognez, die gehorsamste Nonne, die sie fand; ein junger Engel, der stets seine Pflichten mit inniger Freude erfüllte, deren Blick nie getrübt, deren Stirn nie durch den geringsten Widerstand gegen den göttlichen Willen zusammengezogen war, und die lächelnd starb, das Antlitz strahlend vor Freude und Licht mitten unter den ärgsten Schmerzen! Und wie thut sich ihr Herz auf bei der Schilderung des Lebens Katharinens von Cardonne, aus der Familie der Herzöge von Cardonne, welche sich in eine Einöde zurückgezogen hatte, wo sie mehrere Jahre nur von Kräutern und Wurzeln lebte, die hier und da wuchsen, weinend und betend! Theresia bemühte sich vergeblich, diese heilige Jungfrau in ihrer Zurückgezogenheit aufzufinden. „Alles, was ich an diesem Orte sah, sagt sie, erbaute mich sehr; aber die Zufriedenheit, die ich dadurch erlangte, war mit einer Verwirrung vermischt, welche noch fortwährt, wenn ich bedenke, daß diese große Heilige, welche ihr Leben in so strenger Buße zubrachte, ein Mädchen war gleich mir, vermöge ihres Standes sorgfältiger erzogen, daß sie keine so große Sünderin war wie ich, und von unserm Herrn nicht so viel Gnade erlangt hatte. Mein einziger Trost ist das Verlangen, das mich beseelt, in Zukunft besser zu werden; das ist aber ein schwacher Trost, weil mein ganzes Leben unter solchen Entschlüssen verfloß, ohne daß ich ihnen durch meine Werke entsprach."

Das also, vollkommener Gehorsam und Verleugnung, war die Freude ihres Herzens, und im Gefühle ihrer Unvollkommenheit ergoß sich ihrer Seele der heilige Gesang, ein unvergleichlicher Ausdruck der Liebe:

„Ich lebe, ohne in mir zu leben, und ich hoffe ein so hohes Leben, daß ich sterbe, weil ich nicht sterbe u. s. w."

So krank, so sterbend vor Ungeduld und Liebe auch Theresia immer war, wurde sie doch schon in diesem Leben herrlich belohnt. Es ist in der That eine Bemerkung, die man allgemein machen kann, daß, von dem armen Familienvater, welcher von dem Mitleide das Stück Brod empfängt, dessen er für seine Kinder bedarf, bis zu dem Heiligen, dem die Wonne der

1) Shakespeare.

Entzückung gewährt ist, die Tugend schon in dieser Welt stets ihren Lohn findet. Es giebt keine mystische Gnade, die unserer Heiligen nicht oft zu Theil geworden wäre. Durch Gebet durchschritt sie alle Stufen der Beschauung und der Liebe, welche zwischen dem vergeblichen Streben der Gott suchenden Seele und dem Zustande der Ruhe und Vereinigung befindlich sind, wo sie ihn völlig besitzt. Glückliches, reich begabtes Wesen! „Wenn ein Mensch, sagt sie, so da„mit beschäftigt ist, seinen Gott zu su„chen, fühlt er sich mit unaussprechli„cher Zufriedenheit in eine Art gänz„licher Schwachheit verfallen. Der „Athem beginnt zu stocken, alle Kräfte „des Körpers verlassen ihn, so daß „er kaum die Hände rühren kann. „Die Augen schließen sich, ohne daß „man es will, oder wenn sie offen „bleiben, sieht man fast nichts. Man „verliert den Gebrauch des Gehörs, „der Sprache und der übrigen Sin„ne. Das Gedächtniß gleicht einem „Schmetterlinge, dessen Flügel ver„brannt sind, und der zur Erde fällt, „ohne sich regen zu können, während „der Wille ganz damit beschäftigt ist, „zu lieben, ohne zu begreifen, wie „er liebt. Bei Beendigung dieses Ge„betes ist man ganz in Thränen geba„det, ohne zu wissen, wann oder wie „sie zu fließen begannen; man em„pfindet ein Vergnügen, welches nur „durch eine unbegreifliche Wirkung aus„gedrückt werden kann, und diese Thrä„nen, welche die Gewalt des Feuers „der göttlichen Liebe mildern, vermeh„ren dieses, statt es zu verlöschen.“

In den Augenblicken ihres lebendigsten und eifrigsten Harrens wurde sie oft durch Engelserscheinungen getröstet und aufgerichtet, so wie durch Visionen, in denen Gott selbst sich ihr offenbarte und sehr vernehmbar mit ihr sprach. Eines Tages hörte sie folgende Worte: „Mein Wille ist hinführo, daß du nicht mit Menschen, sondern nur mit Engeln umgehest.“ Und ein andermal befreite sie eine himmlische Stimme von allem Kummer durch die Worte: „Fürchte dich nicht, meine Tochter, ich bin es; ich werde dich nicht verlassen; fürchte nichts.“

Endlich wurde die Gnade der Verzückung, die so Wenigen ward, ihr nicht versagt. Mehrere Male fühlte sie sich nicht nur, sondern man sah sie auch mehrere Fuß hoch von der Erde aufgehoben (assumpta) und augenscheinlich frei in der Luft und über der Menge schweben. Während ihr Körper so emporgehoben wurde, fühlte ihre Seele sich vollkommen frei und fesselos, erkannte in wundervoller Klarheit die Eitelkeit und Nichtigkeit aller weltlichen Dinge, und die unbegrenzte Liebe, welche man der unbegrenzten Liebe Gottes schuldig ist: „Wie der Hirsch verlanget nach einer Quelle lebendigen Wassers, rief sie, wenn sie an diese wunderbaren Augenblicke dachte, so verlanget meine Seele nach dir, o Gott!“

Wir wissen wohl, daß da, wo wir augenscheinliche Beweise der göttlichen Huld und Gnade finden, Viele nur Spiele der Einbildung, mit fabelhaften Erzählungen vermengt, sehen. Solche Menschen, deren Glauben wir nicht verdächtig zu machen suchen, können die Extase nicht anders betrachten,

als wie eine Krankheit; die Verzückung nicht anders, als wie eine Fabel. Sie geben dafür zwei Gründe an: erstlich, weil dies über ihre Vernunft geht; zweitens, weil Wahnsinnige Extasen und Visionen haben. — Es ist allerdings wahr, daß diese Thatsachen unsere Vernunft übersteigen, und eben so wahr, daß die Wahnsinnigen in Verzückung gerathen und Visionen haben. Doch ohne hier diese Frage zu erörtern, welche eine lange Entwickelung erfordern würde, sei es uns erlaubt, im Vorbeigehen einige Bemerkungen zu machen. Um solche Dinge für unmöglich zu erklären, muß man wissen, was möglich ist. Weiß man aber dies? Um zu behaupten, es sei Gott nicht angemessen, auf den Ruf gewisser Geschöpfe zu antworten und ihnen Beweise des Vorzugs und der besondern Gnade zu geben, müßte man die Absichten Gottes kennen. Aber kennt man diese? woher kennt man sie? Wir halten dafür, daß die, welche unsern Glauben nicht theilen, daran zweifeln können, wenn die Thatsachen aus Mangel an Unterricht ihnen nicht bestätigt sind, aber sie hinwegzuleugnen, ist ihnen logisch nicht erlaubt.

Was den Einwurf anlangt, den man von den Entzückungen und Visionen der Wahnsinnigen hernimmt, so ist dies reine Unwissenheit. Die Wahnsinnigen reden, essen, gehen, schwitzen auch. In einer guten Philosophie, wie in einer guten Physiologie ist eine Thatsache allein nichts; sie erhält nur Gewicht durch das, womit sie verbunden wird. Man bildet sich also ein, daß, wenn in einem Kloster eine Nonne Gott *gesehen* oder *gehört* hat, sie eine erklärte Heilige oder der Schützling Gottes ist? Im Gegentheile behandelt man sie gewöhnlich als ein eitles, übermüthiges, thörichtes Weib. Die Kirche, welche hierin das größte Mißtrauen zeigt, weil es etwas Seltenes und Außerordentliches ist, die aber deshalb nicht unvernünftig den Glauben verweigert, weil es möglich ist und dies hinreicht, es zu prüfen, die Kirche setzte über diesen Punkt Bestimmungen fest, die jedem Unparteiischen eine bewundernswerthe Weisheit offenbaren. Als in dem Kloster der Karmeliterinnen die Visionen der heiligen Theresia zur Sprache kamen, war die Heilige die erste, welche nicht an ihren göttlichen Charakter glaubte, so wenig hielt sie sich desselben für würdig; doch auf die dringenden Bitten ihres Beichtvaters gab sie aus Gehorsam eine Darstellung derselben, welche dem Urtheile gewichtiger Männer unterworfen wurde. Hier folgt, was unter andern Johann von Avila, der eben so groß durch seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, als durch die Gründlichkeit seines Urtheils und durch seine Klugheit war, erwiederte, nachdem er das Niedergeschriebene sorgfältig geprüft hatte.

„Er beginnt damit, daß er die Einfalt und Demuth der Verfasserin rühmt, und fügt hinzu, *die Visionen, welche sich auf körperliche Vorstellungen gründen*, oder die man mit den Augen des Körpers hat, *seien nicht so gewiß, als die rein geistigen Visionen.* Er räth, die ersten zu vermeiden, ohne sie jedoch zu verachten, wenn man nicht anders die Gewißheit erhalten hat, daß sie von bösem Geiste herrühren, und *ermahnt, den Herrn*

zu bitten, daß er uns lieber den gewöhnlichen Weg führen möge. Wenn jedoch die Visionen fortdauern, zugleich die Demuth zunimmt, das geistige Leben sich befestigt, der innere Friede herrscht, und die Worte, die man hervorbringt, mit der heiligen Lehre übereinstimmen, so giebt es keinen Grund, diese Arten von Visionen zu verwerfen. Doch darf der, dem sie zu Theil werden, sich nie auf sein Urtheil berufen, weil er dadurch getäuscht werden kann. Uebrigens darf man nie seine Verehrung auf die Visionen übertragen, sondern muß sie immer für Jesum Christum im Himmel und im heiligen Sakramente bewahren, und die Vision nur als ein einfaches Bild betrachten, das den Geist zu dem göttlichen Erlöser leiten soll."

Nun bringe man uns einen einzigen Wahnsinnigen, der ekstatische, himmlische Visionen hat, und bei welchem zugleich die Demuth zunimmt, das geistige Leben kräftiger wird, immer Friede herrscht, dessen Worte mit dem gesunden Sinne und der heiligen Lehre übereinstimmen, und der sich deshalb nicht auf seine Vernunft verläßt! Man zeige uns dieses Wunder, oder schweige.

Wer war demuthsvoller, sanfter, mißtrauischer gegen ihr eigenes Urtheil, als Theresia? Wer zeigte mehr Einsicht, als sie bei der Gründung ihrer Klöster und der Aufsicht über dieselben bewies? Wer hat Briefe abgefaßt, in denen Herz und Geist mit mehr Einfalt und gesundem Menschenverstande die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens umfassen? Wer war reiner, verständiger?

Mitten in ihren frommen Betrachtungen hatte Theresia seit langer Zeit den Plan, den Orden der Karmeliterinnen zu reformiren, und in mehrern Visionen hatte Christus selbst sie zu diesem Vorhaben ermuntert und ihr einen glücklichen Erfolg verheißen. Die ursprüngliche Regel des Ordens der Karmeliterinnen, wie Albert, Patriarch von Jerusalem, sie 1205 abgefaßt hatte, war sehr streng; doch mit der Zeit hatte die Strenge nachgelassen und der Papst Eugen IV. hatte sogar durch eine Bulle von 1431 die Milderungen bestätigt, die sich eingeschlichen. Theresia wünschte inbrünstig ein Leben, das mit der ursprünglichen Einrichtung ihres Ordens übereinstimmte. Als sie erfuhr, wie die Ketzerei in Frankreich überhand nahm, glaubte sie, die Personen, welche im Kloster wären, müßten den Vorschriften des Evangeliums so genau als nur möglich nachkommen, um den Vertheidigern der Kirche, den Predigern und Gelehrten, welche sie durch ihre Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Talente schützten, beizustehen. Und wenn sie dann dachte, daß, wenn sie und ihre Nonnen ihre Zeit übel anwendeten, vielleicht eine Seele des Himmels verlustig würde, konnte ihr Herz nicht mehr ruhig sein.

Auf diesen Grund stützte sich die Hoffnung, welche bei so wundervollen Unternehmungen dieses bewundernswerthe Weib belebte und aufrecht erhielt; er bewirkte, daß sie sich durch nichts abschrecken ließ, weder durch den fast allgemeinen Widerstand, den

sie fand, noch durch den Einsturz der Mauern der Häuser, welche sie erbaute, noch durch die Gefahr und Länge der Reisen, welche sie von Avila nach Toledo, von Toledo nach Valladolid, von Valladolid nach Salamanca u. s. w. machen mußte, noch durch Verleumdungen, noch durch öffentliche Predigten, die man gegen sie hielt, noch durch Mangel an Geld, denn wenn sie zur Gründung eines Klosters nur drei Dukaten hatte, sagte sie: „Drei Dukaten und Theresia sind nichts; aber Gott, drei Dukaten und Theresia, das ist viel.“ Mit dieser unerschütterlichen Zuversicht ging sie zu den Statthaltern der Städte, welche gegen sie und ihre Pläne eingenommen waren, und entwaffnete sie, schrieb an ihren Ordensgeneral oder an den König von Spanien so einfach, wie an ihren Bruder Lorenz von Cepedes oder an ihre Schwester Johanna von Ahumada, wenn es sich um die Angelegenheiten Gottes und um die Reform handelte, mit der er sie beauftragt hatte. „Sie „fühlte sich von der Vorsehung, sagt „Bossuet, zur Reformation des Car„meliterordens, der in der ganzen Kir„che so berühmt war, berufen, und „hielt das Werk schon für begonnen, „weil Gott ihr befohlen, es zu unter„nehmen. Es ist ein unglaubliches „Wunder, zu sehen, wie sie ihre Klö„ster stiftete. Man denke sich eine „Jungfrau, die, obgleich arm und „von allen Hülfsmitteln entblößt, alle „die Klöster gründen konnte, in denen „sie eine so vollkommene Ordnung wie„derherstellte; sie hatte weder Geld „zu ihrem Unterhalte, noch Credit zu „ihrer Stiftung. Alles, geistliche und „weltliche Macht, verband sich gegen „sie mit einer Hartnäckigkeit, welche „unüberwindlich schien. Alle von Ei„fer durchglühten Personen, welche „Gott zu diesem Werke sandte, selbst „seine treuesten Diener, verzweifelten „an dem Erfolge und gestanden es of„fen der heiligen Mutter. Sie allein „blieb standhaft bei dem scheinbaren „Mißlingen aller ihrer Absichten. „Standhaft, wie der treue Abraham, „stärkt sie ihre Hoffnung ge„gen alle Hoffnung, das heißt, „wo die menschliche Hoffnung, un„ter den Ruinen ihres Unternehmens „begraben, wankte, da begann eine „göttliche Hoffnung unter so viel Trüm„mern das Haupt zu erheben.“

Das erste Kloster, welches die heilige Theresia stiftete, war das des heiligen Joseph zu Avila, gegründet im Jahre 1562, das letzte das zu Burgos, im Jahre 1582. Bei ihrem Tode zählte die Heilige sechszehn Klöster der Karmeliterinnen und vierzehn Klöster der Karmeliter-Barfüßer. Die Anzahl derselben vergrößerte sich noch nach ihrem Tode bedeutend.

Therese gründete ihre Reform auf die Armuth, wie ihre glühende Liebe es ihr eingab und der heilige Peter von Alcantara gerathen hatte. „Lasset uns arm sein, meine Töchter, lasset uns arm sein, wie Jesus Christus es war“, sagte sie unablässig zu ihren Nonnen. Sie war überzeugt, Gott, der Herr über den Reichthum dieser Welt und über die, welche ihn besitzen, würde es ihnen nicht am Nöthigen mangeln lassen, und wenn es ihm gefiel, daß es ihnen am Nöthigen mangelte und sie vor Hunger stürben, „o dann, rief sie, meine Töchter, glücklich die frommen Schwestern des hei-

ligen Joseph von Avila!“ Sie sagte dies nicht in einer wunderlichen Laune, noch in den Augenblicken erhitzter Einbildungskraft. Wer die Werke unserer Heiligen lesen will, wird sehen, wie einfach und verständig alle Aeußerungen dieser Seele sind, der reine Ausdruck des klar und deutlich aufgefaßten Christenthums. Bei der Höhe ihrer begeisterten Eingebungen behielt Theresia die bewundernswürdige Weisheit, das Verständniß der Verhältnisse des wirklichen, oder vielmehr des christlichen, auf der Erde verwirklichten Lebens, welche den Charakter aller großen Stifter und Verbesserer religiöser Orden ausmachen, bei. Mit den Einschränkungen, welche das Leben in der Welt erfordert, sind die meisten Betrachtungen und Rathschläge, welche sie an ihre Nonnen richtet, vortreffliche Regeln der Liebe und Klugheit, die Jeder von uns auf sein Benehmen anwenden kann.

Eines der Dinge, bei welchen die heilige Theresia bei der Stiftung der Klöster vorsichtig zu Werke ging, war die Wahl derer, welche ihren Aufenthalt darin finden sollten. Für so nothwendig hielt sie die große Strenge ihres Ordens, für so nöthig betrachtete sie eine wirkliche Berufung, in denselben einzutreten; sie erforschte mit vortrefflichem Gefühle die Beschaffenheit des Charakters der Personen, welche sich vorstellten, so wie die Beschaffenheit der Umstände, welche sie zu ihr führten. Wie oft hat sie nicht den dringendsten Empfehlungen der mächtigsten Herren und der frömmsten Personen widerstanden! Sie liebte nicht die Personen von melancholischem Temperamente, und hatte eine ganz besondere Art und Weise, diese armen Kranken zu behandeln, wenn sie sich in ihre Klöster eingeschlichen hatten. So mußten solche Personen weniger beten und fasten, weniger in Einsamkeit und unter Thränen sein, als die andern. Theresia selbst besaß eine Heiterkeit, die sich stets gleich blieb und welche die gehässigsten Verleumdungen nicht störten. Sie lächelte über Alles, was man gegen sie sagte; ihre große Seele fand nichts auf dieser Welt, was sie zu betrüben vermochte; daher betrübte sie sich nie, außer wenn einer ihrer ehrwürdigen Freunde, der Pater Gratian, oder Johann de la Croix, Verfolgungen ausgesetzt waren. Dann besaß sie eine Beredtsamkeit, der Niemand, selbst Philipp II. nicht, widerstehen konnte. „Ihre Sanftmuth, sagt einer ihrer Geschichtschreiber, ihre Heiterkeit, Einbildungskraft und eine besondere Reise des Urtheils hatten sie zu einer der liebenswürdigsten Personen ihrer Zeit gemacht. Von ihrer Jugend an wurde sie von denen, die sie kannten, geliebt und gesucht, und noch in den letzten Jahren ihres Lebens besaß sie alle mögliche Anmuth. Mit einem bescheidenen Wesen und einer edlen Würde verband sie eine solche Besonnenheit in ihren Worten und eine so liebenswürdige Einfachheit in ihren Sitten, daß ihr Anblick allein schon Achtung einflößte und die Tugend die lieben lehrte, welche das Glück ihres Umgangs genossen. Sie besaß eine bewundernswürdige Gewandtheit und Klugheit, doch haßte sie die geringste Verstellung, selbst den Schein der Lüge.“

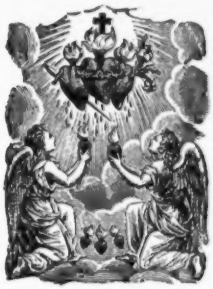
In dem Alter von achtundsechzig Jahren, kurze Zeit nach Gründung des

Klosters zu Burgos, bekam die heilige Theresia, welche durch ihre Gebrechen, zu denen ein Armbruch kam, der nie geheilt wurde, immer mehr ermattete und von einer Art Lähmung getroffen worden war, einen Blutsturz, der von den betrübendsten Symptomen begleitet war. Sie wohnte am 30. September 1582 noch der Messe bei und communicirte mit neuer Inbrunst. Von diesem Augenblicke an verließ sie das Bett nicht bis zu ihrem Tode.

In der Nacht vom 4. zum 5. October verschied sie, das Haupt auf den Arm einer ihrer heißgeliebten Töchter, der Schwester Anna von Barthelemy, gestützt. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, mit welcher Liebe ihre zitternde Hand das Crucifix an ihr Herz drückte und ihre brechenden Augen es betrachteten, und mit welchen heiligen Thränen des Schmerzes und des Dankes ihr Sterbelager gebadet wurde.

Die Nacht des 5. Octobers 1582 war denkwürdig durch die Verbesserung des Kalenders und durch die Auslassung von zehn Tagen, welche die Folge dieser Verbesserung war. Daher wird der Tod der heiligen Theresia auf den 15. October gesetzt und ihr Andenken an diesem Tage gefeiert.

Nach ihrem Tode verschwanden die Runzeln von ihrem Gesicht, ihre Glieder blieben biegsam, wie im Leben, und ihr Körper, vielleicht der reinste, den es je nach der heiligen Jungfrau Maria gab, blieb lange Zeit unversehrt, wie zur Erbauung für Alle, welche das Glück hatten, ihn zu sehen, und wie zum Zeichen der Gnade, womit Gott die belohnen wollte, die ihn so geliebt und so viel für ihn gelitten!



Die heilige Thereſia.

Entrücke, wonniger Gedanke,
Entquollen heißerglühtem Sinn,
Die Witwe, die Verlaſſ'ne, Kranke,
Zu ihrem fernen Gatten hin!
O göttlicher Gemahl, entflore
Dich bald als himmliſche Aurore!
In dieſer Wüſte welcher Schmerz!
Wie dunkel hier! Welch weite Ferne
Von dieſem Boden bis zum Sterne,
Nach dem voll Sehnen ſchaut mein Herz!

Fern will ich meine Straße ziehen
Vom Weltrauſch, der verwundet meine Bruſt,
Den Schlamm der Erde will ich fliehen,
Der übrig bleibt vom Honig aller Luſt.
Iſt dieſe Luſt dem hohen Frieden gleich,
An dem die Seele mir ſo reich,
Seit ich in einem dunkelhellen Traum
Die unbegrenzte Welt mir nah
Und goldene Gewölke ſah,
Ha, und der Liebe Schwan auf ihrem Saum!

O ſchütte deine Flammengeiſter
Mir in den tiefſten Herzensgrund hinein;
Du Seelenkünd'ger, hoher Meiſter,
O nimm mich hin, ich bin ganz dein!
Dir glüh' ich; ſchütze du die Schwäche,
Des Lamms, daß es der Dorn nicht ſteche;
Eröffne mir das Thor zum Friedensthal!
Ich ſchmachte wie in heißen Fiebergluthen,
O Herr, laß meinem Durſt entgegenfluthen
Des Todes labenden Pokal!

Es winkt der Tod mit myſt'ſchem Lächeln
Als Vorſpiel zu der Himmel Sang;
Laß ſeine Düfte mich umfächeln,
So bet' ich, Herr, mit heißem Drang.
Die ſtillerhab'ne Todesſtunde
Gibt Weihe jedem ſchönen Bunde,
Der Tod erſt iſt des Lebens Feſt;
Der Vorhang ſinkt ob niederm Staube,
Die Seele wandelt ſich zur Taube,
Sich aufzuſchwingen in ihr Neſt.

Verkürzten doch ſich dieſe Strecken
Der weiten Bahn, ſo reich an Leid!
O mein Gemahl, wenn wird mich decken
Das bräutlich-ſchöne Todtenkleid?
Wie oft, von Hoffen abgemattet,

Sah ich, von holdem Traum umſchattet,
Den Tag, der alle Feſſeln bricht!
O Höchſter, laß mich, laß mich träumen,
Und ſchwingen mich zu jenen Räumen,
Wo Traum wird zu der Wahrheit Licht!

Wie malen es der Erde Sprachen,
Wenn ſolche Luſt ein Herz bewegt!
Wie iſt der Kalte zu beklagen,
In dem ſich keine Liebe regt!
O Liebesgluth, uns angeboren,
Weh Allen, die dir abgeſchworen!
Weh jeder Seele, die dich flieht!
O Liebe, reine Friedensfahne,
Du Lenztag, ledig der Orkane,
Du Sonn', die keine Wolk' umzieht!

Dir bleib' ich, Einziger, im Bunde,
Erlöſer dieſer ſünd'gen Welt,
Geprieſen ſei aus meinem Munde,
Du haſt die Straße mir erhellt!
Nicht ziehen Glanz und Rang und Kronen
Dein Aug' herab aus höhern Zonen,
Deß Blick der Niedrigſte genießt;
Die Fülle deiner Mild' und Gnade
Sie wird der Blum' am ſtillen Pfade,
Dem Tropfen, den der Fels verſchließt.

Und will mir auch die Kraft gebrechen
Zu ſchildern meiner Seele Glück,
So darf ich doch zum Fernen ſprechen,
Als ſtünd' er da vor meinem Blick.
Dich ſprech' ich, wenn ich einſam ſchwärme,
Dich ſprech' ich in dem ird'ſchen Lärme,
Dich, wenn mich Himmelston umklingt,
Ich höre meines Liedes Schallen
Von Erd' und Himmel wiederhallen
In Hymnen, die das Weltall ſingt.

Ach, öffne Herr, mir deine Reiche,
Führ' mich in der Erwählten Schaar!
Mein Auge liſcht, ich wank', ich ſchleiche,
Es ſchwindet mir, was irdiſch war!
Mir flammen ſchön're Morgenröthen,
Mich zu verbrennen, mich zu tödten;
Ach ſtehe, Gott, mir gnädig bei!
O Heiland, über Alles theuer,
Vergieb! Ich ſterb' in Liebesfeuer,
Daß mir der Tod ein Leben ſei!

Turquety.

Das Leben und Wirken

der

heiligen Genovefa.

Betrachtung

über

die heilige Genovefa.

Die heilige Genovefa.

Einige Schriftſteller ſind der Meinung geweſen, die heilige Genovefa ſei aus einer reichen, edlen Familie entſproſſen. Sie ſtützen ihre Anſicht darauf, daß, als ſie ſich Gott weihte, der heilige Hermann von Aurerre ſie ermahnte, das Geſchmeide und den Schmuck dieſer Welt abzulegen. Was uns betrifft, ſo glauben wir, daß die ruhmwürdige Schutzheilige von Paris, die heilige Genovefa, nur eine einfache Schäferin war, und folgen hierbei blos der uralten Tradition. Uebrigens hindert nichts, mit mehrern ihrer Geſchichtſchreiber anzunehmen, daß ihr Vater unter die Zahl der ungezwungenen Männer gehörte, die ihre Heerden entweder ſelbſt hüteten, oder von ihren Söhnen und Töchtern hüten ließen. Es iſt bemerkenswerth, und geſchah gewiß nicht ohne Abſicht der Vorſehung, daß einer ſo aufbrauſenden, eitlen Nation, einer ſo reichen, lebendigen und ſo verderbten Stadt eine keuſche, anſpruchloſe Schäferin zur Schützerin gegeben wurde. Hätte man den Franzoſen einen der Heiligen zuertheilt, die man mit offener Stirn darſtellt, den Helm auf dem Haupte, das Schwert in der Hand, ſo wäre dies vielleicht paſſender geweſen; aber ein Weib, und

noch dazu eine Hirtin! Das macht, daß es in Bezug auf die Heiligkeit kein salisches Gesetz giebt. Genovefa hatte vielleicht sogar einen Spinnrokken, so wahr ist es, daß das Evangelium nicht urtheilt, wie die Welt. Wäre es nur eine Dame aus hohem, mächtigem Hause; würde eine Königin, eine Prinzeß, z. B. Klotilde, deren Tugenden und Bitten so mächtig zur Bekehrung ihres Gemahls wirkten, für die in Ueppigkeit und Ueberfluß erzogenen Kinder einer großen Stadt nicht passender gewesen sein, als ein armes Landmädchen? Nein, die große Stadt sollte nur Reiche in ihrem Schooße bergen, und die Reichen bedürfen mehr, als die Armen, der Beispiele der Demuthund der Thätigkeit.

Ein Städtchen, das von der Seine bespült und von schlichten, armen Leuten bewohnt wird, sieht viele Jahre hindurch eine schlichte, arme Jungfrau die erhabensten, heldenmüthigsten Tugenden üben. Die Jungfrau stirbt. Die Zeugen ihres Lebens und ihrer Tugenden verehren sie und rufen sie als Heilige an, und die Vorsehung verbirgt unter dieser so einfachen und natürlichen Thatsache eine tiefe Lehre für uns. Diese Stadt, klein und arm, sollte später größer werden, prachtvolle Gebäude zum Himmel erheben, sich mit stolzen Palästen schmücken und ihre gewaltige Herrschaft weithin verbreiten. Ihre Kinder sollten sich vermehren, bereichern, civilisiren, verderben. Diesen Reichen, Mächtigen, Weisen, die die Religion eine Thorheit nennen, beschloß Gott, eine schwache, arme, unwissende Schützerin zu geben.

Ungefähr dreißig Jahre nach den ersten Einfällen der Franken in Gallien ward die heilige Genovefa in einem Flecken geboren, welchen die alten Chroniken Namethodorum nennen, das jetzige Nanterre. Damals standen die beiden Nationen mit den Waffen in der Hand einander gegenüber, die Stämme waren nicht vermischt. Man könnte daher die Frage aufwerfen, ob Genovefa den Galliern oder den Franken angehörte. Diese Frage läßt sich durch eine Folgerung aus der lateinischen Form des Namens ihres Vaters beantworten; er hieß Severus. Ueberdies ward Genovefa von christlichen Eltern geboren vor der Bekehrung des Klodowig und seiner Krieger. Sie gehörte also aller Wahrscheinlichkeit nach zu dem Stamme der Besiegten. Ihre Kindheit verfloß unter beständigem Gebete und Gehorsam; mit der Kasteiung des Körpers verband sie die des Geistes und Herzens. Sie war erst sieben Jahre alt, als zwei berühmte gallische Bischöfe durch ihr Dorf kamen. Es war Hermann von Aurerre und Wolf von Troyes, welche der Kirche von England, die durch die pelagianische Ketzerei zerrissen wurde, zu Hülfe zogen; denn damals gewährte die Kirche oft das schöne Schauspiel, daß ein Mann, mächtig in Worten, wie in Werken, die Welt durchzog, um die wankende Wahrheit aufrecht zu erhalten und den Irrthum zu vernichten. Ueberall strömten die Menschen zusammen, diese Männer Gottes auf ihrer Reise zu sehen und zu hören. Genovefa in Nanterre begleitete ihre Eltern, welche zur Kirche gingen, um den Segen der beiden Bischöfe zu empfangen. Der heilige Hermann, erstaunt über

die Bescheidenheit des Kindes, und vielleicht auch von Oben erleuchtet, verkündete seinen Eltern seine künftige Heiligkeit. Damals sprach sie den Wunsch aus, Jungfrau zu bleiben. Man bewunderte ein so frommes und seltenes Verlangen in einem so zarten Alter; aber erst später war es ihr vergönnt, ein feierliches Gelübde abzulegen. An dem Tage, wo sie diesen Vorsatz aussprach, führte sie der fromme Bischof von Aurerre in die Kirche des Dorfes, damit sie Gott bäte, er möge sie in ihrem muthigen Entschlusse stärken. Der ehrwürdige Priester und das Kind beteten gemeinschaftlich am Fuße des Altars. Die Kirche ist mit Menschen erfüllt, Alles schweigt. Der Abendgottesdienst beginnt; es war ein rührender Auftritt. Die junge Gallierin beugt das Haupt unter der Hand des sie segnenden Priesters. Wir sehen die Schutzheilige von Paris nicht mit glänzenden Thaten beginnen, nicht mit Handlungen, welche die neugierigen, unruhigen Sinne des stolzen Menschen in Staunen setzen können. Ein Mädchen von sieben Jahren, welches den Wunsch ausspricht, Gott allein zu lieben und treu zu sein, ist dieselbe, die man dreizehn Jahrhunderte später noch in Paris verehrt. So geht die Vorsehung zu Werke, so erfüllt sich das Wort, nach welchem Gott das, was in den Augen der Welt schlecht und verächtlich ist, wählt, um sie zu erleuchten, zu belehren und zu beschämen. Die Mutter Jesu Christi verrichtete die härtesten, niedrigsten Arbeiten des Hauswesens: Genovefa hütet die Lämmer und wird die Schutzheilige der Hauptstadt des ersten christlichen Königreichs, einer Stadt, die stolze, unruhige Geister in sich schließt. Das ist die Belohnung der Tugend, eine Lehre für den Stolz!

Am folgenden Tage fragte sie der heilige Hermann, ob sie sich ihres Versprechens vom vorigen Tage erinnerte. „O ja! erwiederte sie, und mit Gottes Beistand hoffe ich es treu zu erfüllen.“ Darauf gab er ihr eine kupferne Denkmünze, auf der ein Kreuz eingegraben war, und empfahl ihr, sie beständig zur Erinnerung an ihre Entschließungen zu tragen.

In dem Alter, das nur zu oft Gottes vergißt, dachte Genovefa blos an ihren Schöpfer. Funfzehn Jahre alt, gelobte sie, Gott allein Liebe und Treue zu bewahren; nur bei dem Namen Jesu wollte ihr Herz schlagen, nur auf das Kreuz richtete sich ihr Blick mit Sehnsucht; das bescheidene, muthervüllte Mädchen wollte keine andere Stütze auf den dunkeln Pfaden des Lebens, als die Vaterhand ihres Gottes. Die Hoffnungen, welche ihre Jugend erweckte, verwirklichte ihr ganzes Leben: Gott allein gehörten ihre Gedanken, ihre Neigungen, ihre Worte. Sie verlor frühzeitig ihre Eltern, worauf sie zu einer Pathe zog, die in Paris lebte; hier lebte sie in strenger Enthaltsamkeit, sie aß nur zweimal die Woche, Sonntags und Donnerstags; ein Gerstenbrod, Bohnen und Wasser machten ihre ganze Mahlzeit aus.

Man halte nicht die Heiligen für Leute, deren Leben sanft und ruhig dahinfließt, und glaube nicht, daß sie bequemere Pfade zu wandeln haben, als die sind, welche wir verfolgen; nein, auch sie haben ihren Kummer,

ihre Betrübniß, ihre Zeit der Schwachheit und des Schmerzes. Man gebe sich nicht dem Wahne hin, die heilige Genovefa sei schon bei ihrem Leben so geehrt worden, wie sie es nach ihrem Tode ward. Die, welche es bequemer finden, zu tadeln, als zu handeln, eine Art Menschen, die sich nicht verringert hat, ereiferten sich über die Genovefa. Die Geschichtschreiber jener Zeit berichten, daß man ihre Handlungen in einem gehässigen Lichte darstellte. Ist es nicht etwas Leichtes, sagte man, sich Gott zu weihen, wenn die Welt uns von sich stößt, und öffentlich zu fasten, wenn man sich insgeheim nichts versagt? Man ging so weit, daß man sie als eine Zauberin, Hexe, Buhldirne behandelte; so hatte sie zwei Jahre lang zu kämpfen. Welch schmerzliche Prüfungen für ein schuldloses Herz! Aber Gott verließ nicht seine Magd, er sandte zu ihrem Beistande den heiligen Bischof, den wir schon bei dem Beginn ihres Lebens wie einen Engel vom Himmel erscheinen sahen, um ihre ersten Schritte auf den Wegen der Heiligkeit zu leiten. Hermann von Aurerre kam abermals nach Paris; alle Bewohner desselben zogen, ihm eine Ehre zu erweisen, ihm entgegen. Der heilige Bischof erkundigte sich sogleich nach der Genovefa; man klagte sie bei ihm an, doch fiel es ihm nicht schwer, die abgeschmackten Verleumdungen zu enthüllen und zu Schanden zu machen. Er berief sogleich die Vornehmsten der Stadt nebst denen, welche Genovefa angeklagt hatten, und führte sie unvermuthet an den armseligen Ort, den sie bewohnte; hier zeigte er ihnen das schwarze Brod, wovon sie sich nährte, den von ihren Thränen benetzten Boden, kurz Alles, was ihre Ankläger Lügen strafte; dann verwies er ihnen in strengen Worten ihre gehässige Verleumdung. Die demuthsvolle Jungfrau war glänzend gerechtfertigt; das Volk antwortete dem Ausspruche durch tausendfachen Beifallsruf. Einige Jahre später sollte tausendfaches Wuthgeschrei von neuem ihre Bestrafung verlangen. So veränderlich ist die Menge.

Ungefähr achtzig Jahre früher, ehe sich dies zutrug, kamen zahlreiche, wilde Männer, deren Name bei den Völkern in traurigem Andenken geblieben ist, die Hunnen, von den äußersten Gegenden der Tartarei hergezogen, Alles auf ihrem Zuge mit sich fortnehmend oder verheerend. Kriegerische Völker, tapfere Fürsten wollten ihr Vordringen hemmen; aber dieselben Völker, welche den alten Ruhm der römischen Legionen verdunkelt hatten, wurden unter den Füßen der furchtbaren Asiaten zertreten. Die Felsen, welche ihre Gipfel dem Strome entgegenstellen, theilen seinen gewaltigen Fall, ohne ihn aufzuhalten; so schienen die Länder, welche von der Donau und dem Rheine bespült, oder von den Alpen geschützt werden, sich zu beruhigen; doch weder Flüsse noch Gebirge hemmen die Geißeln Gottes. Sahen wir nicht selbst eine schreckliche Krankheit, die auch eine Geißel Gottes war, von den äußersten Enden des Orients nahen und fortschreiten? die entferntesten Völker sprechen kaum davon, und nur von fern beklagen wir ihre Opfer; aber plötzlich erschallt das Gerücht, daß sie Meere und Berge überschritten,

daß ſie unſere Nachbarn heimſucht; da erfaßt der Schrecken unſer Aller Herzen, ſie naht auch uns mit ihrer vernichtenden Gewalt, und zahllos ſind die Opfer, die ihr fielen.

Damals alſo griff das Heer der Hunnen das Gebiet der Gallier auf verſchiedenen Punkten an; der furchtbare Attila ſelbſt führte ſeine Krieger gegen Paris. Die Stadt war in der größten Beſtürzung. Die in ihren Umkreis zuſammengedrängte Volksmenge vermehrte durch ihre kläglichen Berichte das ſtets wachſende Schrecken. Die Bewohner der Städte, welche ſich in ihren Mauern nicht ſehr ſicher hielten, wollten ſich in einen beſſer befeſtigten Platz zurückziehen; Genovefa allein blieb in dieſer allgemeinen Beſtürzung ruhig und furchtlos. Gott läßt oft, um ſeine Macht zu zeigen, die Kraft und Klugheit der Menſchen unterliegen, und bedient ſich dann, ſein Volk zu retten, eines Armes, den die menſchlichen Rathſchläge verachten würden. So fiel, von eines Weibes Hand getroffen, einſt das Haupt des Holofernes unter den Mauern Bethuliens, und die Gebete der beſcheidenen Genovefa retteten die Pariſer aus ihrer Verzweiflung. Sie ermahnte ſie zur Buße und verhieß ihren Thränen und Bitten den Beiſtand des Himmels. Das ſtille Feuer ihres Blickes, der neue Ton ihrer Rede belebte von neuem die Hoffnung in Aller Herzen. Man eilte zum Gebete in die Kirchen. Die Kirche Saint-Jeanle-Rond, die jetzt zerſtört iſt, war auf demſelben Platze der Kapelle erbaut worden, wo Genovefa ſich mit frommen Frauen einſchloß, um Tag und Nacht unter Gebet zuzubringen.

Indeſſen drangen die Hunnen trotz des Vertrauens und der Verſicherungen der Genovefa verheerend weiter vor. Die Feinde der Heiligen benutzten dieſen Umſtand; ihre lange verhaltene Wuth brach aus, und das Volk, das wenige Tage zuvor ihren Tritten zur Kirche gefolgt war, behandelte ſie als falſche Prophetin, beſchuldigte ſie des Einverſtändniſſes mit den Feinden und machte ihr den Vorwurf, daß ſie ihre Mitbürger an der Flucht gehindert, als es noch Zeit war. Man ſchleppte ſie unter ſchrecklichen Verwünſchungen auf den Marktplatz, ihr Tod iſt beſchloſſen; doch war der wüthende Pöbel über die Art des Todes verſchiedener Meinung; die Einen wollten ſie erſaufen, Andere ſie ſteinigen, noch Andere ſie lebendig verbrennen. Geduldig und ergebungsvoll brachte Genovefa Gott ihr Leben zum Opfer, als ſich am äußerſten Ende des Platzes großer Lärmen vernehmen ließ; es war der Archidiaconus von Auxerre, welcher der Genovefa von dem heiligen Hermann Eulogien brachte, das iſt, geweihte Dinge, die man ſich damals zum Zeichen der Communion ſchickte. Er hatte kaum angefangen, ſeinen Auftrag auszurichten, als die Wüthendſten, ihren Zorn gegen ihn richtend, ihn tödten wollten. Nur mit großer Mühe gelang es, ihn zu entfernen und ſie zu beruhigen.

Doch hielt ſie dieſer Beweis von Achtung von Seiten eines Mannes zurück, deſſen Anſehen in jener Gegend ſo groß war. Gott aber, der ſich der Launen oder Abſichten der Eroberer zur Vollführung der ewigen Pläne ſeiner Vorſehung zu bedienen pflegt, endigte die

Prüfungen der Genovefa und rechtfertigte bald ihre Vorherſagungen. Was ſind doch vor dem gewaltigen Gott die ungemeſſenen Pläne des Ehrgeizes, da er ſie um des Gebetes einer ſeiner demüthigen Dienerinnen willen mißlingen läßt? Und ſagt, was würde ohne Genovefa aus Europa, was beſonders aus Frankreich geworden ſein, wenn der grauſame Attila ſeine Zelte zu beſtändigem Aufenthalte dort aufgeſchlagen, wenn er ſtatt der milden, wohlthätigen Handlungsweiſe des Chriſtenthums die Geſetze und Civiliſation der Tartaren eingeführt hätte? Aber Genovefa richtete an Gott das inbrünſtigſte Gebet, das ſie vielleicht je in ihrem Leben geſprochen, und ſogleich änderten die Hunnen, von der unbegreiflichen Hand deſſen zurückgetrieben, der nach ſeinem Gefallen die Eroberer aufhält oder herbeirufſt, plötzlich ihren Plan. Sie ließen Paris zu ihrer Linken und zogen in die Ebenen von Chalons, wo ſie von den Franken geſchlagen werden ſollten, die zwei Jahrhunderte ſpäter auch die Sarazenen von Abdera ſchlugen, gleich als ob Gott dieſem kriegeriſchen Volke den Auftrag ertheilt hätte, Europa von den Einfällen des Nordens und Südens zu befreien.

Dieſe unverhoffte Aenderung in dem Augenblicke, wo Alles verloren ſchien, der außerordentliche Marſch des Hunnenheeres, der gegen alle Berechnungen menſchlicher Klugheit erfolgte, erfüllte die Pariſer mit Staunen und Freude. Alle erkannten deutlich, daß nur die Vorſehung ſie hatte retten können; ſie ſtanden nicht an, es den Bitten der Genovefa zuzuſchreiben: die allgemeine Achtung verwandelte ſich bald in Verehrung.

Bald nach dieſem wichtigen Ereigniſſe belagerten die Franken, welche ſich ſchon in dem weſtlichen Theile Galliens niedergelaſſen hatten, Paris unter der Führung Childerichs; die Stadt litt lange durch Hungersnoth. Genovefa, die ſich beſtändig ihren Mitbürgern weihte, ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze einer Zufuhre, und wagte ſich weit in das Land, um ihnen Lebensmittel zu verſchaffen. Elf Fahrzeuge, die ſie damit beladen hatten, langten trotz eines Sturmes, der Alles mit dem Untergange bedrohte, in Paris an. Unterdeſſen war die Zeit erſchienen, wo Gott den Franken ein großes Reich geben wollte, deſſen Hauptſtadt Paris werden ſollte. Dieſe Stadt fiel; aber Genovefa's Tugend erregte die Bewunderung des heidniſchen Führers; auf ihre Fürſprache ſchenkte er einer großen Zahl ihrer Mitbürger das Leben, und ſo lange ſie lebte, behielt ſie dieſen rühmlichen Einfluß auf ihn. Hier ein Beiſpiel:

Als einſt Childerich durchaus den Tod einiger Schuldigen wollte, verließ er, da er wußte, daß, wenn Genovefa um Begnadigung derſelben bäte, er es ihr nicht würde verweigern können, heimlich Paris, und ließ die Thore dieſer Stadt ſchließen, mit dem Befehle, bis zu dem Augenblicke der Vollziehung des Urtheils Niemand herauszulaſſen; aber die Thore konnten vor der erfindungsreichen und mitleidsvollen Genovefa nicht geſchloſſen bleiben. Sie täuſcht die Wachen und geht mitten durch ſie, eilt dem Fürſten nach, überraſcht ihn in ſeiner

Wohnung und verläßt ihn nicht eher, bis sie die Begnadigung der Schuldigen bewirkt hat.

Sie war damals nicht mehr das junge Hirtenmädchen, das wir zu Nanterre sahen, zu den Füßen des heiligen Hermann, Gott ihre ersten Jahre weihend; doch führte sie immer noch das auffallend strenge Leben.

Einige Bischöfe geboten ihr den Genuß von Fisch und Milch, dessen sie sich enthielt; sie gehorchte ihnen sofort mit kindlicher Einfalt. Ihr ganzes Leben hindurch bezeigte sie für die Apostel ihres Vaterlandes, den heiligen Denis und den heiligen Martin, eine vorzügliche Verehrung; sie besuchte oft das Grab derselben, glaubte sie aber dadurch am besten zu ehren, daß sie durch ihr tugendhaftes Leben zeigte, welche Wunder der Glaube bewirken konnte, den sie gepredigt hatten. Obschon sie ein so strenges, bußfertiges Leben führte, ließ Gott es sie doch auf neun und achtzig Jahre bringen, ohne Zweifel, um ihr den Trost zu gewähren, Klodowig als Christ zu sehen; so lange sie lebte, zeigte dieser Fürst gegen sie dieselbe Verehrung, die sein Vater Childerich ihr bewies, und begnadigte die Gefangenen, so oft sie sich für sie verwendete. Sie starb den 3. Januar 511, fünf Wochen nach Klodowig.

Außerhalb der Stadt, in geringer Entfernung von der königlichen Residenz, erhob sich ein von Wald umgebener Berg; auf der Spitze desselben erbaute man eine kleine dem heiligen Paul und Peter geweihte Kirche. Genovefa wurde in ihrem Umkreise neben Klodowig begraben. Man errichtete auf ihrem Grabmale eine hölzerne Bettstelle, welche bis zur Vollendung der Kirche blieb. Die Gläubigen wallfahrteten in Menge dahin und gewahrten bald die Wirkungen ihres mächtigen Schutzes; ihre Biographen erwähnen eine große Anzahl wunderbarer durch sie bewirkter Heilungen.

Erasmus selbst, einer der geistreichsten und gelehrtesten Männer des 16. Jahrhunderts, scheut sich nicht, ihr die Heilung einer sehr gefährlichen Krankheit zuzuschreiben, an welcher er lange litt, und schrieb selbst bei dieser Gelegenheit ihr zu Ehren ein kleines lateinisches Gedicht. Ich lag, sagt er, auf meinem Lager hingestreckt, von einem hitzigen Fieber befallen. Alle Kunst meines Arztes konnte mir keine Linderung verschaffen; er gab mir zwar den Trost, daß er mich nicht in Todesgefahr glaubte, daß ich aber lange zubringen würde; diese Worte waren für mich eben so grausam, als wenn er gesagt hätte: In drei Tagen sollst du gehenkt werden! Ach, ich erinnerte mich einer Krankheit in meiner Jugend, die mich ein ganzes Jahr hindurch gemartert hatte. Da gedachte ich der Wunder der Schutzheiligen von Paris, und beschloß, mich an die heilige Genovefa zu wenden. „Du, „die du, als du noch auf dieser Erde „weiltest, so mitleidsvoll und mächtig warest, du bist es jetzt noch weit „mehr, da du Gott näher bist, wirf „einen gnädigen Blick auf mich; du „bedarfst meiner nicht, jetzt, da du „in der Herrlichkeit bist; aber ich „beschwöre dich, gieb mich meinen „Studien wieder, ohne welche mir „das Leben nichts ist, und überall

„will ich deine Macht verkünden.“ Kaum hatte ich dies Verlangen ausgesprochen, ohne die Lippen zu bewegen, als ich mich völlig und plötzlich geheilt fühlte. Dies kann auffallend erscheinen, aber es ist eine deshalb nicht weniger unwiderlegbare Thatsache, mein Körper und mein Geist wurden auf einmal stärker und thätiger, als zuvor; mein Arzt wollte seinen Augen nicht trauen. Welcher Heilige, sagte er, hat Euch mit so außerordentlicher Gnade gesegnet und mich zum Glück für Euch zu einem falschen Propheten gemacht? Er hat gewiß mehr gethan, als meine Kunst hoffen ließ. Dann nennt Erasmus den Namen dieses Arztes, eines der ausgezeichnetsten jener Zeit, der, als er dies schrieb, eine wichtige Stelle am Hofe Franz I. bekleidete.

Unter den Wundern der heiligen Genovefa müssen wir eines wegen der Anzahl und des Gewichtes ihrer Biographen und wegen der auffallenden Umstände, die dabei Statt fanden, erwähnen. Unter der Regierung Ludwigs des Dicken im Jahre 1129 wurde ganz Frankreich und besonders Paris durch eine Krankheit verwüstet, die unter dem Namen des heiligen Feuers bekannt war und gegen welche alles menschliche Wissen nichts vermochte. Stephan, Bischof von Paris, ordnete öffentliche Gebete an; aber Gott wollte ohne Zweifel die Herzen zur Nachahmung der Tugenden Genovefa's rufen; denn durch sie offenbarte er seine Macht. Man holte das Reliquienkästchen der Heiligen und brachte es in die Kirche zu unserer lieben Frau, damit die Heilige von Gott erflehen sollte, was er so vielen Bitten nicht gewährt hatte; die Kirche war mit Kranken so angefüllt, daß nur ein schmaler Weg für die Geistlichkeit blieb. Kaum war das Reliquienkästchen auf der Schwelle der Kirche angelangt, als Alle gesund wurden mit Ausnahme von Dreien, weil sie vielleicht nicht mit gläubiger Zuversicht zum Himmel gebetet hatten. Das Staunen und die Freude der Menge, deren Häupter kurz zuvor unter dem Schrecken der Krankheit sich beugten, war so groß, daß das Gewölbe von tausendmal wiederholtem Rufe wiederhallte, so daß der Gesang der Psalmen und Lieder nicht fortgesetzt werden konnte.

Paris war der glückliche Zeuge dieses Wunders, dessen sich ganz Frankreich zu erfreuen hatte. Papst Innocens II. kam im folgenden Jahre nach Paris, und nachdem er das Wunder gerichtlich bestätigen lassen, verordnete er, daß man es künftig jedes Jahr am 26. November durch ein Fest feiern sollte.

Um die Kirche des heiligen Peter und Paul, die im neunten Jahrhunderte von den Normannen geplündert wurde, zu ersetzen, erbaute man eine Kirche, von welcher der Thurm jetzt allein noch übrig ist, der den Berg beherrscht, dessen Namen man nicht nennen kann, ohne den der heiligen Genovefa zurückzurufen. Ein Arbeiter, den sein Talent berühmt, seine Klugheit den Königen werth machte, den seine Tugenden sogar die Bischofswürde erlangen ließen und den die Kirche unter ihre Heiligen zählt, der heilige Eloy, verfertigte zur Aufbewahrung ihrer Reliquien ein prächtiges Kästchen von Gold und Edelstei-

nen, welches die franzöſiſchen Großen ihr zu widmen ſich zur Ehre machten. Das Käſtchen, welches dem Einfalle und der Plünderung der Normannen entging, ward in unſern ſtürmiſchen Zeiten vernichtet. An einem Ufer der Seine, mitten auf dem Platze, deſſen ehrlos gewordener Name geändert worden iſt, brannte vor vierzig Jahren ein Feuer, das die nicht vergeſſen werden, die dieſe gottloſe Gluth geſehen haben. Da wurden die ehrwürdigen Ueberreſte der Jungfrau verbrannt, die dreizehn Jahrhunderte früher die noch halb wilden Bewohner von Paris als eine Zauberin verdammten, und bald darauf, von dem Glanze ihrer Tugenden geblendet, als eine Heilige verehrten.

Das Unglück, aus dem die Bewohner von Paris ſeit dieſer kläglichen Zeit ſo oft gerettet wurden, kann die Ueberzeugung gewähren, daß trotz dieſer frevelhaften Entweihung die heilige Genovefa ſelbſt dann noch für die gebeten habe, deren Väter ſie von dem Schwerte Attila's rettete.

Das einzige Denkmal dieſer Heiligen iſt ihr Grabmal, jetzt zu Saint-Etienne-du-Mont; ſeit vier Jahren hat Paris keine der heiligen Genovefa geweihte Kirche, ein Unglück, das ſie mit ihrem Beſchützer, dem heiligen Hermann von Aurerre, theilt, deſſen öder, halb verfallener Tempel noch ſeine traurige Verlaſſenheit beweint.

Ein prachtvolles Denkmal war in dieſer Abſicht errichtet worden, ein König von Frankreich hatte den Grundſtein gelegt; jetzt lieſt man auf ſeinem Fronton: Seinen großen Männern das dankbare Vaterland; das Kreuz, welches auf dieſem heiligen Gebäude prangte, iſt weggenommen worden; aber das unbeſtändige Volk war bis jetzt nicht darüber einig, wem es dieſen Ruhm zutheilen wollte; bisweilen hat es ſogar die aus dieſem Tempel verwieſen, welche es darin aufgenommen hatte, und bemerkenswerth iſt, daß die, welche Paris dreimal rettete, daraus verbannt iſt. Uebrigens würde ſie, wäre ſie darin geblieben, ohne Zweifel am jüngſten Tage erſtaunt ſein. Die Poſaune, welche die Gräber öffnen ſoll, hätte eine demuthsvolle chriſtliche Jungfrau des fünften und das Haupt der Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts zuſammengeführt. Es läßt ſich bezweifeln, daß ſie gleichen Schrittes zu dem Thale Joſaphat gewandelt wären. Doch man gehe in dieſe Kirche des Berges, welche die Inſchrift führt: Dies iſt die Stiftshütte Gottes mit den Menſchen; man wird darin das Grab ſehen, wo der Körper der heiligen Genovefa hundert zwanzig Jahre lang ruhte; betet auf dieſen für Chriſten ſo werthvollen Steinen. Ein inniges Gefühl wird euch aus unſerer Zeit in die verſetzen, in welcher Genovefa lebte. Welche Veränderungen, welche Umwälzungen ſahen nicht dieſe ehrwürdigen Steine, welche jede Generation mit heiliger Rührung küßte! Möchten die Jungfrauen die heilige Fürſprecherin anflehen, ihnen die Reinheit und Unſchuld zu bewahren! Möchten die, deren Lebenszeit dem Ende naht, von ihr, welche nach einem ſo hohen Alter ſtarb, erflehen, ihnen in der letz-

ten Stunde beizuſtehen! Möchten die chriſtlichen Mütter ihr ihre Kinder übergeben! Und möchten beſonders die jungen Leute, welche Frankreich jedes Jahr in dieſe furchtbare Stadt ſendet, zum Grabmal der Genovefa gehen und an dem erſten Tage ihrer Ankunft ſich unter ihren Schutz begeben. Mancher würde vielleicht dieſer Handlung der Ehrfurcht, die ſo einfach und rührend iſt, die Weisheit ſeiner Jugendjahre verdanken.

Die heilige Genovefa.

Zu Petrus sprach der Herr: „Willst du die Erde
Erobern, mußt du bloßen Fußes gehn!
Dann bist du Fels, auf den ich bauen werde
Die Kirch'!“— Und also ist es mit der Zeit geschehn.

Und Michael sprach zu mir: „Wirf auf die Seite
Die Sichel, kaum geprobt an dem Getreide,
Verlaß die Lämmer deiner stillen Au'n!
Des Herren Schaafe sind dir angewiesen,
Der Welt soll Heil von deiner Hand entsprießen,
Den Himmel soll dein Lobgesang erbaun!

„Sollst einer Esther, einer Judith gleichen,
Die Grille kann durch Gott als Adler steigen;
Erinn're dich an David arm und klein!
Erinn're dich an die gelobten Lande,
Die Kraft, die Mosis Stab der Höchste sandte,
Wird er auch deinem Schäferstabe leihn!

„Ruh' ferner nicht an ländlich-stiller Stätte;
Verließ des Meeres Perl' ihr Muschelbette,
Die dann sich an der Fürstenstirne zeigt;
So wirst du aus der Schäferhütte gehen,
Und strahlend an des Reiches Spitze stehen,
Das andachtsvoll sich vor dem Kreuze neigt.

„Der König wird dich seine Taube nennen,
Auf deiner Gruft wird Altarflamme brennen,
Und alles Volk wird dich erheben laut;
Sie werden Weihrauch, Blumen, Kerzen bringen,
Im Chor der Heil'gen wird dein Nam' erklingen,
Dort hab' ich deinen hehren Platz geschaut!“

So tönte mir des Engels Flammenſprache,
Begeiſtert ſchlug mein Herz mit höherm Schlage,
Ich ſchied vom Schäferthal, das mich umlacht;
Ich Schwache mußte mit dem Löwen ringen,
Doch fiel er, und in Wolken hört' ich's klingen:
„Gelobt ſei ewig Gottes Wundermacht!“

O Engel unſres Volks, der ihr die Krone
Verliehn und einen goldnen Schäferſtab,
Der Perlen ihrer Stirn und ihrem Throne
Als Nachbarn Frankreichs höchſte Fürſten gab!

O Engel, der ihr Macht und Reichthum ſchenkte,
Der du ſie auf den hohen Platz geſtellt,
Von dem herab ihr Strahl ſich niederſenkte,
Mit Sonnenglanz erleuchtend eine Welt!

Der ſie verklärt, daß Jeder niederſinke
Von Labrador bis zum Bengalenreich,
Der du ein Schwert ihr legteſt in die Linke,
Und in die Rechte einen goldnen Zweig.

Du, der du gegen Attila und Britten,
Damit der Franke nicht den Muth verlör',
Sie führteſt, die ſo kühn einhergeſchritten,
Das Mädchen von Nanterre und Vaucouleurs!

Ach, wird man nicht bei Frankreichs heißem Flehen
Wie immer, eine Jungfrau an der Hand,
Dich, Michael, am Sterbebette ſehen,
Zu heilen das dem Tod verfallne Land?

(A. de Beauchesne.)

Das Leben und Wirken

der

heiligen Urſula.

Der Schutzgeiſt.

Die heilige Urſula.

Wenn man, an dem Rheine hinabgehend, ſich Köln nähert, erheben ſich eine Menge Thürme am Ufer des Fluſſes, und kündigen, mit ihren ſchwarzen Spitzen auf dem ungeheuren, unvollendeten Gipfel des berühmten gothiſchen Doms dem Wanderer das Rom des Nordens an. Durchwandert er die krummen Straßen, ſo entdeckt er bei jedem Schritte die Kirchen, deren Gipfel er erblickt hatte, und an den kleinen byzantiniſchen Säulen, die wie eine Gallerie um ſie herumlaufen, erkennt er die Zeiten, zählt er die Jahrhunderte. Alte Klöſter, welche daran ſtoßen, und in welche die Darſtellungen der Leidensgeſchichte allein einige Gläubige führen, die ſich hier und da auf die Kniee niederwerfen, zeigen ihm, daß früher alle dieſe dem Gebete geweihten Orte von Heiligen bewohnt waren; aber die Hand der Menſchen hat ſie mit Gewalt vertrieben, und nur das Gras blieb auf ihren Gräbern.

An der Seite eines abgelegenen und einſamen Platzes, zwiſchen Häuſern, welche nur eine ſeiner Seiten frei laſſen, erblickt man eine Kirche, deren Aeußeres nichts Bemerkenswerthes darbietet, und an welcher der Wanderer vergebens die Hauptthüre ſucht; man geht durch eine niedrige Thüre hinein, über welcher ſich eine ſchlecht eingegrabene Inſchrift befindet. Hat man die Schwelle überſchritten, ſo gewahrt man zuerſt an den Wänden zahlloſe Gebeine; hier und da befinden ſich in abgelegenen Winkeln andere Gebeine ohne Ordnung ziemlich hoch

aufgehäuft, welche eine einfache Schicht von Gyps den Blicken entzieht, ein Grabmal, dessen Einfachheit keinen Vorwurf über die Geringschätzung der dort ruhenden Todten enthält; denn im Hintergrunde der Kirche, auf der dem Hochaltare entgegengesetzten Seite, an einem abgesonderten, geheimnißvollen Platze, befindet sich eine strahlende Kapelle, worin rings herum und von oben bis unten silberne Büsten aufgestellt sind; diese Büsten enthalten die verehrten Häupter der Todten, deren Gebeine man in der ganzen Kirche wahrnimmt. Wer sind diese? Wer hat sie gesammelt und an einander gereiht? Erlitten sie einen gemeinschaftlichen Tod, und gab es so viel Tugendhafte auf Erden, daß man ihrer so viele zusammenbringen und sie mit einem Streiche treffen konnte?

Es war gegen das Ende des vierten Jahrhunderts. Horden der Hunnen streiften an der Mündung des Rheins, wo sie die Gelegenheit erwarteten, nach Großbritannien zu gehen, um dort den Maximus zu bekämpfen, den die empörten Legionen zum Kaiser ausgerufen hatten. Während sie hier waren, warf ein Sturm Schiffe an das Ufer; sie erkannten diese Schiffe als die des Maximus und berannten sie. Aber wie groß war ihr Staunen, als sie darauf statt eines Heeres elftausend, von wenigen Soldaten bewachte junge Mädchen fanden! Es waren Mädchen aus Britannien, Irland und Caledonien, welche auf Befehl des Maximus aus ihrem Vaterlande geführt wurden und bestimmt waren, das verwüstete Armorica wieder zu bevölkern. Denn Maximus hatte Gallien unterworfen und besonders Armorica mit solcher Barbarei behandelt, daß es einer Einöde glich. Da er aber dennoch einsah, daß es vermöge seiner Lage von sehr großer Wichtigkeit für ihn sei, weil es der Vereinigungspunkt zwischen Britannien und Gallien war, so faßte er den Entschluß, einen Theil seiner Soldaten daselbst ihren Wohnsitz aufschlagen zu lassen, ihnen Ländereien zuzutheilen und sie zu verheirathen. Aber das Blutbad hatte sich bis auf die Frauen erstreckt; er sandte deshalb einen seiner Hauptleute, Namens Conan, nach Britannien, um gutwillig oder mit Gewalt so viel herbeizubringen, als er bedurfte. Conan brachte elftausend zusammen; er selbst verlangte die Tochter des Deonor, Königs von Cornwallis, die eben so tugendhaft als schön war, denn sie war im christlichen Glauben erzogen, zur Gemahlin. Ursula, dies war ihr Name, wurde mit all ihren Gefährtinnen eingeschifft, von denen einige ganz freiwillig mitzogen, andere gezwungen, aber alle durch denselben Glauben vereinigt. Man segelte nach Armorica ab. Da erhob Gott, der die Rathschlüsse der Menschen zu nichte macht und sich ihrer Leidenschaften bedient, um ihre Tugenden zu offenbaren, einen widrigen Wind, der die Schiffe bis an die Mündung des Rheins warf. Die von einer andern Seite gekommenen Barbaren befanden sich auch hier; Unschuld und Wuth kämpften gegen einander, und das Wort des Evangeliums ging in Erfüllung: Ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe.

Ursula ermuthigte ihre Gefährtinnen, eher den Tod, als die Schmach zu erdulden. Sie hatte eine Offenba-

rung vom Herrn erhalten, daß er ſie alle zu Bräuten erwählt habe und daß das Märtyrerthum das Hochzeitlager ſei, auf dem er ſie erwarte. Wirklich warfen ſich die Barbaren, gereizt durch den Widerſtand, den ſie fanden, und voll Ungeduld, auf den erbeuteten Schiffen nach Britannien zu ſegeln, auf die armen Mädchen, die heilige Jungfrauen geworden waren, und durchbohrten ſie mit dem Schwerte. Eine einzige, Namens Cordula, hatte ſich aus Furcht verborgen; da ſie aber ſah, daß alle ihre Gefährtinnen den Märtyrertod erlitten, bereute ſie ihre Feigheit und ſtellte ſich den Hunnen dar, welche ſie tödteten, und ſo gelangte ſie in den Himmel.

Dies iſt die Legende von dem Märtyrerthume der heiligen Urſula und der elftauſend Jungfrauen. Die Gelehrten haben viel über dieſe Legende und über die Anzahl der heiligen Jungfrauen geſtritten, indem ſie es für unglaublich hielten, daß ſo viele auf einmal getödtet worden ſeien. Aber Gott kümmern nicht die Gelehrten, und eben ſo wenig das Volk, denn Gott weiß Alles und das Volk weiß nichts. Deshalb verehrt das Volk die heilige Urſula und die elftauſend Jungfrauen, in der Ueberzeugung, daß, da es eine von einem frommen, die Heiligen liebenden Manne geſchriebene Legende giebt, dies gewiſſer ſei, als vieles Andere, gegen das man keinen Zweifel hegt. Und Gott, der ſeine Diener verherrlicht, erweckte im 16. Jahrhunderte den Geiſt einer Heiligen, welche bei der Stiftung eines religiöſen Ordens zur chriſtlichen Erziehung der Jungfrauen die heilige Urſula zur Beſchützerin wählte, woher die Urſulinerinnen ſich in der ganzen Kirche vermehrt haben. So blieb das Hochzeitbett, in welches Jeſus Chriſtus die Königstochter von Cornwallis einlud, nicht unfruchtbar. Hätte ſie ſich mit Conan vermählt und in Pracht und Freude gelebt, ſo würde ſie jetzt keinen Namen und keine Nachkommenſchaft haben; aber ſie zog Jeſum Chriſtum als Bräutigam vor und ward, entfernt von ihrem Vaterlande durch einen Schwertſtreich endend, nach vielen Jahrhunderten die Mutter eines zahlreichen Geſchlechts.

Der Schutzgeiſt.

Wenn ich als Kind allein im Garten war,
Wo Mandeln und Citronen ſüße Düfte
Verhauchten, und des Lenzes holde Lüfte
Umſchmeichelten mein flatternd Lockenhaar;
Da ſchien mir's oft, als ob ein Ton ertöne,
Bei deſſen Hall ein Schauer mich durchdrang,
Kein Wind! Kein Flötenton! Kein Glockenklang!
Es war die Sprache nicht der Erdenſöhne;

Du warſt's, mein Schutzgeiſt! Deines Herzens Schlag
Erklang dem Schlage meines Herzens nach!

Als ſpäter mein Verlobter von mir ſchied,
Nach Abenden, am Feigenbaum verſchwunden,
Da nun der Liebesküſſe Wonneſtunden
Mir wiedertönten wie ein ſüßes Lied;
Erklang mir jene Zauberſtimme wieder,
Die leiſe mir aus tiefſter Seele drang;
'ſ war nicht ſein Ton, nicht ſeiner Tritte Klang,
Es waren nicht beglückter Paare Lieder;

Du warſt's, mein Schutzgeiſt! Deines Herzens Schlag
Erklang dem Schlage meines Herzens nach!

Wenn ich als junges Weib an meinem Heerd
Mein häuslich Glück durchſann in ſüßem Traume,
Und eine Feige fiel vom Feigenbaume,
Die ſchüttelnd meiner Knaben Hand begehrt;
Fühlt' ich bei einem Klang das Herz mir ſchwellen,
Die Stimme war nicht eines Vogels Ton,
Nicht Hauch, dem zarten Wiegenkind entflohn,
Noch ein Geſang des Fiſchers auf den Wellen;

Du warſt's, mein Schutzgeiſt! Deines Herzens Schlag
Erklang dem Schlage meines Herzens nach!

Sitz ich im Alter nun mit bleichem Haar
Längs dem Gebüſch, das rauhem Norde wehrt,
Erwärmend meine Hand am Feuerheerd,
Bei Ziegen und der kleinen Kinder Schaar;
Da tönt die inn're Stimme mir im Herzen,
Sie bringt mir Troſt wohl ganze Tage lang;
Es iſt nicht mehr der jugendliche Klang,
Noch deſſen Ton, den ich geliebt mit Schmerzen;

Du biſt's, mein Schutzgeiſt; ja, es blieb vereint
Dein Herz mir, das mit meinem Herzen weint!

(M. de Lamartine.)

Nonnenorden.

Nonnenorden.

I.

Gott ſprach zu dem Weibe: Ich werde Dir viele Schmerzen ſchaffen, wenn Du ſchwanger wirſt; Du ſollſt mit Schmerzen Kinder gebähren und Dein Wille ſoll Deinem Manne unterthan ſein, und er ſoll Dein Herr ſein. Wie ſehr iſt doch dieſes Wort Gottes in Erfüllung gegangen! Viertauſend Jahre hindurch hat der Fluch ſchwer auf dem gefallenen Geſchlechte des Weibes gelaſtet; viertauſend Jahre hindurch iſt ſie die Sklavin des Mannes geweſen; viertauſend Jahre hindurch hat ſie ſich gemartert, erniedrigt, verachtet, unter dem Geſetze des Herrn gewunden.

Werfen wir einen Blick auf die alte Welt: überall finden wir das Weib in dem Zuſtande der Erniedrigung; überall iſt ſie die dienende Magd deſſen, deſſen Gefährtin ſie ſein ſollte; ſie iſt bei den alten Nationen, was noch jene unglücklichen Völker ſind, die ſich ſelbſt nicht angehören, die nicht einmal auf die Früchte ihrer Arbeiten und Schmerzen ein Recht haben. Indien erklärt, das Weib ſei nie für den Zuſtand der Unabhängigkeit geſchickt; Griechenland will nicht, daß die Geſetze es auch nur einen Augenblick aus den Augen verlieren. „Wem wäre die „kaum glaubliche Sklaverei der athe„nienſiſchen Frauen unbekannt, die „unter einer ewigen Vormundſchaft „ſtanden, ſo daß bei dem Abſterben „eines Vaters, der nur eine einzige „verheirathete Tochter hinterließ, der

„nächste Verwandte der Familie das „Recht hatte, sie ihrem Gatten zu ent„reißen und zu seiner Frau zu machen; „daß ein Gatte seine Gattin wie einen „Theil seines Eigenthums an einen „Jeden, der ihm gefiel, erblich ver„machen konnte...? Wem wäre ferner „die Härte des römischen Gesetzes un„bekannt?“ Alle Gesetzgebungen jener Zeiten enthalten Vorsichtsmaßregeln gegen die Frauen; alle behandeln sie als Feindinnen. Nirgends ist ein Ort, wo sie sich der Hand, die schwer auf ihrem Haupte ruht, entziehen können.

So ist es; aber der Zorn des Herrn wird sich legen... Im Oriente, in dem Tempel Salomo's, beschloß eine Jungfrau, sich von dem Joche des Mannes zu befreien, indem sie sich von ihm entfernte und zu Gott wendete. Die erste unter den Töchtern Eva's, weihte sie Gott ihre Jungfrauschaft; und durch dieses Gelübde und durch alle ihre Tugenden erwirbt sie sich die Gnade, den Heiland zu gebähren, den Befreier des Weibes und des Mannes, ihres Herrn. Ihr Name ist Maria, und Gott sandte den Engel Gabriel zu ihr. Der Engel sprach: „Gegrüßt seist Du, Holdselige; „der Herr ist mit Dir, Du bist die „Gebenedeiete unter den Weibern... „Fürchte Dich nicht, denn Du hast „Gnade gefunden vor dem Herrn.... „Siehe, Du wirst schwanger werden „in Deinem Leibe und wirst einen Sohn „gebähren.“ Da sprach Maria zu dem Engel: „Wie soll das zugehen?“ und der Engel antwortete ihr und sprach: „Der heilige Geist wird über „Dich kommen und die Kräfte des „Höchsten werden Dich überschatten.“ Kurze Zeit darauf mußten Marie und Joseph nach Bethlehem gehen und sie kehrten mit der Wiege der Barmherzigkeit zurück.

Der Fluch war wieder zurückgenommen. Seitdem ist der Mann größer geworden und das Weib ist auf gleiche Stufe mit dem Manne gestiegen. Nichts Göttliches ist jemals ohne sie geschehen. Sie ist das thätigste und mächtigste Werkzeug der Wahrheit und der Tugend geworden. Der Mann achtet seine Mutter, seine Gattin und seine Tochter; der Mann achtet und ehrt das Weib.

Man halte diese Erlösung ja nicht für irgend einen nothwendigen Fortschritt, den das Menschengeschlecht, vorgeschriebenen Gesetzen folgend, habe thun müssen. Die Beweise dazu sind vorhanden. Ungeachtet der fortschreitenden Zeit, die für alle Menschen dieselbe ist, wohnen neben den Christen Völker, die auf einer niedrigen Bildungsstufe stehen; und überall, wo der Christ nicht gebietet, da ist das Weib noch, was es früher war; es wird in Indien auf dem Grabe ihres Gatten geopfert, ist Sklavin unter dem Koran, Lastthier bei dem Wilden.

Die Nonnenorden sind hienieden das Fortleben der Jungfrau Maria: die Nonnen sind die Gattinnen, deren Gatte im Himmel ist, leidende Mütter der gekreuzigten Menschheit. Gott lebt in ihrem Herzen; er heiligt sie, und durch sie ihr ganzes Geschlecht.

Maria war die erste der geweihten Jungfrauen. „Wir finden, sagt Bergier, bei den Juden kein Beispiel von dem Gelübde ewiger Jungfrauschaft“, und der heilige Johann Chrysostomus lehrt uns, daß es „unter den Heiden wohl einige Personen gegeben habe,

die den Reichthum zu verachten und ihren Zorn im Zaume zu halten wußten, aber daß man niemals bei ihnen die Blüthe der Jungfrauschaft gesehen habe; hierin sind wir ihnen voraus, fügt der heilige Doktor hinzu, indem er behauptet, es sei etwas über die Natur und die menschlichen Kräfte Erhabenes: darum sind wir auch für sie alle Gegenstand einer hohen Bewunderung gewesen." Denn bald traten die Christen in die Fußtapfen ihres Herrn und seiner Mutter. Die verwandten Frauen des Heilandes und seiner Schüler ergriffen den heiligen Stand, zu dem sie das Vorbild war; eben so thaten die Frauen, welche einige Apostel auf ihren evangelischen Sendungen begleiteten.

Im zweiten Jahrhunderte rühmte sich die christliche Kirche, Kinder zu haben, die sich eine willkürliche Entsagung auferlegten. „Sie, ruft der Vater aus, den ich so eben citirte, sie geben uns die Mittel an die Hand, unsere Feinde zu Boden zu schlagen." „Unter uns, sagt der heilige Justin, beharrt eine große Anzahl von Personen beiderlei Geschlechts von sechzig bis siebenzig Jahren, welche seit ihrer Kindheit in der Lehre Jesu unterwiesen worden sind, in der Keuschheit, und ich mache mich anheischig, solche in allen Ständen der Gesellschaft aufzuzählen. Von wem anders, als den heiligen Aposteln und ihren unmittelbaren Schülern, hatten diese zu des heiligen Justin Zeiten sechzig bis siebenzig Jahre alten Leute die Enthaltsamkeit gelernt?

Athenagoras drückt sich ebenso aus: „Es giebt unter uns eine große Anzahl Männer und Frauen, die im Cölibat leben, in der Hoffnung, inniger mit Gott verbunden zu sein." „Wer sich verheirathet, der sündigt nicht, sagte der sanfte und fromme Hermas, Schüler des heiligen Paulus; aber wer alleine bleibt, der erwirbt sich große Ehre um den Herrn. Bewahret die Keuschheit und Schamhaftigkeit, und ihr werdet für Gott leben." Der heilige Clemens, der zweite Nachfolger des heiligen Petrus, prägte in seinem zweiten Briefe den Korinthern die nämliche Lehre ein, wie der heilige Hieronymus und der heilige Epiphanias bezeugen. Die Christen gedachten, daß Jesus Christus hatte wollen von einer Jungfrau geboren sein, und daß er sein sterbliches Leben in Keuschheit verlebt hatte; daß die besondere Zuneigung zu dem heiligen Johannes in der nämlichen Tugend dieses seines vielgeliebten Schülers ihren Grund hatte. Sie gedachten, daß der göttliche Meister im Evangelio gesagt hatte: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn „sie werden Gott schauen"; und daß der große Apostel hinzusetzt: „Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehöret, wie er dem Weibe gefalle. Es ist ein Unterschied zwischen einem Weibe und einer Jungfrau. Welche nicht freiet, die sorget, was dem Herrn angehört, daß sie heilig sei beide am Leibe und auch am Geiste. Die aber freiet, die sorget, was der Welt angehöret, wie sie dem Manne gefalle."

Wir erwähnten, daß die Frauen alsbald die Wichtigkeit dieser Ermahnungen einsahen; ich will nicht von den weiblichen Diakonen reden, die den Frauen die Dienste leisteten, welche die Diakonen der Anständigkeit wegen ihnen nicht leisten konnten, z. B.

bei der Taufe, welche durch Untertauchen vollzogen wurde. Außerdem daß ihnen die Beaufsichtigung des nach damaliger Sitte ausschließlich für die Frauen bestimmten Theiles der Kirchen oder der Versammlungsorte oblag, hatten sie noch die Verpflichtung, für die Armen und Kranken ihres Geschlechtes zu sorgen. Während der Verfolgungen, wo man zur Ermuthigung der Frauen keine männlichen Diakonen abschicken konnte, schickte man ihnen eine Diakonissin, welche oftmals ein Opfer ihrer Liebespflichten wurde. So sagt selbst Plinius der Jüngere in einem Briefe: Trajan hatte zwei solcher Diakonissinnen, die er ministrae nennt, auf die Folter spannen lassen. Ihre Obliegenheiten waren denen der Diakonen ähnlich. Was die ersten christlichen Jungfrauen betrifft, welche mit den Aposteln oder mit andern Gläubigen in einer geistigen Gemeinschaft lebten; was ferner die Agapeten anlangt, die, nach jener Beispiel, den Predigern des Evangeliums folgten, oder mit den Priestern, denen sie dienten, in den verschiedenen Kirchen wohnten, so waren diese Gesellschaften von makelloser Reinheit und aus vielen Rücksichten nothwendig. Bedurften nicht die Apostel der Unterstützung von Christinnen, um, wie Clemens aus Alexandrien bemerkt, den Glauben in solchen Häusern einzuführen, wohin blos Frauen der Zutritt gestattet war? Bekanntlich war bei den Griechen die Wohnung der Frauen abgeschlossen und für die Männer von außen her unzugänglich.

Aber dieses Zusammenleben von Priestern und Jungfrauen wurde, so wie die Anzahl der Christen sich mehrte und sich folglich auch solche unter ihnen befanden, die weniger stark, weniger rein waren, und die Worte und Thaten Christi, den sie nicht gekannt, weniger klar aufgefaßt hatten — dieses heilige Zusammenleben, sage ich, wurde zu gefährlich; es setzte die Priester und die Jungfrauen zu sehr der Verleumdung aus, als daß die Kirche es länger hätte dulden können; und die ältesten Urkunden berichten uns, daß sie bei guter Zeit die Vorsicht brauchte, es zu untersagen. Tertullian stellt es als eine unerläßliche Nothwendigkeit dar, daß die Jungfrauen von den Blicken der Männer entfernt leben müßten. Die Kirche duldete nicht länger, daß sie mit Männern unter demselben Dache wohnten, oder an demselben Tische aßen. Die Väter des Conciliums zu Nicäa verboten den Kirchendienern ausdrücklich, solche Frauen bei sich zu haben, die man subintroductae nannte, wenn diese nicht die Mutter, die Schwester oder des Vaters Schwester waren. Es finden sich unter den Schriften des heiligen Johann Chrysostomus zwei Abhandlungen über die Gefahren dieses Zusammenlebens, das unter Innocens III. (1139) von der allgemeinen Lateranversammlung unwiderruflich aufgehoben wurde.

Diese Gesellschaften der ersten Gläubigen, deren Zweck war, die evangelischen Lehren gemeinschaftlich zu üben, können als der Ursprung und das Vorbild des Klosterlebens betrachtet werden. Man hatte noch keine bestimmten Regeln oder Gesetze; aber man hatte ein lebendiges Gesetz vor Augen, dem Alle sich nachzubilden strebten, das Leben Jesu und seiner Apostel, die Vielen persönlich bekannt waren; man

hatte das Evangelium, das zwar der Egoismus und die Leidenschaften verschmähten, aber das man noch nicht zu interpretiren suchte. Es war noch kein Superior eingesetzt; aber wäre auch da ein Superior nöthig gewesen, wo nur ein Herz, eine Seele, ein Geist war? Man verband sich nicht durch feierliche Gelübde; aber diese waren ja unnöthig, wo an eine Sinnesänderung nicht zu denken war.

Dieser Zustand einer eifrigen Pflichtübung und heiligen Freiheit war für die große Anzahl derjenigen, die sich täglich Christo zuwendeten, und die gleichwohl, um ihm zu dienen, ein weniger gefährdetes Leben, als das gewöhnliche, bedurften, zu vollkommen; auch änderte er sich allmählig, je nachdem das Christenthum sich mehr auf der Erde verbreitete und in seinen Schooß so viele Völker aufnahm, deren verschiedene Ideen, Gebräuche und Bedürfnisse neue Umgestaltungen der christlichen Einrichtungen erheischten. Die erste dieser veränderten Einrichtungen war die soeben angeführte Trennung der Männer von den Frauen. Aber schon frühzeitig sahe man solcher Gott geweihter Jungfrauen, von denen Fleury berichtet, daß sie zum größten Theile bei ihren Eltern wohnten, oder zwei bis drei zusammenlebten und deren einziger Ausgang in die Kirche war, wo sie ihre von den übrigen Frauen gesonderten Plätze hatten. Sie weihten sich ein durch Annahme des Schleiers oder des bräunen Gewandes, das sie von den weniger gesondert lebenden religiösen Jungfrauen unterschied. Sie nahmen freiwillig oder bekamen auch von ihren Eltern dieses schlechte und bescheidene Gewand; andere erhielten den Schleier durch eine heilige Weihe aus der Hand des Bischofs an irgend einem wichtigen Feste in Gegenwart des gesammten Volkes, während das Hochamt gehalten wurde. Eine von diesen war Demetriade, an welche Hieronymus schrieb: „Ich weiß, daß Dein Haupt durch die Weihe des Bischofs mit dem jungfräulichen Schleier bedeckt worden ist.“ Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß der Schleier der übrigen Jungfrauen nicht heilig und daß er nicht ein untrügliches Zeichen des abgelegten Gelübdes gewesen wäre. Tertullian nennt diejenigen Gottlose, die diesen symbolischen Schleier hinwegnahmen.

Die vom Bischofe geweihten Jungfrauen durften während der großen Messe die Epistel absingen, eine Verrichtung, die keine kirchliche Ordination voraussetzt. Nach einer im fünften Bande der Histoire de l'académie des inscriptions enthaltenen Bemerkung war die Annahme des Schleiers nie von der Ablegung des Gelübdes gesondert, und nur in dem Momente, wo eine Jungfrau ihr Gelübde aussprach, wurde sie mit dem Schleier bekleidet. Dieser Gebrauch aber schrieb sich aus dem Alterthume her, und schon in den frühesten Zeiten nahmen Jungfrauen den Schleier: schon damals gab es also wahre Nonnen; eben so gab es Klöster. „Diese Stille, sagt Thomassin, diese Kasteiungen, diese stete Andacht zum Gebete und zum Lesen der heiligen Schriften lassen uns glauben, daß, bevor noch die Klöster von den Wohnhäusern getrennt waren, es schon eben so viele Klöster als Wohnhäuser gab, wo jene heiligen Jung-

frauen inmitten der Städte und selbst in Rom lebten.“ „Asell hat sich in dieser geräuschvollen Stadt die Einsamkeit der Mönche bereitet“, ruft der heilige Hieronymus aus; und Pallades, der die Bedeutung dieses Wortes einsah, nennt Kloster den Ort, wo er uns versichert, die heilige Jungfrau, deren Ruhm dieser große Doktor an Marcellus schreibt, ergrauen gesehen zu haben. Man muß daher offen gestehen, erklärt sich der gelehrte Thomassin, daß die Ablegung des Gelübdes bei den Witwen und Jungfrauen viel älter ist, als bei den Mönchen. Wenigstens ist gewiß, daß es zu Rom zuerst die Frauen waren, die sich dem geistlichen Stande weihten.

Man hat geschrieen: „Wozu nützen Mönche und Nonnen?“ — Das heißt so viel als: wozu nützen die Fortschritte in der Moral? wozu nützt es, sich dem reinen und sündenfreien Urzustande der Menschheit zu nähern? wozu nützt es, dem durch den Sündenfall erbleichten Ebenbilde Gottes seinen Glanz wiederzugeben? wozu nützen uns alle Gebete? wozu nützt das gute Beispiel, das die Seelen von dem irdischen Truge losmacht, sie zum Himmel und zu Gott wendet?“ „Das ist Sache der Märtyrer!“ — Aber der Märtyrer ist hier nicht weniger Märtyrer, als auf der Folterbank: auch hier leidet der Körper, die Seele aber strahlt durch die finstere Wolke, welche der Schmerz zerreißt und zerstreuet. Aufopferung der Güter, der Freuden, der Liebe, des Lebens selbst findet sich auch hier. „Das geziemt Aposteln, Verkündigern des Evangeliums!“ — Ist aber nicht das Beispiel die kräftigste Predigt? Es belehrt weit überzeugender, als das bloße Wort! Diese heiligen Männer waren nöthig, um der verderbten Menschheit zu zeigen, daß die Pflichten des Christenthums nichts weniger als drückend seien, weil sie ja freiwillig und mit Begeisterung sich selbst noch diesen strengen Bußübungen unterzogen. Welch ein seltsamer Anblick mögen diese Anachoreten und die sich ihnen anschließenden heiligen Jungfrauen gewesen sein unter der Herrschaft des Stolzes und des Verfalls! Welch Erstaunen! welche Unruhe, welcher Schrecken, welche Bewunderung und Begeisterung! Sie wurden dauerndes Vorbild, in ihrem Lebenswandel sah man die Vorschriften des Evangeliums verwirklicht. Sie waren gleichsam der Fels, auf dem das Christenthum sich feststützen konnte. Man wußte nun wahres Christenthum wieder zu finden, es war in der Wüste, hier wurde es geschützt vor Verfälschung, fortgepflanzt durch das Beispiel.

Die Welt mußte wohl diese strenge Tugendübung für etwas Göttliches halten, ihre heilsamen Folgen zeigten sich bald. Man sah das Laster vernichtet, die Leidenschaften unterdrückt, die Schwächen bekämpft, den schwankenden und bestechlichen Willen fest und unerschütterlich geworden, dunkle und unrichtige Begriffe aufgeklärt und berichtigt, thatlose Gleichgültigkeit zu kraftvoller Begeisterung für die Wahrheit erhoben. Die Natur zeigte den Menschen das Buch des Himmels, das Christenthum ihnen das Buch der Seele, die Kirche lehrte sie in beiden lesen.

Was aber überall Erstaunen und Bewunderung erregte, war der Le-

benswandel der Jungfrauen. „Eine Jungfrau, ſagt der heilige Johannes Chryſoſtomus, iſt ein Bild der Weisheit; wenn ein Engel vom Himmel herabſtiege, wenn ein Cherub auf der Erde erſchiene, würde er die Blicke der Menſchen auf ſich ziehen. Ebenſo werden aber Alle, welche eine unſerer Jungfrauen ſehen, von Bewunderung ihrer Heiligkeit durchdrungen. Wenn ſie einhergeht, bekümmert ſie die Außenwelt nicht; ſetzt ſie ſich an die Kirche, ſo geſchieht dies im tiefſten Schweigen; ihr Auge bemerkt keinen der Vorübergehenden, weder Mann noch Frau, ſie ſieht nur ihren Gatten, er allein iſt ihr gegenwärtig, er allein iſt ſchön für ſie, ſie ſpricht mit ihm beim Nachhauſegehen; man hört nur ihr Gebet oder die Worte der heiligen Schrift. Zu Hauſe denkt ſie nur an den, welchen ſie liebt und nach welchem ſie ſich ſehnt; ſie iſt wie auf einer Wanderſchaft oder in einer fremden Welt; Alles, was ſie thut, thut ſie ſo, als ob die Gegenwart ſie durchaus nicht bekümmere, und ſie fliehet nicht nur die Blicke der Männer, ſondern auch die Geſellſchaft der weltlichen Frauen; ſie vergönnt ihrem Körper nur das Nothwendige, und verwendet alle Sorgfalt auf das Heil ihrer Seele. Wer würde es nicht bewundern, in der Natur eines Weibes ein ſo göttliches Leben zu finden? Welcher Mann würde es wagen, ſich ihr zu nähern, oder dieſe zarten Seelen zu verletzen? Alle werden ſich entfernen, denn ſie ſtaunen ſie an wie das im Feuer glänzende Gold. Das Gold glänzt von Natur, aber in den Flammen ſtrahlt es noch weit heller. Wenn in einer Seele das Feuer der Heiligkeit leuchtet, ſo werden nicht Menſchen mehr, ſondern Engel von dem Anblicke entzückt und bezaubert... Die Jungfrauſchaft iſt ein Kampf der menſchlichen Natur mit der Natur der Engel. Die Engel kennen weder Männer noch Weiber, die Jungfrauen ebenfalls nicht; die Engel ſind immer und ganz dem Dienſte des Herrn geweihet, die Jungfrauen ebenfalls. Die Jungfrauen können zwar nicht wie jene in den Himmel ſteigen, wegen der Körpermaſſe, die ſie zurückhält, ſie haben aber doch durch die körperliche und geiſtige Heiligung den Troſt erlangt, daß Gott vom Himmel zu ihnen herabkommen werde. O wie groß iſt der Ruhm der Jungfrauſchaft, ſie macht die in einen ſterblichen Körper eingeſchloſſenen Erdenbewohner zu Nebenbuhlern der Engel!

Man ſieht alſo, daß das Chriſtenthum ſeit ſeinem Hervortreten die Frauen mit einer ſtrahlenden Heiligenkrone geſchmückt habe. Indem es diejenigen, welche ſich dem Herrn weiheten, heiligte, indem es ihnen ihre erſte Würde wieder ertheilte und ihre Rechte ihnen offenbarte, heiligte es auch alle übrigen; es gab allen ihre Würde wieder und offenbarte allen daſſelbe. Dieſe Offenbarung würde aber nicht verſtanden worden ſein, wenn ſie nicht durch die That beſtätigt worden wäre, wenn nicht aus der Maſſe einige Seelen gewählt worden wären, damit ſie der Welt die Würde der Frauen zeigten; welcher Tugenden ſie Gott fähig gemacht, welches Loos ihnen die Kirche beſtimmt habe; was die Frau im Stande der Unſchuld geweſen und was ſie einſt in ihrem Glanze ſein werde.

Unter dieſen auserwählten Seelen iſt ohne Zweifel eine der berühmteſten

eine junge Aegyptierin, eine Zeitgenossin des heiligen Antonius, die man auch für die Stifterin der Nonnenorden hält, weil sie zuerst einen Verein junger Witwen und Jungfrauen begründete, die sich in der Einsamkeit oder selbst in einer Wüste eifrig mit den Lehren des Evangeliums beschäftigten. Die heilige Syncletika begründete nichts durch das Wort, sondern durch das Beispiel. Als Kind nach Alexandrien gebracht, blieb sie daselbst unter Aufsicht ihrer Eltern, so lange diese lebten. Nach deren Tode aber vertheilte sie ihr Eigenthum an die Armen und zog sich mit ihrer jüngern blinden Schwester in ein Grabmal zurück, worin sie von nun an wohnte. (Es ist bekannt, daß die Grabmäler in Aegypten einzelne Cellen enthalten.) Hier übte sie eifrig jede Tugend und bald wurde sie durch ihre Erniedrigung, Entsagung und ihre Herzensgüte so berühmt, daß mehrere Witwen und Jungfrauen zu ihr kamen und sie ersuchten, sie auf ihrem rauhen Lebenspfade zu leiten. Die Heilige weigerte sich Anfangs, konnte aber nicht lange diesen von Gott ihr bestimmten Beruf von sich ablehnen. Während nun Antonius die Einsiedler zu Klostermönchen bildete, ihnen eine gemeinschaftliche Lebensregel vorschrieb und strengen Gehorsam auferlegte, bildete auch Syncletika die heiligen Jungfrauen zu Nonnen, schrieb ihnen ebenfalls eine bestimmte Lebensweise und Kleidung vor und unterwarf diesen Verein, wo bisher jede ihre Freiheit beibehalten zu haben schien, einer gesetzlichen Ordnung. In den letzten Lebensjahren wurde dieses bewundernswürdige Mädchen noch von großen Leiden heimgesucht: ein schreckliches krebsartiges Geschwür im Angesichte verzehrte sie fast beim Leben. Sie ertrug die schrecklichen Schmerzen, wie einst Hiob, mit der größten Geduld und Ergebung in ihr Schicksal. Endlich befreiete sie Gott von ihren Qualen durch den Tod; sie starb gegen Ende des dritten Jahrhunderts, und zwar an dem Tage und zu der Stunde, die sie vorausgesagt hatte.

Diese Zeitbestimmung beweist, daß die Nonnenorden nur kurze Zeit nach den Mönchsorden entstanden, da Antonius, der Stifter der Mönchsorden, in demselben Jahrhunderte lebte. Dieser Priester hatte eine Schwester, welche er ebenfalls in ein Nonnenkloster that; dieselbe kann jedoch nicht als Stifterin betrachtet werden, weil sich ihr Haus nicht von den übrigen nur zur gemeinschaftlichen Wohnung von Jungfrauen eingerichteten Häusern unterschieden zu haben scheint, und sie ihnen weder besondere Ordensregeln gegeben, noch selbst einen Vorrang vor den übrigen behauptet hat.

Nach Theodoret entstand etwas später ein Kloster in Syrien, welches mehr Aehnlichkeit mit dem von der Syncletika gestifteten hat, weil die Vorsteherinnen zwei heilige Jungfrauen waren, welche, in große Schleier gehüllt, an den Füßen, an den Händen und um den Körper schwere Ketten trugen, und sich so zurückgezogen hielten, daß sie mit ihren Schwestern nur durch ein geöffnetes Fenster sprachen. Bald vermehrte sich die Zahl der Klöster, und als der heilige Pachomius alle die einzelnen Klöster, welche Antonius gegründet hatte, unter einen Vorgesetzten stellte, so wie Antonius früher die zerstreuten Einsiedler in ein Kloster, dessen Patron der heilige

Paulus war, vereinigte, ſo that die Schweſter des Pachomius daſſelbe mit den Nonnen und wurde Vorſteherin zweier Klöſter. Der Orden war nun begründet, er vergrößerte ſich ſchnell und ſeine Dauer bewies, auf wie feſtem Grunde er errichtet war. Im ganzen Oriente, auf dem Berge Libanon, in Armenien und bei den Kopten finden ſich noch Ueberreſte davon.

Dieſe erſten Klöſter hatten keine geſchriebenen Ordensregeln; die mündliche Ueberlieferung der von ihren Stiftern getroffenen Verfügungen war ihr einziges Geſetz; Mönche und Nonnen nahmen im Orient den Ordensnamen des heiligen Antonius an und nannten auch ſo die von ihnen beobachteten Ordensregeln. Caſſian verſichert, es habe ſo viel Ordensregeln als Klöſter gegeben, jedoch dienten ihnen die Einſiedlermönche von der Regel des heiligen Baſilius in allen ihren Vorſchriften zum Muſter, ſo daß die von dieſem Weiſen gegebenen Verordnungen bald in dem von Antonius geſtifteten Orden angenommen wurden.

Beide Orden hatten als Grundregel angenommen, was ihnen die mündliche Ueberlieferung vom heiligen Paulus, vom heiligen Antonius und vom heiligen Pachomius erhalten hatte; beide hatten die nach dieſer Ueberlieferung von dem großen Erzbiſchofe von Cäſarea abgefaßte Ordensregel; er wird mit Recht der Patriarch der Mönche des Orients genannt, weil er durch die Verpflichtung zu Klöſtergelübden dem Orden eine geſetzlich begründete Verfaſſung gab.

Drei Frauen übrigens trugen dazu bei, den Baſilius zu einem großen Heiligen zu machen. Nämlich die heilige Makrina, ſeine Großmutter, Schülerin des heiligen Gregorius Thaumaturgus, hielt ihn von den früheſten Jahren zur Verehrung der reinen chriſtlichen Lehre an; die heilige Eumelia, ſeine Mutter, deren Bitten die Geneſung ihres gefährlich kranken Kindes von dem Herrn erfleht hatten, und die heilige Makrina, ſeine Schweſter, welche ihn zu bereden wußte, ſich von allen weltlichen Beſchäftigungen zurückzuziehen und ſich ganz dem Studium der Weltweisheit zu widmen. Makrina wurde mit einer beſondern Sorgfalt von der Eumelie erzogen, deren älteſte Tochter ſie war, und auch der andere Bruder, der heilige Gregorius von Nyſſa, verdankt ſeine große Heiligkeit der von ſeiner Mutter genoſſenen Erziehung.

Seit dem zwölften Jahre mit einem jungen Manne verlobt, den Gott vor der Heirath noch von dieſer Welt nahm, betrachtete ſich Makrina als Witwe und verpflichtet, unverheirathet zu bleiben. Sie unterzog ſich im Hauſe ihrer Mutter den niedrigſten Arbeiten, beredete ſie aber endlich, aus ihrem in Ibora am Ufer des Iris gelegenen Hauſe ein Nonnenkloſter zu bilden, wovon ſie nach dem Tode der Eumelia Vorſteherin wurde (375). Dieſe Nonnen befleißigten ſich ſo ſehr der Selbſterniedrigung und Armuth, daß ſie ihren größten Ruhm darein ſetzten, von Niemand gekannt zu werden und nichts zu beſitzen. Makrina war ihnen darin mit ihrem Beiſpiele vorangegangen: nachdem ſie ihr Erbe unter die Armen vertheilt hatte, beharrte ſie bei der Entſagung jedes Eigenthums ſo ſtandhaft, daß man bei ihrem Tode, der am 19. Juli 379 erfolgte, nur einen Schleier,

einen Mantel, alte Schuhe, zwei Haargürtel, ein eisernes Kreuz und einen eisernen Ring, in welchem ein Stück von dem Kreuze Christi eingefaßt war, vorfand.

Der heilige Basilius hatte sich nach der Rückkehr von seiner langen Reise durch Aegypten und Palästina, woselbst er die Mönche besucht hatte, auch nach Ibora in die Einsamkeit zurückgezogen, um sich ganz seinen religiösen Forschungen zu widmen.

Er war Vorsteher bei dem von der heiligen Makrina geleiteten Vereine und schrieb diesem, wie auch den übrigen von ihm begründeten Klöstern bestimmte Ordensregeln vor. Nach seinem „Weg der Buße“ führten alle diese Nonnen den Namen Kanonissinnen. Fast in den meisten Städten des Orients war ein Kloster, sie wurden späterhin mit in die Kirchenspaltung und Ketzerei verwickelt.

Der heilige Basilius unterwarf zuerst die Mönche und Nonnen einer gesetzlich bestimmten Lebensweise. Es findet sich unter seinen Schriften über das Klosterleben eine „Sammlung von Bemerkungen über die zu befördernde Gleichförmigkeit des äußerlichen Klosterlebens.“

In dieser Hinsicht von der lateinischen Kirche verschieden, welche mehrere verschiedene Orden mit besondern Einrichtungen und Begründern zählt, verehrt die griechische Kirche den heiligen Basilius als Abt (Abbas, Vater) aller geistlichen Orden. Der von ihm selbst gestiftete Orden blühete besonders in dieser Kirche und vorzüglich in der neuern Zeit. Die griechischen Mönche bewohnen den Berg Athos und verrichten fast in allen Kirchen des Orients Kirchendienste; solche Mönchspriester nennt man Jeromonaken. Die griechischen Nonnen leben entweder in Klöstern oder getrennt, und sind immer einer einzigen Priorin unterworfen.

Erst im vierten Jahrhunderte und noch später wurden von ausgewanderten griechischen Mönchen in Italien, Sizilien und Spanien mehrere Stiftungen begründet, welche jedoch später den Benediktinern zufielen, die von ihnen auch besonders den wissenschaftlichen Charakter annahmen. Im Abendlande wurde der Orden gegen das Jahr 1057 fest begründet, erhielt im Jahre 1579 durch Gregor XIII., der die einzelnen Orden in Italien, Spanien und Sizilien alle vereinigte, eine Reform und als Hauptsitz des Ordens das Kloster San Salvatore di Messina in Sizilien; als Ordensregel behielt er die von seinem Stifter gegebenen und von einem Ordensmitgliede, dem Kardinale Bessarion, in einem Auszuge zusammengefaßten Gesetze.

In einiger Beziehung mit dem Orden des heiligen Basilius steht ein gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts vom heiligen Alexander und heiligen Marcell gestifteter Orden, dessen Zweck ein zu Ehren Christi ununterbrochen fortgesetzter Psalmengesang war. Die Mönche waren in drei Chöre getheilt und lösten sich gegenseitig von dem nie unterbrochenen Gesange ab. Diese Mönche nannten sich Acömeten (ἀκοίμητοι), die nie Schlafenden; man nannte sie auch Studiten, von Studius, der einen ähnlichen Orden stiftete. Es erhielt sich eins von diesen Klöstern zu Konstantinopel bis auf die Zeiten Muhameds II.

Das Christenthum hat bewiesen, wie es das Innere des Menschen durchdrungen und die Geheimnisse des Herzens erforscht habe; es begeisterte zu Gebet und Gesang, erhob die Seele zu Gott durch Dich, Musik, wunderbare, himmlische Kraft, Wiederhall des menschlichen Herzens, die Du die Saiten des Herzens rührest, die Du uns über das Irdische erhebst und mit unwiderstehlicher Macht Dir nachziehest! — Die Kirche beförderte die Musik, um durch die harmonischen Akkorde das Gebet zu Gott zu begeistern. In der Nacht besonders, wenn ringsum tiefe Stille herrscht, wenn die Finsterniß einen heiligen Schauer erregt, wirken die Klänge der Musik mit erhebender Macht; es werden deshalb auch in den meisten Klöstern zu dieser Zeit die Mönche und Nonnen zu Psalmgesängen versammelt.

Die Acömeten trugen ein einfaches grünes Kleid, das auf der Brust mit einem doppelten rothen Kreuze gezeichnet war. In früherer Zeit hatte die heilige Syncletika ihren Schwestern ein ärmliches, grobes Kleid gegeben, und ihnen anempfohlen, ihren Geist mit aller Pracht zu schmücken und ihr Herz immer mehr mit Tugendschätzen zu bereichern. „Wozu ist es nöthig, sagte der heilige Chrysostomus zu den Nonnen seiner Zeit, daß ihr euch mit schönen Kleidern schmückt, ihr, die der Glanz der Heiligkeit schmückt? Nicht zum Schmucke, sondern zu Bedeckung des Körpers gab Gott dem Adam und seinem Weibe Kleider von Thierfellen; er hätte ihnen ja prachtvolle Kleider geben können, aber er wollte ihnen dadurch zeigen, daß im irdischen Leben der Mensch nicht glückselig werden solle, daß er mit Noth und Leiden hier kämpfen müsse.“ Die Schwestern der Syncletika durften ihre Augen nur zu Gott im Gebete erheben, ihre Haare waren kurz verschnitten, eine wollene Kopfbinde begränzte die Stirn, das Kleid schleppte und die Aermel ließen nur die Fingerspitzen sehen, der Stoff des Kleides war einfach, die Farbe blaßroth.

In Griechenland trugen die Nonnen zu damaliger Zeit einen weißen Schleier, einen schwarzen Mantel und ein langes, schwarzes Oberkleid, das um den Leib mit einem Gürtel zusammengeschnürt war, weiße Schuhe, deren glänzende Farbe mit dem schwarzen Faltenwurfe des Kleides grell contrastirte. So berichtet uns der heilige Johannes Chrysostomus.

In Syrien trugen die Nonnen, deren Hauptbeschäftigung es war, in Psalmgesängen Gott zu preisen und für die Armen zu stricken, Kleider von Ziegenhaaren. Die auf dem Berge Libanon jetzt noch wohnenden Nonnen gehen barfuß, tragen ein Unterkleid von brauner Sarsche, mit einem Gürtel von schwarzem Leder und ein aschgraues Oberkleid von Ziegenhaaren. — Die armenischen Nonnen, die sehr strenge Ordensregeln übrigens haben, tragen dieselbe Kleidung wie die Mönche.

Vielleicht täuscht mich eine fromme Begeisterung, aber mir scheint in dieser Trauer, in dieser einfachen, rauhen Bekleidung etwas Tiefes, Anziehendes zu liegen. Ich liebe die von der Syncletika vorgeschriebene Tracht; ist nicht die blaßrothe Farbe, die Farbe einer verrockneten Rose, ein trauriges Sinnbild des verschmachtenden Leidenden? Erinnert nicht dies Sinnbild

an das verlorene Paradies? Flößt es der Seele nicht den Trost ein, daß, wie im Frühlinge die erwachende Natur hier alles Erstorbene neu belebt, auch wir in jenem ewigen Frühlinge ein neues Leben beginnen werden?

II.

Während in Asien der heilige Basilius dem Klosterleben eine neue Gestalt gab, begründete, von den Arianern verfolgt, der heilige Athanasius dasselbe im Abendlande, und begeisterte seine frommen Anhänger durch die Erzählungen vom heiligen Antonius und den ägyptischen Mönchen zu strenger Nacheiferung. Während seines Aufenthaltes in Aquileja wurde unter Leitung dieses Patriarchen ein Kloster gestiftet und fast zu derselben Zeit auch vom heiligen Eusebius von Vercelli, der vom Orient zurückgekehrt war, in der Episcopalstadt eins begründet. Auch Rom folgte bald nach. In dem zu Aquileja errichteten Kloster war besonders der heilige Hieronymus eifrig thätig, und erwarb sich durch einen tugendhaften Wandel allgemeine Verehrung.

Nach dieser Zeit erwähnt die Geschichte keine Nonnenstiftungen mehr in Italien: man sieht aus den Briefen des Hieronymus, daß die römischen Frauen Marcella und Asella, ihre Schwester, Albina, ihre Mutter, ferner die berühmte Melania, Marcellina, Felicitas, Fabiola, Laeta und Paulina mit ihren Töchtern, zurückgezogen und mitten in Rom wie in einer Einöde lebten; aber es wird nicht erwähnt, daß sie einen Verein gebildet, eine Vorsteherin und geheiligte Ordensregeln gehabt hätten. Außerdem weiheten sich, wie wir schon erwähnt haben, seit längerer Zeit mehrere Nonnen des Auslandes in der Einsamkeit einer steten eifrigen Tugendübung. Die Erzählungen des heiligen Athanasius erhöheten ihren Eifer so, daß sie voller Begeisterung nach dem Lande jener heiligen Einsiedler wanderten, um ihre Wunder nachahmen zu können. So folgte die heilige Paulina dem Hieronymus nach Bethlehem, ließ ihm hier ein Kloster erbauen und gründete neben diesem nach seiner Vorschrift noch ein unter ihrer Leitung fortbestehendes.

Einige Jahre nach der Stiftung der ältesten Abtei in Frankreich, Marmoutiers, durch den heiligen Martin (349—400) kam Cassian der Scythe nach Marseille, um ein Mönchs- und Nonnenkloster zu stiften. Der heilige Honoratus hatte schon das auf den Lerinen gestiftet, welches bald mehrere unter seiner Aufsicht stehende Nonnenvereine zählte.

Der heilige Augustin erzählt, daß seine verwitwete Schwester einem Nonnenkloster, welches er unweit Tagaste begründet, vorgestanden habe, daß aber nach dem Tode dieser ersten Aebtissin ein Zwiespalt entstanden sei, welcher jedoch durch die berühmten Briefe des jüngern Monikus, welche später als Norm für das ganze Klosterleben aufgestellt wurden, beschwichtigt worden sei. Dieser Mann wurde auch mit Recht als Begründer des Klosterlebens in Afrika angesehen. In den eben erwähnten Briefen ermahnt er die Nonnen zur Eintracht, zur Ordnungsliebe, zu Gebet und Andachtsübungen,

zum Faſten, zur Armuth und empfahl ihnen pünktlichen Gehorſam gegen die Aebtiſſin und den Prieſter; er forderte Beſcheidenheit und Demuth, verbot ihnen ſogar, ſich gegenſeitig ſcharf anzuſehen, weil er es als einen Verſtoß gegen die Schamhaftigkeit anſah. Der heilige Auguſtin wußte wohl, wie ſehr die Augen oft Begierden erregen, die nur zu ſchnell entbrennen.

Funfzig Jahre nach dem Tode des Auguſtin trat Benedikt auf und wurde für das Abendland, was für das Morgenland der heilige Baſilius geweſen war, deſſen Söhne die dem Götzendienſte noch ergebenen Völker erlöſen und die durch Ketzerei von der Kirche abgefallenen Provinzen wieder gewinnen ſollten. Der heilige Antonius, der heilige Baſilius, der heilige Auguſtin, die Lehrer der Menſchen, hatten jeder zur Gehülfin eine Schweſter gehabt, auch Benedict hatte die ſeinige, die heilige Scholaſtika (welche der heilige Gregorius Sanctimonialis nennt), die, während ihr Bruder auf dem Berge Caſſin ſein Kloſter begründete, zu Piombarole ein Nonnenkloſter ſtiftete. Die Nonnen übrigens blieben noch lange Zeit mit der in den Klöſtern beobachteten Ordnung unbekannt und waren weder durch Ort noch Zeit gebunden; ſie lebten meiſtens in ihren eigenen Häuſern und gingen aus, wann es ihnen beliebte; einige allerdings lebten in Klöſtern, aber ohne ſtrenge Beſchränkung; nur wenige waren in Häuſern eingeſchloſſen, deren Thüren vermauert waren.

Im Laufe des ſechzehnten Jahrhunderts waren in Europa mehrere Orden entſtanden, die aber nach und nach faſt alle mit den vom Patriarchen der abendländiſchen Mönche geſtifteten verſchmolzen. Die Nonnen, welche verſchiedenen Ordensregeln unterworfen waren, betrachteten ſich damals, entfernt von aller Eiferſucht, als Glieder eines Körpers und ſchienen alle nur ein Ganzes zu bilden; auch konnten ſie leicht von einem Kloſter zum andern übergehen. Unter dieſen Orden iſt beſonders der des heiligen Cäſario zu bemerken; Cäſario, als Mönch zum Biſchof von Arles gewählt, begründete in dieſer Stadt einen Nonnenorden, deſſen erſte Aebtiſſin ſeine Schweſter, die heilige Cäſaria war. Die Nonnen durften nie ausgehen; ihre Kleidung war weiß, ihr Kopfputz durfte nie die beſtimmte Höhe überſteigen, einige lagen den Wiſſenſchaften ob, andere ſchrieben die heiligen Bücher ab, andere beſchäftigten ſich mit weiblichen Arbeiten. Nach dem Tode der heiligen Cäſaria trat eine andere Cäſaria an ihre Stelle; die Zahl der ihr untergebenen Nonnen belief ſich auf zweihundert. Ihre Ordensregeln wurden im Kloſter zum heiligen Kreuze in Poitiers, welches die heilige Radegunde, Gemahlin des Königs Childebert, im Jahre 544 hatte bauen laſſen, angenommen; auch benutzte ſie der heilige Donatus, als er den Nonnen zu Beſançon eine beſtimmte Ordensregel ertheilte.

Von Afrika aus wurden auch in Spanien die erſten klöſterlichen Stiftungen begründet. Die heilige Florentine, Schweſter des heiligen Leander, Biſchofs von Sevilla, erhielt von dieſem die den ihr nachgefolgten Nonnen aufzulegenden Gelübde beſtimmt: ſtets im Kloſter als einem Aſyl der Keuſchheit zu leben, ihre ganze Zeit auf Ge-

bet und Lesen in der heiligen Schrift zu verwenden und kein Eigenthum zu besitzen. Der heilige Fructuosus, Erzbischof von Bragne (665), verfaßte auch, als er die Abtei von Nona, deren Vorsteherin die heilige Benedictine war, gestiftet hatte, besondere Ordensregeln für diese Nonnen.

Im Verlaufe der Zeit waren auf der Halbinsel, unter dem Namen Klöster, Vereine entstanden, wo ganze Familien, Männer, Frauen, Kinder und Gesinde unter einem übrigens ganz machtlosen Vorsteher zusammen lebten; es war dies eine Betrügerei, durch welche man sich den an den Staat zu entrichtenden Abgaben entziehen wollte. Um diesem Unfuge zu steuern, verbot der heilige Fructuosus aufs strengste, fernerhin ein Kloster zu erbauen, ohne vorher vom Bischof, nach Angabe der zu bestimmenden Ordensregeln und Lebensweise, die Bewilligung dazu erlangt zu haben, und verordnete, daß, wenn verheirathete Männer mit ihren Kindern sich meldeten, die Männer und Söhne in ein Mönchskloster, die Frauen und Töchter aber in ein Nonnenkloster gebracht werden sollten. Wirklich, die gesetzliche Ordnung ist, wie Alles, was sich über Irrthum und Rohheit erhebt, ein langer Kampf gegen Mißbräuche und Laster, und wahrlich, die Sage von den Schlangen und der Wiege des Herkules ist keine eitle Fabel.

Zu dieser Zeit fielen die Barbaren in Europa ein. In dieser allgemeinen Verheerung und Verwüstung fand das Christenthum in den Mauern der Klöster eine sichere Schutzwehr; Religion und Wissenschaft fanden hier ein sicheres Asyl und waren geschützt gegen jeden Angriff der Eroberer und den außen tobenden Sturm. Oft zwar erbrachen die wilden Horden das Thor der Klöster, um zu plündern und ihre Raubgier zu sättigen; immer aber behaupteten sich doch die Klöster und ersetzten bald den erlittenen Verlust. Bisweilen hielt auch jene Horden eine Scheu vor dem unsichtbaren Gotte zurück, dem Beschützer dieser friedlichen Wohnungen, in denen man den blutigen Kampf, die Raubgier und die zügellose Rohheit verabscheuete. Am äußersten Ende von Europa schien eine Insel, vor dem Sturme durch ihre Entfernung gesichert, vorzüglich zu einer Freistätte für das Christenthum bestimmt. Das alte Erin wurde die „Insel der Heiligen". Die im Nordwesten und Südwesten wohnenden Barbaren konnten dem so wohlthätig sich äußernden Christenthume nicht widerstehen. Bei mehrern Eroberungen schickte diese Insel, welche England oft die Insel der Märtyrer nannte, Glaubensboten aus, die überall das Christenthum predigten und Klöster gründeten. Einer von diesen war der heilige Columban; er trat mit noch zwölf Missionären seine Reise an und begründete in Frankreich, in der Schweiz und in Italien das klösterliche Leben.

Zu derselben Zeit waren die Ordensregeln des heiligen Benedikt schon seit einem Jahrhunderte jenseits der Alpen bekannt. England wurde durch Benediktinermönche wieder zum Christenthume, was bei der Eroberung durch die Sachsen von diesen unterdrückt worden war, zurückgeführt. Die Nonnenorden vermehrten sich seit dieser Zeit ungemein und ermunterten durch

ihr Beispiel zur Tugend und Frömmigkeit. Es ist bekannt, wie alle diese Klöster ein ketzerischer Fürst im sechzehnten Jahrhunderte zerstörte und sich zu bereichern glaubte durch die Beute, die keinen Segen bringt, weder in diesem, noch in jenem Leben; es ist bekannt, wie sich die Königin Marie vergebens bemühte, England der katholischen Kirche wieder zuzuführen und die Klöster, die so viele Jahrhunderte hindurch die Pfeiler der Kirche gewesen waren, wieder zu erheben. —

Wir übergehen hier die ersten Fortschritte des Benediktinerordens, den so wohlthätigen Schutz, welchen Gregor der Große ihm angedeihen ließ, wie auch die vom heiligen Benedikt von Aniano vorgenommene Reform, die Stiftung des Klosters Beaume (ein altes gallisches Wort, welches Felsen bedeutet), und der berühmten Abtei von Cluni, wo zuerst die Todtenfeier eingeführt wurde und von welcher auch ein Hauptzweig des jetzt weit ausgebreiteten Benediktinerordens seinen Namen erhielt; eben so würde eine genauere Beschreibung der Leistungen und Verdienste des Ordens um Ackerbau und Wissenschaft uns zu weit vom Ziele führen. Die Stiftungen zu Cluse, Cava, Hirsauge, Pulsano feiern den Namen Benedikts.

Die Mönchsorden, von der allgemeinen Begeisterung unterstützt, errichteten ihre Klöster mitten in der Finsterniß des Mittelalters. Die Stimme des Volkes begrüßte mit Beifall diese neuen Wohnstätten, in denen allgemeine Gleichheit herrschte, wo Feind und Freund sich versöhnt; wo Rang, Pracht und Macht verschwindet und der Mensch Mensch ist. Giebt es irgendwo eine vollkommnere Gleichheit als im Thale Josaphat? Wo könnte man sie fest und bleibend noch verwirklicht finden, als in den Klöstern, die man zerstört; hier und nirgends sonst ist sie möglich. Späterhin wurden mehrere Klöster für adelige Frauen bewahrt, was jedoch nur als Abweichung und Verstoß gegen das zum Grunde liegende Prinzip betrachtet werden kann.

Es war übrigens ein wunderbarer, herzergreifender Anblick, die sanftesten und besten Männer, die zartesten und schönsten Frauen sich allen weltlichen Freuden entziehen und der vom Herrn geforderten Buße entgegengehen zu sehen. Man setzte aber damals mehr Ruhm darin, als man jetzt durch die den Sinnen schmeichelnden Erfindungen erwirbt. Das Volk bewunderte diesen Heldenmuth, es wurde gerührt durch den Anblick dieser einfachen und rohen Kleidung und des ganzen Aeußern, durch diese magere und geringe Kost, durch den Kampf gegen die mächtigsten Triebe, durch die Entsagung des Schlafes, durch die enge und schmucklose Zelle, durch alle die freiwillig übernommenen Lasten. Es beurkundete diese Anerkennung der Verdienste einen sehr guten Volkscharakter. Was würde auch Verleumdung, Heuchelei und Lüge genutzt haben? Es kann wohl sein, daß in den Zeitaltern, welche man schwerer Verbrechen beschuldigt, wie man es gegen das jetzige thun könnte, die Männerherzen feuriger und stürmischer schlagen mochten.

Gegen das Jahr 1028 wurde in Anjou das Kloster zu Notre-Dame de Ronceray für Nonnen aus dem Benediktinerorden errichtet. Diese Frauen

haben als Gesetz ihren Willen, als Ordensregel das Gelübde, welches sie bindet, und mehrere Jahrhunderte hindurch konnte man sie dennoch keines Fehltrittes überführen, es erhalten sich sogar die Ceremonien bei ihnen weit vollständiger, als anderswo. Ihre Kirche behielt bis zuletzt den alten Gebrauch der Einsegnung und Einweihung der Nonnen bei, der auch fast in allen europäischen Orden vor dem 13. Jahrhunderte eingeführt war. Die Trauung Christi mit seinen Gattinnen hatte damals einen feierlichen Charakter, den man jetzt nirgends mehr findet. Zu Notre-Dame de Nonceray legten die Novizen ihre Gelübde vor der Aebtissin im Chore der Abtei ab; die Handlung schloß die Einwilligung, die Verpflichtung und die Aufnahme mit in sich. Von der Trauung Folgendes: Die Braut war weiß gekleidet und beobachtet mit Bescheidenheit die bei so feierlichen Handlungen schickliche Würde. Die Aebtissin, von einigen alten Nonnen umgeben, betet in der Kirche, und der Bischof am Altare beginnt die heilige Messe. Nach dem Gradual ruft eine Stimme die Jungfrauen: „Weise Jungfrauen, bereitet eure Lampen; hier kommt der Gemahl, gehet ihm entgegen.“ Sie zünden darauf die Wachskerze an, welche sie in der Hand tragen, und nähern sich dem vor dem Altare sitzenden Bischofe, bleiben stehen und knieen nieder.

Darauf spricht dieselbe Stimme: „Anbetungswürdiger Vater, die Kirche, unsre Mutter, bittet dich, daß du diese Jungfrauen hier segnen und zu Gemahlinnen Jesu Christi weihen mögest.“

Der Bischof: „Sind sie dazu würdig?“

Die Stimme: „So viel die menschliche Schwachheit zu wissen gestattet, glaube und versichere ich, daß sie würdig sind, diesen Namen zu führen.“

Der Bischof: „Mit der Hülfe unseres Herrn wählen wir denn diese Jungfrauen, um sie zu weihen und sie zu Gattinnen Jesu Christi zu machen.“ Indem er sich an sie wendet, sagt er: „Kommt!“

Die Jungfrauen: „Wir kommen zu dir.“ Sie stehen auf, knieen aber einige Schritte weiter vor wieder nieder. Ist dies nicht die Schüchternheit des bangen Herzens?

Der Bischof, lauter: „Kommt!“

Die Jungfrauen: „Wir kommen zu dir von ganzem Herzen.“ Von ihrem ganzen Herzen! und doch hält sie immer ihre bange Scheu einige Schritte entfernt.

„Kommt!“ sagt nun der Bischof zum dritten Male und mit mehr Nachdruck; „kommt, meine Töchter, höret mich! ich will euch unterweisen in der Furcht des Herrn.“ Vertrauen und Liebe hegende Furcht, wie die Gattin vor der Kraft des Gatten hat.

Die Jungfrauen: „Wir kommen zu dir von ganzem Herzen. Wir fürchten dich, Herr, wir suchen dich, verwirf uns nicht, sondern handle mit uns nach deiner Sanftmuth und deiner großen Barmherzigkeit.“

Am Hochaltare angekommen, erheben sie ihre zitternde Stimme und singen: „Nimm mich auf, Herr, nach deinem Versprechen, damit mich niemals die Sünde beherrsche.“ Kein unstetes Glück, sondern die Tugend ist es, was sie fordern. Alsdann redet der Bischof zu ihnen, wiederholt ihnen ihre Pflichten und was die Würde

ihres neuen Standes fordert; fragt dann dreimal jede einzeln, ob ihr Gemahl auf sie bauen könne, ob sie den Eid der Treue und der Keuschheit halten wollen. Sie erklären, daß es ihr Wille sei und lobsingen dann dem, welchen sie lieben. Alsdann bringt man die schwarzen Trauerkleider herbei, welche sie während der strengen Witwenschaft tragen müssen, welche der Verbindung mit dem unveränderlichen Gemahle vorangeht. Wenn die Kleider geweiht worden sind, legen sie die Jungfrauen an und treten dann je zwei und zwei an den Altar und sagen der Wahrheit und ihrer Ueberzeugung getreu: „Ich habe die Herrschaft der Welt und die Freuden des Lebens verachtet und verschmähet, aus Liebe zu meinem Herrn Jesus Christus, den ich geschauet, den ich geliebt und an den ich geglaubt habe. Mein Herz hat das wichtige Wort gesprochen, ich biete meine Dienste dem Könige an, den ich geschauet, den ich geliebt und an den ich geglaubt habe.“

Dann heißt die [illegible] Nonnen, welche ihnen bei der ganzen Ceremonie wie Mütter gedient, oder vorangegangen sind, sie niederknieen. Der Bischof segnet sie dann, legt ihnen den schwarzen Schleier auf das Haupt und befestigt ihnen durch eine Krone; darauf segnet er sie noch einmal feierlich und setzt dann die Messe fort, wo sie aus seinen Händen das heilige Abendmahl genießen.

Gegen das Ende der Ceremonie kehren die bräutlichen Jungfrauen in ihre Stühle zurück; bevor sie jedoch der Priester vom Altarplatze entläßt, wendet er sich mit den Worten an die Aebtissin: „Bedenket, wie Ihr diese Gott geweiheten Jungfrauen bewahren sollet, um sie ihm einst ohne Fehl vorstellen zu können; bedenket, daß Ihr über sie Rechenschaft ablegen müßt vor dem Richterstuhle ihres Gatten, der ihr und Euer Richter sein soll.“

Dies waren die damals üblichen Ceremonieen. Das Fasten, der Haargürtel und die strenge Ordnung wirkten bald auf den Körper. Die Sinnlichkeit, das lebendige Wahrzeichen der Sklaverei des Weibes, war bekämpft und vernichtet; der Geist war frei, die Vernunft leitete ihn, das Gebet stärkte ihn, zog ihn gen Himmel. Und wiegt der Seelenfriede jene eitlen, vorübergehenden Genüsse nicht auf, die den daran gewöhnten Menschen auf immer fesseln? Quälen nicht die Sorgen des Ehestandes, die so oft getäuschten Hoffnungen und die harten Schläge des Schicksals das leidende Herz oft zu grausam? Auch im Mittelalter, wo man freilich besser als jetzt das Klosterleben beurtheilen konnte, hielt man diejenigen, welche in ein Kloster gingen, durchaus nicht für Opfer, sondern für die glücklichen Auserwählten, welchen Gott Kraft und Gelegenheit gegeben habe, sich ihm zu nähern und sich den thörichten Freuden und den Qualen derselben zu entziehen. Johann Franz Pic de Mirandola, Neffe des berühmten Doktors, schrieb seiner Schwester, als sie den Schleier genommen hatte, einen Brief, worin er ihr zu dem gethanen Schritte Glück wünschte. Man hört wohl nirgends eine Klage in einem Kloster, die Geschichte nur erwähnt die Klagen und Beschwerden des Zeitalters. Die immer wachsende Ketzerei griff die Klöster mit Wuth und

Bitterkeit an, sie rühmte sich, die Banden und Ketten gelöst und zersprengt zu haben, bemitleidete aber keineswegs die, welche sich freiwillig denselben unterworfen hatten. Die Philosophie selbst, welche sich des Mönchsstandes hätte annehmen können, zeigt kein Interesse. Ist es nicht schrecklich, daß Menschen gegen eine Anstalt wüthen, wo so viele ihrer Brüder und Schwestern den Frieden finden, den die Welt ihnen nicht geben kann? „Als die Stürme der Barba„renzeit sich gelegt hatten, wußte jene „Partei, die darin eine Fertigkeit be„sitzt, das menschliche Herz zu mar„tern, tausend andere Greuel anzu„richten, die uns in die Einsamkeit „verscheuchen mußten! Wie ist doch der „Mensch ein Spiel seiner Leidenschaf„ten und Begierden! Was waren jene „Gotteshäuser, in denen man einen „sichern Zufluchtsort fand und Schutz „gegen die Schläge des Schicksals und „die Stürme des eigenen Herzens?“ (Geist des Christenthums.) Und dies ist nur ein Nebenzweck, nur eine von den tausend Wohlthaten des Mönchsstandes. Freilich wird der Nutzen zu manchen Zeiten fühlbarer und deutlicher; für diejenigen, welche nur einigermaßen gebildet sind, gewährt aber das Klosterleben unverkennbaren Nutzen. Ich sehe hierin nur eine dargebotene Gelegenheit, nicht eine Bestimmung. Jesus Christus bedurfte seiner eigenen Verdienste nicht. Wer lesen kann, wird in das Geheimniß des Klosterlebens ganz eingeweiht. Die Ernte des Landmannes ernährt denselben nicht allein. So sind Seelen dazu berufen, durch seine Verdienste und Leiden geheiligt zu werden. Diese Berufung ist wahrhaftig. Das Kloster ist übrigens nicht etwa eine im Nothfalle für immer bleibende Zufluchtsstätte, nur die Achtung und Anerkennung der Vorzüge und Verdienste soll zum Uebertritte in dasselbe bewegen.

In unsern Tagen, wo man die Gesellschaftsbande auflöste und die Gesetze mit Füßen trat, indem man sich auf die Nothwendigkeit berief und Freiheit forderte, wo man sich einbildete, daß nur da der Einzelne gelten könne, wo kein festbegründetes Gesetz bestehe, wurde Alles, was nur den Schein von Dauer, Festigkeit oder einer Vereinigung hatte, vom Staatskörper bis zur Ehe, von der constitutiven Hierarchie bis zur Handwerkerinnung, aufgelöst, zerstreut und vernichtet. Die feste Dauer der Gelübde konnte da nicht verschont bleiben. Besonders das letzte Jahrhundert, das so reich an Heldenthaten der Art war, hatte sich eingebildet, einen allumfassenden Gesellschaftskörper bilden zu können, und hielt sich für auserwählt dazu, die Weltbürgerschaft, die man bisher nur geahnet hatte, zu realisiren. „Der Mensch, sagt Chateaubriand, ist besonders durch seine Unbeständigkeit unglücklich; er ist ein Spiel seiner Gefühle, seiner Ideen; seine Liebe ist eben so flüchtig, wie seine Vorstellungen, und diese verschwinden wie seine Liebe. Diese stete Unruhe stürzt ihn in das Unglück, aus dem er sich nur retten kann, wenn er von einer höhern Kraft an einen einzigen Gegenstand gebunden wird. Er trägt dann geduldig seine Last; denn der treulose Mensch haßt doch die Treulosigkeit..... Gesetzt, eine Nonne könnte aus dem Kloster gehen, wann sie wollte.... man

würde bald die Thorheiten des Jahrhunderts in den Klöstern ein- und ausgehen sehen. Die stürmischen Herzen würden nicht lange bei den sanfteren verweilen und sich von ihrer Ruhe etwas aneignen, und die stillen, heitern Gemüther würden in diesem Gewirr bald ihre Ruhe verlieren.... Eine Weltfrau, eine Klosterfrau, eine treulose Braut Christi würden eigentlich weder im Kloster noch in der Außenwelt zu finden sein: das Hin- und Hertreiben der Leidenschaften, die bald geleisteten, bald gebrochenen Gelübde würden den Frieden, die Zucht und den Anstand aus den Klöstern verbannen: diese heiligen Stätten würden nur Oerter sein, in welchen man einen Augenblick lang die Thorheiten Anderer beweint, zugleich aber selbst auf neue denkt."

Verfolgen wir die Geschichte weiter, so wird uns der Ueberblick jetzt erschwert: der junge Baum ist herangewachsen und hat sich in tausend Zweige entfaltet, sein Laub ist dicht. Wir sehen jetzt einen Verein vor uns, der Völker, Familien und Einzelne umfaßt. Es ist ein Ganzes, was man nur vom Himmel aus übersehen kann; und in diesem an Klöstern reichen Europa behaupten die Frauen den Vorrang, den ihnen Christus erworben hat.

Als die vorzüglichsten Orden wollen wir jetzt den Camaldulenser-, den Vallombroser-, den Karthäuser- und den Cisterzienserorden genauer betrachten.

(1012.) Wie einst Jakob, so hatte der heilige Romuald einen wunderbaren Traum; er sah auf einer Leiter, die von der Erde bis zum Himmel reichte, Mönche in weißen Kleidern fortwährend zu Gott hinaufsteigen. Der Heilige wollte diesen Traum in der Wirklichkeit erfüllt sehen und so bevölkerte sich die Einöde von Camaldoli in Toscana mit Eremiten. Sie lebten in von einander getrennten, aber nicht entfernten Hütten, und kamen nur beim allgemeinen Gebete zusammen; Frauen jedoch wurden in diesem neuen Einsiedlervereine nicht aufgenommen. Bald jedoch wurden auch diese aufgenommen und unter dem vierten Vorsteher des Ordens, dem heiligen Rudolphus (1086), wurde ein Gebäude für die Nonnen errichtet, sie selbst aber wurden den Ordensregeln der Mönche unterworfen. Die erste Priorin führte den von Dante so geliebten Namen Beatrice, die eben so klug und weise als schön war, und eben so fromm als die vom genannten Dichter Gefeierte. Sie wußte diesem von ihr geleiteten Kloster den Ruhm der Mönchstugenden zu verschaffen und ihm den ehrenvollen Namen: Pforte des Paradieses zu erwerben. Frauen von hohem Range stellten sich unter die Leitung der Beatrice: so brachte ihr Zahuline, die Gräfin Landulph, als sie den Schleier nahm, ihr ganzes Eigenthum, außer den Leibeigenen, denen sie die Freiheit schenkte. Denn überall führte das leuchtende Kreuz die Menschen aus dem Lande der Knechtschaft in das verheißene Land der Freiheit. Die Kleidung der Nonnen war weiß, wie die der Mönche und Eremiten, wie die der Auserwählten, welche die Himmelsleiter bestiegen. Ungeachtet des vorgeschriebenen sechsmonatlichen Fastens, des gänzlichen Enthaltens vom Fleische und des Schlafens auf Stroh, erhoben sich die Klöster der Camaldulensernonnen bald bis zur Zahl zwanzig.

(1026) Der Vallombroserorden, mit dem Benediktinerorden verwandt, bestand schon seit zwei Jahrhunderten, als sich im Jahre 1226 Frauenvereine unter diesem Namen bildeten; ihre Mutter war Rosane Altimante, zu Faënza geboren, die sich Demuth nannte und späterhin die heilige Demuth genannt wurde. Sie lebte zwölf Jahre in einer Zelle, nährte sich nur von Brod und Wasser und an großen Festtagen nur genoß sie einige bittere Kräuter; sie bestrebte sich so, ihren Körper abzumagern, wie wir ihn zu pflegen uns bestreben; sie verwendete den größten Theil der Tage und Nächte auf das Gebet. Ihr Beispiel erregte Bewunderung und munterte zur Nachfolge auf, so daß die Heilige bald viele Schülerinnen erhielt, die sie dem Vorsteher des Vallombroserordens unterwarf. Mit bewundernswürdiger Klugheit drang sie in die tiefsten Geheimnisse des Herzens derer, die sie leitete; man erzählt, daß sie die geheim gehaltenen Fehltritte, deren Bekenntniß die Scham bisweilen verhindert, errathen und genau bezeichnet habe. Der Vallombroserorden ist der erste, in welchem man Laienbrüder und Laienschwestern findet. Sie besorgten die Lebensbedürfnisse und verrichteten die übrigen Dienste und Handarbeiten; sie hatten weniger strenge Ordensregeln, konnten aber auch in die höhere Rangordnung nicht eintreten.

(1084) Der Karthäuserorden, von einem Deutschen, dem heiligen Bruno, in der Einöde von Chartrois in der Dauphiné gestiftet, ist der einzige Orden, der keine Reform erlitten hat. Das Leben des heiligen Bruno, das ihnen als Muster dient und ihrem Geiste stets die Handlungen desselben zur Nachahmung vorhält, hat natürlich mehr Kraft, als schriftliche Verordnungen, bei denen man die Anschauung entbehrt, durch welche eben das Beispiel kräftiger wirkt, als das Wort, der Rath und das Gesetz. Den Orden des heiligen Bruno hat man gewöhnlich dem Benediktinerorden ähnlich bezeichnet, von dem man fast in allen Orden einige Aehnlichkeit finden wird, weil er das Wesen des Klosterlebens in seiner Eigenthümlichkeit erst hervorgehoben, die Lebensweise vorgeschrieben und die Bedürfnisse bestimmt hat; aber es findet sich bei diesem eine Menge spezieller Vorschriften und Verpflichtungen, daß man kaum einen allgemeinen Umriß zu geben vermag. Ein ununterbrochenes Stillschweigen und ein immerwährendes tiefes Nachsinnen charakterisiren besonders die Karthäuser. Sie wenden sich nur zu Gott in Gesang und Gebet; alle Berührung mit der Welt haben sie aufgehoben; stets bleiben sie, selbst bei den Handarbeiten, denen sie sich zur Abhärtung unterziehen, in der engsten Verbindung mit Jesus Christus. Strenge ist die feste Grundlage für alle klösterlichen Stiftungen. Giebt nicht die ausdauernde Beharrlichkeit der Schüler des heiligen Bruno den sichersten Beleg? Die Karthäuserinnonnen, die seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts bekannt sind, haben dieselben Ceremonien, denselben Ritus, wie auch die Verpflichtungen zum Schweigen, zum Fasten, zur Enthaltsamkeit u. s. w. Ihre Klöster dürfen nie mehr als fünf an der Zahl sein.

(1098) Der Cisterzienserorden, von Robert, einem Benediktinermönche,

gestiftet, welcher den Verfall eines so großen Theils der Klöster hemmen wollte, begann unter der Leitung dieses heiligen Mannes mit Buß- und Tugendübungen. Der heilige Albrecht, welcher dem heiligen Robert folgte, schrieb seinen Brüdern die weiße Kleidung vor; der heilige Stephan, der dem heiligen Albrecht folgte, übertraf seine Vorgänger noch in der Beobachtung des Gelübdes der Armuth. Unter diesem würdigen Abte wurde der heilige Bernhard in den Orden aufgenommen, der zwei Jahre nachher (1115) das berühmte Kloster zu Clairvaux gründete. Die Lebensgeschichte des heiligen Bernhard ist bekannt; er war der gütigste, thätigste, klügste und einflußreichste Mann seiner Zeit. Er ist berühmt als Redner, band sich jedoch nie an Form und Schule, er erregte durch das strenge Fasten, welchem er seinen schon sehr schwächlichen Körper unterwarf, Erstaunen; er nahm an allen wichtigen Begebenheiten des Jahrhunderts den größten Antheil und wurde Vorsteher des ersten Cisterzienser-Nonnenordens. Sie nannten sich Bernhardinen. Einige Schriftsteller behaupten, daß die heilige Humbeline, die Schwester des heiligen Bernhard, ihm die Ehre der Begründung streitig machen könne. Die Bernhardinen nahmen die strengen, aber berühmten Ordensregeln der Cisterzienser an; in ganz Europa bezeugen die zahlreichen und begüterten Stiftungen die Gediegenheit und Kraft des vom heiligen Bernhard gelegten Grundes. In der Abtei zu Trebnitz in Schlesien sollen mehr als vierzig Prinzessinnen unter den Nonnen sein. Die Abtei zu Las Huelgas de Burgos in Spanien war von allen die berühmteste; sie zählt viele unter ihr stehende Stiftungen. Die Aebtissin, welche demselben vorstand, konnte ein Generalcapitel von den ihr untergebenen Aebtissinnen zusammenberufen, und ihr Ansehen war so groß und allgemein anerkannt, daß sogar eine Königstochter, Konstanze von Kastilien, sich um dieses Priesteramt bewarb. Sie segnete selbst die Novizen ein, erklärte das Evangelium, bestieg die Kanzel und hielt sogar Beichte. Der Papst Innocenz III. steuerte dieser Anmaßung. Elvire, die fünfte Aebtissin von Las Huelgas beschränkte die Anzahl der Nonnen im Kloster auf hundert, die Zahl der jungen Mädchen, welche da erzogen wurden, auf vierzig.

Im achten Jahrhunderte waren fast alle Klöster Muster eines christlichen, verdienstvollen Lebens und erhielten durch ihre Achtung und ihren Einfluß die verdiente Belohnung ihrer Tugend. Viele Geistliche, welche gern die Vortheile der Vereine genießen und sich wieder an die ihrem Stande geziemende Lebensweise gewöhnen wollten, deren Beschränkungen der Weltgeistliche damals gewöhnlich zu weit überschritt, entschlossen sich, beizutreten und sich an einen vorgeschriebenen Lebenswandel zu binden, ohne jedoch ihre sonstige Freiheit zu verlieren. Ihr Canon (daher der Name Canonici) enthielt vierundzwanzig Artikel, die fast alle vom heiligen Benedikt entlehnt waren. Im elften Jahrhunderte nahmen sie den Namen Ordensgeistliche an und verloren das Recht, Privatgüter zu besitzen, erkannten den heiligen Augustin als ihren Vater an und lebten nach seinen Vorschriften. Mehr erbauend als ver-

söhnend, war doch das kanonische Leben dem Klosterleben nahe verwandt; wenn auch später entstanden und weniger streng, steuerte es doch oft der in manchem Kloster einreißenden Sittenlosigkeit und begründete wieder die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung. Die Canonissinnen, welche seit dem neunten Jahrhunderte existiren, waren der Oberaufsicht verschiedener kanonischen Vereine unterworfen. Ihre Geschichte bietet nichts Merkwürdiges dar, die vorzüglichsten und merkwürdigsten Vereine sind die vom „heiligen Grabe“ und vom „heiligen Viktor“ u. s. w.

Die Gründung des Klosters Premontree wurde damals als eine Reform der Ordenskanonici angesehen, ist aber wohl eigentlich als ein neuer Mönchsorden zu betrachten.

Im Jahre 1119 gründete der heilige Norbert nahe bei Laon diesen so berühmten Orden, der selbst in Syrien und Palästina Stiftungen hatte, tausend Mönchsabteien und fünfhundert Nonnenabteien zählte und in der Kirche ein bedeutendes Ansehen genoß. Anfangs waren die Prämonstratenserklöster so eingerichtet, daß die Mönche und Nonnen, wenn auch getrennt, doch unter einem Dache wohnten; aber seit dem Jahre 1137 bestimmte die ihren Verordnungen getreue Kirche, daß dies nicht mehr geduldet werden dürfe und für die Nonnen besondere Klöster errichtet werden müßten; sie beobachteten stets ein tiefes Stillschweigen, das unverletzliche Nonnengelübde und die Ordensregeln des heiligen Augustin mit großer Strenge. Die Nonnenklöster wurden auf Kosten der Mönchsklöster unterhalten, die aber, um sich dieser Last zu entziehen, eine große Anzahl eingehen ließen. So hat Frankreich seit einem Jahrhunderte alle seine Nonnenklöster verloren.

Frankreich ist ein sehr christlichfrommes Königreich. Frankreich war für den Katholicismus die Schutzmauer gegen die vom Norden sich ausbreitende Reformation, eine Schutzmauer für das Christenthum gegen die vom Süden kommenden Araber. Frankreich war damals der Kampfplatz, es hat jeden Sturm der Ketzerei zurückgeschlagen. Mahumed, Luther und Voltaire sind von Frankreich beschämt und besiegt worden. Es hat Deutschland, England und Spanien beschützt und wird auch mit Gottes Hülfe Europa beschützen. Den Katholicismus angreifen, hieße Frankreichs Ehre, Ruhm und Macht angreifen. Um nicht sklavisch zu werden, um seine Selbstständigkeit zu erhalten, muß es katholisch bleiben. Wenn das Christenthum erlöschte, würde es mit ihm erlöschen, weil mit der Religion die Völker untergehen. Dann würde sich die katholische Religion nach glücklichern Klimaten wenden. Die Barbarei hört auf, wo sie beginnt, und beginnt, wo sie aufhört: die Erfahrung hat dies genugsam bewiesen.

Es läßt sich daher leicht erklären, daß in diesem, vom Könige Ludwig XIII. unter den Schutz der heiligen Jungfrau gestellten Königreiche die Frauen eine bessere und höhere Stellung, als in irgend einem andern Lande behauptet haben. Die Frau ist hier eine ächt christliche Frau; Gegenstand der Zärtlichkeit und der Achtung, behauptet sie einen hohen Rang, den ihre Schwäche schützt, den das Cölibat

sichert und ihre Anmuth noch erhebt. Bei dem Charakter und der Bildung der Franzosen hat die Frau stets einen überwiegenden Einfluß ausgeübt. Dies beweist schon in früherer Zeit die Vorliebe für eine in ihrer Art einzige Stiftung, die gegen das Ende des elften Jahrhunderts begründet wurde. Dies war eine für Mönche und Nonnen eingerichtete Abtei, wo alle Macht in den Händen der Aebtissin war, sogar die sonst den Bischö[illegible]de Jurisdiction. Wir wollen ein Näheres über diesen Orden zu Fontevrauld sagen.

Robert von Arbrisselle (in der Bretagne) studirte auf der Universität zu Paris und wurde hier einer der beredtesten und berühmtesten Doktoren. Sein Eifer in der Kirchenverbesserung, deren Leitung ihm von seinen Obern übertragen worden war, zog ihm Verfolgungen zu, die ihn dazu bewogen, sich ganz von der Welt zurückzuziehen. Er wählte den Hain von Craon zu seinem Zufluchtsorte, und überließ sich hier, unbeachtet von der Welt, den Bußübungen der Thebaide. Die Erde war sein Bett, Kräuter und Wasser seine Nahrung. Bald jedoch erregte er die Bewunderung des Volkes, das er geflohen hatte, und sammelte durch seine Bußpredigten sehr bald eine große Anzahl Einsiedler in seinem Busche. Er baute für einen Theil seiner Schüler ein Kloster, das er jedoch bald zu verlassen genöthigt ward, weil er auf Befehl Urbans II. das Kreuz predigen mußte. Aber eine große Zahl derjenigen, welche er durch seine Reden begeistert hatte, stellten sich, anstatt nach Palästina zu gehen, unter seine Leitung und traten in den Mönchsstand ein.

An den Grenzen von Anjou und Poitou, unweit der kleinen Stadt Caudes, die durch den Tod des heiligen Martin berühmt ist, sind große Ebenen, die damals mit Binsen, Sträuchern und Buschwerk bedeckt und durch ein von einem Bache bewässertes Thal in zwei Theile getheilt wurden. In diese Einöde führte Robert seine Schüler. Nachdem sie einige Zeit unter schlechten Strohhütten gewohnt hatten, erhielten die Frauen eine in der Schnelligkeit erbaute größere Wohnung, in der sie zusammenlebten, beteten und sangen, während die Männer das Land urbar machten, die Lebensbedürfnisse besorgten und alle übrigen Arbeiten verrichteten. Dessen ungeachtet erhob sich dieses Mönchs- und Nonnenkloster sehr bald, Robert nahm die Ordensregeln des heiligen Benedikt an, und eingedenk der Worte Christi, welche er zum heiligen Johannes sagte, indem er ihm die heilige Maria zeigte: „Dies ist eure Mutter", übertrug er der Aebtissin alle weltliche und geistliche Macht über Mönche und Nonnen. Er unterwarf sich selbst zuerst dem von ihm gegebenen Gesetze und erkannte die Herlande von Champagne als die Vorsteherin des von ihm gestifteten Ordens an. Derselbe verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit; Robert begründete bald noch mehrere andere Klöster und bei seinem Tode zählte Fontevrauld, die erste Stiftung, vier bis fünftausend Nonnen.

Man hat behauptet, daß Fontevrauld wahrscheinlich wohl herkäme von Fontaine de Saint-Evrauld. Nach der in der dortigen Umgegend herrschenden Sage aber verhält es sich

anders. Man erzählt ſich nämlich, daß vormals ein berüchtigter Straßenräuber, mit Namen Fontevrauld, ſich mit einer zahlreichen und gefürchteten Bande in dieſer Wildniß aufgehalten habe. Man zeigt auch noch im Bezirke des Kloſters den ſogenannten „Thurm von Fontevrauld“. Es iſt ein achteckiges Gebäude, von ganz ungewöhnlicher Bauart und dem Anſcheine nach ſehr alt, das ſich in der Form einer Pyramide erhebt. Die oberſte Spitze endet in einer ſteinernen Laterne, die dieſer Räuberhauptmann des Nachts erleuchtet haben ſoll, um die Reiſenden anzulocken. Was aber ſehr ſeltſam und doch zuverläſſig wahr iſt, iſt die in einem alten Gedichte, welches wir dort gefunden haben, enthaltene Prophezeihung. Es wird vorausgeſagt, daß dieſer Ort, nachdem er lange Zeit von heiligen Dienern des Herrn bewohnt worden ſei, einſt die Behauſung von Räubern und Widerſachern Jeſu Chriſti werden würde. Fontevrauld iſt jetzt ein großes Gefängniß. Man kerkert Hunderte von Männern und Frauen dort ein, die in Zellen, wo man ſonſt betete, Gotteslästerungen und Flüche ausſtoßen.

Der von Robert geſtiftete Orden zählte beinahe ſechzig Klöſter; auch dieſer Orden war jedoch dem Schickſalswechſel unterworfen; er ſank und hob ſich wieder, bis er endlich immer mehr in Verfall gerieth und durch die Revolution aufgelöſt wurde.

Wir müſſen jedoch eilen, unſer Weg iſt noch lang; in einem kurzen Abriſſe iſt es unmöglich, auf nähere Erörterungen einzugehen.

Im Königreiche Neapel liegt ein hoher Berg, auf welchem Virgil einige Zeit gelebt haben ſoll. Er hatte davon den Namen Virgilsberg erhalten; als aber der heilige Wilhelm von Verceil auf demſelben eine Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrau bauen ließ, wurde er Jungfrauberg (Mont-Vierge) genannt. Man erzählt, daß Gott dieſen Ort zur Buße geheiligt habe. Wir haben geleſen, daß, „wenn man Fleiſch, Eier, Käſe, Talg oder anderes Fett hinſetzt, die Luft ſich plötzlich verfinſtere, ein furchtbarer Sturm und Gewitter ſich erhebe mit Donnern und Blitzen, was die Zeitgenoſſen mehrmals erlebt haben.“ Nachdem der heilige Wilhelm hier ein Kloſter begründet hatte (1119), errichtete er noch einige Nonnenklöſter in verſchiedenen Provinzen.

Eine Engländerin, die Frau eines Normannen, des Gefährten Wilhelms, hatte einen bedeutungsvollen Traum. Sie ſah den Mond vom Firmamente ſich entfernen und zu ihr herabſteigen. Bald darauf habe ſie ihm einen Sohn geboren, deſſen Glanz die ſtille Einſamkeit der Klöſter verherrlicht habe. Der heilige Gilbert gründete den nach ſeinem Namen genannten Orden. Sein väterliches Haus war ſein erſtes Kloſter, er erzog darin ſieben junge Mädchen, die zum Schweigen und zur Keuſchheit verpflichtet waren. Bald (1148) wuchs die Zahl derſelben, und da auch Männer ſich ſeiner Leitung gern anvertrauen wollten, ſo errichtete er nach dem Beiſpiele des heiligen Norbert ein Doppelkloſter. Dieſer Orden aber wurde von Heinrich VIII., deſſen berühmteſte Thaten nur Weibermord und Kloſterraub waren, zerſtört. Die Apoſtel der Reformation haben nie den Apoſteln des

Christenthums geglichen; dieſe wurden gemartert, jene aber marterten Andere.

Das Mittelalter war ein langer Kampf gegen die Ungläubigen. Zu der Zeit bildeten ſich die Ritterorden zum Kampfe gegen die Sarazenen und Götzendiener. Mit vielen dieſer tapfern Orden vereinigten ſich mehrere Nonnen-Orden; ſie beteten für die kämpfenden Ritter, und ſchützten durch ihre inbrünſtigen Gebete die Ritter und die ganze Chriſtenheit.

Die Frauen jedoch wußten auch das Beil, ihre Waffe, mit Gewandtheit gegen die Ungläubigen im Falle der Noth zu gebrauchen. Die Mauren hatten Tortoſa verloren, griffen aber daſſelbe nach einiger Zeit, um es wieder zu erobern, mit aller Macht an. Die zur Vertheidigung der Stadt zurückgebliebenen Chriſten unterlagen faſt alle, die Stadt konnte ſich nicht mehr halten: da ergriffen die Frauen ihre Waffen und fochten ſo tapfer, daß die Ungläubigen nicht mehr Stand hielten, ſondern entflohen. Raimund Berengar, Graf von Barzelona, ſtiftete zum Andenken an dieſe Begebenheit den Zeitvertreib-Orden. Der Kampf war für die Frauen ein Feſt, der Sieg ein Zeitvertreib geweſen.

Beſonders aber bekämpfen die Frauen die menſchlichen Schwachheiten. Welche Sanftmuth liegt in ihren Augen, in ihrem Herzen, in ihren Worten, in ihren Händen, wenn ſie Trübſal verſcheuchen, Thränen trocknen und Geiſtes- und Körperwunden heilen! Consolatrix afflictorum, Tröſterin der Leidenden wird die Frau mit Recht genannt. Und wen von uns treffen nicht ſchmerzliche Leiden? Ein ſolches Weib aber giebt nur das Chriſtenthum, vor und außer demſelben findet man es nicht. Die Heiden ſahen mit Erſtaunen, wie die Nonnen ihrer Kranken ſich erbarmten, die Krankheiten heilten und die Schmerzen linderten, ihrer Kinder ſich wie eine Mutter annahmen, ihren Armen halfen und ihre Wunden verbanden. Zu der Zeit der Kreuzzüge verrichteten dieſe Dienſte in den Hoſpitälern gewöhnlich Kanoniſſinnen vom heiligen Auguſtinerorden. Es beſtanden damals in Frankreich Hoſpitäler in Rouen, Orleans, Beauvais, Abbeville, Pontoiſe u. ſ. w. In Paris die drei berühmten Hoſpitäler Saint-Gervais, Hotel-Dieu, Saint-Catherine. In dieſem letztern ließ Ludwig XI. einer frommen Klausnerin, die lange Zeit die Armen gewartet hatte, mit Namen Alix la Bougotte einen Grabſtein mit folgender Inſchrift ſetzen:

Hier ruhet Alix la Bougette,
Als Klausnerin ergeben ihrem Gotte,
Hat ſie geführt ihr Leben lobeſan.
Die Ruhſtatt mochte ſie im Stifte han,
Wo ſie geſchaltet eine lange Friſt
Und ſechs und vierzig Jahr' gewandelt iſt,
Gottſelig und geehrt an jeder Statt.

Der König Ludewig der elfte hat,
Weil ſie getreulich ihrer ſchweren Pflicht,
Ihr dieſes Grabmal aufgerichtet.
An dieſem Orte ſie dem Tod' erlag
Am Tag des Herrn, des Juni 29. Tag,
Im vierzehnhundert ſechs und ſechzigſten Jahr,
Der Heiland Jeſu Chriſt biet' ihr den Himmel dar! Amen.

III.

Iſt es noch nöthig, hier die überwiegenden Vortheile des klöſterlichen

Zusammenlebens zu erwähnen? Macht nicht auf den einzeln stehenden Menschen die Außenwelt einen weit größern und verderblichern Einfluß? Welche Frau würde nicht, wenn sie sich auch ganz den Buß- und Betübungen und einer ächt christlichen Tugendübung geweiht hat, zuweilen in ihrem Herzen, in ihrem Muthe, in ihrer Gottergebenheit eine Lauheit und Erschlaffung fühlen, wenn sie mit ihrem frommen Herzen sich so allein fühlt in der Außenwelt? Wer ist ferner so fest, daß er nicht einmal den Lockungen und Reizen unterliegen könne, die seine Triebe und Begierden nur zu stark erwecken? Giebt es da nun ein kräftigeres Mittel, als das Beispiel, um die entstehende Erschlaffung sogleich zu hemmen und zu reger Thätigkeit wieder anzufeuern? Die göttliche Gnade, ich weiß es wohl, unterstützt und stärkt die Herzen derjenigen, welche sich durch besondere, oft unbekannte Verdienste die Liebe unsers Heilandes vor allen Andern erworben haben. Das Zusammenleben im Kloster aber ist die für alle fromme Seelen, welche nicht besonders erwählt sind, bestimmte göttliche Gnade; sie schützt sie wie die Mutter das Kind in ihren Armen; sie ist überall, wenn auch unsichtbar, gegenwärtig, ertheilt einem Jeden Kraft; Ebenbild der göttlichen Liebe, durchdringt sie jedes Herz, das sich ihr öffnet; stets wachend, weckt sie die schlummernde Liebe; unermüdet, belebt sie die erkaltende Nächstenliebe wieder; voll Eifer und Feuer, begeistert sie zum inbrünstigen Gebete.

Die Vereinigung aber mehrerer Christen zum Gebete giebt ja dem Gebete erst seine heilige Kraft. Christus hat seinen Beistand verheißen denen, die sich in seinem Namen versammeln werden; also in der Versammlung wirkt diese himmlische Kraft. Gilt denn übrigens das Gesetz: „daß vereinte Kraft noch einmal so viel wirkt", nur für den Körper, nicht auch für den Geist? Es ist doch wohl bekannt, welchen Einfluß eine Versammlung auf den Einzelnen ausübt und wie im Vereine die Geisteskraft weit stärker wirkt? Hat das gemeinschaftliche Gebet nicht weit mehr Erhebendes und Begeisterndes? Wer hat es nicht gefühlt, wenn er im wichtigen Augenblicke der Entscheidung, oder im Herzensdrange, oder in der höchsten Noth neben einem Freunde zu Gott auf den Knieen gebetet, wie ihn eine überirdische Macht gestärkt und aufrecht erhalten hat?

Jeder religiöse Verein kann als eine Seele betrachtet werden, die durch den Verein eben immer mehr an Kraft gewinnt. Der gemeinschaftliche Vorrath von guten Werken, von heiligen Beispielen, von regem Eifer, von Frömmigkeit, von Bußübungen, kurz von allen Verdiensten, bildet einen wohlverwahrten Schatz. Die gegenseitige Erbauung erregt einen heilsamen Wetteifer, der zum frommen Lebenswandel antreibt. Gutes führt zu Gutem, aus Bösem aber entsteht wieder Böses. Denn gesetzt, es schliche sich unbemerkt ein Mißbrauch ein, der unbeachtet sich festsetzte und um sich griffe, den Stolz oder die Sinnlichkeit reizte, so würde dieser bald die Oberhand gewinnen und allen übrigen Mißbräuchen die Thore öffnen; dann ist das bindende Gesetz vernichtet, dann sind die Pflichten vergessen, die Ge-

lübde verspottet; dann entweihen Ruchlosigkeiten und Zügellosigkeiten den heiligen Zweck des Vereins!

Im zwölften Jahrhunderte war das Mönchsleben auf diesem Punkte; schon waren mehrere Reformen ausgeführt worden, als das Auftreten der Bettlerorden die wichtigste von allen begründete.

Gegen das Jahr 1202 lebte Bernardoni, der Sohn eines begüterten Kaufmannes in der Lombardei, ein junger, feuriger, gefühlvoller Mann, der sich aber ganz seinem jugendlichen Leichtsinne hingab, und unbekümmert um sein leibliches und geistiges Wohl sich ganz seinen Leidenschaften überließ. Allein der heilige Geist hat diesen jungen Mann auserwählt, den seine Landsleute „den Franzosen“ (François, Franz) nannten, entweder wegen seiner aufbrausenden Hitze, oder wegen der Fertigkeit, mit welcher er französisch sprach. Zwischen Assise, seiner Vaterstadt, und Perouse brach Krieg aus. Er wurde gefangen genommen. Das Unglück, wenn es der Mensch erleidet, übt auf seinen Geist einen merkwürdigen Einfluß aus. Auch bei diesem Franz war es der Fall. Die Liebe Gottes durchdrang ihn, bekehrte ihn, der Geist Christi, der nun in seinem Herzen wohnte, verjagte alle Sünden, die es entheiligten. Als ein neuer Mensch, frei von allen Fehlern, geht er im Pilgerkleide nach Rom. Der heilige Geist erscheint ihm und begünstigt ihn; der verschwenderische, zügellose Wüstling ist jetzt ein armer Diener der Armen und Kranken, ein bußfertiger, wohlthätiger Christ. Trotz aller Drohungen seiner Familie und der Verhöhnung seiner ehemaligen Gefährten beharrt der Heilige und bald wird er der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und Verehrung.

Eine Kirche in Assise drohete zu verarmen, da wurde der heilige Franziskus Bettler, um ihr Unterstützungen zu verschaffen. (Ebenso gab er nachher dem Mönchsleben die Kraft und den Glanz wieder.) Er hatte Glück als Bettler, die Kirche wurde gerettet. In eben dieser Kirche wurde er eines Tages während der Messe von den Worten Christi besonders gerührt: „Du sollst weder Gold, noch Silber tragen, noch Vorrath mitnehmen auf die Reise, noch zwei Kleider, Schuhe und Stock.“ Darauf entäußert er sich alles Schmuckes, nimmt statt des Gürtels, in welchem man damals das Geld trug, einen Strick, kleidet sich mit einem groben, aschgrauen Tuchkleide: als Bußprediger und Bettler tritt er seinen Weg an, der neue Orden war begründet.

Wie muß jetzt aller Anfang, sei es eines guten oder bösen Werkes, mit Geld unterstützt werden; wie findet der Klang dieses Metalls überall einen freundlichen Wiederhall, wie erniedrigen selbst Regenten ihre Majestät vor einem Haufen Gold, das ihnen einige Juden vorschießen! Dennoch aber, man kann es kaum begreifen, erhob sich das ungeheure Gebäude, nur auf Armuth gegründet; wahrlich die Zahl der Wunder im Christenthume ist groß. Freigeister freilich denken darüber nicht nach, sondern schämen sich, die Abenteuer einiger armen Apostel, welche die Welt bekehren, zu glauben. Das sind Sagen, meinen sie, die sich auf eine unsichere und unbekannte Vorzeit gründen.

Noch ein oder zwei Jahrhunderte, und dieſe Geiſter werden auch die Geſchichte verſpotten, wenn ſie von fünftauſend Franziskanermönchen oder Minoriten ſpricht, die ſich zu einem Generalcapitel verſammelten, das neun oder zehn Jahre nach der Begründung dieſes Ordens gehalten wurde, der ſich auf die Entſagung von jeder Art von Eigenthum, ſowohl beſonderem als gemeinſchaftlichem, gründete.

Die Franziskaner, welche ſich ſtets unter das Volk miſchten, überall zum Glauben und frommen Lebenswandel ermahnten, gaben der ganzen Chriſtenheit neues Leben. Die wunderbaren Thaten dieſes jungen Mannes, den man früher nur als Wüſtling kannte, die Bußübungen, denen er ſich aus Glaubenseifer mit aller Strenge ſelbſt unterwarf, begeiſterten ein junges Mädchen aus einer reichen und angeſehenen Familie. Die heilige Clara verließ ihr Haus im achtzehnten Jahre, ſchnitt ihre ſchönen Haare ab und wohnte trotz aller Bitten ihrer Aeltern in einem niedrigen Häuschen neben der kleinen Kirche von Portioncule, der erſten Stiftung der Franziskaner. Hier vereinigte ſich mit ihr ihre jüngere Schweſter Agnes, und bald nahm eine große Anzahl von Jungfrauen und Witwen an ihren harten Bußübungen Theil. Die heilige Clara ging ihnen darin mit ihrem Beiſpiele voran. Ein Strick hielt das weite, grobe Kleid um den ſchwächlichen, vom Haargürtel ganz wund geriebenen Körper. Dieſer Strick war aus Streifen einer Wildſchweinshaut geflochten, wovon die kurz verſchnittenen Borſten unaufhörlich den ſo zarten Körper jener Frauen wund rieb, die eine ſorgfältige, gelinde Erziehung dieſe Schmerzen doppelt fühlen laſſen mußte.

Die Schülerinnen der Clara, Clarianerinnen, verbreiteten ſich in Italien, Spanien und Frankreich, wo ſie auch mit dem Namen Damianiſten bezeichnet wurden. Eine Königstochter gründete im Jahre 1234 in Prag für dieſelben ein Kloſter. Mit den vom heiligen Franziskus verfaßten Ordensregeln, die nur wenig verändert wurden, nahmen dieſe Nonnen die Namen: Klausnerinnen, Franziskanerinnen an. Der heilige Bonaventura vereinigte ſie mit Bewilligung des Papſtes Urban IV. unter einer minder ſtrengen Regel und dem Namen Urbaniſten; die Vereine aber, welche die Kaſteiungen beibehielten, behielten auch ihren erſten Namen. Da die heilige Colette eine ſtrenge Reform vorgenommen hatte, entſtand der Name: Arme Clarianerinnen. Zu gewiſſen Zeiten konnte man fünfundzwanzig tauſend ſolcher Nonnen zählen.

Franziskus erweiterte ſeinen Orden durch die Errichtung eines dritten Ordensſtandes. Eine große Menge Menſchen aus jeder Claſſe, die ſich entſchloſſen hatten, einen frommen Lebenswandel zu führen, wollten unter ſeiner Leitung nach den Vorſchriften des von ihm geſtifteten Ordens die Sünden ihres frühern Lebens abbüßen. Der fromme Mönch weigerte ſich, ſo viele Menſchen aufzunehmen und ſie ihrer Familie oder dem Staate zu entziehen. Um ihrem frommen Wunſche zu entſprechen, ſchrieb er ihnen einen ächt chriſtlichen Lebenswandel vor, der für alle Verhältniſſe und alle Staaten gelte. Daher ſtammt die Gemeinſchaft der Gläubigen, Män-

ner und Frauen, die kein Schauspiel, Bälle oder Luxus lieben, sondern, entfernt von aller Eitelkeit und allen sinnlichen Vergnügungen, ein Muster von christlicher Tugend und Nächstenliebe sind. In der Welt lebend bekämpften sie stets die Irrthümer und Fehltritte und suchten durch ihr Beispiel zum Bessern zu bekehren. Dieser Orden machte in kurzer Zeit große Fortschritte, er behauptete bald unter allen den ersten Rang. Der heilige Ludwig, seine Mutter, seine Frau und seine Schwester waren Mitglieder desselben; einige Jahrhunderte später versprach die Mutter und die Gemahlin Ludwigs XIV. dem allmächtigen Gott und der heiligen Jungfrau, dem heiligen Vater Franziskus und allen übrigen Heiligen, zu jeder Zeit nach Gottes Vorschrift zu wandeln und gebührendermaßen die Uebertretungen der Gelübde des dritten, vom heiligen Franziskus gestifteten Ordensstandes, der von Nikolaus IV. und dessen Nachfolgern bestätigt war, sofern sie derselben überwiesen, nach dem Willen und Ausspruche ihrer Obern zu büßen. Dieser dritte Ordensstand wurde fast in allen Orden eingeführt, wie im Augustiner-, Dominikaner-, Karmeliter- und heiligen Dreieinigkeitsorden.

Zu verschiedenen Zeiten vereinigten sich mehrere aus dem dritten Range des Franziskanerordens zu besondern Vereinen, blieben im Kloster und legten feierliche Gelübde ab. Dieser Uebertritt der Tertiarier darf aber nicht mit der ersten Stiftung der Clarissinnen verwechselt werden. Die heilige Elisabeth von Ungarn, diese junge rührende Witwe, die in ganz Deutschland wegen ihrer Tugenden bewundert wurde, wird für die Stifterin dieses ordentlichen dritten Ordensstandes betrachtet. Desselben Ursprungs sind die Beguinen, die grauen Schwestern, die Büßerinnen, welche sich besonders durch die Pflege der Kranken, wie aller Unglücklichen auszeichneten.

Im Jahre 1525 gründete Mathias de Baschi, ein Franziskanermönch, den Kapuzinerorden, der ein mächtiger Sprößling des Franziskanerordens wurde. Es gab bald Kapuzinerklöster (1538). Die Herzogin von Mercoeur stiftete 1602 eins in Paris. Die Kleidung dieser Nonnen war der der Kapuziner ähnlich (sie trugen eine Kapuze); sie waren aber übrigens ganz zur Beobachtung der Verordnungen der heiligen Klara verpflichtet. Die Bußübungen, denen sie sich unterzogen, gaben ihnen den Namen „Leidensschwestern".

Die Minimen wurden auch von einem Franziskaner gestiftet, der es wohl verdient, den Namen seines Patrons, des heiligen Franziskus von Assise, zu führen. Der heilige Franziskus von Paula fügte noch mehrere Kasteiungen zu den Ordensvorschriften des Klosters, welches er aus Liebe zu frommen Bußübungen in seinem, der Sinnlichkeit gewöhnlich nur zu sehr ergebenen Jugendalter gestiftet hatte. Er war auch der erste, welcher das Gelübde des Fastens auferlegte. Durch größere Bußübungen also und einen sich selbst noch erniedrigendern und bescheidenern Namen unterschied der heilige Franziskus von Paula seine Mönche von den Minoriten.

In unsern Tagen aber richten sich Aller Augen auf das Umsichgreifen der Armuth. Die Oekonomisten, die

mit ihrer neuen Wissenschaft den Wohlstand und den Reichthum der Völker heben, die Quellen des Elends vernichten wollen, dadurch, daß sie die Erwerbszweige vervielfachen; sie, die man als das Symptom einer neuen Krankheit ansehen muß, weil die Krankheiten immer früher da sind, als die Aerzte; sie, die die um sich greifende Armuth erschreckt, die die Bedürfnisse vermehrt, die Hülfsquellen aber erschöpft sehen, wollten den Armen zur Ehelosigkeit verdammen. Arbeitet, um leben zu können, schaffet euch nicht die Noth und Sorge einer Familie, die dem Staate und euch selbst zur Last fällt, sagen jene. Was ist denn aber das Cölibat ohne jene frommen Entschließungen und Verordnungen? Was ist dieses Cölibat anders, als eine Verderbniß? Wer aber mit Gott ist, mit dem ist auch Gott und der steht nicht allein. Es giebt nur zwei natürliche Stände, die christliche Heirath und das christliche Cölibat; außer diesen beiden ist nur Elend und Rohheit. Es gab in Europa eine beträchtliche Anzahl Männer und Weiber, die sich zu Entsagung des Nothwendigen sogar verpflichteten. In dem größten Theile der Klöster nun war der Bedarf weit geringer, als der Vorrath dawar: die Mönche lebten noch einfacher und schlechter, als jetzt die dürftigsten Bettler; der übrig bleibende Vorrath wurde an die Armen vertheilt. In jedem Kloster ward gewöhnlich eine Art Tagebuch eingeführt, in welchem Greise, Frauen und Kranken eingeschrieben waren, die sich zu bestimmten Tagen ihre Nahrung holten und zugleich getröstet, ermahnt und zur Enthaltsamkeit ermuntert wurden. Es unterstützte hier nicht übermüthige Verschwendung ein prahlendes Elend, sondern Frömmigkeit und Enthaltsamkeit halfen einander schwesterlich. Ich weiß wohl, wie viel Ausnahmen durch eingeschlichene Mißbräuche Statt gefunden haben, ich rede auch nur hier von dem den Vorschriften getreuen Lebenswandel. Diese Mönche und Nonnen, welche oft von den Oekonomisten angegriffen wurden, waren nach deren Urtheile auch nur Arme ohne Familie. Und wie ein ungegründetes Vorurtheil ist dies nicht? Oder gelten etwa alle die Klöster als für Jedermann offenstehende Spitäler nicht so viel, als die zum Besten der Armen veranstalteten Subscriptionen, Gastmähler und Lotterien? Ich glaube doch wohl!

Ich kann nicht umhin, hier die Grundsätze der Simonisten zu tadeln, welche die menschlichen Fähigkeiten über die Sittlichkeit setzten, die göttliche Gerechtigkeit verwarfen und der weltlichen den Vorrang zugestanden; welche nicht wußten, daß die Ersten sollen die Letzten werden, daß die Geschicktesten, Fähigsten und Verdientesten sollen die Diener sein der Unfähigen, der Schwächern, kurz Aller derer, welche die göttliche Gnade weniger begünstigt. Die unwissenden Thoren, welche die menschliche Abhängigkeit von Gott nicht berücksichtigten! Für jeden denkenden Menschen kann es nichts Lächerlicheres geben, als den Ausspruch dieser Schreier: „Jedem nach seiner Fähigkeit und jedem Fähigen nach seinen Werken.“ Gott hat es wohl-weise anders bestimmt; die Menschen sollten ihm dafür danken; denn die Vollziehung jenes Ausspruchs

würde das Leiden der Menschheit bis aufs Höchste gesteigert haben.

Die Bettlermönche, welche durch ihr Umherwandern so manche Verhältnisse des menschlichen Lebens kennen gelernt hatten, standen überall mit Rath und That bei. Indem sie das Betteln als eine Christo geweihte Bußübung ansahen, enthielten sie sich der damit gewöhnlich sonst verbundenen Laster, wie Lüge, Diebstahl und Sittenlosigkeit. Der Staat hatte nichts von diesen demüthigen Armen zu befürchten, das Eigenthum war nicht bedroht und ihre freiwillige Unterwerfung unter die Vorschriften ihrer Ordensstifter war gewiß weit rühmlicher, als der durch Strenge und harte Strafen von der Polizei erzwungene Gehorsam. Vielleicht auch wurden die aus Noth zum Betteln gezwungenen Armen durch den Anblick dieser freiwilligen Armuth getröstet und fühlten dadurch weniger ihr drückendes Loos.

In Frankreich hatten mehrere Nonnenorden ihre bestimmten Almosensammlerinnen, die zu bestimmten Zeiten, besonders im Frühlinge, jedesmal wiederkehrten; deswegen hatte man auf dem Lande ihnen als Sinnbild die freundliche, gesellige Schwalbe ertheilt, die, wie sie in einfache Farbe gekleidet, wie sie auch ein Glückszeichen für das von ihnen gewählte Haus waren.

Unbeschadet der Meinung einiger Schriftsteller aus dem Karmeliterorden, stolz auf das Alter des Ordens und die vom heiligen Elias herstammende Begründung; wohl überzeugt, daß zu damaliger Zeit, wo der Prophet in der Wüste lebte, er heiligen, dem Eremitenleben sich weihenden Jungfrauen als Vorbild diente, glaube ich doch, daß wohl erst im funfzehnten Jahrhunderte, lange nach der Stiftung des Dominikanerordens und des der Klarissinnen, der Karmeliterorden in seiner damaligen Gestalt hervorgetreten ist. Johannes Soreth, Ordensgeneral der Karmeliter und vom Papste Nikolaus V. im Jahre 1452 bestätigt, sammelte Nonnen und unterwarf sie den neuern Gesetzen, die er auch in allen Klöstern seines Ordens einführte.

Der Karmeliterorden hatte bis jetzt, obgleich er unter dem Schutze der heiligen Jungfrau steht und diesem himmlischen Vorbilde aller Frauen eine besondere Ehrfurcht bezeigt, doch noch keine Frauen gezählt, die sich ihrem Dienste besonders geweiht hatten.

Ungefähr sechzig Jahre nachher, als diese Lücke durch die Sorgfalt des heiligen Soreth ausgefüllt war, wurde in Avila, einer kleinen Stadt in Spanien, die bewundernswürdige heilige Thereſe geboren, welche die frömmſte, liebenswürdigſte Frau aller Frauen war. Schon als Kind wollte sie unter den Mauren freiwillig das Märtyrerthum erleiden, um im Himmel zu ihrem vielgeliebten Christus zu kommen. Sie entwischt heimlich mit einem ihrer Brüder und läuft in den Straßen von Avila umher: ihr Onkel begegnet ihr und führt sie zu ihrer, um sie sich ängstigenden Familie zurück. Der Drang, ihrem göttlichen Freunde zu gefallen, war aber dadurch nicht beschwichtigt; das Leben der Einsiedler in der Wüste ist ja auch ein Märtyrerthum, denkt sie, und so fängt sie mit Hülfe ihres Bruders, den sie zu demselben Eifer begeistert hatte, in dem väterlichen Garten eine Einsiedelei zu bauen an. Aber

eitle Mühe! die Seitenwände stürzten immer wieder ein, ehe sie nur vollendet waren!

So vergingen die Kinderjahre der Heiligen. Als sie das dreizehnte Jahr erlangt hatte, wurde ihr zarter und empfänglicher Geist durch das Lesen von Romanen etwas verwirrt; es war damals die Zeit der Ritterromane. Ihre Einbildungskraft, die Närrin des Hauses, wie sie dieselbe nannte, wurde dadurch gereizt; diese Richtung jedoch verließ ihr Geist bald wieder und wendete sich zum Aufstreben nach dem Himmel. Die heilige Therese äußerte immer mehr ein lebhaftes Interesse für das Klosterleben; sie trat auch über, aber ihr schwächlicher, durch die stete Unruhe und Anspannung ihres Geistes noch mehr ermüdeter Körper konnte die strengen Bußübungen nicht aushalten. Die Krankheit legte sich auf das Herz, als ob gleichsam bei ihr das Herz das Lebensorgan wäre. Sie wurde vier Tage lang für todt gehalten und sollte schon begraben werden. Gott aber wollte es nicht, die Welt bedurfte ihrer. Als sie wieder genesen war, fand sie sich durch ihre Freunde nur vom Himmel abgehalten, denn ihre Liebe war von Gott und konnte nur bei Gott Ruhe finden, erhaben über alles Irdische. Unser Heiland, der auf diese verdienstvolle, fromme Jungfrau eifersüchtig war, konnte keine andere Leidenschaft in ihrem Herzen dulden, als die Liebe zu ihm; die zu berührenden Saiten des weiblichen Herzens wohl kennend, erschien er ihr an den Pfahl gebunden, blutend, zerfetzt, verwundet. Wie konnte da Therese widerstehen. Die Begeisterung ihrer Seele erhob sie zu ihrem göttlichen Meister und es entstand zwischen ihr und dem Heilande ein inniges, wunderbares Verhältniß. Um zu bezeugen, wie sehr sie geliebt werde, verherrlichte sie Christus oft durch öffentliche Wunder.

Seit langer Zeit hegte sie den Wunsch, neue Klöster ihres Ordens zu bauen und sie umzugestalten; „es ist ganz natürlich, sagte sie, daß, während die Feinde Christi (die Lutheraner) die Tempel zerstören, welche die Frömmigkeit der Gläubigen ihm geweiht hat, man neue bauen muß, um die Verehrung Christi wiederherzustellen. Hindernisse, harte Prüfungen, selbst Verfolgungen mußte sie bei der Ausführung ihres Vorhabens oft erdulden. Aber das Alles wiegt die Liebe auf, das wird nicht beachtet; sie wagt Alles, nichts scheint ihr unmöglich und unerreichbar; deswegen kann sie aber auch Alles, und bringt Dinge zu Stande, die den, welcher nicht liebt, bald erschöpfen und ermatten.

Endlich gelang es der heiligen Therese, heimlich ein kleines Haus zu kaufen; sie hielt es für den passendsten Ort, um eine Kapelle zu errichten, ein anstoßendes Zimmer dient als Chor für die Nonnen, sie befestigte oben eine kleine Glocke, um sie zum Gebete zu rufen. Vier Waisen waren ihre ersten Schülerinnen und Anhängerinnen. Das Volk murrte über diese Neuerung; die Obrigkeit wollte sogar das Haus einreißen lassen. Doch wurde Alles durch einen frommen Dominikaner besänftigt, und bald trat an die Stelle der Erbitterung Ehrfurcht und Verehrung. Therese fügte noch neue Verordnungen zu den Ordensregeln

des heiligen Albert hinzu und ſchärfte ſie noch weit mehr. Sie verordnete, barfuß einherzugehen; erhielt auch vom Papſte ein eigenhändiges Schreiben, worin ſie ermahnt wurde, ihren Nonnen den Beſitz alles Eigenthums, weder beſonderen noch gemeinſchaftlichen, zu unterſagen. Unbedingter Gehorſam, Stillſchweigen, häufiges Faſten, Ruthenzüchtigungen, grobe Kleider und ein Haargürtel, worin Knoten und bisweilen ſogar Bleiſtücken ſich befanden, waren als unerläßliche Bedingungen vorgeſchrieben.

Der Eifer der Heiligen trat immer mehr hervor; ungeachtet der Schwierigkeiten, die der Reform der Karmeliterinnen ſich entgegengeſtellt hatten, unternahm ſie doch eine mit den Karmelitern. Sie mußte mit ungeheuren Schwierigkeiten kämpfen, aber beſonders gegen ihre eigene Demuth, welche ſie faſt von einem Unternehmen abhielt, das in ihren Augen zu anmaßend war. Ihre geiſtlichen Obern ermunterten ſie und befahlen ihr endlich, das Angefangene durchzuführen. Sie führte es aus, brachte Alles nach langer Arbeit, nach mühſamen, beſchwerlichen Reiſen und inbrünſtigen Gebeten zu Stande und gründete ungefähr funfzehn Mönchsklöſter, die ſie ihren Gelübden unterwarf. Ruhmreicher Sieg der Liebe zu Gott, ſie ertheilt dem Weibe eine anbetungswürdige Hoheit und einen hohen Beruf!

Die Karmeliter-Barfüßer wurden in Frankreich durch den Kardinal von Berulle und die Schweſter Akarie eingeführt. Nach der Revolution erſchienen ſie wieder in Paris, wo ſie jetzt drei Klöſter haben. Der Name der Karmeliter iſt jetzt ſehr gewöhnlich und bekannt geworden; die Tugenden der Klausnerinnen, der Uebertritt einer Königstochter im letzten Jahrhunderte zu dem Orden, und die Bußübungen des Ordens haben oft die Blicke der Welt angezogen und den Namen von allen Lippen und aus ſo manchen Herzen erſchallen laſſen.

Die Karmeliterinnen, die Klariſſinnen und ſo viele andere unterwerfen ſich übertriebenen Abhärtungen und Entſagungen, hat man geſagt: Das iſt ſchädlich! Hat man dieſer Bekämpfung oder vielmehr dieſem Siege etwa beigewohnt? Hat man denn das Wahre dieſer Bußübungen gefunden? Hat man die Kräfte mit der Anſtrengung gemeſſen? Und man iſt erſchrokken über den Stoß, welchen der Geiſt durch dieſe körperlichen Kaſteiungen erhält! Hat man denn in den Zügen der Leidenden geleſen, daß dies Uebel tödtlich ſei, und hat das edelſte Mitleid darüber ſchmerzliche Klagen ausgeſtoßen? Nein, nein, glaubt es nicht! Sie ſind beſchämt, die nicht geſehen noch geprüft haben. Dieſe Leute beklagen ſich über das Hörenſagen mehr, als ſich die beklagen, welche ſich den Bußübungen weihen. Schon der Gedanke an dieſelben beunruhigt ihre Zartheit. Es iſt wirklich eine Qual für dieſe zarten Nerven: Fort mit dieſem Bilde!

Zu der Zeit, wo die Karmeliterin an einem finſtern, kalten, eiſigen Wintermorgen in die Kapelle geht, um an den Stufen des Altars fußfällig von Gott ſich die Kraft zu erflehen, den Reizungen der Sünde widerſtehen zu können: zu derſelben Zeit kommt auch das junge Weib vom Balle zurück. Noch ganz glücklich von dem, wenn

auch angreifenden und ermüdenden Genuß setzt sie sich an das für sie unterhaltene Feuer. Sie geht noch nicht zu Bett, sondern ruht erst im Armstuhle aus. Ganz zufrieden mit sich selbst, dehnt sie mit dem Gefühle der Behaglichkeit ihre schönen Glieder, und um auch auf ihren Geist das Wohlbefinden ihres Körpers überzutragen, überläßt sie sich der Rückerinnerung an den verflossenen Abend. Sie verweilt mit Wohlgefallen bei den Verführungen, denen sie ausgesetzt war, die entzückendsten Worte tönen wieder an ihr Ohr, die bezauberndsten Stellungen und die angenehmsten Züge stehen wieder vor ihren Augen, sie geht Alles durch und findet Alles wieder, selbst ihren schönen, so geprieſenen Blick, der bezaubend sein mußte; sie ist mehr darüber entzückt, als über die Blikke, die sie mit einem zauberischen, aber gefährlichen Netze umgaben; sie wird fast berauscht vor Entzücken über die allgemeine Bewunderung, die sie erregt und erhält. Ueberall glänzende Stoffe, strahlende Kronleuchter, bezaubernde Akkorde! Sie bewundert die schönen, mit Blumen geschmückten Damenköpfe, um sich desto mehr nachher selbst zu bewundern. Jetzt kommt aber der Schlaf; etwas blaß, wie eine Winterrose, schlummert sie, wird aber durch die Falten eines Kissens, auf dem sie ruht, belästigt; sie fängt lebhaft an zu träumen. Sie glaubt auf dem Stroh einer Karmeliterin zu schlafen und will da schlafen, um sich an diese Entsagung zu gewöhnen: sie kann es nicht, sie wendet sich hin und her, sie seufzt; sie denkt an die ganze Lebensweise, die man ihr geschildert hat, und deren Opfer sie nun geworden zu sein glaubt, weil sie schon das Lästige derselben fühlt. Die Glocke hat mit ihrem dumpfen Klange zum Morgengebete gerufen, sie muß auf die kalten Steine niederknieen! Sie schaudert bei diesem Gedanken; sie erwacht — und hüllt sich tiefer in die weichen, zarten Daunen ihres Bettes, geschützt vor dem harten Stroh und den kalten Steinen. — Fort, fort mit dem Bilde, wir schaudern davor schon im Traume!

Aber eure Schwester betet für euch: erlaubet ihr doch die Kasteiungen und Bußübungen, die sie sich auferlegt, und wovon das Verdienst auch euch Thörinnen Segen bringt. Und empfindet ihr dies nicht schon in diesem Leben? Die Menschen, unter denen ihr lebt, verführen euch und bemühen sich, euch zu entehren, vereinigen eure Schande mit der ihrigen, sie entwürdigen die Achtung gebietende Stärke und Entsagung des Weibes. Wenn ihr heute gefallen seid, könnt ihr morgen wieder aufstehen, als Karmeliterin, und ihr seid gerettet. Die erheuchelte Schmeichelei und Zuvorkommenheit würden sich bald in Tyrannei verwandeln, wenn diese bewundernswürdige Entsagung nicht bewieſe, daß ihr die euch schmeichelnde Welt verachten könnt. Sie weiß, daß es vom königlichen Zimmer bis zur kahlen Zelle nicht weit ist. Des Menschen nicht bedürftig, stützt ihr euch auf Gott. Bete, bete! sage ich dir, du junges, schönes Weib der Welt! Danke Christo, daß es Karmeliterinnen und Feuillantinerinnen giebt.

Uebrigens, wie wir schon bemerkt haben, verliert dabei Niemand. Wenn man die Freuden zählen könnte, womit der Herr die sich ihm Weihenden

überhäuft, wenn die Blicke in die heiter strahlende Seele eindringen könnten, welche der kasteiete Körper umschließt; wenn es den Unwissenden offenbart würde, was das schwerste Gebot des sanftmüthigsten Herrn ist; o, ich schwöre, die Welt würde Andere weniger, als sich selbst beklagen.

Der vierte Bettlerorden hat seinen Namen und seine Begründung von dem berühmten Einsiedler von Tagosta.

„Mitten unter den Greueln, die sich von allen Seiten in der Welt erheben, ist es meine Freude und mein Trost, an euren so zahlreichen Orden zu denken, an die reine Liebe, die euch vereinigt, an die Heiligkeit eures Lebens, an die gegen euch so große Gnade Gottes, die euch alle fleischliche Verbindung verachten, euch ein gemeinschaftliches Leben führen, einen heiligen Verein bilden läßt, der euch in Gott zu einem Herzen und einer Seele vereinigt. Durch die Betrachtung dieser Schätze, die ihr besitzt und von Gott habt, findet mein Herz einige Beruhigung unter den Stürmen und unter dem Elende, das ich in der Außerwelt sehe.“

So sprach der heilige Augustin zu den Nonnen des von ihm zu Hippo gestifteten Klosters, das die Pflanzschule aller Augustinerklöster ist. Bald jedoch nach dem Tode der ersten Aebtissin entstanden die Spaltungen, von denen wir vorläufig schon gesprochen. Wir haben schon erwähnt, daß bei dieser Gelegenheit der heilige Augustin die Ordensregeln schrieb, die sodann in allen Mönchs- und Nonnenklöstern angenommen wurden, späterhin auch manche Abänderungen und Zusätze erhielten.

Sie vermehrten und verbreiteten sich über ganz Europa unter verschiedenen Namen und mit besonderer Ordenstracht. Es würde jedoch zu schwierig sein, hier bei den Nonnenorden besonders zu verweilen und das Merkwürdige näher zu erörtern. Wir bemerken vor allen hier nur das Jungfrauenkloster zu Venedig. Es verdankt seine Entstehung dem Papste Alexander III., der vorher den Kaiser Friedrich Barbarossa vom Banne losgesprochen hatte. Julie, die Tochter Friedrichs, wurde die erste Aebtissin; die ihr untergebenen Nonnen waren zwölf adelige Frauen, die mit ihr an einem Tage den Schleier genommen hatten. Dieses Kloster stand unter dem unmittelbaren Schutze des Dogen und die Aebtissin theilte mit dem Meere das Recht, die Gattin der ersten Magistratsperson der Republik zu sein. Sobald sie erwählt und durch ein Sendschreiben vom regierenden Papste bestätigt war, begab sich der Doge, mit seinen Staatskleidern angethan und von dem ganzen Hofe, der ebenfalls rothe Staatskleider trug, begleitet, in die Kirche des Klosters; nachdem er andächtig die Messe angehört, ging er zum Chorgitter, wo die neue Aebtissin, den Bischofsstab in der Hand und umgeben von den dazu weiß gekleideten Nonnen, ihn erwarteten. Der Doge steckte alsdann seiner Klosterbraut zwei Ringe an den Finger, von denen in dem einen das Bild des heiligen Markus, des Schutzpatrons der Stadt, in dem andern ein schöner Saphir gravirt war; darauf begrüßte und umarmte er sie als seine Braut und schied auf immer von ihr. Diese Vermählung blieb auch sofort ganz

unberückſichtigt, nur die Begräbniß-feier einer Aebtiſſin erinnerte durch die außerordentliche Pracht an deren dem Dogen gleichen Rang.

Unter den übrigen zahlreichen Nonnenorden heben wir nur beſonders noch hervor: die Nonnen zu Nola, mit grauer Kleidung, weißem Stricke und hölzernen Sandalen; die Mariennonnen mit dem heiligen Franziskusgürtel; die vier Klöſter in Sachſen, wo die Nonnen ihre Gebete in deutſcher Sprache beten; die Nonnen zu Dortrecht, mit weißer Kleidung, ſchwarzem Schleier und einer im ſechzehnten Jahrhunderte üblichen Halskrauſe; die Auguſtinerinnen in Madrid, die ſich der Erziehung von hundert jungen Mädchen weiheten und aus Stricken gewundene Sandalen trugen; die portugieſiſchen Nonnen, welche mit keinem Laien, weder Freunden noch Verwandten ſprachen und in einen Schleier von Leinwand gehüllt, Niemandem, ſelbſt nicht dem Arzte, ihr Geſicht entſchleierten. Die vorher genannten ſpaniſchen Auguſtinerinnen, welche eins der prächtigſten Klöſter Europas bewohnen, zeichnen ſich durch ihr ſtrenges Armuthsgelübde aus. Ferner das franzöſiſche Kloſter zu St. Thomas von Villanova, das durch Verpflegung dürftiger Kranken berühmt iſt; das Hoſpital zu St. Johannes von Jeruſalem, deſſen Name ſchon den Urſprung beurkundet; die Nonnen tragen, wie die Ritter dieſes Ordens, ein goldenes Kreuz; die Hoſpitaliterinnen im Kloſter Hotel-Dieu in Paris, deren Gelübde wörtlich alſo lauten: „Ich gelobe und verſpreche..... Armuth, Keuſchheit, Gehorſam, die armen Kranken zu pflegen mein ganzes Leben hindurch, ſowohl im Kloſter Hotel-Dieu in Paris, als auch anderwärts.....“ Ferner die Nonnen zu Notre-Dame de la Merci, deren Gelübde folgendes iſt: „Ich verſpreche, ſo weit es mein Stand erlaubt, die Befreiung der in Sklaverei gerathenen Gefangenen zu bewirken und ſelbſt, wenn es nöthig iſt, mein Leben für ſie zu laſſen.“ Die im vierzehnten Jahrhunderte wüthende Peſt veranlaßte in Brabant und Deutſchland die Entſtehung der Zelliten, die ſich der Pflege der von anſteckenden Krankheiten Befallenen widmeten. Ferner die Jeſuiten, welche all ihr Eigenthum an die Armen vertheilen, und von ihrer Hände Arbeit leben müſſen; und wenn bisweilen der Gewinn, den ſie damit erwerben, nicht ausreicht, ſo gehen ſie, das Haupt verſchleiert und mit Niemandem ſprechend, durch die Stadt und ſammeln Almoſen ein, und ſind verpflichtet, auf dem Rückwege ſich durchaus nicht über das, was ſie auf ihren Wegen geſehen haben, zu unterhalten.

Alle dieſe Frauen, Muſter von Keuſchheit, Beſcheidenheit, Muth und Frömmigkeit waren und ſind noch dem Biſchofe von Hippo insgeſammt und jede noch beſonders ihren eigenen Ordensregeln unterworfen.

Man hat geglaubt, daß das „Kloſter des Heilandes“, das von der heiligen Brigitte von Schweden gegründet war, den heiligen Auguſtin als Geſetzgeber habe. Ohne Zweifel aber ſchöpfte die berühmte Stifterin aus denſelben Quellen, welche Auguſtin zu ſeiner Schrift: „die Pflanzſchule des Herrn“ benutzte; die Ordensregeln faßte ſie ſelbſt ab. Die Brigitti-

nen tragen als mit Christo Vermählte über ihrem schwarzen Schleier eine Krone von weißer Leinwand mit rothen Flecken. Die Postulantin wird bei ihrem Eintritte in das Kloster in einem Sarge getragen; ist dieser Sarg nicht die Wiege des andern Lebens? Ein Grab ist immer offen, an welches sich täglich der Verein begiebt, und in welches die Aebtissin dann etwas Erde hineinwirft. Der Heilandsorden wäre bald durch die Reformation aufgelöst worden, als dieselbe über Schweden sich verbreitete.

IV.

Luther war ein Augustinermönch. Ganz natürlich also, daß die Reformation gegen die Klöster wüthete. Denn so ist der Gang der Dinge: man verabscheuet, was man verrathen, man will vernichten, was uns anklagt. Nachdem der Stolz und die Sinnlichkeit das Gelübde der Demuth und der Keuschheit gebrochen hatten, gelobten sie Haß und Verderben. Es ist eine Strafe der Sünde, daß sie über das Gute sich ärgert und doch mit sich selbst nicht zufrieden sein kann. Deswegen hat die Kirche auch nur Neider, nie Gegner gehabt; selbst die vorgebliche Unparteilichkeit unserer Zeit ist nur eine boshafte Verstellung. Das letzte Jahrhundert handelte sehr offen, Niemand konnte sich darin irren. Um seinen Worten einiges Gewicht zu geben, nimmt man eine treuherzige Miene an: das ist der gute Ton der Zeit. Indem man nun noch dazu die Partie der Wahrheit nimmt, glauben Einige wirklich zur wahrhaften Unparteilichkeit zu gelangen; das sieht man. Aber im Grunde will bei allen diesen unchristlichen Geistern, fast ohne daß sie es wissen, ihr Stolz nur der Kirche den Vorwurf machen, den sie selbst von dieser erhalten. Christus aber zürnt ihnen deswegen nicht, er verzeihet ihnen und ruft sie zu sich. Diese Verzeihung können sie jedoch nicht ertragen, weil sie das Herz nicht haben, sie zu benutzen: der Stolz ist ein unzugänglicher, unerbittlicher, schlechter Rathgeber. Es ist übrigens kein geringer Ruhm für die Kirche, alle menschlichen Leidenschaften gegen sich gehabt zu haben. Gott erzeigte ihr die Gnade, daß er, indem er sie prüfen wollte, sie doch nicht von guten Menschen angreifen und überfallen ließ, die nicht für sich zu haben, sie sich hätte schämen müssen.

Schon Wiklef, Johann Huß, die würdigen Vorgänger Luthers, hatten das Mönchsleben angegriffen und die Klöster beeinträchtigt; Luther, Heinrich VIII. und Calvin traten in ihre Fußtapfen. Europa verlor einen großen Theil seiner religiösen Stiftungen. Das Fortbestehen der Klöster jedoch war schon zu einem von der ganzen Christenheit, also auch wohl von uns, zu sehr gefühlten Bedürfnisse geworden und so sah man in Deutschland und Dänemark protestantische Mönchs- und Nonnenklöster entstehen. Die frommen Anhänger Luthers hatten es diesem zu verdanken, daß sie Lügen gestraft wurden. In Westphalen gab es sogar einen Cisterzienserinnenorden, dessen Mitglieder theils der katholischen theils der protestantischen Kirche angehörten, so daß auch die Aebtissinnen

abwechselnd aus der einen und der andern Kirche gewählt wurden. Ich weiß nicht, was die Katholiken zu dieser Annäherung, die übrigens mit kirchlicher Bestätigung geschah, bewogen hat, aber gewiß war wohl nichts mehr dem Prinzip des Protestantismus zuwider.

Die große Umwälzung, welche die Kirche im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erlitt, hatte doch den glücklichen Erfolg, daß noch mehrere Orden die Nothwendigkeit einer für sie nur heilsamen Reform einsahen. Der heilige Franziskus von Paula hatte die Franziskaner reformirt, kurz vor der sogenannten Reformation Luthers, gleichsam als habe er den Unterschied einer verbessernden und zerstörenden Reform zeigen wollen. Die Nonnenorden waren nicht die letzten, die einer Reform unterworfen waren; sie wurden zu strenger Beobachtung ihrer Gelübde angehalten, die gewöhnlich noch weit mehr geschärft wurden.

So wurden die Trinitarierinnen oder die der Loskaufung der Gefangegen geweiheten Nonnen (welche wie die im Liebfrauenkloster zur Befreiung der Gefangenen durch ihre Gebete und Almosen bestimmt waren) im Jahre 1602 einer Reform unterworfen und nannten sich Trinitarbarfüßerinnen. Eine große Zahl der unter strengere Ordensregeln gestellten Vereine nahmen, um sich von den keiner Reform sich unterziehenden, sittenlosen Orden zu unterscheiden, den Namen Barfüßer noch an. Die Barfüßer trugen zwar meistens Sandalen; jedoch gab es auch einige, die als strenge Beobachter des Gebotes diese Erleichterung verschmäheten und sich zu dieser schmerzlichen Abhärtung zwangen.

Im Jahre 1604 lebte in der Franche-Comté ein vollkommen schönes Mädchen, mit Namen Rezy, welche Alle, die, durch ihre Tugend und Anmuth entzückt, sie zur Frau begehrten, zurückwies; Gott allein gehörte ihr Herz. Ihre Mutter, die Witwe geblieben war, wurde durch ihr Beispiel bewogen, und trat mit ihr in den dritten Orden des heiligen Franziskus. Sie gründeten in einem Marktflecken der Provinz eine Abtei; bauten jedoch bald, um die Vorschriften des Tridentinischen Concils zu befolgen, welche verordneten, daß Nonnenklöster fernerhin nur in einer Stadt erbaut werden dürften, ein schönes Kloster zu Salins. Eines Tages kam ein hausirender Krämer, der in der Nähe seine Waare ausgepackt und zur Schau gestellt hatte, an ihr Gitter und fragte, ob sie nichts kaufen wollte. Unter den Sachen, die er ihnen anbot, befand sich ein Exemplar der Ordensregel des dritten Standes nach der neuen Reform; sie betraten sogleich den ihnen hier vorgeschriebenen Weg und baten die der Reform gefolgten Mönche, sie unter ihre Leitung zu nehmen.

Eine andere Reform wurde mit diesem Orden im Jahre 1623 vorgenommen; die Nonnen, die sich derselben unterwarfen, erhielten den Namen Recollectinerinnen. In Limburg war das erste Stift dieser Art; Gründerin war Johanne Jesus, die durch die große Anzahl der sich bei ihr meldenden Nonnen gezwungen war, eine zweite Stiftung zu Philippeville zu begründen. Als sie genöthigt war,

nach Limburg zurückzukehren, sagte sie zu ihren neuen Töchtern, daß die heilige Jungfrau ihre Beschützerin sein und selbst ihrem Kloster vorstehen werde. Diese gutmüthigen Nonnen nahmen die Worte ihrer Mutter mit so festem Glauben auf, daß sie lange Zeit nicht daran dachten, eine Vorsteherin zu wählen, und auf dem Chore, im Speisezimmer, im Arbeitssaale und in allen übrigen Gemeinzimmern des Klosters immer einen Platz freiließen für die Königin der Engel, ihre Vorsteherin und Beschützerin; dieser Platz war immer mit Blumen bestreut. Welche Anmuth und erhabene Fantasie, verbunden mit so rührender Einfalt!

Der Cisterzienserorden war sowohl hinsichtlich der Nonnen, als auch der Mönche, in einen großen Verfall gerathen und ganz ausgeartet. Seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts bildete sich aus diesem Orden ein neuer, der einen neuen Namen und die frühere Strenge wieder annahm. Ich meine die Feuillanten. In der Stadt Montesquiou bestand die erste Stiftung der Feuillantinerinnen, denen ihre strenge Ordensregel durchaus den Genuß des Fleisches verbietet. Sie tragen als Fußbedeckung hölzerne Sandalen und schlafen auf Strohmatten; jedoch ist es einer jeden erlaubt, auf Dielen zu ruhen. Als die Feuillantinerinnen aus Mangel an Raum in der ersten Stiftung und wegen immer steigender Anzahl der Nonnen sich genöthigt sahen, sich in Toulouse niederzulassen, ergriffen die Einwohner von Montesquiou die Waffen, um sich ihrer Auswanderung aus der Stadt zu widersetzen. „Wir wollen euch nicht verlieren", sagten sie zu den heiligen Jungfrauen. Im Jahre 1602 entriß sich ein junges Weib von zweiundzwanzig Jahren, die zweimal Witwe geworden, doch noch äußerst schön, reich und aus vornehmer Familie war, dem Geräusche des Hoflebens und nahm den Schleier zu Toulouse. Es war Frau von Bethune Rosni, die späterhin Vorsteherin eines Klosters dieses Ordens zu Paris wurde.

In demselben Jahre fing auch die Mutter Angelika Arnaud an, die strenge Beobachtung der Cisterzienser-Ordensregeln wieder herzustellen, zuerst in der Abtei Port-Royal-des-Champs, unweit Chevreuse, und bald darauf in der zu Marbuisson, die auch unter ihrer Leitung stand. Es gelang ihr, das Kloster Port-Royal nach Paris zu verlegen und ein Doppelkloster daraus zu bilden, so daß Port-Royal-des-Champs wieder Nonnen in seinen Mauern sah. Es ist bekannt, daß die Nonnen von Port-Royal sich lange sträubten, die Verdammung der Bücher des Jansenius anzuerkennen, und daß ihnen diese Hartnäckigkeit ihre Auflösung zuzog.

Noch in eben demselben Jahre unternahm es die ehrwürdige Mutter Du Ballon, die Base des heiligen Franziskus von Sales, in dem Bernhardinerinnen-Orden in Frankreich eine strenge Zucht und eine genaue Beobachtung der Ordensregeln wieder herzustellen. Die Abtei zur Heiligen Katherine, wo sie den Schleier genommen hatte, war von der allgemeinen Entartung, die damals fast sich über alle Klöster erstreckte, nicht frei geblieben. Ein berühmter Geschicht-

schreiber giebt uns folgende Schilderung: „Man hielt kein Gelübde in diesem Kloster; den weltlichen Laien stand ebenso der Eingang, wie den Nonnen der Ausgang offen. Die häufigen Besuche und das Verweilen bei ihren Aeltern und Bekannten gewöhnte die Nonnen so an das Weltliche, daß sie fast nicht mehr als Nonnen zum Kloster zurückkehrten. Die innere Einrichtung ihrer Zimmer war durchaus nicht klostermäßig, sie wetteiferten mit einander in der prächtigen Ausschmükkung ihres Zimmers. Zu ihrer Kleidung wählten sie die feinsten und glänzendsten Stoffe; mehrere schienen sich ihres Standes zu schämen und durch ihre Pracht und ihren Schmuck jede Spur davon verwischen zu wollen. Im Kloster selbst wohnten sogar weltliche Laien; denn außer den Mägden, deren die Nonnen jede eine hatte, wohnten auch Bedienten und Beamte da, welche den Anbau der Ländereien, die Privateigenthum einzelner Nonnen waren, besorgten, und selbst Ackerbau und Viehzucht trieben, so daß das Gebäude mehr einem Meierhofe, als einem Kloster glich.“

In solchem Zustande befand sich damals der größte Theil der Klöster, und es war nicht leicht, diese festgewurzelten Mißbräuche auszurotten. Es mußte lange und mit Ausdauer dagegen gekämpft werden, besonders da dem Bestreben, sie auf ihren frühern, so erhabenen Standpunkt zurückzuführen, hartnäckiger Widerstand, oft Gewaltthätigkeiten entgegengesetzt wurden.

Die Mutter Du Ballon fing ihre Reform mit fünf Nonnen an, die das Kloster, in dem sie nicht ihrer Pflicht und ihrem Gelübde getreu leben konnten, verließen, und sich zu Rumilly, einer kleinen Stadt in Savoyen, niederließen. Nach den Nachrichten des heiligen Franziskus von Sales entwarf die fromme Mutter selbst die Ordensregeln, welche in den zahlreichen Klöstern, die ihrem Beispiele folgten, angenommen wurden.

(1662) Die berühmte Reform des Abtes von Rancé, die eine neue Ausbreitung des Cisterzienserordens bewirkte und unter dem Namen Trappe (ein Kloster, aus dem diese Reform hervorging) bekannt ist, erstreckte sich auch über die Nonnenorden. In Frankreich sind jetzt noch Trappistinnen.

Die Nonnen des heiligen Cisterzienserordens nahmen diesen Namen an, als sie sich der neuen Ordensregel unterwarfen. Die Bernhardinerinnen von Notre-Dame de Tart unterzogen sich unter der Regierung Ludwigs XIII. einer sehr strengen Reform. Dieses Kloster war das erste Stift für Cisterzienernonnen gewesen, und wenn man einigen Geschichtschreibern Glauben beimessen kann, gingen aus demselben sechstausend andere hervor.

Ebenso wurden unzählige Benediktiner-Nonnenklöster der durchaus nothwendigen Reform unterworfen; dergleichen war das zu Montmartre, in welchem die Mönche ein ganz weltliches Leben führten; das zu Notre-Dame de Saint-Paul bei Beauvais; das zu Val-de-Grace in Paris; das zu Notre-Dame de la Paix zu Douai ꝛc.

Die weltlichen Kanonissinnen von Remiremont, einem Kloster in Lothringen, das im Jahre 620 vom heiligen Romarich, einem reichen Privatmanne aus Austrasien, gegründet worden

war, waren lange Zeit Ordenskanonissinnen gewesen. Die Abtei war, wie viele andere, ursprünglich ein Doppelkloster; sie bestand aus einem Mönchs- und Nonnenkloster, die, zwar von einander getrennt, aber doch neben einander lagen. Später trennte und entfernte die Kirche solche Klöster von einander, um die durch eine nahe Berührung beider mit einander entstehenden Mißbräuche und Fehltritte zu verhindern. Die Kanonissinnen von Remiremont erhielten den Namen Weltkanonissinnen im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Sie waren, nachdem sie lange Zeit ein Muster der Heiligkeit gewesen, damals sehr ausgeartet. Die Aebtissinnen waren oft aus königlicher Familie und behielten den Rang einer weltlichen Prinzessin. Die Dekanissin entschied als oberste Behörde alle Streitigkeiten der Einwohner von Remiremont. Jede Kanonissin hatte sehr viele Rechte, Einkünfte und Gerichtsbarkeiten; eine Abtei besaß zweiunddreißig Probsteien, und ihre Einnahmen und Grundstücke waren sehr beträchtlich. Diese Kanonissinnen erhielten 1699 neue Ordensregeln, denen sie sich auch unterwarfen.

Allem Anscheine nach waren alle weltlichen Kanonissinnen ursprünglich Ordenskanonissinnen, wichen aber später gänzlich von den Regeln des heiligen Benedikt ab. Größten Theils haben sie den Gelübden entsagt und sind verheirathet; diejenigen jedoch, welche sich dazu verpflichten, können ihren Stand dann nicht wieder verlassen; ihre Kleidung gleicht etwas der gewöhnlichen Klostertracht, doch ist ihr ganzes Aeußere mehr weltlich; überhaupt weichen die Kanonissinnen ganz vom Klosterleben ab.

Doch nicht nur durch diese durchgreifende Reform, welche den Klöstern ihre Würde wieder ertheilte, wurde die durch die Ketzerei vernrsachte Verderbtheit gehemmt und der Schaden ersetzt, sondern Gott ließ auch eine große Anzahl neuer Orden hervortreten, die im Laufe des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts begründet wurden.

Die Tochter Ludwigs XI., Johanne von Valois, war, wie bekannt, an den Herzog von Orleans verheirathet (den nachmaligen Ludwig XII.); dieser war jedoch nur aus Gehorsam gegen den König, dem er nicht zu widersprechen wagte, diese Heirath eingegangen. Kurze Zeit nachher, nach seiner Thronbesteigung als Ludwig XII., wurde diese Ehe wieder aufgelöst, weil sie, wie man vorgab, durch Zwang geschlossen worden sei. Als man der jungen Königin die Ehescheidungsacte vorgelesen hatte, erwiederte sie nur die Worte: „Gott sei Dank! ich fühle mich glücklich, für ihn diese Schmach zu erleiden und bin überzeugt, daß er dies nur zuläßt, um mir zu zeigen, wie ich ihm fernerhin dienen soll und ihn besser verehren kann, als ich bis jetzt gethan.“ Dies waren die Worte einer so beschimpften Prinzessin, einer entthronten Königin, einer Frau, die man auf der zartesten, empfindsamsten Saite des Weibes tief verwundet, der man Alles entrissen hatte. Nach dem Könige von Frankreich war nur Gott ein ihr würdiger Gemahl. Vom Throne Frankreichs in eine Zelle, das war für Jo-

hanne keine Erniedrigung. Im Jahre 1502 stiftete diese edle und großmüthige Prinzessin den Orden der Annunciaden (der Verkündigung Mariä). Als das Kind einer verheiratheten Jungfrau, weihete ihn Johanna der heiligen Jungfrau, der Mutter des himmlischen Gemahls. Die Ordensregel, welche sie einführte, enthält zehn Abtheilungen, nach den zehn Tugenden der von ihr als Vorbild verehrten Jungfrau: Keuschheit, Klugheit, Demuth, Glaube, Gottergebenheit, Gehorsam, Armuth, Geduld, Frömmigkeit, Mitleid. Die Annunciaden thaten das Gelübde der Keuschheit nach dem Vorbilde der heiligen Maria; beobachteten zu gewissen Zeiten Stillschweigen, um ihre Klugheit nachzuahmen; unterwarfen sich ihrer Priorin, die den Namen Ancilla (Magd) führte, um ihre Demuth nachzuahmen und so auch mit den übrigen Tugenden. Ihre Ordenstracht bestand in einem schwarzen Schleier, als Zeichen der Gottergebenheit; in einem weißen Mantel, als Zeichen der Unschuld; in einem rothen Scapulier, um an das Leiden Christi zu erinnern; in einem braunen Oberkleide, als Zeichen der Buße; in einem blauen Bande mit einer silbernen Medaille, um an den Himmel und an die einstige Glückseligkeit zu erinnern; in einem Stricke mit zehn Knoten, wegen der zehn Tugenden der heiligen Maria, und mit drei eisernen Knöpfen, zur Geißelung im Namen des Herrn; in einem Ringe, zum Zeichen der Treue, mit der sie die Verbindung mit Gott bewahren. Giebt es wohl eine Ordenstracht oder überhaupt ein Symbol, das geistreicher, zarter, beredter und ich möchte sagen, Gott ergebener wäre?

Auch in Italien bildete sich ein Annunciadenorden, in welchem die Nonnen wegen ihres himmelblauen Kleides himmlische Nonnen genannt werden. Eine Witwe begründete zu Genua im Jahre 1604 die erste Stiftung dieses Ordens. Die Nonnen gelobten ein stetes Verweilen im Kloster; sie durften ihren Schleier vor Niemand zurückschlagen, das Gitter wurde nur dreimal des Jahres geöffnet, um sie mit ihren nächsten Verwandten sprechen zu lassen. Einige Vereine dieses Ordens weiheten sich der Pflege und dem Unterrichte der Armen.

Die Theatinernonnen, die seit 1583 bestehen, sind der Ordensregel der Theatinermönche unterworfen, welche als Ordensgeistliche als eine Vervollkommnung der Domherren angesehen werden können. Jede Art Musik, selbst die Orgel war von den Kirchen der Theatinernonnen verbannt. Die Angeliken und Guastalinnen schließen sich an die sogenannten Barnabiten an. Louise Torelli errichtete im Jahre 1536 zu Mailand die erste Stiftung der Art. Sie verpflichteten sich nicht zum Klosterleben und beschäftigten sich mit der Bekehrung der Frauen. Sie trugen um den Hals einen hanfenen Strick und auf dem Kopfe eine Dornenkrone, die später jedoch nur an bestimmten Tagen getragen wurde.

Im Jahre 1624 gründete die ehrwürdige Mutter Maria Elisabeth, Dame des Kreuzes Jesu, den Orden Notre-Dame du Refuge, wodurch sie den reuigen Sünderinnen, wie

einſt Martha der Magdalena, zurufe: „Der Herr iſt da und rufet euch.“ Der heiligen Eliſabeth war von ihrer Kindheit an, um mich des Ausdrucks eines alten Geſchichtſchreibers zu bedienen, ein Kreuz auferlegt; dies Kreuz wuchs durch die rohe Behandlung ihres ungebildeten Mannes und erreichte ſeine größte Höhe in ihrer Witwenſchaft, in welcher ſie große Prüfungen und harte Verfolgungen duldete. Endlich erbarmte ſich der Herr ihrer Noth, ihres Muthes, und gewährte ihr als Belohnung die Kraft, ſich der Tugendübung zu weihen, die der Zweck des von ihr geſtifteten Ordens wurde.

Im Jahre 1639 entſtand unter der Leitung der Marie Chezard de Matel der Orden des „Fleiſch gewordenen Wortes“, der zum Zwecke hatte, die wunderbare Menſchwerdung des Sohnes Gottes beſonders zu ehren.

Anton Yvon, der Sohn armer Tagelöhner in der Stadt Aix in der Provence, war der geiſtige Vater der Nonnen zu Notre-Dame de la Miſericorde. Im ſiebenten Jahre ſchon hatte er einen ſo großen Eifer zum Lernen, daß er, aus Mangel an einem Lehrer, die Schüler bat, ſie möchten ihn leſen lehren. Einige Jahre ſpäter trat er in den Dienſt der Minimen von Pourrières, wo er den erſten Unterricht zu erlangen glaubte; da ihn aber die Minimen nicht in ihrem Dienſte hatten behalten können, zog er ſich, ganz arm, eine Waiſe, von Jedem verlaſſen, in ein Gehölz zurück, wo er zehn Tage von Kräutern und Wurzeln lebte; endlich jedoch band er, aus Furcht, verhungern zu müſſen, Reisbündel aus trocknem Holze und verließ das Gebüſch, um ſeine Waare in der Stadt zu verkaufen; aber ermattet, wie er war, konnte er ſeinen Weg nicht fortſetzen; da klagte er, mit Thränen in den Augen, Gott ſein ganzes Elend. In dieſem Augenblicke glaubte er eine Stimme zu hören, die ihm befahl, ruhig und muthig zu ſein, weil Gott über ihn wache. Sogleich fühlte er ſich geſtärkt und gelangte auch nach der Stadt Pertuis, wo er ſeinen Lebensunterhalt ſich durch Bildermalen erwarb. Nach und nach bekämpfte der junge, arbeitſame Mann ſein Elend, unterrichtete und bildete ſich, wurde Prieſter und ſtiftete im Jahre 1633 den Orden Notre-Dame de la Miſericorde; in dieſen Orden nahm man auch arme Mädchen auf, die ſich zu Nonnen berufen fühlten und die nicht die zu dem Eintritte in einen andern Orden erforderliche Mitgift hatten.

Die Annahme von der Rückfälligkeit der Verdienſte und der allgemeinen Verantwortlichkeit, welche alle Menſchen betrifft, war eigentlich der Grund und der Zweck der meiſten neuern Orden. So ſtiftete 1639 der Dominikaner Antoine le Quieu den Orden der „ſteten Anbetung“; die Mutter Mathilde 1673 den der „Benediktinerinnen der ſteten Anbetung“, um die Fehltritte und Mißbräuche wieder auszugleichen, welche die Ketzer und ſelbſt ſo viele Katholiken gegen das Sakrament des Altars begehen. Die tugendhaften Frauen, welche ſich zu dieſem Entzwecke vereinigten, verſtanden die Mitleid heiſchenden Worte des Gebetes wohl. Sind ſie nicht wie die Nonnen de la Merci? Zahlt dieſe chriſtliche Liebe nicht ſo viel, als das Löſegeld?

Findet hier nicht eine Befreiung der in den Fesseln ihrer eigenen Fehler liegenden Menschheit statt? Die Schuldigen durch das Gebet schützen, Gott besänftigen und ihn bewegen, daß er denen, die ihn verkennen, die Gnade ertheilt, die sie bewegt und bekehrt, ist das nicht hinreichend, um Bewunderung und Anerkennung zu verdienen?

Diese Unterstützung durch Wort und That und Gebet, die Sorgfalt für die Kranken, die den Armen und Unglücklichen zu gewährende Hülfe und die Bekehrung des Nächsten, Bußübungen und Verehrung des Herrn waren zu jeder Zeit der Zweck des Klosterlebens. Es ist dies ein schönes Gebot; es ist aber auch stets getreulich erfüllt worden, die Geschichte zeugt davon. Um jedem Uebel abzuhelfen, sich allen Bestrebungen, Temperamenten und Eigenheiten anzupassen, sich in jede Lage und jedes Verhältniß zu fügen, sich an jeden Zeitraum von Neuem anzuschließen, hat es sich verändern, erweitern und beschränken lassen, es ist der Proteus in der christlichen Liebe. In der traurigsten, elendesten Zeit ist die Unwissenheit doch stets von den Orden bekämpft worden; sie waren einander feind, weil jene eine Feindin Christi war, und deswegen ist sie so von ihnen verfolgt und unterdrückt worden. Die Orden sind stets der Stimme gefolgt, welche durch die Zeitalter ihnen zuruft: docete — docete omnes gentes, „lehret — lehret alle Völker", sie haben es gethan. Die Vereine von Jungfrauen und heiligen Witwen hatten gewiß stets großen Einfluß gehabt in allen den Häusern, wo sich Mütter, Weiber oder Töchter zu christlicher Tugend und Frömmigkeit hielten; sie bildeten Herz und Geist, sie gründeten die Tugend auf den Glauben, und weit entfernt, durch hochfahrende, zauberische Phantasiebilder, oder leere Vorspiegelungen, denen gewöhnlich nur eine bittere, schmerzhafte Täuschung folgt, den Menschen zu verleiten, führten sie ihn vielmehr stets auf das wahre Leben, auf die Wirklichkeit hin. Sie bildeten Weiber für Könige und Bettler, vermieden besonders die Einformigkeit in der Erziehung, die in so vielen Familien traurige und unverbesserliche Folgen nach sich zieht. Um den Werth dieser Wohlthaten beurtheilen zu können, muß man bedenken, wie sehr die ganze spätere Erziehung des Menschen von seiner Behandlung in den ersten Jahren, wo er nur unter den Händen der Mutter ist, abhängt. Kurz, die Frauen bilden, heißt auch, mittelbar die Menschheit bilden.

Als eine der berühmtesten dieser Stiftungen verdient der Ursulinerorden genannt zu werden.

Der Orden der Ursulinerinnen, der im Jahre 1537 von Angelika von Bresse gestiftet wurde, war Anfangs ein sehr einfacher Verein. Angelika wollte, daß sie, wie die Tertiarier, nicht in einem Kloster wohnen, sondern im Staate und im bürgerlichen Leben durch ihr Beispiel wirken sollten. „Sie hieß sie die Unglücklichen aufsuchen und sie trösten, die Armen unterstützen, die Hospitäler besuchen und sich willig den Arbeiten unterziehen, wozu die Nächstenliebe sie antreibe" (Heliot.). Das Volk nannte den Verein „den göttlichen" und die Stifterin

nannte die Nonnen, weil sie dieselben unter den Schutz der heiligen Ursula stellte, Ursulinerinnen. In der Folge vereinigten sich einige in eine gemeinschaftliche Wohnung, ohne jedoch ihre frommen Handlungen einzustellen; später jedoch traten sie größten Theils zum Klosterleben über, thaten feierliche Gelübde und widmeten sich dann der Erziehung junger Mädchen. Die Ursulinerinnen sind in mehrere Vereine getheilt, die, obwohl sie denselben Namen führen und denselben Zweck haben, doch nicht dieselbe Verfassung haben und nicht ein Einer Priorin unterworfenes Ganze ausmachen. Der von dem Ursulinerorden gestiftete Nutzen war so anerkannt, daß sich die Städte beeiferten, ein Kloster zu besitzen und daß der Orden sich sehr vergrößerte und vermehrte. Die Frau von Sainte-Beuve, deren Nächstenliebe und Barmherzigkeit ohne Grenzen gewesen sein soll, begründete die erste Stiftung zu Paris. Die Jesuiten unterstützten dieselbe und ihr Ansehen trug viel dazu bei, sie zu empfehlen und neue zu begründen, so daß bald Deutschland, die Niederlande, selbst Amerika Ursulinerklöster hatten.

Wir können nicht umhin, hier alle die Vereine noch aufzuzählen, die sich zu demselben Zwecke bildeten: (1516) der Liebfrauenorden, der, wie der Ursulinerorden, der Ordensregel des heiligen Augustin folgt und mit diesem viel Aehnlichkeit hat, auch in demselben Zeitraume entstanden ist; (1569) das Stift der Philippinen zu Rom, die sich freiwillig der Ordensregel des heiligen Franziskus unterwarfen und verpflichtet waren, hundert arme Mädchen zu erziehen, und sie, bis sie sich entweder verheiratheten oder in das Klosterleben übergingen, zu beaufsichtigen; die Nonnen eines andern Liebfrauenklosters, das Frau von Mont-Ferraud in Bordeaux gestiftet hatte, welche in den westlichen und südlichen Provinzen Frankreichs Unterricht ertheilten (1607); die Kreuznonnen, die verpflichtet sind, nach Kräften für das Wohl ihres Geschlechts Sorge zu tragen, arme kleine Mädchen zu unterrichten und selbst Erwachsene und Witwen noch zu bilden, damit sie überall diesen erhabenen Beruf erfüllten (1625). Die barmherzigen Schwestern, die auch „Nonnen zu St. Vincent von Paula" heißen, widmen sich der Erziehung armer Kinder, wie allen guten Werken. Eine bewundernswürdige Jungfrau, Namens Legras, war die Stifterin folgender Vereine: (1641) des Vereines der barmherzigen Schwestern zum Liebfrauenkloster: (1666) der Nonnen zu St.-Maur, (1688) der Nonnen zu St.-Cyr, unter dem Patronate der Frau von Maintenon, (1690) der Schwestern zu St.-Paulus; der Schwestern von Mariä Opferung. Nun folgen die Namen, die wir bald bei Aufzählung anderer Wohlthaten wieder erwähnen werden: Die Visitandinen, welche vom heiligen Franziskus von Sales und der ehrbaren Fremiot de Chantal gestiftet wurden; die Töchter der heiligen Genovefa. Die Hospitaliterinnen zu St. Joseph; die barmherzigen Schwestern zu Evron; die Weisheitsschwestern u. a. m. Das neunzehnte Jahrhundert hatte kaum angefangen, so traten schon hervor: (1816) die Schwestern des heiligen Andreas, (1807) die Schwe-

ſtern der Kindheit Jeſu und Mariä, und die Schweſtern der heiligen Sophie; (1810) die Nonnen zu Bon-Secours in Toulouſe; (1820) die Schweſtern der Providence du Maine u. ſ. w.

Es ſcheint, daß ſeit der Reformation die katholiſche Kirche ihre liebevollen, wohlthätigen Stiftungen verdoppelt habe, um den Verluſt an guten Werken wieder zu erſetzen und dem verderblichen Irrthume und Aberglauben entgegenzuarbeiten. Dieſer Verkündigung des Wortes Gottes hat man noch nicht Unduldſamkeit vorzuwerfen gewagt.

V.

O wie leicht kann man den wankelmüthigen Zweiflern antworten, die ſich nur durch eine ununterbrochene Reihe von Wundern bekehren laſſen wollen; wie leicht ihre dünkelhafte, ſelbſtgefällige Aeußerung: „Gott muß bei mir eine Ausnahme machen, wenn ich glauben ſoll“, in die gehörigen Schranken zurückweiſen! Für ſo wichtige, allmächtige Menſchen, die geſtern geboren und heute todt ſind, iſt freilich ein Wunder nöthig; und bei dieſem Wunder muß ſie Chriſtus erſt noch fragen, zu welcher Zeit, an welchem Orte und überhaupt, wie ſie es haben wollen, denn er muß es ihnen doch nach ihrem Geſchmacke thun; ſehen ſie denn nicht, daß die Uebertretung der Naturgeſetze ſich ſelbſt in ein Naturgeſetz verwandeln würde? Würden ſie nicht bald wieder verlangen, daß die gegenwärtige Ordnung der Dinge unveränderlich bliebe? Kaum aber haben ſie die Wunder verworfen, ſo wollen ſie ſchon wieder ein neues.

Wenden wir dies auf die Wunder an, welche die Barmherzigkeit täglich vor unſern Augen verrichtet. Man denke ſich eine junge, ſchöne Frau, die im väterlichen Hauſe zwar verzogen worden, aber ein leicht reizbares, theilnehmendes Gemüth hat; ſie hat das Elend einiger Unglücklichen, denen ſie auf dem Wege zufällig begegnete, oder in deren Wohnung ſie geweſen war, mit angeſehen; ſie wird gerührt und beeilt ſich, neben ihren Geſchäften dieſe armen Leute zu warten und zu pflegen. „Das iſt ein Engel“, würde man ſagen, obgleich man nicht an Engel glaubt. Schenkte nun dieſe Frau den leidenden Unglücklichen noch die Hälfte ihrer Zeit und ihres Vermögens, ſo würde der Hauſe rufen: welche große Aufopferung, ſie hat keine ihres Gleichen, ſie iſt über Alle erhaben! Fügte es ſich noch dazu, daß ſie ein ſchweres Opfer freudig darbrächte und durch ihr Dulden noch mehr glänzte, ſo würden die gefühlvollen Menſchenfreunde dieſe ſchöne Dulderin feierlich mit der Tugendkrone ſchmücken.

Dies Weib würde Erſtaunen, Bewunderung, Ehrfurcht erregen; aber gewöhnt ſie das Volk an dieſe ihre Opfer, hat ſie ſich dieſes himmliſche Weſen mit Natürlichkeit und Einfachheit angeeignet, ſo daß man bei ihr keine Anſtrengung mehr bemerkt, daß ihr den Unglücklichen gewidmetes Leben gar nicht mehr als ſolches erſcheint, hebt ihre gänzliche Entſagung alles Eigenthums und der Verbindung mit ihrer Familie den früher etwas noch

hervortretenden Kontrast auf; nimmt die Unterstützung der Armen und die Wartung der Kranken ihre ganze Zeit ein und besteht darin auch ihr ganzes Vergnügen: so hört dies auf, ein Wunder zu sein. Man wird diese liebevolle Unterstützung der Unglücklichen, die Wohlthaten dieser theilnehmenden Jungfrau ganz ruhig und gelassen loben. Das Wunderbare wird durch die Gewöhnung verwischt. Christus hat die Tochter des heiligen Vincenz von Paula zu einer Heiligen gemacht, die man nicht mehr und nicht weniger bewundert, als den regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten. Merkwürdig ist es daher, daß man bei den Ordensregeln davon eine Ausnahme macht.

Voltaire selbst sagt: „Vielleicht giebt es nichts Größeres auf der Erde, als das Opfer, welches ein so zartes, schwächliches Geschlecht bringt, indem es Schönheit, Jugend, Rang und Geburt hinten ansetzt und der Wartung jener Unglücklichen in den Hospitälern sich widmet; es ist ein trauriger Anblick. Die Ketzer haben solche Barmherzigkeit in bei weitem geringerem Maße nur geübt, selbst in der katholischen Kirche ist die Anzahl solcher heilsamen Stiftungen noch gering.“ Letzteres aber ist eine Unwahrheit.

Die Anzahl ist sehr gering, sagt er; man straft Todte nicht gern Lügen, aber wahrlich, man muß es hier, um der Ehre Gottes und der Frauen willen; besonders da man ihn nicht entschuldigen kann, daß er nicht wüßte, was er sagte; nein, er weiß es sehr wohl und der Wahrheit gebührt das Recht.

Die Anzahl solcher Stiftungen ist sehr gering, heißt: die Anzahl solcher Stiftungen ist überaus groß.

Ohne die Mönchsklöster zu erwähnen, weisen wir nur auf die Nonnenklöster hin, von denen der größte Theil arme Kranke verpflegte, Fremde und Reisende beherbergte. Und besitzt denn nicht jeder von den Hauptorden nicht nur einen, sondern mehrere Vereine, die sich diesen Zweck vorgesetzt haben?

Die Aufführung folgender Orden, welche auch der Kirchenvater Ferney erwähnt, mag unsere Behauptung bestätigen; wir beschränken uns jedoch hierbei auf die nach der Reformation gegründeten Stiftungen:

Die Hospitalnonnen zu la Charité Notre-Dame, ein von Simon Gaugain im Jahre 1624 begründeter Verein, waren zur Verpflegung armer kranker Frauen verpflichtet, und hatten Stiftungen zu Paris, Rochelle, Patai, Toulouse, Beziers, Bourges, Albi u. s. w.

Die Hospitalnonnen zu Notre-Dame du Refuge, die sich auch den Werken der Barmherzigkeit widmeten; in den Städten Nancy, Avignon, Toulouse, Rouen, Arles, Montpellier, Dijon, Besançon, le Puy, Nimes, St. Roche waren von diesem Orden Spitäler erbaut.

Ferner die Hospitaliterinnen von Loches, ein bei Gründung eines Hospitals dieser Stadt mit gestifteter Verein, waren in den Städten Vierzon, Amboise, Clermont, Riom, la Palisse, Arles, Gueret, Poitiers, Grenoble, Niort, Aubigny und Beaucaire verbreitet.

Die Hospitaliterinnen zu la Miséricorde de Jesus in Dieppe, Vannes, Rennes, Bayeux, Quimper, Eu, Vitré, Gentilly, Gueménée, Auray, Lannion, Carhaix, Chateau-Gontier, Fougères, Guingamp, Morlaix, Treguier, St. Mandé, Harcourt, Caderousse, Guérande, zu St. Marcel in Paris; in Kanada sogar lebten einige dieser edlen Jungfrauen.

Die Vereine des heiligen Sulpicius, des heiligen Benedikt, des heiligen Nikolaus von Chardonnet, welche alle von Vincenz von Paula, dem Vorbilde und Muster der Barmherzigkeit, gegründet waren. Nach ihnen erhob sich der Orden der barmherzigen Schwestern: in ihrem Namen liegt schon ihr Beruf; sie verpflegten Galeerensklaven, erzogen Findlinge und wurden deren geistige Mütter, sie waren die Stütze der Armen, der Trost der Gefangenen, die Wärterinnen der Kranken. Wo unser Lob jedoch nicht hinreichend ist, wollen wir lieber schweigen; hier bewundert man nicht mehr, hier liebt man; die Bewunderung verliert sich in die Liebe, wie der Fluß in das Meer. Zur Zeit Voltaire's belief sich die Zahl der Hospitäler und Freischulen zusammen auf vierhundert sechsundzwanzig.

Die Nonnen von Mariä-Heimsuchung, ein vom heiligen Franziskus von Sales gestifteter Orden, welche sich zur Belehrung der Unwissenden und Unterstützung der Leidenden verpflichteten. Helyot zählt mehr als 160 Stiftungen derselben.

Die Töchter der heiligen Genovefa und die Miramionen, welche die Armen unterrichteten, die Kranken pflegten und Arzneien bereiteten.

Die Hospitaliterinnen von la Flèche, die in la Flèche, Laval, Moulins, Avignon, Montréal und Kanada verbreitet waren.

Die Hospitaliterinnen zu St. Joseph; hinsichtlich der Tugendübung und Frömmigkeit, die von den, von der römischen Kirche ausgeschlossenen Völkern nur in sehr geringem Maße nachgeahmt worden ist, glichen sie ganz den barmherzigen Schwestern. Darin hat Voltaire Recht: sie ist wahrlich in sehr geringem Maße nachgeahmt worden. Sie verbreiteten sich in Auvergne, in dem Departement der Oberloire und der Dauphiné.

Ferner die schon erwähnten Hospitaliterinnen von St. Thomas von Villeneuve u. s. w. Ich wollte hier nur die nach der Reformation gegründeten Stiftungen anführen und beschränkte mich auch auf die, welche in Frankreich hervortraten, denn alle die unzähligen Stiftungen anzuführen, würde unmöglich gewesen sein; es sei mir noch erlaubt, einige Namen zu erwähnen, die den oben angeführten nicht nachstehen, auf die vielmehr Frankreich stolz sein muß: die Schwestern von Evron, die Töchter der Weisheit, die Töchter des Heilands, die Schwestern der Vorsehung, die Schwestern der Darbringung, die Schwestern des heiligen Karl Boromäus, die Schwestern des heiligen Aleris, die Schwestern des Glaubens, die Schwestern des heiligen Joseph, die man nicht zu verwechseln hat mit den Hospitaliterinnen zu St. Joseph, die Aehnlichkeit des Namens und die Gleichheit ihrer Heiligkeit könnten leicht dazu verleiten. Die Hospitaliterinnen zu No-

tre Dame de la Charité, die Schwestern des heiligen Sakraments, die Hospitaliterinnen von Evremont u. s. w.

Doch mögen die Namen hier genügen; auch ihre Werke aufzuführen, würde uns zu weit führen. Mit Recht bewundert unser Zeitalter das Alterthum. Was würden aber die Alten sagen, wenn sie jetzt wieder auferständen und das Weib durch das Christenthum so verändert sähen? Würden sie in diesem irdischen Engel ihre Sklavin wieder erkennen? Die Sanftheit, Demuth, Holdseligkeit und Glaubenskraft, die sich über ihr ganzes Wesen ergießen, die sie über das Irdische fast erheben, würden sie zweifelhaft machen, ob sie Wahrheit sähen, sie würden ausrufen: Nein, das ist nicht die Erde, die wir betreten! Was ist das für ein Geschlecht, das unsern Göttern gleicht, ja sie wohl übertrifft? Wo sind wir, in einem neuen Himmel?

Wir aber, die wir im Christenthume leben, oft es verleugnen, finden darin gar nichts zu bewundern. Man meint: die Idee vom Guten ist bei einem beschränkten Geiste eine sehr hohe; das Christenthum hat uns einen andern Maßstab anzulegen gelehrt: wir gehen jetzt weiter und fordern mehr. Eine innere Stimme sagt uns: Wir Christen müssen das Gute und Rechte thun, weil wir es vermögen; du, Plato, konntest es nur lehren!

Besonders noch zu bewundern ist das Weib wegen der Aufopferung des häuslichen Glücks, wofür sie doch eigentlich bestimmt ist; sie verläßt Alles, um Gott zu dienen.

Die Nonnenklöster standen zu den Mönchsklöstern fast in demselben Verhältnisse, hinsichtlich ihrer Entstehung, wie die Frau zum Manne. Die Erschaffung des ersten Menschenpaares schien gleichsam Vorbild zu sein bei der Begründung der Mönchs- und Nonnenorden. Nachdem die Mönchsorden einige Zeit bestanden, fühlten sie sich verlassen, sie sehnten sich nach einer Gefährtin. Da entstanden die Nonnenorden. Das Band ihrer Verbindung ist Gott, in ihm vereinigen sich ihre Gebete.

Die Nonne und das Weib des Mannes, jene dem Kloster, diese ihrer Familie angehörig, sind von einander ganz verschieden. Die Nonne sitzt im Nachdenken vertieft; sie strahlt in der Einsamkeit des Klosters, ihre Tugend ist ein Geheimniß zwischen ihr und Gott. Das Kloster kann einen großen Ruf der Heiligkeit erlangen, die in demselben verborgene Frömmigkeit bleibt unbeachtet. Die Mönche finden in der Frucht ihrer Arbeit eine Ermunterung; die Wissenschaft gewährt ihnen Genuß. Sie arbeiten, kämpfen, verkünden das Evangelium, predigen und bekehren. Wenn sie den Schweiß von der Stirne trocknen, können sie danach die Früchte ihres Fleißes beurtheilen. — Die Leistungen des Weibes kennt nur Gott. Kein Sterblicher kann wissen, was durch eine heilige Klara und heilige Rosalie der Menschheit geleistet worden ist. Was für Segen die Gebete vom Himmel herabflehen, wie viel Verbrechen und Strafen durch die Kasteiungen vermieden werden, das bleibt ein Geheimniß für diese Erde. Gott aber wird ihnen einst in seiner Gnade das zu Theil werden lassen, was ihnen auf Erden hier versagt blieb. Dem Dienste

Gottes geweiht, beten sie bei jeder ihrer Handlungen, die sie in bescheidener Demuth verrichten. Ruft sie endlich der Tod, so wird ihnen im Himmel ein um so größerer Lohn zu Theil werden, je unbeachteter sie auf Erden waren.

Einige freilich erscheinen mit strahlender Krone, durch ihre Tugenden, ihren Geist, wie durch ihre Handlungen ausgezeichnet. Ohne die heilige Therese noch einmal hier zu erwähnen, nennen wir nur die heilige Hulda, Aebtissin von Streneshal, von dem berühmten Beda schon gefeiert; sie war gleich fromm und klug, Könige und Bischöfe holten sich öfters bei ihr Rath. Ihr Andenken wird besonders in Yorkshire gefeiert, wenn die Bauern auf Gebeine in der Erde stoßen, halten sie es für ein Wunder der heiligen Hulda. Es heißt unter andern, daß die deutschen Klosterfrauen Kunighilde und Beratgilde sehr wissenschaftlich gebildet waren (valde eruditae erant in liberali scientia). Mabillon erwähnt mehrere deutsche Benediktinerklöster, die wegen der gebildeten Nonnen ausgezeichnet waren. Willibald ertheilt mehrern englischen Klöstern dasselbe Lob. Mehrere Orden machten sich gegenseitig die Elisabeth von Shonaug als Ordensschwester streitig: sie ist durch ihre Schriften wie durch ihre Weissagungen berühmt. Die Mutter Baptista Venace, so wie ihre Schwester Johanna, waren ebenfalls durch ihre Frömmigkeit und Tugend ausgezeichnet. In einem Briefe des heiligen Peter an Heloise heißt es: „Es ist mir angenehm, eine Unterredung mit Euch fortzusetzen, denn ich bin über Eure hohe Bildung erfreuet und von Eurer Heiligkeit mit Ehrfurcht erfüllt worden.“ Oft geschah es, daß Nonnen sich mit Abschreiben von Manuscripten beschäftigten; in Belgien waren die Schriften Eiker's wegen ihrer schönen Malerei und Schreibart berühmt. Herotswith schrieb moralische Betrachtungen. In einigen offenbarte sich der Geist Gottes durch Weissagungen. Die heilige Brigitte sagte es dem Papste Urban V. voraus, daß er, wenn er sich nach Frankreich begeben würde, dort sterben werde. Die heilige Dorothea, sagt der protestantische Vogt in seiner Geschichte Preußens, weissagte dem Großmeister des Teutonenordens, Wallenrod, den Tod. Vogt schließt seinen fünften Band, wo er von der Dorothea spricht, mit den Worten: „Am Ende des Jahrhunderts, das den preußischen und lithauischen Boden so oft von Blut getränkt, vom Kriege verwüstet, von den Flammen verzehrt sah, das Klagen und Stöhnen der Verzweifelnden hörte, erschien die heilige Büßerin in dieser schrecklichen Verwüstung wie ein tröstender, liebevoller, vom Himmel gesandter Friedensbote.“

Bei Bingen, wo sich der Rhein durch steile, mit Weinpflanzungen, alten Ritterburgen, Kapellen, gothischen Kirchen, romantischen Dörfern gezierte Ufer windet, sieht man einer kleinen Insel gegenüber, die durch den Thurm berühmt ist, in welchem der Sage nach eine Prinzessin von den Ratten verzehrt wurde, auf dem schönen St. Ruperts-Hügel die Ruinen der Einsiedelei, welche die heilige Hildegard bewohnte. Päpste und Kaiser schrieben an diese Heilige und baten um ihren Rath und ihren Segen.

Philipp von Flandern fragte sie, ob er das Kreuz nehmen solle und ging dann nach dem heiligen Grabe.

Aber diese berühmten Heiligen, die Anerkennung dieser Tugenden und Wunder sind nur eine Ausnahme in der Geschichte der heiligen Jungfrauen, ihr Reich ist nicht von dieser Welt.

In der französischen Revolution, wo Franzosen wie Barbaren wütheten, erstürmte man die Kirchen, plünderte man die Klöster, verjagte oder tödtete die Mönche und Nonnen, trat die Religion mit Füßen. Nonnen wurden von den Armen, die sie unterstützt und gepflegt hatten, gegeißelt, wie einst Christus, ihr Meister, von denen, die er zu retten gekommen war. Die Räuber verließen die heiligen Stätten nur, wenn sie Alles geraubt hatten. Da rettete das Christenthum Frankreich. Das Weib ging mit einem muthigen Beispiele voran; sie schien bestimmt zu sein, einen zweiten Erlöser zu gebären.

Der geistliche Stand überhaupt ist dem Weibe großen Dank schuldig. Als man die Nonnen aus den Klöstern jagte, wunderten sich ihre vorgeblichen Befreier, wie wenig jene die Freiheit achteten. Eine große Menge floh aus Frankreich und ging wieder in das Gefängniß, aus dem man sie befreit hatte; sobald es erlaubt war, öffentlich und unverhohlen Christ zu sein, kehrten sie zurück. Selbst vor dem Concordate konnten sie schon zurückkehren. Spitäler und Schulen bedurften ihrer. Durch sie faßten auch die Mönchsorden wieder Fuß und wirkten nun gemeinschaftlich.

Wie wir schon erwähnt, haben die Feinde des Christenthums immer besonders gegen die Geistlichkeit gewüthet; das fühlte ganz Europa. Die Revolution vollendete, was die Reformation übrig gelassen hatte: so verschwanden die meisten Klöster. Ehemals konnte Gott die Erde segnen wegen der Gemeinden, die in seinem Namen versammelt waren und ihm lebten; wegen der Frommen, die ihn stets anbeteten. Er liebt uns nach unserem Wandel! Jetzt, wie viel Bosheit und Laster, wie wenig Gebete und Opfer; wie wenig Frömmigkeit und Tugend; wie wenige Gott verwandte Seelen! O Herr, dein Gericht ist nahe! Wehe dem Menschen, der nicht betet! Wehe allen Vereinen, wo man nicht zu dir flehet, wo man nicht Buße thut, nicht Fasten und Entbehrungen sich freiwillig aus Liebe zu Christo unterziehet. Unsere Fehltritte machen sie dringend nöthig.

Hätten wir mehrere von den denkwürdigen Beispielen noch erzählen können, von denen wir Augenzeuge waren, so würden wir vielleicht das Herz mancher Frauen gerührt haben, vielleicht wären sie begeistert worden, ein Aehnliches zu thun. Doch Mangel an Raum verhinderte uns, mehr, als oft nur Namensverzeichnisse zu geben. Wir haben mit kurzen Worten nur Jahrhunderte schildern, Namen und Handlungen erwähnen, nie aber auf das Nähere und Einzelne zu weit eingehen können. Ebenso war es auch unmöglich, nach den einzelnen Epochen das Mönchsleben durchzugehen und seinen Einfluß auf Kunst, Wissenschaft und Leben zu schildern.

Möchten wir durch die Anpreiſung der Heldenthaten, wie der hehren Glaubenskraft der Heiligen, zu eifriger Nachahmung ermuntert haben; möchten fromme Seelen darin Stärkung und Troſt finden und ihren Glauben und Vertrauen auf den immer feſter ſetzen, der ihnen den Weg gebahnet hat zum Vater des Lichts und der Liebe!

Inhalt.

	Seite
Chriſtliche Geſchichtstabelle, von Schneider.	
Maria, von Gerber	1
Die Gnadenreiche, von Guſtav de la Noue	11
Zweite Betrachtung über Maria, von Moreau	19
Das Leben und Wirken der heiligen Magdalena, von de C—s	23
Betrachtung über die heilige Magdalena, von Guſtav de la Noue	37
Das Leben und Wirken der heiligen Cäcilia, von Lacarr	39
Betrachtung über die heilige Cäcilia, von Madame E. von Girardin	51
Das Leben und Wirken der heiligen Katharina, von Julius von Francheville	53
Betrachtung über die heilige Katharina, von Emil Deſchamps	61
Das Leben und Wirken der heiligen Klotilde, von P. Lamache	65
Betrachtung über die heilige Klotilde, vom Grafen Julius von Reſſéguier	79
Das Leben und Wirken der heiligen Eliſabeth, vom Abbé Didon	81
Betrachtung über die heilige Eliſabeth, von Moreau	95
Das Leben und Wirken der heiligen Thereſia, von Heinrich Gouraud	101
Betrachtung über die heilige Thereſia, von Turquety	121
Das Leben und Wirken der heiligen Genovefa, von Paulin D**	125
Betrachtung über die heilige Genovefa, von Ch. von Beauchêne	137
Das Leben und Wirken der heiligen Urſula, von L—re	139
Der Schutzgeiſt, von Alph. von Lamartine	145
Nonnenorden, von N. W. von Cégny	147

Im Verlags-Comptoir von A. Peeters erscheint in Kurzem:

Geschichte Napoleons,

mit 200 in den Text gedruckten Abbildungen,

erscheint in Lieferungen; das Ganze bildet deren funfzehn in Kleinfolio. Die Lieferung kostet 4 Groschen.

Groß zwar ist die Anzahl der in unserer Zeit erschienenen Napoleonaden, welche theils den Titel: Memoiren über Napoleon, und mehrere von ihm selbst sogar führen, theils auch reine Geschichtswerke sind. Allein da Nepoleon ein Mann war, der sich durch seinen energischen Geist einen so großen Einfluß auf die europäischen National-Interessen errungen hatte, daß er fast das jedes Einzelnen berührte, so theilen sich, je nachdem der Eine oder der Andere sich in seiner National-Ehre verwundet oder geschmeichelt fand, oder auch die Privat-Interessen seiner Landsleute benachtheiligt sahe, seine Biographen in enthusiastische Bewunderer und in abgesagte Feinde; die Einen schmücken mit glänzender Beredtsamkeit seine Thaten aus, während die Andern mit demselben Eifer seinen Ruhm zu verkleinern suchen; der Franzose verherrlicht ihn in dem Nimbus seiner Glorie, verfolgt ihn mit berauschtem Entzücken auf seinem kühnen Siegesfluge, und schaut in ihm den Heros, den Gott seiner Nation, während der Deutsche in ihm den Unterdrücker der Freiheit, den mächtigen Usurpator und eine Geißel der Menschheit erblickt und über seine kühnen Thaten aus diesem Gesichtspunkte abspricht. Bei so bewandten Umständen läßt sich von dem ganzen Schwalle dieser über Napoleon erschienenen Schriften für den unparteiischen Geschichtsfreund kein brauch- und nutzbares Werk erwarten. Und da nach einem Dezennium dieser getheilte Eifer noch nicht zu erkalten schien, so läßt sich ganz natürlich von den gleichzeitigen um so mehr voraussetzen, daß ihren Werken dieser entgegengesetzte Charakter noch weit sichtbarer aufgeprägt sein muß, weil die Gemüther von den verschiedenartigen Eindrücken jener ereignißreichen Zeit noch viel mehr erfüllt waren. Vorliegendes Geschichtswerk hat das Verdienst einer rücksichtslosen Unparteilichkeit, der Verfasser entäußert sich gänzlich seiner Nationalität und ist bloßer Geschichtschreiber; er stellt Napoleon in seinem wahren Charakter und die verschiedenen Schattirungen seiner Zeit in dem wahren Lichte dar; wie seine Urtheile sind, wird das Werk selbst lehren. Dabei ist das

Werk mit Abbildungen geschmückt, welche, um uns so auszudrücken, eine sinnbildliche Ergänzung des so thatenreichen Lebens dieses außerordentlichen Mannes bilden und die wichtigsten Ereignisse, sowie die Portraits aller der zu dieser Zeit ausgezeichneten Männer, welche wie Planeten dieses leuchtende Gestirn umkreisten, darstellen, so daß wir die Versicherung geben können, daß dies das einzige populäre Geschichtswerk über Napoleon, das bis jetzt erschienen ist, genannt zu werden verdient. Der Verleger hat alles Mögliche gethan, um eine schöne, dem Inhalte angemessene Ausstattung mit Wohlfeilheit zu vereinigen. Das ganze Werk, das in 15 Lieferungen erscheint, kostet, die Lieferung zu 4 Groschen, nicht mehr als 2 Thlr. 12 Groschen.